
Princeton University Library
32101 064469404





Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

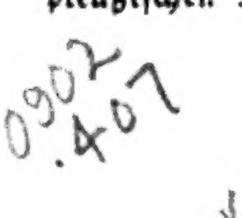
21. Jahrgang.

II. Semester. III. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1862.

Register.

Jahrgang 1862. Drittes Vierteljahr.




RECAP

Die Truppen der Militärgrenze.

1.

Unter den mannigfachen Bewegungen, welche Oestreich in den letzten zwei Jahren erschütterten, spielte auch die Frage über die Auflösung oder Beibehaltung des Militärgrenzinstitutes eine hervorragende Rolle.

Mit stürmischer Heftigkeit verlangte der kroatisch-slavonische Landtag die unverzügliche Auflösung des Grenzverbandes und die Vereinigung der verschiedenen Regimentsbezirke mit ihren Nachbarprovinzen, während die Regierung ihr Terrain mit unerschütterlicher Zähigkeit behauptete, die Fortdauer des dermaligen Zustandes als mit der Wohlfahrt der Gesammtmonarchie untrennbar verbunden erklärte, selbst die unbedeutendsten Reformen nur theilweise und zögernd bewilligte und endlich durch die Auflösung des kroatisch-slavonischen Landtages allen weitern Debatten und Petitionen, wenigstens für die nächste Zeit, ein Ende machte. Auch die wenigen aus der Militärgrenze selbst ertönenden Stimmen waren getheilt, und merkwürdiger Weise überwog die Zahl jener, welche sich als Freunde des Bestehenden erklärten, die Partei der nach einer Aenderung ihrer Verhältnisse sich Sehnenden. Bei näherer Betrachtung mögen freilich die Anschauungen jener Männer aus der Militärgrenze, welche mit ihrer Meinung vor die Oeffentlichkeit traten, nicht als unbefangen und vorurtheilsfrei erscheinen. Denn es waren zumeist Offiziere und Beamte, welche bei einer Aenderung vieles zu verlieren und nichts zu gewinnen glaubten.

Sowohl die Mitglieder des Landtages als auch die Regierung in Wien nahmen das historische Recht bei der Vertheidigung ihrer Forderungen in Anspruch. Außerdem aber wiesen erstere auf die dem Grenzgebiete aufgebürdete ungerechte „Blutsteuer" (womit man die allgemeine Wehrpflicht bezeichnete), auf den unerträglichen Zustand des unter dem fürchterlichsten Militärdespotismus schmachtenden und darum in seiner geistigen und materiellen Entwicklung zurückbleibenden Landes und endlich auf die ungeheuern Mehrabgaben hin, welche den andern Provinzen durch die Erhaltung der ausschließlich dem Militärdienste gewidmeten und von fast allen Abgaben befreiten Bevölkerung eines ganzen Landes erwachse. Den heimlichen und offenen Gegnern der östreichischen Re-

gierung aber war das Bestehen „einer so zahlreichen und stets schlagfertigen, nur dem Willen eines Einzigen untergeordneten Heeresmacht" ein drohendes Schreckbild, und darum erhoben auch sie ihre Stimmen für die Aufhebung des „barbarischen und veralteten Institutes". Dagegen sprach die Militärpartei von der großen Erleichterung, welche den übrigen Provinzen durch den Fortbestand der Militärgrenze zu Theil werde, indem dort eine fast gar nichts kostende Truppenzahl auf den Beinen sei, welches Contingent nach Aufhebung der Grenze von den andern Theilen des Staates aufgestellt und erhalten werden müßte.

Man erwähnte der Begünstigungen, die andererseits wieder den Grenzbewohnern zu gute kämen und hob hervor, daß überhaupt der ganze Zustand des Landes ein höchst glücklicher sei und die Aenderung der mit den Gesinnungen und Gewohnheiten des Volkes innig verwachsenen Institutionen höchst schmerzlich empfunden werden würde. Endlich aber glaubte man in den Grenztruppen eine mächtige Stütze und ein stets bereites Werkzeug gegen die Aufstandsversuche anderer Provinzen zu besitzen, da man jene noch immer zu den verläßlichsten Truppen zählte und die Leistungsfähigkeit des Grenzgebietes nach den Erfahrungen der Jahre 1848—1849 beurtheilte.

Es soll hier keineswegs den Wünschen und Forderungen der einen oder der andern Partei das Wort geredet werden, obwol es leicht bewiesen werden könnte, daß sich alle Theile in ihren Hoffnungen und Befürchtungen irren; es soll nur eine kurze Andeutung über die allmälige Entwicklung des Grenzinstitutes und eine Schilderung der Grenztruppen gegeben werden. Die Geschichte der Neuzeit hat wiederholt Gelegenheit gegeben, das ganze Institut in das rechte Licht zu stellen.

Das von dem kroatisch-slavonischen Landtage beanspruchte historische Recht ist sehr problematisch. Freilich gehörte der größte Theil des heutigen Grenzgebietes in grauer Vorzeit dem Kroatenreiche an. Doch gehörte dem letzteren noch so manche andere Landesstrecke an, auf welche heutigen Tages niemand Ansprüche zu machen wagt. Indessen gingen alle diese Gebiete nach und nach an die Türken verloren und mußten wiederholt — größtentheils mit deutschem Blut und deutschem Geld zurückgewonnen werden.

Das Land war verwüstet und entvölkert. Es wurde Ansiedlern aus den östreichischen Nachbarprovinzen und flüchtigen Rajahs aus Serbien und Bosnien unter der ausdrücklichen Verpflichtung zum Kriegsdienste überlassen. Uebrigens hätte die Bevölkerung auch ohne diesen Vertrag stets unter den Waffen bleiben müssen, da das Land nur durch unausgesetzten Kampf gegen die Raubzüge der Türken zu behaupten war, und es stellten sich daher auch die wenigen einheimischen Bewohner in die Reihen der damals gebildeten Miliz ein.

Um die unter verschiedenen Befehlshabern stehende und daher zersplitterte Wehrkraft zu vereinigen und unter einen Oberbefehl zu bringen, ernannte

Kaiser Maximilian der Zweite im Jahre 1575 seinen Oheim, den Erzherzog Carl den Zweiten zum „immerwährenden Generalcapitän des Generalates in den kroatischen und windischen Marken", worunter man den westlichen Theil der heutigen Grenze begriff. Allerdings gaben die Stände auf dem 1578 abgehaltenen Landtage dieser Verfügung nur unter der Bedingung ihre Zustimmung, daß der Erzherzog sich nur mit den rein militärischen Angelegenheiten befassen und mit dem Ban im Einverständniß handeln sollte. Allein die stets sich erneuernde Türkengefahr machte die Durchführung dieses Vertrages unmöglich. Der Kriegszustand, in dem sich das Land befand, gab dem Befehlshaber der Truppen ohnehin die unumschränkte Herrschaft in den von ihm besetzten Gebietstheilen, und als später die Würden des Generalcapitäns und des Ban's gewöhnlich in einer Person vereinigt wurden, wurden von den Comitaten keine besondern Anstrengungen zur Aenderung der Grenzverhältnisse gemacht, da man nicht Lust hatte, die dem Grenzgebiete zugewälzten Kriegslasten tragen zu helfen.

Ueberhaupt wurde seit fast dreihundert Jahren nie eine Verbesserung des Looses der Grenzer verlangt, sondern stets nur gegen die Abtrennung des „der kroatischen Krone gehörigen Territoriums" protestirt. Es war den Ständen eben nur darum zu thun, ihre Herrschaft zu erweitern und den König noch mehr von ihrem Willen abhängig zu machen. In der Neuzeit ist freilich eine andere Sprache geführt worden; aber dennoch ist es zweifelhaft, ob hinter der warmen Befürwortung der Bürgerrechte der Grenzer nicht auch die alten Gelüste sich verbergen. Wenigstens flößt der Umstand, daß sich unter den bedeutendsten Gegnern des Grenzinstitutes die mächtigsten Prälaten und Magnaten befinden, kein besonderes Vertrauen ein.

Auf der andern Seite war dagegen die Regierung stets mit den umfassendsten Versprechungen bei der Hand, ohne hinterher auch nur das mindeste zu erfüllen. So löste Kaiser Leopold der Erste die Grenze förmlich auf und stellte die volle Integrität des kroatisch-slavonischen Gebietes — auf dem Papiere — wieder her, endlich übertrug er die Würde des Generalcapitäns auf den jeweiligen Banus, welcher stets ein Sohn des Landes sein sollte. Von diesen Zusagen wurde nur die letzte erfüllt, bald darauf aber wurde die militärische Organisation des Grenzgebietes noch mehr befestigt und neu geregelt. Der schwache Widerspruch des kroatisch-slavonischen Landtages verhallte, und die Stände Ungarns, von denen die Angelegenheit in letzter Instanz berathen werden sollte, fanden es auch nicht für gut, sich der Sache mit ganz besonderem Eifer anzunehmen, da das von ihnen dem Kaiser zugeführte Contingent zum größten Theile aus Grenzmilizen bestand. Die Erfüllung des berühmten „Vitam et sanguinem damus" wurde hauptsächlich nur durch die aus den Grenzdistricten ausgehobenen Truppen ermöglicht. Trenk sammelte seine Pan-

duren theils auf seinen slavonischen Gütern, theils aus freiwilligen Grenzmilizen, und die wenigen Infanterie- und Husarenregimenter, welche unmittelbar von den Ungarn selbst aufgestellt wurden, waren wol stattlicher ausgerüstet und auch besser disciplinirt, aber an Zahl bedeutend geringer, als die aus den Grenzprovinzen gegen die Feinde Oestreichs entsendeten wilden Kriegerschaaren. Letztere waren damals noch ganz in nationaler Weise bewaffnet und gekleidet. Beinkleider und Wämmser waren dem Schnitte und der Farbe nach verschieden, und man konnte die Soldaten der einzelnen Contingente nur an ihren Mänteln und Kopfbedeckungen erkennen. Es waren blaue, grüne, rothe, ja selbst citronen- und orangegelbe Mäntel zu sehen, welche Farben später, als die Grenztruppen regulirt wurden, bei der Wahl der Aufschläge und Kragen berücksichtigt wurden.

Jedoch traten die Grenztruppen, welche bis dahin nur die allgemeine Benennung „Kroaten" geführt hatten, damals zuerst unter dem Namen der „Liccaner, Oguliner, Waradiner" u. s. w. auf, und sie wurden von den Zeitgenossen häufig für eben so viele besondere Völkerschaften gehalten. Wenig geübt im Liniengefecht, und hiezu auch vermöge ihrer Bewaffnung nicht geeignet (denn sie führten im Allgemeinen kein Bayonnet), waren sie dafür im Parteigängerkriege von unschätzbarem Werthe. Die mit Oestreich im Kriege befindlichen Staaten konnten diesen schlauen, gewandten und barbarischen, aber eben darum um so kriegslustigeren Gegnern nichts Aehnliches entgegenstellen, und es hatten daher ihre steifen, nur durch den Korporalstock gedrillten und zusammengehaltenen Soldaten schwere Bedrängniß zu tragen. Die Franzosen auf dem berühmten Rückzuge von Prag nach Eger, besonders aber die Baiern litten furchtbar durch die unausgesetzten Angriffe dieser fast unübertrefflichen leichten Fußtruppen und der damals noch ihre vollen nationalen Eigenthümlichkeiten besitzenden Husaren. Friedrich der Zweite, das Bedürfniß des Besitzes einer leichten Truppe fühlend, seinen desertionslustigen „Kerlen" aber nicht trauend, „da diese im Plänklergefecht nur die beste Gelegenheit zum Ausreißen haben würden", betrieb die Errichtung der Freicorps mit besonderem Eifer und bildete aus diesen und aus verläßlichen Soldaten der Linientruppen seine ersten Scharfschützencompagnien, um „doch den Kroaten auch etwas entgegen zu stellen".

Die Trenkschen Panduren wurden, weil die Klagen über ihre Zügellosigkeit endlich zu laut wurden, aufgelöst und in das gegenwärtig noch bestehende 53. Linienregiment umgewandelt. Aehnlich erging es mehren anderen aus Grenzmilizen bestehenden Freicorps.

Noch während des östreichischen Erbfolgekrieges beschäftigte sich die Kaiserin mit einer neuen Organisirung und mit der Vergrößerung der Militärgrenze. Dieselbe wurde in Regimentsbezirke mit einer Bevölkerung von je

60,000 bis 70,000 Seelen abgetheilt, von welchen die slavonischen und kroatischen noch jetzt bestehen, wogegen die zu jener Zeit im Banat zwischen der Theiß und Marosch neu gegründeten Militärcolonien nach kurzem Bestande wieder aufgelöst wurden.

Im Jahre 1754 endlich wurde durch die „Granitzrechte" der Schlußstein zu dem Gebäude der Grenzverfassung gelegt. Zum erstenmale wurde nun von der Regierung der Grundbesitz aller Grenzbewohner als „Militärlehen" erklärt und — von den kroatisch-slavonischen, so wie schließlich von den ungarischen Ständen kein besonderer Widerspruch dagegen erhoben. Man scheint beiderseits diese Angelegenheit als etwas de facto schon längst Bestehendes, über dessen Benennung man nur bisher noch nicht einig geworden, betrachtet zu haben. Indessen muß man zugeben, daß die Regierung bei der weitern Durchführung des von ihr aufgestellten Principes nach den Grundsätzen des Rechtes und der Billigkeit vorschritt. Die mit dem Institute der Grenze unvereinbaren Elemente der Bevölkerung, besonders der Klerus und der Adel, wurden durch Tausch und Verkauf entschädigt und nach und nach entfernt, oder in die in einigen Städten gegründeten Militärimmunitäten zusammengezogen, ihre Besitzungen aber wurden an militärpflichtige Grenzer oder an solche Ansiedler verliehen, welche die Uebertragung eines Militärlehens freiwillig nachsuchten.

Zugleich wurde auch der größte Theil der Grenztruppen uniformirt und nach Art der Linieninfanterie bewaffnet. Nur die Seressaner, die irreguläre freiwillige Reiterei und mehre kleine Abtheilungen behielten ihr nationales Costüm und ihre frühere Bewaffnung bei. Auch wurden jeder Compagnie mehre Scharfschützen zugetheilt, welche mit gezogenen Büchsen, später mit Doppelflinten und zur Zeit des Kaisers Joseph sogar mit Windbüchsen bewaffnet wurden, bis man endlich wieder zu der gezogenen Kugelbüchse zurückkehrte.

Im Exercitium, sowie in den meisten militärischen und politischen Verhältnissen der Grenzer wurde wenig geändert. Der Grenzer versah so wie ehemals den Kordonsdienst in seiner etwas militärisch zugestutzten Bauerntracht, der sogenannten Hausmontur; er wurde nur im Dienste nach den Militärgesetzen behandelt, zahlte einige kaum nennenswerthe Abgaben und genoß überhaupt verschiedene Begünstigungen. Nur im strengsten Kriegsfalle wurden die Grenztruppen zum Ausmarsche aus ihrer Heimath beordert, und auch dann war ihre Zahl nicht so beträchtlich wie in früheren Zeiten, da meistens nur die ersten, und zuweilen auch wol die zweiten Bataillone, bei welchen sich die jüngsten und die sich freiwillig meldenden Soldaten befanden, ausgerüstet wurden. Man verwendete sie ausschließlich zum Dienste der leichten Truppen, und als solche leisteten sie während des siebenjährigen Krieges vortreffliche Dienste.

Nach der Beendigung dieses Krieges wurden im Banate neue Versuche zur Erweiterung der Militärgrenze gemacht und zwar diesmal mit besserem Erfolge.

Bald darauf wurde auch in Siebenbürgen, woselbst früher keine eigentliche Militärgrenze bestand, aus den milizpflichtigen Wallachen einiger Distrikte und aus den den Hauptbestandtheil des königlichen Aufgebotes bildenden Szeklern, den sogenannten Sessionsmilizen und königlichen Burgunterthanen, und endlich aus freiwilligen Colonisten ein Institut geschaffen, welches zwar den Namen „siebenbürgische Militärgrenze" erhielt, jedoch weit eher mit den russischen Militärcolonien verglichen werden konnte.

Denn diese Militärgrenze bestand keineswegs aus einem zusammenhängenden Landstriche, sondern aus mehren oft tief im Innern Siebenbürgens liegenden Distriften, ja selbst aus einzelnen, hie und da zerstreuten Ortschaften. Auch war die ganze Organisation sehr verschieden von jener in den übrigen Militärgrenzdistrikten. Denn während die andern Grenzregimenter schon damals aus drei Bataillonen bestanden, von welchen das dritte den Kordonsdienst versehen mußte, und wenn auch dieses ins Feld rückte, vierte, ja selbst fünfte Bataillone errichtet wurden, hatten die siebenbürgischen Grenzregimenter stets nur zwei Bataillone, die oftmals zugleich ausmarschirten, sodaß nur ein kleines Detaschement zurückblieb, um die Bagage des Regiments zu bewachen und die nachzusendenden Rekruten einzuüben. Auch standen nur die Mannschaften der wirklich die Landesgrenze bildenden Distrikte auf dem Kordon, während die übrigen den gewöhnlichen Garnisonsdienst in den nächstgelegenen Städten verrichteten.

Die Szekler Husaren, das einzige Reiterregiment der Militärgrenze, hatten acht Schwadronen wie die übrigen leichten Reiterregimenter, mit denen sie auch in anderer Hinsicht gleichstanden. Diese Szekler Husaren gehörten zu den besten Reitertruppen Oestreichs; sie waren berühmt wegen ihrer Tapferkeit und Gewandtheit, aber auch gefürchtet wegen ihrer Wildheit und Grausamkeit. Der Gesandtenmord bei Rastatt und manche andere Gräuelthaten wurden von diesen wilden Kriegern verübt. Aehnliches galt von den beiden Szekler-Infanterieregimentern, wogegen die zwei walachischen Regimenter sich mehr durch passive als durch aktive Soldatentugenden auszeichneten, wie die Ereignisse in den Jahren 1848 und 1849 bewiesen haben. Die Walachen duldeten willig Gefangenschaft, Mishandlungen, den Verlust ihrer Habe und selbst den Tod, ohne in ihrer Ergebenheit für den Kaiser wankend zu werden, leisteten aber in der Schlacht selten so viel als die übrigen östreichischen Truppen oder die ihnen gegenüberstehenden Szekler.

Kaiser Joseph der Zweite übernahm nach dem Tode seines Vaters die Leitung der Militärangelegenheiten. Seiner unermüdlichen organisatorischen Thä-

tigkeit sollte auch die Militärgrenze nicht entgehen. Zuerst wurde die Bekleidung der Grenztruppen mit jener des Linienmilitärs in noch größere Uebereinstimmung gebracht. Das Gleiche geschah dann mit den Reglements und den übrigen Dienstvorschriften. Das Avancement wurde nach den für die übrige Armee festgestellten Normen geregelt und die alljährliche Abfassung von Conduitelisten eingeführt. Es wurden die Gebühren und Pensionen der Offiziere und der Mannschaft festgesetzt und die zeitweilige Zusammenziehung größerer Truppenkörper angeordnet, um die Grenzoffiziere im Exerciren und Manövriren besser einzuüben. Durch diese und andere Verfügungen erhielten die Grenztruppen allerdings eine bessere Disciplin, aber sie verloren auch manche wesentliche Vorzüge, und binnen einigen Jahren hatten sie sich aus vortrefflichen leichten Truppen in eine gewöhnliche Linieninfanterie verwandelt, welcher trotzdem der innere Halt einer altgeschulten regulären Truppe abging.

Der bairische Erbfolgekrieg war von zu kurzer Dauer und zu arm an größeren Waffenthaten, um dieses Resultat an den Tag zu legen; desto besser aber konnte man in dem nachfolgenden Türkenkriege erkennen, wie sehr sich die frühere Verwendbarkeit der Grenztruppen vermindert hatte.

Mochte diese Wahrnehmung sich geltend machen, oder hielt der Kaiser bei seinen Centralisationsbestrebungen das Grenzinstitut in seiner damaligen politischen Verfassung für ein seinen Planen noch zu ungefügiges Werkzeug, oder wollte er überhaupt die Lage der Bewohner des Landes verbessern; — genug, es wurden auch über die Besitz- und Rechtsverhältnisse der Grenze die umfassendsten Untersuchungen angeordnet, nach deren Beendigung die im Auftrage des Kaisers das Land bereisenden Offiziere den denkwürdigen Bericht erstatteten: „daß in der Verwaltung der Militärgrenze eigentlich gar kein System herrsche und die Chefs der einzelnen Bezirke theils nach den von ihren Vorgängern eingeführten Normen, theils nach eigener Willkür die Herrschaft ausüben".

Es wurden sofort vielfache Veränderungen in der politischen und ökonomischen Verwaltung, sowie in dem Justizwesen angeordnet. Die Durchführung dieser, mitunter sehr zweckmäßigen Anordnungen unterblieb jedoch zum größten Theile wegen des Ausbruches des Türkenkrieges und des bald darauf erfolgenden Todes des Kaisers, welcher überdies Mehreres selbst zurücknahm. Die in Ungarn entstandenen Unruhen verbreiteten sich auch über die Militärgrenze und trugen dazu bei, daß Kaiser Leopold der Zweite sich beeilte, auch hier schleunigst alles auf den alten Fuß zu setzen.

Hätte man übrigens die „Granitzrechte" in ihrem vollen Umfange wieder hergestellt, so wäre dieses der beste Ausweg gewesen. Allein man flickte den alten Bau mit neuem Material aus, erließ Ergänzungsbestimmungen und provisorische Statuten in solcher Menge, daß die Verfassung der Militärgrenze binnen wenigen Jahren abermals ein fast unentwirrbares Chaos bildete und

auf das Andringen des Erzherzogs Carl und der einsichtsvollsten Generale und Staatsmänner zu einer abermaligen Reform des Grenzinstitutes geschritten werden mußte.

Zuerst wurde die Verwaltung, welche seit Kaiser Joseph sich unter der Leitung eigener „Cantonscommandanten" befunden hatte, wieder den Regiments- und Compagniecommandanten übertragen und überhaupt eine größere Einheit, freilich auch ein größerer Absolutismus der leitenden Behörden, angestrebt. Diese Verfügungen und die ältern noch immer nicht gehobenen Mängel riefen unter der Bevölkerung eine solche Unzufriedenheit hervor, daß man die im Allgemeinen wenig befriedigenden Leistungen der Grenztruppen in den Jahren 1800 und 1805 größtentheils diesem Umstande zuschreiben darf.

Es wurden nun Commissionen eingesetzt, welche die einlaufenden Reformvorschläge und die Beschwerdeschriften zu untersuchen und darüber zu berichten hatten. Zur Einreichung dieser Vorschläge wurde jeder Grenzer ohne Unterschied des Standes und Ranges aufgefordert, wenn „er sich hiezu befähigt halte und über die bemerkten Uebelstände der Administration, Rechtspflege und politischen Einrichtungen irgendwelche Aufklärung oder Abhilfe bieten zu können glaube".

Endlich (1807) erschien ein neues Statut der Militärgrenze, die „Grenzgrundgesetze", welche bis 1848 in voller Giltigkeit blieben. In diesen Grundgesetzen wurde abermals alles liegende Besitzthum als Militärlehensgut erklärt und allen Waffenfähigen die Verpflichtung zum Kriegsdienste aufgelegt. Außer Landes wurden die Grenzer auf gleichem Fuße wie alle andern Soldaten verpflegt, in der Heimat aber mußten sie während des Dienstes von ihren Familien ernährt werden. Die Grundsteuer wurde zwar nicht erhöht, erschien jedoch in Anbetracht der übrigen Abgaben und der persönlichen Leistungen des Einzelnen bei der damaligen Geldnoth Oestreichs drückend genug. Auch wurde die persönliche Freiheit der Grenzer durch verschiedene Maßregeln noch mehr beschränkt.

Sehr zweckmäßig aber war die Ernennung der Verwaltungsoffiziere, welche unabhängig von den Truppencommandanten sich einzig mit der ökonomischen Verwaltung zu befassen hatten. Dem Oberst wurde ein Stabsoffizier, jedem Hauptmanne ein Subalternoffizier zur Seite gestellt, und so hing der Grenzer doch nicht in allem von seinem unmittelbaren Vorgesetzten ab. Außerdem befanden sich bei dem Stabe eines jeden Regimentes noch mehrere Individuen des Bau-, Forst-, Rechnungs- und Justizpersonals, welche theils dem Beamtenstande angehörten, theils mit den Abzeichen der Offiziere bekleidet waren. In allen Angelegenheiten der weiblichen und der nicht „enrollirten" männlichen Bevölkerung hatten diese Räthe einen mächtigen Einfluß, und namentlich stand den Verwaltungsoffizieren in vielen Fällen ein gewichtiges Veto zu, welches letztere nur durch die dem höchstcommandirenden General der Mili-

tärgrenze beigegebenen Referenten oder in letzter Instanz durch den Hofkriegsrath umgestoßen werden konnte.

Die Zeit, während welcher ein Theil der Militärgrenze unter französischer Herrschaft stand, war zu kurz, als daß die napoleonischen Einrichtungen hätten feste Wurzel fassen können, und zudem waren die Willkürlichkeiten und Erpressungen der neuen Gewalthaber so groß, daß die Grenzbewohner mit glühender Sehnsucht auf ihre Befreiung harrten und 1813 mit freudiger Bereitwilligkeit sich an die östreichischen Truppen anschlossen, um die gemeinsamen Feinde zu verjagen. Nach der Wiedervereinigung der abgetrennten Grenzgebiete führte die östreichische Regierung die alten Einrichtungen mit mehren Erleichterungen wieder ein, und so blieben die „Grundgesetze" bis 1848 in voller Kraft. Auch in allen übrigen Dingen erfuhr die Militärgrenze während dieser langen Friedensperiode nur geringe Veränderungen. Statt des früher bestandenen illyrisch-walachischen Grenzregiments wurde 1845 ein illyrisch-banater und ein romanisch-banater Regiment errichtet, wodurch nur die Zahl der Regimenter vermehrt, das Gebiet der Militärgrenze jedoch nicht vergrößert wurde.

Zu dieser Zeit bestanden also nachstehende Grenztruppen:

1. Das Liccaner-Regiment	mit dem Stabe zu Gospich,
2. „ Ottocaner- „	„ „ „ „ Ottocac,
3. „ Oguliner- „	„ „ „ „ Ogulin,
4. „ Szluiner- „	„ „ „ „ Karlstadt,
5. „ Warasdiner-Kreuzer-Regiment	„ „ „ „ Bellowar,
6. „ Warasdiner-St. Georger- „	„ „ „ „ Bellowar,
7. „ Brooder- Regiment	„ „ „ „ Brood,
8. „ Gradiskaner- „	„ „ „ „ Neu-Gradiska,
9. „ Peterwardeiner- „	„ „ „ „ Mitrowitz,
10. „ Erste Banal- „	„ „ „ „ Glina,
11. „ Zweite Banal- „	„ „ „ „ Petrinia,
12. „ Deutsch-banater- „	„ „ „ „ Pancsowa,
13. „ Romanen-banater- „	„ „ „ „ Karansebes,
14. „ Illyrisch-banater- „	„ „ „ „ Weißkirchen.

Jedes dieser Regimenter bestand aus zwei Feldbataillonen und einem Reservebataillon, zwei Seressanercompagnien und einer Artillerieabtheilung.

15. Das Csaikistenbataillon mit dem Stabe zu Titel.

Es bestand aus sechs Feld- und zwei Reservecompagnien. Diese Truppe bildete damals die Bemannung der Kriegsflottille auf der Donau, der untern Theiß, Drau und Save.

16. Das erste Szekler-Regiment	mit dem Stabe zu Csik-Spereda,
17. „ zweite „ „	„ „ „ „ Kezic-Vasarhely,

18. Das erste Walachen-Regiment mit dem Stabe zu Orlath.
19. „ zweite „ „ „ „ „ „ Naszod.

Jedes dieser vier Regimenter zu nur zwei Bataillonen, ohne Seressaner und Artillerie, endlich

20. Das Szekler Husarenregiment mit dem Stabsorte Szepsi St. György, in der Stärke von acht Schwadronen.

Die gesammte Militärgrenze umfaßte ein Gebiet von 863 □ Meilen mit ungefähr 1,200,000 Einwohnern. Die Stärke der Truppen betrug nach dem vollen Kriegsetat 71,000 Mann, so daß nahezu der sechzehnte Einwohner Soldat war. Der Friedensstand war bedeutend schwächer, konnte aber eigentlich nicht genau angegeben werden, da nur die zeitweilig in andern Provinzen stationirten Bataillone einen festgesetzten Stand hatten, bei den in der Heimat befindlichen Truppen wol auch die volle Zahl in den Listen eingetragen war, jedoch sehr viele Dienstbefreiungen vorkamen und eigentlich alle nicht gerade auf Kordonsdienst Stehenden als auf Urlaub befindlich betrachtet werden konnten.

Mit dem Ausbruche der ungarischen Wirren begann eine für die Militärgrenze höchst folgenschwere Periode.

Der größte Theil der Feldbataillone der kroatischen, slavonischen und banater Grenzregimenter war nach Italien geschickt worden, von den siebenbürgischen Grenztruppen aber nicht ein einziger Mann. Daher ist die Behauptung, daß sich bei Radetzky's Heere 30,000 Grenzer befunden hätten, eine Uebertreibung.

Bekanntlich wurden in dem Kampfe zwischen den Ungarn und Südslaven anfänglich die letzteren, später die ersteren von der östreichischen Regierung als Rebellen erklärt. Die banater und slavonischen Grenzer aber waren gleich beim Anfange in Masse aufgestanden und hatten mit den banater Raiczen, den Serben aus der Bácska und ihren aus der Türkei herübergekommenen Brüdern gemeinsame Sache gemacht, daher verliert die so hoch gepriesene Aufopferung der Grenzer und ihre treue Anhänglichkeit an das Kaiserhaus bei näherer Betrachtung viel von ihrem Nimbus. Sie hatten zu den Waffen gegriffen, um ihre Nationalität zu wahren und um die in ihr Land eingedrungenen Feinde zu vertreiben. Zudem muß man die übertriebenen Hoffnungen kennen, mit denen sich die Bevölkerung trug und worin sie von den Werkzeugen der kaiserlichen Partei bestärkt wurde. Predigte doch ein griechischer Pope seinen Pfarrkindern in allem Ernste: daß „wenn nur erst die Ungarn vernichtet sein würden, der Militärdienst für immer aufhören, vollkommene Steuerfreiheit eintreten und der Kaiser in St. Tamas (einem elenden Neste an der slavonischen Grenze) seine Residenz aufschlagen werde!“

Es ist wahr, daß zu jener Zeit 100,000 Grenzer unter den Waffen standen. Aber ihre Gegner waren gleichfalls in Masse aufgestanden. Am offen-

barsten zeigte sich dieses in Siebenbürgen. Dort hatten die Walachen, die sich von jetzt an Rumänen nannten und auch offiziell so benannt wurden, für die kaiserliche Partei, und die Szekler für die Ungarn sich in Masse erhoben. Beide Theile traten in einer Stärke auf, welche den normalen Kriegsstand um das Dreifache überschritt. Und auch die nicht in den Grenzverband gehörigen Szekler und Walachen waren dem allgemeinen Aufgebote gefolgt. — Es war ein Volkskrieg, wo eben Jeder, ob Soldat oder nicht, mitzog und mitziehen mußte. Man kann also wol von der Treue und Anhänglichkeit der Grenzer sprechen, aber nicht von einer „unverhältnißmäßig hohen Blutsteuer", welche diesem Lande auferlegt sei und von demselben damals eingehoben worden sei. Bei einer Mobilisirung der Nationalgarden haben auch andere Länder die verhältnißmäßig gleiche Streiterzahl aufgestellt. Und die Mehrzahl der im Jahre 1848 aufgebotenen Grenzer war auch nur ein militärisch organisirter Landsturm und um Nichts besser, als die mobilisirten Nationalgarden vieler ungarischen Städte. Denn nur die beiden ersten — meistens in Italien stehenden — und bei einigen Regimentern auch noch die dritten und vierten Bataillone konnten auf den Nam[illegible] von Soldaten Anspruch machen, während die fünften und sechsten Bataill[illegible] aller Regimenter und die Mehrzahl der dritten und vierten weder ordentl[illegible] bekleidet und bewaffnet, noch eingexercirt und disciplinirt waren.

Die in der Grenze ausgerüsteten Batterien wurden an Kriegstüchtigkeit von der Nationalgardeartillerie in Wien weit übertroffen, und die Seressanerabtheilungen waren eine von der Hoffnung auf Beute angelockte Freiwilligenschaar — oder besser gesagt eine Freibeuterbande.

Auch betrachtete man die über den normalen Etat aufgestellten Grenztruppen nur als einen Nothbehelf, als einen nur zur Vertheidigung des eigenen Gebietes aufgebotenen Landsturm. Denn der Ban Jellachich schickte, als er tiefer in Ungarn eindrang, die aus solchen Reservebataillonen gebildeten Brigaden Roth und Philippovich zurück, welches Corps, von den Ungarn mit wenig überlegenen Streitkräften angegriffen, fast ohne Kampf die Waffen streckte. Einen andern Haufen von nahezu gleicher Stärke schickte der Ban später, nachdem er die östreichische Grenze erreicht hatte, auf Umwegen nach der Heimath, um dieselbe zu vertheidigen und „die Felder zu bebauen". Der Witz der Wiener behauptete: „der Ban habe sich geschämt, diesen zerlumpten Haufen einem civilisirten Lande zu zeigen". Während des weitern Kriegsverlaufes standen auch nur die Feldbataillone bei der operirenden Armee, und nur im Grenzgebiete selbst kämpften auch die Reservetruppen gegen die hie und da eingedrungenen Ungarn. Und als die Hauptarmee im April 1849 zum Rückzuge gezwungen wurde, war es das laut sich kundgebende Heimweh der Kroaten, welches den kaiserlichen Feldherrn bestimmte, den Ban Jellachich mit dem größten

Theile der Grenztruppen nach Slavonien zu disponiren, woselbst die Mehrzahl der Soldaten sogleich nach Hause entlassen wurde. Von da an konnten die Leistungen der Grenzer sowohl der Zahl der im Felde erscheinenden Truppen, als auch den von denselben ausgeführten Unternehmungen nach, als ziemlich unbedeutend betrachtet werden.

Die Bundesreform und der ruhige Bürger.

Die Verfassung des deutschen Bundes zu verbessern, sind viele Federn beschäftigt in Cabineten, Redactionen und in den stillen Arbeitszimmern der Gelehrten. Auch das geflügelte Wort dringt von Rednerbühnen, Lehrstühlen, aus Versammlungen zu den Hörern. Zum Gelingen fehlt nur noch eine Kleinigkeit — die That.

Noch ist kein Vorschlag aufgetaucht, der bei so vielen und so großen Bundesgliedern Zustimmung gefunden hätte, daß am Ende alle ihn hätten annehmen müssen. Noch bestehen die Bundes- und die Wiener Schlußacte unverändert wie von Anbeginn 1816 und 1820; nur die Bundescontingente sind durch eine Interpretation der Bundeskriegsverfassung ein wenig in die Höhe geschraubt worden.

Da inzwischen die deutschen Stämme einander nicht mit Krieg überzogen haben, auch von keinem äußern Feinde in ihren Bundesgrenzen angefallen worden sind; da die Bundesacte sie nicht verhindert hat, Zollschranken aufzuheben, Landesverfassungen einzuführen, Wechsel und Handelsgesetze zu erlassen, Eisenbahn- und Telegraphen-Verträge, ja sogar Handelsverträge mit China und Japan abzuschließen: so könnte man denken, daß die Verfassung des Bundes ihre Schuldigkeit ausreichend gethan habe und einer Verbesserung nicht dringend bedürfe. Dieser Ansicht steht außerdem die Erfahrung zur Seite, welche lehrte, daß nach dem mißlungenen Versuche, eine Reichsverfassung einzuführen, der Bundestag sich wieder einfand. „Er zählt die Häupter seiner Lieben, und sieh', ihm fehlt kein theures Haupt."

Fragt man endlich die Bundesglieder selbst, die souveränen Fürsten und freien Städte, so werden gewiß nur sehr wenige, wenn sie aufrichtig sein wollen, eine starke Sehnsucht nach einer neuen Bundesverfassung kund geben. Die hohen Senate von Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt würden, wenn

wir sie anders recht kennen, lieber von den alten Bundespflichten, als da sind Matricularbeiträge, Contingente u. drgl. etwas abgeben, als neues hinzunehmen, was größere Leistungen zur Folge haben könnte. Die Könige der Niederlande und von Dänemark würden lieber heute als morgen Holstein-Lauenburg und Luxemburg-Limburg aus dem deutschen Verbande ziehen, und wenn sie ihre geringen Beiträge in die Bundescasse zahlen, so weiß doch niemand besser als die Bundes-Militär-Commission, daß auf die betreffenden Contingente bei einem Aufgebote nicht zu zählen ist, wenn man sich nicht in der Lage befindet, sie mit Gewalt herbeizuholen. Der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen brauchen den Bund zur Stärkung ihrer europäischen Machtstellung, jeder wünscht, die Mehrheit am Bundestag für sich zu haben, keiner von beiden läßt Mehrheitsbeschlüsse gegen sich gelten. Für dieses Verhältniß gibt es keine bessere Verfassung als die alte Bundesacte. Auch die übrigen Könige und Fürsten mit sehr wenigen Ausnahmen, sehen das hohe Gut der Souveränetät am besten in diesem Documente gewahrt. Früher haben sie ihre Gesandten in Frankfurt mit der Unterdrückung liberaler Bestrebungen, mit der Verfolgung von Professoren, Studenten und Handwerksburschen beschäftigt; gegenwärtig scheinen sie nicht abgeneigt, dem Bundestag einen Zusatz von Volksvertretern zu geben, um damit den großgewachsenen Liberalismus abzufinden, und das Wesentliche des Bundesvertrags, die souveraineté pleine et entière, wie man sich 1815 in Wien ausdrückte, zu retten. Es ist sogar bequem für die Minister, wenn Geldbewilligungen für Bundeszwecke, Berathungen über gemeinsame Gesetze und Einrichtungen den Einzelkammern entzogen und einer aus ihnen herausfiltrirten Versammlung in Frankfurt übertragen würden, in welcher die Stämme auf einander platzen und sich gegenseitig neutralisiren.

Im Art. 13 der Bundesacte sind den Völkern Deutschlands landständische Verfassungen zugesichert. Die Reue über diese Concession trat schon bei den Karlsbader Conferenzen zu Tage, und man berieth über die Mittel, den Gefahren derselben vorzubeugen, nämlich der Volkssouveränetät und dem Aufkommen von Demagogen. Nur der würtembergische Minister des Auswärtigen, Herr v. Winzingerode, äußerte in einer Erläuterung, die er vorlas, die aber nicht zu Protokoll genommen wurde, die Regierungen hätten selbst die Anerkennung der Volkssouveränetät ausgesprochen, gegen diese Gefahr gebe es kein Mittel mehr. „Die Partie ist angefangen, die Regierungen haben diesen point vergeben zu können geglaubt, die Partie muß ausgespielt werden.“ Dies ist denn auch geschehen, die beiden Großstaaten, welche den Art. 13 ein Menschenalter und länger ignorirt hatten, sind in die Reihe der constitutionellen Staaten eingetreten, andern waren schon früher Verfassungen abgetrotzt worden, die ersten, welche sofort aus freien Stücken dem Artikel 13 Folge ge-

geben hatten, sahen in ihren Volksvertretungen eine Stütze ihrer Souveränetät gegen Uebergriffe einer Centralgewalt. Der lange Kampf zwischen Absolutismus im Bunde und Constitutionalismus in den Einzelstaaten ist zu Gunsten des letztern entschieden, der Sieg muß an dem Organe des Bundes sichtbar werden; eine Versammlung von Abgeordneten neben einem Conclave von Gesandten wird daher nicht lange mehr auf sich warten lassen.

Da hiernach die Glieder des deutschen Bundes eine Verbesserung seiner Verfassung nicht für nothwendig halten, da sie aber gar nicht abgeneigt sind, an dem Bundestage ein constitutionelles Exempel zu statuiren, warum sollen wir anderen, die wir nicht souveräne Fürsten und Bürgermeister freier Städte, also nicht Glieder des deutschen Bundes sind, ein stärkeres Bedürfniß nach Bundesreform fühlen, und uns nicht mit der Unterstützung des Bundestags durch Delegirte deutscher Kammern zufrieden geben?

Haben wir denn, um glücklich zu leben und unter der Obhut unserer Landesregierungen zu gedeihen, von dem Bundestage mehr zu verlangen, als daß er aufhöre, uns mit Ausnahmsgesetzen zu belästigen und Verfassungen umzuwerfen? Allem Anscheine nach wird er ähnliches nicht wieder thun, die liberalen, constitutionellen Regierungen in Berlin und Wien werden es nicht leiden, die bekanntermaßen gleichfalls allzumal liberal gewordenen Minister in den übrigen Staaten werden ihre Gesandten in Frankfurt ebenfalls instruiren, fortan nur Gutes zu thun und Böses zu meiden. Wir wollen uns auch nicht das Armuthszeugniß ausstellen, als ob das Centralorgan Deutschlands nöthig sei, um die innere Sicherheit zu wahren, Verletzung der Gesetze, Störung der Ordnung, kommen sie woher sie wollen, zu beseitigen. Es genügt vollständig, daß derartiges den Regierungen und Ständen, der öffentlichen Meinung und ihren Kundgebungen überlassen, und daß der gesetzliche Weg keinem Betheiligten verkümmert oder versperrt werde.

Dem Bundestage bleibt immer noch die schöne Aufgabe, die äußere Sicherheit Deutschlands zu erhalten, und er thut dies, indem er von Zeit zu Zeit Offiziere entsendet, um die Festungen und die Contingente zu inspiziren, auf ihre Berichte Gelder für die Unterhaltung der Festungen anweist und die säumigen Regierungen zur Erfüllung ihrer Bundespflichten auffordert. Alles weitere, was die, glücklicherweise nur höchst selten bedrohte, Sicherheit Deutschlands gegen äußere Angriffe etwa noch erfordern sollte, hängt von Oestreich, Preußen und — gestehen wir es nur — von Baiern ab. Reichen diese sich die Bruderhand, dann ist uns geholfen; thun sie es nicht, so kann der Bundestag uns auch nicht helfen, und jeder schlägt, schwindelt oder bettelt sich durch, so gut es eben gehen mag.

Unsere Meinung, daß die Glieder des deutschen Bundes auf eine Verbesserung seiner Verfassung durchaus nicht erpicht seien, wird allerdings durch

Erklärungen und Zusicherungen aus den Jahren 1848 bis 1850 auf das schlagendste wiederlegt. Dies beweist aber nicht, daß unsere Behauptung unbegründet ist, sondern nur, daß jene Worte, gleich den Schwüren der Liebenden, von Zeus in den Sand geschrieben und seither vom Winde verweht worden sind. Die Thatsachen bestätigen unsere Behauptung, und diese gelten mehr als Worte. Allerdings hat der Bundestag selbst erklärt, daß er nie etwas getaugt habe, und daß eine Revision der Bundesverfassung auf wahrhaft zeitgemäßer und nationaler Grundlage nothwendig sei. Sämmtliche Regierungen sprachen ähnliche Ueberzeugungen aus; Oestreich äußerte noch im December 1850 in der Einladung zu den Dresdener Conferenzen, daß man schnell zu einer gründlichen Reform des Bundes gelangen müsse, „wolle man nicht die deutschen Verhältnisse einer völligen Auflösung entgegengehen und den Bund in der europäischen Staatenfamilie gänzlicher Machtlosigkeit zur traurigen Beute werden sehen". Aber jene Beschlüsse, Erklärungen und Verheißungen sind längst verraucht mit der Angst und den Verlegenheiten einer aufgeregten Zeit. Als man in Dresden allmälig wieder zur Besinnung kam, da erschien als Ei des Columbus der alte Bundestag, und man gelangte zu dem Entschlusse, „durch allgemeine Beschickung der Bundesversammlung zu Frankfurt a. M. das für den Augenblick Erreichbare zu thun". Man packte die Dresdener Commissionsberichte als schäzbares Material zusammen, verhieß zum Schlusse noch einmal, daß die Bundesacte revidirt werden solle, und zwar von dem wiedererstehenden Bundestage in der Eschenheimer Gasse, und wenn auch diese letzte Verheißung bis jetzt noch nicht in Erfüllung gegangen ist, so wird dadurch der Zukunft nicht vorgegriffen.

Zwei Dinge sind es nach Allem, was wir erlebt haben, auf die wir nicht ganz ohne Aussicht warten dürfen: Erstens, daß der Bundestag in seinen reiferen Jahren sich besser aufführe, als er in seiner Jugend unter der Leitung des Herrn Fürsten von Metternich gethan hat; dann, daß ihm ein Extract aus den deutschen Kammern an die Seite gesetzt werde, um ihn zu nützlichen Leistungen, zu Fleiß und Aufmerksamkeit anzuhalten und um ihn vor Rückfällen in alte Untugenden zu bewahren. Es kann leider nicht geleugnet werden, daß die restaurirte Versammlung, als sie sich kaum wieder in den alten Räumen wohnlich eingerichtet hatte, über Kurhessen, über die deutsche Flotte, über Presse und Vereine herfiel, und nicht übel Lust bezeigte, die alten Sünden durch neue zu überbieten. Aber ein Wesen ändert nicht plötzlich seine Natur. In dem Maße wie die Landesregierungen sich in liberalen und constitutionellen Grundsätzen befestigen, werden sie, dem Beispiele von Preußen und Baden folgend, statt Invaliden der Reaction, Männer von besserer Gesinnung nach Frankfurt schicken und mit entsprechenden Instructionen versehen. Dann gibt sich das Weitere von selbst. Eine Vertretung der Kammern aber war jeweils das mindeste, was die hohen

Glieder des Bundes den übrigen Deutschen versprochen haben, selbst in Zeiten, wo sie gar nicht nöthig hatten, etwas zu versprechen. Wir warten daher auf Ernennung national- und liberalgesinnter Gesandten am Bundestage, — etwa in dem Maaße wie die alten aussterben — und auf eine Vertretung der Landeskammern in Frankfurt zur Förderung der allgemeinen deutschen Zufriedenheit. Wenn uns diese beiden Punkte seiner Zeit gewährt werden, dann sind unsere Wünsche in Bezug auf Bundesreform befriedigt.

Wir sind gefaßt auf Verunglimpfungen aller Art in öffentlichen Tagesblättern und Wochenschriften. Man wird sagen, wir seien hinter der Zeit zurückgeblieben, wir stünden auf einem längst überwundenen Standpunkt, unsere philisterhafte Auffassung der deutschen Frage finde keinen Anklang bei der Nation. Aber in Wirklichkeit verhält es sich anders. Wir sind gar nicht bescheiden; denn wir verlangen etwas, was wir noch nicht haben, was aber allgemein gewünscht wird und das zunächst Erreichbare ist. Wir handeln vernünftig, wenn wir einstweilen nur den Fortschritt anstreben, über den alle einig sind, und alles vermeiden, was nur Zank und Streit erweckt. Es ist endlich gar nicht an dem, daß wir mit unserer Ansicht allein stünden. Die große Mehrheit der hohen Glieder des deutschen Bundes rechnen wir zu unseren Gesinnungsgenossen. Außerdem die große Mehrheit unserer deutschen Mitbürger, welche nicht in den Kammern und in Versammlungen reden und nicht in die Zeitungen schreiben. Ja, es ist uns die Genugthuung geworden, daß selbst unter unsern Tadlern viele sich im Stillen zu unserer Ansicht bekennen, wenn sie auch scheinbar ganz anders reden und schreiben.

Ihre Worte sprechen gegen uns, ihre Handlungen sind für uns. Als jüngstes Beispiel führen wir die Privatzusammenkunft ehrenwerther Männer aus verschiedenen deutschen Kammern und Ländern an, welche an dem heißen Pfingstsonntage zu Frankfurt a. M. einen Ausschuß niedergesetzt hat, um eine öffentliche Versammlung von Abgeordneten in und außer Diensten zu berufen, welche ihrerseits beschließen soll, was sie für angemessen erachtet. Die Reden, welche in jenem vertraulichen Kreise gehalten wurden, sind, wie billig, nicht veröffentlicht worden. Allein darin stimmen alle von Theilnehmern erstatteten Berichte überein, daß kein Redner sich gegen unsere Wünsche in Bezug auf Bundesreform erklärt hat. Keiner hat erklärt, er wolle nicht, daß liberale und constitutionelle Staatsmänner als Gesandte nach Frankfurt geschickt werden möchten, er wolle nicht, daß eine Versammlung von Abgeordneten dem Bundestage beigesellt werde. Nicht genug, daß der positive Inhalt unserer Reformvorschläge keinen Widerspruch erfahren hat, wurde es auch sorgfältig vermieden, weitergehende Beschlüsse zu fassen; ja es wurde eine Bestimmung getroffen, welche jede wünschenswerthe Garantie dafür enthält, daß die zu berufende Versammlung von Abgeordneten ihrerseits nicht weiter gehen kann, als wir es zur

Zeit für zweckmäßig halten. Die Garantie liegt in der Einladung von Abgeordneten aus Oestreich zu der bevorstehenden Versammlung.

Für diesen weisen Beschluß können wir ruhigen Bürger denen, die ihn gefaßt haben, nicht dankbar genug sein, und ganz besondern Dank schulden wir ihnen für den zu Protokoll niedergelegten Wunsch, daß die Abgeordneten aus Oestreich von der Einladung Gebrauch machen möchten. Zwar halten wir die potenzirte Einladung beinahe für überflüssig; aber es ist ein Ueberflüssiges, welches nicht schadet.

Wir theilen vollständig die Ansicht in dem trefflichen Berichte dieser Blätter (Nr. 26) über die Frankfurter Zusammenkunft, daß die Oestreicher kommen und daß die Regierung ihnen das Opfer in jeder Weise erleichtern werde. Wir folgern daraus zu unserer Beruhigung weiter, daß auch die übrigen hohen Glieder des deutschen Bundes der Versammlung von Abgeordneten keine Hindernisse in den Weg legen werden. Wir setzen endlich in den Ausschuß, welcher mit Berufung der Versammlung betraut ist, das Vertrauen, daß er durch die Wahl des Ortes den Oestreichern das Erscheinen möglichst bequem mache, also etwa Passau, Straubing oder Regensburg wähle. In diesem Falle sind wir unserer Sache so gewiß, daß wir eher weniger denn mehr als wir wünschen aus den Berathungen der Versammlung erwarten.

Die Oestreicher werden in ihrer innigen Theilnahme an den Interessen, dem Wohle und der Ehre Deutschlands zu allem bereit sein, was diese hohen Zwecke zu fördern geeignet ist. Der Zeitpunkt, wann ihnen vergönnt sein wird, ihre deutsch-nationale Gesinnung zu bethätigen, wird alsdann gekommen sein, wenn sie selbst mit ihren Reichs- und Landesverfassungswerken ins Reine gekommen sein werden. Nur so lange bis dies geschehen sein wird, werden sie uns bitten, mit unseren Reformbestrebungen zu warten. Könnten wir unmenschlich genug sein, ihnen diese kleine Bitte abzuschlagen, so würden sie bedauern, daß Oestreich genöthigt sei, die geeigneten Schritte zu thun, um die hohen Glieder des deutschen Bundes zu veranlassen, ihm die Frist zu gewähren, welche die Versammlung ihm kaltherzig verweigere. Aber die Versammlung wird so kaltherzig nicht sein. Sie wird die Oestreicher bitten, ihr einstweilen doch etwas zu gestatten, nur einen kleinen Schritt auf dem Wege zur Bundesreform, damit sie nicht ganz vergeblich zusammengekommen sei. Und siehe da! die Oestreicher werden erwidern: versucht alles, was ihr für zweckmäßig haltet, nur darf die Stellung Oestreichs im Bunde und am Bundestage einstweilen nicht geschwächt oder zu Gunsten Dritter geändert werden. Jedenfalls muß auch Oestreich die freie Entschließung bleiben, Frankfurter Beschlüssen Folge zu geben, oder nicht.

Alsdann steht die Versammlung gerade da, wo uns der gesunde Menschenverstand unsere Stellung jetzt schon angewiesen hat. Die Einladung der Oest-

reicher ist uns ein genügender Beweis, daß diejenigen, von denen sie ausgegangen ist, in Bezug auf Bundesreform nichts anderes wollen, als wir. Damit soll nicht behauptet werden, daß die Versammlung ohne die Oestreicher weiter gekommen sein würde, als sie mit denselben kommen wird. Beschlüsse sind schnell gefaßt, aber die Ausführung liegt gegenwärtig nicht in der Hand einer Versammlung von Abgeordneten, sondern bei anderen Mächten, deren Willen durch mancherlei andere Einwirkungen bestimmt wird.

Dem verehrten Ausschusse der Frankfurter Zusammenkunft aber möchten wir unsern Dank dafür, daß er sich mit uns auf gleichen Boden gestellt hat, noch durch einen guten Rath zu erkennen geben. Wir rathen ihm:

Erstens, wenn es irgend möglich ist, die Abgeordneten a. D. zu der anzuberaumenden Versammlung nicht einzuladen. Sie wird dann zwar nicht so zahlreich, aber nur um so besser werden. Die Besorgniß, daß die hohen Glieder des deutschen Bundes ihre Kammern auflösen würden, um die Versammlung unmöglich zu machen, liegt doch ziemlich fern, und zudem könnte man die Mitglieder frisch aufgelöster Kammern noch als activ betrachten, so lange sie keine Nachfolger haben. Die weitere Besorgniß, daß die Mehrheit nicht nach Wunsch ausfallen könnte, wenn sie nicht aus ehemaligen Abgeordneten sich rekrutiren dürfe, hat jetzt, da die Oestreicher eingeladen sind, kein Gewicht mehr.

Um aber die Beschlüsse nicht von mehr Zufälligkeiten abhängen zu lassen, als ohnehin mitwirken werden, möchten wir, zweitens, vorschlagen, der Versammlung von Seiten des Ausschusses zu empfehlen, die Abstimmungen nach den Vorschriften der Bundesacte Art. 6. für das Plenum vorzunehmen. Hiernach haben Oestreich, Preußen, Sachsen, Baiern, Hannover, Würtemberg, jedes vier Stimmen. Baden, Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Holstein, Luxemburg, jedes drei Stimmen. Braunschweig, Meklenburg-Schwerin, Nassau, jedes zwei; die Uebrigen alle, selbst Lichtenstein nicht ausgenommen, jeder eine Stimme. Zusammen 69 Stimmen. Beschlüsse können nur mit zwei Drittel Majorität gefaßt werden. Man hat hier eine bundesrechtliche Grundlage, die Jedem das Seinige gibt und den Beschlüssen eine gewisse Bedeutung verleihen würde, und diese würde bei den Beschlüssen einer Versammlung, deren Zweck kein anderer sein kann, als daß Abgeordnete sich über gleichmäßige Behandlung gewisser Fragen in ihren verschiedenen Kammern verständigen, ins Gewicht fallen.

Liberale Bundestagsgesandte, — welche liberale Minister in den Einzelstaaten voraussetzen — und Delegirte der Kammern bei dem Bundestage, das sind unsere Reformvorschläge. Daß sie in Frankfurt auf fruchtbaren Boden gefallen, freut uns sehr; daß die hohen Glieder des deutschen Bundes darauf eingehen werden, hoffen wir; daß die Versammlung mehr erziele, glauben wir nicht. Haben wir dies, dann werden wir überlegen, was weiter zu thun ist.

Die officiöse Presse.

Die Hartnäckigkeit, mit der fast alle deutschen Regierungen daran festhalten, ihren officiösen Zeitungen ein kümmerliches Dasein zu fristen, zeigt, wie wenig sie sich die Grundideen des repräsentativen Lebens zu eigen gemacht haben.

Zwar kann es nicht Wunder nehmen, daß in Staaten wie in Hannover und Hessen, wo die Regierungen vollkommen von der Bevölkerung isolirt sind, das Ministerium sich bemüht, die öffentliche Meinung zu bearbeiten, aber daß man in Preußen auch unter einem liberalen Ministerium fortfuhr, von oben herab jeden Act der Regierung in einer abhängigen Zeitung zu vertheidigen, muß billig Wunder nehmen und auf große Unklarheit über die Bedeutung und den Einfluß der Presse in unsrer Zeit schließen lassen.

Man nimmt eine Zeitung in die Hand, theils um neue Thatsachen zu erfahren, theils um ein Urtheil über bereits bekannte Dinge zu hören. Das Ansehen, das ein Blatt genießt, steht im Verhältniß zu der Zuverlässigkeit seiner Nachrichten, dem Geschick, mit dem es geleitet wird, der Begabung seiner Mitarbeiter, seiner Verbreitung und manchen andern nebensächlichen Bedingungen. Vor allem andern aber verlangt das Publicum von einem Blatt, das öffentliche Interessen bespricht, Unabhängigkeit. Dies heißt natürlich nicht Parteilosigkeit. Im Gegentheil, jede Zeitschrift von Bedeutung muß in einem entwickelten politischen Leben Parteifarbe tragen. Sogar das einzige große europäische Journal, welches als unparteiischer internationaler Sprechsaal gegründet wurde, die Indépendance Belge nimmt in allen bedeutenden Fragen ganz bestimmt Partei. Die Unabhängigkeit, die man verlangt, geht nur auf die Regierung. Jede Regierung soll natürlich eine bestimmte Meinung haben und diese auch geltend machen; am besten geschieht dies immer durch ihre Handlungen, und will sie diese vor einem größern Kreise erklären oder vertheidigen, so bieten sich dafür die parlamentarischen Verhandlungen, für die auswärtige Politik Depeschen und Circulare, denen man beliebige Oeffentlichkeit geben kann, endlich die amtliche Zeitung, welche die Ernennungen, Gesetze und Verordnungen veröffentlicht. Eine ganz andre Stellung aber nimmt sie ein, wenn sie in den Kampf der Presse hinabsteigt und ihre Stimme zu ihren eignen Gunsten, zu ihrer Vertheidigung erhebt. Das politische Publicum will wol die Ansicht der Regierung wissen, aber nicht diese, sondern die, welche die Re-

gierung der Welt beibringen möchte, erfährt man aus einer officiösen Zeitung, und grade gegen diese Anmaßung der Machthaber, die öffentliche Meinung von einem Tage zum andern zu machen, sträubt sich das Publicum, indem es weiß, daß die Regierung durch ein Organ spricht, welches sich den Anschein der Unabhängigkeit gibt und derselben doch ganz entbehrt, weil es aus öffentlichen Kassen unterstützt wird.

Wer Geld empfängt, übernimmt damit die Verbindlichkeit einer Gegenleistung, in diesem Falle also diejenige, alle Handlungen der Regierung unter allen Umständen zu vertheidigen. Herausgeber und Mitarbeiter empfangen vom Staate einen festen Gehalt, wie ein Steuereinnehmer oder ein Offizier. Diese Abhängigkeit bleibt gleich für gute oder schlechte Schriftsteller. Jede officiöse Feder begegnet der stillschweigenden Voraussetzung der Gesinnungslosigkeit und Abhängigkeit, dieselbe mag größer oder geringer sein, je nachdem die Regierung Achtung verdient oder nicht, aber in einem gewissen Grade wird sie immer da sein. Tadeln dürfen officiöse Schreiber nichts von dem, was die Regierung thut, und verbietet ja einem derselben sein Gewissen, etwas zu vertreten, so kann er nur seine Entlassung geben. Sieht einer der Minister selbst ein, daß er sich geirrt, so darf das officiöse Organ dies doch niemals zugeben, sondern muß suchen es pflichtschuldigst todtzuschweigen, oder in der Stille die entsprechende Schwenkung zu machen und zu thun, als ob nichts vorgefallen wäre.

Eine solche Stellung ist offenbar für jeden Mann, der noch auf Charakter Anspruch macht, so drückend, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn nur höchst selten tüchtige Köpfe sich zu den mit ihr verbundenen Demüthigungen verstehen, und so wird die an sich schon schiefe Aufgabe der officiösen Presse auch schlecht gelöst, indem sich ihr nur solche Federn zu Gebot stellen, welche von den bedeutendern unabhängigen Blättern zurückgewiesen sind.

Man betrachte nur die officiöse Presse in Preußen. Das Personal der Sternzeitung war unter Herrn v. Auerswald so unselbständig wie die zweideutigen Literaten, welche die schmutzige Wäsche des Herrn v. Manteuffel und Hinkeldey zu besorgen hatten. Unter der Regentschaft war kein Olmütz zu vertheidigen und kein Depeschendiebstahl zu vertuschen, aber doch jede Halbheit und Schwäche der Minister als vorbedachte Weisheit zu vertheidigen. Als Herr v. Manteuffel schon die Absicht des Regenten, das Ministerium zu entlassen, kannte, ließ er noch durch die „Zeit" erklären, es sei an seinen Rücktritt nicht zu denken; gleich darauf verstummte sein gefügiges Mundstück, um als Preußische Zeitung wieder aufzuleben. Als solche war es denn berufen, alles das zu loben, was früher von oben herab verfolgt war, und die Männer, welche vorher allen polizeilichen Chikanen ausgesetzt waren, als die wahren Freunde gesetzlicher Freiheit zu preisen. Als nun das neue Ministerium zuerst

in der auswärtigen Politik in ein unstetes Schwanken gerieth, mußte diese Unentschiedenheit officiös bemäntelt werden, und nach dem Frieden von Villafranca gab sich in den officiösen Spalten das als tiefsinnige Friedens- und Neutralitätspolitik, was in Wahrheit nur der Ausfluß vollständiger Rathlosigkeit und des Widerstrebens verschiedner Ansichten in der Regierung war. Nach dem Badner Fürstentag erschien Preußen der officiösen Zeitung auf der Höhe des Ruhmes, die Einheit Deutschlands gesichert; nachher aber ward sie plötzlich still, und fand nachträglich, daß die Zusammenkünfte von Teplitz und Warschau noch für dasselbe Ziel nothwendig waren.

Als die Unthätigkeit der Regierung die Opposition in der Kammer wachrief, mußte die Preußische Zeitung, die sich nunmehr „Allgemeine" nannte und mit einem Wappenstern versehen war, die unruhigen Köpfe vermahnen, die Fortschrittspartei als landesfeindlich hinstellen und erklären, daß wenn die Abgeordneten die Regierung drängen wollten, ihnen die Reform homöopathisch zugemessen werden solle. Als der gute Rath nicht half und nach dem Hagenschen Antrag die liberalen Minister in die Auflösungsfalle ihres Collegen v. d. Heydt gegangen waren, durfte die Sternzeitung jene Intrigue natürlich nicht erklären, sondern schwieg sich über die Entlassung würdevoll aus, bedrohte aber die Bevölkerung auf das stärkste, wenn sie wieder Fortschrittsleute zu ihren Vertretern ausersähe. Sehr ungelegen kam der Brief des Finanzministers mit seinen Erläuterungen, wie man „den Schein zu retten" habe; nun mußte das unglückliche Blatt alle die Maßregeln, die es früher als den Ruin der preußischen Finanzen hingestellt, als fürsorgende Weisheit einer väterlichen Regierung schildern, erklärte aber freilich nicht, weshalb jetzt die Aufhebung der Zuschlagsteuern und die Specialisirung des Budgets gefahrlos sei, während der Erfolg des Hagenschen Antrags wenige Wochen zuvor mit Auflösung bestraft wurde.

Die letzten Wochen boten uns noch in der hessischen Frage ein widersprechendes Schauspiel ähnlicher Art, bei dem das enfant terrible der Feudalen, das Nathusiussche Volksblatt naiv erklärte, daß es die preußische Opposition für weit berechtigter halte, als die hessische.

Wir glauben, diese Beispiele zeigen zur Genüge, daß eine solche Presse der Regierung nicht nützt, sondern sie nur compromittirt. Sie thut letzteres aber auch noch in anderer Beziehung.

In unsern Tagen ist eine der Hauptbedingungen für ein bedeutendes Blatt, gute auswärtige Correspondenzen zu haben; diese aber müssen nothwendig von einem bestimmten Standpunkt geschrieben sein und daher Lob oder Tadel über auswärtige Regierungen aussprechen. Kritisirt aber ein officiöses Blatt Maßregeln anderer Regierungen, so machen dieselben den Minister dafür verantwortlich, von dem das Blatt abhängt. Herr Thouvenel mag noch so bestimmt erklären, Constitutionel, Patrie und Pays seien unabhängige Blätter,

das diplomatische Corps glaubt es ihm doch nicht, und der Euphemismus, mit dem sich jene bezahlten Schreiber „indépendants mais dévoués au Gouvernement“ nennen, täuscht niemand.

Ist der officiöse Charakter eines Journals einmal bekannt, und er wird es sogleich, so kann sich die Regierung nur durch die äußerste Farblosigkeit in den Correspondenzen einigermaßen vor unbequemen Reclamationen retten. Es wird uns erzählt, daß ein Minister so weit gegangen, seinem Redacteur Vorwürfe darüber zu machen, daß er Garibaldi so schnell vorrücken lasse. Der erstaunte Unglückliche wendete schüchtern ein, daß er doch nicht Meister der Bewegungen der italienischen Freischaaren sei und doch die einlaufenden Telegramme geben müsse. „Dann warten Sie wenigstens einige Tage damit“, war die ungnädige Antwort.

Mit alledem soll natürlich keineswegs gemeint sein, daß sich die Regierung in unsrer Zeit nicht um die Presse zu bekümmern hätte. Im Gegentheil, jemehr sie sich in einem freien Staate auf lebendige politische Parteien stützt, destomehr muß sie wünschen, auch literarisch tüchtig vertreten zu sein, es mag daher und wird gewiß immer ministerielle Blätter geben, aber es soll keine Regierungsblätter, d. h. von der Regierung mit Geldmitteln unterstützte Presse geben, ausgenommen das Gesetzblatt. Jederman weiß, daß die Morning Post das Blatt von Lord Palmerston ist, aber sie vertheidigt das Ministerium eben nur so lange, als er an seiner Spitze steht und greift Lord Derby sofort an, wenn ihn dieser am Ruder ablöst; die Opinione war in eben der Art Cavours Organ.

Die officiöse Regierungspresse ist etwas Undeutsches, Frankreich Nachgeahmtes. Wie im vorigen Jahrhundert jeder kleine deutsche Fürst sein Versailles und Marly haben wollte, so scheint es jetzt für den Glanz des Hofes nöthig, ein Leibblatt für die Vertheidigung der Allerhöchsten Flachsenfingenschen Politik zu haben. Nur wenige Regierungen haben sich von diesem unnützen Luxus freigehalten. Jene Blätter aber fristen ein würdeloses Dasein, und wir können im Interesse unserer politischen Bildung nur wünschen, daß nicht ferner öffentliche Gelder für sie verwandt werden. φ.

Die Süddeutsche Zeitung in ihrer neuen Gestalt.

In einem uns soeben zugekommenen Schriftchen: „Die deutsche Presse und die Frankfurter Pfingstversammlung", welches wol als eine Art Programm der von jetzt ab in Frankfurt a. M. unter Redaction von Lammers und Brater erscheinenden „Süddeutschen Zeitung" anzusehen ist*) finden wir eine Charakteristik der deutschen Tagespresse, der wir folgende Sätze im Auszug entnehmen:

Der gegenwärtige Zustand der deutschen Presse erscheint sehr befriedigend, wenn man vierzehn, ja wenn man nur drei Jahre zurückblickt; er erscheint ebenso unbefriedigend, wenn man ihn mit den Aufgaben der Gegenwart zusammenhält und vergleichend die Presse anderer großer Nationen betrachtet. Unsere Presse ist ein genaues Bild unseres politischen Lebens, unseres ausschweifenden Particularismus und Individualismus. Sie ist ein Product unserer politischen Lage und wirkt auf diese Lage zurück. Es fehlt ihr jeder Sammelpunkt, es ist bei dem heutigen Stand unseres Journalismus absolut unmöglich, eine auch nur einigermaßen anschauliche Kenntniß des gesammten deutschen Lebens zu gewinnen. Die preußische Bevölkerung gewinnt aus ihrer sonst sehr entwickelten Presse von dem nichtpreußischen Deutschland eine so mangelhafte Kenntniß, daß man sich nicht wundern darf, wenn die preußische Regierung mit dem Abgeordnetenhause um die Wette in der Behandlung der deutschen Angelegenheiten höchst beklagenswerthe Mißgriffe gemacht hat. Wer sich längere Zeit in Berlin aufhält, wird öfter bei recht unterrichteten Politikern eine überraschende Unkenntniß der Stimmungen, der Persönlichkeiten und Zustände nicht nur im Süden, sondern auch im nichtpreußischen Norden antreffen. Geht er nach Schwaben und Baiern, so macht er die entgegengesetzte, nicht weniger traurige Beobachtung. Die süddeutsche Presse widmet freilich, wie es in der Natur der Sache liegt, den preußischen Dingen eine weit größere Aufmerksamkeit, als die preußische dem Süden, aber die Grundstimmung der süddeutschen Presse steht dem preußischen Wesen fremd gegenüber.

Aber diese Gegensätze, diese Einseitigkeiten der preußischen Presse hier, der süddeutschen Presse da, sind nur ein Theil des Uebels. Die maßlose Zersplitterung unseres Zeitungswesens wirkt ebenso schlimm. Jede größere deutsche

*) Verfasser des Schriftchens, welches wir warm empfehlen, ist Prof. Hermann Baumgarten, Verleger H. L. Brönner in Frankfurt a. M.

Stadt hat ihr großes Blatt, alle diese Orte stehen publicistisch selbständig da, und über ihnen gibt es keine höhere Einheit. Die nothwendige Folge dieses Zustands ist das Auseinandergehen der öffentlichen Meinung in zahllose Nüancen, die Herrschaft der localen und provinzialen Anschauung über die allgemeine. Es muß anerkannt werden, daß fast alle diese Blätter in den letzten Jahren eine höchst erfreuliche Uebereinstimmung in gewissen Hauptpunkten gewonnen haben, daß ein Grundzug in der Hauptsache gleichen Strebens durch die meisten derselben hindurchgeht, daß sie in ihrer sehr großen Mehrheit dem nationalen Gedanken einen ernsten und einsichtigen Dienst widmen. Aber auf der andern Seite läßt sich ebenso wenig verkennen, daß der Organismus unserer Presse durch den vollständigen Mangel der höheren Einheit an schweren Gebrechen leidet.

Bis zum heutigen Tage steht unsere politische Intelligenz in einem weiten Abstande hinter unsrer allgemeinen Bildung zurück, eine natürliche Folge unseres seltsamen Entwicklungsganges, welcher uns fast dreihundert Jahre ganz in private Interessen und Tugenden, in religiöse, künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen begrub. Noch heute hat der für alle andern Nationen der Welt absolut selbstverständliche Satz, daß der Staat die Basis der nationalen Existenz ist wie der nationalen Bildung und Tugend, bei uns keineswegs allgemeinen und thatkräftigen Glauben sich errungen. Noch heute begegnen wir in allen Kreisen geistvollen und kenntnißreichen Personen, welche sich nicht gedrückt fühlen durch den Umstand, daß sie zum Staat weder ein warmes praktisches Verhältniß, noch von staatlichen Dingen das geringste Urtheil haben.

Wir dürfen uns glücklich schätzen, daß endlich dieser Zustand mehr und mehr als krankhaft, der Heilung bedürftig erkannt wird. Zu dieser Genesung muß aber vor allem unsere Publicistik mitwirken, sie muß die Brücke schlagen von unserer wissenschaftlichen und menschlichen Bildung zur bürgerlichen. Unsre jetzige Presse steht aber noch nicht auf der Höhe unseres geistigen Lebens, sie ist unsrer Wissenschaft noch nicht ebenbürtig geworden, sie ist theils wirklich noch eine niedere Region, in der zu oft Personen von mäßiger Einsicht und beschränkten Kenntnissen dominiren, theils gilt sie wenigstens bei sehr vielen dafür.

Wenn die Presse jenes Niveau erreichen will, muß sie sich vor allem concentriren; nur dadurch kann sie die geistigen und materiellen Mittel, nur dadurch die weithin treffende Wirkung erlangen, ohne welche ein großes Journal sich nicht denken läßt. Wir müssen einige große Blätter haben mit einem Absatz wie wir ihn in Frankreich, England und Amerika finden: diese Blätter werden die deutsche Intelligenz repräsentiren, diese für den Bau des deutschen Staats die deutschen Köpfe zusammenführen, diese das unselige Schwanken austreiben zwischen engherzigem Particularismus in der Praxis und kernlosem Kosmopolitismus i

der Idee, diese vor allem auch unsere politische Bildung, unser politisches Wissen zugleich umfassend und gründlich, zugleich theoretisch, correct u. praktisch wirksam machen.

Solches waren ungefähr die Erwägungen, welche vor Jahren eine Anzahl deutscher Männer zur Gründung der „Süddeutschen Zeitung" zusammenführten. Sie meinten damit etwas für ganz Deutschland zu thun, wenn auch zunächst nur der Süden unmittelbar berührt würde. Sie glaubten in München die Hauptstadt des deutschen Südens zu erkennen, den Mittelpunkt des künstlerischen und bald vielleicht auch des wissenschaftlichen Lebens der fränkischen, schwäbischen und bairischen Lande. Weshalb dieser Plan jetzt aufgegeben werden mußte, ist oben (von uns in dem Aufsatz: „Die Zusammenkunft deutscher Abgeordneter in Frankfurt a. M." Nr. 26 dieses Jahrgangs, S. 515. D. R.) gesagt worden. Jedoch verlangt die Wahrheit hinzuzufügen, daß die Gesundheit eines einzelnen Mannes (des Herrn Brater) nur deshalb auf ein so wichtiges Unternehmen maßgebend einwirken kann, weil in München der Particularismus der altbairischen Lande das gemeinsam deutsche Element so sehr zurückdrängt, daß die ganz besondere Begabung und Kenntniß eines mit den bairischen Verhältnissen und Stimmungen aufs innigste vertrauten Mannes dazu gehört, um die deutschen Gedanken wirksam zu machen. Es handelt sich da gewissermaßen um eine Mission unserer Cultur und Gesinnung auf einem Gebiete, welches derselben vor sechzig Jahren noch fast gänzlich entfremdet war. Eine solche Mission kann aber nicht von einem Blatte geübt werden, welches auf die weiten Kreise des deutschen Lebens wirken will. Die „Süddeutsche Zeitung" sah sich genöthigt in München eine bairische Zeitung zu werden, und je meisterhafter sie ihre bairische Aufgabe löste, desto mehr mußte sie sich von der deutschen Aufgabe zurückziehen. Dazu kam aber, daß zu Ostern 1861 in Frankfurt dieselben vorhin erwähnten Motive zur Gründung der „Zeit" führten. Die Freunde beider Blätter wollten der Presse geben, was ihr fehlte, und beide verfielen, indem sie dem deutschen Gedanken dienen wollten, unbewußt dem Particularismus. Es war ein Irrthum, daß ein Gebiet von acht bis zehn Millionen zwei große Blätter derselben Tendenz bedürfe. Daß man jetzt von diesem Irrthum zurückkommt und beide Zeitungen in der wirklichen Hauptstadt des Südens, in Frankfurt, vereinigt, ist ein höchst erfreulicher Beweis der fortschreitenden Einsicht in die Bedürfnisse der Nation. Frankfurt ist in der That wenigstens die commercielle und darum auch so zu sagen die publicistische Hauptstadt des Südens; es ist zugleich derjenige Punkt Deutschlands, wo norddeutsches und süddeutsches Wesen einander die Hand reichen, es ist eine eminent deutsche Stadt.

Ich meine keiner der vielen vortrefflichen Zeitungen, welche wir haben, zu nahe zu treten, wenn ich sage, daß sie alle ohne Ausnahme an einem bestimmten Local oder Lande haften, daß sie alle wichtigen Theile des deutschen Lebens zur Seite lassen müssen und daß deshalb noch immer die Augsburger Zeitung

mit einem gewissen Recht sich die Allgemeine nennt. Wie aber dieses Blatt, seit drei Jahren namentlich, uns nur allgemeines Verderben gebracht hat, wie es sich dem Genius des Volkes gegenüber gestellt und in mehr als einer Beziehung uns in die bösesten Verwirrungen gebracht hat, das bedarf heute keiner Darlegung mehr. Dadurch ist denn auch der allgemeine Charakter dieser Zeitung nur noch ein Schein, in Wahrheit dient sie ganz besonderen Interessen und particularistischen oder gar persönlichen Anschauungen. Da ein wohlthätiges Gegengewicht zu schaffen und den großen Gedanken, den einst Schiller mit diesem Unternehmen verband, in seiner Reinheit herzustellen, ist eine Aufgabe von hoher Wichtigkeit. Die „Süddeutsche Zeitung" tritt nur mit der „Augsburger Zeitung" in Concurrenz, sie stellt sich weder der Kölnischen noch der Weserzeitung, weder den Hamburger noch den Berliner Blättern entgegen, nicht einmal den Frankfurter Journalen; sie will lediglich neben diesen Organen das allgemeine deutsche Leben abspiegeln, das nord- und süddeutsche Element in gerechtes Gleichgewicht stellen, dem deutschen Leben die deutsche Wissenschaft und Kunst als nothwendige Ergänzung hinzufügen.

Verständigung zwischen Süd und Nord, das war die Aufgabe, welche sich die „Süddeutsche Zeitung" vor drei Jahren stellte, als ein schlimmes Verhängniß und gewissenlose Hetzerei in der Presse die beiden Hälften des Vaterlandes in giftigstem Hader entzweit hatte. Verständigung zwischen Süd und Nord, geistige Annäherung der verschiedenen Theile des Vaterlandes, das ist die Aufgabe, welcher sich die „Süddeutsche Zeitung" jetzt mit beträchtlich erweiterten Kräften widmen wird. Der Norden soll erfahren, wie es in dem Süden steht, es soll der Geringschätzung des Südens, wo sie noch herrscht, entgegen gearbeitet, es sollen ebenso der Abneigung des Südens gegen den Norden die großen Verdienste des Nordens, die echten Vorzüge der norddeutschen Natur entgegen gehalten werden. Jedem deutschen Stamm soll sein Recht werden, ohne Vorliebe und Haß die Eigenthümlichkeit und Berechtigung eines jeden dem andern zum Bewußtsein gebracht werden. Das Blatt steht bestimmt auf dem Boden des nationalen Programms, aber es wird dieses Programm mit Ruhe und Gerechtigkeit vertreten, die Gegner nicht verklagen, sondern wo möglich versöhnen. —

Wir haben diesen Worten nichts hinzuzufügen als den Ausdruck unsrer Uebereinstimmung und unsre besten Wünsche für das Gedeihen des neuen Unternehmens, dessen Leiter beide sowol durch hervorragendes publicistisches Talent als durch bewährte patriotische Gesinnung hinreichend gezeigt haben, daß sie der ihnen gestellten Aufgabe gewachsen sind. Mögen unsre Freunde im Norden wie im Süden durch jede mögliche Förderung, annehmend und gebend, durch unmittelbare und mittelbare Betheiligung zur Erreichung der Ziele, die das Organ sich gesteckt, den Weg ebnen und durch ihr thätiges Wohlwollen die Kraft und den Muth der Arbeiter am schönen Werke mehren helfen!

Minister und Volksvertreter in Preußen.

In den reactionären Kreisen Berlins circulirte, wie wir hören, im letzten Winter eine Denkschrift, deren Verfasser ein gewandter Kenner einflußreicher Persönlichkeiten und ihrer Wünsche ist. Darin waren schlaue Rathschläge über die Behandlung der Kammern und für Discreditirung des constitutionellen Lebens gegeben. Einige dieser Rathschläge empfahlen so wenig als möglich durch die Kammern zu thun, ihnen die Initiative in wichtigen populären Fragen so viel als möglich zu nehmen, unvermeidlichen Forderungen des Volkes nachzugeben, immer aber aus eigener Machtvollkommenheit, wo möglich so, daß eine Demüthigung der Häuser damit verbunden sei, damit das Volk erkenne, daß nicht ihre Pression, sondern die höhere Einsicht der Krone ihm das Nöthige als Geschenk aus eigner Machtvollkommenheit gebe. Ferner aber das Heer und das Beamtenthum der Kammer völlig zu entfremden, nicht zu dulden, daß ein activer Officier in das Abgeordnetenhaus trete, den Beamten thatsächlich zu erweisen, daß, wer an dem constitutionellen System Interesse zeige, jede Ungunst zu gewärtigen habe, welche die Staatsregierung, ohne die Sache auffallend zu machen, ihm zeigen könne. Ja, es müsse keinen Unterschied machen, wie ein Beamter als Abgeordneter stimme, auch die loyalste Parteinahme für das Ministerium dürfe ihm nicht Gnade verschaffen, der Beamte müsse erkennen, daß nur vollständiges Enthalten von solcher Zeitströmung sein Wohl sichere. Die Minister müßten ihren Verkehr mit den Häusern auf das Nothwendigste beschränken, jede vertrauliche Auslassung vermeiden, in ihren Beziehungen zu denselben kalte Förmlichkeit zeigen. Im Staatshaushalt müsse die höchste Sparsamkeit in allen Zweigen beobachtet werden, damit man nach und nach mit dem ordentlichen Etat auskomme, nicht mehr die Abgeordneten des Volks bedürfe. So könne die Bildung des preußischen Volkes allmälig aus den Kammern entfernt, und die Theilnahme auf Untüchtige, Einflußlose und hohle Schreier beschränkt werden. Selbst das Herrenhaus sei aus demselben Grunde nicht mit Vorliebe zu behandeln. Dadurch werde das Verfassungsleben im Volke selbst discreditirt werden. — Die Denkschrift scheint da eine Rückkehr zum Princip ständischer Gliederung für möglich zu halten.

Das sind freilich leere Träumereien, in mehren Punkten unausführbar, sie zeigen höchstens, wie verkehrt eine Partei immer noch die Zustände des Staates betrachtet. Wir sind sehr weit von der Annahme entfernt, daß die gegenwärtigen Minister Preußens ein solches Programm mit Wissen und Con-

4*

sequenz auszuführen bereit wären. Im Gegentheil ist klar, daß bei ihnen, wie bei allen, welche mit einer Volksvertretung regieren, das Bedürfniß zu gefallen und sich mit dem Volke zu befreunden, sehr lebendig war. Aber es ist eine finstere Laune des Geschicks oder genauer gesagt, eine unvermeidliche Folge ihrer schiefen Stellung zur Volksvertretung, daß sie, ohne es zu wissen und zu wollen, auf einige Punkte jener reactionären Denkschrift gedrängt werden, welche sie vielleicht vor einigen Monaten mit dem Gefühl stiller Ueberlegenheit lächelnd gelesen haben.

Einstimmig und gut hat die unabhängige Presse in Deutschland und im Auslande auf die häufig wiederholte Behauptung geantwortet, daß die Minister als Diener Sr. Majestät des Königs genau auf dem Boden des Programms ständen, welches der König selbst mündlich und schriftlich bekannt gemacht hat. Allgemeine Regierungsgrundsätze, selbst wenn sie viel genauer formulirt werden, als dies bei den königlichen Verheißungen der Fall war, genügen nicht, um zwingenden Tagesfragen gegenüber das Verhalten der Krone und ihrer höchsten Beamten zu regeln. Und seit Ernennung der gegenwärtigen preußischen Minister und der königlichen Antwort auf die Adresse ist der Staat in der Lage, daß ein Conflict zwischen der obersten Staatsregierung und dem Volke vor Aller Augen offen liegt, ein Gegensatz, der durch wohlwollende Worte gar nicht mehr auszugleichen ist. Es ist wahrscheinlich, daß die Minister den besten Willen hatten, soweit ihnen Urtheil und Kraft reichte, die Fehler ihrer Vorgänger zu verbessern, durch populäre Maßregeln die Abgeordneten des Volkes ür sich zu gewinnen. Es ist ebenso kaum zu bezweifeln, daß sie diese Hoffnung jetzt bereits aufgegeben haben und keinen andern Weg vor sich sehen, als im Kampfe mit der großen Majorität des preußischen Volkes das Staatsschiff durch künstliches Laviren in den höher schwellenden Wellen treiben zu lassen. Verletztes Selbstgefühl, persönliche Kränkungen, ihr Stolz und ihr Trieb sich zu erhalten, werden ihnen die Abgeordneten, die Häuser, zuletzt das parlamentarische Leben immer mehr verleiden. Wenn sie als ehrliche Männer bei Uebernahme des Amtes noch die Empfindung hatten, von den maßlosen Reactionären der Hofpartei durch eine weite Kluft getrennt zu sein, so werden sie wahrscheinlich in sehr kurzer Zeit sich auf einem Standpunkt befinden, der von den erwähnten Sätzen jener Denkschrift nicht mehr weit entfernt ist. Und wie das Abgeordnetenhaus sich ihnen in einen Haufen böswilliger Gegner verwandelt, so wird ihnen die Partei, welche ihnen Zuvorkommenheit, Vertrauen und Achtung erweist, zuletzt als die einzige Hilfe und Rettung des Staates erscheinen. Noch rechnen sie in der Stille auf eine Bekehrung der öffentlichen Meinung in Preußen. Sie haben eingesehen, daß gegenwärtig eine Auflösung des Abgeordnetenhauses ihnen keine bessern Wahlen gegeben hätte. Aber sie erwarten, daß der Eifer des Volkes, welcher eine große Anzahl unbekannter, unbedeutender

Männer heraufgehoben und manche bewährte Intelligenz vernachlässigt hat, sich wieder beruhigen und eine Stimmung für das allgemein machen werde, was ihnen als maßvolleres Urtheil erscheint. Wenn sie dabei für ihre eigene Popularität etwas hoffen, dann ist, so fürchten wir, nie ein Irrthum größer gewesen. Es ist nicht unmöglich, daß die Majorität des Abgeordnetenhauses an Popularität verliere, weil das Vertrauen zu ihrer Kraft oder auch zu ihrer Besonnenheit sich verringert. Es ist nicht unmöglich, daß die Wähler in irgend einer nahen Zukunft wieder ein wenig mehr auf ihre alten Führer zurücksehen, daß Kühne noch einmal in Berlin gewählt wird und daß Saucken-Julienfelde nicht um die Majorität in seinem Wahlkreise zu sorgen braucht. Aber auch ein solcher immerhin denkbarer Fall würde den gegenwärtigen Ministern vielleicht eine weniger laute, aber nicht weniger gereizte Opposition bereiten.

Jedoch ein solches Abwenden des Volkes von den entschlossenen Liberalen der gegenwärtigen Kammer ist höchst unwahrscheinlich. Ja man muß erwarten, daß so lange das gegenwärtige Ministerium besteht, das directe Gegentheil eintreten wird. Die Existenz des gegenwärtigen Ministeriums demokratisirt das preußische Volk mit großer Schnelligkeit; das Mißtrauen ist so groß geworden, daß jeder Widerstand, welchen sie einem Drängen des Abgeordnetenhauses entgegensetzen, daß jede Forderung, welche sie selbst stellen, ihnen auf das Nachtheiligste gedeutet wird. Es ist vorauszusehen, daß die Reibung zwischen den beiden Factoren der Gesetzgebung größer werden wird. Jeder Blick auf die schwebenden Tagesfragen lehrt das. Der Wahlkampf, der direct gegen sie ging, gab dem Volk ein lebhaftes Gefühl der eigenen Tüchtigkeit und Kraft, und wir erlebten das Unerhörte, daß die Opposition der Wähler gegen das Ministerium und seine Erlasse von der ganzen Welt als eine Erhebung und ein Fortschritt Preußens begrüßt wurde.

Es ist wahr, die Minister sind bemüht, der Stimmung des Volkes Concessionen zu machen, auch dem Abgeordnetenhause in Nebenfragen nachzugeben. Aber weder die größere Specialisirung des Budgets, noch die Aufhebung der Aufenthaltskarten, noch irgend eine andere Maßregel wird, so fürchten wir, einen wesentlichen Einfluß auf ihre Stellung zu den Wählern Preußens haben. Jede liberale Maßregel wird ihnen als erzwungene Nachgiebigkeit, jedes Eingehen auf die Wünsche der Kammern als Schwäche ausgelegt werden, und jeder Erfolg, welchen die Vertreter des Volkes durchsetzen, wird von dem Volke als ein Sieg des liberalen Princips über sie selbst aufgefaßt werden. Alle Welt sieht voraus, daß schon in den nächsten Wochen bei Berathung der Militärvorlagen ein Conflict auf Sein und Nichtsein zwischen ihnen und dem Abgeordnetenhause bevorsteht. Und wie groß ist die Zahl derer, welche den Ministern den Sieg wünschen? Sie selbst werden auf ihren dornenvollen Sitzen am besten beurtheilen, wie ihr persönliches Verhältniß zur Krone beschaffen ist. Sie wer-

den sich aber nicht verbergen können, daß es im Wesen der Majestät liegt — wie auch an höchster Stelle die Auffassung des Verfassungslebens sein möge — Minister nur so lange zu halten, als sie etwas durchsetzen, d. h. sie als in den Fragen, bei denen ein besonderes Interesse der höchsten Gewalt im Spiele ist, derselben nützen. Das vorige Ministerium war durch ein innigeres Verhältniß und besondere Pietät mit der Persönlichkeit des Königs verbunden, und doch fiel es, als es sich abgenutzt hatte. Wie sehr auch der eigene Wille der Majestät bei der Wahl der gegenwärtigen Minister thätig war, es ist kein Zweifel, daß dennoch ihre Thätigkeit zuletzt der Krone verleidet wird, wenn sie auf die Dauer nichts durchzusetzen vermögen, ja wenn ihre Existenz als eine fortdauernde Störung des gemüthlichen Verhältnisses zwischen Fürsten und Volk betrachtet werden sollte, eines Verhältnisses, welches ein Fürst auf die Länge vielleicht noch weniger als sein Volk ohne den größten Schaden für sein Haus und ohne stilles Wehe entbehren kann.

So ist die Stellung der Minister nach Unten und Oben eine unsichere, und es ist vorauszusehen, daß sie auf die Länge so nicht dauern kann. Daß aber auf dem Wege, den man jetzt eingeschlagen, der stille Widerstand des Volkes nicht beseitigt wird, und daß er noch weniger durch kleine Mittel, hier durch Concessionen, dort durch polizeiliche Restrictionen, zu brechen ist, davon werden die Minister sich sehr bald überzeugen, wenn sie das überhaupt je geglaubt haben.

Aber vielleicht gibt es einen Weg, auf welchem das gegenwärtige Ministerium den Gegensatz in innern Fragen zum Schweigen zu bringen und sich allmälig eine achtungsvolle Popularität zu erobern vermöchte: eine kräftige, entschlossene Politik nach außen. Kein Unbefangener wird verkennen, daß einige Anstrengungen gemacht worden sind, dem Selbstgefühl der Preußen nach dieser Richtung Genüge zu thun. Das Ministerium hat die Erbschaft seiner Vorgänger, den Handelsvertrag mit Frankreich, übernommen und sich um die Durchführung dieser großen Maßregel aufrichtig bemüht. Es hat, was immerhin gerühmt werden soll, eine Wehrkraft von etwa drei deutschen Regimentern mit der preußischen Armee eng verbunden. Es hat auch in der kurhessischen Frage einen sehr ernstgemeinten Versuch gemacht, eine Lösung im preußischen Interesse herbeizuführen. Aber gerade diese Frage zeigt, wie wenig sicher und wie wenig fruchtbar alles politische Handeln wird, wenn ihm der letzte Regulator fehlt: ein inniges Einverstandensein mit dem Volke. Auch hier war trotz gutem Willen, ja bei zeitweiligem Eifer etwas Kräftiges zu thun, das Vorgehen bis jetzt nur ein Anlauf, bei welchem Preußen dazu verurtheilt war, sich selbst die Spitze seiner Waffe abzubrechen. —

Und doch, die Angelegenheit Kurhessens ist noch nicht beendigt, gerade indem diese Zeilen geschrieben werden, erhebt sich, freilich unter größern Schwie

rigkeiten, die neue Möglichkeit, das Versehene gut zu machen. Noch ist hier dem Ministerium eine Gelegenheit gegeben, durch eine muthige That der Ehre Preußens und seinem Einfluß in Europa einen wesentlichen Dienst zu leisten. In der That, wenn das Ministerium sich mit Erfolg in dieser deutschen Angelegenheit zu behaupten wüßte, so würden die Anhänger der preußischen Partei ihm dafür freudig ihren Dank aussprechen; denn wenigstens unser Urtheil darf niemals durch eine pessimistische Stimmung geleitet werden, welche einem preußischen Ministerium keine Erfolge wünscht, damit es sich völlig ruinire.

Freilich ist eine erfolgreiche Abwickelung der kurhessischen Wirren diesem Ministerium weit schwerer als einem volksthümlichen, sie ist außerdem durch einen Fehler des auswärtigen Amtes höchlich erschwert.

Dem Ministerium war für Behandlung der kurhessischen Frage eine vortreffliche Grundlage durch die Uebergriffe des Bundes über seine Machtbefugnisse im Jahre 1860 gewonnen. Wenn Preußen diesen Fehler der Gegner zu der Erklärung benutzte, daß der Bund sich ja selbst jedes Rechtes begeben habe, für Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände in Kurhessen mitzuwirken, so war ihm ein Eingreifen, ja auch das Einrücken seiner Truppen in Kurhessen gar nicht zu wehren. Die Verfassung von 1831 in der Hand, konnte es mit der kleinen Zahl seiner Verbündeten die unerträglich gewordenen Verhältnisse energisch beseitigen, es konnte sich die Majorität der Bundesversammlung als Verbündete des Kurfürsten, als erklärte Gegner der Volkswünsche von ganz Deutschland, gegenüber stellen, es benahm Oestreich und dem Bunde durch sein actives Vorgehen, welches natürlich reizen mußte, jede Gelegenheit aus seiner schwachen und abwartenden Stellung hervorzukommen, es benutzte einen großen Fehler der Gegner, sich selbst freie Hand zu verschaffen. Von diesem Standpunkte aus wurden in der That die ersten Schritte Preußens gethan, die wünschenswerthe Pression auf den Kurfürsten auszuüben. Aber in einer unbegreiflichen Inconsequenz verließ das auswärtige Amt zu Berlin diese zweckmäßige Basis für ein freies Handeln, es warb um Beihilfe Oestreichs für Herstellung der Verfassung von 1831, es willigte in gemeinsame Anträge am Bunde, es erkannte plötzlich die höchste Competenz des Bundes an. Dadurch umschnürte sich die preußische Regierung selbst mit schweren Fesseln, welche fortab jedes selbständige Handeln lähmen mußten. Oestreich und die Würzburger, der Paragraph 11, Doppelzüngigkeit und geheime Ränke der Diplomatie zogen triumphirend durch die geöffnete Pforte in Kurhessen ein. Mit fast sichtlicher Freude ergriff Oestreich die dargebotene Hand — noch ist unaufgeklärt, ob nicht östreichischer Einfluß in Berlin schon bei Fassung des verhängnißvollen Entschlusses im Geheimen thätig war — behend eilten die Würzburger, aus ihrer unpopulären und unhaltbaren Stellung heraus zu kommen, eifrig erkannten sie in der Mehrzahl die Verfassung von 1831 an, der kluge Fürst der Schwaben

beeilte sich noch weiter zu gehn als Preußen und auch das populäre Wahlgesetz anzuerkennen, zu welchem Graf Bernstorff noch unsicher stand. Und der Bund begann seine Arbeit. Oestreich drängte zu Frankfurt scheinbar im besten Einvernehmen mit Preußen und bemühte sich in Kassel als vertrauter Rathgeber des Kurfürsten zu temporisiren und für ihn Zeit zu gewinnen. Von jetzt ab hielt es mit dem Gefühl der Ueberlegenheit seinen Schild über den Kurfürsten und dessen Politik, dieser konnte jetzt ruhig den preußischen Mahnungen kurze Antworten geben, jede Nachgibigkeit gegen Preußen verweigern. Alles Eifern und Zürnen zu Berlin, Kriegsbereitschaft, Ansammeln von Truppen an der Grenze war ihm ein harmloses Seitenmanöver geworden, zwar lästig, aber wenig gefährlich. Denn die Majorität zu Frankfurt war von Preußen selbst als oberster Richter über sein und seines Staats Geschick anerkannt. Und Preußen kam in die demüthigende Lage, daß sein Treiben und Trommeln nur den Nutzen hatte, hier und da die Oestreicher ein wenig zu offizieller Beschleunigung anzufeuern, bis endlich die Stunde kam, wo dem Vernehmen nach Baron Kübeck dem preußischen Bundesgesandten erklären durfte, seine Regierung werde ein Einrücken der Preußen in Hessen nicht dulden. Unterdeß saßen die Preußen längs der Grenze unthätig, ihre Lage wurde lästig; der erste Eifer zu Berlin schien verraucht, man nahm an, daß der gespannte Hahn dort wieder in Ruh' gesetzt sei, und daß man sich hüten werde, ihn zum zweitenmal wirkungslos aufzuziehen. Nachdem man dies abgewartet hatte, warf man die Maske ab. Man hatte sich zu Kassel unter der ersten Einwirkung der Betroffenheit widerwillig den Anschein gegeben, auf preußische Forderungen und die Wünsche des Volks bei Auswahl des neuen Ministeriums Rücksicht zu nehmen. Jetzt wurde plötzlich unter dem Einfluß der Oestreicher und Würzburger ein Ministerium gebildet, welches nicht einen Namen von der Ministerliste enthielt, welche Preußen für das hessische Volk aufgestellt hatte.

So ist zwar nicht die ganze Mühe Preußens vergeblich gewesen, denn es ist unläugbar und wird überall in Deutschland anerkannt, daß zuletzt nur sein Druck dem Kurfürsten und die Majorität des Bundestags zur Anerkennung der Verfassung bestimmt habe; aber dieser Erfolg ist mit herben Demüthigungen und mit einer großen diplomatischen Niederlage verbunden. Und in der Sache selbst gibt das erwählte Ministerium, preußenfeindlich und reactionär, durchaus keine Sicherheit für eine Beseitigung des alten Leidens von Hessen.

Nun wäre allerdings möglich gewesen, daß Preußen, auch nachdem es Oestreich zur Theilnahme eingeladen und die hessische Angelegenheit der Competenz des Bundes aufs Neue unterworfen hatte, doch noch selbständig in Kurhessen interveniren konnte, wenn nämlich das kurhessische Volk selbst sich geregt hätte, um Unerträgliches zu entfernen. Die Preußen durften dann als einen Act diplomatischer Klugheit betrachten, daß sie Oestreich zur Anerkennung der Ver-

fassung von 1831 und zur Anerkennung des gekränkten Volksrechts bewogen, sie selbst hatten dann Oestreich die Waffen des Widerstandes aus der Hand geschlagen, wenn etwa das hessische Volk sich erhob, den Schutz Preußens anrief und wenn preußische Bataillone als Wiederhersteller und Schützer der Verfassung einzogen. Hat das Ministerium in Berlin einen Augenblick an solche Möglichkeit gedacht, vielleicht darauf gehofft? Wenn das der Fall war, was wir kaum glauben, so hatte es vergessen, daß seine eigene Existenz und die innern Zustände Preußens ein solches vertrauensvolles Zuwenden des hessischen Volkes sehr erschwerte. Dergleichen wäre im Jahre 1860 leicht möglich gewesen, im Jahre 1862 ist es fraglich, ob selbst die jetzige Wahl eines unpopulären Ministeriums in Cassel dergleichen Wirkungen ausüben könne.

Die letzten Marschbefehle zeigen, wie unzufrieden man in Berlin mit der Entwicklung der Ministerkrisis in Kassel ist und daß man die wahrscheinlich unbestimmte Vorstellung hat, es müsse jetzt etwas Entscheidendes geschehen. Nun ist die Angelegenheit bereits sehr verfahren, aber es ist doch nicht unmöglich einen Ausweg zu finden, wenn man noch jetzt von dem betretenen Wege der Bundespression, auf welchem gar nicht weiter zu kommen ist, heruntergeht. Wenn Preußen erklärt, daß das Ministerium zu Kassel durch seine Persönlichkeiten keine Garantie für eine ehrliche Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände gäbe, daß Preußen darauf verzichten müsse, durch Oestreich und den Bund dieselben hergestellt zu sehen, daß es sich genöthigt sehe, das Recht der freien Hand wieder in Anspruch zu nehmen und selbstthätig einzugreifen. Man bewege die Truppen vorwärts, erkläre jedes Einrücken nichtpreußischer Truppen in das Land für einen casus belli und bereite sich auf jede Eventualität.

Die politische Lage Europa's ist so günstig als möglich. Die orientalische Aufregung nimmt Dimensionen an, welche die Interessen der Großmächte nach Belgrad, Bukarest, Konstantinopel und Jerusalem ziehen. Oestreich ist in Italien und selbst im Orient ohne Bundesgenossen, es vermag den Streit mit Preußen nicht über die Grenzen diplomatischer Noten herauszuheben, ohne einen europäischen Krieg zu veranlassen, der ihm größeres auf das Spiel setzt, als seinen Einfluß in Hessen. Preußens Stellung ist bei dem bevorstehenden Conflict den großen Mächten Europa's wieder einmal die günstigste. Eine Besetzung Kurhessens, nicht zu einer Eroberung, sondern zu ehrlicher Wiederherstellung gesetzlicher Zustände würde weder Frankreich noch England zu mehr als einer Anfrage veranlassen. Die Verbindung deutscher Mittelstaaten mit Oestreich aber ist nur so lange lästig, bis Preußen in guter Sache Ernst zeigt. So ist dem Ministerium immer noch die Möglichkeit gegeben, die Wege einer Achtung erzwingenden Politik zu betreten.

Aber wird, was möglich ist, auch ihm ausführbar sein? Auf die fröhliche Beistimmung der Preußen sowol als der Hessen hat es beim Beginn seiner

Operationen nicht zu rechnen, die soll es sich erst verdienen, und es ist schwer, einen großen und für den Staat immerhin verhängnißvollen Entschluß zu fassen, wenn man die Last desselben so allein und einsam zu tragen hat. Auch würde durch ganz Deutschland die Ironie des Geschickes mit einiger Schadenfreude empfunden werden, daß das preußische Ministerium kriegerisch gegen ein hessisches auftritt, welches sich, gerade wie das preußische, offiziell zu allem Liberalismus der Situation bekannt hat und gerade so wie das preußische unter dem Verdacht leidet, nur auf Befehl und mit geheimen Reserven diese liberalen Concessionen gemacht zu haben. Die größte Schwierigkeit aber liegt für das gegenwärtige Ministerium darin, daß in dem Augenblick, wo es durchsetzt, daß Preußen die ehrenvolle Straße einer selbstkräftigen Politik betritt, auch ihm selbst die Möglichkeit einer Entfernung aus seinem Amte näher rückt. Denn wenn Krone und Volk schon in friedlicher Zeit den gegenwärtigen Zustand voll Mißvergnügen und Argwohn nicht wol auf die Länge ertragen werden, so wird beim Herannahen großer Conflikte die Wiederherstellung der innern Einigkeit, des geschwundenen Vertrauens, unentbehrlich.

Bei solchen Aussichten erscheint das preußische Ministerium nach innen und außen gelähmt. Die Ungunst seiner innern Unpopularität erschwert ihm höchlich ein kräftiges Auftreten gegen fremde Cabinete, und eine kräftige äußere Politik, welche den Staat in ernsthafte Conflikte bringt, droht ihm wieder mit schnellem Ende. Auch eine Ergänzung durch neue Kraft würde ihm wenig helfen, denn Herrn von Bismark würde dasselbe Mißtrauen verfolgen, welches die Thätigkeit der Minister so sehr erschwert. Davor aber mögen den preußischen Staat seine guten Sterne bewahren, daß das gegenwärtige Ministerium ohne aufrichtige Versöhnung mit dem Volk, ohne Modification in seiner Zusammensetzung, in der bisherigen Weise des auswärtigen Amtes, eine kühne Politik beginne. Neue größere Niederlagen würden die unvermeidliche Folge sein. Lieber wollen wir Anhänger Preußens die Bedeutungslosigkeit, in welche Preußen zurückzufallen droht, mit stillem Schmerz ertragen.

Die Lehre aber, welche wir aus einer solchen Stellung des gegenwärtigen Ministeriums zu ziehen haben, ist der Satz: Es ist schon jetzt in Preußen nicht mehr möglich zu regieren im Widerspruch gegen die Majorität der Volksvertreter.

Unterdeß haben die Häuser des Landtags ihre Arbeit begonnen. Auch dem neuen Haus der Abgeordneten war bis jetzt nicht vergönnt, den Eindruck besonderer Größe und Kraft zu machen. Und wer von der ungeübten Kraft, welche sich jetzt so reichlich darin regt, auf der Stelle glänzende Debatten, große Resultate erwartet hat, der hat in der That Unbilliges verlangt. Was von Charakter und politischem Talent in der Kammer ist, das mag sich allmälig in der parlamentarischen Zucht entwickeln, das Wichtigste für Preußen sind jetzt noch gar nicht die Virtuosen der Tribüne, sondern die Parteibildung und die

Fortschritte, welche dieselbe macht. Es ist auch in d. Bl. oft die Ueberzeugung ausgesprochen worden, welche zu wiederholen die Presse nicht aufhören soll, daß der nächste große Erfolg in dem innern Leben Preußens abhängig ist von der Vereinigung der liberalen Fraktionen zu einer großen und sichern Majorität, welche die Majorität der Volkswünsche darstellt und leitet und einem Ministerium seines Vertrauens feste Stütze werden kann. Alles, was jetzt die Preußen stört und aufhält, Stimmungen der höchsten Regierungsgewalt, unpopuläre Minister, preußenfeindliche Fraktionen in der Kammer selbst, alles das wird mit Leichtigkeit versöhnt oder überwunden, sobald die Kammer durch die erwähnte Vereinigung einen sicheren Schwerpunkt darbietet. Nicht unbedeutend sind die Fortschritte, welche die Parteibildung in der neuen Session gemacht hat, aber noch haben die preußischen Abgeordneten Einiges zu lernen und zu überwinden. Der Zerfall der altliberalen, ministeriellen Partei durfte nicht überraschen, er war die unvermeidliche Folge des ruhmlosen Sturzes, welcher dem Ministerium unserer alten Freunde zu Theil wurde. Die neugebildete Fraktion Vincke's ist nicht als eine Fortsetzung der altliberalen Partei zu betrachten, sie ist vielmehr der Anfang einer sehr berechtigten conservativen Partei unsrer Zukunft, in diesem Sinne ein großer Fortschritt der neuen Kammer. Das Junkerthum, wie es von 1848 bis jetzt sich in oft grotesken Formen gebreitet hat, ist für jeden, der näher zusieht, bereits in einer innern Auflösung begriffen, es wird unter dieser und in den ersten Jahren einer nächsten Regierung sich allmälig ruhmlos ausleben. Die Fanatiker der Reaction unter den Landjunkern verfallen den Witzblätter und zuletzt den Vorstadttheatern, die Generäle, welche ohne große Kriegsthaten in der Hofluft avancirt und in Parade, Gebetbuch, Cour und Verwünschung der Revolutionäre alt geworden sind, werden beseitigt werden, die Gescheuteren vom Landadel aber, welche schon jetzt den kräftigeren Wellenschlag unsrer Zeit nicht von sich abhalten können, werden endlich genöthigt sein, sich neue Führer zu suchen und die alten Gegensätze, welche sie einst von ihren freier gebildeten Standesgenossen getrennt haben, zu begraben. Andererseits ist sehr wahrscheinlich, daß auch Hr. v. Vincke und seine Freunde durch den Gegensatz zu jüngern und rücksichtsloseren Liberalen etwas mehr nach Rechts gedrängt werden. Es wird aber einer längeren verdienstlichen Thätigkeit dieser Partei und großer Fehler der neuen Fraktionen bedürfen, um die Majorität der Wähler wieder mit ihr zu befreunden.

Wie zwingend das Bedürfniß nach einer neuen Organisation auch bei maßvollen Abgeordneten war, hat das schnelle Wachsthum der Partei Bockum-Dolffs gezeigt. Aus einer der kleinsten Fraktionen des Hauses ist sie zu der zweitgrößten geworden; in ihr und der besonnenen Majorität der Fortschrittspartei liegt jetzt die Zukunft des preußischen Liberalismus. Die Fortschrittspartei selbst bildet noch eine ungefüge Masse, welche sehr disparate Ele-

mente umschließt. Sie wird zur Zeit noch zusammengehalten durch die Erinnerung an das gemeinsame, schnelle Heraufkommen durch die eigenen Siege und den Haß der Gegner. Aber der nächste Fortschritt, welchen die Parteibildung in Preußen zu machen hat, sollte das Ausscheiden Waldecks und einer Anzahl radicaler Elemente aus der Majorität der Partei sein. Denn wie für Waldeck, den Radowitz der preußischen Demokratie, eine fortwährende Resignation nöthig ist, sich einer Majorität unterzuordnen, so muß manches, was an ihm und seinen Anhängern schwer erträglich ist, auch sein Ausscheiden den besonnenen Fortschrittsmännern wünschenswerth machen. Diese werden dadurch von einem unruhigen, doctrinären, zuweilen unberechenbaren Elemente befreit, welches den Entschlüssen der Partei etwas Aufgeregtes und Pessimistisches zu geben droht, was dem preußischen Wähler sehr bald Kopfschütteln verursachen könnte. Die Ausscheidung einer Fraction Waldeck aber würde 96 Mitglieder von Bockum-Dolffs und etwa 100 Mitglieder der Fortschrittspartei so nähern, daß es dann nur einer starken äußern Veranlassung bedürfte, um die Mitglieder derselben zu gemeinsamer Parteitaktik fest zu verbinden. Ob diese äußere Veranlassung in einer zähen gesetzlichen Opposition gegen eine abgeneigte Regierung, oder in der Bildung eines combinirten Ministeriums aus Mitgliedern der beiden Parteien bestehen wird, das ist freilich nicht vorauszusagen, daß aber der letztere Fall früher oder später eintreten muß, das darf man ohne Prophet zu sein, voraussagen.

Denn die Strömung der Volkskraft wird noch längere Zeit nach der linken Seite hin fluthen. Und um so heftiger, je länger der Widerstand dauert, welchen dreißig Regierungen, Hofkoterien und romantische Stimmungen einigen höchsten Bedürfnissen der Nation entgegen stellen. Für Preußen aber, das erlauchte Haus der Hohenzollern, kann ein Patriot in der gegenwärtigen Lage keinen innigeren Wunsch aussprechen, als daß sich in dem Abgeordnetenhause recht bald die Bildung einer starken Majorität vollenden möge. Erst nach dieser Abklärung und Vereinigung wird das Verfassungsleben Preußens Kraft, eine vorurtheilsfreie Regierung feste Stützen gewinnen. ♀

Vermischte Literatur.

Von den wohlbekannten praktisch angelegten, gründlich und gewissenhaft ausgeführten Bädeckerschen Reisehandbüchern liegen jetzt wieder zwei in verbesserten Auflagen vor. Der Werth dieser Sammlung und namentlich die Zuverlässigkeit des Verfassers in allen seinen Angaben ist fast sprichwörtlich geworden, eine Empfehlung daher nur durch die Bemerkung zu geben, daß das redliche Bemühen des verstorbenen Begründers derselben, welches ihn zum Schutzgeist in der Westentasche für die ungeheure Mehrzahl der deutschen Reisenden und zum Schrecken für alle zur Prellerei geneigten Gastwirthe werden ließ, auch seinen Nachfolger am Werke beseelt. Im Uebrigen genügt eine einfache Anzeige. Das eine der beiden Bändchen behandelt die Rheinlande von der Schweizer bis zur Holländischen Grenze, Schwarzwald, Vogesen, Haard, Odenwald, Taunus, Eifel, Siebengebirge, Nahe, Lahn, Mosel, Ahr, Wupper und Ruhr, und ist mit acht hübschen lithographischen Landschaftsbildchen, einer Uebersichts- und 13 Specialkarten, sowie mit den Plänen von 12 der wichtigsten rheinischen Städte ausgestattet. Das andere Bändchen führt den Titel: „Paris, Rouen, Havre, Dieppe, Boulogne und die drei Eisenbahnstraßen vom Rhein bis Paris," und ist mit Plänen von Paris, dessen Umgebung, des Louvre, des Jardin des Plantes, des Pere Lachaise, des Bois de Boulogne und der Städte Versailles, Rouen, Havre, Dieppe, Boulogne, Metz, Straßburg, Brüssel und Lüttich, sowie mit einer Eisenbahnkarte von Mitteleuropa versehen. Jenes erscheint in zwölfter, dieses in vierter verbesserter Auflage.

Fragmente aus Italien. Natur und Kunst. Von Karl Grün. München, E. A. Fleischmanns Buchhandlung. 1862.

Ein Kapitel über den Werth der Lombardei, welches sehr lehrreiche statistische und volkswissenschaftliche Notizen enthält und darauf hinausläuft, daß der König von Italien mit dem Gewinn dieses Landstrichs einen Edelstein in seine Krone gesetzt hat, der indeß noch sehr der Politur bedarf. Dann Mittheilungen über die Gegend zwischen Genua und Pisa, über Ausflüge in der Umgegend von Pisa, über Fiesole und die Cartosa, über das toskanische Stroh und dessen Verarbeitung zu Damenhüten (besonders interessant für Frauen), dann Verschiedenes aus Rom, Neapel, Umbrien, Bologna, Modena, Mantua, Verona, Padua und Venedig. Die Manier des Verfassers ist dieselbe wie in dem früher von uns besprochenen Buche von ihm: er schreibt keck, ohne viel Ueberlegen, ohne tieferes Eingehen auf seine Gegenstände, bisweilen brillant, immer mit der Absicht, brillant zu sein, und darum im Einzelnen amüsant, auf die Dauer aber, da Knalleffect auf Knalleffect folgt, ermüdend, wie alle Feuilletonisten, wenn sie das, was in das Tagesblatt paßt, auch für größere Arbeiten geeignet ansehen.

Geschichte des Schleswig-Holsteinischen Kriegs. Von Graf Adelbert Baudissin. 1. Lief. Hannover, C. Rümpler. 1862.

Indem wir uns eine ausführliche Beurtheilung des Werks für die Zeit vorbehalten, wo dasselbe vollständig vorliegen wird, bemerken wir vorläufig nur, daß

dieses erste Heft, welches die Entwickelung des schleswig-holsteinischen Streites bis zur Erhebung von 1848 enthält, zwar durchaus den rechten Standpunkt für die Beurtheilung der Frage einnimmt, aber nur wenig zeigt, daß der Verfasser sich klar gemacht hat, worin die Kunst der Geschichtschreibung besteht. Statt die Ereignisse ruhig zu erzählen, läßt sie der Verfasser in einem Meer von Pathos hin und her schaukeln. Statt die Thatsachen übersichtlich zu gruppiren, läßt er sie vielfach sich zerstreuen. Statt die Dinge für sich sprechen zu lassen, redet er für sie. So ist das ganze viel mehr eine patriotische Standrede, als Geschichte. An jenen Reden aber haben die letzten Jahre nachgerade genug geliefert, und das Gefühl für das Recht der Herzogthümer in Anspruch zu nehmen, scheint uns weit weniger nothwendig, als eine möglichst objectiv gehaltene Darstellung dessen, was geschehen ist. Uebrigens hat der Verfasser offenbar sehr flüchtig gearbeitet, wie schon die häufigen Wiederholungen zeigen, die bei einer nochmaligen Durchsicht und Ueberarbeitung des Werkes jedenfalls weggefallen sein würden. Nebenher sei gesagt, daß die Charakteristik des Prinzen v. Noer viel günstiger ausgefallen ist, als Wahrheit und Gerechtigkeit gestatten.

Benjamin Franklin. Ein Lebensbild von J. Venedey. Freiburg im Breisgau. Fr. Wagnersche Buchhandlung. 1862.

Einfach, ohne das sonst dem Verfasser eigne oratorische Pathos, klar und sauber geschrieben, dem Vermuthen nach zum Volksbuch, wol auch für die reifere Jugend bestimmt. Neues erfahren wir aus dem Buche über den Mitbegründer der amerikanischen Republik nicht, als Gabe für das große Publicum ist es bestens zu empfehlen.

Martin Opitz von Boberfeld. Eine Gabe für's Opitzdenkmal in Bunzlau. Von Hermann Palm. Breslau, Verlag von E. Morgenstern 1862.

Enthält zwei interessante Beiträge zur Lebensgeschichte des schlesischen Dichters: der erste betrifft die Thätigkeit desselben als Unterhändler der schlesischen Herzöge bei dem schwedischen Kanzler Oxenstirna, der zweite den Verkehr des Poeten mit dem belgischen Philologen Janus Gruter, mit dem er zuerst 1619 in Heidelberg bekannt wurde, und der 1627 als Bauergutsbesitzer im Schwarzwald starb.

Erzählungen von Zagler. Erster Band. München, 1862. E. A. Fleischmanns Buchhandlung.

Rittergeschichten ein wenig besser als die von Spieß, dann Familiengeschichten in der Art von Weißflog und Genossen, das Ganze gut für Leihbibliotheken alten Styls.

Dorfschwalben aus Oestreich. Geschichten von August Silberstein. München 1862, E. A. Fleischmanns Buchhandlung. Dorfgeschichten dritten Ranges, weder in der Form noch im Inhalt über die gewöhnlichen Versuche dieser Art aus letzter Zeit erhaben.

Rom. Seine Vergangenheit, seine Gegenwart und seine Zukunft. — Aus dem Französischen: Le parfum de Rome von Louis Veuillot. Bevorwortet von W. Molitor. Erster Band. Speyer, Verlag von A. Bregenzers Buchhandlung. 1862.

Der Verfasser ist der bekannte Exredacteur des „Univers“. Er gibt hier, an eine Wanderung nach und durch Rom anknüpfend, eine Anzahl von Betrachtungen

über die Natur des Papstthums und seine Geschichte bis auf die neuesten Vorgänge, gemischt mit Aeußerungen seines Abscheu's vor Eisenbahnen, Telegraphen und andern Erfindungen der Neuzeit. Als fanatischer Ultramontaner findet er selbstverständlich alles, was je von Päpsten ausgegangen ist, gerecht, gut und heilig, alle Klagen über die römischen Zustände entweder einfältig oder gottlos. Das Papstthum ist ihm das Christenthum, die jetzige Bewegung gegen jenes muß die Wiederkehr der grauenvollen Entwürdigung der Menschheit zur Folge haben, welche unter den Kaisern Roms, namentlich unter Nero herrschte. Der Ton, in welchem diese sublimen Wahrheiten vorgetragen werden, ist bald der kecke Styl des pariser Zeitungsklopffechters, bald der des predigenden Kapuziners, bald Apokalypse, bald Feuilleton. Neben vielem Abgeschmackten begegnen wir zwar auch einigen guten Einfällen. Von einer gründlichen Bildung aber ist natürlich nirgends die Rede. Die Phantasie muß, wo es auf Beweise ankommt, das meiste thun, und wo sie versagt, hilft man sich mit Schimpfen und Fluchen, worin (man vergleiche das Kapitel „Der Subalpine“, welches Cavour behandelt, und das grimmige Anathema, womit S. 352—355 ein vom römischen Lager in das der italienischen Patrioten übergegangener Geistlicher, entweder Passaglia oder Liverani, als „Vatermörder“, „Judas“, „Tempelschänder“ und „Scheusal“ der Hölle überantwortet wird), der würdige Veuillot bekanntermaßen Meister ohne Gleichen ist. Wir glauben, daß der Herr Domkapitular Molitor, der dieses Schandbuch dem deutschen Publikum zugänglich machte, bei den gebildeten Katholiken nur das Gegentheil von dem bewirken wird, was er bezweckte. Der Verfasser nannte es „Parfum“, wir Weltkinder nennen es „Haut gout de Rome“.

Deutsche Nationalunternehmungen. Von Alexander Ziegler. Dresden, 1862. Carl Höckner.

Gibt dem Inhalt nach verdienstliche, in der Form etwas weitschweifige und unbeholfene Berichte über die Expedition Heuglins und Munzingers nach Innerafrika, das Germanische Museum in Nürnberg und die Schillerlotterie. Die Geschichte der letztern ist bis zu ihrem sehr erfreulichen, alle gegen das Unternehmen erhobene Bedenken zerstreuenden Resultate fortgeführt. Beigegeben ist ein Porträt des Majors von Serre und eine Karte von Afrika. Der Reinertrag soll der Sammlung für die Expeditionen nach Afrika zufließen.

Illustrirter Katalog der Londoner Industrie-Ausstellung von 1862. Erste Lieferung. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1862.

Sehr geschmackvoll ausgestattet, wohlgeschrieben, reich mit vortrefflich ausgeführten Abbildungen (Holzschnitten) geschmückt.

Unsre Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon. 64. und 65. Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1862.

Wir haben uns wiederholt über den Werth dieses Unternehmens günstig ausgesprochen. Die beiden vorliegenden Lieferungen enthalten außer einer Anzahl kürzerer Biographien Aufsätze über die pontisch-danubische Eisenbahn, Bauer und die Tübinger Schule, Sultan Abdul Medschid, Fürst A. Czartorski, Ungarn seit 1849, den Rhein, seine Geschichte, seine Schifffahrts- und Handelsverhältnisse, Fr. Chr. Schlosser (von G. Weber), und den polnischen Dichter Krasinski.

David der König ohne Gleichen. Vier Vorträge von M. Baumgarten. Berlin, 1862. Verlag von Julius Springer.

Ein bibelgläubiger Theolog versucht an Davids Beispiel nachzuweisen, „daß alles öffentliche Wirken die höchste Weihe und die nachhaltigste Kraft aus der frommen Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott empfängt". David ist ihm aber „kein Mann der Kreuzzeitung". Sein „Königthum ist nicht eine Schranke gegen die Selbständigkeit des Volksthums, im Gegentheil, die sittliche Potenz, die Selbständigkeit des Volksbewußtseins und Volkslebens groß und herrlich zu machen". Als Mann von Geist und Charakter macht der Redner im Verlauf seiner Darstellung mancherlei gute Bemerkungen. Vor der Geschichte aber hält seine Charakteristik im Großen und Ganzen nicht Stand, und an vielen Stellen muß er sich mit Willkürlichkeiten helfen oder die tiefen Schatten weglassen, die das Original seines Bildes verunzierten. Saul wird entschieden ungerecht behandelt, und sehr seltsam klingt es, wenn Samuel wiederholt als „ein alter Republikaner" bezeichnet wird.

Das Gefühlsleben. Dargestellt aus praktischen Gesichtspunkten nebst einer kritischen Einleitung von Dr. Joseph W. Nahlowski. Leipzig, Louis Pernitzsch, 1862.

Eine Monographie, welche den Zweck hat, die von den bisherigen Psychologen etwas stiefmütterlich behandelte Lehre vom Gefühl weiter auszubilden. Eine Reihe von Paragraphen enthält die theoretische Erörterung, Anmerkungen liefern dazu praktische Beispiele, die namentlich den Dramen Shakspeares, zum Theil auch Homer, Sophokles und Goethe entnommen sind. Der Verfasser ist ein Anhänger Herbarts und hat bei seiner Arbeit vorzüglich die Schriften von Drobisch und Lotze, bei Betrachtung der formellen und intellectuellen Gefühle die Vorarbeit von Th. Waitz benutzt, während er in Betreff der sinnlichen Gefühle, der Liebe, der Stimmung und in andern Abschnitten die Ergebnisse eigner Forschung bietet. Indem wir die eingehende Würdigung seiner Theorie den Philosophen von Fach überlassen müssen bemerken wir nur, daß man in den praktischen Beispielen, die er anführt, vielen, feinen und sinnreichen Gedanken begegnet.

Die Centralisation. Von Odilon-Barrot. Deutsch von B. Franz. Mit einem Vorwort von Dr. E. Fischel. Berlin, 1862. Verlag von J. Springer.

Der bekannte Führer der ehemaligen dynastischen Linken in den französischen Kammern gibt uns hier in recht anschaulicher Weise eine Geschichte der Krankheit, an welcher Frankreich vorzüglich leidet, indem er die Uebel schildert, welche das Streben nach mechanischer und gleichförmiger Verwaltung, die Absorbirung alles politischen Lebens durch Verwandlung des Staats in eine bureaukratische Maschine, über die französische Nation gebracht. In Deutschland ist diese Gefahr jetzt weniger zu fürchten; denn wenn es auch bei uns nicht an Versuchen gefehlt hat, die französische Regierungsmethode einzuführen, so steht dem gegenwärtig auf Seiten des Volks allenthalben die bessere Erkenntniß des Rechten, das wiedergefundene Bewußtsein von dem Werth der alten Weise, seine nicht nothwendig von großen Mittelpunkten zu verwaltenden Angelegenheiten selbst zu ordnen, als kräftiges Hinderniß entgegen. Indeß läßt sich aus der kleinen Schrift noch immer mancherlei lernen, und so möge dieselbe bestens empfohlen sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Protestanten in der Diaspora.

1.

Wenn wir im Folgenden ein Bild von den in der Zerstreuung lebenden protestantischen Gemeinden zu geben versuchen, so wurde schon in dem Aufsatz über den Gustav-Adolf-Verein (Nr. 26) angedeutet, daß unsre Arbeit keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht, indem es uns nur darauf ankommt, diejenigen evangelischen Gemeinden oder Gruppen von solchen Gemeinden zu schildern, welche vorzüglich der Unterstützung bedürfen, auf welche darum der Gustav-Adolf-Verein in den letzten Jahren vor Allem sein Augenmerk richtete, und auf die er es auch in der nächsten Zukunft hauptsächlich zu richten haben wird.

Betrachten wir zunächst die Zustände der Evangelischen in Böhmen, Mähren und Oestreichisch-Schlesien nach Auszügen aus den „Fliegenden Blättern" der Stiftung und andern Mittheilungen derselben.

Wie bekannt, fand die Reformation in diesen Ländern, der Heimath der Hussiten und mährischen Brüder, die bereitwilligste und allgemeinste Aufnahme. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war die große Mehrzahl der Bewohner Böhmens und Mährens dem Protestantismus zugethan. Ueber fünfhundert Geistliche dieses Bekenntnisses verkündeten hier die Lehre der Reformatoren, fast der gesammte Adel czechischer Nationalität hielt sich zu derselben, in Prag allein hatten die Evangelischen funfzehn Kirchen inne.

Ebenfalls bekannt ist, wie der Protestantismus diese Position verlor. Nach der Schlacht am Weißen Berge begann die bigotte Politik der Habsburger das Werk der Ketzerausrottung. Was die Säbel ihrer Dragoner nicht erzwangen, das erschlich die Schlauheit ihrer Jesuiten. Am 21. Juni 1621 starben auf dem Prager Markt 27 der vornehmsten Protestanten durch Scharfrichtershand den Märtyrertod, andere flohen aus dem Lande, 728 Ritter und Herren verloren ihre Güter, alle Evangelischen Böhmens ihre Rechte. Man schloß ihre Schulen, überwies ihre Kirchen den Katholiken, trieb ihre Geistlichen über die Grenzen, untersagte bei schwerer Strafe jede Ausübung protestantischen Gottesdienstes, drang in die Häuser und nahm alle Bibeln sowie alle nichtkatholischen

Erbauungsbücher weg, um sie — zum Theil unter dem Galgen — zu verbrennen. Man zwang endlich mit Drohungen und Gewaltthätigkeiten aller Art die evangelischen Bürger und Bauern in die katholische Messe und zum Genuß des katholischen Abendmahls, die evangelischen Kinder zum Besuch der katholischen Schule. Kein Protestant durfte Grundeigenthum erwerben, keiner ein Gewerbe betreiben, nicht einmal ein ehrliches Begräbniß gewährte ihnen die Unduldsamkeit ihres Feindes. Viele widerstanden, mehre Jahre hindurch währte der Kampf Einzelner bald laut, bald weniger hörbar — endlich wurde es allenthalben still.

Der protestantische Glaube schien zu Ende des dreißigjährigen Kriegs in Böhmen und Mähren wirklich ausgelöscht zu sein. Nur einige schlesische Gemeinden blieben ihm erhalten.

Da erschien das Toleranzedict Josephs des Zweiten, und beinahe auf einen Schlag veränderte sich das Bild. Eine ganze Anzahl evangelischer Gemeinden in Böhmen wie in Mähren ließ plötzlich und zu großer Ueberraschung der Uneingeweihten ihr Licht wieder leuchten, das sie seit mehr als hundert Jahren nothgedrungen hatten unter den Scheffel stellen müssen.

Es ist wahr, das Edict von 1781 gab nicht viel. Es erlaubte Bethäuser, aber dieselben durften keine Glocken, keinen Eingang von der Straße und überhaupt nicht die äußere Gestalt von Kirchen haben. Es gestattete die Berufung von Geistlichen und Lehrern, aber jene durften keine öffentlichen Zeugnisse ausstellen, und die Stolgebühren für alle kirchlichen Handlungen mußten nach wie vor an den katholischen Priester entrichtet werden. Aber es gab doch Duldung, und mit Jubel wurde dieses kaiserliche Geschenk benutzt.

Betrachten wir eine dieser glücklichen Gemeinden. Im mährischen Kuhländchen liegt das Dorf Zauchtel, ein Ort von etwa 800 Einwohnern, einst ein Sitz der böhmischen Brüder. Hier bewegt sich einige Tage nach Veröffentlichung des Toleranzedicts ein langer Zug von Menschen nach Fulnek, dem Ort des Kreisamts. Es scheint eine Wallfahrtsprocession zu sein, aber die Lieder, die sie singen, sind alte Reformationslieder. Sie erscheinen vor dem Amtmann. „Was wollt ihr so viele?“ — „Wir sind Evangelische und wollen uns um Erlaubniß zur Bildung einer Gemeinde unsres Bekenntnisses melden.“ — „Wie? Protestanten in Zauchtel und das so viele? das scheint ja das halbe Dorf zu sein.“ Nein, der Beamte hatte sich getäuscht: nicht das halbe, sondern das ganze Dorf war ausgezogen, um sich als evangelisch zu melden.

Und wie hier, so geschah es anderwärts. Ueber sechzig protestantische Gemeinden erhoben ihr Haupt, und gegen hunderttausend Evangelische traten wie aus dem Boden gewachsen an das Licht der Oeffentlichkeit. Die Kirche hatte sich in die Stille des Hauses geflüchtet, die Familie den Glauben fortgepflanzt, der Hausvater die Stelle des Geistlichen vertreten. Ihre Bibeln, ihre Gesang- und Gebetbücher hatte ihnen der Fanatismus der Gegner genommen, nur einige

wenige waren, in allen möglichen Verstecken, in hohlen Bäumen, in Hundehütten u. a. m. verborgen, erhalten geblieben, aber um so fester hafteten in dem Gedächtnisse die von Vater auf Sohn, von Mutter auf Tochter fortgepflanzten Sprüche der Schrift, die evangelischen Lieder, Bekenntnißformeln und Gebete der alten Zeit. Nur selten hatte im Lauf der funfzehn Jahrzehnte seit der Prager Schlacht ein gemeinsamer Gottesdienst und Abendmahlsgenuß stattfinden können. Nur dann und wann, etwa wenn ein durchreisender Pfarrer protestantischer Confession dazu Gelegenheit bot, hatte man sich im Gebirge tief im Waldesdunkel oder in Schluchten und Höhlen nach sorgsamer Ausstellung von Wachen zu solchen Andachtsübungen vereinigt. Dennoch hatten die Herzen nicht vom Glauben der Väter gelassen, und inmitten aller Strafedicte, Mißhandlungen und Verfolgungen war er, wie unter der Erde im Winter die Saat, bewahrt geblieben, um jetzt seines Frühlings froh zu werden.

Aber die Freude war mit schwerer Sorge gemischt. Es waren meist arme Leute, die mit solcher Treue das Evangelium festgehalten hatten, es waren großentheils Dörfer des unfruchtbaren Gebirgs, wo die neuen Gemeinden sich bildeten. Opferbereit schossen sie zusammen, was sie vermochten, aber ihr Vermögen war gering, und so konnte nur das Nothdürftigste beschafft werden. Man richtete aus Holz und Lehm ein kleines Bethaus auf und stellte einen Pfarrer an, der bei dem kärglichen Gehalt, den man ihm allein gewähren konnte, von vornherein auf Nothleiden angewiesen war. Zur Begründung einer eigenen Schule reichten nur in wenigen Orten die Mittel aus; schien doch Bethaus und Geistlicher jedenfalls das Unentbehrlichste. Und auch damit hatte man vielfach seine Kräfte überschätzt. Nur mit großer Selbstverläugnung konnten die meisten Gemeinden die laufenden kirchlichen Ausgaben decken, an Tilgung der Schulden für die ersten baulichen Anlagen, an Verbesserung der Pfarrgehalte im Verhältniß zu der steigenden Theurung der Lebensbedürfnisse, an Restauration der allmälig baufällig gewordenen Kirchen und Pfarren war nicht zu denken*). Der Staat that nicht nur nichts für die Kirchen- und Schulanstalten der Ketzer, sondern versuchte nach Josephs Ableben wiederholt sie zu hemmen, zu hudeln und zu beeinträchtigen.

Trotzdem blieben diese Gemeinden getreu. Sie bestanden fort und mehrten sich sogar. Namentlich seit dem Aufschwung des Eisenbahnwesens und der

*) So in Rotallowitz im Neutitscheiner Kreise, einer Gemeinde von 900 Seelen, wo der Pfarrer an Gehalt noch heute nicht mehr als 60 Gulden, 20 Metzen Korn, 40 Pfund Schmalz und 12 Klaftern Holz bezieht. Der Superintendent der 13 reformirten Gemeinden Mährens bekommt als Pfarrer 279, als Superintendent 300 Gulden; letztere Summe wird aber durch die nothwendigen Amtsreisen in seinem 63 Ortschaften umfassenden Sprengel vollständig in Anspruch genommen. Von Anschaffung guter Bücher, vom Fortschreiten mit der deutschen Wissenschaft kann bei so kärglichen Besoldungen nicht die Rede sein.

Industrie sind zahlreiche Protestanten eingewandert. Seit 1849 ist den Evangelischen gesetzlich erlaubt, Kirchen mit Thürmen und Glocken zu haben, ihre Geistlichen durften von da an amtliche Zeugnisse ausstellen, und im Jahr 1861 wurde, wie bekannt, durch kaiserliches Patent volle Freiheit der Protestanten und volle Gleichstellung derselben mit den Katholiken verkündet. Der Gustav-Adolf-Verein endlich hat seit der Zeit, wo ihm zu helfen gestattet war, einzelnen Gemeinden nach Kräften geholfen. Aber für das Ganze bleibt noch sehr viel zu thun. Bei Weitem die meisten der 91 Gemeinden in Böhmen und Mähren leiden noch bittern Mangel. Manchen entfernten Filialen fehlt die Kirche, mancher Pfarrer lebt in den drückendsten Verhältnissen, und das Bild des verfallenden hölzernen Bethauses, dem wir in mehr als einem Bericht begegnen, ist keine empfindsame Uebertreibung, sondern traurige, nach den Verhältnissen sehr erklärliche Wirklichkeit.

Ein Haupthinderniß aber des Aufschwungs der evangelischen Kirche in den genannten östreichischen Provinzen, eine stete Gefahr von Verlusten an ihren Gliedern liegt in dem dort herrschenden Mangel an evangelischen Volksschulen und in der üblen Beschaffenheit vieler der wenigen bestehenden. Die evangelische Kirche von Oestreichisch-Schlesien hat in 13 Pfarreien Augsburger Confession ungefähr 63,000 Protestanten. Sie hat, wenn wir die 2000 Evangelischen in Orlau und Umgegend ausnehmen, die mehre Stunden vom Pfarrort Bludowitz entfernt wohnen und fast ohne alle kirchliche Versorgung sind, den Vorzug, näher aneinanderliegende und verhältnißmäßig wohlhabende Gemeinden zu besitzen. Viel schlimmer steht es in Mähren, welches in 13 Pfarreien 17,000 Protestanten lutherischer Confession und in 19 Pfarreien 39,000 Reformirte, noch schlimmer in Böhmen, das (außer dem für sich bestehenden Seniorat Asch mit etwa 18,000 Seelen) 15 lutherische und 36 reformirte Gemeinden, jene mit 15,000, diese mit etwa 60,000 Seelen zählt. Die Kinder der Protestanten besuchen in allen diesen Provinzen an sehr vielen Orten die katholische Schule und empfangen nur zur Vorbereitung auf die Confirmation — meist stundenweit aus entlegenen Dörfern zusammenkommend — von ihrem Pfarrer Unterricht in ihrem Glauben. In Schlesien waren 1860 noch über 600 Kinder von Evangelischen in Ermangelung evangelischer Schulen lediglich auf katholischen Unterricht angewiesen. In Mähren genossen von 4000 reformirten Kindern nur etwas mehr als 2000 Unterricht in Schulen ihres Bekenntnisses, und im Zauchteler Seniorat, welches der Augsburger Confession angehört, mußten von circa 1900 schulpflichtigen Kindern 424 die katholischen Schulen ihrer Orte besuchen.

Es ist fast ein Wunder zu nennen, daß die evangelische Kirche in Böhmen und Mähren sich mehre Menschenalter hindurch ohne irgendwelche Pflege erhalten hat. Es sieht wie ein Wunder aus, daß unsre dortigen Glaubens-

genossen dem Druck, der auf ihnen lastete, nicht alle erlegen sind. Aber kein Wunder ist es, wenn man hier und da auch Spuren von Lauheit antrifft, wenn man namentlich erfahren muß, wie viele Protestanten in Mischehen sich die Erklärung abdringen lassen, daß ihre Kinder katholisch erzogen werden sollen. Sie haben eben als Schulkinder selbst nur dürftige Erkenntniß von den Vorzügen ihrer Kirche gewonnen, sie haben von ihren katholischen Schullehrern aller Wahrscheinlichkeit nach sogar Nachtheiliges über dieselbe gehört. Wie sollte sie ihnen da lieb und werth sein!

Im Hinblick hierauf hat der Centralvorstand der Gustav-Adolf-Stiftung es seit 1860 für dringend geboten erachtet, die böhmischen und mährischen Gemeinden vor Allem zur Mehrung der Schulen in ihren weiten Pfarrsprengeln zu ermuntern und zu unterstützen und besonders dafür sorgen zu helfen, daß die erforderlichen Lehrkräfte gewonnen werden. Bisher bestand in ganz Oestreich — Ungarn ausgenommen — kein evangelisches Lehrerseminar. Jetzt denkt man in Wien für die südlichen nichtungarischen Provinzen ein solches zu gründen, und zu gleicher Zeit hegt man die Absicht, in Bielitz, einer gewerbreichen Stadt des östreichischen Schlesien, welche in ihrer Mitte und der nächsten Umgebung gegen 10,000 Evangelische zählt, ebenfalls eine Bildungsanstalt für protestantische Volksschullehrer zu errichten. Bielitz, mit dem nahen Teschen, wo sich ein gutes evangelisches Gymnasium befindet, vereinigt alles Erforderliche in sich, um für ganz Nordöstreich der pulsirende Mittelpunkt evangelischen Lebens zu werden.

Wir schließen diesen Ueberblick über die nordöstreichische Diaspora mit einem Blick auf einen Vorfall, der sehr charakteristisch ist. In dem böhmischen Amtsbezirk Semil am Fuß des Riesengebirgs befinden sich einige jener Schluchten und Höhlen, in denen die Evangelischen in der Zeit der Verfolgung ihre heimlichen Gottesdienste hielten. Noch sieht man hier den alten Hussitenkelch in den Stein gemeißelt und daneben die Anfangsbuchstaben der czechischen Worte: „Der Leib und das Blut des Herrn". Dicht dabei liegt das Dörfchen Spalov, 43 Nummern zählend, sehr arm und bis vor Kurzem katholisch wie die ganze Nachbarschaft. Die nächste protestantische Gemeinde, Krischlitz, ist fast fünf Stunden von dort entfernt. Nun erschienen im März 1860 bei dem dortigen Pfarrer Molnar zwei Bauern aus Spalov, um ihm zu erklären, daß sie und die ganze Gemeinde den Entschluß gefaßt, zum evangelischen Glauben überzutreten. Molnar machte sie auf die gesetzlichen Bestimmungen aufmerksam und entließ sie. Bald aber kamen sie wieder und brachten ihm die Uebertrittsbescheinigungen, und im September des genannten Jahres konnten bereits 63 Personen in die protestantische Kirche aufgenommen werden. Im December fand der erste Gottesdienst der neuen Gemeinde mit Abendmahlsfeier statt, dem eine große Anzahl katholischer Nachbarn beiwohnten, von denen viele er-

klärten, daß sie auch evangelisch zu sein wünschten, und acht sofort der neuen Gemeinde sich anschlossen. Dieselbe ist von den Glaubensgenossen bereits mehrfach unterstützt, aber auch von den Behörden wiederholt gehemmt und beeinträchtigt worden. Als im October das erste evangelisch getaufte Kind starb, wehrte man dessen Beerdigung auf dem katholischen Friedhof, weigerte sich die Eisenbahn, die Leiche zu transportiren, und so mußte es fünf Stunden weit zu Grabe getragen werden. Als die Gemeinde dann im Mai 1861 einen eignen Begräbnißplatz erwarb, zögerte die Behörde mit der Bestätigung, und als im Sommer darauf wieder ein Kind zu bestatten war, wurde dessen Beerdigung auf dem neuen Friedhof von Gendarmen gehindert, und Pfarrer Molnar war genöthigt, es im Garten des Vaters zu begraben. Die Gemeinde aber ist dadurch nicht abgeschreckt worden, sie hat Bibeln, Erbauungsbücher und die nöthigen heiligen Gefäße erhalten und wird, da ihre Unterstützung von Seiten des Gustav-Adolf-Vereins in Aussicht steht, demnächst auch eine eigne Kirche und einen eignen Pfarrer haben.

Ausführlich auf alle bedürftigen Gemeinden der protestantischen Diaspora in den zum deutschen Bunde gehörigen Provinzen Oestreichs einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es genüge zu bemerken, daß deren nach den uns vorliegenden Berichten in Ober- und Niederöstreich 17, in Kärnthen, Krain und Steyermark 16 sind, die sämmtlich ein reges kirchliches Leben entfalten, seit der Druck, der bis auf die neueste Zeit auf ihnen lag, von ihnen genommen ist. Von fast allen gilt aber auch, was oben von den Protestanten in Böhmen und Mähren berichtet wurde. Mit Mühe erhalten sie sich aufrecht, und nur mit Beihilfe des Gustav-Adolf-Vereins und anderer Gönner waren sie bisher im Stande, ihren kirchlichen Bedürfnissen zur Noth gerecht zu werden, sich Kirchen und Schulen zu bauen, die vorhandenen zu restauriren und ihren Geistlichen und Lehrern einen ausreichenden Gehalt zu gewähren. Vielfach stocken aus Mangel an Mitteln die angefangenen Bauten, mehr als eine Gemeinde ist durch solche Unternehmungen in Schulden gerathen, mehr als eine wohnt meilenweit vom nächsten evangelischen Pfarrer, viele sind noch ohne Schule, in andern ist, da der Dotationsfond für den Lehrer nicht ausreicht, der Fortbestand der Schule gefährdet.

Gilt dies schon von den älteren Gemeinden, so noch mehr von den neuentstandenen. Ein Beispiel ist die in Salzburg. In dem östreichischen Kronland Salzburg, das bekanntlich bis zu Anfang dieses Jahrhunderts unter geistlicher Herrschaft stand, hatte sich aus der Reformationszeit her vielfach evangelischer Glaube erhalten, wenn auch nur in der Stille der Familien und ohne öffentliches Bekenntniß. Als die katholische Geistlichkeit davon unterrichtet wurde, schritt sie dagegen ein. 1684 wurde von jedem Bewohner des Erzbisthums die eidliche Versicherung gefordert, daß er sich zur römisch-katholischen

Kirche bekenne und die Ketzer verfluche. Die große Mehrzahl der Salzburger leistete den Eid, nur die Tefferegger verweigerten ihn und wurden in Folge dessen zur Auswanderung gezwungen. Die übrigen heimlichen Protestanten blieben trotz des Eides bei ihrem Glauben. Wie in Böhmen erbauten sie sich in der Familie aus evangelischen Büchern, lasen sich aus der Bibel vor und hielten dann und wann in der Verborgenheit von Wäldern und Schluchten gemeinsamen Gottesdienst, während sie sonst als der katholischen Kirche zugethan galten.

Da bestieg 1727 Graf Firmian den erzbischöflichen Stuhl, ein Freund der Tafel und der Jagd und ein Feind des Protestantismus, und jetzt änderte sich die Lage der Dinge sofort. Der neue Landesherr begnügte sich nicht mit dem äußern Schein, er wollte sein Gebiet wirklich von aller Ketzerei, offner und verborgener, gesäubert wissen. Von Jahr zu Jahr trat er mit größerer Strenge auf. Die Vorstellungen der protestantischen Fürsten gegen seinen Glaubenseifer fruchteten nichts, ja die Verfolgung wurde darauf hin nur ärger. Man durchsuchte die Häuser und verhängte harte Strafen über die, bei denen protestantische Schriften oder Bibeln entdeckt wurden. Man warf die Evangelischen ins Gefängniß, gab ihnen Stockstreiche, confiscirte ihr Vermögen, erklärte ihre Ehen für ungiltig und verweigerte ihnen das christliche Begräbniß. Der Erfolg war, daß, als der Erzbischof im Jahr 1730 eine Zählung der „Ketzer" anordnete, von den 250,000 Bewohnern des Landes über 20,000 sich zum evangelischen Glauben bekannten. Vergebens war ihre jetzt erfolgende feierliche Excommunication, umsonst alle Anstrengung der katholischen Priester, alle List der Jesuiten, sie in die katholische Kirche zurückzuführen. Um ein gemeinsames Handeln in so schwerer Bedrängniß festzustellen, beschickten sich die einzelnen Gemeinden, und über hundert ihrer Führer hielten am 5. August 1731 zu Schwarzach eine Versammlung, in welcher sie in feierlicher Weise um einen Tisch betend und gemeinsam Salz essend schwuren, eher Leib und Seele als den Glauben zu lassen.

Durch Decret vom 31. October befahl jetzt der Erzbischof die Austreibung aller Protestanten, und eine große Anzahl derselben wurde unverzüglich mitten im Winter aus ihren Gehöften verjagt und von Soldaten über die Grenze geschafft. Die Uebrigen folgten im Frühjahr in langen Zügen nach. König Friedrich Wilhelm von Preußen siedelte die Mehrzahl in den östlichen Provinzen seines Reiches an, andere gingen nach Hannover, wieder andere nach Holland, einige nach Amerika. Das salzburger Land schien gründlich von aller Ketzerei gereinigt. Aber auch hier war das Werk römischer Unduldsamkeit in Wirklichkeit nicht völlig gelungen. Wieder hat sich in der ehemaligen Hauptstadt des Erzbisthums, in Salzburg selbst, eine kleine Protestantengemeinde gebildet. Dieselbe ließ seit einigen Jahren jährlich einmal von dem evange-

lischen Pfarrer des 16 Stunden entfernten Attersee in Salzburg selbst einen Gottesdienst halten, und zwar in einem Saal des Schlosses Leopoldskron, merkwürdigerweise demselben Raum, in welchem Erzbischof Firmian einst seine Gelage gehalten und Ausrottung der Ketzer gelobt hatte. Die letzte amtliche Zählung vom Jahre 1857 ergab für das ganze salzburger Land nur 67 Evangelische. Seit Erscheinen des Protestantenpatents aber haben die Protestanten sich selbst gezählt und dabei gefunden, daß ihrer allein in der Stadt (ohne Hinzurechnung des evangelischen Militärs) 250 sind. Sie haben rasch die neue Freiheit benutzt, eine Filialgemeinde gegründet, ein Presbyterium gewählt und Vorbereitungen getroffen, sich ein eignes Bethaus zu bauen und einen Geistlichen anzustellen. Die Leute sind aber großentheils arm, und so wenden sie sich bittend an die Glaubensgenossen in der Ferne, ihnen zu helfen, daß die Lehre der Reformatoren da wieder feste Wurzel schlage, wo vor 130 Jahren fanatische Verfolgung sie auf immer vertilgt zu haben schien.

Auch über die protestantische Diaspora in Ungarn und dessen Nebenländern müssen wir uns kurz fassen. Der uns vorliegende Bericht nennt in Ungarn nicht weniger als 99, in Siebenbürgen 6 Gemeinden, welche mehr oder minder dringend Hilfe bedürfen. Ein paar Beispiele werden hinreichen, die Noth, die trotz mancher Unterstützung durch den Gustav-Adolf-Verein in vielen Gemeinden herrscht, erkennen zu lassen.

In Buda-Lehota (Neograder Comitat) muß die sehr arme Gemeinde ihren Pfarrer in einer elenden, mit Stroh gedeckten Hütte behergen, in welcher der Rauch des Heerdes sich in Ermangelung eines Schornsteins durch beliebige Löcher den Ausweg zu suchen hat. In Donau-Földvar, einer Gemeinde des Tolnaer Comitats, bezieht der mit 9 Kindern gesegnete Pastor einen Jahresgehalt von nur 180 Gulden. In Hernad-Vecse, einer zum Abaujvarer Comitat gehörigen Gemeinde Augsburgischer Confession von 202 Seelen, die in elf Ortschaften zerstreut unter Katholiken leben, existirt jetzt gar kein Pfarrer, da das Pfarrhaus völlig unbewohnbar geworden ist und der Pfarrgehalt — 42 Gulden jährlich — von der blutarmen Gemeinde selbst nicht erhöht werden kann. In Donau-Horvath hat der Geistliche abdanken müssen, da das für ihn bestimmte Haus allmälig Ruine geworden war. Die dortige Schule ist ohne Dach, die Kirche, seit 1791 nicht ausgebessert, zum Gottesdienst nicht mehr zu brauchen.

Sehr drückend sind ferner die Verhältnisse der 700 Seelen zählenden Gemeinde Kirchdrauf in der Zips. Kaum fingen die vor fünf Jahren abgebrannten Gemeindeglieder an sich einigermaßen zu erholen, als ein furchtbares Hagelwetter ihren Feldern und Häusern wieder beträchtlichen Schaden zufügte und bald darauf eine neue Feuersbrunst den Ort heimsuchte. Dazu kam, daß, obwohl die Evangelischen um ein Drittel mehr Communalsteuern entrichten als die

katholischen Einwohner des Dorfs, ihnen dennoch aus der Gemeindekasse kein Beitrag zur Erhaltung ihrer Schule gewährt wurde. Zwar hatte der Comitatsrath einen Beschluß gefaßt, der ihrem Anspruch günstig war, aber das Zipser Domkapitel hat die Ausführung desselben durch Drohungen zu hintertreiben gewußt. In Mokra (Arader Com.) kann der Lehrer nur bestehen, wenn er neben seinen Amtsbeschäftigungen als Tagelöhner arbeitet. In Boros Sebes (ebendaselbst) fehlen Bethaus, Schule und Lehrer, und die Gemeinde ist gänzlicher Verwilderung ausgesetzt. Zu Ibecs im Banat ist das Bethaus, weil es den Einsturz drohte, gerichtlich gesperrt worden. Die Gemeinde ist außer Stande, die Kosten eines Neubaus zu bestreiten, sie vermag nicht einmal ihren Schullehrer ausreichend zu besolden, der deshalb mehr von der Barmherzigkeit der Andersgläubigen als von seinem Gehalte lebt.

In Szulyo (Trentschiner Com.) ist die protestantische Gemeinde dadurch, daß die protestantische Grundherrschaft ihren Besitz an einen Katholiken überlassen hat, sowie durch anderes Mißgeschick in große Bedrängniß gerathen. Sehr Vieles ist zu thun, um den Bestand dieser alten Gemeinde, deren Mitglieder über fünf Bezirke mit vorwiegend katholischer Bevölkerung zerstreut wohnen, zu sichern. Es gilt, den Bau einer neuen Schule, die Reparatur des durch Erdbeben beschädigten Pfarrhauses, Vermehrung des Kirchenfonds und Aufbesserung des Pfarr- und Lehrergehalts auszuführen. Der Bau der Schule ist großentheils vollendet, indem Pfarrer und Lehrer einen Theil ihres geringen Gehalts dazu opferten. Das Einkommen des Geistlichen beträgt nicht mehr als 300 Gulden und reicht um so weniger hin, als derselbe davon die Reisekosten bei Pastorirung seiner über einen Umkreis von 9 Stunden zerstreuten Gemeinde zu bestreiten hat. In der Kirchenkasse zeigt sich selbst bei den jetzigen geringen Gehalten ein jährliches Deficit von circa hundert Gulden, welches kaum durch die Beiträge der Gemeinde gedeckt wird.

Wir gehen zu den zerstreuten Gemeinden in der preußischen Monarchie über, welche nach den uns zugänglichen Berichten der Unterstützung bedürfen, und zwar betrachten wir zunächst die in den Rheinlanden befindlichen 59. Selbstverständlich hat hier die Regierung und die evangelische Nachbarschaft mancherlei gethan, um den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen, und ebenso wurde vom Gustav-Adolf-Verein manche sehr dankenswerthe Beisteuer zu Kirchen- und Schulbauten geleistet. Dennoch erhalten sich die meisten Gemeinden nur kümmerlich, und die Intriguen der ultramontanen Geistlichkeit bringen denselben vielfach Gefahr. So in Altenberg-Moresnet, wo der Bigotterie der katholischen Ortsbewohner gegenüber eine Wohnung für den protestantischen Pfarrer kaum noch in Miethe zu bekommen ist, und wo die für die Beamtenkinder aller Confessionen eingerichtete, von den übrigen evangelischen Kindern mitbenutzte Schule mit einem protestantischen Lehrer von katholischer Seite fort-

während heftige Angriffe erfährt. Ebenso in Berncastel, wo die Umtriebe des katholischen Klerus verhindert haben, daß der Besitzer des Saales, in welchem die Protestanten ihren Gottesdienst abhalten, den Miethcontract verlängerte. Ebenfalls in großer Bedrängniß befand sich in letzter Zeit die Gemeinde Bornheim bei Brühl, indem derselben durch den Verkauf eines in evangelischen Händen befindlichen großen Gutes, auf welchem ihr eine alte Kapelle sowie ein Schullokal nebst Lehrerwohnung eingeräumt war, beträchtlicher Verlust erwuchs. Der neue Besitzer des Gutes, ein Katholik, entzog ihr den Genuß sofort, und wenn ihr nicht für Gottesdienst und Schule auf dem Grundstück eines edeldenkenden jüdischen Nachbars Zuflucht gewährt worden wäre, so würde nach beiden Richtungen völliger Stillstand eingetreten sein. Viele andere Gemeinden, zum Theil neu entstanden, kämpfen mit Schulden, die durch den Bau von Bethäusern oder Schulen entstanden sind, in den meisten sind Pfarrer und Lehrer nur kärglich besoldet, viele bedürfen dringend der Erweiterung ihrer Schulgebäude und Betsäle.

Aehnliches wird von den 43 in dem uns vorliegenden Bericht aufgeführten und der Unterstützung empfohlnen Gemeinden der protestantischen Diaspora in Westphalen gemeldet. In der Mehrzahl dieser Gemeinden übersteigen die Bedürfnisse für Kirche und Schule die Leistungsfähigkeit der Gemeindeglieder. In mehren fehlt noch die Kirche, in andern die Schule, wieder in andern sind die betreffenden Gebäude der Reparatur bedürftig, ohne daß die Gemeinde die Mittel dazu besäße. In der Gemeinde Fürstenberg-Westheim, welche einen Flächenraum von vier Quadratmeilen und eine evangelische Bevölkerung von 18 verschiedenen Ortschaften umfaßt, bezieht der Pfarrer, der zugleich als Lehrer, Organist und Vorsänger fungiren muß, einen Gehalt von nur 300 Thalern, von welchem er die Kosten für die vielen Amtsreisen in seinem Bezirk zu bestreiten und überdies die Schreibmaterialien in der Schule zu besorgen hat. In Höxter schickte man die evangelischen Kinder bis vor Kurzem in die katholische Ortsschule. In Meggen-Grevenbrück mußten bis zum Jahr 1860 die Todten nach den 4 bis 5 Stunden entfernten evangelischen Friedhöfen in Hilchenbach und Attendorn gebracht werden, und der seitdem angekaufte Begräbnißplatz ist bis jetzt nur zum kleinsten Theil bezahlt. Die meisten Gemeinden haben beträchtliche Schulden zu verzinsen und zu amortisiren, und sie können dies fast ohne Ausnahme nur mit fremder Beihilfe.

Die Provinzen Brandenburg und Pommern kommen in unserem Zusammenhang nicht in Betracht. In der Provinz Sachsen ist nur die Gemeinde Großtöpfer im Eichsfeld zu erwähnen, die, meist aus armen Tagelöhnern bestehend, vor acht Jahren dem Untergang nahe war. Rechtzeitige Hilfe vom Gustav-Adolf-Verein half die Gefahr abwenden. Aber die Gemeinde leidet schwer unter der Last von Schulden, die sie sich durch den Bau eines Pfarrhauses und

die Reparatur der Kirche aufgebürdet hat, und unter der Sorge, welche ihr die Nothwendigkeit eines neuen Schulhauses bei ihrer Mittellosigkeit auflegt.

In Schlesien führt unser Bericht 51 bedürftige Gemeinden auf. Die evangelische Kirche Schlesiens hat in der östreichischen Zeit fast so Schweres geduldet als ihre Schwester in Böhmen. Auch hier fiel ein sehr großer Theil der Landesbevölkerung bereits in den ersten Jahren der Reformation Luthers Lehre zu, und auch hier wurde dieselbe durch Soldaten und Jesuiten auf weite Strecken hin wieder ausgerottet. Der von Kaiser Rudolph erkaufte Majestätsbrief schützte nicht, und ebenso wenig kam den Protestanten Schlesiens der Westphälische Friede zu Gute. Erst seit Karl dem Zwölften und unter preußischer Herrschaft wurde ihnen gestattet, sich Kirchen und Bethäuser zu bauen, und erst durch den Gustav Adolf-Verein erhielten viele Gemeinden die Mittel, ihre kirchlichen Bedürfnisse zur Noth zu befriedigen. Der Verein hat hier seit seinem Bestehen 13 Kirchen und 15 Schulhäuser erbauen helfen. Durch seine Unterstützung ist es möglich geworden, daß an 18 neuen Stellen evangelischer Gottesdienst, an 26 Schulstunden, an 7 Confirmationsunterricht gehalten wird. Allenthalben sind durch ihn die Gemüther ermuntert, der Geist evangelischen Glaubens neubelebt worden. Aber noch immer bleibt viel zu thun übrig, noch viel zu stützen und zu bauen, noch viel Terrain zurückzugewinnen. Noch gibt es hier Strecken von 4 bis 6 Quadratmeilen, die nur eine einzige protestantische Kirche aufweisen, noch gilt von sehr vielen Gemeinden, namentlich in Oberschlesien, was vorhin von denen in den Rheinlanden und in Westphalen gesagt wurde. Einige Beispiele mögen zeigen, was für Zustände hier herrschen.

In Großlassowitz und den umliegenden Dörfern wohnen 1200 Evangelische, die, zerstreut unter Katholiken lebend, nach dem zwei Meilen entfernten Kreuzburg eingepfarrt sind. Seit einigen Jahren ist für dieselben in einer hierzu geliehenen Stube zu Großlassowitz ein abwechselnd deutscher und polnischer Gottesdienst eingerichtet, welchen ein Kreisvicar aus Kreuzburg abhält. Die Betstube ist aber viel zu klein, auch steht zu befürchten, daß sie der Gemeinde bald wieder entzogen werden wird. Letztere bedarf daher dringend einer eignen Kirche, und dies um so mehr, als in der nächsten Nachbarschaft jene großartige katholische Kirche zu Thule liegt, von der aus jährlich eine feierliche Procession zum Andenken an die Zurückführung der Protestanten Schlesiens in die alleinseligmachende Kirche ausgeht. Die Parochien Beuthen und Königshütte ferner, die von Einem Pfarrer versehen werden, umfassen einige dreißig Dörfer. Das Schulwesen liegt hier sehr im Argen, die beiden öffentlichen Schulen genügen dem Bedürfniß der weithin zerstreut wohnenden Gemeindeglieder nicht entfernt. Im Fürstenthum Pleß mußten noch vor wenigen Jahrzehnten die Evangelischen vieler Orte zehn Meilen und noch weiter wandern, wenn sie einem Gottesdienst ihres Glaubens beiwohnen wollten. Im Jahre 1818 wurde durch die

Herzöge von Anhalt, in deren Besitz das Fürstenthum gelangt war, die Einrichtung getroffen, daß in Nikolai jährlich viermal evangelischer Gottesdienst in deutscher und polnischer Zunge gehalten wurde. Später fand dieser Gottesdienst achtmal im Jahre statt. Aber bis 1854 mußten die dort und in der Umgebung wohnenden Protestanten ihre zu confirmirenden Kinder nach dem drei Meilen entfernten Pleß schicken, und viele Kinder blieben ganz ohne Unterricht im Glauben. Jetzt hat man eine eigne Kirche erbaut, zu welcher die Gustav-Adolf-Stiftung beträchtlich beigesteuert hat. Die Stadt Frankenstein, früher ganz protestantisch, wurde nach der östreichischen Besitzergreifung wieder der katholischen Kirche zugeführt. Erst als Schlesien preußisch geworden, fanden sich wieder Evangelische ein, und jetzt zählt der Ort deren gegen 1500. Aber die katholische Geistlichkeit ist sehr thätig, das verlorne Terrain wieder zu erobern, und namentlich sind die Grauen Schwestern bemüht, evangelische Kinder in die römische Kirche hinüberzuziehen — eine Propaganda, welcher seit 1859 eine protestantische Stiftung entgegenwirkt.

Sehr übel stand es bis vor Kurzem mit den circa 1000 Seelen zählenden Evangelischen in Gnichwitz und Sachwitz. Die katholischen Bekehrungsversuche hatten hier vielfach Erfolg. Seit 1852 ist die Zahl der Protestanten in Sachwitz von 332 bis auf 249 gesunken, die der Katholiken auf 532 gestiegen. Vor zwölf Jahren noch befand sich die Hälfte des Grundbesitzes in den Händen der Evangelischen, jetzt haben sie nur noch ein Sechstel inne. Die Zahl der protestantischen Schulkinder fiel seit 1846 von 131 auf 71; 15 Kinder aus Mischehen, deren Väter evangelisch sind, besuchen die katholische Schule. Seit der 1855 erfolgten Begründung eines evangelischen Vicariats ist zwar ein Stillstand in der Abnahme der evangelischen Bevölkerung eingetreten, aber zur Erstarkung der Gemeinde und vorzüglich zur Beschaffung einer eigenen Kirche thut Hilfe dringend noth. Aehnlich verhielt es sich, bevor der Gustav-Adolf-Verein sich ins Mittel schlug, mit den zur Parochie Leubus gehörenden Stiftsdörfern. Dieselben hatten keine Schule, ihre Kinder mußten deshalb die katholischen Schulen besuchen und gingen dadurch meist ihrer Kirche verloren. Jetzt ist diesem Mangel abgeholfen, und die neue evangelische Schule trägt sehr wesentlich zur Erhaltung protestantischen Lebens bei.

Nicht weniger als Schlesien bedarf die protestantische Diaspora in Ost- und Westpreußen des Beistandes der Glaubensgenossen. Unser Bericht zählt hier 35 Gemeinden auf, welche Unterstützung brauchen. Auch hier entfaltet die katholische Propaganda eine große Thätigkeit. In den letzten Jahren sind in Ostpreußen auf kurzer Strecke acht neue katholische Kirchen entstanden, obwohl ein dringendes Bedürfniß dazu vorhanden war. Die Evangelischen aber müssen sich in vielen Gemeinden mit dürftigen Betsälen begnügen, zu denen sie oft meilenweit zu wandern, in denen die Prediger an einem Tag drei und viermal hinter einan-

der zu predigen haben, und in denen die Altargeräthe aus schadhaftem Zinn, ja bisweilen aus Blech bestehen. Auch hier gibt es Gegenden, wo hunderte von evangelischen Kindern aus Mangel an einer Schule ihres Bekenntnisses die katholische besuchen müssen und dort ihrem Glauben völlig entfremdet werden.

Ein Beispiel ist Smazin bei Neustadt in Westpreußen. Hier und in der Nachbarschaft leben eine große Anzahl Protestanten, die nach der fünf Stunden entfernten Kirche zu Dzincelitz in Pommern eingepfarrt sind Dies, verbunden mit den schlechten Wegen hat zur Folge, daß die Evangelischen in und um Smazin factisch ohne Kirchenverband und kirchliche Versorgung leben. Bei der großen Thätigkeit der katholischen Geistlichkeit dieser vorwiegend katholischen Gegend sind deshalb zahlreiche Uebertritte von Protestanten zu beklagen gewesen, namentlich wurden viele Kinder dem Katholicismus zugeführt. Seit Jahren schon hat man sich bemüht, die Evangelischen zu einer eignen Gemeinde zusammenzuschließen, doch gerieth dieser Versuch immer wieder ins Stocken. Neuerdings haben einige protestantische Gutsbesitzer, die sich in letzter Zeit dort angekauft, die Sache ernstlicher angegriffen und eine Kirche sammt Pfarrhaus erbaut. Die weiteren Mittel aber fehlen und werden von auswärts ersehnt. Ein anderes Beispiel war bis vor Kurzem Gruppe an der Weichsel, welches seit 1854 als eignes Kirchspiel besteht. Bis dahin gehörten die 46 Ortschaften, mit 6000 Evangelischen, die jetzt das Kirchspiel ausmachen, theils zu Graudenz, theils zu Schwetz, theils zu Neuenburg, und bis dahin gab es zwischen den beiden letztgenannten Orten, auf einer Strecke von 5 Meilen Länge und 3 Meilen Breite keine evangelische Kirche, wohl aber 4 katholische, obwohl drei Viertheile der Bewohner dieses Landstrichs Protestanten waren. 1854 wurde ein altes Posthaus in einen Betsaal umgewandelt. Dasselbe lag aber sehr ungünstig am Nordende des Kirchspiels, faßte nur 400 Personen und war überdies so baufällig, daß Gemeinde und Pfarrer bei starkem Regenwetter genöthigt waren, sich während des Gottesdienstes des Regenschirmes zu bedienen. Durch einen namhaften Beitrag des Gustav-Adolf-Vereins ist die Gemeinde jetzt in den Stand gesetzt, diesem Mangel abzuhelfen, und schon im nächsten Jahre wird Gruppe eine passende Kirche besitzen.

Von ganz besonderer Bedeutung ist die evangelische Diaspora in der Provinz Posen, und zwar nicht allein weil hier die Noth der 54 Unterstützung bedürfenden Gemeinden groß ist, sondern weil der dortigen protestantischen Bevölkerung Beistand leisten zugleich zur Ausbreitung und Befestigung des deutschen Elements unter feindlichen Slaven beitragen heißt.

Der Gustav-Adolf-Verein darf, da politische Zwecke ihm fern liegen, dies nicht betonen. Wohl aber ziemt es der Presse darauf hinzuweisen, daß hier mit dem Bestreben des Vereins das deutsch-nationale Interesse mehr wie irgendwo anders Hand in Hand geht, und so fordern wir unsre Freunde und Gesinnungs-

genossen auf, wenn sie sich zu einer Beisteuer oder zu Veranstaltung von Sammlungen für den Verein entschließen, vor Allem der Posener Protestanten zu gedenken, welche Pioniere nicht blos unsres Bekenntnisses, sondern auch unsrer Nationalität und in dieser Eigenschaft doppelt gefährdet und durch das, was sie erreichen, doppelt nützlich sind. Jede hier neubegründete protestantische Gemeinde ist ein Riß in das Netz der katholisch-polnischen Verschwörung, welche, wie die letzten Wahlen gezeigt haben, durch den Beichtstuhl selbst die deutschen Katholiken der Provinz ihren Zwecken zu dienen nöthigt.

In dieser Richtung ist noch außerordentlich viel zu thun. Der Nothstand, der hier herrscht, läßt sich daraus einigermaßen ermessen, daß von den 150 Gemeinden dieser Diaspora, welche etwa eine halbe Million Evangelische umfaßt, in den letzten zehn Jahren nur etwa 30 durch das Zusammenwirken der preußischen Kirchenbehörden und des Gustav-Adolf-Vereins mit einem regelmäßigen Gottesdienst versehen wurden. Das Verhältniß der protestantischen Kirchen, Pfarreien und Schulen gegenüber den katholischen ist durchweg ein ungünstiges, und häufig sind die Gemeinden über einen Raum von 6 bis 10 Quadratmeilen verstreut.

Einige Beispiele werden hinreichen, zu zeigen, wie diese Gemeinden gestellt sind. Einer großen Anzahl fehlen Kirche und Pfarrer. So in Dußnik und Kiszkowo, in Milkowo, Pogorzella, Strzyzow und Sobotka, in welcher letzteren Gemeinde 591 Evangelische wohnen. In der Gegend von Pekosc bei Mogilno, dem bekannten Wallfahrtsort, wohnen in 24 Dörfern 700 zerstreute Protestanten, die, um einem Gottesdienst ihres Bekenntnisses beizuwohnen, drei Stunden weit wandern müssen. In dem Städtchen Zerkow und 33 benachbarten Dörfern sind circa 300 Protestanten angesiedelt, die der drei Meilen entfernten Pfarrei Jarocyn zugetheilt sind. Die seit einigen Jahren eingerichteten Filialgottesdienste haben die früher sehr zahlreichen Uebertritte zum Katholicismus wesentlich vermindert, aber die Gemeinde ist in Gefahr, das Miethlocal, das ihr als Betsaal und Schule dient, zu verlieren, und ein anderes ist in dem kleinen bigott-katholischen Orte nicht zu haben.

Die 1857 gegründete Pfarrei Louisenfelde an der polnischen Grenze zählt in 27 Ortschaften 1113 Protestanten neben 2132 Katholiken. Die Gemeinde besteht großentheils aus armen Tagelöhnern und Dienstleuten, und selbst die Bauern, die zu ihr gehören, befinden sich des schlechten Bodens wegen in drückenden Verhältnissen. Trotz ihrer großen Armuth hat die Gemeinde redlich für Kirche und Schule gesorgt, die Summe, die sie für dieselben jährlich aufzubringen hat, beträgt mehr als die gesammte Classensteuer. Dennoch ist sie in jenen Anstalten nur kärglich ausgestattet. Betsaal und Schule sind in einem elenden Bretterhaus vereinigt, dessen Holzwerk morsch und wurmstichig und dessen ein-

ziger Schmuck ein kleines zinnernes Crucifix ist. Selbst Taufstein und Taufbecken fehlen.

Nicht besser stand es vor drei Jahren mit der großen in 59 Dörfern 5414 Evangelische neben 1450 Katholiken zählenden Gemeinde Rojewo-Kaczkowerdorf. Aber die Mittheilungen über die traurige Lage dieser Gemeinde, die 1858 der Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Leipzig gemacht wurden, drangen weiter und wiederholten sich bei einer Ortsversammlung zu Eibau in Preußen. Ergriffen hiervon brachte ein altes Mütterchen nach dem Gottesdienst 2 Groschen in die Sakristei „für die Kirche in Rojewo". Das hörte eine arme Wittwe, eine Waschfrau; sie sammelte im Kreise ihrer Bekannten und brachte 3 Thaler 7½ Silbergroschen zusammen. Nach einiger Zeit schrieb der Pastor aus Rojewo: „Das Wittwenscherflein hat Wunder gewirkt. Es hat uns 100 Thaler aus Kiel von einem Ungenannten und 600 Thaler aus Berlin ebenfalls von einem Ungenannten gebracht". Am 12. Oktober 1860 konnte der Grundstein zu einer staatlichen Kirche gelegt werden, die jetzt ihrer Vollendung entgegengeht.

Mögen Andere hingeben und nach Kräften desgleichen thun. Wir wiederholen, daß Posen der Hilfe vor Allem bedarf, und daß die helfende Hand, die hier dem Protestantismus dargereicht wird, zugleich im schönsten Sinn patriotische Zwecke fördert.

Deutsche Geschichte von Souchay.

Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall. Von Dr. E. F. Souchay. 4 Bände. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer. 1861—1862.

Seltner als in England und Frankreich sind in dem modernen Deutschland die Männer, welche, ohne Historiker von Fach zu sein, ein großes und langathmiges Geschichtswerk mit Erfolg unternommen haben. Ohne Zweifel hat die Darstellung unserer Vergangenheit darunter gelitten. Wir begreifen jetzt sehr wohl, daß einer guten Geschichtserzählung zwar das selbständige Forschen in den Quellen die Grundlage ist, daß aber der Geschichtsschreiber niemals in der Lage sein wird, das Gefundene würdig zu verwerthen, wenn ihm einige Eigenschaften des fertigen Mannes: Kenntniß der Menschen, der Geschäfte, des

Volkscharakters abgehen. Daß solcher Erwerb in der Studierstube unsrer Ge lehrten bis zur Neuzeit nicht ganz leicht wurde, hat unsere Geschichtsschreibun lange als ein Unglück empfunden; denn innere Unsicherheit hat au glänzenden Werken deutscher Gelehrten eigenthümliche Mängel gegebe Erst die Neuzeit bessert diesen Fehler. Noch ist's nicht lange her, daß w nach dem politischen Charakter des Geschichtsschreibers zu fragen wagen un daß wir die Ueberzeugung hegen, kein Historiker könne unparteiisch großem Sinne Geschichte schreiben, wenn er nicht selbst einer politischen Pa tei angehöre. Es kommt freilich darauf an, ob der besten seiner Zeit.

Der Verfasser des oben angezeigten Werkes gehört zu den wenigen, welc nach einem reichen Leben voll von praktischer Thätigkeit und großen Erfahrung die Muße ihres reifern Alters solcher ehrenwerthen und anstrengenden Thäti keit gewidmet haben. Er bringt dazu einen fertigen, wohlgeprüften politisch Charakter, Festigkeit in Liebe und Haß, eine Fülle von Anschauungen, die in der Regierung und den Geschäften einer freien Reichsstadt, in dem vi jährigen Verkehr mit Staatsmännern und Gelehrten und mit dem Volke sammelt hat. Er besitzt eine freie menschliche Bildung, eine große Arbei kraft, eine reiche Kenntniß unsrer geschichtlichen Literatur, er hat se fleißig in den Quellen gelesen, er ist endlich mit maßvollem Urtheil beg und erfreut sich einer von den besten Eigenschaften des Historikers, hat einen Instinkt für das Wahre. Was man mit so guter Ausrüstung deutscher Geschichtschreibung leisten kann, das hat er zuverlässig geleistet. S Werk, das von den ersten Anfängen unsrer Geschichte bis auf Karl den Fü ten reicht, macht überall den Eindruck einer ehrlichen, gewissenhaften Arb die Erzählung ist einfach und schmucklos, aber bei verständigem Anschluß die besten Schriftsteller gut lesbar. Nicht selten erfreut ein besonders feines theil, guter kritischer Blick, häufig ein praktischer Verstand, und die Un fangenheit und Männlichkeit bei Beurtheilung von Charakteren und Zuständ Und nach diesen Richtungen darf das Werk unsern Lesern angelegentlich pfohlen werden, es ist für Lectüre wie zum Nachschlagen willkommen, durch zahlreichen Citate auch in der Literatur unserer Geschichte orientirend.

Freilich hat die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung unserer Na im Mittelalter Schwierigkeiten, welche zur Zeit noch fast unüberwindlich für alle Folgezeit die Geschichte dieser Periode zu einer der schwersten Aufga machen werden. Und das Werk Souchays, wie ehrenwerth die A daran ist, erhebt nicht den Anspruch, für eine Lösung des großen Probl zu gelten.

Die unermeßliche Schwierigkeit aber liegt nur zum kleinsten Theile in Beschaffenheit der Quellen. Von einzelnen Zeiträumen und nicht nur von frühesten, sind die erhaltenen Berichte der Zeitgenossen durchaus ungenü

und fragmentarisch, von andern, namentlich den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, ist ein massenhaftes Material, dessen Reichthum und innern Zusammenhang wir noch gar nicht übersehen, und das zum großen Theil schwer zugänglich ist, in Städtechroniken und Archiven zerstreut. Auch wer wie Souchay sich darauf beschränkt, eine Geschichte der großen politischen Ereignisse zu schreiben, hat bei jedem Schritt die Unsicherheit, Unzuverlässigkeit oder die Unübersehbarkeit des vorhandenen Materials zu beklagen.

Freilich empfindet diese Uebelstände noch mehr, wer eine Geschichte des Volkes schreiben will, seines Charakters, seiner praktischen und idealen Verhältnisse; denn für solche Arbeit findet er die wichtigsten Fragen, z. B. über Production und Consumtion, die sociale Lage des Volkes in jeder Periode vor der Reformation, über die Bildung der Stände sogar in ihrem Detail als wenig gelöst, überall schweben die Untersuchungen in Controversen, gehen die Ansichten weit auseinander; man ist durchaus in der Lage, selbst den ganzen Umfang der alten Quellenschriften zu durchwandern, mühsam sich aus mangelhaftem Material Anschauungen zu bilden und neue Beweise für eigene Ueberzeugungen suchen zu müssen.

Aber das ist nicht die größte Schwierigkeit. Weit störender ist ein anderer Uebelstand, daß im Leben und Charakter unsrer deutschen Vorfahren für uns etwas besonders schwer Verständliches liegt, was uns politische Größen des Mittelalters und noch mehr die Zustände des Volkes wie mit einem Nebel umhüllt, und uns schwerer macht, die Seele eines Fürstensohnes aus der Zeit Otto des Großen, als die eines Römers aus der Zeit des zweiten punischen Krieges oder selbst der Zwölftafelgesetze zu verstehen. Bis in die neue Zeit haben unsere Historiker sich die Sache freilich leicht gemacht. Sie waren schnell fertig, den überlieferten Bericht über das, was geschehen war, dadurch zu ergänzen, daß sie das Wie und Warum dazu erfanden, Motive des Handelns substituirten, welche dem modernen Menschen geläufig sind, nahe aneinanderliegende Begebenheiten in Causalnexus brachten. Das ist noch lange nach der Periode der pragmatischen Geschichtsschreibung mit einer Unbefangenheit geschehen, welche auch nambaften Geschichtswerken für den, der näher zusieht, einen unheimlichen romanhaften Anstrich gibt. Allerdings ist das Ergänzen geschichtlicher Ueberlieferungen, das Combiniren und Vermuthen dem Historiker durchaus unentbehrlich, ohne solche divinatorische Thätigkeit wäre Geschichtsschreibung überhaupt unmöglich. Was bei der deutschen Geschichtsschreibung des Mittelalters zunächst verletzt, ist die unbefangene Selbstgefälligkeit und die kurzsichtige Spießbürgerei, mit welcher dergleichen geschehen ist. Auch der Mangel an Wahrhaftigkeit. Denn es scheint uns, daß der Historiker den Leser bei keiner wichtigen Gelegenheit, wenigstens da nicht in Zweifel über Ueberliefertes oder von ihm dazu Gethanes lassen sollte, wo er ein einzelnes Factum

und dessen innern Zusammenhang zur Charakteristik eines Helden oder einer Zeit benutzt.

Denn die Geschichtsschreibung ist allerdings bei jedem berufenen Historiker ein Neuschaffen der Vergangenheit, ein schöpferischer Proceß, bei welchem er den ganzen Strom der Ueberlieferungen in seine Seele zu leiten sucht, um ihn dort nach den Gesichtspunkten, welche er gefunden hat, selbstkräftig zu organisiren. Immer wird sein Wesen der stille Mittelpunkt seiner Arbeit sein, und auch dem kleinsten Detail Farbe, Licht, Bedeutung geben, immer wird der Leser nicht nur durch seine Beweise überzeugt werden, er wird auch kurzweg an ihn glauben müssen, an seine Wahrheitsliebe, seine Kenntniß der gesammten Stoffmasse. Damit das aber möglich sei, muß der Historiker seinen Leser mit voller Offenheit zum Vertrauten machen, er muß ihn in allen wichtigeren Fällen, wo er ergänzt, Unsicheres combinirt, muthmaßt, — wenigstens bei ausgeführter Geschichtsschreibung — durch die Form seiner Darstellung von der eigenen Zuthat in Kenntniß setzen. Und er hat dafür zu sorgen, daß durch solche Vorsicht das Interesse an seinem Bericht nicht verringert, sondern erhöht wird.

Zu solcher vorsichtigen und wahrhaften Behandlung ist gegenüber dem deutschen Mittelalter ganz besonderer Grund. Es lohnt, einige Besonderheiten, welche in dieser Periode an den Charakteren haften, wenigstens anzudeuten. Zunächst sei Bekanntes erwähnt. Es ist die epische Zeit unserer Vergangenheit. Die Unfreiheit des Individuums ist weit größer, jeder Einzelne ist stärker durch die Interessen und Gewohnheiten seines Kreises beeinflußt. Die Eindrücke, welche von Außen in die Seele fallen, werden von behender Phantasie schnell umsponnen, verzogen, gefärbt; zwar scharf und energisch ist die Thätigkeit der Sinne, aber das Leben der Natur, das eigene Leben und das Treiben Anderer werden weit weniger nach dem verständigen Zusammenhange der Erscheinungen aufgefaßt, als nach den Bedürfnissen des Gemüths gedeutet. Leicht bäumt der Egoismus des Einzelnen auf und stellt sich zum Kampf, ebenso behende ist das Fügen unter übermächtige Gewalt. Die Naivetät eines Kindes mag in demselben Mann mit raffinirter List und mit Lastern verbunden sein, welche wir in der Regel als Auswuchs einer verderbten Civilisation betrachten. Und diese Unfreiheit sowie die Vereinigung der — scheinbar — stärksten Contrast ein Empfindung und Methode des Handelns finden sich bei den Führern der Nation ebenso sehr als bei dem Privatmann. Es ist offenbar, daß schon dadurch das Urtheil über Charaktere, Werth oder Unwerth ihrer einzelnen Handlungen, über Stimmungen und Motive erschwert wird. Wir sollen den Mann nach Bildung und Moral seiner Zeit, und seine Zeit nach Bildung und Moral der unsern beurtheilen. Man versuche nun in irgend einem der frühen Jahrhunderte des Mittelalters sich eine Art Bild von

dem mittlern Durchschnitt der Sittlichkeit im Volke zu machen, und man wird mit Erstaunen sehen, wie schwer das ist. Dürfen wir nach den Strafen schließen, welche die ältesten Volksrechte auf alle möglichen scheußlichen Missethaten setzten, oder nach den Greuelthaten im Hofhalt der Merowinger? Auch wo ein Fürstenleben verhältnißmäßig sichere und tüchtige Zeitgenossen gefunden hat, welche uns die Kunde desselben überliefert haben, sind die Notizen über die Sittlichkeit des Volkes sehr ungenügend, welche wir aus ihren Werken zusammentragen können, um ihr eigenes Urtheil über Werth oder Unwerth des Fürsten zu controliren. Es gab damals noch kaum Etwas von dem, was wir öffentliche Meinung nennen, und wir dürfen höchstens sagen, daß die Geschichtsschreiber uns den Eindruck von Männern machen, welche Vertrauen verdienen. Wenn ein Fürstensohn sich in wiederholten Empörungen gegen seinen Vater erhob, wie weit wurde er durch die Auffassung seiner Zeit, durch seine innersten Motive nicht gerechtfertigt, oder entschuldigt? Selbst bei Situationen, welche sehr klar scheinen und uns in greller Beleuchtung erhalten sind, empfinden wir einen Mangel in unserm Verständniß. Was arbeitete in der Seele Heinrichs des Vierten auf dem Zuge nach Canossa? Die Antwort scheint so leicht, und doch enthält auch dieses Moment aus seinem schwer verständlichen Leben bei näherer Prüfung noch Zweifelhaftes.

Allerdings wird sich der Historiker zuletzt bescheiden müssen, nicht viel mehr von dem historischen Charakter und den innern Motiven seines Helden zu berichten, als die Zeitgenossen desselben zu verkünden im Stande waren. Denn gerade das ist der epischen Periode des Volkslebens eigen, daß der innere Kampf des Individuums, seine Empfindungen, Reflexionen, das Werden seines Wollens in den gleichzeitigen Berichten noch keinen Ausdruck gefunden hat. Das Volk, seine Dichter und Geschichtsschreiber sehen den Mann scharf und gut im Augenblicke der That, sie empfinden — wenigstens bei den Deutschen, — das Charakteristische seiner Lebensäußerungen sehr innig, mit Rührung, Erhebung, Laune, Abneigung. Aber nur die Momente, in denen sein Leben sich nach Außen kehrt, sind jener Zeit interessant, imponirend, verständlich. Sogar ihre Sprache hat für die innern Processe bis zum Thun nur dürftigen Ausdruck, auch die leidenschaftlichste Bewegung wird vorzugsweise in der Wirkung genossen, welche sie auf Andere ausübt und in der Beleuchtung, welche sie der Umgebung mittheilt. Für die Gemüthsprocesse, sowie für die Rückwirkungen, welche das Geschehene auf Empfindungen und Charakter des Mannes ausübt, fehlt jede Technik der Darstellung, fehlt die Theilnahme. Sogar die Schilderung offen liegender Charaktereigenthümlichkeiten, sowie ein reiches Detail des Geschehenen sind bei dem Erzähler nicht häufig, die verhältnißmäßig trockne Aufzählung der Begebenheiten wird mehr oder weniger oft durch Anekdoten unterbrochen, ausführlichere Berichte solcher erwähnten Momente, in denen eine einzelne

den Zeitgenossen imponirende Lebensäußerung des Helden hervorbricht, hier ein treffendes Wort, dort eine energische That. Vorzugsweise in solchen Anekdoten beruht die Erinnerung, welche das Volk von seinem Führer und dessen Thaten bei wahrt. Wir wissen, daß bis über die Reformation, ja bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus dieselbe Auffassung bei Gebildeten häufig war, daß sie noch jetzt in unserm Volke nicht geschwunden ist.

Diese Schwierigkeiten erschweren mehr oder weniger das Verständniß eines jeden Volkes in seiner Jugendzeit. Aber in der Anlage unsrer Urahnen war noch etwas Besonderes, was ihr Wesen zuweilen geheimnißvoll macht. Schon in ihrer ältesten epischen Zeit zeigen sie in Charakteren, in Sprache, Poesie und Sitte die Neigung, ein individuelles Empfinden und Grübeln zur Geltung zu bringen. Nicht die Dinge an sich, sondern was sie bedeuten ist schon den Ahnen des Denkervolkes die Hauptsache. Sehr reichlich dringen die Bilder der Außenwelt in die Seele der alten Germanen, sie sind vielseitiger, anerkennender, mit stärkerer Receptionskraft versehen, als jedes andere Volk der Erde. Aber nicht in der schönen, klaren, ruhigen Weise der Griechen, oder mit der sichern, beschränkten, praktischen Einseitigkeit der Römer spiegelt sich das Empfangene bei ihnen in Rede und Thun wieder, sie verarbeiten langsam und innig, und was aus ihnen herausquillt, hat eine starke subjective Färbung und eine Zugabe aus ihrem Gemüth erhalten, die wir schon in frühester Zeit allerdings lyrisch nennen dürfen. In ihrer Sprache begnügen sie sich nicht, an eine feste gediegene Masse der Wortstämme die bildenden und Flexionssylben als organisirende Glieder anzufügen, der alte Stamm selbst bewegt sich flüssiger, als bei einem andern indogermanischen Volk, und wird bei Nomen und Verbum in seinem melodischen Elemente, dem Vokal, unaufhörlich umgeformt*). Und wieder die älteste Poesie der Deutschen steht in dem auffälligsten Gegensatz zu dem Epos der Griechen, nicht das volle und reichliche Erzählen der Handlung ist ihr die Hauptsache, sondern ein scharfes Herausheben einzelner glänzenden Züge, die Verknüpfung des Momentes mit einem ausgeführten Bilde, ein Darstellen in kurzen abgebrochenen Wellen, auf denen man das aufgeregte Gemüth des Erzählers empfindet. Ebenso steht dem kurzen, präcisen, scharfen Rechtsgrundsatz des Römers Rechtsformel und Allegorie des Deutschen entgegen, überall bunte Bilder und symbolische Handlungen, in welchen der Rechtssatz wie verhüllt und phantastisch umsponnen erscheint. Ganz ebenso ist bei den Charakteren die trotzige Egoismus mit einer Hingabe an ideale Empfindungen verbunden, die den Deutschen seit der Urzeit ein auffallendes Gepräge gab und sie mehr als ihre Körperkraft und kriegerische Wucht den Römern furchtbar machte. Keine Volkssitte hat so keusch und edel das Wesen der Frau gefaßt, kein Heidenglaube hat wie der

*) sing, Sänger, sang, gesungen.

deutsche die Schrecken des Todes überwunden, denn auf dem Schlachtfeld sterben ist die höchste Ehre und Freude des Helden. Durch dieses Vordringen des Gemüths und idealer Empfindungen erhalten die Charaktere der deutschen Helden im Leben wie in der Kunst schon sehr früh eine weniger einfache Textur, ein originelles, zuweilen seltsames Gepräge, welches ihnen bald besondere Größe und Tiefe, bald ein abenteuerliches und irrationales Element verleiht. Man vergleiche nicht den poetischen Werth, aber die Charakteranlage griechischer Helden in Ilias und Odyssee mit den Nibelungen. Dem tapfersten Griechen bleibt der Tod etwas Furchtbares, die Gefahr des Kampfes etwas Lästiges, es ist ihm durchaus nicht unehrenhaft, einen schlafenden oder waffenlosen Feind zu tödten, es ist nicht der kleinste Heldenruhm, klug die Gefahr des Zusammentreffens zu vermeiden und aus dem Hinterhalt einen Ahnungslosen zu treffen. Der deutsche Held dagegen, derselbe, welcher aus Treue gegen seinen Herrn die verruchteste That eines Deutschen begangen und einen wehrlosen Mann listig von hinten getroffen hat, gerade er kann für sich, seinen Herrn und seinen Stamm Tod und Untergang vermeiden, wenn er zu rechter Zeit ausspricht, daß Gefahr vorhanden sei. Die Ueberirdischen haben ihm sein und der Freunde Verderben vorhergesagt, wenn die verhängnißvolle Reise fortgesetzt wird, und doch stößt er die Fähre, welche die Rückkehr möglich macht, in den Strom; — noch an dem Königshofe, wo ihm der Tod droht, vermag ein Wort zu dem wohlwollenden König, ehrliche Antwort auf eine herzliche Frage, das Aergste abzuwenden, er aber schweigt. Ja noch mehr, er und die Seinen höhnen und reizen die erbitterten Feinde, und mit der sichern Aussicht auf Untergang regen sie selbst herausfordernd im Spiele den blutigen Streit auf. Dem Griechen, jedem andern Volke des Alterthums, vielleicht die Gallier ausgenommen, wäre solche Art Heldenthum durchaus unheimlich und unvernünftig erschienen. Es war aber echt deutsch, der wilde und finstre Ausdruck eines Volkswesens, in welchem dem Einzelnen seine Ehre und sein Stolz weit mehr galten als das Leben. — Nicht anders ist dies Verhältniß bei den Helden der Geschichte. Die idealen Empfindungen, welche ihr Leben regieren, wie unvernünftig sie zuweilen schon lange vor Ausbildung des Ritterthums waren, die Pflichten der Ehre und Treue, das Gefühl des Männerstolzes und der eigenen Würde, Todesverachtung und Liebe des einzelnen Menschen hatten oft eine Stärke und intensive Gewalt, welche wir schwer zu schätzen, nicht immer als beherrschendes Motiv zu erkennen vermögen. So schwebte die Seele des Germanen schon in ältester Zeit in Banden, welche für uns oft nicht mehr erkennbar sind; Devotion und Sehnsucht, Aberglaube und Pflichtgefühl, ein geheimer Zauberspruch oder ein geheimes Gelübde trieben seinen Entschluß zu Thaten, welche wir vergeblich durch verständige Gründe, welche unserer Bildung entnommen sind, zu erklären suchen.

Und zu solcher Anlage kam im Mittelalter endlich der große Kreis von

Stimmungen, Gesetzen und phantastischen Träumereien, welcher mit dem Christenthum eindrang. Während einerseits der schneidende Gegensatz, in welchem der milde Glaube der Entsagung zu den rauhen Neigungen eines erobernden Kriegervolkes stand, den Deutschen die Dissonanzen zwischen Pflicht und Neigung, zwischen äußerem und innerem Leben höchlich vermehrte, entsprach er andererseits in auffallender Weise dem Bedürfniß der Hingebung, welche der Deutsche für einige große Ideen schon längst besaß. Wenn an die Stelle Wuotans und des getödteten Asengottes, der Vater der Christen und sein eingeborner Sohn, und an die Stelle der Schlachtjungfrauen die Schaaren der Heiligen traten, so erhielt jetzt auch das Leben nach dem Tode noch höheren Werth, eine neue Weihe und herzlichere Bedeutung. Und zu den alten Gewalten, welche den Entschluß des Mannes in der Stille bestimmt hatten, zu dem bedeutungsvollen Wort, einem anlaufenden Thiere, zu dem Trinkgelage und dem Würfelspiele, zu den Mahnungen der Heidenpriester und den Weissagungen kluger Frauen kamen jetzt die Forderungen der neuen Kirche, ihr Segen und ihr Fluch, Gelübde und Beichte, die Priester und die Mönche; dicht an den rohen, rücksichtslosen Genuß traten leidenschaftliche Bußübungen und strengste Askese, und neben den Häusern der hübschen Frauen erhoben sich die Nonnenklöster. Wie seit der Herrschaft des Christenglaubens die Charaktere in den schärfsten Gegensätzen gezogen, wie Empfindung und Motive des Handelns mannigfaltiger, tiefer und künstlicher gemacht werden, das zeigen z. B. zahlreiche Gestalten aus der Zeit der Sachsenkaiser, wo fromme Schwärmerei gerade unter den Vornehmen modisch wird und Männer und Frauen bald durch das Bestreben, die Welt für sich zu gewinnen, bald durch den reuigen Wunsch, den Himmel mit sich zu versöhnen, hin und her getrieben werden.

Wer je die Schwierigkeit empfunden hat, Personen des Mittelalters, welche durch die tiefsinnige Natur der Germanen und die alte Kirche geformt wurden, zu verstehen, der wird diese kurzen Andeutungen nach jeder Richtung zu ergänzen wissen. Sie sollten hier nur dem unbefangenen Leser eines neuen Geschichtswerks einige von den Schwierigkeiten aufzählen, mit denen der deutsche Historiker zu kämpfen hat.

Der erste Mann aber, welcher den Deutschen ein ganz neues Verständniß ihres innern Lebens gab, der erste, dessen innere Seelenprocesse und Gemüthskämpfe Gemeingut der ganzen Nation wurden, war Martin Luther. Er ist in diesem Sinne die erste dramatische Gestalt der Deutschen, und auch deshalb datirt von ihm die neue deutsche Geschichte. ♀

Die Truppen der Militärgrenze.

2.

Der Wiederherstellung des Friedens folgte eine Reihe der wichtigsten Veränderungen.

Die siebenbürgische Grenze wurde aufgehoben. Den Szeklern widerfuhr solches, weil sie an dem Aufstande theilgenommen; und die Walachen sollten, weil sie sich so aufopfernd bewiesen, durch die Aufhebung des Grenzverbandes in den vollen Genuß aller staatsbürgerlichen Rechte treten und so den übrigen Bewohnern ihres Vaterlandes gleichgestellt werden. Es wurde demnach eine und dieselbe Maßregel als Belohnung und Strafe zugleich angewendet! Nur war der Erfolg dem, was man beabsichtigte, gerade entgegengesetzt. Denn die vermöglicheren Szekler können die auf sie entfallenden erhöhten Steuern ohne übermäßige Anstrengung erschwingen und genießen den Vortheil, weniger Rekruten stellen zu müssen. Aber die armen und übervölkerten Districte der Walachen, denen ehedem die Löhnung, welche die Unteroffiziere auch im Inlande und während des Friedens bezogen, eine Wohlthat dünkte, werden jetzt von den Abgaben fast erdrückt und müssen, wenn nicht mehr, so doch mindestens ebenso viele Soldaten als früher stellen.

Anstatt der aufgelösten Grenztruppen wurden vier neue Linienregimenter und ein Husarenregiment errichtet, welche jedoch nicht allein aus den bestandenen Grenzgebieten ergänzt wurden.

Das Csaikistenbataillon wurde seiner bisherigen Bestimmung entzogen und in ein „Titler Infanteriebataillon" umgewandelt.

Das Reglement, die Dienstordnung und die Adjustirungsvorschrift der Linientruppen wurde ohne Abänderung auch bei allen Grenzregimentern eingeführt, nur die Farbe der Uniform blieb dieselbe. Braune Waffenröcke und schwarzes Lederwerk unterschieden auch jetzt die Grenzer von der ungarischen Linieninfanterie, mit welcher sie alle übrigen Bekleidungs- und Rüstungsgegenstände gemein hatten. Was aber dem ohnehin armen und durch den zweijährigen Krieg noch mehr herabgekommnen Lande besonders schwer fiel, war, daß man, wo es nur anging, die verschiedenen Taxen und Gefälle, wenn auch nur um einige Kreuzer, erhöhte und — das Tabakmonopol einführte.

Von noch empfindlicheren Folgen aber waren die Germanisirungs- und Centralisirungsbestrebungen, welche durch das neue Grundgesetz vom Jahre 1850 den vollen Ausdruck erlangten. „Die Sprache des Reichsheeres hat als

Dienstsprache zu gelten", lautete der siebente Artikel, wodurch alle andern Begünstigungen, als freie Gemeindeverfassung, Wahrung der Nationalität u. s. w. illusorisch wurden.

Bei der Reorganisirung der Armee im Jahre 1852 wurde auch die Grenze nicht vergessen, und es konnte dieses Statut wirklich als besonders günstig betrachtet werden. Jedes Regiment sollte fortan aus zwei Feldbataillonen und einem Reservebataillon, zwei Seressanercompagnien oder zwei Schwadronen irregulärer Reiterei und 50 Artilleristen bestehen. Im Allgemeinen sollten nur die Feldtruppen, und erst im höchsten Nothfalle auch die dritten Bataillone ausmarschiren, im Frieden aber höchstens die ersten Bataillone einiger Regimenter außer Landes behalten werden.

Wirklich rückten während des orientalischen und während des letzten französisch-italienischen Krieges nur die Feldbataillone aus dem Lande und wurden nach Beendigung des Krieges sogleich zurückgeschickt, sowie sich überhaupt die Regierung bestrebte, den Grenztruppen hinsichtlich des Dienstes und ihrer militärischen Leistungen überhaupt die möglichste Erleichterung und Begünstigung zukommen zu lassen, um sie in guter Stimmung zu erhalten und ihnen das anderweitige Unangenehme in Vergessenheit zu bringen.

Bei allen diesen Reformen betrachtete man die Grenzer indessen noch immer als leichte Truppen und achtete auf die möglichste Erhaltung, Ausbildung und Benutzung jener Eigenschaften, welche ihnen von jeher den Ruf einer guten leichten Infanterie verschafft hatten. So galt es als Grundsatz, daß eine Infanteriebrigade aus vier bis fünf Infanteriebataillonen, einer Batterie und einem Jäger- oder Grenzerbataillon zu bestehen habe. Auch wendete man dem Scheibenschießen besondere Aufmerksamkeit zu, versah die Grenztruppen gleich Anfangs mit den neuen Präzisionsgewehren und verwendete bei den Streifzügen gegen die italienischen und dalmatinischen Räuber und Schmuggler, sowie bei verschiedenen Expeditionen gegen die Montenegriner und Bosnier vorzugsweise Grenzer und Jäger.

Durch die in den letzten zwei Jahren erlassenen Bestimmungen aber wurden die Grenztruppen auch in taktischer Beziehung der Linieninfanterie ganz gleichgestellt, während die politische Verfassung des Landes ungeändert blieb. Die Grenzregimenter sollen künftig ungetrennt mit Linien- oder andern Grenzregimentern vereint in Brigaden zusammengestellt und nur in Ausnahmsfällen zum Jägerdienst verwendet werden.

Seither erhoben sich indessen viele Stimmen, welche die Aufhebung des Grenzinstitutes verlangten. Unter den hochgestellten Militärs selbst gab es Viele, welche diesem Verlangen beipflichteten, — aber nur Wenige derselben gehörten der Militärgrenze an. Man schilderte die trostlosen Zustände des Landes und andererseits die geringen Vortheile, welche in militärischer Hinsicht

dem Staate durch den Fortbestand der Militärgrenze zu Gute kämen. Und diejenigen, welche das Letztere behaupteten, kamen gewiß der Wahrheit sehr nahe.

Auf eine Bevölkerung von 1,100,000 Seelen stellt die Militärgrenze im Kriege 54,000 Mann, im Frieden etwa 30,000, so daß im ersteren Falle auf ungefähr 23, im zweiten auf 40 bis 42 Einwohner ein Soldat kommt.

Von dem der Gleichberechtigung und auch der Nothwendigkeit entsprechenden Grundsatze der allgemeinen Wehrpflicht (welche aber bis jetzt in Oestreich wohl nominell, jedoch nicht factisch zur Geltung gekommen ist) ausgehend, kann man das Verhältniß der Bevölkerung zum Kriegsstande der Grenztruppen kein übermäßig hohes nennen, wenn man berücksichtigt, daß eigentlich nur die Feldtruppen als Soldaten zu betrachten sind, während die im Lande verbleibenden Reservebataillone eben nur jenen Dienst versehen, welcher in andern Staaten nach dem Ausmarsche der stehenden Truppen dem Landsturme, der Nationalgarde oder Bürgerwehr auferlegt wird. Die Streiterzahl dürfte also verhältnißmäßig nicht höher als in mehren deutschen Staaten oder in den nördlichen Provinzen des Königreiches Italien entfallen.

Anders scheint freilich das Verhältniß des Friedensstandes zu sein. Aber der Grenzer befindet sich während des Friedens fast beständig in seiner Heimath, bei seinen Angehörigen und in seinem Besitzthume und gehört also thatsächlich nur in die Kategorie der Milizen. Er verrichtet den Dienst, welcher seine Thätigkeit den vierten Theil des Jahres in Anspruch nimmt, in seiner gewöhnlichen Bauerntracht und mit ziemlicher Bequemlichkeit, und kehrt nach dessen Vollstreckung wieder zu seiner Feldarbeit oder zu seinem Gewerbe zurück, während der aus den übrigen östreichischen Provinzen rekrutirte Soldat seine Dienstzeit gewöhnlich fern von seinem Vaterlande verbringt, durch zehn Jahre aber, auch selbst wenn er beurlaubt oder bereits in den Reservestand eingereiht ist, wenn auch nicht gänzlich dem bürgerlichen Leben entzogen ist, so doch wenigstens kein eigenes Gewerbe unternehmen und keine Ehe eingehen darf. Endlich aber vergesse man nicht die große Erleichterung, welche dem Grenzbewohner den andern Oestreichern gegenüber durch den verhältnißmäßig noch immer sehr niedrig zu nennenden Steuerfuß zu Gute kommt. Auch hat die Grenzbevölkerung die Einquartierungs- und Vorspannsleistungen in geringerem Maße zu tragen, als es in andern Provinzen der Fall ist.

Die gewöhnlichen Gemeindearbeiten werden selbstverständlich von der Bevölkerung verrichtet, dagegen aber werden die meisten Communal- und öffentlichen Anstalten nicht aus den Mitteln des Landes, sondern auf Kosten des allgemeinen Staatsschatzes erhalten, daher aus dem letzteren der Militärgrenze alljährlich mehre Millionen zufließen.

So müssen also die übrigen Provinzen zu der Verwaltung dieses Landes beitragen, um besten Falles in Kriegszeiten etwa 30,000 Mann weniger stellen zu dürfen! Und diese Truppenmacht ist besonders gegenwärtig von ziemlich zweifelhaftem Werthe.

Daß jedoch die Militärgesetze auch auf die nichtmilitärpflichtigen Angehörigen der Grenzsoldaten ausgedehnt werden und das Land somit unter einer Art beständigen Belagerungszustandes steht, ist eine offenbare Ungerechtigkeit und eine der Schattenseiten des Grenzinstitutes, dürfte aber wohl in nächster Zukunft ein Ende finden.

Die Schulen, viele andere öffentliche Anstalten, der Ackerbau, die Viehzucht, insbesondere aber der Handel und die Industrie stehen allerdings auf einer sehr niedern Stufe, doch scheint daran weniger die Verfassung des Landes, als vielmehr die Inferiorität der Bevölkerung die Schuld zu tragen. Denn die Zustände in den benachbarten slavonischen und kroatischen Provinzen sind um nichts besser, ja in manchen Gebieten weit trostloser. Freilich ist dann noch immer der östreichischen Regierung der Vorwurf zu machen, daß sie die Bevölkerung jener Provinzen nicht aus ihrer Indolenz erweckt und zu größerem Fleiße und Unternehmungsgeiste angespornt habe.

Die Grenztruppen an und für sich betrachtet stehen — gelinde gesagt — wenigstens gegenwärtig nicht in der Reihe der vorzüglichsten östreichischen Truppen. Ueber ihr Verhalten im eigenen Lande und ihre Verwendbarkeit daselbst läßt sich allerdings viel Lobenswerthes sagen, doch will dieses nur wenig bedeuten. Der Grenzer ist an die Einrichtungen seines Landes und an seinen Dienst von Kindheit her gewöhnt, er gehört selbst zur bewaffneten Macht und legt daher der Thätigkeit derselben keine Hindernisse in den Weg. Er verfolgt den auf sein Gebiet eingedrungenen türkischen Räuber nicht nur, weil ihn die Pflicht dazu auffordert, sondern auch aus persönlichem Interesse, weil er sein Eigenthum bewahren will und weil er den Türken von Jugend auf als seinen Todfeind zu betrachten gelernt hat. Auf die ihm gleichfalls obliegende Verhinderung des Schmuggels aber verwendet er, wenn es ihm keinen Vortheil verspricht, keinen übergroßen Eifer, daher der Werth der über die Militärgrenze nach Oestreich eingeschmuggelten Waaren immer eine ganz artige Summe erreicht. Seinen Offizieren ist der Grenzer mit sklavischer Unterwürfigkeit zugethan, vorausgesetzt, daß sie seiner Nationalität sind oder wenigstens seine Sprache sprechen und sich die Sitten des Landes angeeignet haben, wogegen die bei den Grenztruppen eingetheilten deutschen oder ungarischen Offiziere oft einen sehr schweren Stand haben. Ebenso werden auch die zufällig im Lande stationirten oder durchmarschirenden regulären östreichischen Truppen mit scheelen Augen betrachtet. Aeußerlich beehrt freilich der Grenzer den ihm gleichstehenden Militär der Linie bei jeder Gelegenheit mit der Anrede „Bruder

und Kamerad"*) und überhäuft ihn mit Schmeicheleien; aber im Grunde seines Herzens betrachtet er doch den Andern als Fremden und flucht und spottet hinterher über „den Schwaben", den „ungarischen Hundsfott", oder den „wälschen Spitzbuben".

Aber eben der beständige Aufenthalt in der Heimath, die frühzeitige Schließung der Ehen, das vertrauliche Verhältniß zwischen den Unteroffizieren und ihren Untergebenen, die eigenthümliche Stellung der Offiziere und manche andere Umstände legen den Grund zu den außer Landes so oft vorkommenden Pflichtverletzungen der Grenztruppen.

Der Offizier ist der bürgerliche und militärische Vorgesetzte des Grenzers; er ist sein Anführer im Kriege und sein Bürgermeister, sein Richter und der Verwalter seines Gemeindevermögens. Was Wunder also, wenn der Grenzer seinem Obern so begegnet, wie es der Bauer seinem Amtmanne gegenüber zu thun pflegt. Daher geschieht es häufig, daß der Grenzer, wenn er bei dem Rapport (woselbst die minder wichtigen dienstlichen und rechtlichen Angelegenheiten entschieden werden) eine Bitte vorzubringen oder sich wegen eines Vergehens zu verantworten hat, mit einem Körbchen Gemüse, einer Henne oder Ente unter dem Arme, auch wohl mit einem Lamm oder Schwein erscheint und diese Spende als einen triftigen Beweisgrund seines Rechtes der Küche des gestrengen „Gospodjne" (Herrn) offerirt und — der Vorgesetzte dieses Geschenk auch huldvoll annimmt.

Man findet dieses Vorgehen ganz schicklich, und selten wird ein eingeborner Offizier etwas Unziemliches darin finden. Dadurch aber wird begreiflich weder die dem Obern gebührende wahre Achtung, noch die Moralität der Untergebenen erhöht, und letzterer gewöhnt sich, den dem Beispiele seiner nationalen Vorgesetzten entnommenen Maßstab an alle andere Offiziere zu legen und betrachtet endlich den Unbestechlichen wohl gar als einen Verächter der heimischen Sitten und als einen Uebermüthigen, welcher mit dem gemeinen Manne nichts zu thun haben wolle.

In den Grenzhäusern wohnen gewöhnlich mehre Familien, als deren gemeinsamer Vorstand der „Hausvater", gewöhnlich der vom Militärdienst befreite Aelteste des Hauses fungirt. So schön diese echt patriarchalische Einrichtung an und für sich ist, so nachtheilig wirkt sie doch auf den wahren militärischen Geist der Grenzer ein. Der Hausvater gebietet über alle Bewohner des Hauses, welchen Grad sie auch in der Truppe bekleiden mögen. Freilich soll sich diese Herrschaft nur auf die häuslichen und Privatangelegenheiten erstrecken; aber man braucht eben nicht besonders scharfsichtig zu sein,

*) Von daher haben auch die Grenzer den in der östreichischen Armee allgemein bekannten Spottnamen „Bratky" (Brüderchen) erhalten.

um zu erkennen, daß der Hausvater auch auf die dienstlichen Angelegenheiten seiner Hausangehörigen großen Einfluß ausüben müsse. Und wie mit den Hausvätern, so steht es auch mit den meisten Familienhäuptern. Kommt es bei andern Truppen überhaupt selten vor, daß jüngere Verwandte die militärischen Vorgesetzten der älteren sind, so ist dann der im Range Höhere wenigstens durch seine größere Löhnung in den Stand versetzt, sich unabhängig von seinen Verwandten zu erhalten und sich in der Verrichtung seines Dienstes durch keine Rücksichten leiten zu lassen. Aber der Unteroffizier bei den Grenztruppen ist nur selten Familienoberhaupt oder wenigstens im freien Besitze eines Vermögens, oft ist er im Dienste höchstens der Gehilfe seines Vaters, seines ältern Bruders oder seines Oheims, der vielleicht als Gemeiner oder Tambour in seinem Zuge steht. Daß es da mit der Durchführung einer strengen militärischen Subordination oft sehr mißlich aussehen muß, läßt sich leicht begreifen. Die Zusammenstellung der Angehörigen einer Familie oder eines Stammes mochte wohl bei den Schlachthaufen der alten Germanen oder der Griechen von besonderem Vortheile sein und ist auch bei reinen Nationalmilizen und irregulären Truppen, wie z. B. bei den Kosaken, zulässig, kann aber bei einer Truppe, welche man um jeden Preis in eine reguläre umbilden will, unmöglich gute Früchte tragen.

Der stete Aufenthalt bei den Angehörigen und besonders die Bewilligung der frühzeitigen Ehen haben aber noch andere und nachtheiligere Folgen. Dem Grenzer mangelt die Wanderlust, welche andern Slaven, wie z. B. den Mährern und Böhmen, den Slowaken und Krainern eigen ist. Wenn nun der Grenzer, der bisher nur seine Heimath gesehen und sich noch nie länger als auf eine Woche von seiner Familie getrennt hat, endlich einmal ausmarschiren muß, so bemeistern sich seiner nur zu bald Niedergeschlagenheit, Zaghaftigkeit und Heimweh.

Bei keiner andern östreichischen Truppe, selbst nicht bei den Tirolern, Steirern und Kärnthnern, kommen so viele Heimwehkranke vor, und es ist von vielen Militärs anerkannt worden, daß „mit den Grenzern, wenn sie über zwei Jahre von ihrer Heimath entfernt sind, nichts mehr anzufangen sei". Ein Familienvater kann wohl ein tapferer und begeisterter Streiter sein, wenn es sich um die Vertheidigung seines Vaterlandes, seiner Religion, seiner Familie oder seines Besitzthumes handelt, aber selten ein guter Soldat in dem eigentlichen Sinne des Wortes, zumal wenn er seine Angehörigen in weiter Ferne und unter wenig gesicherten Verhältnissen zurückgelassen hat, ja die einzige Stütze seiner Familie ist. Alles dieses ist bei dem Grenzer der Fall, und es kann bei ihm von der Einwirkung anderer Motive, z. B. höherer Bildung und des Pflichtgefühls, welche den Muth eines verheiratheten Offiziers erhöhen, wohl nicht die Rede sein. Dagegen wirkt, da er meistens arm ist, die den Südslaven eigene Beutelust auf ihn mit besonderer Macht ein.

Durch den einsamen Wachdienst, welchen der Grenzsoldat in seiner Heimath verrichtet, durch so manche mitgemachte Streifzüge, durch Jagden und mitunter durch auf eigene Faust unternommene Schmuggelgeschäfte ist er ziemlich abgehärtet und an eine größere Selbständigkeit gewöhnt; er versteht und trachtet auch den Gefahren auszuweichen und will seinen Gegner lieber überlisten, als im offenen Kampfe überwältigen. Dabei ist er ein guter Schütze, aber wenig geeignet zu einem langdauernden Handgemenge Mann gegen Mann und noch weniger geneigt, im feindlichen Feuer längere Zeit ruhig auszuharren, da er, wenn er schon sein Leben daran setzen will, einen materiellen Gewinn dafür erwartet. Wohl aber ist er der Mann eines Bayonetangriffes, wenn es sich um ein augenblickliches wildes Daraufloßgehn handelt.

Beinahe unwiderstehlich ist daher der Angriff der Grenzer gegen einen ihnen zur Plünderung preisgegebenen Ort oder, wenn es gilt, aus einem Hinterhalte auf den überraschten Feind hervorzubrechen. Stundenlang kann er bei solcher Gelegenheit ohne eine Bewegung, ohne einen Laut, mit glatt auf den Boden hingestreckten Leibe lauern, bis der passende Augenblick gekommen ist. Langsam und leise schleicht er nun vorwärts und stürzt endlich mit der Raschheit des Panthers auf den Gegner. Er kennt nicht das wilde „Rajta" des Ungars, das donnernde „Hurrah" des Deutschen oder die begeisterten Ausrufe des Italieners, sondern er wirft gewöhnlich mit dem grimmig zwischen den Zähnen gemurmelten Fluche „Je bem ti" seinen Gegner zu Boden, macht ihm, wenn er sich noch regt, unter den Worten „Ne boj" (fürchte dich nicht) mit dem Messer oder Handschar den Garaus und plündert ihn vollständig aus. Dann aber läßt er eher sein Leben, als seine Beute im Stiche und wagt um einiger Geldstücke willen, die er in den Taschen eines gefallenen Feindes vermuthet, Dinge, zu denen er sonst weder durch Befehle, noch durch Drohungen oder Versprechungen zu bringen wäre.

Das ganze Aussehen und Benehmen des Grenzsoldaten entsprechen seiner Gesinnungs- und Handlungsweise.

Das kurzgeschnittene Haar auf die Stirne herabgestrichen, den Czako auf den Hintertheil des Kopfes gerückt, den Leib geneigt und den Kopf vorgestreckt, aus den listig funkelnden Augen nach allen Seiten spähende Blicke werfend, das Gewehr lieber unter dem Arme oder in der herabgestreckten Hand, als auf der Schulter tragend und sich gern den bequemsten Weg aussuchend, schreitet der Grenzsoldat mit großen, aber leisen Schritten einher, ohne mit seinen Kameraden zu sprechen, nur zeitweilig ein eintöniges Nationallied mehr vor sich hin murmelnd, als singend*). Ein vorbeimarschirendes Grenzerbataillon verursacht weit weniger

*) Im Lager geht es jedoch schon lustiger her. Da hocken mehre im Kreise um das Lagerfeuer herum und singen nationale Lieder oder tanzen nach den Tönen der Sackpfeife, welche bei keiner Compagnie fehlen darf.

Geräusch, als eine Compagnie breit auftretender Deutscher oder ein Peloton plappernder und singender Italiener. Auf die Reinhaltung seiner Montur und seines Lederwerks verwendet der Grenzer ziemliche Sorgfalt, aber man sieht es, daß er es thut, weil es ihm anbefohlen ist, und nicht, weil er selbst gern schmuck und rein erscheint. Desto mehr aber achtet er auf seine Waffen und läßt es sich, wenn dieselben sein Eigenthum sind, wie es z. B. bei den Seressanern der Fall ist, ein gutes Stück Geld kosten, um sie prächtig verzieren zu lassen. Sein Gepäck wird ihm nicht leicht zu schwer, und willig schleppt er selbst die voluminösesten Beutegegenstände Wochen lang mit sich herum, in der Hoffnung, zu Hause es vielleicht doch einmal brauchen zu können.

Kurz, der Grenzer ist findig, gewandt, seinem Vorgesetzten ergeben, genügsam in Bezug auf Kleidung, Wohnung und Nahrung (oder falls er an letzterer Mangel litte, sehr geschickt in der Auffindung von Abhilfen), mit der Handhabung der Schußwaffe vertraut, tapfer in seiner Art und immer zu kleinen Unternehmungen auf eigene Faust bereit.

Lauter Eigenschaften, welche den Grenzer zu einem guten Parteigänger, zu einem trefflichen irregulären leichten Infanteristen machen! Auch in Festungen, hinter Mauern oder Erdwällen, haben sich die Grenzer sehr gut bewährt. So z. B. 1848 ein Bataillon in Peschiera, welches endlich nur durch den furchtbarsten Lebensmittelmangel zur Uebergabe gezwungen wurde, und 1849 einige Bataillone in Temesvar, Arad und besonders in Ofen. Hier bringen die Grenzer ihre passiven Tugenden in Anwendung, und es ist kaum glaublich, was sie dulden und entbehren können. Hunger und Durst, Kälte und Hitze, harte Arbeit und schlechte Unterkunft werden den Kroaten und Slavonier wohl traurig machen, aber nicht zum Murren bringen, doch darf man von ihm keine besondere offensive Thätigkeit erwarten und ihn dem feindlichen Feuer nicht zu sehr blosstellen. Noch größere Ausdauer oder vielmehr Apathie zeigt der Walach bei solchen Gelegenheiten.

Aber ein in Masse aufgestelltes Grenzbataillon wird dem feindlichen Kanonenfeuer selten lange widerstehen, sondern davonlaufen oder wenigstens auseinanderstieben und jeder nach Thunlichkeit eine Deckung aufsuchen. Es ist komisch anzusehen, wie sich bei solchen Gelegenheiten alle um einen verwundeten Kameraden drängen und ihn forttragen wollen, um nur aus dem Schußbereiche zu kommen*). Es bedarf oft des energischesten Einschreitens, um nur einigermaßen die Ordnung wiederherzustellen.

Auch widersteht dem Grenzer der Zwang des Linientruppendienstes i

*) In einem Treffen in Italien wurde ein Hauptmann leicht am Fuße verwundet. (ließ sich zurücktragen, und gesenkten Hauptes folgte die — ganze Compagnie ihm nach. E General begegnete dem seltsamen Zuge und stellte den Hauptmann zur Rede. „Ich bin ve wundet, und meine Kinder begleiten ihren Vater“, lautete die Antwort. — —

jeder Beziehung. Er ermattet früher als jeder andere Soldat beim Marsche in der dichtgeschlossenen Colonne, weil er nicht, wie er es bei seinen Wanderungen in der Heimath zu thun pflegt, zeitweise seine Opanken (nationale Fußbekleidung) wechseln kann. Als Liniensoldat kommt ihm seltener die Gelegenheit, Beute zu machen oder auch nur Antheil an den verschiedenen Requisitionen zu nehmen. Er steht unter dem directen Befehle der meistens deutschen Generale und wird, wo es angeht, in Kasernen einquartirt. Er wird aufmerksam und gehorsam alle Uebungen mitmachen, aber, weil er nicht die heitere Stimmung des sorgenlosen Liniensoldaten mitbringt, auch selten die Anstelligkeit des letzteren besitzen und die bei der Verrichtung des Dienstes in der Heimath gebildete Nonchalance schmerzlich vermissen.

Es war also jedenfalls eine allen Traditionen der Militärgrenze widersprechende Maßregel, wenn man die Grenzregimenter in die starren, ungewohnten Formen der Linientruppen fügte.

Wenn man indessen die Grenzer auch wieder in irreguläre, oder wenigstens in leichte Truppen umwandeln wollte, so wäre damit noch nicht Alles gethan.

Die Güte einer Truppe hängt nicht allein von der Tauglichkeit der Soldaten, sondern noch mehr von jener der Anführer ab; und auch hierin bleibt noch Vieles zu wünschen übrig. Ueber die gegenseitigen Beziehungen zwischen den Offizieren und ihren Untergebenen wurde bereits Einiges gesagt, es möge nun noch das Nöthige über die Ausbildung und die praktische Verwendbarkeit der ersteren folgen.

Die meisten Offiziere sind geborene Grenzer und gewöhnlich Offiziers- oder Beamtensöhne. Sie sind, was Genügsamkeit, militärische Dressur und Liebe zu ihrem Stande anbelangt, im Allgemeinen sehr gute Soldaten. Allein mit Ausnahme einiger ehemaliger Zöglinge der Militärakademien und Cadettenschulen haben die meisten Offiziere nur in den Elementarschulen ihres Landes einigen Unterricht genossen. Als gewöhnliche Volksschulen betrachtet können diese Schulen allerdings gut genannt werden, und es ist bekannt, daß bei den Grenzern besonders viele schöne Handschriften und gute Rechner gefunden werden. Außer dem Lesen, Schreiben, Rechnen, Religionsunterricht und etwas Zeichnen wird aber wenig Anderes gelehrt. Mit diesen sehr bescheidenen Kenntnissen ausgerüstet tritt der junge Grenzer als Cadett in das Regiment ein, erhält in der Regimentsschule die oberflächlichste militärische Ausbildung, wird nach einiger Zeit zum Offizier befördert und findet dann selten Gelegenheit und Aneiferung, sich weitere Kenntnisse zu erwerben. Aber auch der befähigtere und mit mehr Wissen ausgerüstete junge Offizier, den das Schicksal in die Grenze führt, geht nach und nach in dem Meere der Gewöhnlichkeit unter und wird untauglich für die feinere Gesellschaft und für einen höheren Beruf. Der Offizier ist gewöhnlich der Militärcommandant und bürgerliche Vorstand

eines Bezirkes von zwei- bis dreitausend Seelen und ist oft einige Stunden von den andern Offizieren seiner Compagnie entfernt. Umgeben von seinen Untergebenen ist er fast nur auf die Gesellschaft des gewöhnlich höchst unwissenden Popen, der Verwaltungsbeamten und eines allenfalls in demselben Orte wohnenden pensionirten Militärs angewiesen. Es stehen ihm keine Bibliothek, keine Unterrichtsanstalten höheren Ranges, keine wissenschaftlichen Vereine, kein Theater, ja nur selten einige bessere Journale zu Gebote, und er findet bei seinen Gesellschaftern keine Anregung zu einer geistigen Beschäftigung, sondern wird von denselben oft mit Gewalt in den Strudel ihrer Alltagsvergnügungen, Spielen und Trinken, hineingezogen. Es gehört wahrlich eine große Charakterstärke dazu, wenn ein junger Mann unter solchen Verhältnissen nicht binnen kurzer Zeit ganz verbauern und sich den Karten, der Flasche und dem wüstesten Umgange mit den Weibern und Töchtern seiner Untergebenen ergeben soll.

Allerdings gibt es zahlreiche Ausnahmen der ehrenwerthesten Art, und es sind manche ausgezeichnete Generale aus der Militärgrenze hervorgegangen. Aber die Mehrzahl der Grenzeroffiziere steht unbestritten ihren übrigen Kameraden der östreichischen Armee in rein militärischer, wissenschaftlicher und geselliger Bildung weit nach. Ein anderer Grund der Deprimirung des Offiziercorps liegt in den gedrückten Familienverhältnissen vieler Mitglieder desselben. Während bei den übrigen Offizieren der östreichischen Armee streng auf den Erlag der vorgeschriebenen Heirathscaution gesehen, und — wenn die überaus beschränkte Zahl der Verehlichten überschritten ist — die doppelte und dreifache Caution gefordert, ja selbst jede Bewilligung absolut verweigert wird, ertheilt man den Grenzeroffizieren gegen Erlag der einfachen, oft nur fingirten Caution, häufig mit gänzlicher Nachsicht derselben, die Bewilligung zur Ehe, ohne, wie es bei andern Truppen üblich ist, die nöthigen Erkundigungen über den guten Leumund und die standesgemäße Erziehung der Braut einzuholen. In neuester Zeit hat man sogar die Grenzeroffiziere, welche die Töchter anderer Grenzoffiziere ehelichen, von der Leistung der Caution gänzlich enthoben. So gibt es denn in der Grenze viele gänzlich mittellose und mit zahlreicher Familie behaftete Offiziere. So lange dieselben in der Grenze, welche wegen der Wohlfeilheit aller gewöhnlichen Lebensbedürfnisse bekannt ist, stationirt sind, finden sie noch ein erträgliches Auskommen; werden sie aber in eine andere Provinz versetzt, so sind Sorgen und Entbehrungen ihr Loos, und es spielt dann der arme, durch die Nothwendigkeit zur größten Sparsamkeit gezwungene „Kroatenoffizier“ eine sehr traurige Figur neben seinen lebenslustigen und oft reich begüterten Kameraden der Linie. Auch werden bei keiner Truppe so oft Offiziere, trotz ihrer sonstigen Verdienste, bei der Beförderung zu höheren Stellen blos ihrer Familienverhältnisse wegen übergangen. Mancher brave

hauptmann kann einzig darum nicht Major werden, weil seine Gattin auf zu niederer Bildungsstufe steht und ihren Gatten durch ihr rohes oder ausschweifendes Benehmen compromittiren würde.

Alles dieses gilt schon von jenen Offizieren, welche sich für gewöhnlich, also in Friedenszeiten, bei den Grenztruppen befinden. Hier kann doch eine sorgfältigere Auswahl bei den Beförderungen getroffen und die weitere Ausbildung der schon ernannten Offiziere überwacht werden. Noch trauriger sieht es aber im Falle eines Krieges aus.

Der Ersatz der Offiziere für die auf den Kriegsfuß gesetzten Grenztruppen war von jeher eine mißliche Sache. Bei der Menge der zu ersetzenden Stellen und bei der geringen Zahl der dafür ausgebildeten Aspiranten mußte man zu den mittelmäßigsten Unteroffizieren hinabsteigen und langte auch mit diesen noch nicht aus. Der Hofkriegsrath, das Kriegsministerium, oder wie die oberste Militärbehörde eben heißen mochte, theilte mit dem Banus das Recht der Besetzung der Offizierstellen bei den Grenzregimentern. Da fanden so manche Generale die beste Gelegenheit, ihre unanbringlichen, an allen andern Orten zurückgewiesenen Protectionskinder einzuschmuggeln. Und so wurden denn die Grenztruppen mit den unfähigsten, verkümmertsten Subjecten überfüllt. Nach beendigtem Kriege wurde dann freilich immer eine mehr oder minder strenge Musterung gehalten und die Alleruntauglichsten entfernt. Aber dieselben hatten bereits so manches Unheil angestiftet und zu der Demoralisirung der Truppe beigetragen und wurden nun nicht etwa einfach entlassen, sondern mit der ihrem Grade zustehenden Pension in den Ruhestand versetzt, so daß der Staat schließlich eine Menge zu keinem anderem Dienste brauchbarer Müßiggänger ernähren mußte.

Das Bewußtsein der eigenen Unfähigkeit aber machte solche Vorgesetzte nachsichtig gegen die Fehler ihrer Untergebenen, ja es mochte sogar Vielen, die in den Anschauungen des gemeinen Grenzers erzogen erst spät und unvermuthet zu einer höhern Stellung gelangt waren, die Fähigkeit zur Erkenntniß des Rechtes und Unrechtes abgehen, so daß sie nicht nur den Uebergriffen ihrer Mannschaft unthätig zusahen, sondern auch die Partei derselben den für die Aufrechthaltung der Disciplin thätigen höhern Vorgesetzten gegenüber ergriffen oder wohl gar mit ihren Leuten gemeinsame Sache machten. In den letzten Kriegen wurden hinter den Plünderern, Marodeurs und Ausreißern nicht selten Grenzeroffiziere bemerkt, welche mit scheinbarem Eifer ihre Leute zur Ordnung zu bringen strebten, heimlich aber das Treiben derselben begünstigten und auf jede Weise die Intervention anderer Truppen zu verhindern wußten. Ein solches Betragen mußte natürlich die ohnedies sehr schwachen kameradschaftlichen Bande zwischen den Grenzern und den andern östreichischen Truppen noch mehr lockern und führte endlich zu heftigen Zwistigkeiten zwischen

den Befehlshabern, sowie zu Excessen und Raufereien unter der Mannscha
Diese Schlägereien nahmen oft die großartigsten Dimensionen an und v
wandelten sich in förmliche Gefechte, wie z. B. im Juli 1849 jene im La
der Artilleriereserve bei Ocsa, woselbst die von den Grenzern angefallenen A
tilleristen, mit den zu ihrem Beistande herbeigeeilten Pionieren und Chevea
legers vereint, in förmlicher Schlachtordnung, mit abgeprotzten Kanonen u
geladenen Gewehren, ihre Gegner erwarteten und nur durch die aufopfernd
Bemühungen mehrer höheren Offiziere der Friede wiederhergestellt wer
konnte. Aehnliche Auftritte ereigneten sich um dieselbe Zeit bei der in S
vonien stehenden Armee des Banus. Und Solches geschah beinahe im An
sichte des Feindes! Das Beste und Bezeichnendste war aber der Umstand,
sich bei solchen Gelegenheiten unter den andern slavisch-östreichischen Trup
auch nicht die geringste Sympathie für die stammverwandten Grenzer kund
sondern daß vielmehr Alle, Czechen und Polen, Krainer und Ruthenen, sich mit
Deutschen, Magyaren und Italienern vereinten, um auf „die Kroaten" loszug

Bei der italienischen Armee, wo sich die disciplinirteren Feldbataillon
fanden, benahmen sich die Grenzer etwas besser und standen darum auc
besserem Ansehen. Aber die in den andern östreichischen Provinzen befindli
Truppen, welche größtentheils erst während und nach der Wiener Oct
revolution mit den Grenzern zusammentrafen, hatten keine besondere Urs
sich der Verbindung mit diesen, bisher ihnen nur dem Namen nach bekan
Waffengenossen zu freuen. Auf die Unterstützung ihrer Offiziere und auf
mächtigen Schutz ihres Abgottes, des damaligen Bans Jellachich bauend,
übten die Grenzer vor und in Wien sowie während des folgenden
zuges die ärgsten Excesse. Mehre kaiserliche Offiziere, welche ohne
ihren Soldaten begleitet zu sein diesem Unwesen Einhalt thun
ten, wurden verhöhnt und insultirt, ja einige wurden sogar entwaffnet
ausgeplündert! Kaiserliche Kassen wurden von den Grenzern erbrochen un
sich diesem Beginnen widersetzenden Polizei- und Finanzwachsoldaten ver
det und verjagt. „Wir haben unsere Offiziere und brauchen Euch Schw
nicht," riefen einst einige Seressaner einem deutschen Stabsoffizier zu, w
die Plünderung eines armen Landmannes verhindern wollte. Und diese
schah beinahe unter den Augen des Bans, welcher, wo er nur konnt
unerbittlicher Strenge einschritt. Ist auch Vieles, was man von den G
thaten der Seressaner erzählt, erdichtet, so bleibt doch immer noch genug
um diese „Rothmäntel" den Baschkiren und Irokesen würdig zur Seite
zu können.

Doch muß man andrerseits den damaligen kriegerischen Leistungen
Grenztruppen volle Anerkennung zollen. In den meisten Schlachtber
wurde ihnen die ehrenvollste Erwähnung zu Theil.

Dieses scheint das letzte glanzvolle Auftreten gewesen zu sein. Sei es, daß die Nichterfüllung der gehegten Erwartungen herabstimmend auf die Kampflust der Grenzer einwirkte, oder daß die mittlerweile ins Leben getretenen Reformen die Kriegstüchtigkeit dieser Truppen vermindert hatten: genug — die Grenzer machten im letzten italienischen Kriege wenig von sich reden. Mehrere Bataillone kamen in den Kampf, aber ihre Leistungen konnten mit denen der deutschen, slavischen und ungarischen Regimenter keinen Vergleich aushalten. Dagegen focht das bereits erwähnte 53. Linienregiment, welches größtentheils aus Kroaten bestand, mit ausgezeichneter Tapferkeit. Diese Wahrnehmungen stimmten auch viele östreichische Militärs für die Aufhebung des Grenzinstitutes.

Diese hier von den Grenztruppen entworf'ne Skizze kann natürlich nur in ihren allgemeinsten Umrissen ausnahmlos auf Alle angewendet werden. Denn abgesehen davon, daß die gute oder schlechte Führung von Seite des Feldherrn, das Wirken des Regimentschefs, der Aufenthalt in dieser oder jener Garnison und mancherlei zufällige Umstände den Geist und die taktische Verwendbarkeit eines Regiments in kurzer Zeit gründlich verbessern oder verschlechtern können, muß auch die bei der großen Längenausdehnung der Militärgrenze leicht erklärbare physische und moralische Verschiedenheit der Bevölkerung auf die äußere und innere Beschaffenheit der Truppen den entscheidendsten Einfluß ausüben.

So ist die Mannschaft der Liccaner, Ottocaner, Szluiner und Oguliner Regimenter meistens von großem, schlankem Körperbau, gewandt und stark, kühn und verwegen, aber auch grausam und beutelustig. Aehnlich sind die Warasdiner, nur sind sie weniger gewohnt, Hunger und Kälte zu ertragen, dagegen sehr ausdauernd auf Märschen.

Bei den slavonischen Regimentern hingegen befindet sich ein mehr gezogener Menschenschlag, und es würden sich dieselben noch am ehesten in gute Linientruppe umwandeln lassen. Die Gradiskaner sind von besonders ruhiger Gemüthsart, häuslich und arbeitsam.

Die Peterwardeiner gleichen wieder mehr den Kroaten und standen früher in dem Rufe, zu Meutereien sehr geneigt zu sein. In der Neuzeit war dieses jedoch nicht der Fall, und es stellte dieses Regiment 1848 sieben Bataillone ins Feld.

Die Regimenter der banater Militärgrenze, aus mehrern Nationalitäten zusammengesetzt, weisen sogar in ihren Unterabtheilungen die größte Verschiedenheit auf, und während die Deutschen, Ungarn und Slaven viele gute Eigenschaften besitzen, wirkt wieder das romanische Element, obgleich treu und gehorsam, bei seiner bekannten Weichlichkeit erschlaffend auf das Ganze ein.

So viel aber steht fest, daß das ganze Grenzinstitut sich längst überlebt und daß es um so leichter entbehrt werden könnte, nachdem der Zweck,

für welchen es ursprünglich ins Leben gerufen wurde, nämlich die Bewachung der Grenze gegen die Türken und gegen das Eindringen der Pest, in den Hintergrund getreten ist und auf andere Art mit weit geringerem Geld- und Menschenaufwande — und dabei auch vollständiger — erzielt werden könnte. Die Aufhebung der siebenbürgischen Militärgrenze und das Beispiel Dalmatiens, woselbst niemals ein ähnliches Institut bestand, und dennoch die Grenze ganz gut geschützt wurde, sprechen hierfür.

Die Verstärkung, welche dem östreichischen Heere durch die Grenztruppen erwächst, ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen weder qualitativ noch quantitativ bedeutend. Wäre die Militärgrenze der nämlichen Conscription wie die übrigen Provinzen unterworfen, so würden auf ihr Gebiet etwa 20 Bataillone entfallen. Nun stellt aber die Militärgrenze 29 oder höchstens 43 Bataillone ins Feld, wenn nämlich auch die dritten Bataillone ausmarschiren. Die ganze Verstärkung besteht also aus 9 oder höchstens 23 Bataillonen, da man die Artilleristen und Seressaner wohl für Nichts zählen kann. Was will aber eine solche Verstärkung bei einer Armee bedeuten, welche im Frieden gegen 370 Bataillone zählt und im Kriege durch Errichtung fünfter Bataillone und einiger Freicorps zu der Stärke von fast 500 Bataillonen anwachsen kann?

Dagegen fällt der Nachtheil, daß der Steuerertrag der Militärgrenze nicht erhöht werden kann, bei den gegenwärtigen mißlichen Finanzzuständen des Reiches doppelt schwer in die Wagschale. Nach Auflösung des Grenzinstitutes würde der Staatsschatz aus jenen Gebieten vielleicht den dreifachen Betrag des bisherigen Einkommens ziehen. Eine eigentliche Reduction ist, wenn sich alle Regimenter in dem Lande befinden, bei den Grenztruppen eigentlich gar nicht möglich. Die Ausgaben für die Militärgrenze selbst bleiben daher im Frieden wie im Kriege fast gleich, und die in andern Provinzen stationirten Grenzbataillone werden so wie jede neuere Linientruppe besoldet, daher auch da von keinem finanziellen Vortheile die Rede sein kann.

Aber auch die Behauptungen derjenigen, welche über „das so unendlich traurige Schicksal der Grenzbewohner“ klagen, sind mindestens zur Hälfte unrichtig, da die Bewohner der Militärgrenze wenigstens in materieller Beziehung besser daran sind, als die Bevölkerung mancher andern östreichischen Provinz.

Freilich ist der moralische Druck, welcher auf dem Lande lastet, bedeutend, aber so lange sich die wahre constitutionelle Freiheit und die Gleichheit vor dem Gesetz in Oestreich noch nicht entwickelt haben und die Bestrebungen einiger wahrhaft liberalen Männer hier von dem sich breit machenden Scheinconstitutionalismus, dort wieder von oligarchischem Trotze, an anderen Orten von ultramontaner Arglist oder von dem absolutistischen Polizei- und Militärregiment durchkreuzt werden, dürfte es den Bewohnern der Militärgrenze ziemlich gleich-

giltig erscheinen, ob sie sich der wenigen, bis jetzt wirklich ins Leben getretenen constitutionellen Rechte erfreuen können oder noch einige Zeit in den bisherigen Verhältnissen ausharren müssen.

Uebrigens ist der gegenwärtige Zustand der Militärgrenze auf jeden Fall nur als ein Provisorium von voraussichtlich sehr kurzer Dauer zu betrachten, da das Grenzinstitut in nächster Zeit entweder gänzlich aufgehoben oder gründlich umgestaltet werden muß.

Doch ist auf dem Wege, welcher bisher eingeschlagen worden ist, wenig Zweckmäßiges zu erwarten. Denn ebenso wenig als die Stimme des bestandenen kroatisch-slavonischen Landtags als allein entscheidend betrachtet werden konnte und durfte, ebenso wenig ist eine fast nur aus Generalen und Stabsoffizieren zusammengesetzte Commission im Stande, die Interessen der Gesammtmonarchie mit jenen der Militärgrenze in richtigen Einklang zu bringen und sich auf rein militärischem, wie auf nationalökonomischem und juridischem Gebiete mit gleicher Leichtigkeit und Sicherheit zu bewegen. A. D.

Ein Brief des Königs von Siam an den Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Uns wird aus den amerikanischen Congreßacten folgender Brief des Königs von Siam an den Präsidenten der Vereinigten Staaten mitgetheilt, der von Interesse sein dürfte.

„Sondetsch Phra Phramendr Maha Monkgut, durch den Segen der Höchsten Vorsehung des Weltalls König von Siam, Gebieter aller umliegenden tributpflichtigen Länder, des größten Theils der Malayischen Halbinsel, Professor der Magadha-Sprache und Buddha-Literatur rc. rc. sendet seiner verehrten, vortrefflichen Präsidentschaft, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, welcher durch die Bürger derselben als der ausgezeichnetste gewählt wurde, und ihm mit einem amtlichen Schreiben von Mittwoch dem 10. Tage des zunehmenden Mondes im Monat Busakh, dem Jahr der Geis, der ersten Dekade der Siamesischen Zeitrechnung 1221, ein Packet Bücher geschickt hat, freundlichen Gruß.“

„Verehrter und ausgezeichneter Herr!

Im Mondmonat Bhadrpad, dem 10. vor Beginn der kalten Jahreszeit, hat der angesehene John Chandler, der als amerikanischer Consul in unsrer Hauptstadt fungirt, unserm Staatsminister angezeigt, daß er uns eine Anzahl Bücher als Geschenk nebst einem officiellen Schreiben zu übergeben habe, worauf wir befohlen, dies mit allen Ehren zu empfangen, welche in Siam bei solchen Sendungen von den Gebietern großer Nationen gebräuchlich sind. Dies geschah in zahlreicher Versammlung der Königlichen Prinzen und Edlen vom höchsten Range, in voller Hofuniform, als wenn es einem Besuch des Präsidenten gälte. Vor diesem unserm Hofe ward der Brief empfangen und uns wörtlich übersetzt. Wir danken dem Präsidenten sehr verbindlich für den Ausdruck seiner freundschaftlichen Gefühle, die ihn bewogen uns Werke zu senden, welche zu unserer Erleuchtung in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft unzweifelhaft dienen werden. Es freut uns auch aus dem Schreiben zu ersehen, daß unsre Geschenke, welche wir an Ihren Vorgänger, Seine vortreffliche Präsidentschaft, Franklin Pierce, gesandt, in Washington, dem Sitz der Regierung angelangt sind."

„Es ist beobachtet, daß nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge unter wilden Stämmen der Stärkste sich durch eigne Macht und mit Hilfe seiner Freunde zum Gebieter macht, gleichviel ob dies der Mehrheit genehm oder zuwider ist. Aber in den meisten Ländern, wo die Leute einigermaßen gebildet, wo irgend Gesetze herrschen und die Sitten gut sind, wird der Preiswürdigste und Geehrteste im Volke einmüthig zum Obersten im Lande gewählt und zur Rettung, zum Pfeiler des Staates gemacht. So zur Regierung erhoben bleibt er gewöhnlich an der Herrschaft, wenn er Unglück, Krankheit oder gewaltsamem Tode entgeht und fähig ist seine Unterthanen zu regieren, sowohl die, welche ihm wirklich anhängen als die, welche gezwungen werden loyal zu sein. Unter solchen Herrschern ist es üblich geworden, von Zeit zu Zeit Briefe und Geschenke auszutauschen, die allein für den Souverain bestimmt sind, über die er also frei zu verfügen hat, und die er gewöhnlich bis an sein Lebensende behält, wo sie dann seinem Nachfolger durch die Minister überantwortet werden."

„Nun ist es in den Vereinigten Staaten seit der berühmten Präsidentschaft von George Washington Sitte gewesen, Personen für die höchsten Aemter zu wählen und sie zum Präsidenten und Vicepräsidenten für eine bestimmte Zeit, nämlich 4 oder 8 Jahre zu erheben. Daß diese Sitte so lange dauern konnte ohne Störung, ohne Kampf um den Besitz der höchsten Macht, wie derselbe in andern Ländern geführt wird, ist in der That höchst merkwürdig und alles Preises werth."

„Nachdem wir nun nach Abschluß des Vertrages mit den Vereinigten Staaten an den Präsidenten eine Reihe von Geschenken gesandt, hörten wir, daß die amerikanischen Gesetze demselben verbieten, diese für sich anzunehmen

und daß unsre königlichen Gaben daher in einem der Staatsgemächer als Eigenthum der ganzen Nation aufgestellt sind, um so den Ruhm beider Staaten zu befördern, was uns zu großer Befriedigung gereicht, welche wir hiermit ausgedrückt haben wollen. Mit diesem Briefe senden wir noch ein kostbares Schwert und ein photographisches Bildniß von Uns selbst mit Unsrer geliebten Tochter auf dem Schooß, möge darüber nach der Sitte der Vereinigten Staaten verfügt werden."

Wir wünschten aber Ihrem Lande noch in anderer Weise nützlich zu sein. Von Kapitän Berrien, Commandant des Kriegsdampfers „John Adams" hörten wir, daß es auf dem amerikanischen Continent keine Elephanten gebe, daß sie dort als die wunderbarsten vierfüßigen Thiere betrachtet würden, so daß wenn jemand einen großen Elephantenzahn hat und ihn auf einem öffentlichen Platze zeigt, die Leute bei Tausenden zusammenströmen, um ihn zu sehen und zu sagen, es sei ein wunderbares Ding. Früher gab es in Amerika auch keine Kameele, aber die Amerikaner haben welche in Arabien und Europa gekauft, welche sich fortgepflanzt und schon zahlreich geworden. Da wir dies hörten, dachten wir, daß wenn auf dem amerikanischen Festlande mehre Paare von männlichen und weiblichen Elephanten in Wäldern, welche unter der heißen Zone (wie die Engländer sagen) liegen, und wo es reichlich Wasser und Gras gäbe, sie sich bald zu großen Heerden vermehren würden; zuerst müßte es verboten sein, sie zu belästigen, später aber könnten die Amerikaner sie fangen, zähmen und als Lastthiere brauchen. Das würde eine große Wohlthat für das Land sein, da Elephanten Thiere von hervorragender Größe und Stärke sind, und Lasten durch unwegsame Wälder und Moräste tragen können, wo keine Wagen zu passiren vermögen. Wir haben Beispiele aus alten Zeiten, daß auf diese Weise Elephanten vom Festlande nach verschiedenen asiatischen Inseln verpflanzt wurden, so nach Ceylon, wo es jetzt große Heerden gibt, so nach Sumatra und Java. Wir wünschten nun Amerika denselben Vortheil zu verschaffen und ihm Elephanten zu senden, damit sie, in den dortigen Wäldern losgelassen, sich vervielfältigen möchten, aber wir wissen nicht genau, welche Striche Ihres Landes für Elephanten passen und sehen uns außerdem außer Stande dieselben nach Amerika zu befördern, da die Entfernung zu groß ist, während man die Thiere leicht nach Ceylon und Sumatra hinüberschaffen konnte."

„Wenn nun der Präsident und der Congreß der Vereinigten Staaten diesen Plan billigen, so mögen sie ein großes Schiff, versehen mit Heu und anderm Elephantenfutter, mit großen Wasserfässern und mit Ställen, in denen die Elephanten sowohl liegen als stehen können, nach Siam schicken. Wir wollen unterdeß männliche und weibliche Elephanten fangen lassen und sie paarweise befördern, ein Dampfer könnte das Schiff ins Schlepptau nehmen, um die Fahrt möglichst zu beschleunigen, damit die Thiere nicht auf zu langer Reise

erkranken. Wenn sie in Amerika ankommen, müssen sie sobald als möglich in Wäldern der wärmsten Gegenden losgelassen werden."

„Wir wünschten, daß, wenn der Präsident und Congreß hiermit einverstanden, sie uns davon baldmöglichst Anzeige machten, damit wir rechtzeitig junge Elephanten fangen und zähmen lassen könnten. Wir machen uns inzwischen ein Vergnügen daraus, zwei große Elephantenzähne, jeder 50 Pfund schwer, zu übersenden, welche wie unsre frühern Geschenke zur öffentlichen Schau gebracht werden mögen, damit dadurch der Ruhm Siams befördert werde; und wir hoffen, daß Präsident und Congreß, welche die Regierung handhaben, dies Geschenk freudig als Zeichen unsrer Hochachtung empfangen werden."

„Gegeben in unsrer königlichen Audienz-Halle Ananaut Sungome im großen Palast von Pratne Kosiuds Mahindra Yndia in Bangkok, in der fünften Nacht des wachsenden Mondes im Monat Phagum, im Jahre des Affen, 2. Dekade Siamesischer Zeitrechnung 1222.

S. P. P. M. Mongkut.
Größerer König der Siamesen."

Nicht minder charakteristisch, als diese naive orientalische Epistel, ist die kurze Antwort des Präsidenten. Nach verbindlichem Dank für die Geschenke heißt es daselbst:

„Ich anerkenne auf's höchste Ew. Majestät freundliches Anerbieten, unsrer Regierung eine Anzahl Elephanten zur Zucht auf amerikanischem Boden zu senden und würde nicht zögern, dasselbe dankbar anzunehmen, wenn seine Erfüllung praktischen Nutzen verspräche. Aber unsre Botmäßigkeit erstreckt sich nicht so weit südlich, um eine Vermehrung der Elephanten zu begünstigen, und Dampf ist zu Lande und zu Wasser das beste Transportmittel für unsern innern Handel gewesen. Inzwischen wünsche ich Ew. Majestät und dem hochherzigen Volke von Siam das größtmöglichste Gedeihen und empfehle beide dem Segen des allmächtigen Gottes.

Euer guter Freund
Abraham Lincoln."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Achtundvierzig Briefe von Johann Gottlieb Fichte und seinen Verwandten.

Mitgetheilt von Moritz Weinhold.

Die folgenden Briefe — zweiunddreißig von Fichte selbst, elf von seiner Frau, drei von seinem Bruder Gottlob, einer von seinem Bruder Gotthelf und einer von seiner Mutter, sind bisher noch nicht gedruckt worden. Dieselben beziehen sich, als Briefe von Verwandten an einander zunächst auf Familienangelegenheiten, so jedoch, daß darin auch Fichte's Lebensschicksale und geistige Bestrebungen in mannigfache Erwähnung kommen, ja daß sogar einige Ergänzungen zu dem davon bereits Bekannten geboten werden. Indeß würde mich dies noch nicht zur Veröffentlichung derselben bewogen haben, wenn ich ihnen nicht noch einen anderen Werth beilegen zu dürfen geglaubt hätte. Sie scheinen mir nämlich einen keineswegs verächtlichen Beitrag zu Fichte's Charakterschilderung zu liefern, indem sie manche Züge und Linien enthalten, welche dem großartigen monumentalen Bilde, das wir von seinem Wesen in uns tragen, in feiner Nüancirung das Mienenspiel größerer Portraitähnlichkeit leihen, ohne ihm seine Idealität zu rauben.

Warum ich aber diese Reliquien nicht schon zu Fichte's Gedächtnißfeier veröffentlicht, darüber bin ich die Erklärung schuldig: sie liegt ganz einfach in den Umständen. Es war kaum zwei Wochen vor dem 19. Mai, als mir bei Gelegenheit der Erwähnung Fichte's von einer meiner Schülerinnen mitgetheilt wurde, ihre Mutter, die Enkelin von einem Bruder Johann Gottlieb Fichte's, besitze Briefe von ihm. Ich erbat mir die Mittheilung derselben — es waren zwei Briefe von J. G. Fichte und einer von seiner Gattin (Nr. 7, 36, 38 der unten folgenden vollständigen Reihe) — und veröffentlichte dieselben in einem Aufsatze „Zur Erinnerung an Johann Gottlieb Fichte“ im „Dresdner Journal“.

Das Interesse, welches für die Sache rege geworden war, bewirkte weitere Nachforschungen, und das Ergebniß derselben war die Auffindung einer ganzen fast vergessenen Sammlung von Briefen, welche mir bereitwillig zur Veröffentlichung überlassen wurden, die denn, nach Vollendung der nöthigen Vorarbeiten,

und mit ausdrücklicher Genehmigung des Herrn Professor Dr. Fichte in Tübingen hier erfolgt.

Ich lasse den Abdruck nach einer diplomatisch genauen Copie der Originale geschehen, weil ich zu Aenderungen der darin, allerdings nicht immer ganz consequent, beobachteten Orthographie und Interpunction nach modernen Grundsätzen mich nicht berechtigt und es auch nicht für nöthig halte, die vorkommenden kleinen Unfertigkeiten und Ungenauigkeiten eigenmächtig und, wie's geschehen müßte, bisweilen auch willkürlich zu verbessern.

Der Zweck dieser Mittheilung ist, Fichte zu zeigen, wie er war, vorzüglich von der gemüthvollen Seite seines Wesens und in den Beziehungen zu seiner Familie: bei der Offenheit seines Herzens verbindet sich dem reinsten Wohlwollen auch hier die bei ihm überall durchschlagende Entschiedenheit des Willens.

Der erste Brief ist aus Schulpforta geschrieben, ein halbes Jahr nach der am 4. Oct. 1774 erfolgten Aufnahme des damals kaum zwölf und ein halbes Jahr alten Knaben. Zu der Schilderung, die wir in seiner Lebensbeschreibung (I, 10—17) von seinem Aufenthalte auf dieser Fürstenschule erhalten, fügt dieser Brief ein Genrebildchen, welches uns bereits in dem jungen Schüler einerseits den ehrlichen, strengen Charakter andeutet, andererseits eine zartfühlende Gewandtheit zeigt, mit der er das Anerbieten seines Vaters von sich weist, ihm eine Sorte seiner Waaren zu liefern, die Gottlieb unter seinen Mitschülern vertreiben sollte. An dem Briefe ist auch eine für das sehr jugendliche Alter des Schreibers auffallend ausgeschriebene Hand zu bemerken.

1.

Herzliebster Vater

Euren Brief habe ich erst heute, als den 1 Aprill erhalten. Ich habe bisher mit Schmerzen gewartet, und fast vor Freuden wurde ich außer mir als ich hörte es sey ein Brief an mich da, denn ich glaubte gewiß daß etwas darinn seyn würde. In etlichen Tagen ist der Examen aus welcher 14 Tage währet, und wo wir verschiedene Sachen ausarbeiten müßen, die nach Dreßden geschickt werden. Wir bekommen auch übermorgen die Censuren, da wir entweder wegen unseres Fleißes gelobt oder wegen unserer Faulheit gescholten werden. Dieses wird nun alles nach Dreßden in die Regierung berichtet. Da ich nun gewiß weiß daß ich ein sehr gutes ja fast das beste Lob bekommen werde, so kostet mich doch auch dieses entsetzlich Geld. Denn es ist hier die fatale Gewohnheit daß wer eine gute Censur bekommt den 6. Obersten in seiner Claße und 5. Obersten am Tische jeden ein ganz Stück Kuchen kauffen muß welches 1 Gr. 3 Pf. kostet also zusammen 13 Gr. 9 Pf. Ob ich nun gleich dieses Examen 5 Gr. 6 Pf. verdient habe, so bleibt doch noch 8 Gr. 3 Pf. welche mir auch schon mein Ober-Geselle ein sehr hübscher Mensch, geborgt hat. Doch was ich übrigens verdiene langt kaum zu den vielen Waßer Krügen welche man hier kau-

[ih]m muß, denn die Untersten müssen Wasser holen, und mausen sich einander [d]ie Krüge dazu ganz entsetzlich welches ich aber nicht thun kann, denn es ist und bleibt gestohlen. Doch bey allen diesen kümmerlichen Dingen danke ich doch noch Gott daß ich keine Schulden, als die vorhinerzählten 8 Gr. 3 Pf. habe. Daß es Euch mein lieber Vater sehr schwer fallen werde, glaube ich wohl, doch sollte ich denn nicht noch so ein gutes Andenken bei meinen Freunden haben. Mein unschickliches Verhalten wegen des Briefes an Herrn Boden, glaube ich durch beygelegten Brief gut zu machen. An zwey Personen aber kann man auf einmal einen Brief nicht schreiben. Doch noch eins, was schreibt ihr mir denn von 6. Geschwistern, ich habe gerechnet und gerechnet, bringe ihrer aber nur 5. heraus. Ihr schreibt mir von Strumpfbändern, ich weiß aber wohl nicht, ob es gut gethan seyn würde, denn leider fragt man hier nicht so viel nach dergleichen Sachen als nach Geld, ich würde auch noch dazu entsetzlich ausgehöhnt werden, wollt ihr aber so gut seyn und mir ein paar schicken, so wird es mir sehr angenehm seyn, nicht allein weil ich sie sehr nothwendig brauche, sondern weil es mir auch ein sehr angenehmes Andenken an Euch verschaffen würde. Ich habe weil ich hier bin eine beständige Gesundheit gehabt. Grüßt meine liebe Mutter mein Geschwister und besonders Gottloben und sagt ihm er solle mir doch schreiben. Ich würde ihm auch schreiben, wenn es jetzo im Examen die Zeit litte. Lebet wohl.

P. S. Warum denn aber zur Oster Meße ihr könnt mir eure Brieffe immer auf der Post unfrancirt schicken, denn das bezahl der Hr. Rector

Pforte d. 1 Aprill 1775

Johann Gottlieb Fichte

Wer der im Briefe erwähnte Herr Boden sei, dafür finde ich keinen Anhalt. Der erwähnte Obergesell war der spätere Generalsuperintendent in Riga Karl Gottlieb Sonntag, dessen Aufsicht er übergeben wurde, weil er die Behandlung seines ersten Obergesellen nicht länger ertragen mochte (I. 12. 14 f.). Die Zahl der Geschwister, über deren Vermehrung Fichte sich wundert, betrug überhaupt sieben, wie mir mündlich mitgetheilt worden; es waren sechs Brüder und eine Schwester.

2.

Wolfisheim d. 13. Mai. 787.

Bester Vater,

Ich hoffe, daß Er meinen Brief vom Ende vorigen Monats, im Einschlage an Herr Burschen schon erhalten hat. Ich habe darinnen von meinen Befinden, und von meinen Umständen alles gesagt, was zu sagen war. Jetzt habe ich einen Auftrag an Ihn, den ich so bald, als möglich zu besorgen bitte.

Ich weiß, daß in Rammenau ein ganzer Busch von Lerchenbäumen ist. Im Gespräch sagte ich das einmal meinem Herrn Principal, und er wünschte

dergleichen Saamen zu haben, und hat mir Auftrag gegeben, ihn welchen zu verschaffen. Ich bitte Ihn also hiermit, mir bei dem Jäger (wenn er nicht gerne wollen sollte, so muß er ihn in seinem, und auch in meinen Namen sehr bitten, und ihm sagen, daß mir eine große sehr große Gefälligkeit damit geschähe, und daß ich zu allen möglichen Gegendiensten bereit sey — Ein Loth Lerchen Saamen zu verschaffen, gegen baare Bezahlung, d... ich Ihn vor der Hand auszulegen bitte, die ich aber gleich nach Erhaltung d... Saamens überschiken werde: sich aber zugleich bei eben dem Jäger gen... und sorgfältig zu erkundigen, wenn? (ob im Frühlinge, oder Herbst) u... wie? (ob dichte, oder dünne) der Lerchen Saamen gesäet wird, und besonde... was vor Boden, ob leimigten, oder schwarzen schweren, oder sa... digten erfordert: und mir so bald als möglich mit der Post den Saame... nebst dieser Nachricht, genau und deutlich, zu überschiken, und zu melden, w... er kostet.

Hierdurch, bester Vater, geschieht mir eine sehr große Gefälligkeit. Suche ... also ja mir sowohl den Saamen, als die dazu gehörigen Nachrichten zu v... schaffen. Sollte, wie ich befürchte, der Jäger den Saamen nicht weggeb... wollen, oder dürfen; oder sollte Er es sich nicht getrauen, es bei ihm da... zu bringen, so bitte Er doch den Herrn Pfarrer Wagner, nebst vielen Empf... lungen von mir, die Sache zu übernehmen, der ihn vielleicht eher erhalten wi... Nur bitte ich mir auf jeden Fall baldige Antwort aus. Uebrigens ist me... Lage noch ganz die vorige. Ich wünsche, beste Eltern, daß Sie recht wo... und glüklich leben, grüße alles mein Geschwister herzlich, und bin mit ... kindlichsten Achtung

Ihr

Gehorsamer Sohn

Fichte.

Viel Empfehlungen an den Hr. Pfarrer, Frau Mutter, und Herrn Bru... Ich bitte auf jeden Fall um baldige Briefe.

Dieser zweite Brief mit der Aufschrift:

Herrn

Herrn Fichte

in

Rammenau.,

ist aus Wolfisheim, wo Fichte Hauslehrer gewesen sein muß. Ein „Wo... hain“ oder „Wolfshayn“, welches wohl hier gemeint ist, liegt 2³/₄ St... den östlich von Leipzig; das dortige Rittergut kaufte um die Mitte ... vorigen Jahrhunderts Buchdrucker Breitkopf. Außerdem gibt es ein „Wo... hain“ in der Niederlausitz, 5 St. östlich von Spremberg. Ueber diese ... seines Lebens berichtet sein Sohn nur (I, 27): „Von seinen äußern wechseln...

Verhältnissen um diese Zeit wissen wir nur Einzelnes und Abgerissenes." Der in dem Briefe erwähnte Herr Bursche wohnte nach anderen Briefen in Pulsnitz und war Seifensieder; der Pfarrer Wagner war der um Fichte hoch verdiente Pastor zu Rammenau. Hier ist nämlich ein doppelter Irrthum der Biographie zu berichtigen. Dieselbe (I. 7 f.) nennt diesen Mann Diendorf. — Es gab aber in Rammenau nur einen Pfarrer M. Johann Gottfried Dinndorf — so habe ich selbst den Namen in dem Kirchenbuche gelesen — und dieser starb, nachdem er ziemlich 53 Jahre sein Amt verwaltet, am 19. März 1764, also kaum zwei Jahre nach Fichte's Geburt. Auf ihn folgte zunächst M. Karl Christoph Nestler, und auf diesen am 5. August 1770 Adam Gottlob Wagner. Derselbe war, wie mir Herr Pastor Werner in Rammenau mündlich mittheilte, vorher Erzieher auf dem herrschaftlichen Schlosse gewesen und daher mit den Ortsverhältnissen und den Dorfbewohnern wohl bekannt; und so empfahl er später den etwa zehnjährigen Fichte dem Herrn von Miltitz, der gewünscht hatte, eine von Wagners Predigten zu hören. Aber selbst hiervon abgesehen, und ein noch geringeres Alter angenommen — wie der Biograph sagt: „der Knabe mochte bereits acht oder neun Jahre alt geworden sein" —, kann immer nur an Wagner gedacht werden. Auch war derselbe, wie ich selbst von andern Seiten in der Lausitz gehört habe, als Prediger berühmt. — Jene Namensverwechslung kann, wie Herr Pastor Werner vermuthet, vielleicht dadurch entstanden sein, daß Fichte wohl zuweilen seiner Familie von dem alten wackern, zu seiner Zeit noch nicht vergessenen, Dinndorf erzählt haben mag, der während seiner langen Amtsführung gar Vieles erlebt hatte, z. B. den siebenjährigen Krieg, einen Neubau der Kirche u. s. w., und der ein unermüdlich fleißiger Prediger war, denn er soll während seines Lebens beinahe 8000 Mal gepredigt haben. — Der damalige Gutsherr von Rammenau wird in der Biographie (I. 7) Graf von Hoffmannsegg genannt. Genau genommen aber hieß er damals nur Johann Albericus von Hoffmann und war Geheimer Cabinets-Assistenzrath; denn erst 1779 wurde er unter dem Namen Hoffmannsegg (er soll einen mit einer Egge verbundenen Pflug erfunden haben) in den Reichsgrafenstand erhoben. — Uebrigens ist bemerkenswerth, wie in Fichte's Briefen mit der Zeit die Anreden wechseln: im ersten Briefe nennt Fichte seinen Vater, „Ihr", in diesem „Er", in allen fernern aber nach unserer Weise „Sie".

Im Sommer 1788 ging Fichte nach Zürich, wo er anderthalb Jahre Erzieher im Hause eines angesehenen Gasthofbesitzers, Namens Ott, war (I, 32 f. 39). Ende März des Jahres 1790 reiste er von dort wieder ab und traf in der ersten Hälfte des Mai in Leipzig ein, wo er den folgenden Brief an seine Eltern schrieb, welchem auf der Rückseite desselben Blattes einer an seinen Bruder Gotthelf angefügt ist.

3a. Leipzig. d. 20. Jun. 90.

Liebste Eltern,

Ich bin seit 6. Wochen, und drüber, in Leipzig. Wenn ich es Ihnen nicht eher meldete, so kam es blos daher, weil ich keine Gelegenheit; und wenn Gelegenheit, keine Zeit hatte.

Ich bin 7. Wochen auf der Reise gewesen: bin sehr gesund und angenehm gereißt: habe viel schönes gesehen und viel große Männer kennen gelernt. Jetzt habe ich keine bestimmten Aussichten: Hofnungen und Versprechungen genug, aber noch nichts sicher. Sobald sich welche finden werden sobald ich meinen Aufenthalt verändern werde, werde ich nicht ermangeln, es Ihnen zu melden. Lieber wäre es mir fast, wenn ich etwa ein Jahr in Leipzig bleiben könnte. Könnte ich dies möglich machen, so würde ich die vortheilhaftesten Anträge ausschlagen.

Mein Plan ist noch der ehemalige. Nur will ich nicht mehr zu Kindern sonst könnte ich längst eine Stelle haben. Ich will reisen, oder an einen Hof — Sollte dies etwa Jemand nicht begreifen können: so — wundert mich das nicht. Wenn ich es nur begreife.

Ich bin mit höchster Ehre von Zürich abgegangen. Weise ist mehr als je, mein Freund. Der Hr. von Miltitz ist gut auf mich zu sprechen. Ich wechsele Briefe von Zürich bis Coppenhagen — und mit großen Personen.

Ich gehe einen Weg es entweder sehr hoch zu bringen, oder ganz zu verlieren, sagt ein hiesiger Professor, der mein Freund ist. — Er hat recht; aber ich hoffe das erstere; und würde das letztere ertragen.

Den gewöhnlichen Weg schleichen — mich auf eine Dorfpfarre setzen, kan ich einmal nicht, und Gott, der mir diesen Sinn gab, weiß, daß ich es nicht kann.

Ich bitte Sie, mich in Ihrem gütigen Andenken zu behalten, und zu glauben, daß ich unverändert bin

Ihr

gehorsamer Sohn
Gottlieb.

P. S. Es thut mir leid, daß ich diesen Brief nicht frankiren kann. Ich schike ihn durch Einschluß bis Dreßden, gebe ihn also nicht hier auf die Post — Aber über 1 Gr. 3. Pf. darf er nicht kosten, denn er kömmt von Dreßden.

3b.

Meinem Bruder Gotthelf.

Lieber Bruder,

Daß ich wieder in meinem Vaterlande bin, wirst du nun wißen. — Ich bin gesund, — gesünder, als ich vielleicht je war; das thut das Reisen — muthig, voll Lust und Hofnung. Aussichten, wie ich sie wünsche, habe ich genu

aber ich erwarte sie mit Geduld, und Ergebung. Was mir am meisten fehlt, sind Freunde. Mit gewöhnlichen Studenten mag ich keinen Umgang haben; meine alten Freunde sind alle weg: ich wünsche also oft Dich zu mir, um so ein Gespräch zu führen, wie wir es im Jahr 88 oft hatten. Mit den wenigsten Menschen komme ich im vertrauten Umgange zu rechte. In Dir hatte mir die Natur einen Freund gegeben, wie ich ihn bedarf. Warum musten so verschiedene Lebensarten, und solche Entfernungen uns trennen?

Erseze, was dem mündlichen Umgange fehlt, durch Briefe. Schreib mir oft, und so viel Du willst und kannst. Ich werde Deine Briefe gern lesen, und beantworten. — Da Du aber nicht postmäßig schreiben kannst, und da ich wünsche, daß Du mir große Briefe schriebest, so gieb sie den Fuhrleuten. Ich wohne auf der Fleischer Gaße, in Weinholds Hause, 1. Treppe hoch, vorn heraus.

Ich muß mich jezt mit Bücherschreiben ernähren; wenn ich leben will. Das ist mir denn nun keine angenehme Arbeit. Will ich was gutes, nüzliches, schönes schreiben, wie ich wohl möchte, und könnte, so erfordert es viel Zeit, und — der Buchhändler will nichts nüzliches. Schreibe ich, wie der Buchhändler es gern hat, leichte Waare, Mode Zeug, so macht mir das weder Ehre, noch Vergnügen.

Zur Zeit ist noch nichts erschienen, aber auf die Michaelis-Meße wird einiges von mir die Preße verlassen.

Sehen möchte ich Dich, und die übrigen aus dem Hause, die mich lieben, wohl gern einmal. Aber — ich hänge in Ansehung des Reisens von meinem Beutel ab, und der verträgt jezt keine Reise. Auf Michaelis vielleicht komme ich — nicht nach Rammenau; dahin in meinem Leben schwerlich wieder — sondern in eure Nähe, wo mich sehen können, die mich sehen wollen.

Leb recht wohl. Ich bin Dein

Dich herzlich liebender Bruder

Gottlieb.

„Weise“ ist ohne Zweifel der Kreissteuerrath Weiße, sein treuer Beschützer, der ihm auch die Stelle in der Schweiz verschafft hatte. Der Freiherr von Miltitz war der Edelmann, der so väterlich für Fichte's Ausbildung sorgte. Derselbe nahm den Knaben Fichte zuerst mit nach seinem Schlosse Siebeneichen bei Meißen an der Elbe, welches in der Biographie (I, 9) auch ganz richtig beschrieben ist, obwohl daselbst „Oberau“ genannt ist, was aber östlich abseits der Elbe liegt. Herr Pastor Carl Gottfried Beer in Niederau schreibt mir darüber: „Auf Park und Schloß zu Oberau paßt die Beschreibung gar nicht. — Oberau und Niederau gehörten früher mit zu dem manchmal so genannten Miltitzer Ländchen, und die letzten Besitzer dieses Namens haben auch in Oberau gewohnt.“ Sodann wurde Fichte dem Prediger in Niederau an-

vertraut, bei dem er seine schönsten Jugendjahre verlebte. Der Biograph sagt: „Leider wissen wir den Namen des trefflichen Mannes nicht, wol aber erinnern wir uns, daß Fichte noch in seinen spätern Jahren mit Rührung und herzlichem Danke des frommen Predigerpaars gedachte.“ Herr Pfarrer Beer, den ich um Auskunft ersuchte, macht mir die dankenswerthe Mittheilung: „Der Pfarrer hieß Gotthold Leberecht Krebel, starb 1795, nachdem er 31 Jahr, von 1764 an, Pastor der Gemeinde zu Niederau gewesen. — In meinem Garten stehen zwei Linden und hinter demselben dicht an der Mauer noch zwei. Von diesen sagte mir mein alter ehrwürdiger Schulmeister, den ich 1823 bei Antritt meines Amts in Niederau fand: Diese Linden hat ein Knabe gepflanzt, der bei dem seligen Krebel in Kost und Lehre gewesen ist; der Knabe hat Fichte geheißen. So erzählte mein alter Hase, der übrigens weiter nichts von Fichte und dessen Schicksalen gehört oder gelesen hatte.“ Nach „Sachsens Kirchen-Galerie“ 1. Band (Dresden, Schmidt 1837), S. 125 — wo übrigens, wie ich nachträglich finde, auch schon Pastor Krebel als derjenige genannt ist, bei dem Fichte einen Theil seiner Knabenjahre verlebte — war dieser Johann Georg Haase, geb. 1764 in Würschnitz bei Radeburg, seit 1787 Lehrer in Niederau: also erst nachdem Fichte längst weg war, wie auch die Perfect-Form der Zeitwörter in seinem angeführten Berichte bestätigt. In Bezug endlich auf den Freiherrn von Miltitz, dessen Name in der Biographie auch nicht genauer bezeichnet ist, bemerkt Herr Pastor Beer: „Im Jahre 1774 hat der P. Krebel aufgezeichnet: Am 5. März verstarb zu Pisa Herr Ernst Haubold von Miltitz ꝛc. und ist zu Livorno christlich beerdigt worden. Ein Vierteljahr darauf starb des gedachten Herrn von M. einzige Tochter im fünften Lebensjahre, und ist auf dem Kirchhofe zu Oberau beerdigt worden. — Der genannte Herr von M. war nur 34½ Jahr alt geworden; zur Pflege seiner Gesundheit nach Italien gegangen, hatte er daselbst einer langwierigen Krankheit unterliegen müssen. Dieser ist wahrscheinlich der Gönner, der sich um Fichte so verdient gemacht hat.“ — Nach dem Kirchenbuche zu Rammenau war ein Pathe des 1766 in der katholischen Hofkirche zu Dresden getauften Johann Centurius von Hoffmannsegg: „der hochwohlgeborene Herr Ernst Haubold von Miltitz, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr zu Oberau, Niederau, Siebeneichen und Bazdorf, Churfürstl. Sächß. Obrist-Lieutenant und Amts-Hauptmann des Meißnischen Creyßes“. Dieser kann aber wohl kaum ein und derselbe mit dem obigen sein, sondern vielleicht der gleichnamige Vater desselben. — Wie sehr ihm Freunde fehlten, spricht Fichte auch in einem Briefe nach der Schweiz vom 8. Juni aus (I, 71); in demselben Briefe (I, 74) macht er den Buchhändlern ähnliche Vorwürfe wie hier. Das Werk, was er zum Drucke vorbereitete, war eine Schrift über Kants Kritik der Urtheilskraft, die aber nie gedruckt ward (I, 96. f. 99. f. 105. f. 108 f. 111 ff.), deren Ausarbeitung

einen durch das Studium der Kantschen Philosophie bewirkten Uebergang von Spinoza'schem Determinismus zur Anerkennung persönlicher Freiheit bezeichnet.

Gotthelf ist sein Liebling unter seinen Brüdern, neben dem nur noch Gottlob öfters erwähnt wird; seiner — nächst seinem stets am höchsten verehrten Vater — gedenkt er auch in dem Tagebuche über seine Reise nach Warschau besonders herzlich (I. 119); ihn macht er schon hier sanft auf einen Fehler aufmerksam; ihn sucht er, wie wir später sehen werden, ganz zu sich heran zu bilden. An ihn ist auch der folgende Brief gerichtet, in welchem er mit größter Offenheit über die — an sich wohl ganz erklärlichen, ja von einem beschränkten Standpunkte aus sogar natürlichen — Erwartungen und Zumuthungen von Seiten seiner Familie (an denen namentlich seine Mutter wesentlichen Antheil hatte; vgl. unten den 12. Brief) seinem Herzen Luft macht, welches hier, erfreulicher Weise nur vorübergehend, einen ziemlich hohen Grad von bitterer Gereiztheit zeigt, da er wie Faust „in seinem dunkeln Drange sich seines rechten Weges wohl bewußt" war. Diesem Bruder hatte er auch, wie der Anfang dieses Briefes anzudeuten scheint, seine Vertheidigung gegen jene Anforderungen aufgetragen, welche freilich nicht gelang.

4.

Leipzig, d. 3. Jenner. 1791.

Erst gestern, mein lieber Bruder, habe ich Deinen Brief erhalten, und heute antworte ich Dir, weil morgen Posttag ist. Schon fing ich an zu glauben, mein lezter Brief sei zu hart gewesen; er reute mich, und ich war im Begrif in einem gelindern Tone mich zu beklagen.

Dank Dir, Bruder, daß Du Deine Aufträge so richtig ausgerichtet hast, daß er mich eben nicht mehr reuen darf. — Doch reut er mich auch noch. Ich habe Worte verlohren.

Ich fragte nicht etwan an, ob man meine Maasregeln billigte? Es scheint, man hat meinen Brief falsch verstanden. Das weiß ich allemal schon vorher, daß nie etwas wird gebilligt werden, was ich thue; und dies ist nun eben auch mein geringster Kummer. Aber wie wäre auch das zu billigen, daß ich schon wieder nicht in meinem D i e n s t e geblieben bin; daß ich wieder keinen Herrn habe? Die Leute haben in ihrer Art ganz Recht. — Ich fragte nur, ob man mir etwan d e s w e g e n nicht schriebe, w e i l man meine Maasregeln nicht billigte? Daß es mich verdroß, daß man that, als ob ich gar nicht mehr in der Welt war, läugne ich nicht. Daß Du selbst, Bruder, so in ganzem Ernste die Nachläßigkeit im Briefschreiben auf mich zurükschieben; daß Du das ohne Erröthen niederschreiben; daß Du Deine Feder dazu leihen konntest, wundert mich doch. „I c h w ü r d e n i c h t g e s c h r i e b e n h a b e n, w e n n m a n m i c h n i c h t a u f g e s u c h t h ä t t e" — Ei! wer ist denn so klug, daß er weiß, was ich gethan haben w ü r d e? Ich kann im Gegentheil versichern, daß ich darum

keinen Tag eher, und keinen später geschrieben hätte. Ich schrieb, sobald konnte (im eigentlichen Sinne des Worts konnte) Hätte ich eher konnt, so hätte ich es eher gethan: hätte ich auch dann noch nicht gekonnt, hätte es auch dann bleiben müßen. Wer hat denn aber seitdem auf 3. 4. Briefe aus der Schweiz — auf den, den ich sogleich nach meiner Ankun in Leipzig schrieb, nicht geantwortet? mir nicht einmal einen Empfangssch zugeschikt? Wüste ich nicht sicher, daß sie richtig abgegeben wären, so mü ich fest glauben, sie seien untergeschlagen.

Denen es so sehr leid thut, daß ich nicht mehr in der Schweiz bin, w ich den Gefallen auch thun. Ich reise Anfangs Aprills wieder in d Schweiz zurük, um nie wieder nach Sachsen zu kommen. — W will man denn wohl mit diesem Bedauern? mit diesem Verheimlichen? hättest mich Dir sehr verbindlich gemacht, wenn Du mir die Ursachen dar geschrieben hättest. Nimmt man vielleicht die Maske, als ob es einem meine Wohlfahrt sei? O, wer kann denn über meine Wohlfahrt aus sein engen Gesichtspuncte so dreist urtheilen? Wer weiß denn die Gründe mei Abgehens in der Schweiz? wer weiß denn das, was mich bewogen hat, wie nach Leipzig zu gehn? wer weiß denn, wie es mir in Leipzig geht? Man m scharfsinniger sein, als ich bis jezt gewust habe. — Oder ist es ihnen nur rum zu thun, mich recht weit von sich zu wißen? O! ich mag weit oder n sein, so sind sie immer sehr sicher, daß ich mich ihnen nicht nahe. Laß glauben, ich bin gar tod; das ist noch weiter als die Schweiz. — Oder ihnen nur das zuwider, daß sie nicht mit mir, nach ihrer Art, Staat mac können? Mögen sie doch immer sagen, ich sei irgendwo ein Dorf Pfar Ich werde nicht kommen, und ihnen widersprechen. — Beßer konnte man n sagen, daß man sich meiner schäme. Aber, laß sie es immer sagen. Ich mich ihrer nicht schämen.

Daß man mein Glück wünscht, würde mich noch mehr freuen, wenn r mir zugleich, — mir, der ich schon längst mündig bin, der ich wohl etwas der Welt kennen sollte, der ich wenigstens eben so viel weiß, als sie — er ben wollte, es nach meiner Art zu suchen.

Dies in Antwort auf Deine Aufträge. Richte es so pünctlich aus, Du Dich derjenigen an mich erledigt zu haben scheinst. Jezt blos an Dich

Ich habe in meinem lezten Briefe auf niemand weniger gezielt, als Dich. Du bist jung und Dir war eine solche Nachläßigkeit im Briefschreiben zu verzeihen. Daß ein Brief an mich entworfen gewesen ist, glaube ich. Aber wa nicht fortgeschikt? Daß ich in Dreßden sei, war ein sehr albernes Gerücht, un war übereilt ihm zu glauben. Da ich mich nicht scheue, irgend jemand unter Augen zu gehen, so würde ich von Dreßden aus nicht ermangelt haben, mei Aufenthalt zu wißen zu thun. Eben so sicher war darauf zu rechnen,

wenn ich meinen Aufenthalt auf eine andere Art verändert hätte, ich es eben so richtig würde gemeldet haben, als ich meine Ankunft in Leipzig meldete. Sind also alles dies nicht leere Entschuldigungen, wie ich nicht glauben will, so gründen sich doch alle diese Muthmaaßungen auf eine sehr verkehrte Meinung von meinem Character, und diese freut mich nicht. In Dreßden bin ich vorigen August 2. Tage gewesen. Ich habe nicht geglaubt, Ursache zu haben, mich vor irgend jemand zu verstecken.

Daß ich Dich, mein Bruder, noch liebe wie sonst, versichere ich Dich mit eben der Offenheit, mit der ich Dir es frei heraussagen würde, wenn Du bei mir verloren hättest. Ich denke der Tage, da ich in Dir die einzige gute Seele fand, die mich liebte, und mit der ich ein Wort reden konnte, wie ichs reden mochte. Gott erhalte Dein Herz unverdorben! und dann erhalte mir Deine Freundschaft auch in der Entfernung; ob es gleich nicht scheint, daß wir einander in diesem Leben wiedersehen werden.

In Absicht des Briefwechsels werde ich es immer halten, wie jezt. So oft Du mir schreibst, erhältst Du den nächsten Posttag Antwort. Schreibst Du mir nicht, so hast Du freilich auch auf keine Zeile von mir zu rechnen. Worum Du mich fragst, werde ich Dir stets, so viel es sicher, und gut ist, beantworten. Worüber Du mich nicht fragst, darüber sage ich nichts. So hast Du z. B. jezt auf keine Nachricht über meine Lage, Pläne, Aussichten zu rechnen, weil Du mich nicht darum gefragt hast. Verändert sich mein Aufenthalt, so schike ich Dir meine Adresse, wenn Du es verlangst. So wollte ich Dir z. B. wohl rathen, wenn Dir, oder irgend jemand in unserer Familie an fortdauernder Verbindung mit mir gelegen ist, mir noch vor Ende des Merzes zu schreiben. Sonst gehe ich aus Sachsen, ohne daß irgend jemand von euch erfährt, wo ich bin.

Mein guter Vater — Du weist es, wie sehr ich ihn immer geliebt habe — dauert mich, daß ich ihm, deßen Leben so leidenvoll war, nicht einst den Rest seiner Tage versüßen, und seinen vortreflichen Umgang genießen soll: Du dauerst mich, daß ich nicht etwas beitragen sollte, Deinen Geist bilden zu helfen und wo möglich, Deine Schiksale etwas zu verbeßern. Aber es ist nicht zu ändern. Du bist jung; Dich seh' ich vielleicht noch hinieden wieder. Meinen geliebten Vater höchst wahrscheinlich nur in beßern Welten, in denen seine Thränen abtroknen und sein Leiden enden wird. Die Augen gehn mir über. Grüße diesen theuern Vater herzlich, und sage ihm, aber allein, wie ich gegen ihn denke: aber er solle mir verzeihen, daß ich nicht anders handeln könne.

Ueber Deine Zunahme freue ich mich; ich sehe zum Theil aus Deinem Briefe, daß sie nicht bloße leere Einbildung ist. Aber, erlaube einem ältern Dich herzlich liebenden Bruder Dir zu sagen, daß wahre Weißheit immer bescheiden ist; und daß jede List das Herz verderbt. Ich habe mein ganzes

Moralsystem geändert. Doch davon ein andermal; wenn Du auf obige Bedingungen den Briefwechßel fortsezen willst. — Grüße meine Eltern und Geschwister herzlich. Ich bin Dein Dich liebender Bruder. J. G. Fichte.

Meine Adreße ist bis Ende Merzes Leipzig, auf der Schloßgaße neben dem Petrino in Brauns Hause 3. Treppen.

Demselben Bruder gilt der nächste Brief, welcher besonders darum interessant ist, weil er außer verschiedenen schon angeregten Beziehungen auch Fichte's Studium der Philosophie und seine Herzensverhältnisse bespricht.

Ueber die hier berührte frühere Neigung zu Charlotte Schlieben (so scheint der Name gelesen werden zu müssen) ist sonst Nichts bekannt. Seine Gönnerin, die „Dame aus Weimar" schwieg, nach einem Briefe vom 1. August, worin ihr Name auch nicht genannt wird (I, 77), „seit ein paar Monaten" über ihr „Project", ihn „an einen gewissen sehr guten Hof zu bringen". Wie sehr aber sein Gemüth noch immer durch den Mangel eines bestimmten, festen Wirkungskreises beunruhigt in unstetem Schwanken gehalten wurde zu einer Zeit, wo seine Verheirathung bereits beschlossen war, wie schon im vorigen Briefe angedeutet und in diesem deutlich ausgesagt ist, wie er auch am 7. Febr. und noch am 1. März an seine zukünftige Gattin schreibt (I, 98 f.), das beweist der Schluß dieses Schreibens. Sicherlich bedarf es, zumal bei einem so auf sich selbst gestellten Charakter, wie ihn Fichte besaß, keiner Entschuldigung, sondern fordert vielmehr achtungsvolle Anerkennung, daß sein Mannesstolz es nicht ertragen mochte, eine andere Seele an sein unbestimmtes Schicksal zu fesseln oder in gemächlicher Ruhe sich vom Vermögen seiner Frau zu nähren. Wohl aber ist dabei zu beachten, daß nicht jugendlich blinde Leidenschaft ihn zu der vier Jahre älteren Braut zog, sondern die mit näherer Bekanntschaft sich steigernde und mit verständiger Besonnenheit verbundene Werthschäzung (I, 39 ff.) Die „gewisse Begebenheit", die er hier als nächste Veranlassung der erneuerten Kämpfe nennt, dürfte wohl die in dem Briefe an seine Braut vom 1. März 1791 (I, 99 f.)allerdings etwas dunkel beschriebene Anklage wegen Entlarvung eines Betrügers sein.

5.

Leipzig d. 5. Merz. 1791.

Mein lieber Bruder,

Erst vor zwei Stunden habe ich Deinen Brief erhalten (denn entweder Du datirst Deine Briefe falsch, oder giebst sie erst spät auf die Post). Jezt habe ich die erste freie Stunde, und sogleich seze ich mich her, Dir zu antworten, und wenn die paar Stunden die von jezt bis zum Abgange der Post mein sind, zulangen, so geht noch heute mein Brief ab. Endlich habe ich einen Brief von Dir gelesen, wie ich sie von Dir zu lesen wünsche. ..... [Lücke] .. Freund. Ich weiß, Bruder, daß Du mich liebst, und ich fühle immer mehr

den Vortheil, einen Freund zu haben, den die Natur selbst für uns bildete, und den sie uns so wunderbar ähnlich schuf. Ich werde Dich immer lieben; nichts hat mein Herz gegen Dich erkältet, denn die letztern Vorfälle habe ich nicht auf Rechnung Deines Herzens, sondern auf Rechnung Deiner Jugend, und Deines Mangels an Welt- und Menschen-Kenntnis geschrieben. Und wenn ich solche Fehler nicht verzeihen könnte?

Habt Ihr nicht einen Brief von mir erhalten, der ohngefähr im Februar vorigen Jahres aus Zürich geschrieben war, und worinn ich meinen Entschluß wieder nach Sachsen zu kommen, ankündigte? Ich hoffe nicht, daß Fritsche aus seiner sehr knauserigten Oekonomie auch diesen zurükbehalten hat. Hat er das, so habe ich freilich bisher Unrecht zu haben geschienen; aber es nicht gehabt. Aber da niemand allwißend ist, so bitte ich, aber nur in diesem Falle, um Verzeihung. — Ich werde inzwischen die Sache mit den Briefen untersuchen. Ich verlies Zürich, weil es mir, wie ich mehrmals nach Hause geschrieben habe, in dem Hause, in welchem ich war, nicht ganz gefiel. Ich hatte von Anfange an eine Menge Vorurtheile zu bekämpfen; ich hatte mit starrköpfigten Leuten zu thun. Endlich, da ich durchgedrungen, und sie gewaltiger Weise gezwungen hatte, mich zu verehren, hatte ich meinen Abschied schon angekündigt; welchen zu widerrufen ich zu stolz, und sie zu furchtsam waren, da sie nicht wißen konnten, ob ich ihre Vorschläge anhören würde. Ich hätte sie aber angehört. Uebrigens bin ich mit großer Ehre von ihnen weggegangen: man hat mich dringend empfohlen; und noch jezt stehe ich mit dem Hause im Briefwechsel.

Ich ging mit den weitaussehendsten Aussichten und Plänen von Zürich: nicht um in Sachsen zu bleiben, sondern um in Leipzig den Erfolg meiner großen Pläne abzuwarten. Ich hatte . . . [Lücke] . . . . und war daselbst höher . . . [Lücke] . . . Auf meiner Reise lernte ich große Personen kennen, die alle mich zu ehren schienen. Bewegungsgründe genug, um mir viel zuzutrauen. Ich war von Zürich aus dringend an den Premier Ministre in Dänemark, Graf von Bernstorf, an den großen Klopstok, u. s. w. empfohlen. Ich erwartete nichts weniger, als eine Minister Stelle in Coppenhagen. — Zu gleicher Zeit schrieb mir eine vornehme Dame aus Weimar: sie arbeite, und habe Hofnung, mich an einen Hof zu bringen. — Im kurzen scheiterten alle diese Aussichten, und ich war der Verzweiflung nahe. Aus Verdruß warf ich mich in die Kantische Philosophie (vielleicht ist Dir der Name einmal in einem der Bücher, die Du liesest, vorgekommen) die eben so herzerhebend, als kopfbrechend ist. Ich fand darin eine Beschäftigung, die Herz und Kopf füllte; mein ungestümer Ausbreitungs Geist schwieg: das waren die glüklichsten Tage, die ich je verlebt habe. Von einem Tage zum andern verlegen um Brod war ich dennoch damals vielleicht einer der glüklichsten Menschen auf dem weiten Runde der Erden. — Ich fing eine Schrift an, über diese Philosophie, die zwar war-

scheinlich nicht herauskommen wird, weil ich sie nicht vollendet habe; der ich aber doch glükliche Tage, und eine sehr vortheilhafte Revolution in meinem Kopfe, und Herzen verdanke.

Eine neue Periode! Unter den Häusern, mit denen ich in Zürich sehr genau bekannt war, war das, eines Mannes von ohngefähr 70. Jahren, der mit dem besten Herzen viel Kenntniße und eine ungeheure Welt- und Menschenkenntniß vereinigte. Dieser Mann wurde durch einen vertrauten Umgang mit mir in die schönen Zeiten seiner Jugend zurükversezt. Er liebte mich, als ein Vater; und verehrte mich höher, als es meine Verdienste, oder seine Jahre eigentlich erlaubten. Dieser Mann hatte eine einzige Tochter, die unter seinen Augen aufgewachsen war; die noch nichts gefühlt hatte, als innige Verehrung dieses Vaters, und die von Jugend auf gewohnt war, alles mit den Augen ihres Vaters anzusehen. War es ein Wunder, daß, ganz ohne mein Zuthun, der Liebling des Vaters auch der der Tochter wurde? Welche Mansperson ist nicht scharfsinnig genug, Empfindungen von der Art bald zu entdeken, die noch dazu mir eben nicht verholen wurden? Mein Herz war leer, Charlotte Schlieben war schon längst daraus vertilgt. Ich ließ mich lieben, ohne es eben zu sehr zu begehren. — Ich reis'te von Zürich ab, nachdem wir einander unbestimmte Versprechungen gemacht, und einen beständigen Briefwechsel verabredet hatten. Dieser Briefwechsel wurde von Ihrer Seite immer dringender, und zärtlicher. Endlich — und das fiel in jene Periode meiner Philosophie, meiner hohen Seelenruhe und meiner gänzlichen Gleichgültigkeit gegen allen Glanz der Welt — schrieb sie mir, ich solle, da meine Aussichten scheiterten, zu ihr nach Zürich kommen; das Haus ihres Vaters, und ihre Arme stünden mir offen. Ich besann mich in meiner damaligen Stimmung keinen Augenblick Ja zu sagen. Noch erwartet sie mich in der Mitte des Aprills, und will sich sogleich bei meiner Ankunft mit mir verheirathen. Ihr Vater hat mich in dem zärtlichsten Briefe eingeladen. Sie selbst ist die edelste, treflichste Seele; hat Verstand, mehr als ich, und ist dabei sehr liebenswürdig; liebt mich, wie wohl wenig Mannspersonen geliebt worden sind. Sie ist nicht ohne Vermögen, und ich hätte die Aussicht einige Jahre in Ruhe mein Studiren abzuwarten, bis ich entweder als Schriftsteller, oder in einem öffentlichen Amte, welches ich durch die Empfehlung einer Menge großer Männer in der Schweiz, die sehr viel von mir halten, und die Correspondenz in alle Länder Europas haben, wohl erhalten könnte, selbst ein Hauswesen unterhalten könnte. — Ich bin seit Michaelis fest entschloßen gewesen, diesen Antrag zu ergreifen; und noch da ich meinen leztern Brief schrieb, war ich der Meynung, und schrieb daher, daß ich zu Ostern nach der Schweiz gehen würde. Aber von einer andern Seite hat eine gewiße Begebenheit wieder meinen ganzen Durst in die Welt hinaus aufgewekt; ich liebe die Sitten der Schweizer nicht, und würde ungern unter ihnen leben, es ist immer eine ge-

wagte Sache, sich zu verheirathen, ohne ein Amt zu haben; und endlich fühle ich zu viel Kraft und Trieb in mir, um mir durch eine Verheirathung gleichsam die Flügel abzuschneiden, mich in ein Joch zu feßeln, von dem ich nie wieder loskommen kann, und mich nun so gutwillig zu entschließen, mein Leben, als ein Alltags Mensch vollends zu verleben. — Ich bin also seit einiger Zeit sehr unentschloßen, ob ich gehen werde.

Gehe ich aber nicht, so weiß ich nicht, was ich anfangen werde. Ich habe mehreren Männern hier in Leipzig, die sich für mich intereßiren, gesagt: daß ich ihnen für ihre Güte danke; weil ich auf Ostern anderweitige Aussichten habe. Ich darf ferner dann nicht in Leipzig bleiben, weil meine Geliebte mich hier zu gut zu finden weiß; weil ich mich der Fortdauer eines Briefwechsels aussetze, der mir sehr beschwerlich werden würde; weil ich ihr die in meiner Seele vorgegangene Veränderung nicht plözlich sagen, sondern sie allmählich darauf vorbereiten will. — Muß ich aber Leipzig verlaßen, so bleibt mir nichts übrig, als Dreßden. Davon unten ein mehreres.

Der Schluß des Schreibens fehlt.

Der nächste, ebenfalls nicht ganz vollständig erhaltene Brief führt die Aufschrift:

Dem
Herrn Fichte
Krämer
in
d. Einschluß bis Querfurt. Rammenau
p. Bischofswerda.

und stammt aus dem Jahre 1792, da Fichte am 1. Juli 1791 nach Königsberg und im Herbste (September?) dieses Jahres in das gräflich Krockowsche Haus in der Nähe von Danzig gekommen war.

6.

Theuerste Eltern;

Ich habe Ihnen schon verwichnen Herbst von Königsberg aus geschrieben, ich ersehe aber aus der erst vor zwei Tagen eingelaufenen Antwort meines Correspondenten in Sachsen, daß Sie diesen Brief erst im Februar dieses Jahres können erhalten haben. Meine Lage hat sich seitdem sehr geändert, und ich ergreife die erste Gelegenheit, da ich nach Sachsen schreibe, um Sie davon zu benachrichtigen. Ich habe nemlich meinen Ekel gegen das Hofmeister Leben noch einmal überwunden, und lebe seit October vorigen Jahre in Krockow, bei Neustadt, in West Preußen hart an der Ost See, 6. Meilen westwärts Danzig als Führer des Sohns des Königl. Preußischen Obrist Grafen von Krockow. Diesmal hat mich meine Entschließung nicht gereut, und wird mich warscheinlich nie reuen. Ich bin in einem Hause, das in seiner Art einzig

ist, weil es in unsrer Gräfinn durch eine wohlthätige Göttin beseelt wird, geehrt, und geliebt; habe Aussichten, wenn ich je daran denken sollte, mich fest zu sezen, so gut sie einer haben kann; und beschäftige mich neben zu mit Schriftsteller Arbeiten. Macht Ihnen also das Glük Ihres Sohns Freude, so erhalten Sie hierdurch die Versicherung, daß ich jeẓt so glüklich lebe als . . . . . [ist abgerissen] . . . . .

Ich hoffe, daß Sie alle sich wohl befinden, und sich meiner freundschaftlich erinnern. Wollen Sie mich davon benachrichtigen, so geben Sie Ihre Briefe unter der Addreße Krockow, bei Neustadt in West-Preußen etwa in Frankfurt an der Oder auf die Post — aber postmäßig gepakt, und gut gesiegelt und überschrieben. — Ich werde nicht unterlaßen Ihnen von Zeit zu Zeit mit so wenig Kosten als möglich, Nachricht von mir zu geben.

Mein ganzes Geschwister, besonders Gotthelfen, versichre ich meines brüderlichen freundschaftlichen Andenkens. Dies einzige thut mir leid, daß ich keine Aussicht habe, eines von Ihnen so bald wieder zu sehen. Ich werde meine vielen Wanderschaften warscheinlich in West-Preußen auf eine geraume Zeit beschließen. — Auch den Herrn Pastor Wagner bitte ich freundschaftlich von mir zu grüßen. Es ist jezt meine angelegenste Sorge, und vielleicht begünstigt sie das Schicksal, meine wirthschaftlichen Umstände auf so einen Fuß zu setzen, daß ich vorerst meine Schulden ([Zusatz am Rande:] die sich in manchen Ländern der Erde höher belaufen, als man glauben sollte) bezahlen, und dann die heilige Pflicht meiner geliebten Eltern Schiksal wenigstens in etwas zu versüßen, beobachten kann.

Leben Sie recht wohl, und versichern Sie sich der kindlichen Liebe Dankbarkeit und Ergebenheit . . . . [abgerissen]

Die Protestanten in der Diaspora.

2.

Weniger dringend als die Glieder der vom vorigen Abschnitt geschilderten protestantischen Diaspora, namentlich weniger dringend als die in Posen, Ost- und Westpreußen, verlangen die zerstreuten evangelischen Gemeinden im südwestlichen Deutschland den Beistand der Glaubensgenossen. Indeß herrscht auch hier in einzelnen Strichen große Bedürftigkeit, ist auch hier manche alte Stätte prote-

stantischen Gottesdienstes wieder aufzurichten, manche neubegründete Gemeinde zu ermuntern und zu fördern.

Dies gilt zunächst von verschiedenen Provinzen des Königreichs Bayern. Im Bisthum Bamberg war einst kein Dorf ohne evangelischen Pfarrer, und im Rathe der Stadt befanden sich nur noch zwei katholische Mitglieder. Später wurde hier der Protestantismus völlig ausgerottet, und nur auf einigen ritterschaftlichen Besitzungen, die als Enclaven im Bisthum zerstreut lagen, fristete er seine Existenz. In neuester Zeit aber hat er an mehren Punkten wieder Boden gewonnen. Eine zweite Gegend dieser Art ist die Oberpfalz, wo die Concordienformel im letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts von mehr als zweihundert Geistlichen unterschrieben wurde, während funfzig Jahre später der ganze kurpfälzische Theil wieder katholisch gemacht war. Amberg, jetzt ein Mittelpunkt des starrsten Katholicismus, war vor Zeiten eine Metropole evangelischer Lehre. Aehnlich verhält sichs mit Oberschwaben, wo sich der Protestantismus nur in den ehemals reichsstädtischen Gebieten gehalten hat. Bekannt ist, daß erst im Jahre 1799 der erste protestantische Bürger auf kurfürstlichen Immediatbefehl in München aufgenommen wurde, und daß vor dieser Zeit in ganz Altbayern ebenso wenig wie bisher in Tirol Protestanten sich niederlassen durften. Nicht minder bekannt sind die niederträchtigen Chicanen des Ministeriums Abel, die wir Alle noch erlebt haben, und noch ist es keine anderthalb Jahrzehnt her seit dem Sturz einer Herrschaft von katholischen Fanatikern in Bayern, unter welcher nicht nur der Beitritt zum Gustav-Adolf-Verein, sondern auch die Annahme von Gaben desselben als Verbrechen geahndet wurde.

Jetzt ist das anders geworden, und man darf hoffen, für immer. An den verschiedensten Orten regen sich die Evangelischen, bilden Gemeinden, bauen Kirchen und Schulen, senden Reiseprediger aus und treten mit dem Gustav-Adolf-Verein in Verbindung. Wir geben auch von dieser Bewegung einige charakteristische Beispiele.

In Amberg, der Hauptstadt der Oberpfalz, hat sich eine protestantische Gemeinde gebildet, die bis jetzt in einem frühern Salzmagazin ihren Gottesdienst hielt. Dieses Gebäude sollte dann verkauft werden, und die Gemeinde wäre um ihr Bethaus gekommen, wenn sie es nicht selbst erworben hätte. Dasselbe wurde für 12,000 Gulden gekauft, ein Drittel davon sofort erlegt; der Rest muß in Abschlagszahlungen von 2000 Gulden getilgt werden, wozu die Beihülf der Glaubensgenossen erbeten wird. Für die in den oberschwäbischen Orten Immenstadt, Bleichach und Sonthofen, sowie an der tiroler Grenze wohnenden Evangelischen ist die Begründung eines Vicariats und der Bau eines Bethauses im Werke, zu welcher Organisation indeß Beistand von auswärts erforderlich ist. Man hat in Neuburg an der Donau, in Untermaxfeld,

Ludwigsmoos und Carlsfeld, Langengeringen und Marienstein Gemeinden und zum Theil Kirchen gegründet, aber alle diese Schöpfungen sind nur mit großen Opfern seitens der zunächst Betheiligten zu Stande gebracht worden und der Hülfe des Gustav-Adolf-Vereins noch mehr oder minder bedürftig. In Oberbayern ist für die kirchliche Versorgung der hier weitzerstreuten Protestanten durch Anstellung von zwei Reisepredigern Wesentliches geschehen. An vierzehn verschiedenen Stationen finden theils monatlich, theils vierteljährlich regelmäßige Gottesdienste statt, und an zwei Stationen, zu Starnberg und Reichenhall, sind neue Betsäle errichtet worden.

Ferner hat sich in Freising eine evangelische Gemeinde gebildet, der es gelungen ist, die Anstellung eines Hülfsgeistlichen zu sichern. Aber die Stadt hat keinen zur Abhaltung des Gottesdienstes geeigneten Ort, das bisher benutzte Lokal ist viel zu eng, und die Gemeinde bedarf dringend einer Kirche. Aehnliches gilt von mehren andern Gemeinden, z. B. von der in Landstuhl Rheinbayern), die ihren Betsaal durch Ablauf des Mithcontracts zu verlieren in Gefahr steht und eine andere geeignete Räumlichkeit miethweise nicht beschaffen kann.

Besondere Theilnahme verdient endlich, um nicht zu sehr ins Detail zu gehen, das Schicksal der Evangelischen in Donauwörth. In dieser alten Reichsstadt fand die Reformation frühzeitig Eingang. Trotz Verbannung und Güterconfiscation wuchs die Zahl der Protestanten fortwährend, so daß in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Einwohnerschaft deren ungefähr ebenso viele als Katholiken zählte und zu Anfang des siebzehnten sämmtliche Kirchen der Stadt mit alleiniger Ausnahme der Klosterkirche zum heiligen Kreuz den Evangelischen gehörten. Da veranstaltete der Abt jenes Klosters im Jahre 1607 im Vertrauen auf die damalige Reaction einen katholischen Umzug durch die jetzt beinahe ganz protestantische Stadt, und seine Absicht wurde erfüllt. Es fanden Zusammenrottungen der Bürger statt, die Prozession wurde gestört, die Theilnehmer derselben ergriffen die Flucht und retteten sich, scheinbar verfolgt, in das Kloster, dessen Abt ohne Verzug Klage beim Kaiser erhob. Die Folge war die Verhängung der Reichsacht über Donauwörth. Die Vollstreckung derselben wurde dem nachherigen Kurfürsten Maximilian übertragen, und dieser benutzte die ihm verliehene Vollmacht dazu, die alte freie Reichsstadt in eine bayerische Stadt zu verwandeln und zu gleicher Zeit die Einwohner in die katholische Kirche zurückzunöthigen. Zunächst wurden letzterer alle gottesdienstlichen Stätten wieder zugesprochen, und wer der evangelischen Lehre treublieb, mußte seine Erbauung bei den protestantischen Gemeinden der Nachbarschaft suchen, sich dort trauen, seine Kinder dort taufen lassen. Bald wurde jedoch auch dies verboten und durch eine Verordnung die gesammte Bevölkerung der Stadt verpflichtet, alle geistlichen Handlungen durch den katho-

lischen Pfarrer verrichten zu lassen. 1627 war auf diesem Wege die Katholisirung der Stadt vollständig durchgeführt.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts befanden sich jedoch wieder so viele Protestanten in Donauwörth, daß für sie in einem Zimmer des Rathhauses ein eigner Gottesdienst gehalten wurde. Lange scheint diese Duldung indeß nicht bestanden zu haben; wenigstens kam in den letzten siebzig Jahren kein solcher Gottesdienst in der Stadt mehr vor, und die evangelischen Einwohner waren gezwungen, entweder auf kirchliches Leben zu verzichten oder sich zu der zwei Stunden von Donauwörth entfernten Gemeinde Ebermergen zu halten. Mittlerweile ist die Zahl derselben beträchtlich gewachsen. Es befinden sich jetzt in der Stadt und deren unmittelbarer Nachbarschaft wieder über 300 Protestanten, und es steht zu erwarten, daß in Folge der günstigen Lage Donauwörths an einem großen Fluß und einer vielbefahrenen Eisenbahn diese Zahl sich noch bedeutend vermehren wird, wenn erst dem Bedürfniß nach evangelischem Gottesdienst und evangelischer Seelsorge ausreichend abgeholfen ist.

Zur Zeit gehen der protestantischen Kirche hier noch manche Glieder verloren, und zwar selbst Kinder aus rein protestantischen Ehen. Die Kinder, jetzt etwa dreißig, besuchen die katholische Schule und erhalten erst kurz vor der Confirmation einige Unterweisung in ihrem Bekenntniß. Ein Theil der hiesigen Protestanten besteht aus alten Soldaten, die in der Veteranenanstalt untergebracht sind, und aus deren Frauen und Wittwen, die den weiten Weg zur Kirche nicht wohl mehr unternehmen können. Ebenso entbehren die beim Donauwörther Bezirksgericht Inhaftirten und die Kranken des geistlichen Zuspruchs. In Berücksichtigung dieses Bedürfnisses hat die kirchliche Oberbehörde die Anstellung eines ständigen Pfarrvicars verfügt, dem zugleich der Religionsunterricht der Jugend obliegt. Aber für den Gottesdienst hat man nur ein wenig passendes Privatlokal erlangen können. Ein städtisches war (wie es scheint, weil man in Donauwörth katholischerseits im vorigen Jahrhundert humaner empfand als heutzutage) nicht zu erlangen. So denkt man an den Bau einer eignen kleinen Kirche nebst Pfarre und Schule, doch erfordert die Ausführung dieser Absicht jedenfalls kräftigen Beistand von Außen.

In Würtemberg hatte der uns zum Anhalt dienende Bericht 15 zerstreute protestantische Gemeinden als mehr oder minder der Unterstützung bedürftig zu verzeichnen, in Baden 17. Wie übel es auch hier hin und wieder bestellt ist, mögen zwei Beispiele darthun.

In dem alten Städtchen Säckingen fand die Reformation lange keinen Anklang. Erst in neuester Zeit hat sich in Folge der Anlegung von Fabriken und Eisenbahnen eine starke Anzahl von Evangelischen hier niedergelassen. Dieselben besuchten Anfangs in Ermangelung protestantischen Gottesdienstes die katholische Kirche, bis ihnen dies durch das Benehmen der Geistlichen und den

Abfall mancher Schwachmüthigen verleidet wurde. Endlich wurden ihnen durch Gönner in Basel und Schopfheim protestantische Privatbetstunden vermittelt. Der zur Leitung derselben abgeordnete Geistliche fand unter ihnen Leute, di mündig, aber noch nicht confirmirt waren. 1858 erst begann ein regelmäßige allsonntäglicher Gottesdienst. Auch erfolgte trotz der Machinationen der Gegne die Anstellung eines eignen Seelsorgers, und die Gemeinde bekam für ihr kirchlichen Zwecke ein wegen Unbrauchbarkeit von den Beamten verlassene Bureau in Pacht. Dasselbe ist aber feucht, eng und überhaupt für die Ab haltung von Gottesdiensten nicht geeignet. Der Pfarrer mußte sich, da di Stadt selbst keine Wohnung bot, in einem benachbarten Schweizerdorf ein miethen. Schulhaus und Lehrer fehlen gänzlich, ebenso der Pfarrdotationsfond Die 68 protestantischen Kinder müssen die katholische Schule besuchen, de Pastor ist genöthigt, zugleich Organistendienste zu thun. Der Bau einer Kirche welche Schule und Pfarrwohnung einschließen soll, ist deshalb dringendes Be dürfniß der jetzt 539 Seelen zählenden Gemeinde, aber von der erforderliche Summe war nach den letzten Nachrichten noch nicht viel mehr als der viert Theil beisammen.

Ein anderes Beispiel ist das fünf Stunden von Säckingen am Rhein gelegn Städtchen Waldshut, welches in der Reformationszeit ein ganz evangelische Ort war und seinen Glauben, vorzüglich durch Hubmeiers Energie, tapfe gegen die Katholisirungsbestrebungen Oestreichs vertheidigte, bis es, durch Un fug wiedertäuferischer Schwärmer geschwächt, endlich dem Feinde erlag. No heute steht hier der Protestantismus in üblem Andenken, und noch vor nich sehr langer Zeit wurde hier die kirchliche Anordnung befolgt, nach welcher d Mädchen eines immer katholisch gebliebnen Dorfes bei Prozessionen allen dene die aus abgefallen gewesenen Ortschaften stammten, voranschritten. Nach un gefähr dreihundertjähriger völliger Entfremdung vom Protestantismus nah der Ort allmälig wieder verschiedene Evangelische auf, und gegenwärtig beträ die Seelenzahl derselben etwa 130. Die kleine Gemeinde miethete im Jah 1860 die in Privatbesitz übergegangene Spitalkapelle und ließ dieselbe wied für den Gottesdienst herrichten. Am 3. Juni fand mit der Einweihung de selben durch den Geistlichen von Säckingen die Wiedereröffnung des seit dreiß Jahrzehnten aus Waldshut verbannt gewesenen evangelischen Cultus stat und es ist jetzt nur noch zu wünschen, daß es der neuen Gemeinde gelinge möge, bald die zum Ankauf des ermietheten Bethauses erforderliche Summ zusammenzubringen.

Wie der Gustav-Adolf-Verein in Bayern, Würtemberg und Baden se wesentliche Dienste geleistet hat, so auch im Großherzogthum Hessen, in Ku hessen und in Nassau. In Hessen-Darmstadt wurde großentheils mit de von ihm dargereichten Mitteln die schöne Kirche von Bingen erbaut und de

Bedürfniß verschiedener anderer Gemeinden abgeholfen. Aber noch brauchen 14 dieser Gemeinden mehr oder minder Unterstützung. Ein Beispiel davon ist Herbstein, wo 150 Protestanten unter 2000 großentheils sehr bigotten Katholiken leben. Vor Kurzem drohte hier noch der katholische Kaplan, ein evangelisches Kind, das auf dem gemeinschaftlichen Friedhof in der Reihe beerdigt worden, wieder aus der Erde nehmen und an einen abgesonderten Ort begraben zu lassen. Der bekannte ultramontane Bischof von Mainz kommt häufig nach Herbstein, welches als eine katholische Insel mitten unter protestantischen Gemeinden liegt, und entfaltet hier den verlockenden Pomp der römischen Kirche. Der sehr wackere evangelische Prediger wirkt nach Kräften dagegen: er predigt jeden Sonntag an verschiedenen Orten und ertheilt wöchentlich außerdem 30 Unterrichtsstunden, und dabei beträgt sein Gehalt nicht mehr als 500 Gulden. Eine Aufbesserung desselben ist höchst nöthig, ebenso der Bau einer eigenen Kapelle für die Gemeinde. Betrübend ist ferner in manchen Gemeinden, daß die Mehrzahl der Kinder gemischter Ehen katholisch werden, z. B. in Heldenbergen, wo von zwanzig solcher Ehen nur zwei, und in Hirschhorn, wo von siebzehn derselben nur acht ihre Kinder evangelisch werden lassen.

In Kurhessen nennt unser Bericht sechs bedrängte Gemeinden, in Nassau ebenfalls sechs, von denen namentlich Ried baldiger Unterstützung bedarf. Hier und in den Nachbarorten Schwanheim, Griesheim und Höchst leben ungefähr 1500 Evangelische, deren Seelsorge dem protestantischen Kaplan in Ried obliegt. Die früher hier und in Griesheim bestandenen evangelischen Kirchen wurden, als diese Gemeinden von Hanau an Kurmainz gelangten, den Katholischen übergeben. Später erbauten Protestanten und Katholiken gemeinschaftlich eine Kirche in Ried, die noch jetzt als Simultankirche benutzt wird. Die Zahl der Schulkinder beträgt 260. Dieselben werden von vier Lehrern und einer Lehrerin unterrichtet, die Schulen stehen jedoch unter der Inspection der katholischen Geistlichen, denen auch der evangelische Kaplan in Ried untergeordnet und die Führung der Geburts-, Trauungs- und Sterbelisten übertragen ist. Von welchem Nachtheil dieses Verhältniß zur katholischen Kirche für die Gemeinde ist, liegt auf der Hand. Es ist durchaus nothwendig, daß jene Unterordnung der Protestanten unter die Katholiken aufgehoben, die Kaplanei zur selbständigen Pfarrgemeinde erhoben und dieser eine eigene Kirche geschafft wird.

Wir schließen unsere Mittheilungen über die protestantische Diaspora in Deutschland und den außerdeutschen Besitzungen Preußens und Oestreichs mit der Bemerkung, daß in Hannover dreizehn, in Oldenburg zwei Gemeinden der Unterstützung des Gustav-Adolf-Vereins empfohlen wurden, und betrachten jetzt die uns ferner liegenden, zum Theil ebenfalls sehr übel gestellten Protestanten in den außerdeutschen Ländern, wobei wir uns noch mehr als bisher auf einzelne Beispiele beschränken müssen.

In Holland führt unser Bericht die Gemeinden Roermond, Sittard, Weert (sämmtlich im Limburgischen), Soesterberg und Wehl, in Belgien mehre Schulen und die Gemeinden in Brüssel und Lüttich als hülfsbedürftig auf. In der letztgenannten wurde der ermiethete Beetsaal im Haus einer Katholikin 1859 gekündigt, da der Besitzerin wegen dieser Vermiethung von ihrem Beichtvater die Absolution verweigert worden, und so mußte die 700 Seelen zählende Gemeinde sich eine eigne Kirche bauen, die, obwohl die Gemeindeglieder sehr reichlich, zum Theil über ihre Kräfte dazu beisteuerten und von Schottland und England Geldhülfe kam, noch jetzt nur theilweise bezahlt ist.

In der Schweiz befanden sich im vorigen Jahr die protestantischen Gemeinden Mastrils in Graubündten, Rohrschach, Salez und Ragatz in St. Gallen, Rheinfelden, Sitten in Wallis, Stäffis im Canton Freiburg, namentlich aber die Gemeinde Solothurn in der Lage, sich an die Gustav-Adolf-Stiftung um Hülfe zu wenden.

St. Gallen ist, indem hier 80,000 Protestanten 110,000 Katholiken gegenüberstehen, unter den Cantonen der Eidgenossenschaft, die entweder ganz katholisch oder fast ganz evangelisch sind, eine Ausnahme. Die Mehrheit und mit dieser die Macht liegt hier zu schwerer Benachtheiligung einer sehr starken protestantischen Minorität auf Seiten der katholischen Confession, und in den maßgebenden Kreisen herrscht leider die Anschauung, daß man den Evangelischen nicht mehr Rechte einzuräumen habe, als den Katholiken beliebt, oder daß man für die Ketzer hinreichend sorge, wenn man ihnen die Kirchen und Schulen der alleinseligmachenden Kirche öffne.

Ebenso übel verhält sich's mit Solothurn. Hier war in der ersten Zeit der Reformation die große Mehrzahl der Einwohner von Stadt und Canton der Lehre Zwingli's zugethan. Nach dem unglücklichen Ausgang des zweiten Kappeler Kriegs aber wurden die Reformirten gezwungen, in die alte Kirche zurückzukehren oder das Land zu meiden. Nicht weniger als sechstausend wehrhafte Männer verließen in jener Zeit um des Glaubens willen die Heimath, und bis zum Jahr 1830 durfte in der Stadt Solothurn kein evangelischer Gottesdienst stattfinden. Im gedachten Jahr aber constituirten sich die 200 Protestanten, welche sich bis dahin allmälig hier niedergelassen, zu einer Gemeinde, und durch Sammlung von jährlichen Beisteuern der Gemeindeglieder selbst, durch Beihülfe der reformirten Cantonsregierungen und die Freigebigkeit des Königs von Preußen wurde es möglich, im Jahr 1835 einen evangelischen Pfarrer zu berufen, dessen Gehalt größtentheils aus dem auf ziemlich 40,000 Franken angewachsenen Pfarrdotationsfond bestritten wird. Inzwischen hat sich die Seelenzahl der Gemeinde auf 1200 vermehrt, aber die Mitglieder sind größtentheils unbemittelte Arbeiter, Bauern oder Handwerker. Pfarrhaus und Schule fehlen. Für den Religionsunterricht der Kinder, die sämmtlich die katholischen Stadt-

schulen besuchen müssen, ist nur nothdürftig gesorgt, da die Stadtbehörden das Dasein der Gemeinde ignoriren. Zu ihren Gottesdiensten ist letzterer von der Regierung die Stephanskirche zum Simultangebrauch überwiesen worden. Allein dieselbe ist für die fortwährend wachsende Seelenzahl zu eng geworden, auch kann sie von den Protestanten wegen des Gottesdienstes der Katholiken an manchen Festtagen gar nicht benutzt werden. Eine passendere Kirche war nicht zu erlangen, und so bleibt der Gemeinde nichts übrig als sich eine solche zu bauen. Die Regierung hat zu diesem Zweck einen angemessenen Staatsbeitrag zugesagt, die Gemeinde will neben ihren bisherigen Jahresbeiträgen zum Kirchenfonds 10,000 Franken aufbringen, Einzelne haben bis zu 1000 Franken subscribirt. Die Kosten werden aber auf 80,000 Franken veranschlagt. Solothurn ist der Sitz eines Bischofs, neuerdings ist auch ein Priesterseminar hier errichtet worden, außerdem gibt es hier noch vier Klöster. Es wäre sehr zu wünschen, daß den dortigen Evangelischen durch Unterstützung der Glaubensgenossen der Bau einer Kirche nebst Pfarre und Schule ermöglicht würde.

Wir kommen jetzt zu der sehr wichtigen protestantischen Diaspora in Frankreich, die nicht mit der vom Staate anerkannten protestantischen Kirche zu verwechseln ist, sondern aus neubegründeten Gemeinden besteht, welche meist aus den in verschiedenen Orten angesiedelten deutschen Einwanderern gebildet sind. Die vom Staat unterstützten Gemeinden haben gegen 800 Pfarrer, darunter sind etwa 540 reformirte und circa 260 lutherische. Die Regierung zahlt zur Besoldung derselben sowie zur Bestreitung anderer kirchlicher Bedürfnisse jährlich circa eine Million Franken.

Zerstreute protestantische Gemeinden, welche in unserem Bericht dem Wohlwollen des Gustav-Adolf-Vereins empfohlen werden, finden sich in Paris, wo gegen 80,000 Deutsche leben, in Marseille und Toulon, in Lyon, Bordeaux, Epinal, Troyes, Bourg la Reine, Agen, Metz, Arras bei Amiens, Haguenau, Libos, Maasmünster, St. Denis les Rebais, le Mans (dem Hauptort des Departements der Sarthe) Nizza, Pepin (Depart. Vaucluse) Saarburg und Sauveterre.

Zur Veranschaulichung der Zustände in diesen Gemeinden und der Fortschritte, welche die evangelische Kirche hier an mehren Orten macht, mögen folgende Beispiele dienen. In Paris gab es vor dreizehn Jahren in der ganzen auf dem linken Seineufer gelegenen Hälfte der Stadt nicht eine einzige protestantische Kirche und ebenso wenig eine Schule dieser Confession. Jetzt sind auf dieser Seite bereits fünf „Evangelisationswerke" im Gange, und die Schulen haben schon gegen tausend Kinder erzogen. Die Gemeinde von Arras besteht schon seit dreißig Jahren und ist zu einem vielversprechenden Gliede der Kirche erstarkt. Indeß leidet sie an äußern Mitteln empfindlichen Mangel. Der Bischof der Stadt hat durch allerlei Ränke erreicht, daß ihr der künftige Ge-

brauch des von ihr zum Gottesdienst ermiethetem Lokals entzogen worden ist, ja er „hoffte, die ketzerische Synagoge ganz aus der Stadt zu treiben". So mußten die Evangelischen in Arras an den Bau eines eignen Bethauses denken. Auf ihre Bitte wurde ihnen vom Gustav-Adolf-Verein eine nicht unbeträchtliche Beihülfe für diesen Zweck gewährt, allein ohne weitere Unterstützung würde derselbe nicht zu erreichen sein.

In Epinal folgten sich von 1846 bis 1856, da die Seelsorge hier mit außerordentlichen Mühseligkeiten verbunden ist, nicht weniger als sechs Pfarrer. Diese Missionspfarrei umfaßt beinahe das ganze Departement. Mühsam hat der jetzt hier wirkende Geistliche die seiner Pflege Befohlenen erst aufsuchen und kennen lernen müssen. 1857 waren circa vierhundert Protestanten in das Verzeichniß des Pfarrers aufgenommen, 1860 bereits fünfhundert, und man glaubt, daß genauere Bekanntschaft mit den einzelnen Orten des Sprengels noch mehre Hunderte entdecken lassen wird. Diese vereinzelten Evangelischen zum größern Theil Deutsche aus den verschiedensten Gegenden, wohnen in mehr als siebzig Ortschaften zerstreut. Man trifft unter ihnen sechzig reinprotestantische Familien und 130 gemischte Ehen; unter letzteren wieder sind nur einig dreißig, deren Kinder dem evangelischen Glauben erhalten bleiben. Die Mehrzahl der Familienväter besteht aus Fabrikarbeitern und Hirten. Der Pfarre hält an zehn verschiedenen Orten Gottesdienst, die Versorgung der Gemeind führt ihn oft sechzig bis siebzig Kilometer von Epinal hinweg und veranlaß häufig eine Abwesenheit von acht bis zehn Tagen. Seine schwierigste Aufgab ist der Unterricht der Kinder. Ueber siebzig evangelische Knaben und Mädche dieser Pfarrei erhalten jetzt nur katholischen oder gar keinen Unterricht. Jede Winter werden einige der weitzerstreuten Kinder in Epinal aufgenommen, u durch den Pfarrer auf die Confirmation vorbereitet zu werden. Derselbe h hierbei Confirmanden von zwanzig Jahren gehabt, denen er zunächst das L sen lehren mußte. Die Unterbringung einer genügenden Anzahl solcher junge Leute in Epinal zu zweckmäßiger Unterweisung ist aber unmöglich, so lan man dazu nicht ein eignes Haus und einen besondern Lehrer hat. Die fa ganz mittellose Gemeinde allein kann dies nicht zu Stande bringen, und kann die kräftige Förderung dieses nützlichen Werks namentlich den Fraue vereinen der Gustav-Adolf-Stiftung nicht dringend genug empfohlen werden.

In Le Mans hat sich vor einigen Jahren eine protestantische Gemein gebildet, und nach Verlauf von beinahe drei Jahrhunderten fungirt hier wi der ein evangelischer Prediger und Seelsorger. Schon haben gegen funfz Uebertritte von Katholiken stattgefunden. Das ermiethete Betlokal ist u geeignet, und man denkt an den Bau eines eigenen Bethauses. Die Gemein ist jedoch vom Staat noch nicht anerkannt, und so hat sie weder von dies noch von den Ortsbehörden auf Unterstützung zu rechnen.

Zu der Gemeinde Troyes (Departement der Seine und Marne) gehört das fünf Stunden entfernte Filial Estissac, wo mehre Hundert Protestanten, meist Convertiten, wohnen. Beide Gemeinden sind vielfachen Anfeindungen von Seiten der katholischen Geistlichkeit ausgesetzt, und trotz aller Bemühungen ist es noch nicht gelungen, die Erlaubniß zur Eröffnung der Kirche in Estissac zu erlangen, so daß die Protestanten dieses Orts, um Theil am Gottesdienst ihres Bekenntnisses zu nehmen, noch immer den eine halbe Tagereise langen Weg nach Troyes zurücklegen müssen.

Sehr wichtig ist ferner die durch zahlreiche Uebertritte aus der katholischen Kirche bedeutend gewachsene Gemeinde von Sauveterre bei Agen, deren Kirchenwesen jetzt unter staatlicher Anerkennung organisirt ist, und die nun unter dem Consistorium von Lafitte steht. Die äußere Bewegung nach evangelischer Lehre hin ist gegenwärtig im Orte selbst nicht mehr so mächtig wie vor einiger Zeit, dagegen berichtete 1861 der Pfarrer sehr Erfreuliches über das Wachsthum des innern kirchlichen Lebens. Die anfänglich häufig vorgekommenen Verfolgungen der Gemeinde durch ihre katholischen Nachbarn haben trotz aller Hetzereien des katholischen Klerus aufgehört, und die öffentliche Meinung im Orte spricht sich entschieden gegen weitere Friedensstörungen aus. Ein Hausirer mit Bibeln und Neuen Testamenten fand vor einiger Zeit im Kloster freundliche Aufnahme und verkaufte dort schnell eine Anzahl seiner Bücher an die Nonnen. Am andern Tag wurden die Bibeln feierlich im Klosterhof verbrannt. Nach vierzehn Tagen kam der Mann wieder, um sich den Rest der Zahlung auszubitten. Während er an der Pforte mit einigen Schwestern sprach, wurde sein Büchersack vollständig geplündert. Diese Ungebühr fand allgemein bei der katholischen Bevölkerung lauteste Mißbilligung, und auf Befehl der Behörde hatten die Nonnen die Bücher zurückzuerstatten. Die bei Beerdigung eines Evangelischen in dem benachbarten Astaffort vom protestantischen Prediger gehaltene Leichenrede machte auf die dortige katholische Bevölkerung einen solchen Eindruck, daß sich alsbald eine große Anzahl derselben zum Uebertritt meldeten. Nach gewissenhafter Prüfung wurden erst sechzehn, dann noch zehn Familien in die evangelische Kirche aufgenommen, und sehr wahrscheinlich werden bald noch einige folgen. Für diese jetzt etwa hundert Köpfe zählenden Protestanten in Astaffort ist nun eine evangelische Schule unbedingt nothwendig, da die Mädchen, wie obiges Beispiel zeigt, dem Unterricht der Klosterschwestern unmöglich länger überlassen bleiben können.

Die deutsche evangelische Gemeinde zu Lyon, die vor Kurzem die staatliche Anerkennung erlangt hat, ist in erfreulichem Aufblühen begriffen. Von besonderer Bedeutung ist hier die Armenpflege, die jetzt zweckmäßig organisirt, wenn auch noch lange nicht mit ausreichenden Mitteln ausgestattet ist. Man hat zwölf Armenpfleger eingesetzt, die unter Vorsitz des Pfarrers und unter

Mitwirkung eines Frauenvereins für die Armen unter den in Lyon lebende zehntausend Deutschen sorgen. Von allen Seiten strömen nach Lyon, de Mittelpunkt Südfrankreichs, Deutsche, um in der großen Stadt Nahrung quellen zu finden. Viele täuschen sich darin, und diese suchen dann, von Alle entblößt, vorzüglich Hülfe bei der deutschen Gemeinde, da hier die Gesandtschafte fehlen, die sich der Unglücklichen annehmen müßten. Eine Beihülfe zu diese Werk der Wohlthätigkeit ist dem Gustav-Adolf-Verein dringend ans Herz g legt. Noch dringender aber ist gegenwärtig die Begründung einer deutsche evangelischen Schule. Der jetzt zweimal die Woche vom Pfarrer ertheil Religionsunterricht kann dieses Bedürfniß nicht ersetzen. Die deutsche katholisc Schule in Lyon gewährt ihren Zöglingen Unterricht im Deutschen und Fra zösischen und weiß mit allen Mitteln protestantische Kinder zu sich und dan in der Regel zu ihrer Kirche herbeizuziehen, wie denn überhaupt die katholis Proselytenmacherei hier sehr energisch und gewandt betrieben wird. Sind a die Schmähungen der speciell gegen den Gustav-Adolf-Verein gerichteten G sellschaft des heiligen François de Salle jetzt verstummt, so ist doch seit d italienischen Bewegung die Wühlerei der katholischen Propaganda gegen d evangelische Kirche um so fühlbarer geworden. Man hat in Lyon eigens „Asyl Allemande" begründet, um deutsche Mädchen aufzunehmen und in d Schooß der alleinseligmachenden Kirche zu führen. An den Kranken in d Spitälern, an den Kindern in den Schulen, an Dienstmädchen und Arbeit werden durch Mönche, barmherzige Schwestern und Jesuiten rastlos alle n erdenklichen Mittel der Ueberredung versucht und in vielen Fällen mit Erfo Namentlich aber verliert die evangelische Kirche durch den katholischen Sch unterricht alljährlich eine beträchtliche Anzahl ihrer Glieder. Die Begründu einer evangelischen Schule für die Deutschen in Lyon ist daher nicht zu u gehen, und der Gustav-Adolf-Verein wird dieses Unternehmen kräftig zu un stützen haben.

In Spanien gibt es keine evangelische Gemeinde, da der Uebertritt z Protestantismus hier als Verbrechen angesehen und mit Galeerenstrafe gea det wird.

Besser steht es in Portugal, dessen Regierung bekanntlich schon seit raumer Zeit auf keinem guten Fuß mit dem heiligen Vater lebt. Am 22. 1860 fand in Lissabon die Einweihung der für die dortige deutsche Protestan gemeinde erbauten Kapelle und der Amtsantritt des Pfarrers statt. Die meinde hat dadurch mehre neue Mitglieder gewonnen. Auch die zu derse gehörende Schule wirkt segensreich. Doch bedürfen die Lissaboner Protesta zur Erhaltung beider Anstalten noch der Beihülfe der auswärtigen Glaub genossen.

Von höchster Bedeutung ist die protestantische Bewegung, die sich

einigen Jahren in Italien kundgibt. Die Hemmnisse, welche hier die mit Rom verbündeten absolutistischen Regierungen der evangelischen Lehre entgegenstellten, sind durch Vertreibung dieser Regierungen hinweggeschafft, und Victor Emanuel, der König des befreiten Italien, gestattet seinen Unterthanen nicht blos volle politische, sondern auch religiöse Freiheit. Es ist nicht völlig undenkbar, daß sich die Hoffnungen derer erfüllen, welche von einem fortgesetzten non possumus des Papstes gegenüber den berechtigten politischen Forderungen der Italiener einen großen Abfall von dem römischen Wesen erwarten. Wahrscheinlich ist der Eintritt eines solchen Ereignisses indeß aus mehren Gründen nicht, und aller menschlichen Voraussicht nach würde ein solches Ausscheiden aus dem Verbande mit Rom mit einem Uebertritt zum evangelischen Bekenntniß nicht zusammenfallen.

Wohl aber haben die jüngsten Ereignisse, zunächst die Verkündigung der Glaubensfreiheit, dann die durch Roms Widerstand gegen den nationalen Gedanken allgemein gewordene feindselige Stimmung des italienischen Volks gegen den päpstlichen Stuhl der evangelischen Mission in Italien die Thür geöffnet und den empfänglichen Boden bereitet, auf dem sie im Einzelnen Erfolge zu erzielen vermag.

Vor Allem kam die neue freie Luft den bis 1848 schwer bedrückten, bis dahin nur durch Preußens Intercession vor völliger Unterdrückung bewahrten Waldensern zu Gute, über deren Fortschritte auf der Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Ulm ein eigner Abgesandter, der Pfarrer Revel, Präsident der Waldensertafel zu Latour in Piemont, ausführlich Bericht erstattete. Nach langer Einschließung in die engen Grenzen einiger Thäler Piemonts wurde ihnen durch das königliche Patent vom 17. Februar 1848, welches ihnen gleiche Rechte mit der katholischen Bevölkerung des Landes verlieh, gestattet, sich im ganzen Königreich niederzulassen und ihren Glauben nicht blos offen zu bekennen, sondern auch zu verbreiten. Diese Erlaubniß wurde ohne Verzug benutzt. Sie erwarben sich zunächst in Pignerole Grundbesitz und bauten dort eine Kirche, die am 29. Juni 1851 eingeweiht wurde und als ein um so erfreulicheres Zeichen besserer Zeiten galt, als Pignerole der Ort war, von wo früher alle Maßregeln zur Erstickung der Ketzerei von Latour ausgegangen waren. Kurze Zeit darauf, im Jahre 1853 erstand in Turin selbst, der Hauptstadt, die zweite Waldenserkirche. 1860 weihte man in Genua die dritte ein, und nachher kam in Nizza die vierte hinzu. Außer diesen Bauten widmeten die jetzt völlig unbehinderten Vorsteher der Waldenser mit Eifer der Verbreitung ihres Glaubens durch Missionen, einem Werke, dem durch die Ereignisse von 1859 und 1860 noch weitere Gebiete eröffnet wurden. Sie gründeten evangelische Missionsstationen in Turin, Pignerole und Genua, in Aosta, Favale und Alessandria, in Livorno und Florenz, in Parma und zuletzt in

Bologna, tief in einem Gebiet, das nie vorher die Predigt des evangelische Glaubens vernommen hatte. Ueberall hatte ihr Unternehmen Erfolg, un wenn die von ihnen gepflanzten Gemeinden noch nicht nach Tausenden zähle so ist zu bemerken, daß das Werk der „Evangelisation" noch neu ist, und di andrerseits die Unsicherheit des Bestandes der neuen Ordnung in Italien, d eine Rückkehr des alten religiösen Drucks nicht ausschließt, manchen Wol gesinnten bedenklich machen kann, wenn der Ruf zum Anschluß an ihn erge

Die Waldenser haben jetzt eine Gemeinde in Turin von ungefähr 400 M gliedern, die größtentheils aus der katholischen Kirche übergetreten sind. In Gen zählt die Waldensergemeinde gegen 300 Seelen, die alle Convertiten sind. J Aosta gehören der Congregation, die sich an der Stelle zu versammeln pflegt, w Calvin nach seiner Vertreibung aus Ferrara seine Freunde versammelte, etw 150 von den Einwohnern an, und man hat der Straße, wo das Bethaus d ser Gemeinde steht, den Namen der Calvinsstraße gegeben, eine Taufe, die v funfzehn Jahren vermuthlich mit Zuchthaus bestraft worden wäre.

Bei allen Gemeinden befinden sich zugleich Schulen, da man weiß, d die evangelische Kirche ohne Schule keinen festen Grund fassen kann. In T rin bestehen drei, in Genua zwei, in Livorno eine und in Florenz wieder zu derartige Schulen. In Genua haben die Waldenser ein Hospital eingericht das von zwei Diakonissen geleitet wird. Endlich ist noch zu erwähnen, d auf der Waldensersynode von 1860 der sehr bezeichnende Beschluß gefaßt wurd die theologische Facultät, welche sämmtliche Gemeinden mit Predigern versie von Latour, wo sie seit langen Jahren war, nach Florenz zu verlegen. D Waldenser treten damit noch mehr als bisher aus der Stille ihrer abgelegen Alpenthäler in die Oeffentlichkeit. Florenz, jetzt der Mittelpunkt der religiö Bewegung in Italien, gewährt den jungen Theologen alle Mittel zu allgemein Bildung und erleichtert dem aus dem französisch redenden Mutterland der M sionen stammenden Zöglingen die zu weitreichender Wirksamkeit nothwendi Erlernung der italienischen Sprache. Auch für diesen Zweck, sowie für übrigen Schulanstalten der Waldenser hat der Gustav-Adolf-Verein wiederh sein thätiges Wohlwollen an den Tag gelegt und dasselbe ferner zugesagt.

In Florenz bestehen außer der Waldensergemeinde noch drei protestanti Gemeinschaften, unter denen die von Professor Borioni geleitete besonders Unterstützung bedarf. Dieselbe zählte Anfangs nur 40 florentinische Famili hat sich aber in wenigen Monaten bis auf 150 Familien, circa 500 Kö vermehrt und verspricht noch weiteres Wachsthum. Ihr Führer widmet obwohl an beiden Füßen gelähmt, mit begeisterter Hingebung den geistlichen dürfnissen der fast durchgehends aus Unbemittelten bestehenden Schaar. die Dauer sind seine Kräfte aber der Arbeit nicht gewachsen. Er braucht ei Gehülfen, er hat gar keinen Gehalt, auch muß bei der schlechten Beschaffen

des Lokals, wo jetzt der Gottesdienst stattfindet, auf Gewinnung eines geeigneten Bethauses Bedacht genommen werden.

Nächst der protestantischen Diaspora in Deutschland und den östlichen Provinzen Preußens verdient vor Allem die italienische unser Interesse und unsre Unterstützung und zwar nicht blos aus den Gründen, aus denen der Politiker dem neuaufstrebenden italienischen Volk Glück und Gedeihen wünscht, sondern auch deshalb, weil jede dieser Gemeinden ein in unmittelbarer Nähe angesetzter Keil zur Sprengung des Ultramontanismus in seinem Hauptbollwerk ist. Auch der unkirchlich gesinnte Politiker wird ihnen allen Erfolg gönnen, weil sie mittelbar für die Ueberwindung Roms durch Italien arbeiten. Auch der nicht an politischen Angelegenheiten Interesse nehmende Protestant wird andrerseits wünschen müssen, daß die neue Gestalt Italiens erhalten bleibe, weil nur so der Bestand evangelischer Gemeinden gesichert und eine weitere Entwickelung derselben möglich ist.

Dem bisher Betrachteten gegenüber ist das Weitere von geringem Interesse, und so geben wir davon nur so viel, als zu einiger Vollständigkeit des Bildes erforderlich ist.

In Serbien hat sich 1853 zu Belgrad eine protestantische Gemeinde gebildet, welche jetzt etwa 400 Seelen zählt, eine ihr vom Fürsten eingeräumte Kapelle benutzt und eine Schule besitzt, deren Lehrer ein Zögling des Rauhen Hauses ist, und zu deren passender Einrichtung vorzüglich Serben beigetragen haben.

In Rumänien gibt es zu Turnu Severin, Piteschti, Oltenitza, Krajowa, Plojeschti, Galatz und Braila protestantische Gemeinden, die zum Theil unterstützt zu werden verdienen. Die in Turnu Severin zählte 1861 circa 150, die in Plojeschti gegen 400, die in Krajowa, der von 30,000 Menschen bewohnten Hauptstadt der sogenannten Kleinen Walachei, 200 und die in Galatz ebenfalls 200 Mitglieder.

Die europäische Türkei hat in Konstantinopel und Atmadscha evangelische Gemeinden. Das kirchliche Leben der aus etwa 600 Seelen bestehenden deutsch-evangelischen Gemeinde zu Konstantinopel soll in der letzten Zeit einen unverkennbaren Aufschwung genommen haben, wozu indeß der Zank, den der Prediger Pischon durch seinen bekannten ungebührlichen Ausfall gegen den preußischen Gesandten hervorrief, nicht beigetragen haben wird. Der Gottesdienst wird in der Kapelle der preußischen Gesandtschaft gehalten, die Schule, an der zwei Lehrer und eine Lehrerin wirken, wird von 50 Kindern besucht; außerdem stehen in Verbindung mit der Gemeinde ein Wohlthätigkeitsverein, ein Frauenhülfsverein und ein von Kaiserswerther Diakonissen geleitetes Hospital, welches jährlich im Durchschnitt 150 Kranke verpflegt. Die Gemeinde möchte ein eignes Bethaus haben und hofft, daß die preußische Regierung ihr dazu verhelfen

werde. Wir glauben, daß die dazu erforderliche Summe weit passender einer Gemeinde in Posen oder Ostpreußen zur Verfügung gestellt werden würde. Atmadscha ist eine 1848 gegründete deutsche Kolonie protestantischen Bekenntnisses in der Dobrudscha, deren Bewohner aus Bessarabien eingewanderte Preußen und Würtemberger sind. Die Absicht derselben, sich eine neue Kirche zu bauen, ist vom evangelischen Oberkirchenrath in Berlin angelegentlich der Unterstützung empfohlen, wir aber meinen auch in Bezug hierauf, daß die Diaspora unter den Polen uns viel näher liegt, als die unter Türken und Tartaren.

Dasselbe gilt in noch höherem Grade von den protestantischen Gemeinden in der asiatischen Türkei, die sämmtlich mehr oder minder künstliche Pflanzungen der Berliner Romantik und deren Geistliche, wie wir aus eigner Anschauung wissen, ohne Ausnahme behaglichst versorgt sind, während ihre Amtsbrüder in Posen und Oberschlesien, dann in Mähren und Ungarn bei doppelter Arbeit oft nicht den zehnten Theil des Einkommens haben, dessen jene im Orient ziemlich überflüssigen Herren sich erfreuen. Das bezieht sich auf alle Gemeinden, die der uns vorliegende Bericht aufführt, auf Beirut, wo der Pfarrer nur 62 Protestanten auf der Gemeindeliste hat, und auf Jerusalem am meisten. Von letzterem hat man zwar dem Centralvorstand allerlei Vortheilhaftes geschrieben, aber nur was von der Diakonissenanstalt gesagt ist, verdient vollen Glauben. Daß man Mohammedaner zu bekehren Aussicht habe, ist mit Recht in dem Bericht sehr vorsichtig ausgedrückt. Man wird unter den Moslemin keine Proselyten machen, wenigstens nicht eher, als bis die dortigen Christen durch ihr Leben beweisen, daß ihre Lehre Liebe und Frieden wirkt. Ueber die sonstigen Zustände der evangelischen Gemeinde Jerusalems möge man die Mittheilung d. Bl. im Jahrgang 1859 (II. Sem. S. 361 ff.) oder M. Busch „Eine Wallfahrt nach Jerusalem" 2. Bd. nachlesen*). Man wird daraus inne werden, daß die protestantische Gemeinde der heiligen Stadt im Wesentlichen eine Judenmission ohne erheblichen Erfolg ist, in welcher sich Accommodation an jüdisches Wesen mit englischem Commonprayerbooks-Christenthum und deutschem Conventikel-Pietismus mischt, wozu im Jahr 1859 noch ein sehr bedenklicher aus Amerika importirter Chiliasmus getreten war. Für Missionen unter Türken und Juden aber würde uns unser Gewissen, selbst wenn sie Erfolg versprächen, nicht eher beizutragen gestatten, als bis die große Mission des Gustav-Adolf-Vereins in Deutschland, in den außerdeutschen Provinzen Preußens, in Oestreich und dann in der gesammten protestantischen Diaspora erfüllt wäre.

In Aegypten gibt es protestantische Gemeinden in Alexandrien und Kairo; erstere hat etwa 140 Mitglieder, letztere kann deren kaum mehr als 30

---

*) Leipzig, 1862, bei W. Grunow.

haben. Der Segen, den sie verbreiten, dürfte unsern Erfahrungen nach mäßig sein.

In Algerien befindet sich eine sehr beträchtliche Anzahl von deutschen Protestanten, von denen die meisten zu Gemeinden gesammelt sind. Solche Gemeinden bestehen in Algier, in Oran, Blidah, Bona, Mostaganem, Konstantine, Ghelma und Douera. Die Pfarrer derselben wirken unter großen Beschwerden, namentlich auch für die an den genannten Orten begründeten Schulen, die angelegentlich der Unterstützung durch die Glaubensgenossen in Europa empfohlen werden. Gleichfalls der Empfehlung werth schien dem Centralvorstand 1861 die evangelische Waisen-, Rettungs- und Erziehungsanstalt in Dely Ibrahim, die damals von einer Schuldenlast von 16,000 Franken fast erdrückt wurde und dadurch in Gefahr gerieth, von der Regierung aufgehoben zu werden.

Wir schließen unsre Uebersicht mit einem Blick auf die deutschen protestantischen Gemeinden, die sich in Kanada gebildet haben. Es gibt deren in Montreal und Toronto, von denen die letztere vielfach von den Intriguen der katholischen Seelenfischer gefährdet und überdies in Folge eines Kirchenbaues in pecuniäre Bedrängniß gerathen ist. Wichtiger ist die große Gemeinde St. Anna. Im französisch redenden Theil Kanada's ist durch den frühern Mäßigkeitsapostel Chiniquy eine mächtige Bewegung innerhalb der katholischen Kirche entstanden, welche dem Protestantismus in kurzer Zeit mehr Convertiten zugeführt hat, als irgend eine andere in den letzten Jahrzehnten. Tausende verließen mit jenem frühern katholischen Priester die Kirche Roms und bilden jetzt eine große evangelische Gemeinde, die in St. Anna ihren Mittelpunkt hat. Trotz feierlicher Excommunication durch den Bischof und unablässiger Anfeindung der Einzelnen wie der Gesammtheit der Uebergetretenen, trotz großer leiblicher Noth beharrten sie mit zäher Ausdauer bei der erkannten Wahrheit. Der Gottesdienst in der noch unvollendeten Kirche zu St. Anna wird regelmäßig von mindestens 800 Personen besucht, die Zahl der Gemeindeglieder betrug hier und in den Filialen im Jahre 1861 mindestens 5000.

Nach diesem Ueberblick über das, was dem Gustav-Adolf-Verein noch zu geben und zu schaffen übrig bleibt, bedarf es einer Empfehlung desselben für den überhaupt Willigen nicht mehr. Die Sache spricht für sich selbst. Möge sie bei Vielen ein offenes Ohr finden, die hülfreiche Hand wird dann nicht fehlen.

Auch ein Märtyrer für den Papst.

Im Sommer 1860 ließ die katholische Geistlichkeit in Poitiers Freiwillige für das Heer werben, welches unter Lamoricière den Rest des Kirchenstaats gegen die italienischen Unionisten zu vertheidigen, unter Umständen auch das Verlorengegangene zurückzuerobern bestimmt war. Unter andern Rekruten meldete sich bei dem mit diesem frommen Werk Betrauten, einem Herrn von Coursac, der Tischlergesell Louis Gicquel aus der Bretagne. Sein Leumund war nicht tadellos, indeß man sah davon ab, und mit dem Segen des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs versehen, wurde er mit den Uebrigen nach Civitavecchia eingeschifft und später der päpstlichen Armee einverleibt.

Einige Monate vergingen, die Schlacht bei Castelfidardo wurde geschlagen, und bald darauf langte bei jenen geistlichen Herrn zu Poitiers die Trauerbotschaft an, daß sie verloren worden. Unter den Briefen, die dies meldeten, war auch der folgende rührende Erguß des sterbenden Gicquel:

Tivoli, 6. October 1860.

Mein theurer Freund! Ich theile Ihnen mit, daß ich am rechten Beine verwundet, am linken von Kartätschenkugeln getroffen wurde. Ich sterbe mit der Hoffnung, Sie im Himmel wiederzusehen, der mein Vaterland ist. An die Erde darf ich nicht mehr denken; denn es ist um mich geschehn. Ich habe mein Blut für meinen Glauben verspritzt, ich bin zufrieden und glücklich und hauche meinen letzten Athemzug aus mit dem Bewußtsein, daß ich meine Pflicht gethan und brav gehandelt habe. Ich sterbe und lasse unsre Sache in den Händen des Herrn, welcher unsre Waffenbrüder nicht verlassen wird. Den kurzen Augenblick, der mir übrig bleibt, benutze ich, um Ihnen durch einen meiner Kameraden schreiben zu lassen, der verwundet und gefangen ist wie ich. Grüßen Sie gefälligst zum Abschied in meinem Namen alle Freunde, und vergessen Sie keinen. Ich scheide von dieser Welt und habe keinen andern Kummer als den, daß ich unsre Sache überall so verlassen sehen muß, wie sie jetzt ist. Beten Sie für die Ruhe meiner Seele.

Ich bitte Sie, den Blutkuß empfangen zu wollen, den ich Ihnen schicke beim Abschied von dieser Welt, bis ich Ihnen einst im Himmel, unserm Vaterlande, den Friedenskuß geben werde, und bin jetzt, wo ich der Erde Lebewohl sage, sowie ich auch im Himmel verbleiben werde, Ihr ergebner Diener und Freund

Beten Sie zu Gott für mich. Louis Gicquel.

Das klang sehr traurig, sehr betrübend. Noch betrübender für die Freunde

und Gönner des Unglücklichen aber waren die Worte: „Todt! Todt! Todt!" die man außen um das schwarze Siegel des Couverts las.

Er war dahin geschieden, der junge Märtyrer für den Glauben. Die Brüder von St. Rodoguedt in Poitiers empfanden die Verpflichtung, ihm eine Todtenmesse lesen zu lassen. Aber der Erzbischof kam ihnen zuvor, indem er aus eignem Antrieb zu Ehren des gefallnen Helden in der St. Rodoguedter Kirche einen feierlichen Gottesdienst anordnete. Derselbe wurde am Sonntag vorher an allen Hochaltären der Stadt verkündet, dann mit der großen Glocke eingeläutet. Die Welt sollte erfahren, wie die Kirche ihre Kämpfer ehrt. Am 30. October, neun Uhr Morgens sah man an den Stufen des Altars von St. Rodoguedt einen prächtigen Katafalk errichtet, das Chor war schwarz ausgeschlagen, fünf von den Pfarrern der Stadt, mehre Domherrn, zwei Generalvicare, eine Menge von Gläubigen, der hochwürdigste Erzbischof selbst bekundeten durch ihre Gegenwart, welche Achtung der Selige ihnen eingeflößt hatte. Die Todtenmesse wurde vom Pfarrherrn des Sprengels unter Assistenz zweier Vicarien gelesen. Alle anwesenden Freiwilligen der päpstlichen Armee antworteten tiefbewegt das Requiescat in pace! Dann betrat der Erzbischof von Poitiers die Kanzel und hielt eine Leichenrede, aus der wir die erbaulichsten Stellen mittheilen:

„Innigst geliebte Brüder!

Seit jenem Tage, wo wir einen feierlichen Gottesdienst begingen zum Gedächtniß derjenigen von unsern Brüdern, die im Kampfe für die heilige römische Kirche gefallen sind, ist uns eine neue Todesbotschaft zugegangen. Wir haben nicht gezögert, in dieser Pfarrkirche eine zweite Todtenfeier anzuordnen, und sind gerührt, Euch in so großer Anzahl versammelt zu sehen. Aber wir begnügen uns unsrerseits nicht mit dem Gebete, sondern glauben nur unsre Pflicht zu thun, wenn wir der Erinnerung an Louis Etienne René Guiquel unsre gerechten Huldigungen darbringen und jenes Freiwilligen der päpstlichen Armee feierlich gedenken, der am 7. d. M. an den Wunden gestorben ist, welche er im Streit für die Sache des Glaubens und des heiligen apostolischen Stuhls erhielt. Es handelt sich zwar hier blos um ein Kind des Volkes, um einen schlichten Handwerker; aber Ihr werdet nur um so mehr Achtung und Bewunderung für ihn empfinden, wenn ich Euch den Adel seiner Denkart, die Großherzigkeit seiner Gesinnung zeigen werde.

Geboren in jener echt katholischen und monarchisch gesinnten Bretagne, wo stets ein hoher Sinn wohnen wird, verbrachte Giequel die Jahre seiner Kindheit und seiner ersten Jugend friedlich im Schatten der Kirche seines Heimathsorts, die seinen Landsleuten so theuer ist. Der Seelsorger seines Orts wird ihm das Zeugniß geben, daß er nie vom Pfade der Tugend und

der Pflicht abwich. Frühzeitig gewohnt, die sauere Arbeit seines Vaters zu theilen, trieb er das Tischlerhandwerk, welches die Familie ernährte." —

Der beredte Prälat schildert weiter, wie der selige Gicquel sein bescheidenes mütterliches Erbtheil verkauft, um die Schulden seines Vaters zu bezahlen, und dann eine Reise durch Frankreich antritt, „eine gefahrvolle Laufbahn, die er aber zurücklegt, ohne daß irgend etwas der Reinheit seines Herzens zu schaden, die Festigkeit seines Glaubens zu erschüttern vermag." — „Begabt mit jener geistigen Spannkraft, welche die Bretagner kennzeichnet, beschützt von dem Gelöbniß der Ehrenhaftigkeit, welches seine Mutter auf ihrem Todtenbette von ihm erhalten hatte, war er unzugänglich für alle jene verführerischen Lehren in Politik und Religion, welche heutzutage so viele aus dem Arbeiterstande bethören. Auf seinen Wanderungen mied er stets die Gesellschaft der Gottlosen und suchte den Umgang der Guten. Ueberall wo er einige Zeit sich aufhielt, erkannte man rühmend seinen braven, ordentlichen Lebenswandel, seine außerordentliche Mäßigkeit, seine Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit, sowie sein tiefgefühlvolles Wesen an. — Aber vor allen Dingen war er ein echter Christ, ein Christ, welcher in sich das Bewußtsein seiner Würde trug, und welcher sich selbst achtete als ein Kind Gottes, als einen Bruder Jesu Christi, einen Bürger und ein Glied der heiligen Kirche Gottes, einen Erben des Himmelreichs. Er war stolzer auf diese seine Rechte als irgend ein Edelmann auf seine Abstammung, und er that recht daran. So hoch auch menschlicher Adel zu halten ist, er ist doch nur ein Abglanz im Vergleich mit dem Gnadengeschenk, welches uns in der Taufe ertheilt wird. —

Dieses innige und zarte Gefühl von dem Werth und der Pflicht des Christen ist es denn auch, was Louis Gicquel würdig macht, heute öffentlich in der Versammlung der Heiligen gepriesen zu werden. Er war nur ein junger unbekannter Mann, ein armer, gewöhnlicher Arbeiter, dazu bestimmt, nie eine Rolle in der Welt zu spielen. Weil er aber eine klare und bestimmte Ansicht hatte von den Rechten der Kirche, erhoben sich seine Anschauungen und sein Wollen zu einer Höhe, welche sich mit seiner Stellung und Erziehung nicht zu vertragen schien.

Der Nothschrei der heiligen römischen Kirche drang bis zu unserm jungen Bretagner. Er schenkte unsrer Stadt Poitiers das ehrenvolle Zutrauen, daß sie der zur Ausführung seines Vorhabens günstige Ort sei. Hier warteten seiner die vorschriftsmäßigen Prüfungen; denn mit Vorsicht, was man auch sagen mag, weisen wir stets den Eifer aller derer in die rechten Bahnen, welche die Sache des heiligen Stuhls zu der ihrigen gemacht haben. Man erforscht genau die Neigungen und Talente des jungen Arbeiters. Man zieht Erkundigungen bei seinem Beichtvater ein. Auch die Priester unsers Sprengels

beobachten ihn und bemerken, daß seine Frömmigkeit und sein Glaubenseifer wachsen, wie seine Begierde und Ungeduld zunehmen, eingereiht zu werden in die Schaar der christlichen Streiter.

In dieser Gemüthsverfassung fand ich ihn, als ich das Glück hatte, ihn zu sehen und zu segnen. Nie werde ich den Ausdruck der Wonne vergessen, welcher auf seinem Gesicht strahlte, als er aufstand, nachdem er sich auf das Andächtigste und Demüthigste bekreuzt. Acht Tage später war er in Rom, und abermals zehn Tage später stand er dem Feind gegenüber und begann seine Laufbahn mit einem Siege.

Es ist eine auffallende Bemerkung, die man bereits oft gemacht hat, daß der Herr unter so vielen tapfern Streitern die reinsten und tugendhaftesten zu seinen Opfern auserkoren hat." —

Nun liest der hochwürdigste Redner den oben mitgetheilten rührenden Abschiedsbrief aus Tivoli vor und fährt dann mit einem Commentar zu „diesem politischen Testament des jungen Bretagners", wie er das Schreiben nennt, in höherm Schwung fort:

„Ja er hat recht, der Sohn Gomenechs, das bretagnische Schreinerlein: die Sache des Papstthums ist seine Sache, es ist die Sache der ganzen Welt. O mein Sohn, du hast es nicht geahnt, aber auf deinem Todtenbette entäußertest du dich deiner natürlichen Gestalt und erwuchsest zu einem Helden, zu einem Riesen, indem du diese Worte sprachst: „Ich lasse unsre Sache in den Händen des Herrn". Thomas von Canterbury*) unter dem Schwert seiner Henker hat kein größeres Wort gesprochen als dieses. Nun, mein Sohn, der Herr nimmt dein Vermächtniß an, er wird deinen letzten Seufzer erhören. Meine Brüder, von einem Sohn der Bretagne, der sein Blut für seinen Glauben vergossen hat und zum Himmel, seinem Vaterlande, sich aufschwingt, ergeht die Mahnung an die Könige, an die Kaiser, an die Völker, und wenn die Fürsten und Völker nicht darauf achten, wenn durch eine Verknüpfung von Umständen, die unsrer Zeit keine Ehre machen, die Cabinete Europa's sich nicht zu der Höhe des politischen und religiösen Testaments unsres Sterbenden von Tivoli aufschwingen können, gut dann, so bleiben der verlassenen Sache der Herr da droben und hienieden opferfreudige Seelen, deren Zahl größer und immer größer werden wird, wenn es sein muß, bis ans Ende der Tage. Und wenn die Zahl der Märtyrer voll sein wird, so wird der göttliche Zorn ihr Blut rächen, und das wird das Ende sein.

Du aber, junger Held, wenn Gott dich zu sich aufnimmt, wirst du unter uns nicht vergessen werden. Du thatest recht daran, unsrer gastlichen Stadt zu vertrauen, sie wird dir ihre Liebe auch nach deinem Tode bewahren. Poitiers,

*) Thomas Becket.

deine zweite Vaterstadt, deine Pflegemutter, weiht dir jetzt diese Thränen. Mein Wort macht manches Auge feucht; aber das genügt nicht. Wir wollen, daß an dem Hügel von Tibur, wo du schlummerst, nicht auf frischem Rasen und weich gebettet wie der Dichter, sondern in deinem blutigen Leichentuch, in dem Schweißtuch des Märtyrers — wir wollen, daß dort ein einfaches Denkmal dein Grab decke, und auf diesem Marmor werden die edelsten Namen unsrer Provinz nebst denjenigen mehrer andern Söhne des Volks sich zu dem deinigen gesellen."

In der That, eine schöne, eine salbungsreiche Rede, die zweifelsohne die beabsichtigte Wirkung gethan hat. Zuerst Idylle, dann Tragödie, schließlich der offne Himmel! Schade nur, daß an dem Panegyrikus, den sie enthielt, auch nicht ein einziges Wort dem wahren Sachverhältniß entsprach. Es gibt in Frankreich neben dem Erzbischof von Poitiers eine kaiserliche Regierung, der mit der Predigt von St. Rodoguedt begreiflicherweise nicht gedient war. Es gibt dort ferner neben einem frommen und poetisch empfindenden Klerus eine sehr weltlich gesinnte und äußerst prosaisch gestimmte Polizei, nüchterne Staatsanwälte und trocken urtheilende Richter. Es kommen endlich Fälle vor, daß Todte vor der rechten Zeit wieder lebendig werden, und daß besagte Polizei dies mißfällig vermerkt und als Ungebühr der Bestrafung überantwortet.

Ein solcher fataler Fall war der unsrige, und in Folge dessen gab es am 26. October 1861, also kaum ein Jahr nach der Feier in St. Rodoguedt, in der Stadt Laval (Provinz Maine) vor dem Zuchtpolizeigericht eine Verhandlung, die wir als Seitenstück zu jener Feier in ihren Hauptmomenten mittheilen. Gegenstand derselben war wie dort Louis Gicquel, aber nicht der todte, sondern der lebendige. Redner war der Staatsanwalt, aber nicht als feuriger Panegyriker, sondern als kühler, bisweilen ironischer, stellenweise maliziöser Ankläger, das Ziel seines Vortrags statt eines Denkmals das Arbeitshaus, die Begleitung desselben durch das Publicum nicht Thränen der Rührung, sondern kaum verhaltenes Lachen — der fromme, mit allen Tugenden des wahren Christen geschmückte Jüngling des hochwürdigsten Erzbischofs von Poitiers hatte sich in einen nichtswürdigen Strolch, der Märtyrer in einen Gauner verwandelt. Die Beatificationspredigt von St. Rodoguedt war unter den Händen der Polizei zu einem Manöver geworden, das entweder ein unerhört dummer Streich oder eine unerhört freche Tendenzlüge war. Die Blamage der gegen den Kaiser conspirirenden Geistlichkeit war ungeheuer*).

Gicquel, der in Poitiers Heiliggesprochne, war der Sohn eines dem Trunk ergebnen Tischlers zu Guingamp in der Bretagne und schon in früher Jugend

*) Ausführlicheres über den Prozeß Gicquels enthält der 31. Theil des Neuen Pitaval (S. 57. bis 78), der seinerseits wieder aus Nr. 302 der „Independance belge" vom Jahre 1861 schöpft.

selbst ein Trunkenbold. Daß er sein mütterliches Erbtheil verkauft, um die Schulden seines Vaters zu bezahlen, gehörte zu dem Flittergold, mit dem der hochwürdigste Redner in St. Rodoguedt ihm unverdientermaßen einen Heiligenschein angeklebt hatte. Gicquels Mutter starb ohne irgendwelche Hinterlassenschaft im Spital, sein Vater insolvent. Der Sohn dieses würdigen Paares ging bald darauf, unter dem Vorgeben Arbeit zu suchen auf die Wanderschaft. Er war aber kein Liebhaber vom Arbeiten, und so verfiel er auf einen originellen Plan, um sich ohne Hobel sein Auskommen zu verschaffen.

Kaum ist unser Held in einem der nächsten Orte angekommen und hat einen Meister gefunden, so wirft er sein Werkzeug in den Winkel und begibt sich ins Pfarrhaus. Er ist Protestant und will sich zum Katholicismus bekehren. Der Curé nimmt ihn bereitwillig auf und beginnt ihm Unterricht zu ertheilen. Aber sein Brotherr bemerkt, daß er dabei zu Schaden kommt, er jagt den Neophyten weg, damit er sich wo anders die Thür zu einem neuen Leben aufschließen lasse.

Gicquel, der katholisch getauft und immer katholisch geblieben ist, zieht von dannen und versucht sein Glück anderwärts. Ueberall spielt er dieselbe Komödie. Die Worte: „Herr Curé, ich bin Protestant und wünsche dringend Katholik zu werden" öffnen ihm die Thür des nächsten Pfarrhauses, und von Neuem fängt er an, den Katechismus zu lernen. Schon ist der Tag seiner Aufnahme in die alleinseligmachende Kirche festgesetzt, da jagt der Meister, bei dem er in Lohn steht, den trägen Gesellen, der lieber in der Pfarre sitzt, als hobelt und schnitzt, abermals weg, und noch einmal ist sein Plan vereitelt.

Nun wendet sich Gicquel in die Touraine nach Savigné, wo ihn der Curé alsbald aufnimmt, ihn und, wie es später in Poitiers heißen sollte, „die Bekenntnisse seiner großen Seele". Anfänglich schien es in Savigné vortrefflich zu gehen. Der angebliche Protestant lernte fleißig, er wurde dem Erzbischof vorgestellt und hatte bereits eine vornehme Frau zur Pathe gewählt, die für die ihr erwiesene Ehre erkenntlich sein konnte. Da findet es der Pfarrer von Savigné, ein vorsichtiger Charakter, für gut, seinen Amtsbruder in Guingamp über den Convertiten zu befragen. Zu seinem Schrecken hört er, daß sein Zögling keineswegs Protestant, sondern ein Katholik, so echt er nur sein kann, ist. Sofort macht er Meldung bei dem Maire und der Neophyt wird eingesteckt. Dank einer Ordonnance de non lieu indeß kam Gicquel bald wieder frei.

Ob es ihm nun gelungen, einen oder den andern Pfarrer zu bethören, ist unbekannt, wie Alles, was zwischen seinem Unglück in Savigné und seinem Eintritt in die heilige Schaar des Herrn von Coursac liegt. Es ist für uns auch gleichgültig, mindestens ebenso gleichgültig, wie die Vergangenheit Gicquels trotz der gegentheiligen Versicherungen in der obigen erzbischöflichen Rede den Richtern in Poitiers gewesen zu sein scheint.

Man erinnere sich, wie sehr in der Leichenpredigt die Vorsicht gerühmt war, welche bei seiner Aufnahme unter die Rekruten des Herrn von Coursac beobachtet worden sein sollte. In Wahrheit verhielt sichs ganz anders. Man verlangte von dem jungen Freiwilligen einen Schein über seine Befreiung vom französischen Militärdienst und ein Sittenzeugniß. Als er letzteres nicht aufzuweisen vermochte, wendete man sich an den Pfarrer seines Geburtsorts. Dieser weigerte sich, über den Leumund Gicquels Auskunft zu geben, was für jeden, der begreifen wollte, etwa so viel hieß, als: „euer Candidat des päpstlichen Zuaventhums ist ein Taugenichts". Die Herren in Poitiers wollten aber nicht begreifen. Man nahm den Verdächtigen an und gab ihm ein gutes Handgeld.

In der Leichenpredigt hieß es ferner, daß die Priester in Poitiers bemerkt, wie Gicquels Frömmigkeit und sein Glaubenseifer dort täglich gewachsen seien. Der Staatsanwalt dagegen sagt, auf die Acten gestützt: „Gicquel verwendete das Handgeld keineswegs zu ehrenvollen Zwecken. Er betrank sich oft bis zur Besinnungslosigkeit, brachte einen großen Theil des Tages in übelberüchtigten Häusern zu und nahm feile Dirnen mit in seine Wohnung."

Die Leichenpredigt fuhr fort: „Acht Tage später war er in Rom, und abermals zehn Tage später stand er dem Feinde gegenüber und begann seine Laufbahn mit einem Siege." Der Staatsanwalt weiß es auch hier besser. „In Italien angekommen," bemerkt er, „betrug er sich so wenig musterhaft, daß er vor ein Kriegsgericht gestellt werden mußte. Man begnügte sich damit, ihn aus der Armee auszustoßen, er hat mithin an keinem Gefecht theilgenommen und nie Gelegenheit gehabt, die geringste Schramme zu bekommen."

So enthält beinahe jeder Satz des Redners von Laval das entschiedenste Gegentheil von einem der Sätze des Predigers von Poitiers.

Gicquel war nicht gewillt, so ruhm- und aussichtslos nach Frankreich zurückzukehren. Er versuchte sich selbst zum Helden zu stempeln und schrieb zunächst an seine Gönner in Poitiers mehre Briefe, in denen er von seinen Kriegsthaten gegen die gottlosen Piemontesen berichtete, dann jene hochsinnige Epistel, die wir oben mittheilten, und die der Herr Erzbischof als politisches und religiöses Vermächtniß des bretagnischen Schreinerleins an die Fürsten und Völker der Erde bezeichnete.

„Gicquel", so erzählt der Staatsanwalt weiter, „kehrte wohlbehalten und ohne Wunde nach Frankreich zurück. Er fing an, die Ereignisse, die sich zwar ohne ihn, aber doch in seiner Nähe zugetragen hatten, nach Kräften auszubeuten, und verstand dies so gut, daß er, obwohl bereits im Januar dieses Jahres in Marseille gelandet, Mittel und Wege gefunden hat, sich bis zum April zu ernähren. Von Marseille begab er sich zunächst nach Guingamp. Dort aber fand er einen Oheim, der seinen Neffen kannte und sich durch seine Vorspiegelungen nicht täuschen ließ. Dieser Oheim sagte eines Tages zu ihm: „Mein Junge, zeige

... doch einmal deine Narben." Gicquel antwortete: Es sei Sünde, sich vor ... nackt zu zeigen, und als der Onkel ihn wegen solcher unzeitigen Schamhaftigkeit auslachte und auf seinem Verlangen bestand, gab jener vor, der Arzt habe ihm verboten, seine Narben der Luft auszusetzen. Der Oheim ersah daraus, daß sein Neffe, der von Kindesbeinen an ein Windbeutel gewesen, sich auch in Italien nicht gebessert habe.

Gicquel merkte, daß der Prophet in seinem Vaterland nichts gilt, und begab sich in Folge dessen wieder auf Reisen. Von nun an trifft man ihn fast überall, in Paris, in Mans, in Nogent-le-Rotrou, in Chartres, in Orleans, in Tours, kurz allenthalben macht er von sich reden. Wie verdient er sich seinen Unterhalt? Durch das Kartätschenfeuer von Castelfidardo. Er wendet sich, wie billig, vorzüglich an die Geistlichkeit, doch verschmäht er auch nicht, an die Thür von Laien zu klopfen. Die rechten Thüren findet er in einer kleinen Schrift „Die Märtyrer von Castelfidardo", welche er stets bei sich führt, genau bezeichnet. Daneben erinnert er sich auch seiner alten Gönner, z. B. der Pfarrer von Montfort und St. Mars la Brière, und weil er findet, daß diesen zu Ohren gekommen, er sei vor seinem Eintritt in die Reihen der päpstlichen Zuaven Protestant gewesen, ist er klug genug, zu erzählen, er habe vor der Einschiffung beim Erzbischof Pius von Poitiers das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt.

Seine Lebensgeschichte bleibt sich bei allen seinen Erzählungen ziemlich gleich. Er ist päpstlicher Soldat gewesen und hat bei Castelfidardo mehre Wunden davongetragen. Bisweilen fügt er auch noch hinzu, daß Pius der Neunte ihm mit eigener Hand eine Tapferkeitsmedaille angeheftet habe. Zum Beweis dessen trägt er fast immer im Knopfloch eine römische Decoration. In Laval gibt er sich sogar für den Adjutanten des Generals Lamoricière aus, von dem er sagt, daß er sich in La Trappe befinde.

Durch solche Künste erschwindelte sich Gicquel ziemlich bedeutende Summen Geldes, die er dann in liederlicher Gesellschaft durchbrachte. Eine bei den Acten befindliche Correspondenz des in Poitiers Heiliggesprochnen mit einer öffentlichen Dirne kennzeichnet die Lebensweise und die Sitten desselben.

Der Staatsanwalt beantragte nach dem Verhör des Angeklagten, der sehr keck auftrat, und nach dem Schluß der Zeugenaussagen, „in Anbetracht, daß die Thatsachen klar vorliegen", ohne Weiteres die gesetzliche Strafe. „Man wäre fast versucht zu lachen," so schloß er seinen Vortrag, „wenn es nicht so betrübend wäre, durch solch einen Menschen Worte entweiht zu sehen, die nur für die Edelsten und Besten bestimmt sein sollten, und zu bemerken, wie man aller Klugheit und Mäßigung gänzlich ermangelnd, dem Volke einen liederlichen Bummler, einen Gauner als Muster und Inbegriff jeglicher Tugend und wahrhaft christlichen Heldenmuths darstellt, kurz, wie man Grund zu Lobsprüchen zu finden und das Lob an den Mann zu bringen versteht, wenn man durchaus loben will."

Der Vertreter des Gesetzes faßte somit den Grund, auf dem die Rede seines hochwürdigsten Vorgängers in der Charakterisirung Gicquels beruhte, nicht als Getäuschtsein, sondern als Absicht zu größrer Ehre Gottes zu täuschen auf, was beiläufig in Sachen des Papstes gegen die böse Welt von den Vertheidigern des erstern nicht blos in diesem Fall geschehen ist.

Gicquel hatte keinen Vertheidiger. Er beschränkte sich auf Lügen, die er gelegentlich durch Versicherungen seiner Ergebenheit für den heiligen Vater und den Kaiser unterbrach. Er sei bereit, erklärte er zum Schluß, sein Blut für den Stellvertreter Jesu Christi und für Napoleon den Dritten zu verspritzen. Der Gerichtshof verurtheilte ihn nach kurzer Berathung zu fünfzehn Monaten Ge-

fängniß, einer Geldstrafe von fünfzig Franken und fünfjähriger polizeilicher Ueberwachung.

Notiz.

Was doch auch dem ruhigsten Staatsbürger bisweilen passiren kann!

Vor einiger Zeit erlaubte sich d. Bl. — natürlich nur ganz beiläufig, beinahe zufällig — die Meinung zu äußern, der Titel der sogenannten „Wissenschaftlichen Beilage" der Leipziger Zeitung scheine nicht gut gewählt. Unsere Bemerkung nahm nicht mehr als drei kurze Zeilen ein. Harmlos verschwiegen wir den sich uns aufdrängenden Gedanken, daß es richtiger sein würde, das „Wissenschaftliche" künftig wegzulassen, und das Wort „Beilage" in Zulage zu verwandeln. Aber schon jene einfache Aeußerung hat — vermuthlich las man sie unvorsichtigerweise bei zu heißem Wetter — an der betreffenden Stelle zu unserem Bedauern stark echauffirt und schweres Unheil angerichtet. Sie hat die „Wissenschaft" der Sogenannten zu einer großen, langathmigen kritischen Kraftentladung veranlaßt, über die man beinahe erschrecken könnte, zumal die Ausdrücke, in denen sie sich bewegt, offenbar der Erbschaft des seligen „Reibeisens" entnommen sind. Frau „Wissenschaft" überschüttet uns und unsern alten Freund Julian Schmidt aus den Schalen ihres Zorns mit einem wahren Sturzbad unbehaglicher Bezeichnungen. Sie erklärt uns und unsern Freund schließlich mit dürren Worten für vernichtet. Sie wird uns künftig einfach den Mund verbieten, u. s. w. u. s. w.

Was wird der ruhige Staatsbürger zu solcher Erhitzung sagen?

Wir bemerken darauf in aller Bescheidenheit und selbstverständlich nur zur Beruhigung unsrer Freunde und Gönner, daß wir zwar jetzt eingesehen haben, wie gefährlich es ist, den Leu zu wecken, daß aber die starke Constitution der „Grenzboten" den Grimm dieser Heimsuchung vollkommen gesund überlebt hat. Dann, daß wir auch ferner der Ansicht zu huldigen gedenken, jener anspruchsvolle Titel sei bisher durch den Inhalt des Blattes nicht gerechtfertigt. Endlich, daß wir uns hierbei des stillschweigenden Einverständnisses aller respectabeln Leute versichert halten. Das Mundverbieten werden wir abwarten.

Zu einer weitern Aeußerung über die gedachte journalistische Gallenexplosion können wir uns nicht herbeilassen. Einem Blatt von anständigen Manieren und einigem Ansehen in der guten Gesellschaft würden wir vielleicht antworten. Der „Wissenschaft" der Leipziger Zeitung aber fehlt es, obwohl sie aus dem artigen und intelligenten Sachsen gebürtig ist, in betrübendem Grade sowohl an jenen Manieren als an diesem Ansehen, und so bleibt uns ihrem Zanken gegenüber nur der melancholisch lächelnde Gleichmuth übrig, den der Mond über dem ihn anbellenden Hofmops, der Mann von Lebensart vor Unmündigen und Unzurechnungsfähigen, etwa vor polternden Hausknechten oder keifenden Kindermuhmen, zu zeigen pflegt.

Diese letzten Worte enthalten, wie sich aus dem Vorhergehenden klärlich ergibt, keinerlei Persönlichkeit. Sie sind nur so figürlich gemeint, so zu sagen Pickwickierisch gesprochen. Und sie sind überhaupt die letzten in dieser Sache.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Achtundvierzig Briefe von Johann Gottlieb Fichte und seinen Verwandten.

(Fortsetzung.)

Der folgende Brief mit der Aufschrift: „Meinen theuersten Eltern", also ebenfalls durch Einschluß befördert, ist geschrieben aus dem Hause seines spätern Schwiegervaters, der Klopstock's Schwester zur Frau hatte, des Waagmeisters Rahn in Zürich, dessen Tochter Johanna Maria er schon vier Jahre früher, als er in Zürich als Erzieher lebte, kennen gelernt und lieb gewonnen hatte (I, 38 ff. 148; vgl. Fichte's eigene Aeußerungen über sie II, 154. 220. 256. 432. 503 ff. und ihre Briefe an Charlotte von Schiller II, 402 ff.). Er hoffte schon im April 1831 sie wiederzusehen und sich ehelich mit ihr zu verbinden; aber Verluste, die Rahn an seinem Vermögen erlitt, zerstörten diesen Plan. Der Biograph scheint mit den Worten: „Jetzt nach manchen vereitelten Planen eilte er mit Sehnsucht dahin" (I, 116) die Vermuthung aussprechen zu wollen, Fichte habe die Reise nach der Schweiz wirklich gemacht oder begonnen; mir ist dies aber ganz unwahrscheinlich, da Fichte nach obigem Briefe am 5. März noch in Leipzig war und am 28. April bereits von da nach dem Osten und Norden abreiste (I, 118).

7.

Theuerste Eltern,

Ich bin nach einer langen Reise glüklich und gesund in Zürich angekommen, und habe meine Geliebte, ihren Vater, ihre Familie voll Liebe, Freundschaft und Achtung für mich getroffen. Ein Umstand hat unsre wirkliche Verbindung aufgehalten, und hält sie leider! noch auf. Der Herr Pastor Wagner wird Ihnen den erklären, und Sie vielleicht um eine schriftliche Einwilligung in unsre Ehe bitten, die Sie mir mündlich schon gegeben haben.

Meine Geliebte grüßt Sie mit dem kindlichsten Herzen, und wünscht nichts inniger, als daß auch sie einst dazu beitragen könne, Ihnen den Abend Ihres Lebens zu versüßen — Ich überzeuge mich immer mehr, welch' eine vortrefliche Person sie ist, und erfahre zugleich in welch' eine ausgebreitete und große Verbindung mit allem was in Teutschland angesehen, und gros ist, ich durch diese Heyrath komme — ich, der ich schon auf meinen Reisen nicht unwichtige Freundschaften geschlossen habe.

Ich und meine Geliebte grüßen herzlich alle meine Geschwister, die ich bitte sich unsrer freundschaftlich zu errinnern.

Nächstens schreibe ich Ihnen mehr. Jezt geht die Post ab.

Zürich, im Waaghause
d. 26. Jun. 1793.

Ihr
gehorsamer Sohn
J. Gottlieb Fichte.

Was Fichte's Verehelichung aufhielt, waren die Schwierigkeiten der damaligen Züricher Gesetze bei der Verheirathung und Niederlassung eines Ausländers (I, 156. II, 154), weswegen Fichte auch unter dem 16. Juli an den Oberhofprediger Reinhard in Dresden schrieb mit der Bitte um Ausfertigung eines Erlaubnißscheines vom sächsischen Kirchenrathe zu seiner Trauung (II, 418).

Nicht lange aber dauerte es, bis Fichte den Ruf als Professor nach Jena erhielt, wo er Sonntag, den 18. Mai 1794 ankam und schon am 23. seine öffentlichen Vorlesungen, sowie Montag, den 26. Morgens von 6—7 Uhr seine Privatvorlesungen eröffnete. So sehr ihn nun auch dieses neue Amt in Anspruch nahm, so fand er dennoch Zeit, an seinen schon oben erwähnten Bruder Gotthelf zu denken und mit einer Art von väterlicher Fürsorge ihm die Wege zu höherer geistiger Ausbildung zu zeigen. An diesen ist denn nun eine ganze Reihe von Briefen gerichtet, welche im höchsten Grade anziehend wie belehrend sind durch die psychologische Einsicht und die pädagogische Weisheit, womit der ältere Bruder den jüngeren nach der Eigenthümlichkeit seines Wesens, seiner Anlagen und seiner Fehler beurtheilt und auf die Mittel zur Verbesserung seiner schlechten Angewöhnungen und seiner Mängel aufmerksam macht. Die Klarheit und Richtigkeit dieser Beobachtungen und Bemerkungen ist so einleuchtend, daß darüber nichts weiter zu sagen ist. Hervorzuheben aber ist namentlich noch erstens die von trügerischen Einbildungen und unbesonnenen Hoffnungen reine Nüchternheit, womit Fichte seinem Bruder gleich von vorn herein ankündigt, daß der ganze Bildungs- und Studienplan unter den obwaltenden Verhältnissen, bei dem vorgerückten Alter (genau findet sich dasselbe nicht angegeben) u. s. w. nicht mehr als eben nur ein Versuch sein könne. Hervorzuheben ist ferner auch die unerbittliche Entschiedenheit, womit er ihm immer und immer wieder das nothwendig Abzulegende wie das unumgänglich zu Erstrebende vorhält, — eine Entschiedenheit, die freilich auch heutzutage in manchen Kreisen der Erziehung um so weniger gern gesehen wird, mit je größerer Ueberzeugungstreue und Festigkeit sie auftritt, — eine Entschiedenheit, deren Berechtigung auch damals dem Bruder, gegen den sie geltend gemacht wurde, nicht immer so ganz einleuchten mochte, so wie sie ja selbst der Gattin Fichte's, deren höchst liebenswürdige Briefe ich mit beifüge, zuweilen zu hart erschien (vgl. besonders den Brief Nr. 14). So anziehend aber diese echt weibliche

Milde ist, so achtungswerth ist des Mannes Strenge, der als Erzieher auch gegen den Bruder von den ernsten Anforderungen nichts nachließ, wo er nichts nachlassen durfte.

8.

Meinem Bruder Gotthelf. Jena, d. 24. Jun. 1794.

Mein lieber Bruder,

Du hast in den Punkten, die ich Dir bei Deiner Prüfung vorgelegt, manches nicht aus dem richtigen Gesichtspunkte angesehen. — Dahin gehören die gelehrten Sprachen. In Erlernung derselben hat ein schon gebildeter Kopf allerdings Vortheile, die das Kind nicht hat; er faßt besser die allgemeinen Begriffe, die dazu nöthig sind; aber er hat auch Nachtheile. Das mechanische Lernen bloßer Schalle, wie die Wörter sind, ist ihm etwas trokneß. Einen Nachtheil aber hat er, an dessen Ueberwindbarkeit ich ganz zweifle: die Verhärtung der Sprachorgane zur Hervorbringung der richtigen Töne, besonders in der Französischen Sprache; wobei Du noch einen Nachtheil mehr hast, als andere, da Dein mütterlicher Dialekt das verdorbene Sächsisch, und noch dazu das höchstverdorbene Ober Lausitzer Sächsische ist. Ich selbst, der ich doch von meiner ersten Kindheit an aus der Gegend gekommen, habe Mühe gehabt, selbst meine teutsche Mundart so zu reinigen, daß man mir mein Geburtsland nicht mehr anhöre; Du wirst das nie können. Französisch gut sprechen habe ich nie lernen können; eben um dieser Muttersprache Willen; und Du wirst nie auch soweit kommen, um einem Franzosen Dich verständlich zu machen, aus Gründen, die ich Dir mündlich entwikeln will: (nicht bloß der Gaum, und die Zunge, auch das Ohr wird verhärtet; man hört den rechten Ton gar nicht.) — Ferner ist ein Hauptpunkt das feinere Betragen der großen Welt, das einem Gelehrten, der zur höhern Klasse gehören, und nicht unter den gemeinen gelehrten Handwerkern verbleiben will, schon jezt nöthig ist, und immer nöthiger wird. Denn der Gelehrten Stand fängt an sich auf eine immer höhere Stuffe empor zu arbeiten; und ehe Du auftrittst, wird die Sache wieder weit höher getrieben seyn. Wem es in diesem Punkte fehlt, den macht man lächerlich, eben darum, weil man die Uebermacht des Gelehrten unwillig mit ansieht; und nun ist er um alle seine Brauchbarkeit. Du kannst Dir das garnicht so ganz denken, weil es gänzlich außer Deiner Sphäre liegt. — Ein solches feines Betragen nun lernt in spätern Jahren sich nie; denn die Eindrüke der ersten Erziehung sind unaustilgbar. (Mir sieht man die meinige jezt vielleicht nicht mehr an; aber das macht mein sehr frühes Leben im Miltizschen Hause, mein Leben in Schulpforta, unter meist besser erzognen Kindern, mein frühes Tanzenlernen u. s. w. Und dennoch hatte ich noch nach meinem Abgange von der Universität einige bäurische Manieren; die bloß das sehrviele Reisen, das viele Hofmeisterieren, in verschiedenen Ländern, und Häusern, und

besonders die gröste Aufmerksamkeit auf mich selbst vertilgt haben. Und weiß ich denn, ob sie ganz vertilgt sind? —) Das also ist der Hauptpunkt, über den wir nie kommen werden; und das — gesteh ich — thut mir weh, weil ich die Wichtigkeit davon einsehe, die Du nicht siehst.

Dennoch glaub ich muß die Probe gemacht werden. Gesezt, es geht nicht, so kann es nicht schaden, daß Du wenigstens mit einigen Seiten der höhern Stände bekannt werdest, und eine solche Bekanntschaft kann Dir in mancher Art nüzlich werden. Hierbei also kommt es auf die Frage an: ob Du Dir Seelenstärke genug zutraust, um, wie es seyn muß, ohne Beklemmung in Deinen jetzigen Stand wieder zurük zu treten? Ich stelle mir, bei gehöriger Seelen Größe, einen solchen Zustand, als sehr angenehm vor. Man kennt dann die Unannehmlichkeiten der höhern Stände aus Erfahrung, und ist in dem seinigen desto zufriedener.

Komm also zu mir; denn ob ich gleich dadurch, daß ich Dich spreche, kaum in irgend etwas näher von Deinem Zustande werde belehrt werden, als ich es schon jezt bin, so freue ich mich doch theils darauf, Dich zu sehen; theils erwarte ich von Dir einige Winke, wohin ich Dich zuerst thun müße. Das allererste muß seyn, Deinen Körper, und Deine Sitten zu bilden ([Zusatz am Rande:] ehe dieses geschehen ist, kann ich Dich auch nicht einmal bei mir haben, weil dadurch auf einer Universität, bei Studenten, auf mich selbst ein übles Licht fallen würde): und nebenbei zu versuchen, ob das Gedächtniß, und die Zunge die Sprachen faßt. Dies kann ein paar Jahre dauren. Und Du brauchst vor der Hand weniger einen Lehrer, als eine Erzieherin. Um einem jungen Menschen Sitten beizubringen, ist das weibliche Geschlecht schlechthin unentbehrlich. Ferner muß das in einer Stadt, und zwar in einer schon etwas großen Stadt geschehen, und da kenne ich denn weder Stadt, noch Haus, in die ich Dich thun könnte. Hier in der Nähe wünschte ich es nicht: sonst wäre allenfals Weimar der Ort. Tanzen lernen müstest Du vor allen Dingen. Wenn Du dann so gebildet wärest, daß Du ohne Anstoß in Gesellschaft erscheinen könntest, so nähme ich Dich in mein Haus: und dann wollten wir wohl sehen. — Aber ob es dahin je kommen werde, das ist eben die Frage.

Was Du mir über den Aufwand schreibst, den mir dieses verursachen könnte, das muß ich Dir beantworten. — Du irrst, wenn Du glaubst, daß er gering seyn werde; weil Du die Sache nur einseitig; nur von der Seite des Lernens ansiehst; und auch über diesen Punkt nicht weißt, wie viel zu lernen ist, wovon Du noch gar keinen Begriff hast. Aber es ist überhaupt am wenigsten vom Lernen; es ist von ganzer sittlicher Bildung die Rede; und diese kostet um so mehr Zeit, und Geld, wenn man schon so lange her verbildet ist. Du wirst aus dem, was ich oben über die erste Vorbereitung ge-

jagt habe, ohngefähr einen Schluß machen können. Aber das thut nichts zur Sache. Was ich mir vornehme, das muß seyn; und dazu muß das Geld mit werden; das wißt ihr ja aus vieljähriger Erfahrung. Ueberhaupt erheitern sich meine Aussichten über diesen Punkt: ich werde eine gute Einnahme, aber freilich auch eine starke Ausgabe haben; denn das geht hier zu Jena stets mit einander, und ist nicht zu trennen. — Aber arbeiten muß ich schon jezt, und werde ich müßen, wie noch nicht leicht ein Mensch gearbeitet hat.

Vom wiedergeben an mich, wovon Du auch redest, kann nie die Frage seyn: und ich will Dir im Fall der Möglichkeit sogleich jetzo feierlich eine Anweisung geben. — Ich würde auf jeden Fall für unsre Eltern etwas gethan, gesorgt haben, ihnen ein bequemeres, freudenvolleres Alter zu verschaffen — besonders unserm guten Vater, der in seinem mühevollen Leben ein frohes Alter gar wohl verdient hätte. An diesen gieb zurük, wenn Dir Dein Plan gelingt; ich will unsern Eltern in Dir noch einen Sohn geben, der für sie thue, was ich vor der Hand nicht thun kann.

Ich erwarte Dich. Tritt nicht im Gasthofe ab, sondern komm gerade zu mir: auf der Bachgaße, in der Spachmeisterin [so steht, ziemlich deutlich, geschrieben; es soll wohl Sprachmeisterin heißen] Dyrr Hause wohne ich. Ich weiß nicht, ob ich Dich die Nacht werde logiren können, da ich jezt mir ein eigenes Hauswesen einrichte, ein paar Profeßoren den Tisch bei mir haben, und ich vor jezt nur zwei Stuben inne habe. Aber wir werden ja sehen! — Ich bin von 7. Uhr früh Morgens Vormittags immer zu Hause, und ich werde sorgen, daß ich gegen den 7. Jul. nicht . . . . . [dringende?] Arbeit habe. Ich habe diese zwar immer; aber ich muß voraus arbeiten wenn ich kann. — Ferner wünschte ich nicht, daß D weder auf dem Wege hierher, noch in der Stadt, noch in meinem Hause verbreitest, in welcher Beziehung Du mit mir stehst. Ich habe dazu meine Ursachen. Wenn Du bei mir bist, so wird sich dann alles finden. Wenn Du aber als mein Bruder erscheinst, so verlangen die Häuser, mit denen ich näher bekannt bin, und es sind deren viele, daß ich Dich mit ihnen bekannt mache: und das könnte weder Dir, noch ihnen, noch mir angenehm seyn. —

Der Brief hat keine Unterschrift, vielleicht ist noch ein Blatt angefügt gewesen.

In Bezug auf Fichte's Hauswesen, welches in dem Briefe berührt wird, mag daran erinnert werden, daß seine Gattin nebst seinem Schwiegervater erst im Laufe des Sommers (nicht vor Ende Juli) ihm nach Jena nachfolgte, und daß er unterdeß sich eine Köchin hielt, mit der er ziemlich zufrieden war (I, 217). Daher kommt es auch, daß, wie die späteren Briefe zeigen, Fichte's Frau seinen Bruder noch nicht kannte, obschon dieser jedenfalls im Juli bei ihm in Jena gewesen ist.

Die Schlußbemerkungen, wie auch die Randnotiz in der Mitte des Schreibens, zeigen, wie überaus sorgfältig, fast ängstlich, Fichte auf seinen gesellschaftlichen Ruf bedacht war. Bei ihm, der nicht blos Vorlesungen halten', sondern auf das ganze Wesen und Leben der Studirenden einwirken und sie aus der damals herrschenden studentischen Robheit und Zügellosigkeit auch sittlich heben wollte, bei ihm versteht sich von selbst, daß er nicht in leerer Eitelkeit sich seines ungebildeten Bruders schämte, sondern höhere Rücksichten nahm.

9.

Meinem Bruder Gotthelf. Jena, d. 4. August. 94.

Ich hätte Dir, und Deinetwegen nach Meisen schon lange geschrieben, wenn ich Zeit gehabt hätte. Aber Du kannst mir's glauben, daß ich oft auch zu einem Briefe die nöthige Zeit nicht habe.

Mit Anfange des Septembers dieses Jahres bist Du Kostgänger bei dem ConRektor auf der Stadtschule zu Meisen, Herr M. Thieme, der in allen Stüken für Dich sorgen wird. Du hast bei ihm alle Bedürfniße des Lebens, und Unterricht in der Lateinischen, und Französischen Sprache, und in der Geschichte. — M. Kenzelmann wird immer Dein Freund seyn, und Dir rathen. — Richte Dich also ein, daß Du mit Anfange des Septembers in Meisen bist. Was an den ConRektor zu bezahlen ist, ist schon bezahlt. — Für Kleider, — wobei Dir ohne Zweifel M. Kenzelmann mit seinem Rathe an die Hand geben wird; meinen Wunsch weißst Du; ja nicht kostbar, und theuer, aber modisch — und Büchern, wozu Dir nemlich der Herr C. R. Thieme rathen wird, versorge Dich selbst aus dem Dir abgetretnen Gelde ([Zusatz am Rande:] auch bezahlst Du davon den Tanzmeister, den Dir Hrr. Thieme zuweisen wird.). Ich denke, das soll langen. Wegen der Herrschaft, denke ich, halten wir es so. — Du bist vereis't, — wer weiß es denn, wo Du hin verreist bist; Du bist ja bisher immer auf dem Handel gewesen; die andern Brüder sind auch auswärts, — wer weiß denn, wo Du bist? Nur hättest Du dann immer schweigen müßen. Habt ihr nicht schweigen können, so ist die Sache freilich übel; und in diesem Falle bitte ich Dich, mir sogleich zu schreiben, damit ich meine Maasregeln zu nehmen wiße.

Gelingt dann Dein Vornehmen, so werde ich die Sache schon selbst abzumachen wißen ([Zusatz am Rande:] bis dahin giebst Du Dein Schuzgeld, wie vorher). Gelingt es nicht, so kannst Du ohne Nachtheil, und Nachrede in Deinen vorigen Stand zurüktreten. Gelingt es nicht, sagte ich — denn ich muß frei mit Dir reden, mein liebster Bruder. So ein Gedanke scheint Dir gar nicht einzufallen; ich muß demnach selbst Dich darauf aufmerksam machen. Du hältst den Sieg schon für errungen: aber er ist es noch gar nicht. Wir wollen es erst versuchen; und ich habe nie Dir mehr verspro-

den, und kann Dir, wenn ich vernünftig bin, nicht mehr versprechen, als daß ich den Versuch machen will

1.) Wenn Du nicht wenigstens hinlängliche Feinheit der Sitten Dir erwirbst, so kann, und will, und werde ich nichts für Dich thun; aus Gründen, die ich Dir mündlich, und schriftlich mitgetheilt habe. Ob Du das wirst, wißen wir beide noch nicht, weder ich, noch Du; Du kannst höchstens .... [behaupten?], daß Du es willst, Du weißt aber noch nicht, ob Du es können wirst; und ich eben so wenig.

2.) Steht Dir noch ein HauptUmstand, sowohl zur Verfeinerung Deiner Sitten, als zur Erwerbung gründlicher Kenntniße im Wege, über den ich endlich, nachdem ich mündlich Dir schon Winke genug gegeben, und ich an Deinem Briefe doch noch nicht die geringste Aenderung spüre, freimüthig mit Dir reden muß. — Du traust Dir viel zu viel zu; hast eine viel zu hohe Meinung von Dir: und Du wirst daher diejenigen Männer, denen ich Dich jezt übergeben muß, nicht achten; — deswegen ihnen nicht folgen, weil Du Dich für klüger hältst; und so wirst Du natürlich weder Deine Sitten bilden, noch etwas lernen. Ich weiß sehr wohl, lieber Bruder, daß Du gegenwärtig auf keinen Menschen etwas giebst, als auf mich; giebst Du nun nur wirklich etwas auf mich, und glaubst Du, daß ich es redlich mit Dir meine, so lies aufmerksam, was ich Dir sagen will, und — richte Dich darnach.

Du hast Kopf, d. h. Fähigkeit etwas zu lernen, aber darum weißt Du doch noch nichts: und, — glaube es mir, — der Schüler der untersten Klaße weiß weit mehr als Du. Daß es so ist, ist Dir keine Schande; aber, wenn Du das vergißest, so ist es Dir eine Schande. — Du hast die, mit welchen Du bisher gelebt hast, übersehen, weil sie auch nicht studiert. — Einige Studierte, z. B. den Herrn Pfarrer, seinen Bruder, u. s. f. glaubst Du auch übersehen zu haben: aber da kann ich Dir aus dem Traume helfen. 1.) Du glaubtest z. B. nicht, was die Kirche, und der Pfarrer mit ihr glaubt; und darum hieltest Du Dich für aufgeklärter, als sie; theils weil ich z. B. es auch nicht glaube. Aber das ist sehr zweierlei; Du hast keine Einsicht in die Gründe, die ich habe, es nicht zu glauben; noch Einsicht in die Gründe, die der Pfarrer hat, es zu glauben. 2.) Du verstehst keinen Gelehrten, noch kannst Du ihn verstehen, weil es Dir an den nöthigen Vorerkenntnißen fehlt. Was Du also nicht verstehst, hältst Du, wenn es nicht Jemand sagt, der bei Dir in Autorität steht, für dummes Zeug: das mag es denn auch wohl seyn: aber Du wenigstens kannst es nicht dafür erklären, denn Du verstehst es nicht. — Um Dir ein recht auffallendes Beispiel darüber anzuführen. Kenzelmann hat etwas über den Ausdruck Denkfreiheit auf dem Titel einer gewißen Schrift gesagt: ich weiß nicht, was es ist, denn begreiflicher Weise (hier siehst Du wieder Deine Unwißenheit — Du hältst es für möglich, daß er mir

darüber geschrieben haben könne, weil Du mit den Sitten der feinern Welt unbekannt bist; aber nach ihnen ist es unmöglich, daß er mir darüber geschrieben haben könne, weil ich mich nicht als Verfaßer genannt habe.) hat er mir nicht darüber geschrieben; aber ich errathe es sogleich, weil ein Studierter den andern auf einen Wink versteht. Da glaubst Du nun, ihm aus dem Traume helfen zu können; und verstehst nicht, was er tadelt. Es betrift den Ausdruck Denkfreiheit. Das Denken ist doch wohl etwas innerliches, unsichtbares. Wie kann mir denn jemand die Freiheit nehmen, in meinem Herzen zu denken, was ich will? und wer hat denn jemals diese Freiheit unterdrücken wollen, oder können? Das ohngefähr hat K. sagen wollen. Es sollte demnach heißen, Freiheit seine Gedanken mündlich oder schriftlich oder durch den Druck mitzutheilen. — Nun hat er zwar nicht ganz Recht: denn in der Schrift selbst ist der Ausdruck Denkfreiheit so erklärt worden; und es ist nicht nöthig viel Worte zu machen, wo man mit einem einzigen auslangt. — Aber was Du sagst, paßt gar nicht auf seine Frage, und Du hast ihn daher gar nicht verstanden.

So lange Du nun nicht bescheiden wirst, und erkennst, daß Du schlechthin nichts weißt, aber etwas lernen sollst: und daß jeder Gelehrte Dich lehren könne, so ist Dir nicht zu helfen. Beurtheilen, ob etwas nöthig sey zu lernen oder nicht kannst Du gleichfalls nicht; denn Du weißt nicht, wozu das unscheinbare, und geringfügige in der Zukunft dienen könne, da Du die Wißenschaft nicht übersiehst. — Denke, daß Du, als Du die Buchstaben kennen lerntest, hättest sagen wollen: wozu das, zu lernen was A. und B. ist, u. s. f. so könntest Du heute noch nicht lesen. — Dergleichen Dinge werden Dir gar viele vorkommen, die zuletzt doch so nöthig sind, als das A. B. C. ob sie gleich unscheinbar aussehen.

Ferner habe ich bemerkt, daß Du die Wißenschaft für viel zu leicht hältst, und daß Du glaubst, daß das alles auf den ersten Anlauf gelernt sey. Das ist nun der Fall gar nicht; und wenn Du Dich nicht mit Geduld ausrüstest, so kann nichts werden.

Also — lege ab die große Meinung von Dir, und folge Deinen Führern auf der Bahn der Wißenschaften **blindlings**. Zu seiner Zeit wollen wir zusammen selbst prüfen, jezt bist Du dazu noch gar nicht reif.

Ich habe diejenigen, welche die Aufsicht über Dich führen, gebeten, mir freimüthig zu melden, wie es mit Dir geht. Ich habe ihnen ferner Winke über diesen Deinen Fehler gegeben. Ich werde also sehr bestimmt erfahren, wie Du Dich hältst. Von Dir selbst erwarte ich, daß Du mir alle 8. Tage unfrankirt schreibst, sobald Du in Meisen seyn wirst, und mir meldest, was Du studirst, wie es Dir von Statten geht, Deine Gesinnungen, Gedanken,

Zweifel dabei u. s. f. Dabei sey — darum beschwöre ich Dich um Deines eigenen Besten Willen, — offen und freimüthig gegen mich. Wenn Du dann auch etwas ungeschicktes schreibst und ich es Dir widerlege, — was ist denn das weiter? Das bleibt unter uns. Es ist beßer, daß ich Dir es verweise, denn daß es bei Dir bleibe. Ich will nie ein anderes Verhältniß zu Dir haben, als das eines ältern, weisern Freundes.

Ich bestimme Dir, — wenn alles gut geht — ein Jahr in Meisen. Könntest Du in einem halben Jahre leisten, was zu leisten ist; so ersparst Du mir freilich keine kleine Summe. — Doch ist eigentlich hiervon nicht die Rede. Werde nur, was Du werden sollst.

Das von der Probst-Stelle zu W. ist nicht klug ausgesonnen. Ich bin zuförderst kein Theolog. Ich kann Profeßor der Philosophie mit Ehren seyn: wäre es nicht thörigt von mir, wenn ich etwas nehmen wollte, dem ich nur nothdürftig vorstehen könnte. — Dann glaubt man denn, daß ich mich in Wittenberg verbeßern würde? Man hat doch drollige Begriffe, scheint es, von einem Jenaischen Profeßor. — So auch dem, was die Fr. v. Kleist, der ich übrigens für ihr Andenken sehr verbunden bin, gesagt hat. — „Ich würde nicht lange in Jena seyn, sondern bald weiter gerufen werden." Ich möchte wohl wißen, wer mir etwas anbieten könnte, wodurch ich mich verbeßerte. Wer in Jena arbeiten will, der kann es so hoch bringen, als auf irgend einer teutschen Universität. Arbeitlosere Stellen giebt es freilich; aber ich habe noch nicht Zeit, mich zur Ruhe zu sezen. — Doch wünschte ich wohl, daß ich gerufen würde; um es ausschlagen zu können. Das unter uns wie sich versteht. — Ueberhaupt sey in Meißen vorsichtig in Deinen Aeußerungen über mich. Du weißt nichts; damit ist es zu Ende.

Grüße herzlich meine Eltern, und Geschwister.

Der Deinige

F.

Daß die „Probst-Stelle zu Wittenberg" für Fichte geeignet sein könnte, war wohl nur ein Gedanke der Seinigen; von einem wirklichen Anerbieten ist nichts bekannt. — Zu dem Namen v. Kleist vgl. den 45. Brief.

10.

Jena, d. 13. Fbr. 94.

Mein lieber Bruder,

Dein Lehrer hatte mir schon vor einigen Wochen Deinethalben geschrieben. Ich bin so überhäuft mit Arbeiten gewesen, daß ich ihm nicht eher, als bis jezt antworten konnte; ich hoffe aber, daß dadurch für Dich kein Nachtheil entstanden seyn soll.

Die Methode, die der Herr Konrektor mit dem Decliniren, und Conjugiren einschlägt ist die einzige für Dich zwekmäßige. Mag es immer Kopfbrechens

kosten. Decliniren, und Konjugiren ist das wenigste: die Uebung der angestrengten Aufmerksamkeit, des geschwinden Besinnens u. s. w. — diese ist wichtig.

Dich an Arbeiten gewöhnen, ist gleichfalls eine Hauptsache. Fahre so fort, wie Du mir schreibst, daß Du handelst.

Ich wünschte auch zu wißen, was Du in Geschichte, und Geographie gelernt hast.

Ich sehe, daß Du noch immer so sehr unorthographisch schreibst. Suche Dich darüber zu belehren; und gieb acht auf Dich, bei jeder Zeile die Du schreibst; sonst wirst Du Zeitlebens nicht orthographisch schreiben lernen; und das paßirt gar nicht. — Ferner schreibst Du doch auch gar zu schlecht. Ich wünschte, daß Du Deine Hand übtest. Berufe darin Dich nicht etwa auf mich. Es ist etwas anderes eine flüchtige aber ausgeschriebene Hand zu schreiben. Die Deinige ist nicht ausgearbeitet. Ich sehe ein, daß Dir das etwas schwer werden wird, weil Deine Hände durch Handarbeit steif geworden sind; aber Du mußt nur desto mehr schreiben.

Des P. Wagners Vortrag habe ich selbst einmal genoßen. Er ist allerdings sehr faßlich. Aber sey darum dennoch versichert, daß der jezige Unterricht dennoch der zwekmäßigste für Dich ist, eben darum, weil er Dir die Sache schwer macht. Es ist nicht um die Sache; es ist um die Kraftübung. Leb recht wohl, und schreibe mir bald wieder.

Fichte.

Aufschrift:

Herrn Fichte

in

Meissen.

11.

Jena d. 25. Nov. 1794.

Theurer Bruder!

Mein theurer Mann, welcher Sie herzlich grüßt, hat mir aufgetragen Ihnen zu schreiben; dies Geschäft hab ich gern übernommen, nicht daß ich gerne Briefe schreibe, (denn seitdem ich nicht mehr an meinem Fichte zu schreiben habe, ist mir das Schreiben höchst unangenehm.) sondern weil Sie der Bruder meines lieben Mannes sind; und weil ich glaube daß Sie auch ein Edler, rechtschaffener Mann sind; da habe ich sie nun schon recht lieb, ohne Sie eigentlich zu kennen; auch freue ich mich auf die Zeit, wo Sie zu uns kommen, und bey uns wohnen, recht innig; da ist mein guter rechtschaffener Vatter, seine Kinder, und Sie unser Bruder; da werden wir oft, so stille, geräuschlose Freuden, welche dem Herzen wohlthun, in unserm Hause mit einander genießen; wie wir lezten Sonnabend eine hatten; es war nämlich meines guten Vatters 75. Geburtstag.

Der Himmel war uns so günstig, daß wir spazieren fuhren, in der lieben Natur herum schwärmten; und am Abend, unter herzlichen vertraulichen Gesprächen bey einander saßen, wo uns denn innig wohl war; auch ist mein theurer Fichte, so ganz zu diesen herzlichen Vertraulichkeiten gemacht; daß man sich in Ihn verlieben muß; nun stellen Sie Sich vor, wie's mir armen Geschöpfe dann geht? da ich Ihn schon sonst herzlich Liebe; meine Liebe geht dann in Anbetung über.

Ich merke nun wohl, daß ich Ihnen beständig von meinem Lieben Mann vorgeschwazt habe; Sie lieben ihn ja auch, drum kann Ihnen das nicht unangenehm seyn; und ich wünsche Ihnen theurer Bruder, zu seiner Zeit, auch eine weibliche Seele, die Sie so einzig liebt; und wenn Sie wollen, so wollen wir Diese zu seiner Zeit, ja zu seiner Zeit, vergeßen Sie dieses nicht, gemeinschaftlich suchen. Nun will, und muß ich Ihnen Behüte Gott sagen; denn ich habe mehrere Briefe zu schreiben, Dieser muß mich für die unangenehmen welche ich noch zu schreiben habe schadlos halten; Leben Sie wohl! mein guter Vatter grüßt Sie herzlich; das gleiche thut Ihre Schwester

Johanna Fichte.

Wir haben Ihren 2. Brief auch erhalten. Mein Mann wird Ihnen nächstens schreiben.

Aufschrift:

Herrn Fichte

in

bei Herrn ConRektor Thieme. Meissen.

frey

(Nur „Herrn Fichte:" und „frey" von Johanna's Hand, das Andere von J. G. F.)

Der folgende Brief, die Perle unter denen von Johanna's Hand, ist mit der Offenheit, mit der hier ein weibliches Gemüth über sich selbst spricht, wie mit dem leichten Anklang von Humor, so wie mit der überströmenden Fülle kindlich einfachen Sinnes und reinster Liebe, ein köstliches Cabinetsstück, ein wahres Meisterwerk.

12.

Jena d. 27: Decemb: 1794.

Lieber theurer Bruder!

Ich habe eine Menge Briefe vor mir, die ich beantworten soll, und Ihrer sey der erste, den ich beantworte, weil Sie mir die liebste Persohn sind. Hören Sie Lieber, ich bin gar nicht Ihrer Meinung, daß ein schön geschriebenner Brief, eine schöne Seele verathe; (nicht, daß nicht beydes neben einander bestehen könne,) aber die Erfahrung hat mir schon zur Gnüge gelehrt, daß es oft nicht

bei einander ist; und wenn ich Ihnen allso, welches ich nicht weiß, einen schönen Brief geschrieben habe, Sie daraus gar nicht so gütig schließen müßen, daß ich eine schöne Seele habe; überhaupt sehe ich aus Ihr. Lieben Brief, daß Sie mich viel beßer glauben als ich nicht bin; und das sezt mich in große Verlegenheit, wenn Sie mit solch guter Meinung zu uns kommen, und dann durch die Erfahrung belehrt sehen, daß ich das bey weitem nicht bin, was Sie glaubten, daß ich sein würde, und auch sein könnte, so muß ich in Ihren Augen gewaltig verliehren; und das würde mir dann weh thun; auch müßen Sie nicht glauben eine schöne Schwester bekommen zu haben; denn ich weiß wohl, die Lieben Männer sehn auch das gern, drum laßen Sie Sich nun erzehlen wie ich aussehe: vors erste bin ich klein, und war im 16. Jahre sehr fett, da ich seit der Zeit nun um ein merkliches gemagert bin, so hat die einmahl zu stark ausgedehnte Haut, viele Runzeln bekommen, dazu gab mir die Natur ein wiedrig langes Kinn; und was nun das ärgste von allem ist, so hab ich wegen heftigen Zahnschmerzen, (welches fast alle Leute in der Schweiz haben,) mir meine obern Zähne ausziehen laßen; nun überlaße ich Ihrer eignen Einbildungskraft, mich so comisch darzustellen, als ich wirklich bin.

Nachdem, was Sie mein Lieber, was mein Mann, mir von unsern Vatter gesagt hat, fühl ich viele Achtung für Ihn, und ich bitte Sie, ihn herzlich in meinem Namen zu grüßen; ich hätte schon an Ihn geschrieben, hielte mich nicht der Gedanke, der guten Mutter davon ab, denn ich muß Ihnen gestehen, daß, nachdem, was ich von ihr gehört, ich Sie wirklich fürchte; Wir wollen Sie [soll natürlich heißen: sie] Lieber Bruder, als gute Kinder ehren, und nicht vergeßen was sie während ihrem mühsamen Leben, an ihren Kindern gethan hat; auch kennen wir ihre Erziehung nicht, wißen nicht, wie das alles so kam; und vielleicht nach ihrer Lage kommen mußte.

Ja Lieber, es wird einst auch ein gutes Geschöpf für Sie dasein, daß Sie aufrichtig Lieben wird; und ich will es denn zu seiner Zeit mit Ihnen suchen; ich biete mich darum zu Ihrer Rathgeberin, über diesen wichtigen Schritt, an, weil wir Weiber tiefer in die Seele unsers Geschlechts hineinbliken, als oft die klügsten Männer nicht thun; und denn, weil ich Sie gerne glüklich sehn möchte . . . . . [diese Punkte stehen im Originale] Sie sind mein Lieber Bruder, und wollen, und werden gewis ein brafer Mann werden, und darum lieb ich Sie sehr.

Sagen Sie mir nichts guter Lieber, von unsern gegenseitigen Verhältnißen, von Wohlthaten, wie Sie es nennen; wir wollen wie gute Kinder sein, welche mit einander theilen, und durch dieses theilen, ihrem eignen Herzen eine Wohlthat erzeigen.

Mein theurer Vatter, welcher, ich darf es sagen, an Güte des Herzens uns alle übertrift, grüßt Sie von ganzer Seele, und freut sich recht darauf

Sie kennen zu lernen; Er wird Sie, wie seinen Sohn lieben. Er hat ein Herz daß lieben kann, und dem nicht wohl ist, wenns nicht lieben kann.

Wenn Sie ein Freund der Natur sind so werden Sie auch an mir eine Freundin der Natur finden, denn kann ich orndlich schwärmen, aber doch nicht mehr in dem Grade, wie ichs konnte; dieses Gefühl hat sich ein wenig bey mir verlohren, und es ärgert mich sehr.

Leben Sie wohl Lieber theurer Bruder! Schreiben Sie bald, und vergeßen Sie nicht, wie Sie aufrichtig Liebt Ihre Schwester

Johanna Fichte

Aufschrift:

Herrn Fichte:

abzugeben beym Herrn Conrector Thieme

Frey: in Meisen

Einerseits zur Bestätigung, andrerseits zur Erklärung und Milderung des Urtheils über die Mutter vergleiche man, was oben zum 4. Briefe bemerkt wurde, so wie die folgenden Briefe Nr. 19. 21. 42. 45. 47. Nach reiflicher Ueberlegung habe ich geglaubt, auch diese Stellen nicht zurückhalten zu müssen, weder aus übertrieben vorsichtiger und zaghafter Pietät gegen Fichte, noch selbst gegen seine Mutter, die trotz der vielleicht scharfen und grellen Beleuchtung, welche auf sie fallen mag, doch nicht in einem schlechten Lichte erscheint. Für das Verständniß von Fichte's eigenem Wesen aber scheint mir die Kenntniß seiner Stellung in seiner Familie und der Beziehungen zu seinen Angehörigen nicht unwichtig, weil die rücksichtslose Entschiedenheit und die zuweilen bis an Schroffheit grenzende Strenge seines Charakters, das oft stolz sich Abschließende und kalt Zurückweisende seines Wesens gegen heterogene, anders geartete Persönlichkeiten, zum Theil wohl — ich sage nicht ihre Entschuldigung, deren scheint mir es nicht zu bedürfen, wohl aber ihren Erklärungsgrund mit in dem Gegensatze haben kann, in dem er schon frühzeitig zu einem Theile seiner Umgebung sich befand. Nicht minder als die positiven müssen auch die negativen Einflüsse bei dem Entwicklungsgange eines Charakters in Anschlag gebracht werden.

Dürfen wir aus den spärlichen Andeutungen ein bescheidenes Urtheil wagen, so war Fichte's Mutter wohl, zum Unterschiede — vielleicht auch zu einer nothwendigen Ergänzung — von ihrem weichherzigen und wohl bis an's Unpraktische gutmüthigen Gatten, eine wesentlich energische, positive, thatkräftig auftretende Frau von etwas zusammen geraffter, gedrungener, kantiger Natur, die ihre gut gemeinten, verständigen Ansichten in eigensinniger, rechthaberischer Weise geltend machte, vielleicht um so heftiger und, daß ich so sage, verbissener, je weniger sie alle Mal sogleich einen Erfolg davon sah: so daß

sie schließlich eine von jenen Frauen wurde, als deren hervorstechendste Seite die Zanksucht sich zeigt, während sie doch im innersten Grunde ihres Wesens wohlmeinend und herzensgut sind. Etwas davon, obwohl in vollkommen gereinigter und idealisirter Weise, war auch in ihrem großen Sohne, der auch leiblich ihr Abbild war. Herr Professor J. H. Fichte schreibt mir, daß ihm seine Großmutter noch aus seiner „eignen Kinderzeit als stattliche, untersetzte Frau von mäßiger Größe, bei auffallender Aehnlichkeit mit den Gesichtszügen ihres Sohnes, Johann Gottl. Fichte, gar wohl in der Erinnerung“ lebe. Daß gerade zwei solche harte, feste Charaktere, innerlich und ursprünglich verwandt, doch leicht dazu kommen konnten, sich gegenseitig abzustoßen, liegt auf der Hand und ist psychologisch vollständig erklärbar, namentlich wenn, wie hier, der Vater, passiv sich verhaltend, den Sohn nachsichtig gewähren ließ, wo die praktische, resolute Mutter meinte, den Sohn nach einer langen, mühsamen Vorbereitung zur Erfassung einer geordneten, den nöthigen Lebensunterhalt sicher eintragenden Berufsthätigkeit drängen zu müssen. Ihr Verhältniß zu den übrigen Kindern ist aus den vorliegenden Quellen natürlich nicht so deutlich erkennbar, und jedenfalls überhaupt minder klar durchgebildet gewesen.

Wir haben hier ganze, volle, markige Menschen vor uns, die in einen, wir können wohl sagen echt tragischen, Conflict kommen, weil sie nicht blos jeder nach seiner Meinung, sondern auch jeder in seiner Weise Recht haben, so aber, daß nach allgemeineren, freieren Gesichtspunkten wiederum jedem auch ein gewisses, mehr oder minder großes Unrecht anhaftet, weil er seinen eigenen, individuellen Standpunkt zum absoluten, allein berechtigten machen und dem des Andern nicht auch eine theilweise Berechtigung zugestehen will. Tragisch ist dieser Conflict, weil er der Idee nach, welche die Harmonie und den Frieden fordert, nicht bestehen sollte, und weil er, wie die Dinge nun einmal liegen, doch eben unvermeidlich ist, und weil schließlich auf der einen oder der andern Seite eine Niederlage erfolgen muß, welche, in ihrer Gesammtwirkung das genaue Maß der Schuld überschreitend, das Mitleid und den Antheil des Herzens rege macht und einige wehmüthige Klänge selbst in den Siegesjubel auf der andern Seite mischt. Es braucht wohl kaum ausdrücklich hinzugefügt zu werden, daß jene Differenz im vorliegenden Falle nicht wirklich zu einer äußerlichen Katastrophe kam (war doch Fichte, dem geistig doch der Sieg bleiben mußte, wie er ihm auch von der Geschichte zugesprochen ist, für seine Mutter bis an das Ende ihres und seines Lebens in treuer Sorge thätig): es ist dieses nur eine innerliche Auseinandersetzung gewesen.

Wem das Ganze als eine ungehörige Abschweifung in das ästhetische Gebiet erscheint, der möge Nachsicht üben. Ich glaubte nicht anders jenen beiden wackeren Menschen gerecht werden zu können, wenn ich einmal wagte, von ihnen zu reden; und was mich dazu bestimmte, habe ich oben aus-

gesprochen. — Indessen will ich auch nicht unterlassen hinzuzufügen, daß mir Herr Pastor Werner in Rammenau sagte, im Dorfe gelte Fichte's Mutter mehr für eine stille Frau, von der man nicht Viel wisse, wogegen sein Vater als „der alte Bandmacher“ noch vielfach genannt werde. Dies ist allerdings keine Bestätigung der psychologischen Hypothese, wie ich sie auf Grund des vorliegenden Materials aufgestellt habe; es ist aber auch — scheint mir — keine unbedingte Widerlegung, sondern läßt sich, zumal wenn man den verwischenden Einfluß der Zeit in Anschlag bringt, sehr wohl damit vereinigen. —

Es gereicht mir zu hoher Befriedigung, daß die hier dargelegte Ansicht nachträglich noch von competentester Seite her authentische Bestätigung findet. Herr Prof. Fichte in Tübingen schreibt mir am 7. Juli d. J. über diese ihm mitgetheilte Stelle: . . . . „Damit komme ich auf meine Großmutter und auf dasjenige, was Sie mit gewiß sehr richtiger psychologischer Conjecturalkritik über dieselbe schreiben. Was ich selbst über sie und über ihr Verhältniß zu Mann und Kindern aus eigener Erinnerung und aus den Mittheilungen meiner seligen Mutter weiß, ist folgendes. Sie war noch im Alter (im Jahre 1805 und 1811 besuchte mein Vater mit uns seine Eltern und so schwebt mir das Bild der Großmutter noch in lebhafter Erinnerung vor) eine gerade, stämmig untersetzte Frau, mittlerer Größe, mit Gesichtszügen, die ganz auffallend denen ihres Erstgebornen glichen. Sie galt in der Familie wegen ihres Verstandes und der Energie ihres Willens als die eigentliche Herrscherin, und ohne Zweifel hat mein Vater ihr das Feste, Unerschütterliche seines Charakters als Erbstück zu danken. Deshalb wurde sie aber auch gefürchtet in der Familie, und meiner Mutter Aeußerung, sowie die meines Vaters erklären sich daraus vollständig. Sie war dabei eine Frau von strenger Religiosität, und mein Vater, der wenigstens in den spätern Jahren, wie ich es selbst erlebt habe, seine Mutter mit kindlicher Ehrfurcht als ein ihm ehrwürdiges Wesen behandelte, hat gegen meine Mutter ausdrücklich erwähnt, wie viel er den ersten religiösen Eindrücken verdanke, welche die Mutter ihm eingeflößt. Doch war das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn in seinen Studienjahren allerdings, wie ich aus vielen einzelnen Andeutungen in übriggebliebenen Tagebuchresten und Briefconcepten schließen konnte, ein getrübtes. Der Grund lag aber gerade in ihrer Vorliebe für diesen ältesten Sohn, den sie sich nicht anders denken konnte, denn als Prediger, und in dessen ganz abweichender und excentrischer Laufbahn sie nur die bedenklichste Abweichung vom Pfade des Frommen und Guten erblicken konnte; kurz, sie verstanden einander nicht, es kam zu heftigen Scenen, weshalb er einige Jahre hindurch sogar den Besuch zu Hause gemieden zu haben scheint, und so erklärt sich mir z. B., daß er bei seiner allerdings abenteuerlich erscheinenden Wanderung nach Warschau (Bd. I. S. 119 Aufl. II.) in Bischofswerda blieb und brieflich seinen Vater

und seine Brüder zu sich beschied. Späterhin hat sich dies Verhältniß, wie ich selbst gesehen habe, völlig wieder hergestellt. . . . . Aber leider waren auch in der Familie innere Mißhelligkeiten, unter denen der Großvater sehr viel litt" . . . . .

Die beiden folgenden Briefe tragen kein Datum, scheinen aber im März 1795 geschrieben zu sein, sie zeigen, wie Gotthelfs Reise nach Jena, worauf die gutmüthige und weichere Johanna schon im November 1794 hindeutet und worauf sie ihn immer wieder vertröstet, nach Fichte's klarer und kälterer Einsicht seinen Zwecken gemäß noch weit hinausgeschoben werden mußte.

13.

Mein lieber Bruder,

Es ist mir nicht möglich gewesen, Dir eher auf Deinen letzten Brief zu antworten. Ich habe Dir schon mehrmals gesagt, daß selbst ein kleines Briefchen nicht allemal so gar leicht von mir geschrieben werden kann, weil oft selbst die wenigen dazu erforderlichen Minuten mir fehlen.

Was Du mir über Deine Lage schreibst, kann ich zum Theil wohl glauben. Ich habe manches der Art vorhergesehen, weil ich unsere Schulleute gar wohl kenne, und nicht erwarten konnte, daß Dein Lehrer von der beinah' allgemeinen Regel eine Ausnahme machen würde. — Erkenne aus diesem Ausdruke, daß der Sache nicht wohl zu helfen war, wenn der Zwek erreicht werden sollte.

Das Hauptübel, mein lieber Bruder, liegt in dem Misverhältnisse Deines Alters zu Deiner Lage; ich habe das alles vorhergesehen, und größtentheils es Dir vorhergesagt. Du musteſt diesen Uebeln Dich freiwillig unterwerfen. — Dazu kommt Deine bis jezt gewohnte LebensArt. Es ist kein geringes aus dem beständigen Leben in einer Familie, aus fortdauernder Gesellschaft, sich in die Einsamkeit eines Studierzimmers, und ohne Welt- und Menschenkenntniß, ein Jüngling an Jahren, und ein Kind an Einsicht sich unter fremde Leute eines ganz andern Standes wagen. — Die unangenehmste Nachricht in Deinem Briefe war mir Dein Hang zur Hypochondrie. Ich weiß aber besser, daß es nicht dies, sondern Sehnsucht nach Deiner vorigen Art zu seyn, Sehnsucht nach Hause, u. s. f. ist. Darin wirst Du mir widersprechen; aber Du kannst das nicht beurtheilen; es ist Sehnsucht, die nicht zum Bewußtsein kommt.

Du irrst Dich gänzlich, wenn Du glaubst, daß Du schon jezt mit Nutzen nach Jena kommen könntest; und das ist ein Beweiß, daß Dir noch bis jezt über diejenigen Dinge, die ich Dir gleich anfangs sagte, und schrieb, noch kein Licht aufgegangen ist; daß nemlich zu einem Gelehrten positive Kenntniße gehören. Mein Umgang kann Dir hierin nicht viel nüzen. Denn theils habe ich des Tages gar sehr wenig Zeit übrig, theils verstehst Du mich nur halb; theils kommen die Dinge, die Dir jezt zu lernen nöthig sind, in meinen Gesprächen nicht vor: ich habe nicht Zeit Dich darin zu unterrichten, und bin auch

selbst kein großer Held darin. Endlich aber verhindert es besonders meine jezige Lage ganz und gar Dich, ehe Deine Sitten mehr Feinheit haben, in mein Haus zu nehmen. Ich habe meine sehr triftigen Gründe, zu wollen, daß nichts was mir angehört, auf irgend eine Art dem Tadel des Publicums ausgesezt sey. — Du kannst für Deine Sitten höchstens Schüchternheit, und das Complimentirbuch der kleinstädtischen Welt angenommen haben: das ist für den Anfang nicht übel. Aber darauf muß eine anständige Freimüthigkeit, und eine gewisse Leichtigkeit gesezt werden, und diese kannst Du in Deiner gegenwärtigen Lage nicht annehmen, und ich weiß gar wohl warum. — Ferner weiß ich sehr sicher, daß Du die schöne Rammenauische Sprache noch immer nicht abgelegt hast, und daß diese erst weg wäre, wünsche ich gar sehr.

Dies sind meine Gedanken wegen Deines Anherkommens. Dies ist vor der Hand unmöglich, und bleibt unmöglich, bis ich Dich selbst geprüft habe, und Dich dazu fähig finde. Deinen Wunsch aber von Meissen wegzuseyn, überhaupt misbillige ich nicht: wenn ich nur wüste, wo ich Dich hinthun sollte. Es sind mir zwei Gedanken eingefallen; entweder als Externus nach Schul-Porte. Hierbei würdest Du den Vortheil haben, mit jungen Leuten Deines gleichen bekannt zu werden, welches ein großer Vortheil für das ganze Leben ist; aber leider — würde Dir dabei Deine Unwissenheit in demjenigen, wovon dort alles Ansehen abhängt, im Wege stehen, und es würde eine sehr große Klugheit von Deiner Seite erfordern, Dich zu behaupten, theils wäre auch dort für die Bildung feiner Sitten nicht viel besser gesorgt, als in Meissen. Jedoch, Du wärst mir in der Nähe, und ich könnte vielleicht durch meinen Einfluß und Namen bei den umliegenden Familien etwas vermögen. ([Zusaz am Rande]: Dieser ganze Plan stößt sich besonders daran, ob Du auch genug gelernt haben magst, um in Pforte recipirt zu werden.) Oder, es ist mir eingefallen Dich zum Pastor Bischoff zu thun, der seine schlechte Stelle mit einer sehr guten, auch nicht allzu weit von hier, vertauscht hat. Ich werde in einigen Wochen selbst zu ihm reisen, und die Lage selbst vollkommen prüfen, ehe ich ihm einen Gedanken davon äußere. In der Mitte künftigen Monats sollst Du etwas bestimmtes von mir erfahren.

Wie stehts mit dem Tanzen? Ferner, wie steht es mit Deiner Kleidung, Deinen Büchern, Deiner Börse? — Schreib mir das recht ausführlich, damit ich meine Maasregeln darnach nehmen könne. Deinen Lehrer grüße von mir, und sage ihm: ich bedauere, daß ich ihm Dein Viertel-Jahr-Geld nicht habe schiken können. Es sey mir nicht möglich gewesen, und ich müste ihn bitten zu warten, bis Monat May, wo ich es ihm richtig, und mit Dank übersenden werde.

Bruder Christian hat von Finsterwalde aus an mich geschrieben und mir seine Verheirathung gemeldet. Wenn Du ihm etwa schreibst, so versichre ihn

meines herzlichen Antheils. Ich werde ihm schreiben, sobald ich Zeit haben werde. Eben so an Bruder Gottlob, und meine Eltern.

Dein treuer Bruder

Fichte.

14.

Lieber theurer Bruder! Ich kann meines Mannes Brief nicht vortgehn laßen ohne Ihnen auch ein paar Zeihlen zu schreiben, ohne Ihnen zu sagen daß mein theurer Vatter Sie innig liebt, und herzlich grüßt, daß Er und ich aufrichtig wünschen daß Sie bald bei uns sein mögen; faßen Sie Muth Theurer, die Zeit daß Sie bei uns Leben, wird ja auch nicht mehr so lange dauern, und denn werden Sie Sich das überstanden zu [hier steht, durchstrichen, „haben"] freuen haben.

Daß wir Ihnen so wenig schreiben, ist gewis nicht mangel Liebe, sondern mangel an Zeit, das ist im ganzen ein wirwarvolles Leben hier, daß wenig wahren Genuß schaft, und viel Zeit raubt; Sie werd einmahl selber sehn; ich wünsche nur daß Sie bald kommen, und kann nicht so ganz einsehn warum mein Mann es so aufschiebt, die Lebensart ist hier nicht gar fein, so daß gewis ein jeder sich bald hineinfindt; ich wünschte nur auch Sie einmahl zu sehn Lieber Bruder! Warum können, und sollen Sie uns denn nie besuchen? Sie und ich, wir wollten, unsern Fichte denn schon bekehren, ich glaube immer Er nimt die Sache viel zu strenge. Leben Sie wohl! Guter theurer Bruder, von ganzem Herzen Ihre Fichtin.

In dem nächsten Briefe klingt in bemerkenswerther Weise aus Johanna's durch und durch christlichem Gemüthe eine ergebungsvolle Stimmung heraus, das Gefühl, daß wir auf Erden schon Bürger des Himmels seien, in welchem erst unsere wahre und ewige Heimath sei. So schreibt auch später, gegen Ende des Jahres 1806, Fichte aus Königsberg an seine Gattin: „Ich habe meine Entschiedenheit für das Leben, die in meinem Innern nie zweideutig war, nun auch äußerlich realisirt. Du bist der Erde ohnedies abgestorben, wie das Weib mag, der Mann nie darf noch soll. Du wirst mit dem bescheidenen Platze den ich mir behalten habe in der letztern, vergnügt sein" (I. 371). Als äußerliche Veranlassung zur Offenbarung dieser Denkart in diesem Brief müssen wohl die bis zu gewaltsamen Angriffen gehenden Anfeindungen und Beleidigungen betrachtet werden, mit denen Fichte von den Ordensverbindungen der Studenten verfolgt wurde, die er als die Quellen vielfacher Unsittlichkeit erkannte und darum veranlassen wollte sich aufzulösen.

15.

Jena d. 8. Aprill 1795.

Theurer Bruder!

Schon lange wollt ich Ihnen schreiben, schon lange einliegendes schiken

und immer, und immer gabs Hindernisse: Sie sind eine gar zu gute Seele, da Ihnen mein Geschreibsel angenehm sein kann; freuen thut's mich freylich; da ich mich nun ganz treuherzig hinsezen kann, wenn ich Ihnen schreibe; da ich denken darf, der gute Bruder versteht Dich schon, wie du es meinst, daß ichs gut mit Ihnen meine, das weiß ich, das sagt mir mein Herz, daß Sies aber auch gleich so einsehen, das macht Ihnen Ehre.

Mein Lieber Mann, wird in ein paar Tagen, zu Pastor Bischoff reisen, um wie er hoft, sich zu erholen, und um zu arbeiten; damit er künftig Sommer nicht so starck arbeiten müsse; ich bleibe bey meinem Vatter, welcher sich nicht ganz wohl befindt, und der Haushaltung, welche man nicht gut allein laßen kann; auch muß verschiedenes im Hause ausgebeßert, und verändert werden; so siebts nun bey uns aus Lieber Bruder; was man im ganzen in Jena für eine Art zu leben führt, werden Sie einst selber sehn; es ist wie überhaubt in der Welt, häußliches Glück, können wir uns nur selber schaffen, Stöhrungen von außen, muß man sich nicht laßen zu Herzen gehn; dies ist auch hier höchst nothwendig; so geht ein Jahr, nach dem andern hin, bis wir am Ziehle unsrer Laufbahn hienieden sind; wohl uns, wenn wir viel Gutes, und nicht Böses thaten.

Ich freue mich, daß Sie so Muthvoll, Ihre Zeit, (ich hoffe, und wünsche daß sie nicht mehr lange daure) ausharren; wir wollen uns nachher mit Ihnen drüber freun.

Mein guter Vatter, und Mann grüßen Sie herzlich. Leben Sie wohl, und errinnern Sie Sich dann und wann Ihrer Schwester

Johanna Fichte.

Aufschrift:

Herrn Fichte:

bei dem Herrn Con Rektor Thieme. in .

Inliegend ein Friedrichd'Or Meissen.

(Nur: „Herrn Fichte“ von Johanna's Hand.)

Die erwähnten Mißhelligkeiten bewogen Fichte, Jena auf einige Zeit zu verlassen und den Sommer in Osmannstädt zuzubringen (I. 260); darauf beziehen sich die folgenden Briefe, von denen der erste der Zeitangabe ermangelt.

16.

Theurer Bruder!

Wir werden wahrscheinlich diesen Sommer auf dem Lande Leben, und Sie werden denn zu uns kommen, worauf ich mich herzlich freue; ich werde

Ihnen so bald möglich das bestimmtere drüber schreiben Leben Sie wohl! In Eyl Ihre Schwester

Jo. Fichte nee Rahn

Aufschrift:

Herrn Fichte:
Bey dem H: Conrector Thieme
in
Meissen.

Einliegend einen Friedrichs'dor:

17.

Jena, d. 27. April. 1795.

Da ich durch eine Veranlaßung, worüber mündlich, diesen Sommer frei bekomme, und ihn auf dem Lande zubringen werde, habe ich mich entschlossen, Dich zu mir zu nehmen. Komm daher, sobald Du willst, und kannst. Wenn Du über Leipzig, und Naumburg reisest, so brauchst Du gar nicht nach Jena, sondern hast von Naumburg aus über Auerstedt zu reisen, und da nach dem Dorfe Oßmannstedt zu fragen, welches zwischen Auerstedt und Weimar an der Straße, wie man mir sagt, liegt. In Oßmannstedt auf dem Schloße trifst Du mich. Ich habe daßelbe, welches sehr schön ist, und in einer angenehmen Gegend liegt, für diesen Sommer gemiethet. Da ich Dich bald zu sprechen hoffe, so halte ich nicht für nöthig, Dir noch irgend etwas zu schreiben, wozu ich ohnedies jezt nicht Zeit hätte.

Ich bin jezt selbst mit meiner Caße etwas dürftig eingerichtet. Ich hoffe daher, daß die inliegenden 2. Dukaten hinlänglich seyn werden, um Dir das nöthige zu Deinem Abgange von Meisen zu verschaffen, und um damit die Reise anher zu machen.

Lebe wohl. Es wird sich sehr freuen Dich zu sehen

Dein
Dich liebender Bruder
F.

Aufschrift:

Herrn Fichte:
in
Meissen

Hierin 2. Ducaten

Aus Genasts Memoiren.

Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von Eduard Genast. 2 Theile. Leipzig, Voigt und Günther. 1862.

Abgesehen von den persönlichen Erlebnissen des Verfassers, der einer der achtbarsten Vertreter der Schauspielkunst in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts war und hier überdies ebenso als liebenswürdiger Charakter wie als guter Beobachter und Erzähler auftritt, enthalten diese Tagebuchsblätter, welche mit Hinzurechnung der eingefügten Mittheilungen Anton Genasts, des Vaters*), über die glänzende Epoche der Hofbühne von Weimar die Zeit vom Jahr 1791 bis zu Goethe's Tode umfassen, eine große Anzahl interessanter Beiträge zur Charakteristik bedeutender Männer und Frauen aus der classischen Periode unsrer Literatur und unsres Theaters. Deutlich tritt uns Ton und Wesen namentlich der Weimarschen Gesellschaft vor die Augen. Sehr werthvoll sind die theils aus erster, theils aus zweiter Hand mitgetheilten Anekdoten von Goethe, Schiller, Karl August, der Neumann, Eßlair, den Wolffs u. a. Ebenfalls von großem Interesse ist, was der Verfasser von seinen Bekanntschaften und Erlebnissen während seines Aufenthalts in Dresden, Leipzig, Darmstadt und Berlin erzählt, allerliebst die Schilderung des sächsischen Hofes, hübsch die Zeichnung v. Webers, Tiecks, Ludwig Devrients, der Sonntag und vieler Anderer, mit denen er zu verkehren das Glück hatte.

Indem wir das Buch hiermit warm empfehlen, geben wir im Folgenden einige Bilder und Anekdoten aus den Capiteln über die Zeit, in welcher Goethe, zuerst allein, dann mit Schiller, zuletzt wieder allein, das Weimarsche Theater leitete, und zwar zunächst das Portrait der Christiane Neumann, jenes lieblichen Frauenbildes, das Goethe als „Euphrosyne" verewigt hat.

Christiane Neumann kam mit ihren Eltern im Jahr 1784 zur Belluomoschen Gesellschaft nach Weimar. 1787 trat sie hier zum ersten Mal als Julie im „Räuschchen" auf und gewann sich sofort aller Herzen. Die Herzogin-Wittwe Anna Amalie nahm sich ihrer mit mütterlicher Sorgfalt an, und Corona Schröder widmete sich ihrer fernern Ausbildung. Ihr Vater, ein trefflicher Schauspieler und von Goethe zum Regisseur bestimmt, starb kurz vor Eröffnung des Hoftheaters noch sehr jung an einem hektischen Fieber. Die Tochter entwickelte sich unter Goethe's specieller Leitung sehr früh schon zu

*) Derselbe war bekanntlich zu jener Zeit Regisseur in Weimar.

wunderbarer geistiger und leiblicher Schönheit. Gotter fand sie der Ackermann, der berühmtesten Schauspielerin jener Zeit, vergleichbar. Wieland sagte von ihr, wenn sie nur noch einige Jahre so fortschritte, so würde Deutschland nur eine Schauspielerin haben. Iffland that den Ausspruch, sie könne alles; denn nie würde sie in den künstlerischen Rausch der Empfindsamkeit versinken. Ihre erste bedeutende Rolle war der Arthur im „König Johann", einem Stück, das Goethe selbst in Scene setzte. Zu ihren trefflichsten Darstellungen gehörten: Ophelia, Emilia Galotti, Amalie in den „Räubern", Louise in „Kabale und Liebe", endlich Minna von Barnhelm. Ebenso vollendet waren ihre muntern Charaktere, und selbst Knabenrollen spielte sie mit einer Vollendung, daß sie ein ganzes Publicum über ihr Geschlecht täuschte.

In ihrem vierzehnten Jahre war sie bereits ein vollkommen ausgebildetes, bezaubernd schönes Mädchen. In diesem Alter heirathete sie den Schauspieler Becker, dem sie zwei Jahre später eine Tochter gebar. Nach ihrem Wochenbett trat sie zum ersten Mal als Jakob in „Alte und Neue Zeit" wieder auf und wurde mit unendlichem Jubel vom Publicum begrüßt. Goethe hatte ihr dazu einen Monolog geschrieben, in welchem folgende Stellen vorkamen: „Jakob soll ich heißen? Ein Knabe sein? Das glaubt kein Mensch. Wie viele werden mich nicht sehen und kennen, besonders die, die mich als kleine Christel mit ihrer Freundschaft und Gunst beglückt!" — „Erst ist man klein, wird größer, man gefällt, man liebt — und endlich ist die Frau, die Mutter da, die selbst nicht weiß, was sie zu ihren Kindern sagen soll." Im Jahr 1795 verlor Christiane ihre Mutter an der Auszehrung, 1796 gebar sie abermals eine Tochter, und von da an kränkelte sie. Die viele aufregende Beschäftigung rieb ihre Kräfte vollends auf. 1797 reiste sie zwar noch mit der Gesellschaft nach Lauchstedt, erkrankte aber dort so heftig, daß Karl August ihr den bequemsten Reisewagen schickte, um sie nach Weimar zurückzubringen. Sofort wurden aus Jena die berühmten Aerzte Hufeland und Starke geholt; aber alle Kunst war hier vergeblich. Christiane starb am 22. September im noch nicht vollendeten zwanzigsten Lebensjahre. Die Trauer um sie war eine allgemeine. Auf dem Theater wurde eine Todtenfeier gehalten, von deren Ertrag man der Dahingeschiedenen im Rosengarten ein Denkmal errichtete. Schöner und unvergänglicher ist das Denkmal, welches ihr Goethe in seinem Gedicht gesetzt hat. Zu einer Stelle dieser rührenden Elegie — dem Vers: „drohtest mit grimmiger Gluth den armen Augen" — gibt Genast eine dankenswerthe Erläuterung.

„Bei der Hauptprobe (des „„König Johann"") zeigte Christiane (als Arthur) nicht genug Entsetzen vor dem glühenden Eisen. Ungeduldig hierüber riß Goethe dem Darsteller des Hubert das Eisen aus der Hand und stürzte mit solch grimmigem Blick auf das Mädchen zu, daß dieses entsetzt und zitternd zurückwich und ohnmächtig zu Boden sank. Erschrocken kniete nun Goethe zu

ihr nieder, nahm sie in seine Arme und rief nach Wasser. Als sie die Augen wieder aufschlug, lächelte sie ihm zu, küßte seine Hand und bot ihm dann den Mund; eine schöne und rührende Offenbarung der väterlichen und kindlichen Zuneigung beider zu einander."

Wir lassen nun einige Auszüge aus dem folgen, was von Schillers Wirken an der Weimarschen Bühne erzählt wird. Schillers Bescheidenheit, namentlich bei seinen eigenen Werken, war fast übertrieben. Bei den Proben zum „Macbeth", der am 14. Mai 1800 zum ersten Mal aufgeführt wurde, war die Rolle des Macbeth dem Schauspieler Vohs zugetheilt. Derselbe hatte nicht gut gelernt und bedurfte des Souffleurs mehr als billig, selbst bei der Hauptprobe. „Goethe," so erzählt A. Genast, „schwoll nun die Zornesader, und er rief, da ich zu fungiren hatte, mit seiner mächtigen Stimme: „Herr G'nast, verfügen Sie sich zu mir herab." Er, Schiller und Meyer saßen im Parterre, und der zweite Act war eben zu Ende. „Was ist denn das mit diesem Herrn Vohs?" fuhr er mich an. „Der Mann kann ja kein Wort von seiner Rolle, wie will er denn den Macbeth spielen? Sollen wir uns vor den höchsten Herrschaften und dem Publicum blamiren? Man sistire das Stück für morgen, und Sie brauchen das Warum weder vor Herrn Vohs noch vor dem Personal zu verschweigen." Schiller suchte Goethe's Zorn zu beschwichtigen und rühmte die künstlerische Ruhe von Vohs, seine Genialität, die ihn gewiß bei der Darstellung über diese Klippe hinwegführen würde; denn die Auffassung des Charakters sei doch vortrefflich. Auch ich stimmte der Ansicht Schillers bei, und Goethe, der schon aufgestanden war, um das Theater zu verlassen, fügte sich endlich.

Die Vorstellung fand den andern Tag statt. Der Andrang des Publicums war enorm, der Beifall steigerte sich von Act zu Act, und namentlich war es Vohs, der das Publicum enthusiasmirte. Nach dem zweiten Act kam Schiller auf die Bühne und fragte in seinem herzigen schwäbischen Dialekt: „Wo ischt der Vohs?" Dieser trat ihm mit etwas verlegner Miene und gesenktem Kopf entgegen. Schiller umarmte ihn und sagte: „Nein, Vohs! Ich muß Ihne sage: meischterhaft! meischterhaft! Aber nun ziehe Sie sich zum dritte Act um." Dann wandte sich Schiller mit den Worten zu mir: „Sehe Sie, Genascht, wir habbe recht gehabt. Er hat zwar ganz andre Vers gesproche, als ich sie geschriebe hab, aber er ischt trefflich."

Ebenso freundlich, nachsichtig und bescheiden zeigte sich der Dichter in andern Fällen, und mit der größten Geduld widerlegte er oft ganz widersinnige Ansichten der Schauspieler. „Einmal jedoch riß der Faden seiner Geduld. Wir hatten den „Tancred" nach Voltaire von Goethe schon einige Male aufgeführt. Bei einer abermaligen Wiederholung desselben hielt Schiller die Probe ab, und Goethe hatte ihn ersucht, ein wachsames Auge auf Haide zu haben, der den

Tancred spielte, daß er nicht, wie bei der letzten Darstellung, die höchsten Töne seines Organes anschlage und sich der ewigen Malerei mit den Händen und Armen enthalten sollte. Der gute Haide hatte sich aber in diesen Fehler, den Goethe schon oft an ihm gerügt, förmlich verbissen. Auch die Warnungen Schillers fruchteten zu nichts. Er wollte diesem sogar seine Gründe auf das Breiteste auseinandersetzen. Das brachte Schiller aus seiner würdevollen Ruhe heraus, und er rief voller Zorn: „Ei was! Mache Sie's, wie ich's Ihne sage und wie's der Goethe habbe will. Und er hat Recht — es ischt ä Graus, das ewige Vagire mit dene Händ und das Hinaufpfeife bei der Recitation!" Haide stand wie vom Donner gerührt; denn so war Schiller noch nie aufgetreten."

Schiller recitirte und spielte zuweilen in den Proben den Schauspielern einzelne Stellen vor. Sein Vortrag wäre sehr schön gewesen, wenn sein Dialekt die Wirkung nicht hier und da etwas abgeschwächt hätte. Aber trotzdem, daß seine Haltung steif und gebückt, seine Bewegungen durchaus nicht plastisch waren, riß er alle durch sein Feuer und seine Phantasie zur Begeisterung hin. „Er war in der Karlsschule erzogen, wo bei den damaligen dramatischen Uebungen der Schüler die Unnatur der französischen Tragöden als Norm galt, und diese trat zuweilen bei seiner Rhetorik, wenn auch nicht störend hervor. Besonders liebte er den Schluß einer Rede mit gewaltigem Pathos ins Publicum zu schleudern, und das an und für sich Grelle wünschte er öfters noch greller hervorgehoben. Daß Alba im fünften Act des „Egmont" als Henker mit großem rothen Mantel und tief ins Gesicht gedrücktem Hut erscheinen mußte, geschah auf seine (also nicht, wie Palleske berichtet, auf Goethe's oder Ifflands) Anordnung. Ferner wünschte Schiller nach der ersten Aufführung des „Macbeth", daß die Teller, welche die Lady spielte, bei der Wiederholung des Stücks nach der Ermordungsscene die Hände ein wenig roth anstreiche, damit das Ringen derselben im fünften Act dem Publicum verständlicher würde. Goethe aber wußte ihn von dem Gedanken abzubringen, der übrigens nicht sein eigen war, sondern von England stammt, wo allerdings die Lady nach dieser Scene mit bluttriefenden Händen erscheint, die sie bei den Worten: „Meine Hände sind blutig wie die deinen" förmlich auswindet."

Acht Tage vor seinem Tode besuchte er noch das Theater. „Ich stand," so berichtet A. Genast, „am Eingang desselben, als er kam. Er grüßte mich mit den Worten: „Guten Abend, Genast! Goethe hat mich bis an das Palais begleitet. Er kommt heute nicht, aber ich will mir das Stück doch ansehen. Kotzebue ist zwar nicht mein Mann, aber er kennt das Theater." Ich war erschrocken über sein blasses Gesicht mit fast gläsernen Augen. Den andern Tag ging ich in geschäftlicher Beziehung zu ihm. Der Bediente sagte mir, daß sein Herr eine sehr schlimme Nacht gehabt habe und zu Bett läge. Trotzdem empfing

r mich mit seiner gewohnten Milde. „„Ja ja, mein lieber Genast, da liege ich wieder,““ sagte er. „„Mit Goethe geht es heute auch nicht gut, ich habe zu ihm geschickt. Seine kräftige Natur hilft ihm über alles hinaus. Er wird genesen, wer weiß aber, was uns die nächste Stunde schwarz verschleiert bringt? Unsre Körper werden scheiden, aber unsre Seelen werden ewig zusammenleben.““ Darauf gab er mir einige Befehle und reichte mir zum Abschied die Hand, die fieberisch brannte. Mit tiefer Wehmuth verließ ich sein einfaches Stübchen, um ihn nur auf der Bahre wiederzusehen.

Unser Jammer war groß. Aber keiner wagte, sein Dahinscheiden Goethe mitzutheilen, und doch wußte man nicht, wie man es anfangen sollte, ohne seinen Befehl die nächste Vorstellung zu sistiren. Endlich legte sich die Jagemann ins Mittel und erklärte dem Herzog unumwunden, daß sie in ihrer Stimmung nicht Komödie spielen könne. Darauf wurde auf Befehl des Herzogs Sonnabend, den 10. Mai die Bühne geschlossen. Statt des Theaterzettels erschien den andern Tag folgende aus einer Kanzlei hervorgegangene Bekanntmachung:

„Weimar, den 10. Mai 1805.

Bei der traurigen Stimmung, welche durch das Ableben des allgemein geschätzten und um das deutsche Theater so sehr verdienten Herrn Hofrath von Schiller, allhier, besonders bei dem Personale des fürstlichen Hoftheaters hervorgerufen worden, wird auf Ansuchen desselben die morgende Darstellung mit gnädigster Zustimmung ausgesetzt.“

Alle diese Vorkommnisse waren Goethe, der selbst bettlägerig war, bis nach der Beerdigung Schillers verheimlicht worden. Erst Sonntag, den 12. theilte sein Sohn August ihm die Trauerkunde mit. Darauf soll er den Befehl ertheilt haben, Niemand, wer es auch sei, zu ihm zu lassen. Einige Zeit darauf führten mich dringende Geschäfte zu ihm; mit Zittern und Zagen trat ich den Weg an. Er empfing mich mit ernster Miene, äußerte aber kein Wort über Schillers Dahinscheiden. Als ich seine Befehle eingeholt hatte, wollte ich mich entfernen, da rief er: „Noch eins! Sagt dem, der die sonderbare Annonce über den Tod meines Freundes verfaßt hat, er hätte es sollen bleiben lassen! Wenn ein Schiller stirbt, bedarf es dem Publicum gegenüber wegen einer ausgefallenen Theatervorstellung keiner Entschuldigung.“

Zum Schluß möge uns E. Genast nach eigner Beobachtung Goethe's Methode, Stücke von Bedeutung mit den Schauspielern einzuüben, schildern. Es ist im Jahr 1815 und die „Zenobia“ von Calderon soll in einer Leseprobe durchgegangen werden.

„Ein langer grünbehangner Tisch stand in der Mitte von Goethe's Empfangszimmer. Obenan nahm er seinen Platz, ihm gegenüber, am Ende der Tafel, der Regisseur. Zur Rechten von Goethe saß die Wolff, zur Linken Oels. Die Uebrigen reihten sich der Ordnung gemäß an. Der junge Nachwuchs bildete

den Schluß. Ich hatte die Ehre, neben meinem Papa zu sitzen. Vier Exemplare lagen auf dem Tisch, wovon eins Goethe, ein zweites mein Vater und die beiden andern die Wolff und Oels in Besitz nahmen. Mein Vater flüsterte mir zu: „Nimm dich zusammen." Du lieber Gott, was brauchte ich mich denn da zusammenzunehmen; ich hatte ja nur ein paar Worte zu sagen, und die wußte ich bereits auswendig!

Goethe las nun die Namen der handelnden Personen, dann gab er mit einem Schlüssel, womit er auf den Tisch klopfte, das Zeichen zum Beginn, und Oels fing an zu lesen. Auf ein abermaliges Klopfen las Madame Wolff weiter, und Oels gab sein Buch an seinen Nachbar. Ein Gleiches that dann die Wolff. So gingen die Bücher von Hand zu Hand. Nun war mir klar, was der Herr Papa mit dem „Nimm dich zusammen" gemeint hatte. Nun sah ich erst, welch kitzliche Sache es ist, Calderonsche Verse correct vom Blatt zu lesen und dabei einigen Ausdruck hineinzulegen. Zum Glück hatte ich das Stück auf meines Vaters Pult vorgefunden und für mich gelesen. Der Rhythmus und das Tempo wurden mir durch Oels und die Wolff trefflich angegeben, und so sah ich denn mit einiger Ruhe dem Zeitpunkt entgegen, wo das Klopfen des Schlüssels mich aufrufen würde.

Solche Leseproben hatten das Gute, daß sie die Aufmerksamkeit aller Mitwirkenden verlangten und man eine genaue Kenntniß des Ganzen erhielt. Von derartigen Vorbereitungen ist heutigen Tags freilich nicht mehr die Rede, und die jetzige Generation der dramatischen Darsteller würde Zumuthungen dieser Art als Beleidigungen betrachten. Bei der zweiten Leseprobe wurden die Rollen collationirt und bei der dritten im Charakter gelesen.

Die Schauspieler erhielten Zeit genug zum Memoriren ihrer Rollen, sie mußten derselben aber auch schon bei der ersten Theaterprobe mächtig sein, wenn sie Goethe nicht sehr heftig sehen wollten. Ein Beispiel war folgendes. Bei der ersten Probe zur „Zenobia" trat Unzelmann, sonst ein sehr fleißiger Schauspieler und ein Liebling Goethe's, mit der Rolle in der Hand auf die Scene und las seine Aufgabe ab. Sogleich ertönte Goethe's mächtige Stimme aus seiner Loge, die sich im Hintergrund des Parterre befand: „Ich bin es nicht gewöhnt, daß man seine Aufgabe abliest." Unzelmann entschuldigte sich mit dem Bemerken, daß seine Frau seit mehren Tagen krank darniederliege und er deshalb nicht zum Lernen hätte kommen können. „Ei was!" rief Goethe, „der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Nacht mit eingerechnet!" Unzelmann trat bis an das Proscenium vor und sagte: „Ew. Excellenz haben vollkommen Recht! Der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Nacht mit eingerechnet. Aber ebenso gut wie der Staatsmann und Dichter der Nachtruhe bedarf, bedarf ihrer auch der arme Schauspieler, der öfters Possen reißen muß, wenn ihm das Herz blutet. Ew. Excellenz wissen, daß ich stets meiner Pflicht nachkomme; aber in

solchem Fall bin ich wohl zu entschuldigen." Diese kühne Rede erregte allgemeines Erstaunen, und jeder stand erwartungsvoll, was nun kommen würde. Nach einer Pause rief Goethe mit kräftiger Stimme: „Die Antwort paßt! Weiter!"

Bald nachher kam ein anderer Unglücklicher an die Reihe — unser Erzähler selbst. „Ich spielte," berichtet er, „den Hauptmann der Zenobia, der den Aurelianus gefangen zu nehmen und nur wenige Worte zu sprechen hat. Mit großer Sicherheit trat ich aus der vierten Coulisse und schritt mit Würde über die Bühne, um meine Heldenthat zu vollbringen. Da ertönte es: „Schlecht! So nimmt man keinen Kaiser gefangen. Noch einmal!" Ich kam also noch einmal, dann zum dritten, vierten und fünften Mal, und immer blieb der Ausspruch derselbe, nur daß er bei jeder Wiederholung markiger wurde. Ganz zerknirscht wagte ich endlich die bescheidene Frage: „Excellenz, wie soll ichs denn nur machen?" — „Anders!" war die belehrende Antwort. Ja, das war leicht gesagt, aber wie? Mein Herr Papa, der seinen Sitz rechts im Proscenium hatte, warf mir schon längst ingrimmige Blicke zu. Aber der hatte gut werfen. Ich hätte mich lieber selbst hinauswerfen mögen, um der Qual und Schande zu entgehen.

So trat ich denn den schauerlichen Gang zum sechsten Mal an, um es „anders" zu machen, aber es blieb beim Alten. Da rief der Gewaltige: „Ich werde Dir es vormachen." Nach einer Weile betrat er in seinem langen blauen Radmantel, den Hut halb schräg auf seinem Jupiterhaupte, die Bühne. Er nahm mir das Schwert aus der Hand, stellte mich als Zuschauer in den Vordergrund und kam nun mit einem martialischen Gesicht und mit Hahnenschritten im rascheſten Tempo auf den Aurelianus losgestürzt, das Schwert drohend über dessen Haupte schwingend.

Das war allerdings ganz anders, als ich es gemacht hatte, aber ich wußte nun, wie er es wollte und ahmte ihm treu nach. Da kniff er mich mit dem Zeige- und Mittelfinger, wie seine Art war, wenn er seine Zufriedenheit zu erkennen geben wollte, in die Backe, daß ich laut hätte aufschreien mögen, und ging dann wieder hinab in seine Loge. Mein Vater aber wandte sich mit einem sarkastisch-freundlichen Lächeln gegen mich und flüsterte mir über die Achsel zu: „Ich breche Dir den Hals, wenn Du es so machst."

Das letzte Bankett der Wallensteinschen Generale.

Gemälde von Julius Scholz.

Gute Bilder sind, wie man weiß, ebenso selten wie ein gutes Gedicht. Wir glauben unsere Zeit daher im Interesse Vieler zu nützen, wenn wir das hier in Dresden ohnlängst vollendete und mannigfach bewunderte Bild zu allgemeiner Aufmerksamkeit empfehlen. Es hat Ursprünglichkeit, Fülle der Kraft, Lebendigkeit, Heiterkeit und muthet den Beschauer mit dem ganzen Zauber einer genialen Schöpfung an.

Wir wollen einem so freigebigen Lob gleich dasjenige hinzufügen, was demselben die Bedeutung ernster Ueberlegung geben kann. Wenn man an einem Kunstwerke Freude hat, ungeachtet man erhebliche Mängel in ihm erkennt, so steigert sich dadurch nur noch das Maß des Gebotenen, Erstrebten und theilweise Erreichten. Man bleibt um so weniger in Zweifel, ob man in Wirklichkeit mit mehr als Gewöhnlichem zu thun hat.

Neben dem Genusse also, den dieses Bild durch frische, naturwüchsige Auffassung, gute Zeichnung, ungequälte Pinselführung, wohlthuend die Stimmung schonende Farbe und andere Vorzüge bereitet, machen sich Uebelstände geltend, welche die reine Wirkung des Gebotenen, je mehr wir uns ihrer zu vergewissern suchen, in mehr als einer Hinsicht beeinträchtigen.

Zuvörderst läßt sich die Frage nicht wohl abweisen, ist der Stoff für ein historisches Bild glücklich gewählt? Die Verbindung für historische Kunst — und schon deshalb fordert dies Werk eine ernste Würdigung heraus — hat vor einigen Jahren die betreffende Skizze unter vielen mitbewerbenden Entwürfen ausgezeichnet und die Ausführung für 2000 Thaler bestellt. Das Wort historisch hat also für das hier in Rede stehende Werk eine nicht ganz leichtwiegende Bedeutung, vielmehr mußte die Aufgabe unter allen Umständen eine wirklich historische bleiben, selbst wenn dem Künstler während der Ausführung dieselbe Frage aufgestiegen sein sollte, welche jetzt, wie wir zur Genüge beobachten konnten, den Beschauer stört und verwirrt, die Frage: gibt es noch eine Möglichkeit, das berühmte Bankett nach den dürftigen historischen Quellen darzustellen, während das Bankett des Trauerspiels mit seiner Fülle von Bein und Fleisch gewordenen Figuren vor aller Seele steht?

Daß man so fragen kann, ist ein Unglück für das Bild. Es hat zu viel von dem Trauerspielbankett, um von vornherein jeden Versuch, sich die Gruppen nach den bekannten Persönlichkeiten zu ordnen, im Keime zu ersticken;

und wieder auch hat es doch zu wenig Bedeutsames aus sonstigen Ueberlieferungen, um den Abstand zwischen Tragödie und Historie unzweifelhaft als ersten Eindruck herauszukehren. Wir sehen zwar einen Octavio Piccolomini, welcher, nach einem Porträt dieses Mannes gearbeitet, den Octavio der Tragödie uns völlig verrückt, aber ideale Gestalten, wie sie Schiller hinzudichtete, bringen uns im nächsten Augenblick wieder auf die Fährte des Max und andrer Persönlichkeiten, und so schwanken wir — oder wenn nicht wir, so doch unsre Nachbarn rechts und links — zwischen Schillers Jamben und Schillers Prosa, ohne über dies Schaukeln zum ruhigen Genuß zu kommen.

Es lohnte sich der Mühe, die Grenzen des Darstellbaren auch einmal von den hier angedeuteten Gesichtspunkten aus zu untersuchen und festzustellen. Da in dieser Provinz der Kunstregeln fast noch alles regellos in der Irre schweift, so kann der Gegenstand an dieser Stelle nur gestreift werden, wenn auch mit dem Wunsche, daß die Aesthetik das Fehlende bald nachholen möge. Bis dahin werden die Künstler sich füglich von dem bedenklichen Gebiete, wo Bühne und Ueberlieferung einander befehden, fern halten. Egmont und Horn waren selbst für Gallait nur in jenem sechsten Acte, welcher über die Tragödie hinausreicht, noch brauchbar.

Wir kommen zu einer andern Seite des Bildes, um deretwillen wir eher mit dem Künstler rechten möchten, wenn anders wir es nicht mit einer Schöpfung zu thun hätten, deren Schwerpunkt wir gar nicht in der Vollendung der geistigen Composition zu suchen brauchen.

Wir meinen die vernachlässigte Sonderung der Figuren in kaiserlich und Wallensteinisch Gesinnte — versteht sich nicht in parlamentarisch geschiedene Gruppen, wohl aber in einer dem Beschauer verständlichen Vortragsweise. Gab es bei dem historischen Bankett solche strenge markirte Gegensätze? Wenn es deren nicht gab, so büßt der Vorgang ein gut Theil seiner Spannung ein und sinkt im Werthe. Wenn es deren gab, so mußte uns klar werden, wer von den Anwesenden die Pläne Illos unterstützt, wer nicht. „Aber," hören wir einwenden, „Octavio unterstützt sie vielleicht zum Schein, um Wallenstein tiefer zu verstricken; wie soll man dem Beschauer verständlich machen, daß dieser ein aufrichtiger Rebell und jener ein falscher?" Diese Frage, entgegnen wir, hat sich der Maler selbst zu beantworten. Geht die Forderung über die Grenze des Möglichen hinaus, so mag er sich darüber klar werden, daß er über die Grenze seiner Kunst hinaus wollte. Eins von Beiden kann nur der Fall sein, wenn anders seine Darstellung selbst nicht als unzureichend angesehen werden soll. Denn ein Kunstwerk darf keine Fragen anregen, die störend an die engen Grenzen der betreffenden Kunst erinnern. Geruch, Gesang, Geschmack z. B. kann die Malerei nicht darstellen, nur Riechende, Singende, Schmeckende. Erhebt sie nun aber nicht das Riechen, sondern den Geruch zur Hauptsache ihres Bildes,

so erinnert sie an ihre Unfähigkeit, den Geruch darzustellen. Wenn wir diese Regel auf innere Vorgänge anwenden, die sich unserm Auge entziehen oder doch nur unter einem falschen Winkel darbieten, so überzeugen wir uns ohne Mühe, wo sich das Wollen des Malers zu bescheiden hat.

Es ist, wie man sieht, nicht unsere Absicht, Andres als allgemein gültige Betrachtungen an dieses Bild zu knüpfen. Seine Rundreise hat erst eben begonnen. Ohne alle Frage wird es dem in weiteren Kreisen noch wenig bekannten Künstler zahlreiche Freunde erwerben und ihm den Weg zu gesteigerten Erfolgen bahnen. Wir verzichten daher auch auf eine eingehende Beschreibung, zumal sie doch nicht im Stande wäre, den eigentlichen Reiz des Bildes zu veranschaulichen. Der Gegenstand selbst ist ja ohnehin bekannt genug. Suchen wir dafür noch eine andere Lehre aus dem Gegenstande zu ziehen. Wer Paul Veronese in seiner heitern, üppigen Festlichkeit liebt, wird mit Wohlgefallen einen Strahl dieses Genius in der Auffassung des Ganzen wieder zu finden glauben; er wird bei dieser Wahrnehmung den Nebengedanken nicht abweisen können, daß, wie bei dem großen Veroneser zwischen dem heiligen Stoff und dessen weltlicher Wiedergabe, so hier zwischen dem historischen Stoff und seiner Verbildlichung, eine Lücke offen bleibt, über welche nur ein großes Talent uns einigermaßen hinwegzuhelfen vermag. Es führt uns dieser Gedankengang auf die Bedenken zurück, welche die Wahl des Stoffs selbst betrafen und hier zwar von einer andern Seite. Wenn Paul Veronese das Gastmahl des Levy, die Hochzeit zu Canaan oder andere Feste zum Vorwurf wählte, so drückt er geflissentlich den ethischen Kernpunkt der biblischen Erzählung unter die Pracht und Fülle des Festes selbst hinab, und sein Werk hat zuletzt nicht mehr Heiliges, als z. B. eine Bachsche Gigue Tanzartiges enthält. Ohne Zweifel bleibt jene Uebersetzung ins Profane eine Art Rationalismus, gegen welchen vom Standpunkt der reinen Kunstgattungen viele Einwände zn erheben sind, und wir wollen die damit begangene Grenzenverletzung nicht in Schutz nehmen. Wohl aber darf man, als einen feinen Zug in diesen profan-heiligen Bildern, anerkennen, daß in der Compositionsweise nirgend die Absicht durchschimmert, die sorglose Heiterkeit der Handlung einem tieferen Inhalte zu opfern. Und hier zeigt sich's, wie ein Vorzug der einen Art zu einem bedenklichen Nachtheile der andern Art werden kann. Das letzte große Bankett der Wallensteinschen Heerführer wäre auch für P. Veronese ein köstlicher Vorwurf gewesen. Die reiche Fülle von Nationalitäten, die Pracht und der Glanz eines tafelnden Haufens beutelustiger Haudegen, die bunte Musterkarte von Waffen und Trachten, die strahlenden Trinkgeschirre, das ganze Drum und Dran einer Zeit, in welcher alle Schatzkammern und Truhen im deutschen Reiche mittelst der Schwertspitze aufgeschlossen worden waren — es fehlte nichts zu einem echt Veroneseschen Bilde. Aber instinctiv oder mit gutem Vorbedacht hätte der Meister des Festlichfreudigen

seine Darstellung vor einem bedeutungsvollen Mittelpunkt behütet. Nirgend nimmt er auch nur einen Anlauf seine Composition in einer Weise zu concentriren, wie es z. B. — es gibt keine lehrreichere Parallele — Leonardo da Vinci in seinem Abendmahl gethan hat. Diesen Mittelpunkt hat sich der moderne Künstler nicht nehmen lassen wollen. In vorzüglich gelungener Darstellung gibt er uns im Kernpunkt des ganzen Bildes das Zusammenwirken Illos und Terzkys zum Erpressen einer rebellischen Unterschrift. Hiermit verzichtet er auf jenes andere Genre und berechtigt zu Forderungen, welche nach der übrigen Anlage des Bildes nicht erfüllt werden konnten.

Es bleibt wahr: die Fehler des Talents sind zwar die gefährlichsten Verführer, aber doch zuletzt die besten Wegweiser zum Rechten. Bei einem mittelmäßigen Bilde würde sich der Beschauer mit untergeordneten Mängeln herumzuschlagen haben. Ein Werk, das kühne Perspectiven aufschließt, drängt mit diesem seinem Vorzuge unwillkürlich über das ganze Gebiet des Darstellbaren hinaus und regt Fragen auf, die der gesammten Kunstgattung zu statten kommen. Wie wenig sie bis heute in genügender Weise beantwortet sind, das mag diese kurze Anregung in Erinnerung bringen. R. W.

Ein neuentdecktes Bild von Lessing.

Bekannt ist die aus Karl Lessings Biographie seines großen Bruders stammende Anekdote aus Gotthold Ephraim Lessings Jugend, nach welcher derselbe, als er in seinem fünften Jahre gemalt werden sollte und der dazu bestellte Künstler ihn mit einem Vogelbauer darstellen wollte, sich das verbat und entweder mit einem großen Haufen Bücher oder gar nicht gemalt sein wollte. Der Maler — es war derselbe, der dem Knaben später Zeichenunterricht ertheilte — fügte sich dem kleinen Bücherfreunde, und das Bild lebte geraume Zeit mit der Anekdote fort. Später verloren gegangen, wurde es vor einiger Zeit in einer Dachkammer der Kirche zu Kamenz unter altem Gerümpel wieder aufgefunden und dem dortigen Lessingstift übergeben. Hier sah es dann Professor Hettner aus Dresden, der sich dadurch veranlaßt fand, den Fund in weitern Kreisen bekannt zu machen. Derselbe sagte darüber im „Dresdener Journal“ ungefähr folgendes:

Das Bild ist nicht, wie die Schilderung des Biographen Lessings ver-

muthen läßt, ein einzelnes Portrait, sondern ein Bild mit einer portraithaften Knabengruppe. Rechts sitzt der junge Gotthold Ephraim Lessing, nicht im Alter von fünf, sondern von sieben bis acht Jahren. Fröhlich aufblickend hat er die linke Hand auf ein auf seinen Knieen liegendes offnes Buch gelegt, während er die Rechte nach einigen andern Büchern ausstreckt, welche zu seinen Füßen liegen. Links sitzt ein jüngerer Bruder, an dessen Seite ein Lamm steht, welchem der Knabe eine Aehre reicht. Gotthold Ephraim Lessing trägt einen rothen Rock und Hosen und Strümpfe von gleicher Farbe, der jüngere Bruder, dessen Haltung den künftigen Prediger anzudeuten scheint, ist schwarz gekleidet. Dieser jüngere Bruder ist nicht, wie die Inschrift des Bildes sagt, Karl Lessing, der jüngste unter allen Geschwistern des großen Dichters und Kritikers, sondern vielmehr Theophilus Lessing, der am 12. November 1732 geboren war und im Jahr 1808 als Rector in Chemnitz starb. Er hat sich durch nichts ausgezeichnet, als durch seine Geschicklichkeit im Anfertigen lateinischer Verse.

Lessing hat völlig Recht gehabt, wenn er den Maler dieses Bildes gegen seinen Bruder Karl als einen „nicht ganz schlechten Künstler" bezeichnete. Allerdings leidet das Bild an argen Verzeichnungen, namentlich in der Behandlung des Unterkörpers; aber im Ganzen macht es einen erfreulichen Eindruck. Die Gruppe ist sehr gefällig und malerisch geordnet. In den Farben liegt, obwohl sie sehr nachgedunkelt sind, eine glückliche Stimmung. Der landschaftliche Hintergrund ist weit und liebevoll ausgeführt. Und vor allem der Ausdruck der kindlichen Gesichter selbst ist unbefangen und äußerst lebendig und ansprechend. Merkwürdig ist, zu sehen, wie fest und bestimmt in den Gesichtszügen des Knaben schon die des Mannes vorgezeichnet erscheinen. Eine hohe Stirn, weite helle Augen, die Nase breit und energisch vortretend, um den Mund ein munteres und freundliches Lächeln. Es ist kein schöner Knabe, aber ein Knabe voll kecker Lebhaftigkeit und klar ausgesprochner Begabung.

Es gibt wohl kaum ein zweites Beispiel, daß wir von einem unsrer großen Männer, sofern sie nicht Fürsten waren, ein so frühzeitiges Jugendbild besitzen, und so schien der Wunsch, den Professor Hettner an seine ersten Mittheilungen über dessen Entdeckung knüpfte, daß dieses Bild im Kamenzer Lessingsstift recht bald auf die eine oder die andere Weise vervielfältigt werden möge, ein sehr gerechtfertigter.

Jetzt haben wir die Freude, anzeigen zu können, daß jener Wunsch erfüllt worden ist. Ein junger Dresdner Künstler, Herr Clauß aus Kamenz, hat das Bild in treuester und gelungenster Weise nachgezeichnet und eine Anzahl von Photographien dieser seiner Zeichnung der Buchhandlung von Ch. G. Ernst am Ende in Dresden in Commission übergeben. (Eine Photographirung des Originals selbst stellte sich bei dem beschädigten Zustande desselben als unthun-

... heraus.) Diese sehr sauber ausgeführten Blätter, von denen uns ein ...emplar vorliegt, verdienen warme Empfehlung, die wir ihnen gern auch in ... Bl. zu Theil werden lassen. Das Bild Lessings ist ein Portrait, welches die ...ürgschaft der Wahrheit in sich selbst trägt, und wer möchte sich nicht freuen, ... sicherer Weise zu erfahren, wie einer der ersten Heroen unsrer Literatur schon als Knabe aussah.

A. Teulets großes Quellenwerk.

Relations Politiques de la France et de l'Espagne avec l'Ecosse au XVI. siècle; papiers d'état, pièces et documents inédits ou peu connus, tirés des Bibliothèques et Archives de France publiés par Alexandre Teulet, archiviste aux Archives de l'Empire. Paris. Veuve Jules Rénouard. 1862. (5 Bände. 10 Francs der Band.)

Der Verfasser dieses Quellenwerkes ist der Director der politischen Ab...theilung des Staatsarchivs in Paris. Geschichtsforschern ist er seit einer Reihe von Jahren durch seine Veröffentlichung von Urkunden bekannt, die sich meist auf Schottland während des sechszehnten Jahrhunderts beziehen. Es ist kaum nöthig hier anzudeuten, daß Schottland damals eine bedeutende Rolle in der Geschichte Europa's spielte. Französischer, spanischer und englischer Einfluß wurde mit aller Macht am Hofe von Edinburg geltend gemacht, um Schottland der einen oder der andern politisch-religiösen Partei Europa's dienstbar zu machen. Das Land war klein, die Schotten waren aber kriegerisch und ...ige Parteigänger. Dazu kam, daß die geographische Lage Schottlands es in den Stand setzte, England im Norden zu beschäftigen und dadurch von der Theilnahme an continentalen Händeln zurückzuhalten. Um es klarer zu machen, wie sehr Schottland im 16. Jahrhundert in die große Politik Europa's verwebt war, ... es nur nöthig, an Maria Stuart und die spanische Armada zu erinnern.

Vor etwa 30 oder 40 Jahren fing man zuerst in Schottland an, sich ... für die Geschichte des Landes zu interessiren, und Clubs oder Privatgesell...schaften unternahmen es, die Geschichtsquellen, die in öffentlichen und in Privat...sammlungen zu finden waren, ans Licht zu bringen. Manche werthvolle Docu...mente sind in der Weise publicirt worden. Dessenungeachtet stellte sich bald heraus, daß Schottland arm an historischen Urkunden ist. Es soll einst reich

in dieser Beziehung gewesen sein, und die gewöhnliche Annahme ist, daß die Calvinisten in ihrem Zerstörungseifer die Archive der Klöster und des Adels schonungslos vertilgt haben. Frankreich, von der andern Seite, ist besonders reich an Urkunden für die Geschichte Schottlands im 16. Jahrhundert. Die intimste politische Allianz zwischen beiden Ländern, die eine Erbschaft früherer Jahrhunderte war, und die vielen Familienverbindungen zwischen schottischen und französischen Geschlechtern machten das natürlich. Ein specieller Grund kommt indessen noch hinzu. Napoleon der Erste hatte das ganze spanische Staatsarchiv von Simancas nach Paris bringen lassen. Der Pariser Frieden bestimmte freilich, daß alle diese werthvollen Staatspapiere an Spanien zurückgegeben werden sollten. Die französische Regierung führte den Artikel des Friedens aber unvollkommen aus, indem sie alle Documente, welche auf Frankreich Bezug hatten, zurückbehielt. Sie erklärte ferner alle solche Depeschen für französische Correspondenz, die durch die Hände des spanischen Gesandten in Frankreich gegangen waren, selbst wenn sie sich auf andere Länder bezogen. Spanien hatte gewöhnlich keine Gesandten in Schottland, und der diplomatische Verkehr wurde durch die Gesandtschaften in England und Frankreich besorgt. Als es zwischen Philipp dem Zweiten und Elisabeth zum Bruch gekommen war, gingen alle Verhandlungen zwischen den Höfen von Madrid und Edinburg durch die Hände des spanischen Gesandten in Paris; die Folge davon ist, daß jetzt die wichtigsten Urkunden für schottische Geschichte im 16. Jahrhundert in Frankreich sind.

Die bedeutendste Privatgesellschaft in Schottland für historische Zwecke ist der Bannatyne-Club, der von Walter Scott ins Leben gerufen ist. Der Secretair dieses Clubs, Turnbull (derselbe Gelehrte, dessen Verfolgung durch die Ultra-Protestanten in England vor zwei Jahren so viel Aufsehen gemacht hat), wandte sich vor etwa 10 oder 12 Jahren an Mr. Teulet und ersuchte ihn, die Herausgabe aller derjenigen Staatspapiere zu übernehmen, die sich auf die Geschichte Schottlands beziehen und in den Archiven und Bibliotheken von Frankreich aufbewahrt sind. Das Resultat waren die Papiers d'Etat etc., welche in zwei starken Quartbänden in Paris auf Kosten des Bannatyne-Clubs gedruckt wurden. Solche Veröffentlichungen durch Clubs in England, Schottland und Irland haben aber einen großen Fehler. Die Werke werden gewöhnlich in 20 bis 100 Exemplaren gedruckt und kommen nicht in den Buchhandel. Die Papiers d'Etat etc. von Teulet wurden in 110 Exemplaren abgezogen, wovon 10 Exemplare in Frankreich blieben und 100 Exemplare nach Schottland gingen. Sie sind darum eigentlich nie publicirt worden.

Unter solchen Umständen hat Mr. Teulet sich veranlaßt gesehen, im Interesse der Wissenschaft die Arbeit nun noch ein Mal zu machen und auf eigene Kosten herauszugeben. Er nennt sein Werk eine neue Ausgabe. In der That sind die fünf Bände aber ein neues Werk. Die Urkunden sind neu geordnet und

bedeutend vervollständigt. Es ist unmöglich, in dieser kurzen Notiz eine Uebersicht über den Inhalt einer so bedeutenden Quellensammlung zu geben. Es wird, glaube ich, genügen, wenn ich bemerke, daß der Herausgeber absolute Vollständigkeit bezweckt hat. Der Historiker soll in den fünf Bänden alles finden, was die verschiedenen Sammlungen Frankreichs über den Gegenstand enthalten. Kostspielige Reisen und großer Zeitverlust sollen ihm dadurch erspart werden.

Mr. Teulet hat seinen Plan vortrefflich ausgeführt. Alle Urkunden sind in der Sprache des Originals ohne Abkürzungen gedruckt. Jedem Documente ist aber ein kurzes Inhaltsverzeichniß in französischer Sprache vorangestellt, aus welchem der Leser ohne Mühe ersehen kann, von welchen Gegenständen die Urkunde handelt. Der Druck ist correct. Wer es erfahren hat, wie schwer es ist, alte spanische Staatspapiere correct zu copiren und zu drucken, wird Mr. Teulet seine volle Anerkennung nicht versagen können. Mignet hat der Arbeit die größte Anerkennung in der Akademie zu Theil werden lassen. Sie sollte, glaube ich, in keiner größeren Bibliothek fehlen.

Nur noch eine Bemerkung! Dieses Werk unterscheidet sich wesentlich von Sammlungen der Correspondenz von Maria Stuart und ähnlichen Arbeiten. Es enthält nicht die Briefe, welche diese oder jene Person geschrieben oder empfangen hat, sondern es bringt die Verhandlungen der Cabinete, ihre Pläne, Intriguen und Unternehmungen ans Licht.

Mr. Teulet besorgt jetzt im Auftrage der französischen Regierung eine vollständige Sammlung aller Staatsverträge und ähnlicher Actenstücke, die auf Frankreich Bezug haben. Es ist der Zweck der Regierung, die Arbeit von Du Mont und ähnliche unvollständige Sammlungen überflüssig zu machen.

London, Julius 1862. G. Bergenroth.

Vermischte Literatur.

Reformationsgeschichte in vergleichender Lebensbeschreibung der vier Hauptreformatoren. Von Karl Strack. Leipzig, Verlag von Bernhard Schlicke, 1863.

Die vier Hauptreformatoren sind Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin. Sie in dieser Weise zusammenzustellen, war ein guter Gedanke. Die Ausführung, auf das Bedürfniß des Volkes berechnet, gibt weder neue Gedanken noch neue Thatsachen, stellt aber das Bekannte geschickt zusammen und empfiehlt sich besonders dadurch, daß sie einerseits frei von allem Confessionalismus ganz entschieden auf Schließung der Kluft zwischen den beiden evangelischen Bekenntnissen hinwirkt, andrerseits nicht in der Weise der gewöhnlichen Panegyriker verfährt, sondern neben den lichten Seiten der von ihr geschilderten Heroen auch

die Fehler und Mängel deutlich hervortreten läßt. Im Hinblick auf diese Vorzüge namentlich wünschen wir dem Buche recht viele Leser.

Neuestes Reisehandbuch für die Schweiz von H. Berlepsch. Mit 14 Karten, 5 Städteplänen, 5 Gebirgspanoramen und 16 Illustrationen. Hildburghausen, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1862.

Hätten wir zwischen den drei uns vorliegenden Reisehandbüchern über die Schweiz zu wählen, so würden wir in einiger Verlegenheit sein. Das Bädeckersche steht durch seinen altbewährten Text und namentlich durch die strenge Gewissenhaftigkeit des Verfassers im Punkte der Gasthöfe in der öffentlichen Meinung als sicherster Rathgeber und Führer da. Das Webersche zeichnet sich durch eine Fülle von Holzschnitten aus, von denen viele als kleine Musterbilder ihrer Art bezeichnet werden müssen. Das oben angeführte endlich hat seinen Hauptvorzug ebenfalls in der artistischen Ausstattung, und zwar vor allem in den beigegebenen Karten, die in vortrefflicher Ausführung, durch Zeichnung und Farbendruck, dem Reisenden nicht nur alle Wege und Straßen nach den vorzüglichsten Zielen seiner Tour, sondern auch die Bodengestaltung, Gletscher, Thäler, Gebirgsstöcke, Seen und Flüsse mit höchster Anschaulichkeit vor die Augen treten lassen, ohne überladen zu sein. Nicht minder werthvoll sind die Gebirgspanoramen (vom Aegishorn, vom Rigi, vom Gorner Grat, von der Bella Tola und vom Faulhorn). Ebenfalls dankenswerthe Beigaben sind die Städtepläne, wogegen die 16 Landschaftsbilder, wenn wir sie mit den Weberschen vergleichen, nicht viel bedeuten wollen. Auch gegen den Text ist im Allgemeinen nichts einzuwenden. Herr Berlepsch lebt seit 1849 in der Schweiz und hat sie wiederholt nach verschiedenen Richtungen durchstrichen. Er schreibt praktisch, klar und übersichtlich. Physikalische, politische und Culturgeographie, Landesgeschichte, Alterthümer, Kunst, Volksgebräuche finden, so weit nöthig, Berücksichtigung, ebenso Handel und Gewerbe, und die statistischen Angaben sind den neuesten Berichten und Zählungen entnommen. Ob die nichts weniger als unwichtigen Angaben über Gasthöfe, Fahrgelegenheiten, Führer u. d. m. in allen Punkten Vertrauen verdienen, lassen wir bis auf weiteres dahingestellt. Bis wir davon überzeugt sind, werden wir den Bädeckerschen Führer für sicherer halten müssen.

Freiherr J. Heinrich von Wessenberg. Sein Leben und Wirken. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der neuern Zeit. Auf der Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen Wessenbergs. Von Dr. Joseph Beck. Freiburg. Wagnersche Buchhandlung. 1862.

Die Schilderung dieses edlen und fruchtreichen Lebens gehört, wenn auch an ihrer Form einiges auszusetzen ist, (besonders manche Weitschweifigkeit hätte vermieden werden können) zu den dankenswerthesten Beiträgen für die Kenntniß der letztverflossnen acht Jahrzehnte. Es ist nicht blos das Geschick einer liebenswürdigen, großsinnigen, milden und zugleich tapfern Persönlichkeit, nicht blos das im besten Sinn erbauliche Beispiel eines männlichen reformatorischen Geistes, der trotz aller Niedertracht der Widersacher fest und unbeirrt fortfährt zu thun, was ihm recht und nützlich erscheint, nicht blos die Vielseitigkeit des Wirkens dieses reichen Charakters, was uns an dem Buche fesselt. Wessenbergs Leben ist zugleich ein Stück deutscher Geschichte. Er ist der Repräsentant eines guten Theils dessen, was das deutsche Volk in den Jahren der Restauration namentlich im katholischen Süd-

wesen, dann aber auch im Allgemeinen bewegte. Mit Recht sagt der Verfasser der Biographie: „Das Sehnen und Ringen des deutschen Volkes nach religiös-kirchlicher und nationaler Selbständigkeit ist in den Lebensschicksalen Wessenbergs gleichsam vorbildlich dargelegt." Es stand klar vor seiner Seele, daß Deutschlands Selbständigkeit nach außen von einer Läuterung nach innen bedingt sei, und daß Versöhnung der kirchlichen Spaltung durch Entgegenwirken gegen allen Ultramontanismus, alle Intoleranz, durch möglichstes Abthun alles Römerthums vom Wesen des deutschen Katholicismus wesentlich zur Einigung der Nation beitragen, ein Haupthinderniß derselben hinwegschaffen werde. In diesem Sinne, nach diesem Ziel arbeitete und kämpfte er unausgesetzt, und wenn er die Reform, die er erstrebte, nur in beschränktem Maß erreichte, wenn der große Gedanke einer Nationalkirche nicht zur Verwirklichung kam, so war es wahrlich nicht seine Schuld, und ebenso wenig die Schuld des Volkes, das im Gegentheil seinen Bestrebungen mit innigster Theilnahme folgte, sondern die Politik Roms und die Verblendung der deutschen Fürsten, vor allem Baierns. Der Plan, den er am 27. Nov. 1814 dem Wiener Congreß überreichte, ging auf Vereinigung aller deutschen (katholischen) Particularkirchen zu einem Ganzen. An der Spitze sollte ein Primas stehen, dessen Vorrechte, ohne den Rechten der Einzelkirchen Abbruch zu thun, die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten der Nationalkirche einschließen sollten. Der Schwerpunkt der kirchlichen Regierung und Verwaltung sollte in den Kirchenversammlungen, den National-, Provinzial- und Diöcesansynoden ruhen, wie in der alten christlichen Kirche. Die nähere Einrichtung der deutschen Nationalkirche war der Gesetzgebung des deutschen Bundes überlassen, und das betreffende Gesetz sollte einen wesentlichen Bestandtheil der Bundesverfassung bilden. Wie dieser Plan, der unter Geistlichen und Laien warme Freunde fand, vereitelt wurde, bitten wir in dem Buche selbst nachzulesen. Schon war Wessenberg nahe daran, sein Ziel zu erreichen. Schon hatte **Preußen** in seinen Entwurf zu einer deutschen Bundesacte den Satz aufgenommen: „Die katholische Kirche in Deutschland wird unter Garantie des Bundes eine so viel möglich gleichförmige, ihre Rechte und die zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse nothwendigsten Mittel sichernde Verfassung erhalten." Da wurde, nachdem Baiern, um seiner Souveränetät nichts zu vergeben, zuerst Schwierigkeiten gemacht, dann sich entschieden gegen den Paragraph erklärt und zu gleicher Zeit Rom Protest eingelegt hatte, durch die Rückkehr Napoleons von Elba die Einigung vereitelt. Die Noth drängte zu raschem Abschluß der Bundesacte, damit unter Vermeidung alles weitern Zwiespalts Deutschland den gemeinsamen Feind bekämpfen könne. Ultramontanes Intriguenspiel, fremder Einfluß und particularistische Eifersucht hatten eine Bestimmung der Bundesacte zu Fall gebracht, welche mindestens als Anhaltspunkt hätte dienen können, um die Einheit des katholischen Theils der deutschen Nation zu retten und eine größere Einigkeit mit dem protestantischen Theil anzubahnen. Nur der Ultramontanismus ist intolerant, nur ihm steht der Protestantismus mit berechtigter Feindschaft gegenüber. Ihm allein kam das Mißlingen der Bestrebungen Wessenbergs zu gute. Bald nachher wurde der Sondervertrag Baierns mit dem römischen Stuhl, das Concordat von 1817, das traurige Vorbild aller übrigen, mit denen die päpstliche Curie seitdem die deutschen Völker zu knechten bestrebt war, wirklich abgeschlossen. Es war der Art, daß die Regierung in München

bis auf den heutigen Tag nicht gewagt hat, es nach allen seinen Bestimmungen zur Ausführung zu bringen. Besser gelang Wessenbergs Antrag auf völlige Gleichstellung der Katholiken und Protestanten durch einen Artikel der Bundesacte, der freilich erst jetzt Nachachtung gefunden hat. Ueber Wessenbergs spätere Thätigkeit, seinen Conflict mit Rom, seine Studien und sein Privatleben möge man die Schrift selbst nachlesen, die wir angelegentlich empfohlen haben wollen.

Esaias Tegners ausgewählte Werke. Deutsch von Eduard Lobedanz. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lork. 1862. Enthält eine Biographie Tegners, dann Uebertragungen der Frithjof-Sage, des Axel, der Abendmahlskinder und einer Anzahl lyrischer Poesien, worunter der schöne Hymnus an die Sonne. Die Uebersetzung ist fließender als die Mohnikesche, einfacher und treuer als die von Helvig. Nur selten stößt man in den Versen auf Härten und Unebenheiten.

Faust. Der Tragödie dritter Theil. Treu im Geiste des zweiten Theils des Goethe'schen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. Tübingen 1862. Verlag der H. Lauppschen Buchhandlung.

Posse etwa in dem Styl der Thackerayschen Fortsetzung des „Ivanhoe", hin und wieder ein guter Spaß, häufige Abgeschmacktheiten, und im Ganzen mehr Behagen als Witz. Wenn der Verfasser zuletzt Goethe aus einem Himmelsfenster schauen und herzlich über das Stück lachen läßt, so erlauben wir uns dies für ein Mißverständniß der Person zu halten.

Deutsche Dichtungen für Schule und Haus. Gesammelt und herausgegeben von Karl Biohl. Berlin, 1862. Verlag von W. Schultze.

Für Kinder bestimmt, Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes durcheinander, meist Dichtern der neuesten Zeit entnommen. Welches dringende Bedürfniß der Herausgeber damit zu befriedigen gemeint haben mag, ist nicht zu begreifen. Wir haben mehr als genug von solchen Sammelsurien.

Geschichte des Königreichs Neapel. Von Dr. Karl Georg Seibert. Erster Theil. Bremen, Verlag von Heinrich Strack. 1862.

Die deutsche Literatur hat, so viel uns bekannt, noch keine Geschichte des Königreichs Neapel, und insofern ist das vorliegende Unternehmen, dessen erster Theil diese Geschichte von ihren Anfängen in der Normannenzeit bis zum Untergang des arragonischen Herrscherhauses am Beginn des 16. Jahrhunderts erzählt, willkommen zu heißen. Der historischen Wissenschaft zu dienen, macht das Buch, das im Ganzen wohlgeschrieben ist und freisinnigen Grundsätzen huldigt, keinen Anspruch; doch hat der Verfasser bei den wichtigeren Abschnitten auch die ältesten Quellen, wie Malaterra, Malaspina, Paulus Jovius und Philipp de Commines zu Rathe gezogen. Im Uebrigen folgt er in seiner Darstellung vorzüglich Giannone und Sismondi, im Betreff der Hohenstaufenzeit v. Raumers großem Werk, in seinen Berichten von der Herrschaft der Anjou dem Buche Leo's und dann Ranke. Die Darstellung, die sehr ins Detail eingeht, ist anschaulich und lebendig. Als Muster scheint dem Verfasser dabei Schlossers Betrachtungsweise vorgeschwebt zu haben.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (Wilibald Alexis). Fortgesetzt von Dr. A. Vollert. 31. Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1862.

Das bekannte Sammelwerk bewahrt seine Vorzüge auch unter der neuen Redaction. Der vorliegende Theil bringt zunächst den Criminalproceß, den die Ermordung des Fürsten Danilo von Montenegro veranlaßte, und der vorzüglich dadurch Interesse beansprucht, daß durch ihn für die östreichischen Gerichte die Frage entschieden wurde, ob der objective Thatbestand eines Mordes auch ohne die von der Strafproceßordnung als Regel vorgeschriebne Leichenöffnung bewiesen werden könne. Dann folgt die von uns bereits auszüglich mitgetheilte anmuthige Geschichte des französischen Industrieritters Gicquel, die mit so gründlicher Beschämung der Ultramontanen in Poitiers endigte. Andere besonders interessante Stücke dieses Bandes sind: Zwei Tödtungen aus Liebe mit Einwilligung der Getödteten, von denen namentlich der erste Fall ein werthvolles psychologisches Gemälde aufrollt — der Proceß des Mörders Caspar Zurflüh, der ein eignes Licht auf das primitive Criminalverfahren in der Urschweiz wirft — das Verfahren wider die Kindesmörderin Therese Braun in Staatz, welche der Strafe nur durch ein grobes Versehen der Gerichtschemiker entging — endlich die besonders das Interesse von Medicinern in nicht gewöhnlichem Grade beanspruchende Untersuchung gegen Johanna Winter in Apolda.

Fortsetzungen von Sammelwerken: Meyers neues Conversationslexikon. Neue gänzlich umgearbeitete Auflage. Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. Lief. 1—6 des dritten Bandes, Artikel „Bazar" bis „Besitz". Wir wiederholen unsere frühere Empfehlung dieser ebenso inhaltreichen als gut ausgestatteten Encyklopädie. — Globus. Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. In demselben Verlag erscheinend und jetzt von Dr. Karl Andree redigirt. Lief. 17—19. Unser vor einiger Zeit ausgesprochnes Urtheil nicht wesentlich verändert. — Meyers Universum. 1861. Gleicher Verlag. Die Abbildungen, mit wenigen Ausnahmen Landschaften und Architekturbilder, sind hübsche Stahlstiche, die sonstige Ausstattung ist von größter Eleganz, der Text dagegen wie in den vorhergehenden Jahrgängen meist oberflächliche, aus schwülstigen und sentimentalen Phrasen zusammengesetzte, gelegentlich zu banalem politischen Geschwätz abschweifende Schönrednerei.

Preußens Geschichte in Wort und Bild. Von Ferdinand Schmidt. Illustrirt von Ludwig Burger. Berlin, Franz Lobeck. 5.—7. Lieferung.

Wie bereits von uns bemerkt, ein mit gutem Verständniß für das Rechte und Zweckmäßige geschriebenes, neben der Belehrung auch patriotischen Zwecken dienendes Volksbuch, welches sich namentlich dadurch vor ähnlichen Werken auszeichnet, daß es ausführlich Rücksicht auf die Culturgeschichte nimmt, in der, wie der Verfasser mit Recht sagt, der Schlüssel zum Verständniß vieler, wo nicht aller geschichtlichen Thatsachen und Charaktere liegt. Die Illustrationen sind gut gezeichnete, aber leider nicht immer recht sauber gedruckte Holzschnitte.

Geschichte des schleswig-holsteinischen Kriegs. Von Graf Adelbert Baudissin. Zweite Lieferung. Hannover, Carl Rümpler. 1862.

Führt die Erzählung der Ereignisse bis zum Abschluß des Malmöer Waffenstillstandes fort und enthält eine sehr bittere, aber leider nur zu gerechtfertigte Charakteristik des Verfahren Wrangels im Treffen bei Schleswig, sowie nach dem Einmarsch in Jütland. Ausführlicheres über das Buch nach Schluß der letzten Lieferung. Für jetzt nur so viel, daß der Verfasser als Dilettant in der Geschicht-

schreibung erscheint und daß überhaupt für jetzt die Quellen noch nicht geöffnet sind, aus denen sich eine genügende Geschichte der Erhebung Schleswig-Holsteins schreiben ließe.

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Dargestellt von H. Berlepsch und illustrirt von E. Rittmeyer. Leipzig, Hermann Costenoble. Wohlfeile Volksausgabe.

Wir freuen uns, daß das lehrreiche und sehr hübsch ausgestattete Buch nun auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht ist. Es verdient neben Tschudis „Thierleben in der Alpenwelt" einen Platz zu erhalten; denn wenn es diesem schönen Werk auch in stylistischer Beziehung nicht gleich kommt und andrerseits nicht mit der Ursprünglichkeit wie jenes auf uns wirkt, ist es doch, namentlich in dem, was es über die Menschen der Gebirgswelt sagt, vielfach eine Ergänzung der Tschudischen Schilderungen, und die beigegebenen Abbildungen sind denen, welche jene schmückten, durchgehends ebenbürtig.

Günther Graf von Schwarzburg erwählter deutscher König. — Historische Darstellung von Ludwig Grafen Uetterodt, Ehrenritter des St. Johanniterordens. Nebst urkundlichem Anhang und zwei Abbildungen. Leipzig, T. O. Weigel. 1862.

Der Verfasser ist ein Dilettant, dem so ziemlich alles mangelt, was den Geschichtschreiber ausmacht, das Buch eine wunderliche Compilation von Excerpten aus gelehrten Werken (wie dem Leben Günthers von Hoffmann, der Geschichte des Schwarzburgischen Hauses) und Journalartikeln, aus alten Urkunden, modernen Dichtungen und wieder aus alten Chroniken, aus Levin Schücking, Albertus Argentinensis und Herrn Dr. Gustav Kühne. Was dabei herauskommt, kann man sich denken. Und dazu die völlig unrichtige Auffassung des Charakters Günthers, der hier als edler Held für Recht und Licht, als politischer Reformator Deutschlands, als Märtyrer u. s. w. gefeiert wird, während er in Wahrheit allerdings ein tapferer Degen und ein nicht ungeschickter Diplomat, von Gedanken und Bestrebungen für eine Wiedergeburt der deutschen Nationalität aber ebenso weit entfernt war, als die abenteuernden Raubritter jener bösen Zeit, deren Anführer und Musterbild er gewesen, bevor ihm Ludwig von Brandenburg und dessen Brüder zur Rache dafür, daß Kaiser Karl den falschen Waldemar unterstützt, auf einige Zeit die Rolle eines Gegenkaisers übertrugen. Der Styl des Buches ist fast durchgehends Schwulst. Wie mit der Schrift „den vaterländischen Zuständen" aufgeholfen werden soll, „deren Bedeutung, deren tiefer Ernst" den Verfasser „dazu trieben, ein schon wiederholt entworfenes Gemälde neu zu entrollen", ist uns positiv unverständlich. Das einzig Werthvolle darin scheinen uns die beigegebenen Abbildungen: die des Grabdenkmals Günthers im Dom zu Frankfurt und die eines Siegels desselben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Achtundvierzig Briefe von Johann Gottlieb Fichte und seinen Verwandten.

(Fortsetzung.)

Auf einer leeren Seite des 17. Briefes befindet sich ein Herzensergußz Gotthelfs, der in merkwürdiger Art beweist, wie Fichte seinen Bruder von Anfang an nur allzu richtig beurtheilt hatte, als er in seine ausreichende Entwicklungsfähigkeit einigen Zweifel setzte — ein Mißtrauen, dessen Richtigkeit sich bestätigt hatte, als der Professor den Schüler persönlich prüfte. (In welchem Monat Gotthelf nach Osmannstädt kam, ist nicht angegeben.)

18.

Das Glück ist sehr veränderlich. Als ich diesen Brief von meinem Bruder erhielt, so schäzte ich mich für außerordentlich glüklich und dachte, von nun an sey mein Glük so fest gegründet, daß es gar nicht mehr wanken könnte. Und siehe! — nie wankte es mehr als eben da, denn dieses war der Anfang, zu meiner jetzigen mißlichen Lage: wäre ich nicht so zeitig aus Meißen weg gekommen, so hätte wohl etwas mit mir werden können. Ich hätte alsdann doch die Lateinische Sprache so ziemlich gelernt gehabt, hätte auch einen Anfang in der Französischen, und vielleicht auch in der Griechischen gemacht gehabt, wäre zu einer weit gelegenern Zeit zu meinem Bruder gekommen, als ich so zu ihm kam, er hätte vielleicht, wenn er vom Anfang an eine bessere Meinung für mich gefaßt gehabt hätte, mich nicht so kalt behandelt, und ich wäre also auch nicht genöthigt gewesen, mich gegen ihn zurükzuhalten, und also hätte die Sache vielleicht ganz anders gehen können, als sie leider jetzt geht. Indessen ist es nun einmal nicht anders, und ich wenigstens kann die Sache nicht ändern, ich habe auch die Teufeleien nicht vorher sehen können. Gute Nacht.

Fichte.

Was Gotthelf hier noch zu seiner Entschuldigung anführt, hat um so weniger Grund, als er ja, wie aus den vorigen Briefen vielfach ersichtlich ist, selbst die Zeit nicht hatte erwarten können, wo er Meißen verlassen und nach Jena kommen durfte. Der trotz des bittern Ernstes fast komische Schluß aber bekundet doch den Humor und die ausreichende „Seelenstärke" (vgl. oben den

8. Brief), womit er die Enttäuschung zu ertragen und sich in einen andern Wirkungskreis zu finden vermochte. Dasselbe bezeugt der folgende Brief, der andrerseits einen Beweis liefert, mit welchem Geschicke J. Gottlieb Fichte auch praktische Dinge zu behandeln wußte und mit welcher Energie er einige bei seinem Aufenthaltswechsel eingetretene Mißverhältnisse ordnete.

19.

Jena, d. 14. November. 95.

Deine Gesinnung, mein lieber Bruder, die in Deinem Briefe sich zeigt, freut mich, und ich wünsche Dir von Herzen Glük dazu. Auch ist es mir sehr angenehm, daß diejenigen, die Dich umgeben, gleichfals in die Lage sich geschikt haben.

An sich — ich gestehe es Dir aufrichtig — sehe ich auch dabei kein Unglük, wenn Du Soldat würdest; es versteht sich auf einige Zeit. Wenn Du Dich applicièrtest, könntest Du eine Unter Offizier, eine Fourier Stelle, u. s. w. erhalten: (nur wäre dabei zu wünschen, und nöthig, daß Du eine beßere festere Hand schriebest.) Auch dieser Stand giebt eine eigne Bildung, eine eigne Bearbeitung, eine Gefügigkeit in die Welt, die Dir besonders, so wie ich Dich kenne, sehr nüzlich seyn würde. Da aber allerdings dadurch Dein anderweitiger Plan aufgehalten würde, und was die Hauptsache dabei ist, da Du eine Abneigung gegen diesen Stand hast, so billige ich auch die Weise, wie Du Dich davon befreien willst. Ich würde Deinen Brief noch eher beantwortet haben, wenn nicht die Ueberlegung, ob ich Dir mit Vernunft j e t z o die begehrten 30. Rthr schiken könnte, mich einige Zeit aufgehalten. Meine Lage ist die: Ich habe zwar eine gute Einnahme gehabt; aber durch Vergeßlichkeiten war eine solche Unordnung in meinem Hause eingerißen, daß ich an **100 rthlr.** Schulden habe bezahlen müßen, a u f d i e i c h n i c h t g e r e c h n e t, u n d v o n d e n e n i c h k e i n W ö r t l e i n gewußt; überhaupt, daß ich seit 14. Tagen über 200 rthr. Schulden bezahlt habe. Bedenke selbst welche Unordnung besonders der erste Umstand in einer Haushaltung verursacht, in der ich schlechterdings, es koste was es wolle, von nun an strenge Ordnung haben will. So unbedeutend nun 30. rthr. an sich mir seyn mögen, so sehe ich doch nicht mit Sicherheit vorher, daß ich sie. bis ich wieder Geld bekomme

* * *

Ich hatte den Brief so weit geschrieben, als mir eine unerwartete Schuld einging, die jenes deficit ersezt und mich in den Stand sezt, Deinem Begehren selbst zu willfahren. Ich mag den Brief nicht umschreiben; und so mag denn der Anfang stehen bleiben, um Dir einen Beweiß zu geben, daß Du nicht etwa unbedachter Weise auf mich rechnest. Ich wollte Dir rathen, die 30. thr. in Deiner Gegend, auf mein Wort zu borgen; allenfalls auch auf einen

Wechsel von mir, zahlbar zur Jubilate-Messe. Ich kann es jezt baar schicken; und so ist es besser.

Aber so erneure ich denn auch meine Versicherung, daß auf mich gar nicht zu rechnen ist. Habe ich etwas übrig, so kann ich es dann wohl zum Vortheil der Meinigen anwenden; aber mein eignes Hauswesen in Unordnung bringen, oder mich in Schulden steken, das thue ich jezt, und in Ewigkeit nicht. —

Ich hoffe, daß der Hauskauf schon gemacht ist. Mit der Werbung wird es nun wohl auch nicht mehr so große Noth haben, weil Sachsen Friede geschlossen hat.

Ein Wink, den Du mir über die Lage der Unsrigen giebst, betrübt mich: ärgert, und empört mich. Ich kann diese zanksüchtigen Menschen recht herzlich haßen. Es bleibt dabei, daß ich künftigen Herbst meinen Vater zu sehen hoffe, sehr darauf mich freue den lieben, guten, würdigen zu sehen: aber ich werde nie über eine Schwelle treten, innerhalb welcher es solche Menschen giebt.

Der Deinige

Fichte.

N. Sch. Ich denke Dir dieses Geld keineswegs zu schenken; sondern ich denke es Dir nur zu borgen: und es mag auf dem Hause, unter uns, stehen bleiben.

Beantworte mir doch nach genauer Erkundigung folgende Fragen: Sind bei Euch auf gute Art, und wohlfeil liegende Gründe zu erkaufen: z. B. Bauergüter, die von Hofdiensten frei gemacht werden könnten; oder beträchtliche Stüke von den herrschaftl. Gründen: Wir möchten es, um gewißer Ursachen Willen, gern wißen.

Meine Frau grüßt Dich herzlich; und dankt für Deinen Brief.

Aufschrift:

An Herrn
Samuel Gotthelf Fichte
in
Rammenau b. Bischofswerda

Inliegend 5 Stück Carolin. über Leipzig u. Dresden.

Die beigegebenen rührenden Zeilen Johanna's nehmen Bezug auf den am 29. Sept. erfolgten Tod des Vaters Hartmann Rahn.

20.

Ich kann doch den Brief meines Lieben Mannes nicht abgehen lassen, ohne Ihnen auch zu schreiben. Ich freue mich herzlich, daß Sie so glüklich angekommen sind, daß Sie alle Lieben so wohl fanden; und Ihr lieber Brief an mich, voll wahrer Lebensweisheit ist; Sie haben den wirklichen Punkt gefunden, um in der Welt glüklich zu seyn, halten Sie ihn ja fest, denn ohne diesen einzigen wahren Gesichtspunct, können wir nie glüklich sein.

Ich bin ziemlich wohl; aber der Verlust meines theuren, redlichen, mir unvergeßlichen Vatters, macht mich sehr betrübt; ich fühl auch besonders izt, seinen ganzen Werth, den ganzen Umfang seines edlen Herzens; wie grenzenlos Er mich liebte, was Er für ein herrlicher Mann war; wie oft sagte Er zu mir; ach wüßt ich nur was zu erfinden, um dem guten Fichte, ein glükliches Schiksahl, zu machen; auch hatte er mancherley Pläne, ihrenthalben entworfen, aber der Tod raste ihn weg. Er wird nicht wieder zu uns kommen, zu ihm aber kommen wir. Das ist auch der einzige Gedanke, welcher mich einigermasen tröstet; und die freudige Ueberzeugung, daß ihm izt unaussprechlich wohl ist; Daß er nun schon so manches weiß, was wir nur hoffend glauben; daß seine Seele, erlößt von der gebrechlichen irdischen Hülle, nun ganz andre Vortschritte macht; was mag das für eine Freude gewesen sein, als er meine theure Edle Mutter wieder fand, die hatte auch ein Herz, wie man nur sehr wenige findt; auch nahm sein Verlangen nach ihr, mit dem Tode sehr zu, es war gleichsam, eine Vorempfindung, daß Er sie nun bald sehen werde. Ach theurer, Lieber Bruder laßen Sie uns Edel und groß sein, und im Guten, immer stärkere Vortschritte machen, damit wir auch zu diesen Edlen kommen. Gott sey mit Ihnen! Es liebt Sie von ganzem Herzen,

Ihre Schwester

Johanna Fichte
g. Rahn

Tausend herzliche Grüße, an die lieben Eltern, und Geschwister, mögen Sie Alle recht glüklich und braf sein.

Es folgen nun der Zeit nach eine Reihe von Briefen vom 8. Juni 1797 bis zum 9. December 1798 an den Bruder Gotthelf, die hauptsächlich auf Geldverhältnisse und Geschäftssachen sich beziehen, da Gotthelf und Gottlob ein Haus gekauft hatten und darin die Bandweberei betrieben, wozu Gottlieb Fichte ihnen verschiedene Geldsummen schickte, wofür er sich einen Gewinnantheil ausbedungen hatte. Namentlich wollte er, daß davon seinem unermüdet thätigen Vater Etwas zu Gute kommen sollte. Von anderen seiner Verwandten scheint Fichte mitunter in nicht ganz zarter und bescheidener Weise in Anspruch genommen worden zu sein, so daß er ihnen zuweilen etwas derbe Zurück- und Zurechtweisungen ertheilt.

Beachtenswerth ist vorzüglich, wie eingehend Fichte sich nach den Specialitäten des Geschäfts erkundigt, die wandelbaren Werthe der verschiedenen Geldsorten in Anschlag bringt u. s. w., und wie er, der Philosoph, seinen Brüdern, den Geschäftsmännern, vielfach Rathschläge gibt. Man wird dabei an das Wort erinnert, daß der Philosoph auch der beste Schuster sein würde, sofern er nämlich prüft und entdeckt, worauf es ankommt und also jede Sache, die er in Angriff nimmt, mit Verständniß und mit Erkenntniß des Zweckes behandelt.

Ich theile aus diesen Briefen nur mit, was als irgendwie charakteristisch von wirklich allgemeinerem Interesse sein kann, indem ich das rein Geschäftsmäßige und Kaufmännische übergebe und durch Punkte andeute.

21.

Jena, d. 8. Jun. 97.

Lieber Bruder,

Ich trug Bedenken, Dir das Geld geradezu durch die Post zu übersenden, weil ich das ungeheure Porto fürchtete, und wollte deswegen sehen, ob es etwa durch Wechselbriefe zu übermachen wäre. Ich erfahre so eben auf meine Nachfrage auf der hiesigen sächß. Post, daß

50. Carolins, oder 300 rthr. Sächsisch,

als soviel ich hierdurch übersende, nicht mehr als 30. bis 32. Gr. Porto machen, und dies halte ich denn doch für Kleinigkeit, und trage kein Bedenken, auch diese Unkosten zu verursachen.

Ich erwarte mit umlaufender Post den Empfangsschein, weil ich nicht weiß, wie viel der kleinen Nebenpost, durch die das Geld zu erhalten ist, zuzutrauen werde.

Ich erwarte die Auszahlung von 4. pro Cent, welche ich selbst an meine Frau, deren Schwester dieses Geld gehört, aus meinem Beutel bezahle — abgeredeter Maassen an meinen Vater, als eine kleine Pension — **ganz allein zu seiner eigenen Erleichterung bei seinem Alter;** besonders, daß er nicht mehr so schwere Lasten trage.

Du, und Bruder Gottlob steht mir für dieses Geld; und ich erwarte darüber des nächstens eine Verschreibung eures Vermögens; insoweit es dafür nöthig ist. Der Schein wird ausgestellt nicht auf 300. thlr. sächsisch, weil dieser Werth wandelbar ist, sondern auf 50. Stük neue französische Louisd'or. — Der Schein wird auf jährige Auffündigung gemacht.

Ihr verwendet dieses Geld so, daß es so viel möglich auch meinen übrigen Brüdern mit zu Nutz komme: — es versteht sich, daß dies, da ihr beide allein mir dafür steht, nach eurer eignen Einsicht geschieht. — . . . . . .

So viel über dieses Geschäft. Was den übrigen Inhalt Deines Briefs anbetrift, so wäre darüber viel zu sagen. Was darin unsere Mutter anbetrift, hat mich gerührt; und ich beklage die gute Frau. Gott, der ein anderes Gericht führt, als wir, wird ihr vergeben. Was Du von den übrigen Gliedern unserer Familie, den Vater, und Dich ausgenommen, sagst, hat mich befremdet. Diese drolligen Geschöpfe haben also geglaubt, daß ich, nach ihrem ehemaligen niederträchtigen Betragen gegen mich, noch Pflichten gegen sie hätte, über deren Beobachtung sie Richter wären, und nach denselben mich beurtheilen dürften? Daß ich jetzt durch meinen Besuch diese Pflichten gegen sie erfüllt habe, und daß nunmehr erst sie ihre Niederträchtigkeit mir verzeihen könnten? und Du,

mein besserer, und wie ich glaubte, vernünftigerer Bruder, trägst kein Bedenken, mir dies zu schreiben, als ob Du halb, und halb derselben Meinung zugethan wärest?

Grüsse mir herzlich den Vater, und lebe wohl.

Dein treuer Bruder

. . . . J. G. Fichte.

Indem ich den Brief schliessen will, fällt mir ein, daß es doch sichrer ist, ihn anderwärts hin, als nach Rammenau, zu addressiren; und ich schike ihn daher durch Einschlag an Bursche zu Pulßnitz.

Das Specielle, was Fichte's Mutter betrifft, ist nirgends genau bezeichnet und kann deshalb nicht aufgeklärt werden. Nach einer Stelle am Schlusse des Briefes muß Fichte einige seiner Verwandten besucht haben; die folgenden Briefe aber lehren, daß er in Rammenau nicht gewesen ist.

Der nächste Brief ist nach dem bezeichneten Alter seines Sohnes, der am 18. Juli geboren wurde, vielleicht an demselben 11. October 1797 geschrieben, wie der an des Kindes Pathen Johann Erich von Berger gerichtete (II. 479), oder doch an einem der nächsten Tage.

22.

Mein lieber Bruder,

Ich habe bis jezt so viel Arbeit gehabt, daß ich nicht habe schreiben können. Deiner Bitte um Geld konnte ich nicht willfahren, weil ich das verlangte nicht entbehren konnte. Ich habe das Haus, das ich in Jena bewohnte, und welches Du kennst, gekauft. Das kostet mehr, als das Deinige. Nun ist das zwar nicht von meinem, sondern von meiner Frau Gelde geschehen: aber theils habe ich Vorschüsse machen müssen: theils lasse ich auch fortgesezt darin bauen, und dies geht von meinem Gelde. Da kannst Du nun berechnen, ob viel baares Geld bei mir seyn mag. Ferner, habe ich diesen Sommer Kindtaufe gehabt. Ja: es ist mir ein herrlicher, gesunder, starker Knabe gebohren, der jezt in die 13. Woche geht. Sage das unsern guten Eltern, die ich dadurch zu GroßEltern gemacht habe.

Ueber eine Reise nach Hause habe ich hin und her gedacht: aber es ist nicht möglich gewesen. Zeit ist mir das edelste Gut, und ich konnte ihrer für diesmal nicht so viel verlieren, als dazu gehört hätte. Gewiß versprochen habe ich es nicht. — Ich hoffe, es künftige Ostern möglich zu machen. Vertröste den guten, trefflichen Vater. Gewiß werde ich ihn sehen, und mehrmals, hoffe ich, sehen. Meine Frau will sich's nicht ausreden lassen, mich, mit ihrem Kinde, zu begleiten. Ich gestehe, daß ich dies in mancher Rüksicht nicht gern sehe; und auch das hat mich bisher abgehalten.

Ferner ist solch eine Reise unter hundert, und mehr Thalern nicht gemacht und auch diese habe ich nicht so geradezu zu verlieren. Die glückliche Zeit ist

vorbei, da ich meinen Stab nahm, und zu Fusse ging, durch die weite Welt. Jezt bin ich allenthalben gefesselt.

Lebe recht wohl. Dein treuer Bruder

F.

23.

Jena, d. 2. Jänner 1798.

Lieber Bruder,

Meine Frau hat es sich nicht wollen nehmen lassen, an unsern guten Vater zu schreiben. Es ist beiliegender Brief, den ich durch Dich überschike.

Es wundert uns nicht wenig, daß wir die Papiere über das übersendete Geld, die nach wenigen Wochen folgen sollten, nicht erhalten haben.

Br. Christian hat mir abermals geschrieben. Sein Brief traf zu einer Zeit ein, da ich ihm nicht antworten konnte, weil ich keine Zeit hatte. Auch jezt habe ich sehr wenig Zeit: ich bitte also Dich, ihn zu benachrichtigen, daß es gänzlich ausser meiner Macht liege, ihm in seinem Begehren zu willfahren, und daß er eine völlig unrichtige Vorstellung von meiner Lage zu haben scheine.

Wie geht es euch allen, und wie geht es besonders Dir, und Bruder Gottlob bei eurem Unternehmen geht; ob ihr Hofnung habt, etwas vor euch zu bringen? — ob ihr auch dem Vater das accordirte gebt, und ob es ihm in der That zu einiger Erleichterung dient? Besonders auf das lezte wünsche ich eine bestimmte Antwort.

Lebe recht wohl. Dein treuer Bruder

F.

24.

Jena, d. 21. August. 98.

Mehrere Gründe haben mich verhindert, Deinen Brief früher zu beantworten. Ich hoffe, daß es jezt mit euerm Unternehmen besser geht. Daß Ihr den Vater mit hineingezogen, ist mir nicht ganz recht. Er hat nun gesorgt, und gearbeitet genug, und meine Absicht war nicht, daß die kleine Pension, die ich ihm zu geben vermochte, als ein Theil des Handelscapitals betrachtet würde, sondern daß er sie in guter Musse genösse.

Nehmt euch ja in Acht, daß das Kapital nicht schwindet. Es gehört, wie ich mehrmals gesagt, nicht mein; auch nicht einmal meiner Frau, sondern einer armen unverheiratheten Schwester derselben. Ich würde es ersetzen müssen, und, wenn ich auch nicht sonst Ursache hätte, bedächtig mit dem meinigen umzugehen, schon dadurch in die Unmöglichkeit versezt werden, euch weiter zu unterstüzen.

Aber ich habe Ursache, die Zeiten des Wohlstandes behutsam zu nutzen. Meine Besoldung ist so gering, daß ich durch sie kaum Holz und Licht be-

streiten kann. Ich muß von meiner Arbeit leben; und daß diese mir etwas eintrage, hängt von dem Flor dieser Universität ab. Dieser aber könnte in ein paar Jahren ganz sinken, denn schon jezt hat der Kaiser von Rußland alle seine hier studirenden Unterthanen, deren Anzahl sich bis in die 80. belief, zurükberufen, und es ist zu fürchten, daß andere Regierungen diesem Beispiele folgen.

Wenn einer von euch etwas vom Landbaue verstünde, so würde ich ihn zu mir nehmen und mir Ländereien ankaufen. So könnte ich es etwa mit der Zeit zum Besitze eines Rittergutes bringen. Aber auch dies kann ich vor der Hand nicht, weil ich nicht weiß, ob ich noch lange in diesen Gegenden bleiben werde. Ich habe nemlich Vocationen, die annehmbar sind, wenn Jena in Verfall kommt; bei denen ich mich aber verschlimmere, wenn die Lage bleibt, wie sie jezt ist. Kurz, mein ganzer Zustand ist schwankend.

. . . .

Die herzlichsten Grüße von mir und meiner Frau an Eltern und Geschwister.

Dein

treuer Bruder

J. Gottlieb Fichte

Die hier erwähnten Vocationen beziehen sich ohne Zweifel auf die beabsichtigte neue Organisation der Universität zu Mainz, bei der man Fichte in's Auge gefaßt hatte (I, 299 ff.).

25.

Jena, d. 16ten 7br. 98.

Lieber Bruder,

Deine Briefe habe ich erhalten. Wenn Du, wie ich hoffe, diesen Brief zu rechter Zeit erhältst, d. i. wenigstens den 20sten dieses (Donnerstags) so sey den 21sten (Freytag) bei guter Zeit in Dresden, und frage mir im Gasthofe zum (goldnen glaube ich) Engel nach. Der Wirth heißt Eichhof. Bin ich etwa nicht da, so werde ich doch dort meine Addresse lassen. — Richte Dich so ein, daß Du die Nacht von Hause abwesend seyn kannst, und sey gut angezogen, denn wir wollen den andern Tag wohin reisen.

Uebrigens sey ohne Sorge, und laß Dich ja auf nichts ein, ehe ich Dich gesprochen habe.

Meine Frau grüßt Dich, und die Eltern, so wie ich gleichfals

Der Deinige

F.

Was das Ziel und der Zweck der hier verabredeten Reise war, ist unbekannt.

26.

Jena, d. 15. 8br. 98.

. . . .

Ich habe Deinen Brief erst diesen Augenblik erhalten und antworte sogleich indem ich nur noch ½. Stunde bis zu Abgang der Post habe. Daß Du den Donnerstag oder Freitag das Geld haben werdest, ist so ziemlich unmöglich, den jezt ist Montag Abends.

Ich habe theils bis jezt mit meinen Laubthalern noch keinen vortheilhaften Wechsel machen können; theils wollte ich noch alles piano gehen lassen, bis wir Kunden haben. Ich habe darüber an einen Kaufmann, dem ich zugleich die Mustercharte eingeschikt, geschrieben. Die Aspekten für jeden Handel standen in Leipzig auf der Messe sehr traurig. Um jedoch nicht Schaden zu machen, und den Credit auf die Wage zu setzen, schike ich sogleich Geld. Solltest Du mehr brauchen, so schreibe mir.

Grüsse mir Eltern und Geschwister herzlich.

Die Post geht ab, und ich habe keinen Augenblik mehr Zeit. Ich werde Dir aber nächstens weitläufiger schreiben.

Dein treuer Bruder

F.

Aufschrift:

Herrn Samuel Gotthelf Fichte

zu Rammenau

frei. p. Bischofswerda, über

Dresden.

. . . .

Die folgenden Briefe vornehmlich zeigen uns den idealistischen Philosophen auch als praktischen Geschäftsmann.

27.

Jena, d. 26. 8br. 98.

Lieber Bruder,

Ich möchte, daß Du noch vor der Frankfurter Messe einen Brief von mir hättest, damit Du allenthalben Deine Maasregeln darnach nehmen könntest, drum schreibe ich Dir jezt.

Das nothwendigste zuerst. Die Mustercharte habe ich an einen gewissen Kaufmann in Eisenach geschikt. Er hat mir geantwortet, daß ich mich nicht besser hätte addressiren können, als an ihn, daß er in einiger Zeit nach Jena kommen und mit mir mündlich weiter aus der Sache sprechen werde; daß die Waare zwar gut gearbeitet — dies bezieht sich wohl besonders auf die Schurichschen WollenProben, die noch jedermann, der sie bei mir gesehen, äusserst wohlgefallen haben, — daß sie aber viel zu theuer sey. Ueber den lezten Punct erwarte ich seine weitere Erklärung, und Deine Antwort, ob sie, im Falle einer grossen Lieferung, wohlfeiler abgelassen werden könne.

Ich habe an unserm soeben gewesenen Jahrmarkte meiner Frau den Auftrag gegeben, sich in den Bandbuden umzusehen, Preiß, und Güte der Waaren zu erkundigen, und zu erforschen, woher die Kleinhändler ihre Waaren beziehen. Da hat nun meine Frau 3 Stükel (das Stük hält 16. Ellen und das Band 24. Faden.) schmales weisses Band (doch nicht so schmal als unsere Pfennigschnür) für 8. Gr. gekauft, und erfahren, daß hier herum alles aus Erfurt gezogen wird, wo sich bis 15. grosse Bandfabriken befinden sollen, deren Unternehmer viele hunderttausend im Vermögen hätten (sagen nemlich die Kleinhändler). So habe ich selbst auf der Leipziger Messe eine mächtige, und sehr gut gefüllte Erfurter Bude (sie steht mitten auf dem Markte) gesehen. — Es ist mir selbst warscheinlich, daß die Erfurter das Garn wohlfeiler haben, als es in unserer Gegend ist, indem in dem Erfurter Gebiet viel gesponnen wird, aber sonst keine Leinweberei ist, und die Lebensmittel gar wohlfeil sind. Auf diese Vergleichung bezieht sich vielleicht des Eisenacher Kaufmanns Ausspruch. Ich werde über alles dieses mich näher erkundigen. Alle diese Umstände nun rathen uns vor der Hand gar sehr das piano geben an; denn was hilft es eine Menge Waare zu verfertigen, wenn man nicht Preis halten kann, und sie verschleudern kann.

Kurz — über alles dies werde ich sehr genaue Erkundigungen einziehen; ebenso, wie über den muthmaaßlichen Erfolg des Beziehens der Leipziger Messe. Sehen wir nicht die Möglichkeit, etwas dort zu machen, vorher ein, so rathe ich nicht dazu: denn die Unkosten einer solchen Messe mögen, nach den Klagen aller Kaufleute, und nach der unverhältnißmässigen Theurung aller Waaren in Leipzig gegen andere Meßorte, (z. B. Naumburg, unsern Jahrmarkt) wozu die Krämer geradezu dies als Grund anführen, sehr gros seyn. Eine Bude zwar ist, an einem sehr vortheilhaften Platze, besprochen. Das Standgeld beträgt die Messe über nur 12. Gr. aber eine Bude müste angekauft werden.

. . . .

Wechselbriefe kann ich nicht schiklich bekommen. Dresden ist viel zu wenig Handelsort.

Auf Leipzig kann ich sehr leicht assigniren. Jezt zu andern Punkten.

. . . .

Grüße Eltern, und Geschwister, und lebe recht wohl.

Dein treuer Bruder

F.

d. 3. 9br.

Dieser Brief ist, um meiner vielen Geschäfte willen, liegen geblieben. Ich hoffe aber, daß du ihn noch vor der Messe erhältst. . . . . . .

28.

Jena, d. 18. 9br. 98.

Lieber Bruder,

So eben kehre ich meine Chatoulle bis auf den Boden, in welche ich alles Gold und sächsische Geld, das ich seit meiner Rükkehr eingenommen, geworfen, und noch überdieß wechseln lassen, und finde nicht mehr, als das auf beiliegenden Zettel bemerkte, ...

. . . .

Ueberhaupt, — plagt mich das Geldschiken bloß um der nicht beizutreibenden Geldsorten willen; aber, sobald etwas nothwendig gebraucht wird, oder wo ein Vortheil zu machen ist, so schreibe ja sogleich. Ich kann Dir vieles, was ich versprochen hatte, heute nicht schreiben, weil ich in Arbeiten vergraben bin. Ich werde bei der ersten Gelegenheit, da ich ein wenig freie Luft habe, schreiben.

Melde mir ausführlich, wie Deine Messe abgelaufen. Die Aussicht für den Handel ist überhaupt höchst betrübt, durch das schändliche Verfahren der Engländer, und die Dummheit der Deutschen. Ich habe wieder etwas aufgetrieben, das unserer Bandfabrik vielleicht Kunden verschaft.

Ferner habe ich vor einigen Tagen eine Sammlung von physikalischen Experimenten in die Hände bekommen, die ich Dir bei Gelegenheit zusenden werde. Es ist da manches über Färberei, wovon ich nicht weiß, ob es Dir nüzen kann; aber es ist da ein Rezept zu schnellen Bleichen, das einige Anlage, und etwas Menschenverstand erfordert, und Dir gewiß nüzlich seyn könnte. Ich werde es selbst noch besser durchdenken, und dann mit meinen Bemerkungen es Dir schiken; kaufe daher nur nicht so viel weisses Garn, sondern rohes.

Ich habe noch mancherlei sehr sichere Gedanken zur Verbesserung der Bandfabriken, von denen ich nur zweifle, ob ich sie Dir schriftlich vortragen kann. Hierüber ein andermal.

Die alte Uhr ist, glaub ich, des Postgeldes nicht werth. Sonst konnte ich sie durch Schütteln, und Rütteln zum Gehen bringen; da ich sie das leztemal sah, half auch dieses Mittel nicht mehr. Beruhige den guten Vater. Eine Uhr soll er sicher von mir bekommen; ob es grade die aus dem alten Eisen seyn wird, kann ich nicht versprechen. Lebe wohl, und grüsse Eltern, und Geschwister. Dein treuer Bruder

J. G. F.

Du schreibst in Deinem lezten Briefe, daß Du 90 Thlr. in Frankfurt zu

bezahlen habest. Und da möchte denn meine Frau, der dies auffiel, wissen, wofür? — und ich möchte es auch wissen.

Aufschrift:

Herrn Samuel Gotthelf Fichte

zu

Rammenau

. . . . über Dreßden, und Bischofswerda

29.

Jena, d. 4. Xbr. 98.

Der Kaufmann, dessen ich neuerlich erwähnte, Hr. Streiber, ist hier gewesen. Es hat sich ergeben, daß derselbe selbst eine Wollenbandfabrik hat. Sein Tadel der zu großen Theure bezog sich auf die wollenen Bänder. Er könne sie weit wohlfeiler liefern. Er versende sie, — und habe ehemals auch leinene aus Elberfeld — nach der Schweiz, Italien, Spanien. Er wolle, wenn wir die Preis'e halten könnten (woran er zweifle,) uns welche abnehmen.

Vorläufig soll ich beiliegende Proben überschiken: und Du sollst die beiden bemeldeten Fragen beantworten. Thue dies nur — aber nicht mit Deiner gewöhnlichen schlechten Schreiberei, denn das stöß't keinen Respekt für den grossen Fabrikanten ein — auf dem beiliegenden Zettel selbst. Die Proben sollen zurükgesandt werden. Du mußt Dir sonach die Muster merken. Ist der Preis acceptabel, so will er auf diese Sorten Bestellung machen. — Nun sehe ich freilich, daß beide Proben viertrittig sind, und in der B. auch wollenes Garn ist. Du wirst sie also schwerlich machen können. Aber doch möchte ich nicht, daß wir gleich die erste Bestellung abweisen müßten. Es ist um der Zukunft willen. Stühle mit mehrern Tritten wirst Du ohnedies anlegen müssen, wenn ich Dir Kunden verschaffen soll. — Antworte hierauf sobald Du kannst. Es ist mir hierbei folgendes eingefallen

1.). Streibers Bänder, von denen ich Dir nächstens eine Mustercharte, und Preistabelle zuschiken werde (da wirst Du zugleich sehen, wie eine Mustercharte aussehen muß, und dergl. mußt Du Dir zulegen) sind weit dünner, und ich glaube im ganzen viel schlechter, als Schurigs, aber sie nehmen sich viel besser aus; sie sind sehr schön gefärbt, und wohl zugerichtet. Ob sie viel wohlfeiler sind, wirst Du sehen; ich vermuthe; denn Streiber sagt mir, daß sie auf Mühlen verfertigt werden, die zum Theil bis 30. Gänge haben. Vielleicht nun könntest Du dergleichen in Deiner Gegend, und zu Frankfurt häufig absetzen, etwas darauf verdienen, sie creditirt bekommen, und mit leinenen Bändern Deiner Fabrik bezahlen. Dies wäre, scheint es mir, ein profitabler Handel. Sobald ich Dir die Mustercharte zugeschikt haben werde, nimm darüber Deinen Entschluß.

2.). Ich habe neulich Gelegenheit gehabt, einem Griechischen Kaufmanne

zu Chemnitz einen Dienst zu erweisen, den er mir hoch anrechnet. Ich werde ihm dafür auftragen, uns Kunden für Bänder zu verschaffen. Halt daher eine Mustercharte in Bereitschaft.

3.). Kann ich durch Streibern genau erfahren, wie unsre Preise sich zu den Preisen andrer Bandmacher, z. B. der Westphälischen, Erfurter, u. s. f. verhalten, und wo etwa ein Vortheil zu machen ist. Er hat nach Proben, Preisen, Garnpreisen geschrieben. Er glaubt, daß die Braunschweiger Garne wohlfeiler seyen, als die, deren Du Dich bedienst. Wäre dies beträchtlich, so könnten wir ja dergl. kommen lassen, indem der Transport doch so gar viel nicht ausmachen kann. Berechne daher, wie hoch Dir, in der Regel 100 Ellen Dresd. (so müssen wir rechnen, denn Weife, Gebind, u. dergl. ist verschieden, und giebt keinen gemeingültigen Maasstab) weises Garn, und rohes Garn kommen; ferner, wie viel ein Geselle die Woche, wenn er fleisig ist, verdienen kann, (auch dies müssen wir so berechnen) und melde mir dies; damit ich einen Ueberschlag machen, und sehen kann, wo etwas zu ersparen ist.

Soviel für jezo.

Grüsse Eltern, und Geschwister, und lebe wohl. Dein treuer Bruder

F.

Mit dieser sorgfältigsten Pünktlichkeit behandelte er die Geschäftsdetails selbst noch zu einer Zeit, wo ganz andere Angelegenheiten seine Thätigkeit in Anspruch nahmen — nämlich der bekannte Atheismus-Streit, den er im folgenden Briefe mit prächtigem Humor bespricht.

30.

Jena d. 9. Xbr., 98.

In diesem Augenblike nur das höchstnöthige. Ich werde sehen, ob ich zu diesem Briefe zurük kommen kann.

. . . .

2.). Meine Einnahmen, die ich der Compagnie bestimme, sind ziemlich unsicher. Sie hängen davon ab, ob ich künftigen Sommer ein oder mehrere Bücher schreibe; ob ich durch Reisen viel verthue, und dergl.: Doch — ein halbes oder ganzes Hundert kann ich im Fall der Noth immer herbeischaffen.

. . . . . .

Darnach nimm nur Deine Maasregeln. Denn in diesen Detail hineinzugehen, vermag ich nicht, weil ich dies nicht genug verstehe.

3.). Wegen des Standes einer Bude, (keine Bude selbst, diese müßte besonders angeschaft werden) ist mir etwas über die Topographie von Leipzig entfallen, darüber ich aber warscheinlich allhier selbst Auskunft erhalten kann.

d. 5. Jänner. 99.

So lange ist dieser Brief liegen geblieben, weil mir unsre guten Lands-

leute, die Chursächsischen, Beschäftigung vollauf gegeben. Ich habe seitdem über den Plaz der Bude mich erkundiget. Er ist gelegen.

Von Hrr. Streiber habe ich beiliegende Westphälinger (Elberfeldische) Leinenband Proben, und Preistabelle erhalten; die ich Dir zur Einsicht und Berechnung, ob wir Preis halten können, mittheilen soll. Die Preistabelle lautet zu deutsch: N. 12 (beziehet sich auf die beiliegende Mustercharte) das Duzend Stükel von 19. Pariser Ellen 5. Livres (Ein Livre ist 6 Gr. sächs. wenn der Laubthaler 1 Thlr. 12 Gr. sächs. steht,) daß also von der geringsten Sorte 19 Ellen 60 Pf. kämen. Die zweite Ziffer z. B. N. 14. — 5 Livres, 10 — bedeutet sous, und der Livre hat 20 sous, und nun kannst Du selbst berechnen. Ich sehe klar ein, daß unsre Bänder viel wohlfeiler sind. Nur arbeiten wir blos glatte, und wie diese modellirten gemacht sind, sehe ich gar nicht ein; und glaube, daß wir sie nicht machen können. Jedoch dürfte mir es etwa auch da gehen, wie mit den Herrnhuter Bändern, wo ich meinen Bandverstand garstig blamirt habe.

Zum Hauskauf wollte ich jetzo, ob mir gleich der Gedanke mit dem Beigute nicht mißfällt, nicht rathen; wenn Du nicht etwa sonst woher ein starkes Capital auftreiben kannst. Es wird immer möglicher, daß sich mein Aufenthaltsort verändert, und daß ich dann selbst Geld bedürfte.

Meinen Vorschlag eines Tauschhandels hat Streiber mit Freuden aufgenommen, aber noch nicht seine Mustercharte eingeschikt.

Proben eines Handelsbuches, einen Contract, und dergl. soviel mir auch natürl. selbst daran liegt, kann ich gegenwärtig nicht einschiken. Ich habe wohl andere Dinge zu denken. Dies muß warten auf ruhigere Zeiten.

Sollte nicht auch in der Lausitz der Ruf erschollen seyn, daß die Chursächs. Regierung mich für einen Atheisten erklärt habe, und daß ich wenigstens zu Asche verbrannt, und dann des Landes verwiesen werden würde? Ich sage das nur deswegen, damit, wenn bei Euch das Gerücht erschallt, ihr, und besonders unsere guten Eltern nicht erschreken. Es wird so schlimm nicht werden. In vier Tagen oder 8. erhaltet ihr eine vorläufige Vertheidigungsschrift an das Publicum. Nun hat zwar der Churfürst, nicht zufrieden, mich in seinem Lande verschrieen, und meine Schriften confiscirt zu haben, mich auch noch bei meinem Herzoge verklagt, und ich muß nun auch da mich vertheidigen. Aber ich denke, es soll mir auch hier nicht schwerer fallen, als dort. — Dies zur Nachricht, wenn man bei Euch schon etwas weiß. Weiß man aber nichts, so seyd ihr nicht die ersten, die es ausbreiten; denn Geräusch, und Lärm ist nie gut.

Lebe recht wohl.

F.

N. Sch. Wegen der Appretur habe ich bei unserm Professor der Künste erkundigt. Das was jene Fabricanten haben, wird allerdings Leim seyn, und

zwar, wie er in den Läden heißt: Fischleim. Er wird aus den feinsten Schafknochen gekocht, und ist theuer; kann aber sehr vermischt, und sparsam gebraucht werden. Der Professor redete von Selbstkochen; welches mir aber keineswegs einleuchtet.

Deine leztern Briefe gefallen mir. Sie sind gründlich, klar und gesezt.

Der nächste Brief ist ohne Datum. An wen der darin eingeschlossene Brief gerichtet war, ist nicht bekannt.

31.

Meine Arbeiten haben mich absolut verhindert, eher zu schreiben, und auch noch jezt muß ich kurz seyn.

1.). Meiner Frauen Geld aus der Schweiz ist nicht beizutreiben, indem der Schuldner die Waaren, für die er schuldig ist, noch nicht verkauft haben will, mit Schaden verkauft haben will, und dergl.

2.). Was wir gegenwärtig aufbringen konnten, hast Du; ob und wenn ich wieder etwas auftreiben werde, da es mir ziemlich schlimm geht, ich meine meisten Schriften größtentheils an die Verleger verschenkt habe, und selbst das, was man mir schuldig ist, nicht beitreiben kann — da ferner unserer Universität wohl schlimmere Zeiten bevorstehen möchten, — weiß ich nicht. Du mußt daher alle Erweiterungspläne aufgeben, und blos zu behaupten suchen, was Du hast.

3.). Es folgen die Proben, und Preistabelle der Streiberischen Bänder. Die Preise, welche schon jezt niedriger seyen, als die eurigen, würden nächstens noch herunter gehen, schreibt Streiber.

4.). Beiliegender Bindfaden ist ein Pariser Stab, der auf der Probe und Preistabelle der Elberfelder Bänder gemeint ist. Es heißt im Originale aune (sprich Ohne) de Paris. — und ich habe den Fehler gemacht, indem aune sonst eine Elle heißt.

5.). Streiber hat schon vor länger als 8. Wochen beiliegende Bestellung gemacht: — um einen Anfang zu machen, um zu sehen, wie die Waare im Stüke ausfällt, schreibt er. — Ich habe dies lächerlich gefunden, um eines Duzend Willen anzuscheeren: und daher die Bestellung Dir nicht eher geschikt, und ihm nicht geantwortet. Thue jezt, was Du willst. Die Fracht (von 1. Duzend Stükel!) will er tragen. Ich halte Streibern für einen Narren

Lebe wohl, und grüsse herzlich Eltern, und Geschwister.

Den beigeschloßenen Brief gieb sogleich auf die Post. Der arme Teufel, der mich dauert, dem ich aber nicht helfen kann, erwartet Antwort.

Dein treuer Bruder

J. G. Fichte.

In Folge der erwähnten Anklage ging Fichte Anfang Juli 1799 nach Berlin und kehrte erst zu Ende des Jahres zurück, um mit seiner Familie ganz

dahin, überzusiedeln (I, 309 f. II, 277. 284). Unterdeß war sein vertrautester Bruder Gotthelf gestorben, weshalb der nächste Brief an denjenigen unter seinen Brüdern gerichtet ist, der ihm nach jenem der liebste war, nämlich Gottlob.

32.

Jena, d. 20. Februar. 1800.

Lieber Bruder,

Was Du mir in Deinem leztern Briefe über die Aufführung unsers verstorbenen Bruders meldest, will ich vor der Hand auf sich beruhen lassen.

Daß, in Absicht der Hantbirung, und meiner Forderungen, alles von allen Seiten verworren genug ist, ersehe ich gar deutlich: was aber meine Anwesenheit in Rammenau dabei fruchten könne, nicht. Auch ist, Deinem leztern zu Folge, unsre Zusammenkunft bei Deiner Frankfurter Reise von Schwierigkeiten begleitet, welche die Vortheile, die ich mir davon verspreche, wohl niederwiegen möchten. Ich gebe also diese Zusammenkunft auf, indem ich einen andern Versuch mache, ins klare zu kommen.

Dieser Brief trift Dich ohne Zweifel noch vor Deiner Abreise nach Frankfurt; mich aber trift keiner von Dir mehr in Jena; indem ein blosser Zufall mich noch diesen Monat hier zurükgehalten, und verhindert hat, nach Berlin zu gehen, wohin ich längstens binnen 14. Tagen mit meiner Familie auf immer abgehen werde.

Dein getreuer Bruder

J. G. Fichte.

Aufschrift:

An Joh. Gottlob Fichte

zu

Elster.

Fichte wurde sodann zum Professor in Erlangen ernannt, wo er aber nur im Sommer 1805 lehrte, weil 1806 die kriegerischen Ereignisse ihn anderwärtshin führten, während gleich von vorn herein bestimmt worden war, daß er im Wintersemester in Berlin Vorträge halten durfte. Von da aus ist der folgende Brief seiner Frau geschrieben, in welchem sie in diesen gefahrvollen Zeiten au zartfühlende Weise sich für ihre und ihres Kindes Zukunft besorgt zeigt. Da erwähnte Unwohlsein Fichte's war eine heftige Kolik (II, 405).

33.

Berlin d: 26: Jenner 1806:

Theure Eltern, ich bitte Sie um eine Gefälligkeit daß Sie nämlich di Güte hätten mir bey dem Prediger meines Lieben Mannes Taufschein auszu wirken, denn da ich in die hiesige WitwenCaaße legen will, so brauch id ihn dazu unumgänglich ich laße mir zu dem Ende hin Geld aus der Schwei kommen, welches ich noch da stehn habe; mein Mann weiß nichts davon da

ich in die WitwenCaaße lege, denn es scheint mir sehr unherzlich mit meinem guten lieben Mann davon zu reden, wovon man nach seinem Hinsterben leben solle, und darum rede ich nicht darüber, sondern danke Gott daß mir noch etwas Geld geblieben ist, damit ich es selbst bestreiten kann; auf der andern Seite halt ichs für meine Pflicht zu thun, denn die Menschen sind sterblich, und auch ich bin sterblich, was sollte denn aus unserm armen Kinde werden? sterbe aber auch ich, so bekommt unser Kind, bis in sein 25. Jahr, die Hälfte von dem, was ich als Witwe bekommen hätte.

Ich bitte Sie mir den Taufschein gleich anfangs des künftigen Monaths zu schiken, denn sonst muß ich wieder ein halbesjahr warten, und den Brief an mich zu addressieren, weil ich Ihnen die Gründe warum mein Lieber Mann nichts davon weiß, schon gesagt habe.

Wenn Sie lieber Vater keine Zeit, noch Lust haben mir zu schreiben, so schieben Sie's doch ja nicht auf mir den Taufschein zu schiken, sondern schiken ihn mir nur ohne Brief.

Ich habe Ihnen vor etlichen Monathen geschrieben, haben Sie meinen Brief erhalten?

Mein Lieber Mann grüßt Sie alle herzlich; er ist izt Gottlob wieder wohl, war es aber vor einiger Zeit nicht; bei dieser naßen ungesunden Witterung sind hier viele Menschen krank, und sterben auch eine Menge.

Unser Hermann, der Gottlob gesund ist, empfiehlt sich seinen Lieben Groß Eltern.

Leben Sie wohl, Gott sey mit Ihnen, ich grüße alle welche sich meiner errinnern freundlich, und bin von Herzen Ihre

Fichte. g: Rahn.

Aufschrift:
Herrn Fichte dem Vater
zu
Rammenau
Bey Dresden.

frey

Im October 1806 wich Fichte mit dem Geheimrath Hufeland, wie sämmtliche Behörden und alle Männer von Ansehen, vor den siegreichen Feinden aus Berlin und ging nach Königsberg, wo ihm provisorisch eine Professur zugewiesen wurde; während seine Gattin zur Hütung des Hauses zurückblieb, dann aber nachfolgen sollte, als sein Aufenthalt in Königsberg dauernd werden zu wollen schien. So schmerzlich aber war ihr die Trennung von ihrem geliebten Manne, daß sie trotz ihrer starken und duldungswilligen Seele darüber im November in eine ernstliche Krankheit verfiel (I. 374 f.).

34.

Berlin d. 13: Feb: 1807.

Theure Eltern, so eben erhalte ich den Brief aus Elstra, ich eile sogleich Ihnen Nachricht von uns zu geben, und addressiere den Brief an Sie, damit Sie geschwinder Nachricht erhalten; mein Lieber Mann ist vor Ankunft der Franzosen hier, nach Königsberg, mit einem Freunde vereist, und hat dort eine Profeßur bis zur Wiederherstellung der Ruhe erhalten, und lißt Collegien; die lezte Nachricht von ihm ist, daß er Gottlob gesund ist; ich erhalte leider sehr wenige Briefe von ihm, und kann nur selten schreiben, weil die dorthin gehend. Posten nicht gehn: Sie stellen Sich meine Lage vor; ich wollte gleich mitreisen, wurde aber aus manchen Ursachen zurükgelaßen, mit unserm Kinde; nun wünscht mein Mann sehnlichst daß ich nachkomme, es hat aber bis izt noch nicht sein können, weil ich keinen Pas bekommen konnte, weil die Straßen nicht sicher sind, und andres mehr auch weil die Reise viel kostet.

Dieses Zurükbleiben ist die Ursache, daß ich tödlich krank gewesen bin, nun mich aber Gottlob wieder erhole: ich stand viel Angst aus, durch die Zeitumstände, grämte mich, hat viel Sorgen, und Verdruß, so daß ich troz alles Quämpfen darnieder geworfen wurde; mein Schmerz war um so viel größer, da ich unser Kind unter Fremde zurüklassen mußte, wenn ich gestorben wäre. Gott hat mir wieder geholfen, und wird auch weiters helfen, deßen tröste ich mich. Ich werde zu meinem Mann reisen, so bald es nur immer möglich ist und Ihnen vor meiner Abreise noch gewis schreiben.

Der Gnädige Gott sey mit Ihnen und schüze Sie vor jeder Gefahr. dieses wünscht von ganzem Herzen, Ihre Sie herzlichliebende Johanna Fichte.

Ich franciere diesen Brief nicht, damit er sicher gehe, und grüße Alle alle von ganzem Herzen.

Aufschrift:

Herr Fichte der Vater
zu
Rammenau
nahe bey Dresden.

Ende August 1807 kehrte aber Fichte selbst nach Berlin zurück, wo er alsbald, im September, von Beyme aufgefordert wurde, sein Nachdenken auf die zweckmäßigste Ausführung des Plans zu richten, in der Hauptstadt eine Universität zu gründen, — ein Auftrag, der ihn bekanntlich zu jenem originellen Organisations-Vorschlag einer „Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs“ veranlaßte, der leider unausgeführt blieb. Fichte aber hielt im Winter 1807 — 8 seine Reden an die Deutschen, die er sogleich auch durch den Druck veröffentlichte. Sie sind die Schrift, von welcher er in einem ferneren Briefe spricht.

35.

Berlin, d. 10. Mäy. 08.

Lieber Vater,

Schon vorigen Winter, sogleich nach dem Eintreffen Ihres Briefes an meine Frau, hatte ich Ihnen geantwortet. In Hofnung, daß bis dahin in unsrer gemeinschaftlichen Lage einige vortheilhafte Veränderungen vorgeben würden, hat meine Frau bis jezt diesen Brief nicht abgehen laßen.

Das einzige vortheilhafte, was seitdem vorgefallen, ist die ziemliche Wiederherstellung meines Herrmann. Es war derselbe damals durch einen Fall auf das Knie an dem Einen Beine ganz gelähmt, und hat, bei übrigens vortreflicher Gesundheit, 10. Wochen im Bette liegen müßen. Jezt geht er wieder; nur noch nicht auf Steinpflaster; es wird, was die Hauptsache ist, keine Folge übrig bleiben. Ich befinde mich dermalen mit ihm, und meiner Frau, die nach einem sehr harten Krankenlager im Jahre 6. den ganzen vorigen Winter gekränkelt, und vor einer Woche wieder recht ernsthaft krank gewesen, auf ein paar Wochen auf einem Gesundbrunnen bei Berlin, um sie alle wiederherzustellen, und mit frischen Kräften in den beginnenden Sommer einzutreten.

Ich für meine Person bin immer gesund, und kräftig gewesen. Man organisirt an einer allhier zu Berlin zu errichtenden Universität; mir sind die bedeutendsten Aufträge in dieser Rüksicht ertheilt worden.

Ich hatte erst den Vorsatz diesen Sommer in Dresden mit Frau und Kind zuzubringen; hatte auch schon an Fritsche über die zu treffenden Vorkehrungen geschrieben; auch von meiner Behörde den Urlaub dazu eingeholt. Ich sehe aber, daß es für wichtige Zweke beßer ist, wenn ich hier bleibe, und Kollegia lese, und ich bin entschloßen, dem allgemeinen Besten dieses freiwillige Opfer zu bringen.

Auch hatte ich, nachdem jener Plan schon aufgegeben war, den Vorsatz in dieser ersten Hälfte des Mäy für meine Person allein (eine Reise mit Frau und Kind ist unter den jetzigen Umständen, da die ehemals begütertsten leiden, für mich zu kostspielig) Sie zu besuchen. Die Krankheit meiner Frau, die unter solchen Umständen nicht ohne eine nachtheilige Gemüthsbewegung mich von sich laßen würde, hat auch diesen Plan vereitelt; wie die gegenwärtige Kurzeit vorbei seyn wird, werde ich durch meine Vorlesungen an Berlin gefeßelt seyn. Ich hoffe jedoch im Herbste Ferien zu finden und vielleicht erlaubt es sodann der öffentliche Wohlstand Frau und Kind mit zu bringen.

Ich gebe soeben Ordre an meinen Verleger, daß Ihnen meine neueste Schrift von Leipzig aus überschikt werde. Ich habe diesmal nicht über so viele Exemplare zu befehlen, daß ich auch an den Herrn Pastor Wagner, den ich herzlichst zu grüßen bitte, eins beilegen könnte. Sie leihen es ihm vielleicht zum Durchlesen.

Unser aller herzlichste Grüße an Mutter, und Geschwister.

[Von Johanna Fichte:]

Ich grüße Sie theure Eltern von ganzer Seele und empfehle mich Ihrem Andenken.

Gott schenkt mir izt wieder Gesundheit, worüber ich mich freue, da es bey unserm Guten theuren Fichte sein kann. Leben Sie wohl, Ihre

Johanna F.

Von ihrer und ihres Sohnes Krankheit schreibt auch Johanna Fichte in einem Briefe an Charlotte von Schiller (II, 408 vgl. 470). — Die beabsichtigte Reise in die Heimath unterblieb; denn Fichte selbst erkrankte, wie der Biograph sagt, „im Frühling des Jahres 1808" (I. 426) oder, wie Fichte's Gattin schreibt, „seit Mitte Juli" (II, 408) oder, wie er selbst im nächstfolgenden Schreiben sagt, „im August". Es war eben eine langsame, wohl allmählich sich entwickelnde Krankheit, die in rheumatischen Lähmungen nebst schmerzhaften Augenentzündungen bestand und deren Nachwirkungen selbst der wiederholte Gebrauch des Teplitzer Bades nicht gänzlich hob.

36.

Berlin, d. 10. März, 1809.

Ich bin, mein theurer Vater, nicht ohne Sorge über Ihrer aller Befinden, auch ob Sie meinen lezten Brief vom Mäy vorigen Jahres nebst dem überschikten Buche erhalten hätten, gewesen, bis Ihr leztes Schreiben vom 6ten Februar, das aber bei mir sehr spät eingelaufen, und vermuthlich in Pulßnitz über 6. Wochen gelegen, mich darüber beruhigt hat.

Ich trug den Vorsatz den Sommer vorigen Jahres einen Abstecher nach Dreßden zu machen, und hierbei auch Sie nebst den meinigen zu besuchen. Besonders eine Krankheit, die den August v. J. anhob, und von der ich erst jezt mich zu erholen suche, bei der ich niemals in Lebensgefahr gewesen, übrigens aber hart mitgenommen worden, hat mich daran verhindert. Dermalen erwarten wir hier die Rükkehr unsers guten Königs, und der Regierung. Ich werde diesen Sommer kaum meine gewohnte Thätigkeit wieder anfangen können. Vielleicht schiken mich die Aerzte zur Wiederherstellung meiner Gesundheit in Bäder, und auf Reisen; und so hoffe ich denn diesen Sommer den Besuch bei Ihnen nachzuholen, den ich den vorigen versäumt habe.

Frau und Kind befinden sich wohl. Die erstere denkt Ihrer alle Tage, nicht ohne Sorgen, besonders wegen des befürchteten nahen Ausbruchs eines neuen Kriegs, der zunächst die dortige Gegend treffen könnte. Ich hoffe aber fest, daß die Oesterreicher durch musterhaftes Betragen sich der großen Angelegenheit, für die sie kämpfen, würdig machen, und dadurch die von jedem Kriege unabtrennlichen Uebel sehr mildern werden.

Näher gehen mir die Uebel, die Sie schon erlitten haben, und die Folgen

davon. Obwohl der König für mich, und andere außer Dienst gekommene Gelehrte alles thut, was die eigne beschränkte Lage des Staats verstattet, so bin ich dennoch durch eine dreivierteljährige Krankheit, in der ich nichts habe arbeiten (es wird darum zu Ostern nichts von mir erscheinen) noch verdienen können, dagegen ungewöhnlich hohe Ausgaben gehabt, in Umstände gekommen, daß ich dermalen baares Geld nicht entbehren kann. Aber Bruder Gottlob hat seit dem Jahre 1805. keinen Termin abgetragen; auch hat er seitdem kein Lebenszeichen von sich gegeben, und keine Anfrage an mich ergehen laßen; ob ich etwa die Fortsetzung der Zahlungen verlangte. Wie es mit Abtragung der bedungenen Zinsen an Sie von jeher gehalten worden, ist mir gleichfalls nicht unbekannt. Ich hoffe daher nicht, daß es ihn übereilen heißt, wenn ich von ihm fordere, daß er so schleunig als möglich einen Termin von 50. Rthlr. an Sie auszahle.

Die meinigen grüßen herzlichst. Ihr Sohn

Fichte.

Auf die Hoffnung, die sich Fichte von den Oesterreichern machte, nimmt Adalbert von Chamisso in einem 1808 aus Berlin an Friedrich de la Motte Fouqué gerichteten Briefe Bezug mit den Worten: „Der alte Fichte ist wieder hier. Er baut sehr auf die Oestreicher, die ihm sehr herrlich erschienen sind, und er will die hohe Meinung theilen, die sie von ihrem Kaiser haben."

Die treue Fürsorge für seinen alten Vater, der allzu bereitwillig seinen Kindern zu überlassen pflegte, was ihm persönlich zugedacht war, wird bestätigt durch den beigeschlossenen Brief an den Bruder, der von früher her pecuniäre Verpflichtungen hatte.

37.

Berlin, d. 10. März 1809.

Lieber Bruder,

Ich hoffe, Du wirst es selbst billig finden, wenn ich Dich auffordere, so schleunig, als es Dir irgend möglich ist, an unsern Vater einen der seit 1805. ausgesezten Termine von 50. Rthlr. auszuzahlen. Ich ersehe aus deßen Schreiben, wie das auch ohnedies zu erwarten war, daß derselbe durch den französischen Krieg und die Kriegssteuer in seiner Nahrung sehr zurükgesezt worden; so daß ich selbst aus meinem Beutel einen Vorschuß machen würde, wenn ich nicht durch dreivierteljährige Krankheit und Verdienstlosigkeit selber in eine enge Lage gekommen wäre. — Uebrigens gebe ich Dir es auf Deine eigne Ehrliebe, und Gewißen, daß von der nur zu großen Gutwilligkeit unsers Vaters gegen seine Kinder hier kein Gebrauch gemacht, sondern ihm die Summe wirklich und in der That baar ausgezahlt werde.

Die Pappiere meiner Berechnung mit Dir sind, nebst andern Manuskripten, in Erlangen liegen geblieben, von woher ich sie nicht so schnell haben kann.

Ich lade Dich darum ein, so schnell, als möglich mir Deine Berechnung mit mir einzusenden, damit ich Dir über alles abgezahlte eine Generalquittung geben könne. Meinen herzlichsten Gruß an die Deinigen von mir, und den meinigen.

Dein treuer Bruder

Fichte.

Aufschrift:

Meinem Bruder
Johann Gottlob Fichte
zu
Elstra.

d. Einschluß.

Musikalische Zustände in England.

Wie London das Herz alles commerciellen und industriellen Lebens in England ist, so ist die Londoner Saison der eigentliche Mittelpunkt aller künstlerischen Bestrebungen dieses Landes. Der ganze Adel und die Gentry bezieht für diese Zeit — es sind die Monate Mai, Juni und Juli — ihre Paläste im westlichen Theile der Stadt, und das gewaltige geschäftliche Treiben Londons scheint einmal in den Hintergrund zu treten vor den höheren geistigen Interessen, die jetzt ihr Recht geltend machen. Vier große Gemäldeausstellungen werden in einer Woche eröffnet, zwei italienische Operngesellschaften neben zahlreichen kleineren Bühnen beginnen ihre Vorstellungen, und die Concerte häufen sich zu einer wahrhaft erschreckenden Menge. Daß in diesem Jahre der zweiten großen Weltausstellung die Themsestadt ungewöhnliche Anstrengungen gemacht hat, das Beste auf jedem dieser Gebiete zu leisten, versteht sich von selbst, und so wollen wir versuchen, anknüpfend an die jetzige Saison, eine kurze Skizze der musikalischen Zustände in London und England im Allgemeinen zu liefern.

Wohl unter keinem Volke ist das Interesse für die Musik so im Steigen begriffen, als unter dem britischen. Ein Vergleich der Eröffnungsfeierlichkeiten der jetzigen Ausstellung mit denen der ersten im Jahre 1851 gibt dafür einen schlagenden Beweis. Bei jener ersten Ausstellung dachte man nicht daran, die Eröffnung durch große musikalische Aufführungen zu verherrlichen. Es war eben keine Veranlassung dazu vorhanden, und niemand vermißte die Tonkunst, als sie

vertreten blieb. „God save the queen“ war die einzige Musik, in der die entzückte Menge ihren frohen Empfindungen über das Wohlgelingen des großen Werks Ausdruck gab.

Seitdem aber sind unzählige neue Gesangvereine nicht allein in London selbst, sondern überall in ganz England ins Leben getreten. Große Musikfeste haben stattgefunden und den Beweis geliefert, daß England so gut wie andere Länder Europa's den Keim zu musikalischem Leben in sich trägt. Man hat angefangen, Musik und Gesang als einen nothwendigen Zweig der Erziehung anzusehen, und die meisten großen Schulen haben geübte Sängerchöre. Die jetzige Ausstellungscommission konnte diese Thatsache nicht übersehen und mußte in einem Unternehmen, das die Entwickelung der Kunst und Industrie im letztverflossenen Jahrzehnt zu lebendiger Anschauung bringen sollte, auch diesem Zweige der Kunst sein Recht lassen. Sie verband daher mit der Eröffnungsfeierlichkeit eine Entfaltung der musikalischen Kräfte Englands, wie sie vor zehn Jahren eine reine Unmöglichkeit gewesen wäre. Daß der Erfolg nicht den Erwartungen entsprach, die man gehegt und erregt hatte, muß lediglich den Compositionen zugeschrieben werden, die dort zur Aufführung kamen.

Wie der Leser sich vielleicht noch erinnert, erhielten Verdi, Auber, Sterndale-Bennett und Meyerbeer, als die Vertreter italienischer, französischer, englischer und deutscher Tonkunst den Auftrag, jeder eine Musik für die Eröffnung zu schreiben und zwar Meyerbeer eine Ouvertüre, Auber einen Marsch und Verdi und Sterndale-Bennett jeder eine Cantate. Die von Verdi componirte italienische Cantate kam nicht zur Aufführung, wie die Ausstellungscommission sagt, weil sie im Widerspruch mit dem getroffnen Uebereinkommen ein langes Solo enthielt, welches in einem so ungeheuren Raum wie der Industriepalast nicht hätte gehört werden können, wie das Publicum meint, weil am Schlusse der Cantate, wo die Nationallieder Italiens, Frankreichs und Englands eingeführt werden, die Marseillaise als die Nationalhymne gehört wird und das doch gewissen Ohren auf der andern Seite des Kanals nicht gerade sehr angenehm gewesen sein würde. Jetzt hört man übrigens diese Cantate in London, und ich muß gestehn, daß die Nichtaufführung derselben dem Glanze der Eröffnungsfeierlichkeiten eben keinen Abbruch gethan hat. Die Einführung der drei Nationalhymnen ist ungeschickt und unbehülflich gemacht, die drei Melodien, die im Charakter so gut wie gar nichts mit einander gemein haben, werden durcheinandergezerrt und bringen das unglückliche englische Publicum, das seine loyalen Gesinnungen für das Königshaus bei den Klängen des heimischen Nationalliedes durch Aufstehen an den Tag legt, in eine höchst lächerliche Bewegung. Sobald ein Motiv aus „God save the queen“ hörbar ward, erhob sich die ganze Menge, setzte sich aber entrüstet ebenso schnell wieder hin, als jenes plötzlich durch ein „Allons enfants de la patrie“ unterbrochen wurde. Die

englische Cantate von Sterndale-Bennett (Text von dem Poet Laureate Alfred Tennyson), hat den großen Fehler, daß sie zu lang ist. Sie enthält einzelne schöne musikalische Momente, namentlich im zweiten Chore, einem langen Satz der dem Andenken des Prinzen Albert gewidmet ist, und im letzten bewegteren Chore, wo sich die Musik in einigen glücklichen Steigerungen aus der Schwerfälligkeit und Lahmheit, die das ganze Werk charakterisirt, etwas aufrafft. Warum man Meyerbeer als Vertreter der deutschen Musik gewählt hatte, ist mir unerklärlich, er schreibt meiner Meinung nach so wenig deutsche Musik wie Beethoven italienische schrieb. Seine Ouvertüre in Form eines Marsches entbehrt selbst des äußeren Glanzes, den man sonst in seinen Märschen zu finden gewohnt ist. Von Aubers großem Marsche endlich läßt sich nicht viel Besseres sagen. So war trotz der außerordentlichen Anstrengungen der Commission der musikalische Theil der Eröffnungsfeierlichkeit nicht so erfolgreich, als man hätte erwarten sollen.

Die gegenwärtige Zeit ist nun einmal, verglichen mit der hinter uns liegenden musikalisch unproductiv. Der einzige Hallelujahchor aus Händels Messias, der außerdem gesungen wurde, vernichtete durch seine Größe und Gewalt alles, was vor ihm zu Gehör kam, bewies aber zugleich, wie die Mittel, die der Commission zur Verfügung standen, die besten waren und wie es nur eines andern Programms bedurft hätte, um auch die musikalische Partie des Festes zu einer imposanten zu machen. Die Ausführung dieser Musik war der sacred harmonic society übertragen, einem der größten und ältesten Gesangvereine in London, der sich namentlich um die Wiederbelebung der Händelschen Musik hohe Verdienste erworben hat. Der Verein besteht aus activen und inactiven, aber zahlenden Mitgliedern. Die meisten Sänger und Sängerinnen bezahlen keinen Beitrag und müssen sich einer Prüfung unterwerfen, bevor sie aufgenommen werden. Exeterhall, einer der größten Concertsäle der Stadt, ist Eigenthum des Vereins; hier hält er seine Concerte, die sich aber ausschließlich auf geistliche Musik beschränken, und selbst auf diesem Gebiete ist sein Repertoire kein sehr reiches. Der Messias, Israel in Aegypten, Samson, Salomon, Jephta, Josua, Debora und Saul von Händel, Mendelssohns Elias, dessen Paulus und dessen Lobgesang, Haydn's Schöpfung, Spohrs jüngstes Gericht und Rossini's Stabat mater ist ungefähr alles, was der Verein je gesungen hat und immer wiederholt. Beethoven, Mozart und namentlich Bach sind dieser Gesellschaft, die mehr oder weniger für alle Vereine dieser Art in England den Ton angibt und bei dem großen Musikfeste in Norwich, Birmingham und Bradford den Stamm bildet, gänzlich unbekannt. Ihr gegenwärtiger Dirigent ist der Italiener Casta, ein Mann, dessen Eigenschaften als Dirigent genugsam bekannt sind. In der Woche vor Weihnachten und in der stillen Woche bringt der Verein den Messias zur Aufführung; außerdem singt er ein Oratorium Anfang

Februar und zwei andere in der Saison. Die sacred harmonic society gab ferner den ersten Anstoß zu den sogenannten Händelfesten, auf die wir in einem nächsten Bericht zurückkommen werden. Neben dem letztgenannten Verein sind in London noch zu erwähnen die vocal association unter Benedicts und ein anderer Chor unter Martins Leitung. Die Leistungen derselben werden durch die der sacred harmonic society übertroffen. Dagegen steht ein vergleichungsweise neuer und noch nicht zahlreicher Verein, der unter Henry Leslie's Direction wirkt, in der Einheit der Ausführung allen vorhergenannten voran. Er bringt namentlich altenglische glees und madrigales, auch Kirchenmusik und von den neueren Componisten die besten kleineren Werke zur Aufführung und läuft nur in der einen Hinsicht Gefahr, daß er einen zu großen Werth auf Feinheit der Execution legt und dieser bisweilen die geistige Lebendigkeit des Ausdrucks opfert. Interessant, fast komisch, war die genaue Beobachtung der äußern Form in einem Concerte desselben, dem ich beiwohnte. Vor dem Anfang jeder Gesangsnummer saß der ganze Chor stillschweigend auf seinen Plätzen, die durch weit hervorragende Tafeln so geordnet waren, daß der erste geübtere Chor in der Mitte des Orchesters saß und der zweite oder Vorbereitungschor den ersten einschloß. Mit dem Glockenschlag erschien der Dirigent vor seinem Pulte und gab das erste Zeichen, worauf jeder seine Noten ordnete. Beim zweiten Klopfen rauschte der ganze Chor auf wie ein Mann; der Taktstock erhob sich, jedes Auge war fest auf denselben gerichtet, und wie aus einem Munde begann der Gesang. Die rein technische Wiedergabe eines jeden Musikstücks war durchaus tadellos, das Herz aber kam ein wenig zu kurz dabei.

Nach dem Vorbilde der Londoner Vereine haben sich Gesangvereine durch ganz England gebildet, und wenn ihre Leistungen auch größtentheils noch nicht über leichtere drei- und vierstimmige Gesänge hinausgehen, so muß man bedenken, daß alles erst das Werk der letzten zwei Decennien ist. Da ein späterer Aufsatz über das letzte Händelfest uns wieder auf die Gesangvereine und den Chorgesang zurückführen wird, so wollen wir hier nicht weiter auf ihre Leistungen eingehen und einen Blick auf das sonstige musikalische Treiben Londons werfen.

Die ganze ungeheure Masse der Concerte in London zerfällt in zwei große Classen: in solche, die nur den Zweck haben, einer Versammlung von Menschen für einige Stunden eine möglichst verschiedenartige Unterhaltung zu gewähren, und in solche, die sich zur Aufgabe machen, das Publicum wirklich musikalisch heranzubilden und zu erheben. Der ersten gibts eine große Menge, und sie haben alle denselben Charakter. Jeder renommirte Musiklehrer und jede Musiklehrerin gibt jährlich wenigstens ein solches Concert, sei es, um sich das Vergnügen zu machen, in den Spalten der Times gelesen zu werden und dem Kreise seiner Gönner ein Amusement zu verschaffen, oder um Geld zu verdienen. Einen andern Zweck kann ich nicht finden für eine Unterhaltung, die nur noch

des Thees und Kuchens bedarf, um zu einem musikalischen Theeklatsch herabzusinken.

Diese Concerte finden nur in der Saison und gewöhnlich am Morgen statt, so daß Publicum und Concertgeber in Morgentoilette erscheinen. Sie sind eine so specifisch englische Erfindung, daß ich hier einem derselben eine nähere Beschreibung widmen muß. Es ist dies ein Concert von Benedict, einem der besten jetzt lebenden englischen Musiker und Componisten, von dem man bedauern muß, daß ein Mann in seiner Stellung, dem es doch sonst Ernst mit seinem Wirken zu sein scheint, nicht einsieht oder nicht einsehen will, wie Concerte dieser Sorte der Kunst geradezu schaden, und wie eben in England, wo jetzt eine bessere und höhere Auffassung der Musik Boden gewinnt, der Künstler selbst sich mit ganzer Kraft dieser Bewegung anschließen und seine persönliche Eitelkeit einmal bei Seite lassen sollte. Die hohe und reine Begeisterung, mit der ein deutscher Musiker sich seiner Muse ganz hingibt, sich in ihr Gebiet vertieft, sich ganz von ihr erfüllen läßt und sie heilig hält, wie seine Religion, diese Erregtheit des innersten Gemüths suchen wir vergeblich beim englischen Tonkünstler. Ihm ist die Musik mehr Handwerk, er opfert ihr so und so viele Stunden täglich und erwartet wieder dafür so und so viele Pfunde; er erfaßt sie nicht oder doch nur selten als ein Geistiges, das der ganzen Kraft seiner Seele bedarf, sondern als eine Fertigkeit, die allein Zeit und Ausdauer erreichen können. Vertiefung und Innerlichkeit sind Begriffe, die dem gewöhnlichen Engländer so fremd sind, daß seine Sprache nicht einmal Worte für sie hat. Heiter ist seine Kunst und sehr heiter sind auch seine Morgenconcerte. Das Programm eines solchen erinnert mich immer an den reichbesetzten Tisch eines Conditors mit all den verschiedenen kleinen Süßigkeiten und Confitüren, und nach dem Concert war mir zu Muthe, als wäre ich für einige Stunden bei einem solchen Conditor zu Gaste gewesen. Man denke sich folgendes Programm: Meyerbeers Ausstellungsouvertüre, Sterndale-Bennetts Ode, ein kleines Liedchen von dem Engländer Glover, zwei vierstimmige Lieder von Benedict, ein Trio aus Meyerbeers Margherita d'Anjou, eine Romanze von Verdi, eine Ballade und Arie aus Benedicts Oper „The Gipsy's Warning", eine Arie von Wallace, Andante und Scherzo einer Sonnate von Benedict, ein Duett, Lied und Ballade aus Benedicts neuester Oper „The Lily of Killarney", das in eine Oper umgewandelte „sensation-drama The Colleen-Bawn", ein Duett aus der Oper Semiramide von Rossini, zwei kleine Salonstückchen für Violoncello und Piano von Benedict, ein Terzett aus Rossini's Italienerin in Algier, ein Solo für Horn, ein steirisches Lied von Proch, Verdi's Ausstellungscantate, von der wir oben gesprochen, ein Duo für zwei Claviere von Ascher, ein Duett von Rossini, die letzte Rose aus „Martha", eine Arie aus Lucretia Borgia, wieder eine Auswahl aus einer Oper Benedicts, bestehend in einem Duett mit Chor,

einem Lied und einem Quintett, ein anderes Duett aus Rossini's soirées musicales, noch eine Auswahl aus Benedicts „die Bräute Venedigs", Aubers Ausstellungsmarsch, eine französische Arie von Maillard, ein Duett von Donizetti, Mendelssohns Abschied vom Walde und endlich die Ouverture zu Figaro's Hochzeit. Dieses Allerlei von Musik nimmt eine Zeit von ungefähr vier Stunden in Anspruch. Daß ich mich früher davon machte, wird mir hoffentlich niemand verdenken; nur ein gewisses Pflichtgefühl gab mir Muth, an einem warmen Julinachmittage in dem dichtgedrängten Saale gegen drei Stunden auszuhalten. Nach derselben Schablone sind alle Concerte dieser Art arrangirt. Das Publicum ist das dankbarste, das man sich nur wünschen kann, jedes Stückchen hat seinen donnernden Applaus und würde gern zweimal gehört werden, wenn die meisten Künstler nicht Takt genug hätten, jede Wiederholung abzulehnen. Daß nur Musiker ersten Ranges, die sogenannten swells mitwirkten, versteht sich von selbst; die Namen der Damen Lemaire, Parepa, Louisa Pyne, Geschwister Marchisio, Liebhardt, Titiens, Trebelli, Guerrabella, Georgi, Gilließ und der Herren: Santley, Aptommas, Bettini, Reichardt, Weiß, Formes, Joachim, Wellow, Vivier, Piatti, Zucchini und Sims Reeves sind dafür Bürge. Auf die einzelnen Musikstücke näher einzugehen, würde zu weit führen. Chor und Orchester ließen es oft an Reinheit und Präcision fehlen, und sollen wir hiermit dieser Classe von Morgenconcerten wünschen, daß, wie sie in den letzten Jahren schon weniger geworden sind, sie nach und nach ein immer kleineres Publicum finden und allmählich ganz aufhören mögen.

Wir wenden uns nun dem andern und erfreulicheren Zweige musikalischen Lebens in England zu, jenen Concerten, von denen wir mit Freuden berichten, daß sie auf die musikalische Bildung des Volks den nachhaltigsten und besten Einfluß üben. Hier ist es namentlich ein Mann, der für die musikalische Erziehung der britischen Nation unendlich viel gethan hat. Wir meinen den Clavierspieler Charles Halle. Wohl kein Instrument ist so zur Verbreitung der Musik geeignet, als das Pianoforte, einmal weil die Kunstformen aller Zeiten in Clavierstücken einen Ausdruck gefunden haben und weil auf dem Pianoforte, seiner allgemeinen Natur wegen, fast jede Musik, wenn auch nicht immer in vollkommner Weise, zur Ausführung gebracht werden kann. Daher denn auch die Popularität dieses Instruments in England, die so groß ist, daß London allein jährlich 23,000 neue Pianos liefert. Charles Halle lebt abwechselnd in Manchester und London und ist ein Clavierspieler von außerordentlicher Vielseitigkeit. Das ganze Gebiet der Claviermusik, von den ersten Anfängen der Scarlatti bis herab zu Chopin und Schumann ist ihm geläufig; er ist eine lebendige Geschichte der Claviermusik, und dasselbe gilt von seinen Concerten, denen er durch historisch geordnete Programme ein besonderes Inter-

esse zu verleihen weiß. So beginnt er z. B. mit einer Sonate von Scarlatti, dieser folgt eine Piece von Bach oder Händel oder ein Allegro von Corelli; eine Sonate von Haydn oder einem der Söhne Bachs leitet über zu Mozart und Beethoven, bis er sich durch Mendelssohn und Schumann hinaufgipfelt zu Stephen Heller und Chopin. Ein anderes Concert zeigt die Entwicklung Beethovens durch drei oder vier Sonaten aus den verschiedenen Perioden seines Schaffens. In dieser letzten und der vorjährigen Saison gab er in einem Cyklus von acht Concerten sämmtliche Sonaten Beethovens, so daß je vier Sonaten in einem Concerte gespielt wurden. Diese kleinen musikalischen Feste finden Nachmittags in dem großen, gewöhnlich überfüllten Saale der St. Jameshall statt. Fast jeder bringt seine Sonaten mit, um selbst nachzulesen, oder wer das nicht will, hat ein Programm, worin jede Sonate in einer klaren und verständlichen Weise analysirt und auf ihre Grundthemen zurückgeführt ist; kleine in den Text gedruckte Notenbeispiele erläutern denselben, und der große Saal mit der fleißig lesenden aufmerksamen Menge macht vielmehr den Eindruck einer Akademie, die ihren Meister erwartet, als den eines Concertsaales. Das Ganze hat für den Deutschen etwas Heimisches und Gemüthliches; schon die vielen Menschen, die man jedesmal zu demselben Zwecke wieder vereinigt findet und die mit strahlenden Gesichtern der Herrlichkeiten warten, die ihnen aufgehen werden, machen diesen Eindruck, und man freut sich in der Seele, auch einmal in England Geister zu finden, die das wahrhaft Schöne und Große verstehen und würdigen können. Charles Halle ist eine bescheidene und stille Natur, er ist nur reproductiv, nicht selbst schöpferisch, aber ein durch und durch feingebildeter Künstler. Seinem Spiel möchte man bisweilen etwas mehr Objectivität wünschen, und namentlich mischt sich in seine Wiedergabe der Sonaten von Beethoven oft etwas wie Manier, indeß wo findet man den Virtuosen, der sein eignes Selbst beim Spielen so ganz vergessen könnte! Halle's Technik ist vollendet, doch ist sein Spiel mehr ausdrucksvoll und fein nüancirt, als groß. Sein Auditorium empfängt ihn immer mit warmem Applaus und hört ihm mit großer Aufmerksamkeit zu. Die Einschiebung eines kurzen Gesangsolo's zwischen je zwei Sonaten ist eine glückliche Idee. So hat er sich allmälig ein Publicum herangebildet, das ihn und seine Musik versteht und liebt.

Sicher darf man diesen Concerten, die er auch in Manchester und an andern Orten gibt, einen bedeutenden Einfluß auf die Verbreitung classischer Musik in England zuschreiben, und es ist nicht auf dem Gebiet der Claviermusik allein, sondern auch in der Symphonie und der Oper, daß er reformirend wirkt. Die Symphonieconcerte, die er mehre Winter hindurch mit bedeutendem pecuniären Nachtheile in Manchester gab, wo auch die besten deutschen Opern und Gesangswerke zu Gehör kommen, haben dort einen Sinn für Instrumentalmusik geweckt, wie er vorher nirgends in England existirte. Außer London

selbst gibt es kaum eine englische Stadt, die wie Manchester (wo überhaupt deutsches Element stark einwirkt) ein eigenes wohlgeübtes und zusammengespieltes Orchester hätte.

Symphonieconcerte, wie jede mittlere Stadt in Deutschland im Laufe des Winters deren wenigstens einige hört, sind in England eine große Seltenheit. Die alte philharmonische Gesellschaft war bis vor Kurzem noch das einzige gute Orchester in England. Jetzt hat London selbst deren mehre, eine neue philharmonische Concertgesellschaft und das Orchester im Krystallpalaste, dessen Dirigent Manns einer der wenigen Musiker in England ist, die ein Verständniß für Schumann anzubahnen suchen. Die beiden philharmonischen Concerte, deren Dirigenten die Herren Prof. Sterndale-Bennet und Dr. Wylde sind, lassen sich am besten vergleichen mit den Leipziger Gewandhausconcerten, nur daß sie mit noch größerer Zähigkeit an dem Alten festhalten und jeder neueren Musik die Thür schließen. Schumann und Schubert haben für sie nicht gelebt und gewirkt. Eine Symphonie, ein paar Ouvertüren, das übliche Concert für Piano oder ein anderes Soloinstrument und die unvermeidlichen beiden italienischen Arien bilden das jedesmalige Programm dieser Concerte, die übrigens so theuer sind, daß sie anhaltend nur von den Wohlhabenderen besucht werden können, weshalb ihr Einfluß kein sehr weitdringender ist.

Ein anderer Cyklus von Concerten, der erst in den letzten drei Jahren ins Leben getreten ist, sind die monday popular concerts; ein Unternehmen der Herren Chappell und Co., — der englischen Breitkopf und Härtel. — Wohl nie ist ein Unternehmen der Art so großartig angelegt und zugleich so glänzend und erfolgreich ausgeführt worden. Diese Concerte beschränken sich durchaus auf classische Kammermusik und werden den größten Theil des Jahres hindurch jeden Montag Abend in der großen St. Jameshall, die gegen 3000 Menschen faßt, abgehalten. Benedict leitet die Concerte, d. h. er gibt seinen Namen, der nun einmal viel gilt in England, dazu her und begleitet die kleinen Gesangsnummern, die als Abwechslung zwischen die Instrumentalmusik eingelegt sind. Alles was Haydn, Mozart, Beethoven und Mendelssohn an Kammermusik componirt haben, kommt dort in meisterhafter Weise zur Aufführung. Man hört in jedem Concert außer einem Streichquartett ein Trio, eine Violin- oder Violoncello-Sonate, ein Solo auf dem Piano oder einem der Streichinstrumente und dazwischen drei oder vier gute Lieder, bisweilen auch einmal einen ganzen Liedercyklus, wie Beethovens schottische Gesänge und den Liederkreis an die ferne Geliebte, und dies alles für den in London unerhörten Preis von 1 Schill. oder 10 Sgr. Daß der ganze Saal jeden Montagabend bis zu den Thüren und manchmal noch weiter gedrängt voll ist, brauche ich nicht erst zu sagen; noch mit jedem Jahre hat sich die Anzahl der Concerte und der Besucher gesteigert. Man hat allen Grund, anzunehmen, je mehr

und je öfter das Volk dieser Musik zuhörte, desto mehr werde es sie lieben und schätzen lernen, und wenn ich nun noch hinzufüge, daß Joachim seit Ostern das Streichquartett leitet und oft eins seiner wunderbar großen Bachschen Violinsolos spielt (ich sage „seiner", weil die wirklich ganz sein innerstes Eigenthum sind), und wenn er, was noch mehr sagen will, ein Publicum findet, welches sein tiefes und warmes Spiel versteht und ihm nachempfindet, so muß doch die musikalische Nacht, die so lange über England gelagert, im Schwinden, und auch dort ein rechtes Verständniß für das wahrhaft Schöne im Aufgehen begriffen sein. Ein Programm, welches die schwierigeren zur Aufführung kommenden Werke zerlegt und erklärt, und auch sonst manche werthvolle geschichtliche Notiz enthält, dient dem Laien als Führer; die in den Text gedruckten Notenbeispiele machen ihn vorher mit den Hauptmotiven der Musik bekannt, lenken seine Aufmerksamkeit auf einzelne Schönheiten und bahnen so ein Verständniß für diese schönsten Werke unserer Meister an, welches den förderndsten Einfluß für die Entwicklung rechten musikalischen Sinnes haben muß.

Anders ist es freilich außerhalb London, wo außer Manchester wohl kaum in irgend einer Stadt der Sinn für Instrumentalmusik geweckt ist. Kleine Chorconcerte, in die hin und wieder zur Abwechselung ein Instrumentalsatz eingestreut ist, sind alles, was die meisten Provinzialstädte erreichen. Einzelne, z. B. Leeds, Bradford, Birmingham und Norwich haben große Gesangvereine, die namentlich bei den Musikfesten in diesen Städten die Chöre bilden. Die Programme zu diesen Zusammenkünften sind so stereotyp, daß wir hier wieder, bei einer vergleichungsweise großen musikalischen Ungeschicklichkeit, eine gewisse Fertigkeit in den Leistungen finden. Wenn in der Mitte Juli London sich geleert hat, der Concerte immer weniger geworden sind, die italienischen Operngesellschaften ihre Vorstellungen geschlossen haben und alle Musik in der Hauptstadt für die nächsten vier Monate feiert, sind in den Provinzen Irland und Schottland unzählige Agenten thätig im Arrangiren von Concerten, bis gegen Ende October die ganze Schaar italienischer, englischer und deutscher Künstler sich wieder in London versammelt und von hier in einzelnen Gesellschaften bis Weihnachten das ganze Land mit Concerten und Opernvorstellungen überschüttet. Großer künstlerischer Werth ist diesen Concerten nicht beizulegen, ihr Vorbild sind größtentheils die Londoner Morgenconcerte. So erschien z. B. Beethovens Violinsonate in G in einem Programm als Duo concertante, um sie dem Publicum etwas verdaulicher zu machen. Aber trotz dieses Titels und trotz einer kleinen Zustutzung, indem man einige Seiten des mittleren langsamen Satzes ausließ, nannte einer meiner Nachbarn diese Musik „stupifying", begann einzuschlafen und erwachte erst wieder, als ein komisches Terzett von Haydn das Concert abschloß.

Die beiden Universitäten Englands, obgleich sie Professoren der Musik haben,

bringen außer einem Dilettantenconcert im Laufe jedes term wenig zu Stande. Beide verleihen musikalische Würden, den B. M. (baccalaureus musical) nach einer überstandenen Prüfung und nach Aufführung eines selbstcomponirten vierstimmigen Chores mit Orgelbegleitung und den D. M. (doctor musical) nach Composition und Aufführung eines großen Werks für Chor und Orchester; übrigens sind die Kosten einer solchen Aufführung, da die meisten Sänger und Instrumentalisten aus London herbeigeholt werden müssen, so bedeutend, daß im Ganzen eine Promotion zum Doctor der Musik selten ist. Von wirklichem Nutzen sind diese Titel auch nur dem, der seine Kräfte dem Dienste der Kirche widmen will.

In der englischen Kirche tritt bekanntlich wie in der griechischen und theilweise in der römisch-katholischen die Predigt durchaus in den Hintergrund vor dem liturgischen Theile des Gottesdienstes, und dieser gibt natürlich vielfache Gelegenheit zur Entfaltung musikalischer Mittel. Daß die Kirchenmusik bei dem regen kirchlichen Sinne in England einen größern Einfluß übt, als in Deutschland, ist wohl begreiflich. Die musikalische Thätigkeit vieler kleinen Orte, die keine bezahlten Kirchenchöre haben, beschränkt sich ganz allein auf die Ausführung des gesanglichen Theils beim sonntäglichen Gottesdienste. Der Morgengottesdienst in der englischen Kirche besteht unabänderlich aus drei Theilen, dem sogenannten morning-prayer, der litany und der communion. Im ersten Theile, dem Morgengebete, sind folgende Chorgesänge: das Venite (der 95. Psalm), das De Teum und Jubilate (der 100. Psalm) und außerdem nach dem Venite die für jeden Tag bestimmten Psalmen. Letztere werden immer in einer von der katholischen Kirche abweichenden Weise intonirt und wechselsweise Vers für Vers von zwei Chören gesungen. Die ersten drei Gesänge, die sogenannten canticles werden, wenn ein fähiger Chor vorhanden ist, ganz durchcomponirt gesungen mit Orgelbegleitung, und zwar hört man oft herrliche Compositionen altenglischer Meister wie Farrant und Tallis. Zwischen dem Morgengebete und der Litanei singt der Chor. Das anthem vertritt in dem englischen Gottesdienst unsere Motette, nur besteht ersteres gewöhnlich aus mehren Musikstücken, die zusammen ein Ganzes bilden, und wird immer von der Orgel begleitet. Es beginnt mit einem Chore, meistens gedrängter als die Motette, darnach folgt ein Duett, Solo oder Quartett, worauf ein letzter Chor das Ganze abschließt. Der Text ist immer biblisch. Uebrigens sind viele Anthems mit verändertem Texte von unseren deutschen Motetten entlehnt, und es ist durchaus keine Nothwendigkeit, daß jedes Anthem mehre Theile haben muß, im Gegentheil bestehen manche der besten älteren Anthems nur aus einem Chore. Wohl in keinem Gebiete englischer Musik gibt es neben dem vielen Guten einen solchen Wust nichtssagender Compositionen, namentlich aus der letzten Hälfte des vorigen und der ersten Hälfte

dieses Jahrhunderts. Händel und seine Vorgänger waren ganz in Vergessenheit gerathen, und jetzt erst beginnt wieder eine Umkehr zum Besseren. Daß dann oft kleine Chöre Händels Musik nicht ganz gerecht werden, ist freilich wahr, aber besser, die schwachen Kräfte an schwerer und guter Musik zu stärken als sie an schlechte zu vergeuden.

Nach dem Anthem wird die Litanei vom Geistlichen und dem Chore responsorisch gesungen, meist nach einer prächtigen alten Composition von Tallis mit überaus schönen überraschenden harmonischen Wendungen. Ein vom Chore gesungner Introitus, gewöhnlich ein Sanctus, leitet dann über zum liturgischen Theile der Communion. Dieser beginnt mit der Lesung der zehn Gebote, nach deren jedem der Chor ein kurzes Kyrie singt und schließt nach einigen langen Gebeten mit dem vom Chore gesungenen Glaubensbekenntniß. Den Gottesdienst, der hiermit eigentlich zu Ende ist, mit der Predigt verbindend, folgt jetzt ein kurzer Choral, und hier wieder zeigt sich in den letzten Jahren eine große Verbesserung des Geschmacks in der Einführung unserer besten deutschen Choralmelodien. Die bisher gebräuchlichen englischen Choralmelodien hatten größtentheils nur wenig kirchliches Element in sich. Meist im $\frac{3}{2}$ Takt mit oft vorkommenden punktirten Noten brauchen sie nur ein wenig geeilt zu werden, um in die lustigsten Tanzmelodien auszuarten. Indem man endlich den Mangel an guten Chorälen fühlte, ließ man sich verleiten, neue weltliche Melodien, die nicht geradezu frivol waren, als Choralmelodien zu benutzen. So kamen allmälig entstellte englische, italienische und deutsche Volkslieder in die Kirche, und das Volk hat diese sangbaren Weisen so lieb gewonnen, daß unser alter strenger deutscher Choral sich jetzt erst langsam durchzuarbeiten beginnt, dank der Beharrlichkeit mancher Geistlichen und Organisten, die nicht müde werden, ihn dem verdorbenen Geschmacke des Volks zugänglich zu machen.

Die englische Kirche erlaubt keinen Dirigenten im Gottesdienst; die Orgel begleitet allen Gesang. Das ist sicherlich ein großer Mangel, der sich selbst bei den geübtesten Kathedralchören fühlbar macht. Die Kathedralen haben bezahlte Sängerchöre, doch wurde ich mehr oder minder in meinen Erwartungen von den Leistungen dieser Chöre getäuscht. Fast ohne Ausnahme begegnete ich einer großen Nachlässigkeit und Sorglosigkeit, die den Gesang unordentlich und unvollendet erscheinen ließ. Sei es, daß das Singen ohne Dirigenten dies verursachte, obgleich ich mir kaum denken kann, daß ein geübter Chor deswegen so viel schlechter singen sollte, oder sei es, daß das Wiederholen desselben Gottesdienstes Tag für Tag, wie es in den Kathedralen geschieht, den Gesang zu etwas rein Mechanischem herabgezogen hatte — die Sache nahm sich unter allen Umständen übel aus. Der Chor hat seinen Platz auf beiden Seiten des Altars auf wenig erhöhten Sitzen, und zwar auf beiden Seiten wegen der oft vorkommenden antiphonischen Gesänge. Dies bestimmt denn auch die Stellung

der Orgel, die ja allen Gesang begleitet, entweder unter dem Hauptbogen über dem Eingange zum Chor, oder in einer eigenen Kapelle zur Seite des Chores, und beide Plätze sind gleich ungünstig für den Klang des Instruments. Eine interessante, für englische Kirchen sehr empfehlenswerthe Aufstellung der Orgel findet man in der All-Saintskirche in London, im Rücken beider Sängerchöre, auf beiden Seiten des Chores. Wie schon gesagt, leitet die Orgel allen Gesang und eröffnet und schließt jede kirchliche Feier mit Prae- und Postludien oder voluntaries, wie sie der Engländer nennt, und deutsche Besucher würden manchmal höchlichst erstaunt sein, wenn sie die Kirche nach einem Gottesdienst unter den festlichen Klängen des Hochzeitsmarsches aus dem Sommernachtstraum, der Ouvertüre zur Zauberflöte oder zur Oper Zampa verlassen müßten. Doch merkwürdigerweise scheint der Engländer in dieser Beziehung weder Urtheil noch Takt zu besitzen; alles, was nur nicht geradezu frivole Musik ist, scheint ihm gut genug für die Kirche. Eine Linie zwischen geistlicher und weltlicher, zwischen katholischer und protestantischer Kirchenmusik, gibt es für ihn nicht; Haydns lustige Messen, Rossini's dramatisches Stabat mater und Luthers „Eine feste Burg" ist ihm alles dasselbe; daß in den ersten beiden Compositionen ein entschieden katholisches, dem englischen Protestantismus widersprechendes Element liegt, fällt ihm gar nicht ein. Doch wie könnte man ein Verständniß für kirchliche Kunst erwarten in einem Lande, wo noch vor Kurzem so wenig Verständniß für Tonkunst überhaupt war; das Eine ist durch das Andere bedingt, und je mehr das Bestreben der letzten Jahre, die Musik als Kunst zu verstehen und zu erfassen, um sich greift, desto mehr wird sich das auch allmälig auf die einzelnen Zweige der Musik verbreiten. England ist eines musikalischen Lebens fähig, das beweist seine musikalische Vergangenheit, und es hat jetzt lange genug gefeiert, um endlich einmal wieder zu neuem Schaffen zu erwachen. —

St.

Piemont in den Jahren 1846 und 1847.

Je mehr sich die Schöpfung des Königreichs Italien befestigt, den ungeheuren Schwierigkeiten zum Trotz, welche dessen Geburt und Wachsthum bedrohten, um so anziehender und vielleicht lehrreicher ist es, sich von dem allmäligen Entwicklungsproceß Rechnung zu geben, welcher den Ereignissen vorausging, die dann in so rascher Peripetie fast im Lauf weniger Monate sich vollzogen. Je breiter die Bewegung angelegt war, je tiefer sie in die Gesammtheit der Bevölkerung eingedrungen war, um so günstiger wird sich auch das Urtheil über die Lebensfähigkeit der neuen Ordnung der Dinge gestalten. War sie nur das Werk einiger politischer Köpfe, eines ehrgeizigen Königs, eines geschickten Diplomaten, eines einzelnen Standes, einer politischen Coterie, um so gewaltiger wird der Widerstand der alten Mächte sein, um so schwieriger die neue Gestaltung sich behaupten. War sie aber geistig lange gereift, bevor der Ausbruch erfolgte, war eine lange Schule vorausgegangen, wobei auch die zahlreichen mißlungenen Versuche zu fördernden Momenten wurden, gaben die vollziehenden Organe schließlich nur dem Drange die Sanction, der von unten aus alle Classen der Bevölkerung schon ergriffen hatte, so wird auch vor unserem Urtheil der Proceß sich der Sphäre des Willkürlichen entziehen, eine gewisse Nothwendigkeit wird als Grundlage und beherrschende Einheit der einzelnen Vorgänge erscheinen, und der Gedanke ist unabweisbar, daß, selbst wenn

die jetzige Gestaltung der Dinge abermals scheitern sollte, doch in keinem Falle die Instinkte des Volks sich dabei beruhigen könnten, unter das Joch der alten Zustände zurückzukehren, daß vielmehr der Kampf immer von Neuem aufgenommen würde, bis sie unter irgend einer Form ihre Befriedigung gefunden hätten. Daß nun die Bewegung eine mit unwiderstehlicher Gewalt sich vollziehende war, daß an ihr die edelsten und besten Kräfte der Nation sich betheiligten, daß sie ihren innersten Motiven nach eine sittlich berechtigte war, diese Ueberzeugung drängt sich uns mit um so größerer Sicherheit auf, je näher wir in das Detail der Vorgänge eingeweiht werden, welche den wirklichen Ausbruch der Revolution vorbereiteten.

Die paar Jahre, welche unmittelbar den Ereignissen von 1848 vorausgingen, sind freilich selbst nur ein einzelner Ausschnitt in dem Processe der Wiedergeburt Italiens, aber zugleich derjenige, wo der Zusammenhang der einzelnen Erscheinungen am deutlichsten hervortritt, und welcher sich anschickte, die Resultate aus den vorangegangenen Prüfungsjahren zu ziehen. Gewitzigt durch Täuschungen aller Art und zugleich unterstützt durch die allgemeine politische Lage, treten die nächsten Ziele bestimmter ins Bewußtsein, mit der Zuversicht wächst auch die Kraft, und Schlag auf Schlag folgen sich die Ereignisse, welche unaufhaltsam der Krisis entgegentreiben. Es ist eine Zeit, die durch die eigenthümliche Natur des Monarchen, der eine hervorragende Rolle in derselben zu spielen bestimmt war, ein fast dramatisches Interesse erhält.

Was Piemont insbesondere betrifft, — und hier concentrirten sich die Kräfte der Bewegung, so sehr es zuweilen von Rom, Toscana, selbst von Neapel überholt zu sein schien, — so fehlt es nicht an geschichtlichen Arbeiten, welche diese mannigfach bewegten Jahre schildern und werthvolles Material zu ihrer Kenntniß herbeigeschafft haben. An eine eigentlich geschichtliche Darstellung aber wird so lange nicht zu denken sein, als das damals Geschehene noch so vielfach in die Gegenwart hereinreicht, und die Parteiungen der Lebenden auch auf die Auffassung des Vergangenen zurückwirken müssen. Es wird bei der Fülle des Stoffs, der sich in diesen wenigen Jahren zusammendrängt, geradezu dankenswerther und förderlicher sein, wenn Männer, welche selbst ein Stück Geschichte erlebt haben, anstatt sich an die Form der Geschichtschreibung zu wagen, vielmehr in Form von Denkwürdigkeiten sich auf den Ausschnitt desjenigen beschränken, was sie als Zeugen des Geschehenen vollständig zu übersehen vermögen, der späteren Geschichtschreibung es überlassend, das gebotene Material nach seinem Werthe zu sichten und zu ordnen. Je günstiger dann die Stellung des Schreibenden in Mitte der handelnden Mächte des Tags war, um so mehr werden seine Aufzeichnungen auf geschichtliche Bedeutung Anspruch machen können.

Es sind vor Kurzem solche Denkwürdigkeiten*) von einem Manne erschienen, dessen Stellung, obwohl er sonst nicht in den vordersten Reihen stand, doch eben in dieser Beziehung kaum günstiger sein konnte. Francesco Predari, zuvor Gehilfe an der Bibliothek der Brera zu Mailand, siedelte im November 1844 nach Turin über, um hier die Leitung der neuen Volksencyklopädie zu übernehmen, eines Sammelwerks, das hauptsächlich den historischen, bürgerlichen und volkswirthschaftlichen Interessen gewidmet war. Schon in dieser Eigenschaft mußte er in Verbindung mit den wissenschaftlichen Notabilitäten des Landes treten, welchen er in seinem Unternehmen eine Arena der mannigfaltigsten Meinungen und Interessen eröffnete. Bald machte sich indessen vor-

*) I primi vagiti della libertà italiana in Piemonte etc. da Francesco Predari. Milano 1861.

wiegend das politische Interesse geltend, zumal seitdem er die italienische Anthologie gegründet hatte. Mit allen hervorragenden politischen Größen, welche ihre ersten Sporen zumeist auf publicistischem Gebiet verdient, wurden Beziehungen angeknüpft, die Heimlichkeit, mit welcher der Kampf lange Zeit geführt werden mußte, erhöhte die Intimität der Verbündeten; besonders eng war er mit Balbo verbunden, der ihn zum Eigenthümer seiner halbvollendeten, unveröffentlichten Arbeiten machte, ja selbst das Recht und die Verantwortung der Autorschaft mit ihm theilte, und auch sonst, nach auswärts, wurde Predari als bequemer Mittelsmann benutzt, um auf publicistischem Wege für die Sache Italiens thätig zu sein. Auf diese Weise gelangte er in den Besitz einer Reihe von Briefen und Actenstücken, welche heute vergessen oder niemals veröffentlicht sind, und welche nun die Grundlage seiner Darstellung bildend, derselben ein Gepräge der Authenticität geben, das für den zuweilen etwas ruhmredigen Ton jedenfalls entschädigt. Für die Kenntniß des literarischen Treibens dieser Jahre und von dessen mächtigem Einfluß auf die politischen Ereignisse sind diese Denkwürdigkeiten, welchen wir in diesen Blättern vorzugsweise folgen werden, von unschätzbarem Werthe.

1.

Als Predari nach Piemont kam, stand die Reaction in vollster Blüthe. Karl Albert hatte zwar bekanntlich als ein reformfreundlicher Fürst den Thron bestiegen. Gleich die ersten Regierungsjahre waren durch Reformen im Steuerwesen, im Staatshaushalt, im Kriegswesen, im Gerichtswesen bezeichnet. Allein einmal brachten die revolutionären Ereignisse von 1833 und 34, die seiner reactionären Umgebung nur allzu erwünscht kamen, eine gewisse Stockung, und auch, als später die Reformen in der Administration wieder aufgenommen wurden, die in der That, namentlich was Finanzen und Gerichtswesen betrifft, nicht zu niedrig angeschlagen werden dürfen, war der Gang des Fürsten unsicher, schwankend, ohne feste Zielpunkte. Zum Theil mochte ihn das Bewußtsein einer compromittirten Vergangenheit drücken und wie ein böser Schatten seine Schritte begleiten. Der Hauptpunkt jedoch, der geeignet ist, über die räthselhafte Natur des Königs einiges Licht zu verbreiten, war unstreitig sein physischer Zustand. Denn hieraus entsprangen großentheils auch seine moralischen Eigenschaften, seine religiösen Bedenklichkeiten, die Schwäche, durch die er zum Spielball der reactionären Hofpartei wurde.

Karl Albert war von Natur ungemein kräftig angelegt, aber er hatte seine besten Kräfte in der Jugend vergeudet. Körperliche und moralische Leiden waren die Folgen. Als Gegenmittel, gleichsam als härenes Bußgewand für seine Verirrungen hatte er sich seit einigen Jahren eine bis zum Uebermaß asketische, mehr als mönchische Lebensweise auferlegt. Aber dieser Zustand systematischer Abmagerung, zu der er seinen Körper verurtheilte, stimmte seine Lebenskraft vollends aufs äußerste herab, in die Functionen seines Nervensystems kam eine krankhafte Störung, die in gleicher Weise auf die Willenskraft wirkte, welche überdies von einer lebhaften, überaus reizbaren, durch die körperlichen Leiden gesteigerten Einbildungskraft erschüttert und für ruhige, planmäßige Entschlüsse untauglich gemacht wurde. Edler Regungen allezeit fähig und die hochfliegenden Plane, die zum Pathos seiner besten Jahre wurden, niemals ganz verläugnend, war seine Seele an einen abnormen, krankhaft geschwächten Organismus gefesselt, und wenn er seinen Eingebungen folgen wollte, fehlte ihm die Kraft, das kühn und edel Gedachte in Ausführung zu bringen. Furcht und Mangel an Selbstvertrauen erstickten die guten Entschlüsse im Keim, und die Männer der Reaction, die Werkzeuge Oestreichs in seinem Rath, wußten nur zu gut diese Schwäche zu benutzen und mit diabolischem Sinn auszubeuten.

Sollen diese doch selbst einen seiner Zeit berühmten Arzt ins Complot gezogen haben, indem dieser, die rigorose Aengstlichkeit des Königs geflissentlich pflegend, ihm die unsinnigsten diätetischen Vorschriften verordnete und ihn so einem langsamen Selbstmorde preis gab: Kartoffeln, Spinat und laues Wasser waren die einzige Nahrung Karl Alberts geworden!

Die Wirkung dieses Zustandes war, wie gesagt, ein beständiges Schwanken in den Regierungshandlungen, ein zaghaftes Mißtrauen in Andere, in sich selbst und seine eignen Entschlüsse. Nie wollte er, wenn er gab, den Anschein haben, als sei er durch die Forderungen des Landes dazu gezwungen. Stets war er bedacht, die Zügel streng in der Hand zu behalten, immer nur so viel zu geben, daß er nicht zu weiterem Geben genöthigt würde. Empfing die nationale Partei von ihm Aufmunterungen, so wollte er wenigstens alle Verantwortung dadurch von sich abwälzen, daß er den Umweg durch das Ausland wählte, und während im eignen Lande die Presse noch in den engsten Schranken gehalten wurde, erlaubte er, daß Balbo's „Hoffnungen" in Paris gedruckt wurden, nicht blos weil er noch ängstlich war, den offenen Krieg gegen das Haus Habsburg zu beginnen, sondern weil er um seiner selbst willen es vermeiden wollte, sich irgend wie zu binden oder zu compromittiren. Er bedachte dabei nicht, daß auch die heimlichen Ermunterungen die Bewegung zu solcher Stärke anwachsen ließen, daß er später nicht mehr im Stande war sie aufzuhalten oder zu beherrschen. Balbo, der den Reformen Karl Alberts volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, fügt zugleich hinzu, alles sei zu langsam und in unzureichendem Maß geschehen, als hätte die absolute Herrschaft immer währen müssen, als hätte man noch Jahrhunderte vor sich gehabt bis zur Erlangung der Freiheit*). Diese Praxis behielt er auch dann noch bei, als der geheimste Gedanke seiner Seele, wie er in seinem Wahlspruch verborgen lag: J'attends mon astre, in häufigern Symptomen zu Tage trat und Hoffnungen entzündete, die freilich ebenso schnell, als sie aufgeflackert waren, durch entgegengesetzte Strömungen wieder ernüchtert und auf spätere Zeiten vertröstet wurden.

So kam es, daß der König stets eine doppelte Politik zugleich schien befolgen zu wollen und seine vertrauteste Umgebung oft über seine wahren Absichten im Zweifel war. Er wollte weder die Liberalen entmuthigen, noch den Bruch mit den Reactionären wagen, ja er unterhielt geflissentlich in seiner nächsten Umgebung einen ausgeprägten Dualismus der Meinungen und politischen Interessen. Die Hauptrepräsentanten desselben waren la Margherita, der Minister des Auswärtigen und der Kriegsminister Villamarina. Jener ein eingefleischter Reactionär, Feind jedes liberalen und nationalen Gedankens, nach seiner Gesinnung eher ein Oestreicher als ein Italiener zu nennen. Dieser war zwar gleichfalls nichts weniger als ein Liberaler; hatte er doch einmal dem König den Rath gegeben, die liberalen Phantasien in Blut zu ersticken, und müßte man Turin an vier Ecken in Brand stecken, und hatte er doch sorgfältig jede intellectuelle Regung im Militär zu unterdrücken gesucht. Mit eiserner Strenge war nicht nur in den Kasernen, sondern selbst in den Privatwohnungen, dem Gemeinen wie dem Offizier, jede literarische Beschäftigung, jede Lectüre, selbst militärischen Inhalts, verboten. Durch die Bücher, pflegte er zu sagen, verlernt der Soldat sein Handwerk. Ein Gardeoffizier, der in der Kaserne betroffen wurde, wie er sich zu einem Buch, das er las, Bemerkungen machte, durfte zur Strafe ein halbes Jahr lang den Degen nicht tragen. Ein Offizier, der vollends eine Schrift verfaßte, mußte entweder der Degradation gewärtig sein oder zum mindesten auf jedes Avancement verzichten. Nur in einzelnen

*) A. v. Reumont, Zeitgenossen, Berlin 1862. I. Bd. S. 252.

Fällen gelang es, Ausnahmen von dieser rigorosen Strenge zu erwirken. Gleichwohl war Villamarina in andern Zweigen reformatorischen Bestrebungen nicht abgeneigt; besonders aber haßte er die Jesuiten, wie er von ihnen aufs erbittertste gehaßt wurde: dies allein reichte hin, ihn populär zu machen, und als im Herbst 1847 der König ihn zugleich mit la Margherita entließ, war das Volk ebenso sehr über den Sturz des Letztern erfreut, als es den Villamarina's bedauerte und den scheidenden Staatsmann mit sympathischen Kundgebungen feierte. Durch diesen systematischen Dualismus glaubte der König seine Unabhängigkeit, seinen freien Willen zu wahren, den Einen durch den Andern zu beherrschen: in Wahrheit war er selber beherrscht und hin und hergeworfen von den Eingebungen seiner Rathgeber und seinen eignen zufällig wechselnden Stimmungen.

Es lag unter diesen Umständen auf der Hand, daß wie manche werthvolle Reformen auch von Karl Albert ausgingen, doch nach zwei Seiten zunächst nichts zu hoffen war. Der König wollte weder eine Verfassung, weil er durch sie gebunden gewesen wäre, noch eine freie Presse, weil er fürchtete, durch sie auf dem liberalen Weg fortgedrängt zu werden. In ersterer Beziehung wirkten sogar religiöse Bedenklichkeiten mit. Als Balbo in vertraulichen Briefen an den König zum ersten Male freimüthig eine Verfassung befürwortete — es war bereits im Spätherbst 1847 — antwortete ihm der König mit der Frage: was ein Christ von einem Bande zu halten habe, das einem Eide gleich komme. Balbo, seinen religiösen Grundsätzen gemäß, gab sich gefangen und fand diese Scrupulosität gerechtfertigt. Am meisten aber lastete der Druck der Reaction auf der Presse. Hier schaltete der Jesuitismus mit fast schrankenloser Willkür. Die ohne Grundsätze, nach bloßer Laune gehandhabte doppelte Censur, die geistliche und die weltliche, machte nicht nur einen freien Gedankenausdruck unmöglich, sondern erschwerte selbst die bloße Auseinandersetzung einer sonst unverfänglichen Lehre, wenn sie gerade der individuellen Meinung des Censors entgegen war. Und da der geistlichen Censoren mehre waren, in ihren Ansichten keineswegs übereinstimmend, so konnte es z. B. bei dem damaligen Streit zwischen Giobertianern und Rosminianern vorkommen, daß man nicht einmal die Lehre Gioberti's getreu wiedergeben durfte, wenn der Censor ein Rosminianer war, oder Rosmini's Sätze verstümmelt wurden, wenn sie in die Hände eines Giobertianers zur Durchsicht gelangten. Als damals ein junger Priester in einer Turiner Zeitschrift eine Abhandlung veröffentlichte, die gegen Gioberti's Lehrsätze gerichtet war, hatte er das zufällige Glück, einen Rosminianischen Censor zu finden, und seine Schrift war bereits zur Hälfte gebilligt und ohne Abänderungen gedruckt. Da erkrankte der Censor, und die andere Hälfte kam in die Hände eines Anhängers Gioberti's, der nun seinerseits eine Menge willkürlicher Bemerkungen und Zusätze mitten in den Text einstreute, durch welche der Sinn des Autors ganz entstellt wurde, und die zweite Hälfte einen völligen Gegensatz bildete zur ersten. Der Verfasser, der von Turin abwesend war, wurde die seltsamen Abänderungen erst schwarz auf weiß gewahr; er wollte nun wenigstens dem Publicum gegenüber diese Absurdität erklären, allein vergebens; die Censur erlaubte es nicht, und der Unglückliche mußte sich dabei beruhigen, vor aller Welt als verrückt zu gelten. Eine andere Anekdote. Ein geistlicher Censor hatte seinen Bedienten angewiesen, unter die von ihm approbirten Schriften seine Namensunterschrift zu setzen, die der Bediente ganz gut nachahmen konnte. Die Folge war, daß man mit fünf Franken die Approbirung und den Druck einer Schrift erlangen konnte, ohne daß sie der Censor gelesen hatte. Ein Verleger, der sich diesen Umstand bereits mehrmals mit Glück zu Nutz gemacht hatte, wagte es nun einmal, in irgend einer Abhandlung eine sehr starke Stelle gegen die Jesuiten zu drucken. Das Aergerniß

war groß, eine Untersuchung wurde eingeleitet und führte zur Entdeckung dieser neuen Art von Gewerbe, von dem man überdies nicht wußte, ob es mit oder ohne Wissen des Censors betrieben wurde, den man in Verdacht hatte, ein Abkommen mit seinem Bedienten getroffen zu haben, wonach dieser in jedem Falle die Verantwortung auf sich zu nehmen hatte. An welche Bedingungen die Befähigung eines Herausgebers geknüpft wurde, mag man daraus abnehmen, daß, als Predari um die Erlaubniß nachsuchte, die Anthologie herauszugeben, die erste Frage der Behörde an ihn war, ob er gewissenhaft die christlichen Pflichten erfülle, regelmäßig die Messe besuche und das Sacrament genieße.

Die Praxis der damaligen Censur übersteigt allen Glauben. Es war nicht nur verboten, von Politik zu reden, sondern das Wort selbst durfte nicht gebraucht werden. Noch in den ersten Zeiten der Anthologie mußte man, wenn von politischen Interessen die Rede war, den Ausdruck bürgerliche Interessen wählen. Selbst die Wörter Italien, Vaterland, Nation waren verpönt, man durfte nur das Land sagen. Das Wort Verfassung durfte man, selbst wenn von England und Frankreich gesprochen wurde, nicht gebrauchen, statt dessen mußte man Gesetze oder Einrichtungen sagen. Als Predari die Erlaubniß erhielt, die Geschichte des ital. Feldzugs von 1815 von P. Coletta, die in der Privatbibliothek des Königs lag, zu veröffentlichen, mußte er statt Verfassung immer Verwaltung setzen, und wo dies des Sinnes wegen durchaus unmöglich war, mußte er die ganze Periode weglassen, um nicht durch einen Fehler der Construction die gezwungene Verstümmelung zu verrathen. Man mußte verstümmeln, aber zugleich das strengste Geheimniß darüber bewahren. Die Wörter Freiheit, liberal, Liberalismus waren ohnedies völlig ausgeschlossen, und statt Revolution mußte man sich mit Erschütterung, Anarchie oder Gewaltherrschaft helfen. Natürlich wurde die Strenge der Censur ebenso auch auf die auswärtigen Preßerzeugnisse ausgedehnt. Es hielt überaus schwer, ausländische Bücher zu erhalten, selbst naturwissenschaftliche, physikalische, medicinische Werke wurden darauf angesehen, ob sie nicht Sätze enthielten, die mit der officiellen Lehre im Widerspruch standen. So waren die Werke des Naturforschers Bory von St. Vincent verboten, weil er die Möglichkeit der Mehrheit der Raçen zuließ, ebenso die Geschichte der Mathematik in Italien von Libri wegen des Abschnitts über Galilei, und viele andere. Im Fach der Geschichte und der speculativen Wissenschaften war die Strenge noch härter und kindischer. Auf den öffentlichen Bibliotheken verweigerte man die Werke von Grotius, Montesquieu, Gibbon, Pascal, Gioja, Botta u. s. w.

Solche Zustände muß man sich vergegenwärtigen, um den ungeheuren Umschwung zu würdigen, der im Laufe weniger Jahre vor sich ging.

Freilich waren unterdessen die Patrioten nicht müßig gewesen. Während auf der Oberfläche die jesuitische Reaction widerstandslos das Feld behauptete, hatte sich in der Stille eine nachhaltige geistige Bewegung gebildet, weit entfernt von jenen heimlichen Gesellschaften und Verschwörungen, welche in andern Staaten der Halbinsel ihr Wesen trieben, in Piemont selbst aber nie dauernd Boden gewannen, und welche stets nur der Reaction neue Waffen in die Hand gaben. Es war eine Verschwörung, die um so gefährlicher für das bestehende System heranwuchs, als sie sich rein geistiger Mittel bediente, und ihre Theilnehmer unter der Aristokratie der Geburt, des Beamtenthums, des Militärs, des Geistes und der Bildung, selbst des Klerus, zählte. Als Predari die Bekanntschaft dieser Männer machte, die er um seiner literarischen Zwecke willen aufsuchte, war es ihm, als trete er in eine ganz neue Welt, völlig verschieden von der, die er bisher gekannt, und von deren Existenz er kaum etwas geahnt. Denn sie drängten sich in keiner Weise vor, waren vielmehr bemüht, nichts von

sich reden zu machen, und arbeiteten in der Stille, doch mit höchster Thätigkeit für den Zweck, die Studien und die Gesellschaft in liberalem Sinn umzugestalten und für das Land neue Zeiten, Männer und Zustände vorzubereiten. Unter den Männern, welche an diesen Bestrebungen sich betheiligten, waren die hervorragendsten die beiden Brüder Robert und Massimo d'Azeglio, Graf L. Sanli, Graf Fed. Selopis, Graf Camillo Cavour, Lorenzo Valerio, Giuf. Cornero, der Arzt Lanza, der Advocat A. Brofferio. Mit dem König selbst standen directe Wege offen durch seine Vertrauten Dom. Promis, den Vorstand seiner Privatbibliothek, der als Censor der Encyklopädie sein Amt mit möglichster Milde handhabte, und den Staatsrath Grafen Petitti, der von Anfang an die rechte Hand des Königs bei den ausgeführten oder projectirten Reformen in der Verwaltung war. Der Mittelpunkt dieser Bewegung aber, gleichsam der einigende Stand der im Einzelnen schon manniqfach auseinandergehenden Männer war der Graf Balbo, dessen Salon einen Vereinigungspunkt bot für die höchste Turiner Aristokratie wie für die bürgerlichen Schriftsteller, welche bisher bekanntlich kastenartig geschieden, hier sich schätzen und die Nothwendigkeit gemeinsamen Zusammenwirkens einsehen lernten.

Gioberti's „Primat" und Balbo's „Hoffnungen", welche mehre Jahre zuvor schon erschienen (1842 und 1843) waren das vorläufige Programm der nationalen Partei, der Ausgangs- und Anknüpfungspunkt der Discussion, das Erkennungszeichen auch für Weiterstrebende; mit ihnen war die öffentliche Discussion der politischen Geschicke Italiens eingeleitet worden. Beide Bücher hatten einander trefflich ergänzt. Beide gingen aus von der principiellen Bedeutung des Papstthums, dem sie einen idealen, die Schranken der italienischen Nationalität weit überschreitenden Beruf zuschrieben, allein Gioberti hatte sich zugleich einer feurig revolutionären Sprache überlassen, welche vorwärts deutete, während seine Ideen ins Mittelalter zurückzugreifen schienen, und Balbo hatte die Nothwendigkeit der nationalen Unabhängigkeit in einer Weise in den Vordergrund gerückt, daß sie als das unum porro est necessarium alles Andere zurückdrängte. Nach dieser Seite lag auch die Wirkung beider Bücher. Sie konnten dem Papstthum keine neuen Freunde zuführen, aber sie verhinderten gleich vom Beginn einen Bruch über die kirchliche Frage, sie regten die Gemüther mächtig auf, schärften das Gefühl der Nationalität, den Haß der Fremdherrschaft, und gaben dem Drang der Geister einen Impuls, der dann freilich im weiteren Verlauf sich weder nach den Phantasien des Priesters, noch nach den Theorien des Doctrinärs richtete.

Die nächste Schrift, mit welcher Balbo mächtig in die Bewegung eingriff, der „Abriß der italienischen Geschichte", war die erste Frucht seiner Verbindung mit Predari, der ihn aufgefordert hatte, den Artikel Italien für die Encyklopädie zu bearbeiten. Diese Schrift, die bald in unzähligen Exemplaren sich über die Halbinsel verbreitete, bezeichnete — neben ihren sonstigen Vorzügen — einen doppelten Fortschritt. Einmal trat hier das nationale Moment in schärferer Weise dem municipalen gegenüber, während Balbo bisher gern die Vortheile der Vielstaaterei hervorgehoben hatte, und dann betonte er zum ersten Mal die hervorragende Bedeutung des piemontesischen Staats für die Geschicke Italiens. Der Primat des Hauses Savoyen begann den Kampf mit dem Primat des Papstthums.

Der rasche Aufschwung, welchen die Encyklopädie nahm, ermuthigte Predari zu dem Gedanken, diese Vereinigung der italienischen Intelligenz dazu zu benutzen, um eine monatliche Revue zu gründen, welche die 1833 unterdrückte Florentiner Anthologie von Vieffeux ersetzen, und nicht allein ein Mittel zur Förderung des wissenschaftlichen und literarischen Fortschritts, sondern zugleich

ein Funke sein sollte, um in Piemont die patriotische Flamme zu unterhalten, die später allmälig auch in den andern Provinzen Italiens sich entzünden sollte. Balbo billigte diese Idee, aus welcher die Italienische Anthologie hervorging, aber er meinte, es werde bei den Hemmnissen der Censur völlig unmöglich sein, etwas Gutes zu wirken. Er selbst war damals so übel auf diese zu sprechen, daß er entschlossen war, keine Feder mehr in die Hand zu nehmen. Predari drang wiederholt in ihn, sein unthätiges Schmollen aufzugeben, und tadelte ihn, daß er den ungerechten und verderbenbringenden Zorn Achills nachahme. Achill, schrieb Balbo zurück, hatte nicht 57 Jahre auf dem Rücken, Achill hatte keine armselige Feder in der Hand, sondern ein gutes Schwert, Achill endlich waren nicht die Hände gebunden, sondern er fuhr nach Belieben aus nach rechts und links, wie es sich traf. Da Sie einmal den Vergleich gemacht, so thun Sie diese drei Wunder, und ich will Ihnen zu Willen sein, bringen Sie nur wenigstens das dritte zu Stande, und ich werde mich, nicht als Anführer, aber als einfacher Krieger von ganzem Herzen bei ihren Unternehmungen und Hoffnungen betheiligen.

Das Nächste war, die Ermächtigung der Regierung zu erhalten, was freilich um so schwieriger war, da die geheimen politischen Zwecke bereits transspirirt hatten, die doch auf alle Weise versteckt oder verläugnet werden mußten. Schon der Name war verdächtig genug. Denn Anthologie erinnerte zu deutlich an die durch östreichischen Einfluß in Toscana unterdrückte Zeitschrift, und auch das Beiwort Italienisch gehörte bekanntlich zu den anstößigen Wörtern. Im Programm, das Predari vorlegte, witterte der Censor in jeder Silbe staatsgefährliche Tendenzen. Nach vergeblichen Schritten, den Director der Censur, Pellini, günstig zu stimmen, wurde der Versuch gemacht, sich mittelst Promis an den König selbst zu wenden, und dieser gab in der That sofort die Erlaubniß und versprach seinen Schutz. Damit waren freilich nicht alle Hindernisse überwunden. Die Mitarbeiter, welche genannt wurden, hatten den Argwohn der Reactionspartei, es handle sich um eine revolutionäre Propaganda, neu verstärkt, und sie bot nun alle Mittel auf, um zu hintertreiben, daß die königliche Erlaubniß in einem förmlichen Decret ausgestellt würde. Zwei Monate lang wartete Predari vergebens auf das Decret. Promis und der Minister des Innern gaben fortwährend die beruhigendsten Zusicherungen, aber das Justizministerium, von welchem als höchster Censurbehörde das Decret gezeichnet werden mußte, blieb noch immer stumm. Erst nach weitläufigen Auseinandersetzungen mit dem Polizeiminister Lazzari, einem derben, jedoch gutmüthigen Poltron, der seine Eingebungen von Graf Petitti erhielt, ward das Decret endlich ausgefertigt. Im Juli 1846 konnte das erste Heft erscheinen. Balbo stand noch mehre Monate bei Seite, er wollte erst abwarten, wie die Sachen gehen würden. Nicht daß er für sich selbst fürchtete, wohl aber war er besorgt, seine Söhne zu compromittiren, die als Opfer gehässiger Parteilichkeiten in der Militärakademie, wo sie studirten, mehr als einmal den Liberalismus ihres Vaters büßen mußten. Nach vier Monaten waren seine Bedenklichkeiten überwunden, und er wurde nun nicht nur ein eifriger Mitarbeiter der Anthologie, sondern schrieb auch mit ungeheurer Thätigkeit in piemontesische, toscanische und auswärtige Zeitungen über alle vaterländischen Fragen, bei welchen allen nun mehr und mehr die politische Seite hervortrat.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Krisen des Zollvereins.

Preußen hat sich durch die Gründung und Erweiterung des Zollvereins um Deutschland verdient gemacht. Der Verein beseitigte die Schlagbäume, welche die Adern des Verkehrs unterbanden, den Transport der Waaren belästigten und erschwerten, in den mittleren und kleineren Staaten die Industrie nicht aufkommen ließen, den Schleichhandel an allen ihren Grenzen groß zogen. Durch den Verein entstand ein großes, deutsches, für die meisten Erzeugnisse freies Marktgebiet und insbesondere für die mittleren und kleineren Staaten eine Finanzquelle, die ihrem Haushalte sowohl unmittelbar durch die Antheile an den Zolleinnahmen, wie mittelbar durch die Steuerkraft der aufblühenden Gewerbsthätigkeit, goldene Früchte trug. Zum ersten Male seit dem Untergange des deutschen Reiches endlich sah man eine zahlreiche Classe von Beamten und bewaffneten Wächtern, die, wenn auch von ihren Regierungen angestellt und verpflichtet, doch im Dienste und Solde eines großen deutschen Staatenvereines standen und eine ganz andere Bedeutung haben, als die paar Schreiber und der stattliche Thürsteher der Bundeskanzlei zu Frankfurt. Hat die Existenz von Zollvereinsbeamten wenig Beachtung gefunden, so wird sie doch in nicht ferner Zukunft sich als ein schätzbarer Vorgang für die weitere Ausbildung des Vereins erweisen.

Mit einer unsäglichen, fast mehr als deutschen Geduld hat Preußen sein großes deutsches Werk angegriffen und fortgeführt. Der Particularismus, in den dreißiger Jahren noch nicht, wie heute, von der Locomotive und dem Schraubenboote gedämpft und von dem elektrischen Strome des Telegraphen noch nicht schmerzlich durchzuckt, bäumte sich mächtig gegen die unbekannten, aber um so entsetzlicheren Eingriffe fremder mächtiger Hände in das häusliche Stillleben der engern, aber souveränen Heimath. Schon im Jahre 1828 hatten Sachsen, Hannover, Kurhessen, Braunschweig und einige andere Regierungen in einer Uebereinkunft zu Kassel am 24. September einen mitteldeutschen Handelsverein gegründet, hauptsächlich zu dem Zwecke, den Bestrebungen Preußens entgegen zu arbeiten und die weitere Einigung auf dem Wege des Art. 19 der Bundesacte der hohen Bundesversammlung in Frankfurt zu überlassen.

Auf der andern Seite kamen der Entstehung des Vereins Momente zu statten, welche heute nicht so günstig liegen würden. In Preußen waren Männer am Ruder, welche sich der schweren Aufgabe gewachsen zeigten. Noch lebt ein Veteran, der an dem Gelingen des Werkes einen wesentlichen Antheil seiner Einsicht und Thätigkeit zuschreiben darf, der heute noch in dem Hause der Abgeordneten seine letzten Kräfte dem Gemeinwesen widmet, der „alte Kühne". Ein wahrer Patriot, grämt er sich nicht darüber, daß die Haupt- und Residenzstadt Berlin auf die Ehre verzichtet hat, ihn unter ihre Vertreter zu zählen. Mitbegründer des größten Fortschrittes, den Deutschland in diesem Jahrhundert gemacht, darf er seiner Seits darauf verzichten, sich durch verwegene Versprechungen an die Wähler als Mann des modernsten Fortschrittes zu legitimiren. — Die Regierungen der mittleren und mancher kleineren Staaten sahen damals die Vermehrung ihrer Staatseinnahmen als leuchtende Erscheinung im Vordergrunde stehen. Der Gedanke an die preußische Hegemonie tauchte zwar bei den nächsten Nachbarn auf, allein er reichte noch nicht in den Süden, und wurde gemildert durch die Zuversicht auf den starken Rückhalt, welchen Oestreich der Souveränetät seiner Bundesgenossen jederzeit gegen Uebergriffe Preußens gewähren würde. Jede Besorgniß wurde vollends gehoben durch die Vereinbarung einer Verfassung des Zollvereins, welche weder eine Regierung noch eine Vertretung enthielt und jedem Einzelnen das liberum Veto gegen Beschlüsse aller Uebrigen wahrte. Die freie Stadt Frankfurt ergab sich erst, als sie auf allen Seiten von Zollstätten des Vereins umgeben war, und ihr heldenmüthiger Widerstand verschaffte der freien Stadt eine nicht allein ehrenvolle, sondern auch einträgliche Capitulation. Die meisten Glieder waren am 1. Januar 1834 beigetreten. Baden, Nassau und Hessen-Homburg folgten am 1. Januar 1836, Frankfurt capitulirte am 1. Februar. Die erste Vertragsperiode lief bis Ende 1841.

So kam der Zollverein zu Stande, nicht als eine gemeinnützige Einrichtung des deutschen Bundes, verwaltet von der Centralbehörde unter Mitwirkung einer Nationalvertretung, gesichert in seinem Bestande für alle Zeiten: sondern als die Frucht von völkerrechtlichen Verträgen zwischen souveränen, gleichberechtigten Staaten, vertreten durch wandernde Versammlungen von Bevollmächtigten, die im Kleinen und Einzelnen hie und da über Aenderungen an Tarif- und Organisationsbestimmungen sich einigten, häufiger noch zweckmäßige Anträge verwarfen, jede regelmäßige, systematische Fortbildung ihrer Natur und Zusammensetzung nach ausschlossen. Oestreich hatte den Verein, dem es nicht angehören wollte, weil seine Handelspolitik keine deutsche ist und sich von Deutschland aus nicht bestimmen lassen darf, keineswegs mit Vergnügen entstehen sehen; aber es hielt ihn nicht für lebensfähig und deshalb für ungefährlich. — Dennoch, unvollkommen wie er war, zeigte sich der Verein als eine wirksam in die Gegenwart eingreifende

und die Zukunft bestimmende Errungenschaft. Die Thatsache eines großen deutschen Marktes rief überall, wo die natürlichen Bedingungen vorhanden waren, Gewerbsunternehmungen ins Leben, welche Tausenden lohnende Arbeit verschafften. Daß der freie Markt und nicht der Schutz gegen fremde Concurrenz die Industrie förderte, dies erwies sich gar bald, indem deutsche Fabrikanten nicht nur in ihrem eigenen Handelsgebiete, begünstigt durch die Belastung der fremden, Absatz fanden, sondern sehr bald für die Ausfuhr sich einrichteten und auf neutralen Märkten unter gleichen, selbst unter ungünstigeren Bedingungen mit den englischen, französischen, belgischen und schweizerischen Fabrikanten die Mitbewerbung bestanden. Ein Netz von Handelsverbindungen zog sich über die deutschen Länder, die sich früher kaum dem Namen nach gekannt hatten, jetzt erst gleichsam einander entdeckten und mit einander verkehrten. Nicht minder als die Regungen neuer volkswirthschaftlicher Thätigkeit zeigten sich die finanziellen Ergebnisse, die kühnsten Erwartungen der Staatswirthe übertreffend. Mancher mittlere und kleinere Staat erhielt das Doppelte und Dreifache seiner früheren Zolleinnahmen als Antheil an den Vereins-Zollrevenuen, und wurde der Sitz industrieller Unternehmungen, welche den Ertrag seiner directen und indirecten Steuern wesentlich erhöhten. Bald wurde der Verein in der Welt als handelspolitischer Körper angesehen und schloß Verträge mit benachbarten wie mit fernliegenden Staaten.

Die erste Vertragsperiode, so zu sagen die Kinderzeit, für die meisten Glieder eine sechs- bis achtjährige, lief mit dem Jahre 1841 ab. Damals waltete die Besorgniß ob, der Verein werde nicht fortbestehen können, weil Preußen zu viel an seinen Zolleinnahmen einbüßte. Diesen Besorgnissen trat 1836 der „alte Kühne" in einer Schrift: „Ueber den deutschen Zollverein" entgegen, und zwei Jahre später, 1838, war der Antheil Preußens wieder auf den frühern Stand seiner Zollgefälle gelangt. Im Jahre 1846 stellte der „alte Kühne" die Resultate des Zollvereins während der Jahre 1834 bis 1845 zusammen. Das Buch brachte damals die Bedeutung des Vereins dem Publicum zur klaren Anschauung und ist heute noch lesenswerth für Jeden, dem es um eine genaue Kenntniß und um ein richtiges Urtheil in der wichtigen Sache zu thun ist. Der Uebergang in die zweite Periode erfolgte ohne besondere Schmerzen. Man war so ziemlich einverstanden, daß der noch zarte und in seiner ersten Entwickelung befindliche Organismus nicht durch Rütteln an seinen Grundlagen erschüttert werden dürfe. Preußen verzichtete auf den wohlbegründeten Anspruch auf eine Aenderung der Revenuenvertheilung. Dem Begehren der neuentstandenen Industrie in Mittel- und Süddeutschland nach höhern Schutzzöllen wurden einige Concessionen gemacht (1844), im Uebrigen aber die bestehenden Einrichtungen beibehalten, damit das Werk der mühsam erzielten, äußerlich sehr mangelhaften Einigung innerlich erstarke durch die Ge-

meinschaft der Interessen. Man hat wohl daran gethan. Denn gerade die Bande des Verkehrs, welche sich über alle Theile des deutschen Marktgebietes zahlreicher und fester, wie Nerven über den lebenden Körper, verbreiteten und knüpften, sie haben den Verein über die Gefahren und Stürme seiner zweiten Periode, über die Angriffe auf sein Leben am Schlusse derselben, glücklich hindurch geführt. In das Ende der ersten und den Anfang der zweiten Vertragsperiode fallen die Eisenbahnen, die Vermehrung der Dampfschiffe, die Verbesserungen des Maschinenwesens, es folgte die Einführung des elektromagnetischen Telegraphen. Von solchen Flügeln getragen, von solchen Kräften bewegt, erhoben die Production und der Verkehr neue, unabweisliche Anforderungen. Die Regierungen wie die Gesellschaften für die Vermittelung des Transports zu Wasser und zu Lande, mußten sich einigen über Post-, Eisenbahn-, Telegraphen- und Münzverträge. Theils hatte der Verein selbst schon sich diese Ziele gesteckt und mußte sich nun an die Arbeit machen, theils waren sie nicht ausschließlich Vereinsinteressen, sondern sie bildeten andere Gruppen und umfaßten größere Staatencomplexe. Ein Bedürfniß drängte das andere. Hinter den nächstliegenden folgten neue Aufgaben. Gleiche Gesetzgebung und Besteuerung für Gewerbe und Handel, Heimathsrecht, Freizügigkeit, Gewerbefreiheit. Es leuchtete ein, daß den Anforderungen der Zeit gegenüber die Organisation des Zollvereins nicht mehr genüge und von der Mitte der vierziger Jahre an mehrten sich die Stimmen, welche eine ständige Verwaltung mit umfassenden Befugnissen, die Mitwirkung einer Versammlung von Sachverständigen, Notabeln, oder wie man sie sonst nennen wollte, dann aber auch die Gesetzgebung und obere Leitung aller gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen für diese Organe des Vereins verlangten. Die innige wirthschaftliche Verbindung unter den Gliedern des Vereins sollte dauernd befestigt, und nicht länger den Zufälligkeiten periodischer Vertragsverhandlungen als Spielball preisgegeben werden. — Die Bewegung nach diesem Ziele hatte bereits größere Dimensionen angenommen, als sie durch die Ereignisse des Jahres 1848 unterbrochen und in andere Bahnen geleitet wurde. Hätte sie ihren Lauf verfolgen können, sie würde vermuthlich gute Früchte, rascher als es die Folgezeit vermochte, zur Reife gebracht haben.

Die nationale Erhebung von 1848 blieb nicht nur, wie man ihr nachzurühmen pflegt, vor den Thronen, sie blieb auch vor dem Zollverein stehen. Die Reichsverfassung stellte das Zollwesen, wie die übrigen gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen, unter die Gesetzgebung und die obere Leitung der Reichsgewalt. Es ist ein abnormes, aber durch die Verfassung Deutschlands nothwendig gegebenes Verhältniß, daß das Handelsgebiet und die Handelspolitik mit dem Staats- oder Bundesgebiet und mit der allgemeinen Politik nicht zusammenfällt. Es ist abnorm, es ist nur in Deutschland so; aber hier ist es

se. Tritt an die Stelle des Staatenbundes ein Bundesstaat, so geht der Zollverein in demselben auf. Die Gesetzgebung regelt, die Centralverwaltung leitet die Handelspolitik, es bedarf dann keiner auf Zeit geschlossenen völkerrechtlichen Verträge mehr. — Die Reichsversammlung hätte Eines thun können; sie hatte, besonders in den ersten Monaten, die Macht, das Gebiet des Zollvereins auf alle noch nicht beigetretenen Bundesstaaten, Oestreich und etwa Lichtenstein ausgenommen, auszudehnen, und schwerlich würde es der Reaction möglich gewesen sein, die einmal vollzogene Einigung wieder aufzuheben. Sie hat es nicht gethan, und die Reichsverfassung ist nicht ins Leben getreten; so blieb es mit dem Zollverein beim Alten. Die Versuche, Tariffragen in die Reichsversammlung zu bringen, bewiesen, daß dafür die Paulskirche nicht der rechte Ort war. Dies wird jeder zugeben, der sich der unsinnigen Entwürfe erinnert, welche einerseits von Schutzzöllnern, anderseits von Freihändlern, vorgeschlagen wurden. Noch mehr waren davon diejenigen Mitglieder des volkswirthschaftlichen Ausschusses, welche Ruhe und Besinnung sich bewahrten, überzeugt. Unvergeßlich werden ihnen die Sitzungen sein, in denen Herrmann von München, Moritz Mohl, Eisenstuck, Hildebrand und andere Heissporne verschiedener nationalökonomischer Farben zusammenschrien, der unglückliche Vorsitzende von Rönne vergebens in hohen Tönen zur Ordnung mahnte, die kühleren Nordländer am Ende die Geduld verloren und grob wurden, bis sich alles in Geschrei und Wohlgefallen auflöste. Wäre die Reichsversammlung auf Erörterung von Tariffragen eingegangen, sie wäre ohne Zuthun der Regierungen sehr bald auseinandergefallen.

War der Versuch gescheitert, die erzielte, im Volke festgewurzelte, in ihren Formen unfertige wirthschaftliche Einigung in der höhern Einheit des Bundesstaates aufgeben zu lassen, so hatte dagegen eben dieser Versuch die, von den vorangegangenen Reformbestrebungen leise angeregten Besorgnisse des Particularismus zu hellen Flammen angefacht. Hinter dem Particularismus erhob sich Oestreich, welches seine wieder gewonnene Stellung im Bunde nicht mehr für gesichert hielt, wenn der Dualismus, der das Organ des Bundes lahm gelegt und Deutschland verhindert hatte, das zu werden, was es nach dem Wortlaute der Wiener Schlußacte sein sollte, eine „in politischer Einheit verbundene Gesammtmacht“, nicht auch in den Zoll- und Handelsbund hinübergetragen würde, um auch diesen zu Erstarrung und Tod zu verdammen. Durch den Zollverein ging der mögliche Weg zum Bundesstaate, und an der Spitze des Zollvereins stand — Preußen. Hier also war der Feind, den der Particularismus mit Oestreichs Hülfe zu bekämpfen hatte. Und die Erkenntniß dieser Gefahr und der Entschluß, sie zu bekämpfen, fiel in die Zeit, wo Preußen die Union, Kurhessen und Schleswig-Holstein aufgegeben hatte und „den sauern Gang“ nach Olmütz gegangen war. Und in

diesem Augenblicke näherte sich die zweite Vertragsperiode des Zollvereins ihrem Ende.

Wer irgend aus persönlichem Interesse oder in patriotischer Gesinnung die damalige Lage und die Aussichten in die nächste Zukunft ins Auge faßte, der mußte sich gestehen, daß die in jedem Jahrzehnt wiederkehrende Krise des Zollvereins kaum schlimmer sich gestalten, daß die Hoffnung für die Erhaltung des auf wirthschaftlichem Boden mühsam errungenen Stückes deutscher Einigung nur sehr schwach sein konnte. Wenn der Verein dessen ungeachtet sogar gestärkt und erweitert aus der Krisis hervorging, so war der Beweis geliefert, daß er überhaupt nicht mehr zu zerstören sei, daß die auf dem großen deutschen Markte emporgewachsene Gemeinschaft der Interessen und der zunehmende Geldbedarf der Staatskassen stärker sind als alle Ränke und sonstige Waffen der Gegner. Hat der Zollverein die Jahre von 1851 bis 1853 überlebt, so dürfen wir uns der festen Zuversicht hingeben, daß er auch in der gegenwärtigen Krise nicht untergehen werde. Aber darum dürfen wir die Hände nicht in den Schoos legen, und um klar zu werden über das, was wir zu thun haben, ist es gut, wenn wir uns zunächst jener letzten Krisis von 1851—1853 und ihres Verlaufes erinnern.

Preußen hatte für die Erneuerung der mit dem Jahre 1853 ablaufenden Verträge keine Aenderung der Verfassung, auch keine wesentlichen Modificationen des Tarifs sich als Ziele gesteckt, wahrscheinlich, weil die allgemeine Lage für Verhandlungen gerade über diese Fragen nicht günstig war. Dagegen hatte Preußen eine Erweiterung des Gebietes vorbereitet, indem es mit dem Steuervereine einen Vertrag schloß, welcher dessen Eintritt in den Zollverein bedingte. Braunschweig war schon früher (1842) von jenem ab-, zu diesem übergegangen. Hannover und Oldenburg mit Lippe waren noch außerhalb stehen geblieben, ihr Beitritt brachte das Vereinsgebiet an die Nordsee, es lag somit die Voraussetzung nahe, daß alle Glieder des Vereins eine solche Mitgabe willkommen heißen würden. — Um seinen Zweck zu erreichen, wählte Preußen das einzige dazu geeignete Mittel: es kündigte rechtzeitig die Zollvereinsverträge und erklärte sich bereit, dieselben mit allen den Regierungen zu erneuern, welche seinem, mit dem Steuervereine geschlossenen Vertrage beitreten würden. Da erwies sich die natürliche Voraussetzung, daß man die Erweiterung des Vereinsgebietes dankbar annehmen würde, als ein leerer Wahn. Die Zollverbündeten im Süden, da sie dem Inhalte und dem Zwecke des Vertrags über den Beitritt von Hannover und Oldenburg nichts anhaben konnten, warfen sich auf die Form, erklärten sich verletzt durch das Verfahren Preußens, welches jenen Vertrag nicht ohne ihre vorgängige Zustimmung — d. h. niemals — hätte abschließen dürfen. Von Wien aus instruirt, knüpften sie ihre Zustimmung zur Aufnahme von Hannover und Oldenburg an die Zu-

stimmung Preußens zum Eintritte Oestreichs in den Zollverein. Für den Fall, daß Preußen sich weigere und in Folge davon der Zollverein mit Ende 1853 aufgelöst werde, hatte ihnen Oestreich die Arme geöffnet und ihnen einen Zollertrag garantirt, welcher dem bisherigen Durchschnittssatze auf den Kopf der Bevölkerung gleichkomme. Preußen erklärte sich bereit, für den Zollverein mit Oestreich über einen Zoll- und Handelsvertrag zur gegenseitigen Erleichterung des Verkehrs in Verhandlung zu treten, lehnte dagegen den Eintritt Oestreichs in den Verein entschieden ab. In dieser Lage verbreitete sich unter den Bewohnern des geeinigten deutschen Handelsgebietes die Meinung, daß es mit der Einigung zu Ende gehe, daß Zollschranken wieder aufgerichtet werden würden, wenn auch nicht zwischen allen Einzelstaaten, doch zwischen Süd und Nord. Im Süden sah man sich den neuen Wirthschaftsgenossen, der den Norden zu ersetzen bereit war, etwas genauer an und fühlte sich nicht besonders erbaut von der Zerrüttung des Staatshaushalts und des Geldwesens, in die er sich eingelebt hatte. Man mochte den Leichtsinn bewundern, welcher zu den alten Verbindlichkeiten, die er nicht erfüllen konnte, neue von unbestimmbarer Größe durch die Garantie von Zollrevenuen sorglos übernahm, aber man warf zweifelnd die Frage auf: ob wohl das Versprechen auch würde gehalten werden? Das Vertrauen auf die Zukunft schwand, Gewerbe und Handel im Vereinsgebiete geriethen ins Stocken, während sie rings umher in Blüthe standen. Obgleich damals unter „des hohen deutschen Bundes schützenden Privilegien" die Reaction ungestört ihr Wesen trieb, die Presse, Versammlungen, Vereine, ja selbst das Sammeln von Unterschriften zu unterthänigsten Petitionen höchst ungnädig ansah und in den Schranken geziemender Botmäßigkeit hielt, so machte sich doch die Stimme des Unmuths lauter und lauter vernehmlich. Die öffentliche Stimme in den Ländern der Darmstädter (in Darmstadt tagten die Secessionisten) erhob sich nachdrücklich gegen das heillose Unterfangen, den Verein, der sich allen Gliedern als ein Segen erwiesen, zu zerreißen und mit der wirthschaftlichen Zukunft, dem Wohlstande und dem Erwerb des Volkes ein schwindelhaftes Spiel zu treiben. Der Ausgang ist bekannt. Im Februar 1853 unterzeichneten alle Glieder des Zollvereins, auch diejenigen, welche sich Jahr und Tag und bis zum letzten Augenblicke gesträubt und durch ihr Sträuben viel Unheil angerichtet hatten, die neuen Verträge, welche den Eintritt des Steuervereins in den großen Verband enthielten. Zwischen dem neubegründeten Zollverein und Oestreich wurde dann sofort der Zoll- und Handelsvertrag geschlossen, welcher heute noch besteht und der Verbesserung in der Richtung der gegenseitigen Verkehrserleichterung, wie wir hoffen, nicht lange mehr entbehren wird.

Die dritte Vertragsperiode hat mit dem Jahre 1854 begonnen und wird mit dem Jahre 1865 ihr Ende erreichen. Sie war bisher Zeuge großer Ereignisse und eines mächtigen Aufschwungs des Volksgeistes sowohl in dem po-

litischen wie in dem wirthschaftlichen Leben Europa's und Deutschlands. Der Krimkrieg 1854—56, noch mehr der italienische Krieg 1859 hatten den Deutschen gezeigt, daß das hohe Gut des Friedens ihnen nicht für alle Ewigkeit verbürgt sei; gleichzeitig aber hatten sie schmerzlich empfunden, daß der Bund und sein Organ nicht im Stande sei, die zerstreuten Schaaren ihrer tapfern Söhne zu einem Heere unter einem Führer zu vereinigen, nicht im Stande, über die höchsten Angelegenheiten des Vaterlandes, über Krieg und Frieden, über Anschaffung und Verwendung der Mittel zur Vertheidigung gegen einen äußern Feind, über die Vertretung der nationalen Interessen im europäischen Rathe Beschlüsse zu fassen und auszuführen. Das Bedürfniß, diesen verderblichen Mängeln abzuhelfen, wurde allgemein und lebhaft empfunden. Die Bewegung nach dem Ziele stärkerer Einigung ist in ruhigem, stetigem Wachsen und hat in diesen Tagen bei dem deutschen Schützenfeste in Frankfurt einen imposanten, würdigen Ausdruck gefunden. Die Herstellung einer deutschen Kriegsflotte beschäftigt die Gemüther nicht allein der Küstenbewohner, sondern auch der Bevölkerung im Innern, bis in die Thäler und auf die Höhen der Gebirge. Die von Preußen für den Zollverein und die Hansestädte mit Japan, China und Siam abgeschlossenen Verträge verstärken nicht nur das Bedürfniß des Schutzes der deutschen Handelsmarine, sondern sie verlegen den Ruf nach einer deutschen Flagge aus dem Gebiete der patriotischen Wünsche in das der praktischen Nothwendigkeit. — Das innere Leben der Bundesglieder ist im Laufe dieser Vertragsperiode aus langem Schlafe erwacht. Preußens Regent und jetziger König hat den Druck, welchen das frühere Ministerium mit Hülfe einer willfährigen Kammer gegen die Verfassung und die Gesetze, auf jede freie Regung übte, wenigstens so weit aufgehoben, daß die allgemeine Theilnahme der Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten sich in Ausübung ihrer verfassungsmäßigen Rechte mit Erfolg bethätigen kann, und wenn auch der Kampf alter Gewohnheiten und Vorurtheile mit dem grundgesetzlich sanctionirten Verfassungsstaate noch Wechselfällen unterliegt und gegenwärtig die auffallende Erscheinung eines reactionären Ministeriums mit einem liberalen Programme, ohne Stütze in der Kammer, ohne Sympathien im Volke darstellt; so haben doch gerade die unter diesem Ministerium vorgenommenen Wahlen den Beweis geliefert, daß eine Reaction gegen die Verfassung ohne einen Staatsstreich nicht mehr möglich ist. Ein Staatsstreich aber würde die Macht und das Ansehen des Staates selbst zu Grunde richten. Oestreich ist durch die Gnade seines Kaisers mit einer Reichsverfassung und mit Landesverfassungen ausgestattet, weil kein anderes Mittel mehr übrig war, um die Herstellung des Gleichgewichts zwischen den Einnahmen und Ausgaben, folgeweise eine stärkere Anspannung der Steuerkräfte zu versuchen, und womöglich die auseinanderstrebenden Nationalitäten durch eine gemeinsame Vertretung zusammenzuhalten. Bis jetzt ist zwar weder

der finanzielle, noch der politische Zweck erreicht. Es ist auch für die Völker des Kaiserstaates ein Vortheil, daß das Gleichgewicht im Haushalte und die Staatseinheit nicht so leicht und rasch durchzuführen sind. Gar bald würde sonst die Tribüne verstummen und die Presse ihre Kritik einstellen müssen. Die neuen Einrichtungen brauchen Zeit, um sich einzuleben und zu befestigen, damit sie nicht wieder, wie früher geschehen, sammt dem Ministerium Schmerling in die Rumpelkammer wandern. Auch in andern deutschen Ländern hat der erwachte öffentliche Geist kleine und vereinzelte Triumphe des Rechts über schreiendes Unrecht gefeiert; aber viel, sehr viel bleibt noch zu thun, bevor in allen Einzelstaaten Recht und Freiheit gegen bureaukratisches und polizeiliches Belieben sicher gestellt und ein einträchtiges Zusammenwirken der verschiedenen Staatsgewalten für die großen nationalen Ziele möglich wird.

Mehr als die nationalen und liberalen Bestrebungen haben in der gegenwärtigen Vertragsperiode des Zollvereins richtige volkswirthschaftliche Principien und Forderungen Eingang im Volke und in die Gesetzgebung erkämpft. Der allgemeinen deutschen Wechselordnung ist ein deutsches Handelsgesetz gefolgt, in den meisten Staaten in Kraft oder in der Einführung begriffen. Der Bundestag beschäftigt sich mit einem Patentgesetz, mit Maß und Gewicht, und mit anderen nützlichen Einrichtungen, welche aus der schädlichen Verschiedenartigkeit zu allgemein deutschen emporgehoben werden sollen. Er veranlaßt die Regierungen, Conferenzen zu beschicken, um deutsche Gesetze auszuarbeiten, deren Einführung er alsdann den einzelnen Regierungen empfiehlt. Ein Münzvertrag vom 24. Januar 1857 brachte einen wesentlichen Fortschritt zu einer spätern Münzeinheit. Oestreich ist Theilnehmer an diesem Vertrage; aber eine wichtige Bestimmung desselben, wonach in keinem der vertragschließenden Staaten Papiergeld mit Zwangscurs (nicht einlösbar gegen Silber) umlaufen darf, konnte Oestreich bis heute nicht erfüllen, und wird dazu voraussichtlich noch lange nicht im Stande sein. Der Sundzoll und der Staderzoll sind abgelöst, die Durchgangsabgaben, welche große Waarenmengen von deutschen Bahnen ab auf fremde Wege lenkten, sind aus dem Vereinstarife verschwunden, die Schifffahrtsabgaben auf dem Rhein sind ermäßigt, die Entrichtung wird erleichtert. Mit der Gewerbefreiheit ist Oestreich vorangegangen, Sachsen und andere Staaten sind nachgefolgt, und sie wird ohne Zweifel bald ihre Runde durch Deutschland gemacht haben.

Mitten in dieser gewaltigen wirthschaftlichen Bewegung, auf Entfesselung der Arbeit und des Unternehmungsgeistes gerichtet, kann der Zollverein nicht stille stehen. Er kann es um so weniger, als durch die großen Industrie- und Handelsstaaten Europa's, von England angeregt und mit eigenem Beispiele begonnen, von Frankreich aufgenommen und weiter getragen, an die Stelle der Abwehr des internationalen Austausches der Erzeugnisse durch Verbote und

unerschwingliche Zölle auf die Einfuhr fremder Waaren, der Wetteifer unter den Nationen in den Gewerben und in den Künsten des Friedens als leitendes Princip der neuen Handelspolitik hingestellt und durch die Weltausstellungen gleichsam zu sinnlicher Anschauung gebracht wurde. Das alte Mercantilsystem bricht zusammen, die Prohibitiv- und Mauthstaaten öffnen allmälig und in Uebergängen dem internationalen Verkehre ihre Grenzen. England kennt die Eingangszölle nur noch als Verbrauchsteuern auf eine geringe Anzahl von Artikeln. Frankreich, welches nebst Oestreich, Rußland und Spanien am zähesten die Sperre gegen fremde Concurrenz auf seinem Markte festgehalten hatte, ist seit 1852 behutsam vorwärts gegangen, bis es endlich vor kaum zwei Jahren durch den Handelsvertrag mit England entschieden mit seinen alten handelspolitischen Traditionen brach. Auf gleicher Grundlage hat Belgien mit Frankreich, und in diesen Tagen auch mit England abgeschlossen. Italien steht im Begriffe, sich anzuschließen. Die Niederlande und die Schweiz haben niemals in der Absperrung gegen das Ausland ihr Heil gesucht und haben sich stets wohl dabei befunden. Freie Uebung der Arbeitskräfte und der Kenntnisse, freie Bewegung der Menschen (auch die Paßplackerei ist dem Untergange verfallen) und der Güter, Zulassung der fremden Mitbewerbung auf den Märkten der Culturländer, das ist die wirthschaftliche Signatur der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Was ist inmitten dieses Aufschwungs der wirthschaftlichen Thätigkeit und des Ringens nach Beseitigung der Hindernisse und nach Eroberung der Bedingungen ihres Bestehens und Gedeihens, was ist jetzt die nächste und dringendste Aufgabe des Zollvereins bei dem herannahenden Ende seiner Verträge? Drei Elemente bilden sein Wesen, die Verfassung, das Gebiet und die Bedingungen des internationalen Verkehrs, oder, um es kurz zu sagen, der Tarif. In der Krise von 1851—53 stand die Erweiterung des Gebietes in der Richtung nach der Nordsee im Vordergrunde. Jahrelang war schon früher mit Hannover vergebens unterhandelt worden. Preußen brachte den Eintritt Hannovers und Oldenburgs mit dem Opfer eines Präcipuum zu Stande. Gegenwärtig sind es die beiden anderen Punkte, der Tarif und die Verfassung, welche eine Reform erheischen, die mit Aussicht auf Erfolg nur bei Gelegenheit der Vertragserneuerung in Angriff genommen werden kann. Wir bescheiden uns, die Reform des Tarifs in die erste Linie zu stellen, weil sie thatsächlich voransteht, und weil die Reform der Verfassung, wenn sie auch nicht, wie zu wünschen wäre, gleichzeitig durchgesetzt, doch in nächster Folge sich als unabweisliches Bedürfniß geltend machen wird.

Preußen hatte mit seinem Tarif von 1818 die Einfuhr fremder Waaren gegen mäßige Zölle zugelassen, mäßig im Verhältniß zu den größern Staaten, die nach Fläche und Bevölkerung der einheimischen Industrie einen innern

Markt zu bieten hatten. Niedriger waren allerdings die Zollsätze der mittlern und kleinern Staaten, welche keine auf ihr Gebiet angewiesene Industrie groß ziehen, mithin nicht den Schutz, sondern nur den Ertrag für die Staatskasse ins Auge fassen konnten. Daher fanden bei den ersten Verhandlungen 1833 über die Gründung des Vereins Bayern und Würtemberg z. B. den Tarifsatz von zwei Thalern auf Baumwollengarn viel zu hoch, die nämlichen Regierungen, welche zehn Jahre später das Verlangen ihrer Fabrikanten auf weit höhere Zölle entschieden befürworteten. Dem Andrange der süddeutschen Industriellen hatte Preußen, wie oben erwähnt, bei den Verhandlungen von 1843 in Bezug auf manche Gespinnste, Gewebe, Eisen u. a. nachgegeben, wogegen andere, als Verbrauchsteuern zu betrachtende Tarifsätze ermäßigt wurden. Im Allgemeinen war sonach eine nambafte Aenderung in den Zolleinnahmen nicht zu erwarten. Die finanziellen Resultate übertrafen für die beigetretenen Staaten jede Erwartung. Die Zollantheile waren z. B. für Bayern schon für das erste Jahr, 1834, um 75 Procent höher als seine früheren Zolleinnahmen, und noch weit günstiger stellte sich das Ergebniß für andere kleinere Staaten. Die oben angedeuteten, in den Bedingungen der Production, des Transportes und des internationalen Verkehrs inzwischen eingetretenen gewaltigen Fortschritte haben jetzt den Tarif weit überholt. Er bedarf dringend der Reform im Sinne der Zulassung fremder Mitbewerbung, wenn nicht die Industrie hinter den Nachbarländern zurückbleiben, auf den neutralen Märkten, auf die sie für den Absatz eines großen Theils ihrer Erzeugnisse angewiesen ist, von der englischen, französischen, belgischen und schweizer Industrie verdrängt, und wenn nicht der deutsche Abnehmer durch Vertheuerung und ungenügende Qualität seines Bedarfs zur Ungebühr benachtheiligt werden soll. In diesem Sinne ohne Zweifel äußerte der Prinzregent von Preußen in dem Programme vom 8. November 1858, daß der Zollverein „einer Reform werde unterworfen werden müssen". Nach dieser Erklärung steht es fest, daß Preußen längst entschlossen ist, nicht mit dem bestehenden, sondern nur mit einem zeitgemäß verbesserten Tarife in eine neue Vertragsperiode des Zollvereins einzutreten. Die Bestimmungen der Verträge aber bringen es mit sich, daß vor Ablauf des Jahres 1863 entweder der verbesserte Tarif unter den Gliedern des Zollvereins vereinbart sein, oder Preußen die Verträge kündigen muß. War Preußen seit 1858 auf diese Alternative gefaßt, so war es eine glückliche Fügung, daß Frankreich, nachdem es durch die Handelsverträge mit England und Belgien in die Strömung des freiern Austausches eingetreten war, das Anerbieten, über einen ähnlichen Vertrag mit dem Zollvereine zu unterhandeln, an Preußen brachte. Preußen führte die Verhandlungen mit Zustimmung sämmtlicher Glieder des Vereins, erhielt sie in fortwährender Kenntniß von dem Gange derselben, erbat ihre

Aeußerungen über Modificationen, die sich dabei ergaben, und war, als am 29. März dieses Jahres in Berlin die Verträge zwischen Preußen und Frankreich vorläufig festgestellt wurden, vollständig zu der Voraussetzung berechtigt, daß sämmtliche Glieder des Vereins, vorbehaltlich — so weit dies durch ihre Verfassungen vorgeschrieben — der Zustimmung ihrer Stände, den Verträgen beitreten würden. Es war dadurch nicht allein die unter allen Umständen gebotene Reform des Tarifs erzielt, sondern auch für viele, insbesondere zur Massenconsumtion dienende deutsche Erzeugnisse der große französische Markt geöffnet, unter erträglichen Bedingungen zugänglich gemacht. Dank der Verbreitung der Volkswirthschaftslehre und ihrer wissenschaftlich nicht mehr zu bestreitenden geläuterten Principien, wurden auch die Bedeutung und der Werth des von Preußen, aus schwierigen und mühsamen Verhandlungen glücklich zu Stande gebrachten Vertragswerkes von der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerungen im Vereinsgebiete schnell aufgefaßt und anerkannt. Selbst die Gewerbsunternehmer, welche fühlen mußten, daß der Wettkampf mit den Großgewerben der älteren Industriestaaten ihre Kräfte in weit höherem Maße anspannen und anstrengen werde, sie fühlten sich gleichzeitig dieser Aufgabe gewachsen, ihre Vertreter und Organe erklärten sich in überwiegender Mehrzahl zu Gunsten des Vertrags. Ja es ereignete sich der merkwürdige Fall, daß eine Versammlung, nach Frankfurt berufen von den Gegnern des Vertrags, sich in ihrer Mehrheit für denselben erklärte. Es wollte nicht gelingen, aus weiteren Kreisen eine Anzahl deutscher Fabrikanten zu dem Ausspruche zu bestimmen, daß die Grundlage ihrer Existenz der Zollschutz, daß die fremde Mitbewerbung, bei ermäßigten Sätzen, ihr Untergang sei. Das Verhalten gegenüber dem Vertrage gereicht der deutschen Industrie im Großen und Ganzen zu hoher Ehre. Sie zeichnet sich dadurch vortheilhaft aus vor der französischen Industrie, deren Vertreter fast ausnahmslos mit Jammergeschrei und Wuthgeheul gegen den Vertrag zu Felde zogen, zuletzt noch in dem gesetzgebenden Körper zu Paris verzweifelte Anstrengungen machten, um die Prohibition und die Verbotszölle am Leben zu erhalten, und die Verträge mit den Nachbarstaaten zu Falle zu bringen. Man hat der französischen Regierung nachgerühmt, daß sie sorgfältige Untersuchungen über die Lage aller Industriezweige angestellt und über alle einschlagenden Fragen die Betheiligten gehört habe, während Preußen und andere deutsche Regierungen weniger rücksichtsvoll zu Werke gegangen seien. Wir wollen der französischen Regierung dieses Lob nicht bestreiten, aber ein größeres Verdienst hat sie sich jedenfalls dadurch erworben, daß sie gegen die einseitigen und beschränkten Ansichten, gegen die Ausbrüche der Leidenschaft der aus ihrer Trägheit aufgeschreckten Unternehmer, die Verträge mit England, Belgien und dem Zollvereine abgeschlossen und dadurch die Entwickelung ihrer übel berathenen Industrie, die Interessen ihrer Nation und

des Völkerverkehrs wesentlich gefördert hat. Keine Zollvereinsregierung hat einen Widerstand gegen den Vertrag zu besiegen, der auch nur annähernd an Stärke und Umfang dem Widerstand der französischen Fabrikbezirke gleich käme. Wenn man die Aeußerungen für und gegen den Vertrag von Organen des Handels und der Gewerbe, von Versammlungen verschiedener Art verfolgt, so kann man eine genaue Karte von dem wirthschaftlichen und allgemeinen Bildungsgrade der Bevölkerungen in dem Vereinsgebiete entwerfen. Das Resultat ist ein erfreuliches. Die dunkeln Schattirungen kommen nur vereinzelt und local, hauptsächlich in Bayern und in Schwaben vor.

Die hellen Partien der Einsicht und der Thatkraft herrschen in einer Ausdehnung vor, die uns mit gerechtem Stolze auf die Tüchtigkeit der Nation erfüllt. Wenn die deutsche Industrie, indem sie dem Handelsvertrage mit Frankreich ihre Zustimmung gibt, daran das Begehren knüpft, daß nun auch für Land- und Wasserstraßen, für Eisenbahnen und Kanäle, für Befreiung des Transports von lästigen Abgaben, für gleichmäßige Besteuerung, für ungehinderte Niederlassung und Heranziehung von Arbeitskräften das Nöthige geschehe, damit sie in diesen Beziehungen nicht hinter den Nachbarn zurückstehe, sondern mit gleichen Waffen den Wettkampf zu führen vermöge, so ist sie vollständig in ihrem Rechte. Wir halten es auch für keinen der geringsten Vortheile des Handelsvertrags mit Frankreich, daß er uns so Manches, was bisher versäumt worden ist, wie die Regulirung der Oder, die Entlastung der Elbschifffahrt, u. s. w., als nothwendige Folge bringen werde.

Wenn die allgemeine Stimmung mit wenigen Ausnahmen dem Handelsvertrage günstig war, nirgends aber ein erheblicher Widerstand der Genehmigung desselben Seitens einer Regierung entgegentrat, wenn sie ihn nicht etwa selbst provociren wollte, so war auf der andern Seite zu erwarten, daß die Regierungen ihre Aeußerungen über den Vertrag, wie er aus den Verhandlungen hervorgegangen war, welche Preußen in ihrem Auftrage gepflogen hatte, in mäßigen Fristen abgeben würden. Sie hatten ja von allen Phasen der Verhandlungen Kenntniß erhalten, und bis in die letzten Stadien keinen Widerspruch kund gegeben. Der Anfang schien den naturgemäßen Voraussetzungen zu entsprechen. Das Land, in welchem Landwirthschaft, Bergbau und Industrie im Verhältnisse zur Größe und Volkszahl am meisten entwickelt, in welchem zugleich ein Mittelpunkt des deutschen Waaren- und Buchhandels, Leipzig, seine Interessen mit Einsicht und Entschiedenheit zu vertreten gewohnt ist, das Königreich Sachsen, berief seine Kammern zu einem außerordentlichen Landtage, und legte ihnen die mit Frankreich abgeschlossenen Verträge über Handel, Schifffahrt und den Schutz des literarischen Eigenthums zur Genehmigung vor. Die Regierung, in Fragen der Bundesreform unter den Gegnern Preußens, bewährte in dieser Sache den klaren Blick und die Einsicht, welche ihre mit

größeren volkswirthschaftlichen Verhältnissen vertraute und in deren Behandlung geübte Verwaltung auszeichnen. Glücklicher als in seinen Bestrebungen für Bundesreform erfaßte Herr von Beust die Angelegenheit des Handelsvertrags in ihrer vollen Bedeutung und sprach seine Ueberzeugung mit Klarheit und Wärme aus. Er verschmähte jenes kleinliche Gebahren, welches das Rechte und Unabweisbare, weil es von Preußen kommt, gleichsam mit Widerwillen ansieht, und seine Betheiligung als eine Gelegenheit benutzt, um durch Hinhalten und Bemängeln sich die Befriedigung eines an Preußen gekühlten Müthchens zu verschaffen. Das nicht allein verständige, sondern auch anständige Benehmen der sächsischen Regierung wird in der Geschichte des Zollvereins unvergessen bleiben. Die Kammern widmeten den Verträgen, so wie den in zahlreichen Petitionen vorgetragenen Bedenken und Wünschen der Industrie eine gründliche Berathung und sprachen am Schlusse derselben ihre Genehmigung einstimmig aus. Seither haben noch einige Regierungen ihren Beitritt erklärt, der Landtag des Herzogthums Coburg-Gotha hat die Vorlagen ebenfalls einstimmig genehmigt, in Baden steht ein gleicher Beschluß in der nächsten Zeit zu erwarten. Anders verhält es sich mit den übrigen Mittelstaaten, Bayern, Würtemberg, Hannover, dann mit beiden Hessen und Nassau. Die hannöversche Regierung scheint sich einfach auf das Zuwarten zu verlegen, um schließlich zu thun, was sie nicht wird lassen können. Die übrigen hielten Rath in München, um zu überlegen, ob es denn gar nicht möglich sei, Nein zu sagen. Aber selbst die kühnsten Politiker der Würzburger Coalition wagten es nicht, dem Wohlstande der Bevölkerungen durch die Auflösung des Zollvereins, der nothwendigen Folge einer Ablehnung des Handelsvertrags, sie wagten es noch weniger, den Landesfinanzen die gefährlichsten Wunden zu schlagen, indem sie die mühsam errungene wirthschaftliche Einigung Deutschlands leichtfertig zerrissen; sie fanden es bedenklich, die Verantwortlichkeit für solche That zu übernehmen, die schwer auf ihnen lasten mußte, sobald die Folgen derselben über die durch Preußenhaß bethörte und durch die Presse in Verblendung gehaltene Menge hereinbrechen würden. Keiner hatte die Verwegenheit, dem Drange der Leidenschaft folgend, durch sein Veto gegen den Handelsvertrag den Zollverband zu zerreißen, wenn nicht helfend und schützend — Oestreich eintrat. In Wien hätte man es ohne Zweifel lieber gesehen, wenn die Würzburger für sich allein an den Zollverein Hand angelegt und seinem Leben ein Ende gemacht hätten. Allein sie wagten es nicht, sie riefen um Beistand nach Wien, und — Oestreich kam.

Im vierten Monate nach der vorläufigen Feststellung der Verträge zwischen Preußen und Frankreich in Berlin, am 10. Juli, erließ Oestreich an seine Gesandten bei den deutschen Höfen eine Note, begleitet von einem Präliminarvertrag und einer Motivirung, Schriftstücke, die dem Leser noch in frischer Er-

innerung sein werden. Oestreich erklärt in der Note, daß der Handelsvertrag mit Frankreich den Zweck des Zoll- und Handelsvertrags mit Oestreich vom 19. Februar 1853 vereiteln, und zwischen Oestreich und seinen deutschen Bundesgenossen eine Scheidewand errichten würde. Die kaiserliche Regierung entschließt sich daher, um dies zu verhindern, große Opfer zu bringen, und selbst in den Zollverein einzutreten, den Tarif und die Einrichtungen desselben anzunehmen, und in dieser Weise sowohl dem allgemeinen wirthschaftlichen Fortschritte, welchen der Vertrag mit Frankreich bezweckt, als auch den nationalen deutschen Interessen zu entsprechen. Die Zollvereinsregierungen werden eingeladen, in Unterhandlungen über diesen Vorschlag einzutreten.

Durch diesen Schritt hofft Oestreich, die Zollvereinsregierungen, welche dem Handelsvertrage mit Frankreich noch nicht beigetreten sind, zur Ablehnung zu bestimmen. Hat der Schritt diesen Dienst geleistet, dann hat er ausgedient. Es ist nicht schwer, den wahren Sinn der Bereitwilligkeit Oestreichs, den nationalen Interessen Deutschlands das Opfer seines Eintritts in den Zollverein zu bringen, sich klar zu machen.

Der Vertrag mit Frankreich würde den Zweck des Handels- und Zollvertrags mit Oestreich von 1853 vereiteln, zwischen Oestreich und seinen deutschen Bundesgenossen eine Scheidewand aufrichten, sagt die östreichische Note. Der Vertrag von 1853 hat den Zweck, „gegenseitige Verkehrserleichterungen auf Grundlage des freien Eingangs roher Naturerzeugnisse und des gegen ermäßigte Zollsätze zu gestattenden Eingangs gewerblicher Erzeugnisse ihrer Länder eintreten zu lassen.“ Der Handelsvertrag mit Frankreich befördert diesen Zweck, indem der Tarif allgemein, also auch auf Oestreich angewendet wird, und die gegenwärtigen Zollsätze auf östreichische Erzeugnisse für mehre erhebliche Artikel, z. B. für Wein, ermäßigt. Der französische Vertrag bringt mithin dem Verkehre Oestreichs mit dem Zollverein Erleichterungen, über welche es nicht mehr zu unterhandeln braucht. Wenn Oestreich in der That beabsichtigte, die Erleichterungen des gegenseitigen Verkehrs bei den Verhandlungen über die Erneuerung seines Vertrags von 1853 — welcher gleichzeitig mit den Zollvereinsverträgen abläuft, — zu fördern, so mußte ihm der Abschluß des Handelsvertrags mit Frankreich willkommen sein, der ohne Oestreichs Zuthun den internationalen Verkehr überhaupt erleichtert; es mußte mit eintreten in die Neugestaltung des Völkerverkehrs, und zu diesem Zwecke zunächst auf denselben Grundlagen wie der Zollverein, mit Frankreich verhandeln. Das will aber Oestreich nicht. Es will sein Schutzzollsystem conserviren, und zu diesem Zwecke den unhaltbar gewordenen Zollvereinstarif noch für eine Reihe von Jahren aufrecht halten. Oestreich erbietet sich, den Tarif und die Einrichtungen des Zollvereins anzunehmen, welche bekanntlich zu jeder Abänderung des Tarifs Einstimmigkeit erfordern; seine Stimme würde also jede Reform ver-

hindern können, und Oestreich ist bei seinen Abstimmungen nicht durch Bedenken und Rücksichten behindert, welche die Regierungen anderer Vereinsstaaten am Ende doch abhalten müssen, die Dinge auf die Spitze zu treiben. Uebrigens ist es Oestreich im Ernste gar nicht darum zu thun, in dem Zollverein aufzugehen. Dies wissen die Wiener Fabrikanten sehr gut, die vorgeschoben wurden, um als Vertreter der östreichischen Industrie die Opferwilligkeit der Regierung auch als ihre Gesinnung kund zu geben, sonst würden sie diese patriotische Kundgebung zu theuer gefunden, und statt der Zustimmung einen Protest erlassen haben. Oestreich denkt ebenso wenig, die Leitung seiner Handelspolitik durch andere Staaten mit bestimmen zu lassen, als es erwarten kann, daß der Zollverein sich seiner handelspolitischen Führung unterordne, und zunächst auf jede zeitgemäße und nothwendige Fortbildung seines Tarifs und seiner Verfassung verzichte. Hätte darüber irgend ein Zweifel bestehen können, so ist er durch die Depesche des Grafen von Bernstorff an den preußischen Gesandten in Wien, vom 20. Juli, und durch die 264 Stimmen des Hauses der Abgeordneten in Berlin für den Handelsvertrag mit Frankreich am 25. Juli gründlich gehoben. Preußens Minister weist entschieden die Zumuthung zurück, sich einseitig den Verpflichtungeu zu entziehen, welche die Regierung gegen Frankreich, gegen ihre Zollverbündeten und gegen das eigene Land übernommen hat, er erklärt, daß der bestehende Zollvereinstarif sich überlebt hat und daß Preußen in keinem Falle über die mit dem 31. December 1865 ablaufende Vertragsperiode hinaus sich an denselben binden werde.

Wird nun der Schritt Oestreichs die beabsichtigte Wirkung haben, die Regierung eines Zollvereinstaates zu bestimmen, den Handelsvertrag mit Frankreich abzulehnen? Wenn es geschieht, und ein vereinzeltes „Nein“ genügt, so gibt es für Preußen und für die Vereinsglieder, welche sich ihm in Bezug auf den Vertrag mit Frankreich angeschlossen haben, nur Einen Weg. Sie werden den Vertrag unterzeichnen, spätestens im Laufe des Jahres 1863 die Zollvereinsverträge kündigen und sie nur mit denjenigen Gliedern wieder erneuern, welche dem Handelsvertrage mit Frankreich beitreten, und sich mit ihnen über etwa weiter für zweckmäßig erachtete Modificationen des Tarifs und der Verfassung des Zollvereins verständigen. Es ist abzuwarten, ob eine Regierung oder eine Kammer es auf sich nehmen wird, die Nachtheile, welche die gegenwärtige Baumwollenkrise, das Darniederliegen des amerikanischen Geschäfts durch den Krieg und den neuesten amerikanischen Tarif, der deutschen Industrie ohnehin schon zufügen, durch die Unsicherheit über den Fortbestand des Zollvereins zu vervielfachen. Schon erhebt der in Hildesheim versammelte hannoversche Handelstag, schon erheben die geängstigten Producenten in Nassau und Hessen ihre Stimmen für den Handelsvertrag und den Zollverein. Je näher die Entscheidung rückt, desto lauter wird die öffentliche Stimme den Frevel

verdammen, den nur wirthschaftliche Beschränktheit oder fanatischer Particularismus, der Folgen unbewußt, beginnen könnte. Und sie werden kommen, auch die Verstocktesten, vielleicht über eine goldene Brücke, gebaut mittelst einiger kleinen nachträglichen Modificationen an dem Handelsvertrage, welche die übrigen vertragschließenden Theile ihnen einräumen. Es ist in unseren Tagen des wieder erwachten Nationalgefühls und der wirthschaftlichen Fortschritte nicht mehr möglich, diejenigen Elemente der Einigung, welche die Deutschen errungen haben, wieder zu vernichten. Der Particularismus aber, so weit er berechtigt ist, gerade er sollte auf eine Reform der Verfassung des Zollvereins dringen, damit er an der Leitung einen größern Antheil erhalte, als sein in entscheidenden Augenblicken machtloses Veto ihm gewähren kann. Stehen bleiben dürfen wir nicht. Wir müssen vorwärts. Der Zollverein aber wird auch diese Krisis überstehen, welche mit der vorhergehenden in so vielen Zügen übereinstimmt, und nur darin sich unterscheidet, daß ein reges öffentliches Leben, eine vorgeschrittene politische und wirthschaftliche Bildung weit mehr als früher das Gute fördern und das Schlechte verhindern.

Achtundvierzig Briefe von Johann Gottlieb Fichte und seinen Verwandten.

(Schluß.)

Aus dem folgenden Briefe seiner Gattin, der in wenigen Zügen ein reizendes Familienbild entwirft, erfahren wir, daß Fichte schon im Sommer 1809 mit einigem Erfolg das Bad besucht hatte.

38.

Berlin d: 18: Demb 1809

Theure SchwiegerEltern wir grüßen Sie herzlich, und wünschen zu wißen wie Sie Sich befinden, und wie's Ihnen geht; mein Mann ist Gottlob gesund, nur ist seine Linkehand, noch so wie Sie sie im Sommer sahn, und das Rechtebein schmerzt auch dann und wann, er wird künftigen Sommer wieder nach Töplitz gehn müßen, um völlig curiert zu werden; da werden wir das Vergnügen haben Sie zu besuchen. Sein Geist ist heiter, so daß er wieder arbeiten kann, und izt Vorlesungen hält, die auch wohl gedruckt werden werden.

Unser Hermann ist Gottlob auch gesund, lernt braf, und grüßt seine lieben GroßEltern herzlich; er hat 4: Th von seinem Taschengeld dieses Jahr erspahrt, um sie seinen GroßEltern schiken zu können, damit Sie sich eine kleine Weinachtsfreude machen, und auch ein gläschen guten Wein zu Ihrer Erquikung trinken, thun Sie das doch ja mit der guten Grosmutter, die wir herzlich grüßen, und gedenken Sie dabey unser.

Gott schenke Ihnen einen gesunden frohen Winter, und laße freudig in's NeueJahr eintreten: das wünscht von ganzem Herzen Ihre Sie aufrichtig liebende

Johanna Fichte
g: Rahn

Zum zweiten Male ging Fichte im Jahre 1810 nach Teplitz und auf der Rückreise besuchte er seinen Geburtsort.

39.

Dresden, d. 7. Jun. 1810.

Mein lieber Vater,

Gestern Abend sind wir hier zu Dresden angekommen, um übermorgen nach Teplitz, zur völligen Wiederherstellung meiner Gesundheit zu reisen. Ich bin jezt doch noch zu angegriffen, um die Reise nach Rammenau machen zu können; ich werde aber bei meiner Rükkehr aus den Böhmischen Bädern, etwa im August, ganz gewiß meine lieben Eltern besuchen

Ich bin im ganzen sehr gesund, nur ist der Gebrauch des einen Beins noch schwierig. Meine Frau, und mein Herrmann sind gleichfalls wohl. Wir bitten Sie herzlich, das beiliegende als ein kleines Feyertagsgeschenk anzunehmen.

Meine Frau, und mein Sohn grüßen herzlich.

Ihr Sie liebender Sohn
Gottlieb Fichte.

40.

Teplitz, d. 7. August, 1810.

Mein theurer Vater,

Ich werde, wenn alles nach meiner Berechnung geht, künftigen Montag d. 13. Abends mit den meinigen, Sie besuchen; auch d. 14ten noch größtentheils bei Ihnen zuzubringen. Das Nachtlager jedoch werde ich, um Ihnen nicht unangenehme Weitläuftigkeiten, und Zurüstungen zu verursachen, zu Bischofswerda im Gasthofe nehmen

Ich hoffe Sie alle in der besten Gesundheit anzutreffen, und dann mündlich das mehrere. Jezt nimmt meine Frau, die lieber schreibt, denn ich, die Feder.

[Der nächste Satz von Johanna:]

Ich grüße Sie alle von ganzem Herzen, und hoffe Sie bald zu umarmen, leben Sie wohl, auf ein glükliches Wiedersehn

Fichte.

Aufschrift:

Herrn Christian **Fichte**

zu

Rammenau

p. Bischofswerda.

Noch in demselben Jahre erlitt sein Vater einen Unfall, wobei namentlich auch Johanna sich zärtlich besorgt zeigt. Die im nächsten Briefe und später erwähnte Hannchen war Fichte's Nichte, die er zu sich genommen.

41.

Berlin, d. 1. Dezember. 1810.

Lieber Vater,

Die Nachricht von Ihrem Falle hat mich schmerzlich betrübt, so wie uns Alle. Ich hoffe aber, daß dies, bei Ihrer übrigen Gesundheit von keinen weitern übeln Folgen seyn soll. Um mich desto fester zu versichern, daß Sie sich an Pflege und Heilmitteln nichts abgehen laßen, sende ich sogleich jezt das Quartal auf Weyhnachten. Bei uns steht alles beim Alten. Daher übergebe ich meiner Frau die Feder, die schon noch Worte finden wird.

[Von Johanna:]

Ich übernehme die Feder gerne, um Ihnen zu sagen, daß wir Sie inständig bitten, sich ja zu schonen, und zu pflegen; die gute Großmutter, die ich auch herzlich grüße, versteht ja das so schön, und thut gewis alles mögliche um Sie wieder herzustellen. Ich danke Gott daß mein Mann in der Lage ist, Ihnen diese Kleinigkeit schiken zu können; und hoffe auch von der Güte Gottes, daß er Sie erhalte, und daß wir Sie künftigen Sommer fröhlich wiedersehn.

Wir sind Gottlob alle gesund, auch Hannchen ist gesund, dann und wann hat sie ein wenig Kopfweh, dann schik ich sie in's Beth, wenn sie genug geschlafen hat, so steht sie wieder gesund auf. Wir grüßen Sie alle von ganzem Herzen, und wünschen bald frohe Nachricht von Ihnen.

Leben Sie wohl! Ihre treue Johanna Fichte g: Rahn

Weit bedenklicher aber erkrankte der alte Vater in der Mitte des Jahres 1812, ohne sich wieder zu erholen. Rührend und erbaulich ist wiederum die christlich ergebene Gesinnung in Johanna's Briefen an den Sterbenden.

42.

Berlin d: 17: July 1812.

Sie stellen sich leicht vor Theurer Guter Greis, mit welcher innigen Wehmuth, wir die Nachricht von Ihrem schweren Krankenlager vernommen haben;

Gott stärke Sie, Gott stehe Ihnen bey; und wenn es sein gnädiger Wille ist, so erhalte er Sie uns noch lange; ist es sein Wille nicht, so laße er Sie in Ruh, und Frieden hinüber gehn, ins beßere Vaterland, wo wir Gott näher kommen, und ihn würdiger anbethen, und preisen können, und wo wir uns alle wiederfinden werden; ich freue mich mit inniger Wonne der seligen Zeit, wo auch wir hinnüber gehn werden, um einer nähern, innigern Anschauung, und Anbethung Gottes gewürdigt zu werden.

Was die irdischen Angelegenheiten betrift, so wird mein Mann es nicht erlauben, daß der guten Großmutter, das Geringste genommen werde; sondern Sie soll bis am Ende ihres Lebens im Besitz alles deßen bleiben, was Sie hinterlaßen; und weil mein Mann durch den verstorbenen Bruder das Haus gekauft hat, so kämm es ja ihm zu, und er hat ein Recht darüber zu sprechen; auch werden wir der guten Großmutter, wie bis izt, ein bestimmtes an Geld schiken, so daß sie ruhig leben kann; und Sie Guter Großvater sich auch darüber keine Sorge machen, der gütige Gott wird auch sie nicht verlaßen, und wir wollen als rechtschaffne Kinder gewis immer für sie sorgen.

Hermann und Handchen grüßen Sie auch von ganzem Herzen; sie wollen für Sie bethen; und ist es Gottes Wille, so werden Sie sie auch noch auf dieser Welt sehn, sie wachsen beyde, sind stark, gesund, und gute Kinder. Ich hoffe daß Sie die 20: Th. welche im Anfange dieses Monats geschikt wurden nun erhalten haben. Mein Mann hoff ich schreibt auch noch: drum sag ich Ihnen von ganzem Herzen lebe wohl; wo nicht in dieser Welt, so sehn wir uns in der andern wieder. Der gnädige Gott sey mit Ihnen: das ist der innigste Wunsch Ihrer Johanna Fichte

[Von J. G. Fichte:]

Ich hoffe, mein theurer Vater, daß Sie Sich noch wieder erholen, und noch bei uns bleiben werden, und ich Sie noch sehen werde. Ich kann mich mit dem Gedanken Ihres möglichen Verlustes nicht vertraut machen.

Was meine Frau in dem vorstehenden schreibt, ist auf die Voraussetzung gegründet, daß, im Falle des Abgangs des Vaters mit Tode, die Geschwister sollten theilen wollen. Ich hoffe, dies fällt keinem Menschen ein. Ich denke wohl, es versteht sich von selbst, daß, da alles von der Mutter herkommt, sie alles, was da ist, fortgenießt, bis an das, Gott gebe noch recht lang entfernte, Ende ihres Lebens. Außer dem hätte wohl auch ich in diesem Falle ein Wort mit zu sprechen.

Ich ersuche darum durch dieses die Mutter dringend, nichts von der Verlassenschaft wegbringen zu lassen; ich mache Bruder Gottlob, der mir schreibt, er werde ohne meine Einwilligung nichts thun, ganz besonders darüber verantwortlich. Ich will überhaupt aus brüderlicher Liebe und Achtung hoffen,

daß diese Vorstellungen ganz überflüßig sind, indem es gar niemanden eingefallen anders zu handeln. Fichte

Falls doch Gott über Sie beschließen sollte, theurer Vater, diese Zeilen aber Sie noch bei Leben antreffen, so nehme ich hierdurch mit der Liebe und Verehrung, die ich immer für Sie getragen habe, Abschied, bis zum Wiedersehen in einer beßern Welt. F.

[Ein beigelegtes Blatt:]

Wir wußten nicht aus den vorigen Briefen, daß auch die gute Großmutter krank ist, sondern erfahren's erst izt, durch Ihren letzten Brief, guter Großvater; Sie können Sich unsern Schmerz vorstellen, Sie nun beyde leidend zu wißen; wir hoffen doch daß Sie jemand bey Sich haben, der Sie wartet und pflegt; wie gerne wollten wir es thun, wenn wir bey Ihnen währen: der gütige Gott steh Ihnen bey, und das wird er thun, das ist mein, und unser aller, einziger Trost; meines Mannes Beruf Vorlesungen zu halten, meiner zur Wirthschaft, und Einquartierung, zu sehn, und zu dierigen [dirigiren]; Hermanns seiner Vorlesungen zu hören, Handchen ihre Hausgeschäfte zu thun, dieses alles bindet uns bis im Herbst am Hause; vom 15: August hören die Vorlesungen auf, dann soll mein Mann 4: Wochen im Hause Baaden, so spricht der Doctor, so geht noch eine lange Zeit hin, vielleicht erholen Sie Sich mit Gottes Hilfe wieder, wie wir sehnlichst wünschen.

Es ist Ihnen vielleicht eine Herzensangelegenheit Handchen, etwas zu vermachen; so haben Sie nur die Güte es uns zu schreiben, oder schriftlich Ihren Willen dem Prediger zu übergeben; ich sage dieses nur, damit doch gewis Ihre Herzenswünsche erfüllt werden. Dieses blätchen leg ich noch bey, nadem der Brief schon geschrieben war, eh wir Ihren letzten erhielten. Der Gnädige Gütige Gott sey mit Ihnen; in einer beßern Welt finden wir uns wieder wo alle Sorge, und Müh ein Ende hat.

[Von Johanna's Hand:]

Hier schiken wir Ihnen noch 10: Th: damit Sie Sich ja pflegen können.

Aufschrift von Johanna F.:

Herrn Christian Fichte

in

Nebst ein Päkchen mit 10: Th: Sächsisch — Rammenau bey Bischoffswerda.

43.

Berlin d: 10: August 1812

Wollte Gott, theurer, innigst geliebter Grosvater, wir könnten etwas zur Erleichterung Ihrer vielen Leiden beytragen; ach laßen Sie uns doch schreiben wie es Ihnen geht; die weite Entfernung von Ihnen, ist uns izt besonders

drükkend, da wir so gerne zu Ihnen eilten, und wenns möglich wäre Ihnen hälfen; die Hülfe steht allein bey Gott, mög er sich doch erbarmen und Ihnen helfen; das ist unser innigstes Gebeth. Mein Mann grüßt Sie auch von ganzem Herzen, er ist Gott sey Dank gesund, so wie auch Hermann und Hannchen; alle verlangen auf glükliche Nachricht von Ihnen.

Diesen Brief überbringt Ihnen Herr Eysener, den ich bitten werde uns zu schreiben, wie es Ihnen geht.

Gottes Güte ist groß, vielleicht hilft er Ihnen bald, und denn sehn wir uns in diesem Leben noch wieder, wo nicht, in einer beßern Welt, wo kein Leiden, kein Schmerz mehr trennt, wo wir Gott inniger anbethen können.

Leben Sie wohl, theurer geliebter Greis; Gottes Gnade sey mit Ihnen.

Von ganzen Herzen

Ihre Johanna Fichte:

g: Rahn

Aufschrift:

Herrn Fichte

durch Güte.

Den am 13. September erfolgten Tod des am 7. August 1737 gebornen, also über 75 Jahre alten Vaters meldet ein Brief Gottlob's, dessen Schluß fehlt. —

44.

Elstra, d. 14 Sept. 12.

Lieber Bruder

Unser guter Vater hat nun alle seine Leiden überstanden, er beschloß sein Leben gestern Abends halb 7 Uhr. Seine Krankheit war sehr hart, die Angst und Schmertz Gefühle verfolgten ihn bis an die letzte Minute des Todtes, er mußte alle schmertzhafte Zufälle empfinden, welche der Gewöhnliche Gang der Geschwulst mit sich bringt; noch 4 Tage vor seinem Ende zeigte sich durch Blut und Materie Auswurf, daß er ein LungenGeschwüre gehabt hatte, welche den sehr schweren und kurtzen Athem (von welchen ich Dir schon geschrieben) verursacht hatte; denn außer diesen würde er diese Angst nicht empfunden haben. Zu Deiner und der Deinigen Beruhigung muß ich Dich damit trösten, daß wir zu seiner Erquikung und Erleichterung alle nur mögliche Mühe angewendet und keine Kosten gesparet haben, wir haben D. Bentsche in Bischofswerda, den in unserer Gegend berühmtesten Arzt gebraucht, der hat ihn von Zeit zu Zeit selbst besuchet und ihn unter der Menge seiner übrigen Patienten am vorzüglichsten behandelt. Ich habe seit 6 Wochen, anfänglich die mehresten Nächte, späterhin die mehresten Tage und Nächte und seit 8 Tagen alle Tage und Nächte bei ihm zugebracht, und Verrichtungen wo nur Liebe und Pflicht

Gefühl allen Ekel unterdrücken müssen welches man umsonst von fremden Leuten verlangen würde (das heißt bey uns zu Lande) selbst übernommen.

Auch Schwester Hanne hat sich seiner die letzten 8 Tage und Nächte treulich angenommen, sie hat ihn helfen pflegen, tragen, heben bey seinen sehr starken Durchfall ihn zu jeder Minute Reinlichkeit verschaffen helfen, die Aufgesprungenen geschwollenen Glieder geschmiert und Umschläge gemacht, dem Waßer welches durch den geschwollenen Weg von selbst nicht mehr ging geholfen, und alle mögliche Verrichtungen zu seiner Linderung übernommen.

Verzeihe mir diese Gründliche Erzählung, es geschieht aus keiner neben Absicht, es fühle bloß an mir selbst, daß einen Kinde Deiner Art mit dieser Ausführlichkeit gedienet seyn muß.

Den 16. d. zu Mittage in der 2 Stunde wird sein erblaßter Körper zur Ruhe befördert. nach hiesiger Landessitte mit Predigt und Paredation, zum Leichentext habe ich gewählet: Mache dich auf, werde Licht, den dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn ist über Dir. Dieser scheint mir auf des seel. Vaters denkenten forschenten Geist mehr zu paßen alle sonst gewöhnliche, und ich glaube den H. Pfarre damit volle Arbeit zu geben.

Der H. Pfarr hat sich des seel. Vaters treulich angenommen, ihn fleißig besuchet und mit Trostgründen aus der Religion welche vernünftig und den Kenntnißen des Vaters angemeßen waren, unterstüzt. Wer durch diese Veränderung am meisten verlohren hat, ist — die gute alte Mutter, sie hatt ihren besten Freund, ihren Begleiter im Alter verlohren, das tröstet und richtet sie noch etwas auf, daß Du und Deine liebe Frau ihr kräftigen Beystand versprochen habet, was meine Lage und Kräffte thun können, werde ich auch thun, daran zweifelst Du gewiß nicht.

Nur ist heute mein Kopf zu sehr voll, und kan vor heute nicht die vernünftigsten und tauglichsten Pläne, was mit den Hauße werden soll, und wie die Einährung der Mutter am zwekmäßigsten bestimmt werden kann, in Vorschlag bringen. Die bisherige Einrichtung kan nicht fortgesezt werden, die Mutter würde, ohne daß sie Ruhe und Glük genießen könte, dabey sehr viel zusetzen. Kosten vor Holtz und Licht, allerhand Abgaben, Zechen und Dienste, Einquartirung und dergl. sind Dinge welche jährlich eine sehr große Summe erfordern, und welche die Mutter mit ihren KramLaden, zu welchen sie ohnedies ihr Alter und schweres Gehör von Zeit zu Zeit immer unfähiger macht nicht erwerben kan. Ich spüre das E......... glaubet, oder wenn ich mich in sein Selbst denken will, träumet Besitzer zu werden, den KramLaden zu übernehmen, und freilich auf solche Art der Mutter die gleich erzählten Beschwerden abnehmen will, mit den grösten Leidwesen sehe ich aber, das E......... einen siechen Körper und einen schwachen Geist besizt, und auch die Frau unthätig und ungeschikt ist, er besizt ein kleines Vermögen, und wir wollen doch seine Pläne,

da er doch unser Bruder ist anhören, doch versteht sich, das wir zu seinen (weil er sich selbst nicht kennt oder kennen will) oder unsern Schaden nicht übereilt zu Werke geben können, Doch können wir diese Veränderung auch nicht gantz in die Länge hinaus verschieben. Ich werde Dir mit Hr. Eißnern wieder schreiben und Deinen Herrmann und Hannen etliche Stük alte Silber Müntzen welche der seel. Vater ihnen als ein Andenken zu schiken befohlen hat einsiegeln.

Der hier erwähnte Pfarrer war M. Christian Gottlieb Köthe. —

Nun war's an unserem Fichte, für seine Mutter zu sorgen und sie vor etwaigen Benachtheiligungen zu schützen; und er erfüllte im Sinne eines treuen Sohnes diese Pflicht mit seiner gewohnten Nachdrücklichkeit. Vergl. oben die Auseinandersetzung zum 12. Briefe.

45.

Berlin, d. 19. 8br. 12.

Lieber Bruder,

Weit entfernt, daß Dein so eben erhaltener Brief v. 6. Oktober mich befremden sollte, hebt er vielmehr einen Anstoß, den ich an Deinem frühern genommen, wo Du die Schwierigkeiten für die Mutter, die Wirthschaft zu behaupten, aus einander setzest, und dafür hältst, dieser C . . . . könne doch etwa Vorschläge machen, auf die zu hören sey. Es ist mir sehr lieb, daß ich mit der Beantwortung dieses Punctes gewartet, bis Dein heutiger Brief zeigt, daß Du über dieses Subjekt — es ist mir schon früher vorgekommen, als ob Du ihn ungerechter Weise in Schutz nähmest — ganz so denkst, wie ich seit der Zeit von ihm gedacht habe, da ich schon an ihm als kleinen Knaben Proben einer unbegreiflichen Bosheit gefunden habe.

Weiß denn der thörigte nicht, daß, wenn alles andere wegfällt, ich 1.) das Kaufgeld, womit der seel. Gotthelf das Haus vom Vater erkauft, hergegeben, und daß mir dasselbe, nachdem durch des Bruders Tod der Vater wieder Eigenthümer geworden, nie zurückgezahlt worden, 2.) daß, als die Schwägerin sich zu Rammenau aufhielt, von meinem in der Gotthelfischen Verlassenschaft befindlichen Gelde in dem Hause gebauet worden, worüber ich noch eigenhändige Rechnung des Vaters besitze 3.) daß mehreres unter den Mobilien mein ist 4.) daß ich in den lezten 2 Jahren den Eltern über 200 Rthr. geschikt, welche ich, sobald man mich reizt, als ein Darlehn betrachten werde. Begreift er nicht, daß alle diese Summen aus der Verlassenschaft erst an mich zurükgezahlt werden müssen, ehe eine Erbschaft da ist: und kann er nicht berechnen, was in diesem Falle übrig bleiben werde? — Verstehe mich wohl Bruder. Es fällt mir nicht ein, diese Umstände gegen meine übrigen Geschwister geltend zu machen, wenn sie sich ordentlich und vernünftig betragen, und durch Unvernunft meinen Un-

willen nicht reizen. Es ist wohl klar, daß ich mit einem Häuschen in Rammenau nichts anzufangen weiß, und daß alle die Gegenstände, die etwa in dieser Erbschaft vorkommen könnten, mir nicht des Holens werth sind. Aber das will ich, daß man die Mutter bis an ihr Ende ruhig genießen laße, was entweder das ihrige ist, oder das meinige. Nach ihrem, Gott gebe noch lang entfernten Tode, wird sich schon alles finden.

Um der Sache kurz und gut ein Ende zu machen, gebt zugleich mit diesem Briefe an Dich ein Schreiben an den Herrn Rittmeister von Kleist, in welchem ich ihm die Sache vorlege, und ihn um Schutz für meine Mutter, und um Bezähmung des schlechten Burschen bitte.

Die Mutter wird sich meiner oben erwähnten Ansprüche wohl erinnern. Ich berufe in diesem Schreiben an Kleist mich um der Kürze willen auf ihr Zeugniß, ohnerachtet ich alle diese Umstände auch durch schriftliche Documente erweisen kann. Ich bitte sie, daß sie befragt dieses Zeugniß, das zu ihrem eignen Besten dient, ablege.

Es ist mir noch ein andrer Gedanke gekommen, wie für die Mutter am besten gesorgt werden könnte. Es muß aber erst in dieser Sache Ordnung seyn, ehe ich darüber eine Aeußerung machen kann. Ich ersuche Dich darum, mir nach Endigung der Sache wieder zu schreiben.

. . . .

So viel über diese unangenehmen Dinge. Jezt zu etwas das Herz näher angehenden. Schreibe mir doch, so viel Du kannst, von den lezten Stunden unsres verehrten treflichen Vaters; auch von dem Leichenbegängnisse, von der Predigt, deren sehr gut gewählten Text Du mir überschriebest.

Lebe recht wohl. Die meinigen grüßen (die meinigen, sage ich; und dazu zähle ich auch recht sehr Hannchen, als ein Vermächtniß des herrlichen Vaters.)

Grüße herzlich die Deinigen von uns.

Dein treuer Bruder
J. G. Fichte.

Aufschrift:

Herrn Gottlob Fichte,
Bürger
zu
d. Einschluß. Elstra.

In diesem und in dem 48. Briefe wird Rittmeister von Kleist, (vgl. den 9. Brief) als Gutsherr von Rammenau erwähnt. Die Sache hängt so zusammen: Des oben, zum 2. Briefe, erwähnten Johann Albericus Sohn Johann

Centurius Reichsgraf von Hoffmannsegg verkaufte das Gut an seinen Schwager Friedrich von Kleist, königl. sächs. Kreisdirector in Querfurth und Dahme, so wie königl. preuß. Rittmeister und Ritter des Malteser- oder St. Johannisorden, welcher es von 1795 an bis zu seinem am 9. Febr. erfolgten Tode besaß. Sodann fiel es wieder an den frühern Besitzer Johann Centurius v. H. zurück, dessen Sohn Conradin Centurius Graf von Hoffmannsegg der jetzige Besitzer ist.

Die Drangsale des nun ausbrechenden großen Krieges spiegeln sich auch in dem engen Rahmen der Leiden, die er Fichte's Mutter brachte.

46.

Elstra, d. 30. Octbr 1813.

Mein lieber Bruder,

Unsere liebe Mutter wollte schon längst Dir und den Deinigen ihr Befinden zu wißen thun leider aber gehen die Posten noch nicht dahin; ich bediene mich der Gelegenheit diesen Brief mit einen Bekanten welcher nach Frankfurth zur Meße reiset zu geben. Ich hoffe daß unser Bruder in Finsterwalde doch endlich wird Gelegenheit gefunden haben meinen Brief, vom 19. July, (worinnen Dir unsere Mutter den Empfang von 20 Rthr. von den Studenten Ritschel bescheinigte) zu übersenden.

Unsere gute Mutter hat durch den Krieg diesen Sommer durch wieder viel gelitten so wohl an ihrer Gesundheit als an ihren Vermögen, sie hatt viel Einquartirung gehabt und durch Plünderung ist ihr vieles entwendet worden.

Den 14 Sept. befürchteten die Rammenauer ihren Untergang durch Kanonenfeuer, die Mutter wurde mit im Busch zu gehen veranlaßte, wo sie bey kalter und naßer Witterung bis zum 17. aushalten muste, doch wurde ihr noch nicht gerathen ihr Hauß zu bewohnen, sondern sie muste sich in einem Hauße nicht weit vom Walde aufhalten. Diese Zeit über war alle Communication unterbrochen, den 21., da die Franzosen Rammenau räumten, und unsere gantze Gegend von Rußen überschwemmet war, nahm ich mir vor sie aufzusuchen, und fand sie in diesen Hause; da ich urtheilen konnte daß sie von Marodörs in Rammenau weit mehr beunruhigt würde als in Elstra, (den sie hatte sogar im Busche und auch in diesem Hauße keine Lebensmittel vorm Plündern erhalten können) so that ich ihr den Vorschlag sie zu mir zu nehmen, allein zum Transport waren weder Menschen noch Vieh zu haben, ich bediente mich also des Schubkarrens. Ihre Gesundheit war durch Furcht, Unordnung, entbehrung ihrer gewohnten Lebensmittel zerrüttet, ich glaubte gewiß daß sie sich beßer würde, doch hatt sich ihre Gesundheit bis jezt noch nicht wieder eingefunden, sie ist schwach und matt, und was der Hauptfehler ist, sie kan fast gar nichts genießen, der Magen nimmt nichts an keine Boteille Wein ist in unsrer gantzen

Gegend nicht mehr zu haben, alle Vorräthe sind ruinirt und verwüstet, keine Zufuhre ist nicht möglich.

Den 24. Octbr ist sie, mit einer Gelegenheitsfuhre zu Hauße gefahren, denn es ist etwas ruhiger geworden, die Salvegarden halten die herumstreifeten Kosaken im Zaume. Das Hauß unserer Mutter ist zum Glük nicht so total runirt als sehr viele andere, (zwei oder 3 Fenster sind eingeschlagen,) viele Häuser in Rammenau sind gantz unbewohnbar gemacht geworden; viele Ortschaften sind, ohne das sie weg gebrannt sind, ganz runirt, da giebt es Bauern, besonders an der Straße von Bautzen nach Dresden, die kein Brodt, keinen Saamen, kein Vieh, kein Geschirre gar nichts, alle kranke Körper haben, z. B. vom 16. bis 28 May, sind bloß im Bauzner und Görlitzer Kreyse 71 Dörfer in Asche gelegt wurden, das Unglük hatt aber seit dieser Zeit täglich continuirt

Unsere liebe Mutter läßet Dich, Deine liebe Frau Deinen lieben Herrmann und Hannen von Hertzen grüßen und wünschet daß diese Krieges Uebel von Euch entfernt bleiben mögen. auch grüße Diese alle von mir und den Meinigen hertzlich.

Lebe gesund mit den Deinigen. Ich bin

Dein treuer Bruder.
J. G. F.

Auch von der alternden Mutter ist uns ein Brief aufbehalten, mit sicherer Hand in regelmäßigen Zügen geschrieben.

47.

d. 2. Decbr. 1818.

Innig geliebte Tochter,

Ich habe sogleich Ihr werthes Schreiben vom 20 Nov. mit inl. zwey Stük Louisdor richtig erhalten, ich danke Ihnen von Hertzen; nicht mit Gleichgültigkeit, sondern mit inniger Rührung, mit Gebeth und Dank zu Gott erkenne ich die göttliche Wohlthat daß mir die Vorsehung so eine gute Seele zur Tochter gegeben hat. Ich fühle und bedaure, daß Sie mich nicht blos mit Entbehrlichkeit unterstützen, sondern, da ich den Druk der Zeit, und die vielen Aufopferungen kenne, und den sichern Schluß machen kan, daß auch mein lieber Sohn in seinem Erwerb beträchtlich zurük gesezt ist, so kan ich einsehen, daß Sie, aus Liebe zu mir, manches entbehren werden.

Ihre guten Nachrichten, daß Sie Gott, bey den überhandnehmenden Krankheiten gesund erhalten, und daß Sie ihren lieben Sohn bey sich haben, freuet und tröstet mich.

Meine Gesundheitsumstände haben sich nicht gebeßert, meine Kräffte nehmen allmählich ab, ich spüre daß ich seit etlichen Wochen viel schwächer geworden,

auch finden sich von Zeit zu Zeit, immer mehr unangenehme körperliche Empfindungen, ich liege nicht beständig ich mache mir Bewegung, ich habe einen Stuhl im Gange vor welchen ich zubereite, bey dieser Lebensart bleiben meine Glieder und mein Blut in wohlthätigerer Bewegung, den Kram habe ich abgegeben, indem mein Körper darzu nicht mehr fähig ist (und daß besonders bey kalter Jahreszeit.) Nur bedaure ich, wenn ich nach Gottes Willen noch eine Zeit lang leben soll, daß mein Magen so sehr schwach ist, ich kan fast gar nichts genießen, mich damit zu stärken und zu erquiken. Die gewaltthätigen kriegerischen Eräugniße, welche sehr schädlich auf meine schwachen Geisteskräfte wirkten, haben sich, (Gott sey es Dank) vermindert, ich habe just heute, einen Rußen, zum Glük einen gesitteten, zur Einquartirung.

Bei allen Unangenehmen was mich dieses Jahres betroffen hat ist mir immer sehr bange um Sie und die Ihrigen gewesen, und habe zu Gott um Ihre Erhaltung geseufzet. Ich freue mich, und danke es Gott von Hertzen, daß er größeres Unglük in Gnaden von uns abgewendet hat.

Da es die Zeit nicht gestattet daß Harrtmanns ihrer Tochter Nachricht mit beylegen könnten, so sagen Sie Hannchen zu ihrem Troste folgendes:

1) Ihre Wohnung stehet noch unversehrt, ob es schon in Pulßnitz fürchterlich zugieng (die Stadt wurde sieben mahl genommen und wiedergenommen) so brach doch kein Feuer aus.

2) Wegen der Plünderungen hatten sie Schuz, sie musten vor Militair baken und hatten Salvegarden im Hause, dabey gieng es drum nicht so genau ab, es ward ihnen noch manches genommen, und die Umzäumung des Gartens ward im Biviak verbrandt.

3) Ihr Bruder ist in seinen Lernen sehr gestört worden, er hat in Dresden bei der Blokade müßen Hunger leiden, ist alsdenn eine Zeit bey seinen Aeltern gewesen, und ist jetzo wieder in Dresden.

4) Die Epidemie hatt sie noch nicht ergriffen, vor wenigen Tagen war die gantze Familie noch gesund.

5) Dore bey ihren Aeltern.

Gott nehme Sie alle in seinen Schuz, vielleicht erlebe ich noch die Freude daß Sie mich vor meinem Ende künftiges Frühjahr noch einmal besuchen

Ihre treue liebende Mutter

Maria Dorothea verwittwete Fichte

Die ganze Reihenfolge der Briefe schließt, nach dem Hinscheiden der greisen Mutter und dem bald darauf, am 27. Januar 1814, erfolgten Tode des rüstigen Sohnes, mit einem Briefe des Bruders an die hinterlassene Wittwe.

48.

Elstra, d. 11 Febr. 1814.

Theuerste Frau Schwägerin

Ich kan Ihnen das, was ich und die Meinigen über den Todt meines lieben Bruders, (der nicht bloß ein Großer, sondern auch ein Nachahmungswürdiger guter Mann war,) empfinde, mit Worten nicht schildern, und Niemand wird wohl die unheilbaren Wunden, welche Ihnen die Vorsehung geschlagen hat, mehr fühlen als ich, doch der Trostspruch eines Hiobs im Unglük kan mich und Sie aufrichten und erhalten. Gott wird Ihnen beistehen; Ihr Verlust ist zwar auf dieser Welt nicht zu ersetzen, doch wird Sie und Ihren Sohn die gerechte Preusische Regierung, welche unsern Verewigten Freund schäzte, nicht verlaßen.

Ihren gerechten Anspruch, welchen Sie an der Maße der Verlaßenschaft unserer seel. Eltern machen, und welcher sich laut Ihres werthen Schreibens vom 1 Febr. auf Einhundert Thaler beläuft wird Ihnen von meinem Geschwister nicht erschwert oder verkürzet werden.

Gerichtskosten wird die Herrschaft viel machen, sie hat vorjezo alles im Beschlag genommen, und wird uns die Freiheit nicht wieder geben, daß wir vor uns verkaufen und unter einander theilen können; dieses Recht kam der Herrschaft zu, und sie hat dieses vor ganz nothwendig glauben müßen, weil wir Geschwißter in aller Welt zerstreut sind, und übeŗ dieses wird sie Ansprüche an zwei Brüdern machen, welche Kraft ihrer Lehr Briefe und Kundschaften ihr Unterkommen finden konnten, ohne sich von der Erbunterthänigkeit los zu kaufen; und wenn die Herrschaft alle nur möglich zu machende Kosten abgezogen hat so macht sie noch 5 pr. C. Abzug von der Maße. Häuser zu verkaufen ist jezt ein sehr ungünstiger Zeitpunkt, und das Haus auf beßere Zeiten aufzubehalten ist nicht rathsam, die gar nicht zu berechneten Kriegsunkosten, und die Reparaturen, welche der Krieg verursacht hat, (die Gartenzäumung ist ganz verbrannt worden, und eine bedeutente Haußrepratur giebt es auch) würden, uns in diesen Falle einen beträchtlichen Theil von den daraus gelößten Gelde rauben.

In Rücksicht Ihrer Anforderung glaube ich bestimmt daß dieses das beste Mittel wäre, wenn Sie Ihre Forderung von der Obrigkeit unter welcher sie stehen authorisiren liesen, und an den H. v. Kleist, als Erb-Lehn- und Gerichts-Herr auf Rammenau übersendeten, nur wünschte ich wenn Sie mir eine Abschrift davon übersendeten, ich werde mir es zur heiligsten Pflicht machen diese Ansprüche zu unterstüzen und sollte, wie ich nicht glauben will, der H. v. Kleist auch pr. C von den Ihrigen abziehen, so würde ich wenn ich es nicht hintertreiben könnte, solches auf die Maße wenden.

Ich empfehle Sie mit Ihren lieben Sohne den Schutze Gottes und bethe daß

Gott ferneres Unglük in Gnaden von Ihnen abwenden möge und Sie gesund und bei dem Leben erhalten, damit Sie vorjetzo eine Stütze Ihres lieben Sohne seyn mögen, welcher in etlichen Jahren zuverläßig Ihre Stütze werden wird.

Meine Frau und Tochter welche äuserst betrübt über Ihr Unglük sind, laßen Sie von Hertzen grüßen.

Ihr getreuer Freund
J. Gottl. F.

Piemont in den Jahren 1846 und 1847.

2.

Warum hatte der König so rasch dem Erscheinen der italienischen Anthologie seine Zustimmung gegeben? Ahnte, wußte er ihre geheimen politischen Zwecke? war er insgeheim mit ihnen einverstanden? Gewiß ist, daß zu gleicher Zeit die Discussion mehrer an sich materieller Fragen eine Wendung genommen hatte, die über kurz oder lang einen Bruch mit Oestreich voraussehen ließ, und wobei der König eine ungewohnte Festigkeit schien an den Tag legen zu wollen. Es waren dies die Eisenbahn-, die Salz- und die Weinfrage, Vorspiele zu dem bevorstehenden Kampf auf Leben und Tod zwischen Piemont und Oestreich.

Die Eisenbahnfrage, wie sie damals in Piemont gestellt und besprochen wurde, war nicht rein ökonomischer oder commercieller Natur: sie schloß zugleich in hohem Grad politische Interessen ein. Es handelte sich darum, ob man dem Aufschwung Triests d. h. dem wachsenden maritimen Uebergewicht Oestreichs im adriatischen Meer unthätig zusehen oder ein wirksames Hemmniß in den Weg legen solle. Es lag also ein handgreifliches nationales Interesse vor, und Karl Albert war entschlossen es zu wahren. Der Plan, wie er von ihm betrieben wurde, war zunächst, eine Bahn von Genua nach der Schweiz zu bauen, die dann durch letzteres Land weiter geführt würde. Damit war der ersten Hafenstadt des Reichs ein mächtiger Aufschwung gesichert, Triest der Rang abgelaufen. Darum wurden auch die Ersparnisse, welche Karl Albert für einen künftigen Krieg mit Oestreich gemacht hatte, für diesen Zweck bestimmt, was freilich nach wenigen Jahren bei dem jähen Verlauf der Ereignisse, welche die Kassen leer fanden, verhängnißvoll genug wurde. Rasch wurden die Vorarbeiten getroffen, das Terrain untersucht, englische und holländische Ingenieure

rufen, um die nicht gewöhnlichen Hindernisse der Natur zu überwinden. In kürzester Zeit sollte das Werk in Angriff genommen werden, alles auf eigene Kosten, ohne eine Schuld zu contrahiren und ohne die Unterthanen höher zu besteuern: es war ein glänzendes Zeugniß für die piemontesische Finanzverwaltung. Zu Alessandria, dem wichtigen militärischen Knotenpunkt, sollte dann eine Linie nach der Hauptstadt abzweigen, während die andere Linie nach Arona ging, zum Anschluß an die Schweiz. Auch die Lukmanierbahn war bereits ein Project jener Tage. Man suchte nämlich den kürzesten Weg nach Ostende, und hoffte, wie dies in diesen Tagen wieder der Fall ist, die indische Ueberlandpost dem östreichischen Gebiet zu entreißen und über Genua zu führen. Auch eine engere Verbindung mit Preußen, in dessen Verhältnissen man die eigenen wieder erkannte, ward damals schon in Aussicht genommen. Wurde doch zu gleicher Zeit der Abschluß eines Handelsvertrags mit dem Zollverein betrieben.

Oestreich durchschaute natürlich von Anfang an diese Absichten. Mitten im scheinbaren Frieden begann nun der heimliche und hartnäckige Krieg der Interessen, und bald gab man sich keine Mühe mehr die Gegensätze zu verdecken. Von Politik dürfte freilich in den italienischen staatswirthschaftlichen Schriften, welche diese Frage behandelten, nicht die Rede sein. Man durfte sie höchstens andeuten, indem man das Verkehrsinteresse in den Vordergrund rückte, und aus technischen und finanziellen Gründen den Anschluß der italienischen Bahnen an das piemontesische System verlangte, wodurch natürlich Sardinien eine gewisse Hegemonie gesichert, das lombardisch-venetianische Königreich dagegen von der engern Vereinigung ausgeschlossen werden mußte. Etwas weiter wagte sich die bedeutende Schrift des Grafen Petitti, der von der ganzen Wichtigkeit der Frage durchdrungen war, ein Liniensystem für die gesammte Halbinsel entwarf (das später an dem durch Oestreich veranlaßten Widerstand Modenas scheiterte), und zugleich andeutete, daß hinter dem von ihm empfohlenen System als nothwendige Ergänzung ein italienischer Zollverein mit Ausschluß Lombardo-Venetiens stehe, durch welchen Piemont auch in dieser Beziehung das Preußen der Halbinsel werden sollte.

Während nun die Bevölkerung solche Pläne freudig begrüßte, die englische und französische Presse helfend und ermunternd zur Seite stand, die östreichischen Organe ihrem Aerger freien Lauf ließen, geschah das Unerwartete: Karl Albert verbot jegliche Discussion über die Eisenbahnen. Schon Graf Petitti, einer der nächsten Vertrauten des Königs, hatte sein Buch, das mit größter Mäßigung und gründlichem Ernste abgefaßt war, in Capolago drucken lassen müssen. Und so mußten nun alle Abhandlungen über diese Frage, welche augenblicklich allgemein als die allerwichtigste anerkannt wurde, wie gemäßigt und rein sachlich sie auch sein mochten, ins Ausland wandern, wenn sie

gedruckt sein wollten. Eine treffliche Denkschrift des Grafen L. Sauli blieb auf dem Bureau der Antologie begraben, der es trotz der vielfachsten Schritte nicht möglich war, die Ermächtigung zum Abdruck zu erlangen. Offenbar war es Rücksicht auf Oestreich, was den König zu dieser selbst damals ungewöhnlichen Strenge bewog. Obwohl mit den Interessen, welche in dieser Angelegenheit verborgen lagen und bei freier Discussion mehr oder weniger offen zu Tage treten mußten, heimlich einverstanden, hatte er doch noch nicht den Muth gewonnen, mit Oestreich zu brechen. Hinter der Scene zu scharmützeln, war seiner Natur angemessener, als mit offenem Visir auf den Kampfplatz zu treten. In jedem Falle gedachte er, eifersüchtig auf fremden Rath, selbst Führer und Steuermann zu bleiben.

Unter diesen Umständen mußte es das größte Aufsehen machen, als ein Unterthan Karl Alberts es wagte — freilich gleichfalls in einer auswärtigen Zeitschrift — ohne versteckte Anspielungen frei heraus die politische Bedeutung der Eisenbahnen zu besprechen, und hieran geradezu eine Discussion über die politische Zukunft der Nation zu knüpfen. Es war ein Artikel von Camillo Cavour im Maiheft der Revue nouvelle. Eine solche Sprache war eine unerhörte Kühnheit, auch nach Gioberti und Balbo deren Ideen neben den klaren, durchaus an die realen Verhältnisse anknüpfenden, wahrhaft staatsmännischen Gedanken Cavours, wie eine poetische Träumerei erschienen, und es gewährt heute noch einen wahren Genuß, die Auseinandersetzungen des 36jährigen, damals in der politischen Welt noch wenig genannten Mannes zu lesen und in ihnen die Gedanken, ja fast die Worte wiederzufinden, mit welchen später die Staatsschriften des großen Ministers die Forderungen Italiens formulirten.

Anknüpfend an die Schrift Petitti's erörterte er zuerst die materielle Seite der Frage, die verschiedenen Richtungen u. s. w., auch hierin einen weiteren Blick bekundend als die meisten andern Publicisten, indem er die allgemeine Furcht vor der Linie Mailand-Triest-Wien damit bekämpfte, daß dieselbe doch in keinem Falle im Stande sein könne, dereinst das Werk der Befreiung Italiens zu verhindern. Denn wenn Italien, wie zu hoffen, eine glücklichere Zukunft beschieden sei, so sei die Erfüllung dieser Hoffnung nur durch große Bewegungen, durch providentielle Ereignisse zu verwirklichen, auf welche die Möglichkeit, ein paar Regimenter schneller nach Italien zu werfen, keinen Einfluß üben könne. Die Befreiung der Völker sei in unsern Tagen nicht mehr das Werk eines Complots, einer Ueberraschung, sondern die nothwendige Folge des Fortschritts der Aufklärung und der christlichen Civilisation geworden. Eine Linie Wien-Triest sei vielmehr höchst wünschenswerth im Interesse des italienischen Landbaus und der geistigen Beziehungen zwischen dem ernsten, tiefen Deutschland und dem intelligenten Italien. Ueberhaupt, fuhr er nun fort, stehen die materiellen Vortheile in gar keinem Verhältniß zu den moralischen Wirkungen, die

von den Eisenbahnen zu hoffen seien. Die Hauptursache der Leiden Italiens sei die Fremdherrschaft, und diese selbst habe ihre vornehmsten Gründe in den innern Zwistigkeiten und Antipathien innerhalb der italienischen Familie, sowie in dem gegenseitigen Mißtrauen zwischen den Fürsten und ihren Bevölkerungen. In beiden Beziehungen werden die Eisenbahnen von den glücklichsten Folgen sein. Einmal werden durch die Erleichterung der Verbindungen die einzelnen Städte und Landschaften sich einander nähern, Vorurtheile werden verschwinden, das Gefühl der Nationalität geweckt werden. Dann aber werde die Ausführung der Eisenbahnen namentlich dazu beitragen, einen Zustand wechselseitigen Vertrauens zwischen Regierungen und Völkern, worauf die Hoffnungen der Zukunft beruhen, herzustellen und dauerhaft zu begründen. In diesem Zusammenhang nun kam Cavour auf die politischen Ereignisse seit dem Wiener Congreß zu reden. Mit gleicher Schärfe sprach er sich gegen die willkürliche Mißachtung der nationalen Wünsche in den bestehenden Verhältnissen, wie gegen das Treiben der Umsturzpartei, der er alle Zukunft in Italien absprach, und gegen die revolutionären Versuche und Agitationen der Jahre 1820, 1821, 1833 aus. Jetzt seien glücklicherweise die Folgen dieser Ereignisse im Verschwinden.

Die Dinge haben ihren natürlichen Lauf wieder genommen; bereits kehre das erschütterte Vertrauen der Fürsten zurück, wie auch die Völker die erfreulichen Wirkungen dieser heilsamen Veränderung erkennen, und alles beweise, daß wir einer besseren Zukunft entgegengehen.

„Diese Zukunft“ — fährt er dann fort — „welche wir mit allen unsern Wünschen herbeirufen, ist die Eroberung der nationalen Unabhängigkeit, welche Italien nur erlangen kann durch die vereinigten Anstrengungen aller seiner Söhne, und ohne welche es weder eine wirkliche und dauerhafte Verbesserung seiner politischen Lage, noch sicheren Fußes die Bahn des Fortschrittes zu betreten hoffen kann. Was wir hier aussprechen, indem wir unsere schwache Stimme mit den beredten Worten unsers Freundes Balbo vereinigen, ist kein Traum, das Ergebniß eines unreflectirten Gefühls, einer überspannten Einbildungskraft; es ist eine Wahrheit, welche uns eines strengen Beweises fähig scheint.

Die Geschichte aller Zeiten beweist, daß kein Volk, in welchem nicht das Gefühl seiner Nationalität stark entwickelt ist, eine hohe Stufe der Intelligenz und der Sittlichkeit einzunehmen im Stande ist. Diese bemerkenswerthe Thatsache ist eine nothwendige Folge der Gesetze der menschlichen Natur. In der That bewegt sich das geistige Leben der Massen in einem sehr engen Ideenkreise. Unter denen, welche ihnen zugänglich, sind nach den religiösen Ideen die edelsten und erhabensten sicher die Ideen des Vaterlandes und der Nationalität. Wenn nun die politischen Zustände des Landes die Kundgebung dieser Ideen verhindern oder ihnen eine traurige Richtung geben, so werden die Massen in

einen Zustand beklagenswerther Niedrigkeit versenkt bleiben. Aber noch mehr: bei einem Volk, das nicht auf seine Nationalität stolz sein kann, wird auch das Gefühl der persönlichen Würde nur bei einigen privilegirten Individuen existiren. Die zahlreichen Classen, welche die untersten Reihen der Gesellschaft einnehmen, bedürfen das Gefühl der nationalen Größe, um das Bewußtsein ihrer eigenen Würde zu erlangen. Dieses Bewußtsein aber ist es nun eben, welches für die Völker wie für die Individuen ein wesentliches Element der Sittlichkeit bildet.

Wenn wir also mit solcher Gluth die Befreiung Italiens ersehnen, wenn wir erklären, daß vor dieser großen Frage alle Fragen, die uns trennen könnten, verschwinden, alle besonderen Interessen schweigen müssen, so geschieht dies nicht blos, um unser Vaterland ruhmreich und mächtig zu sehen, sondern vornehmlich, damit es sich auf der Stufe der Intelligenz und der moralischen Entwickelung zum Rang der civilisirtesten Nationen emporheben kann.

Abgesehen von einer europäischen Umwälzung, deren verhängnißvolle Consequenzen geeignet sind auch die Kühnsten zurückzuschrecken, die aber gottlob mit jedem Tag unwahrscheinlicher wird, scheint es uns einleuchtend, daß das kostbare Gut der Eroberung unsrer Nationalität nur erworben werden kann durch die vereinigte Action sämmtlicher lebendiger Kräfte des Landes, d. h. durch die einheimischen Fürsten unterstützt von allen Parteien. Die Geschichte der letzten 30 Jahre, sowie die Analyse der Elemente, welche die italienische Gesellschaft bilden, zeigt unwidersprechlich, wie geringe Bedeutung militärische oder demokratische Revolutionen unter uns haben können. Auf diese unwirksamen und verbrauchten Mittel also verzichtend, müssen die wahren Patrioten erkennen, daß sie zum wahren Besten des Vaterlandes nicht beitragen können, wenn sie sich nicht um die Throne schaaren, welche tiefe Wurzeln im nationalen Boden haben, wenn sie nicht die italienischen Regierungen auf dem begonnenen Wege des Fortschritts ohne Ungeduld unterstützen. Diese Haltung, wenn sie den weisen Rathschlägen entspricht, welche ihnen ein Mann von unbezweifelter Vaterlandsliebe und Einsicht, Cäsar Balbo, in seinem bemerkenswerthen Buche „Die Hoffnungen Italiens“ ertheilt, wird die Einigung zwischen den verschiedenen Gliedern der italienischen Familie herbeiführen, welche so nothwendig ist, damit das Land in den Stand gesetzt werde, zum Zweck der Befreiung von aller Fremdherrschaft die günstigen politischen Umstände zu benutzen, welche die Zukunft herbeiführen mag.

Diese Einigung, wie wir sie von ganzem Herzen herbeiwünschen, ist nicht so schwer zu erreichen, wie man denken könnte, wenn man nach dem äußeren Anschein urtheilt oder sich von der Erinnerung an unsere traurigen Spaltungen einnehmen läßt. Das Nationalitätsgefühl ist allgemein geworden, mit jedem Tage wächst es, und schon ist es stark genug, um trotz der trennenden Unter-

schiede alle Parteien Italiens vereinigt zu halten. Es ist nicht mehr das ausschließliche Eigenthum einer Sekte oder überspannter Doctrinäre. Auch sind wir überzeugt, daß die beredte Mahnung, welche Balbo vor Kurzem an alle Italiener richtete, mehr als eine Brust, die mit den Insignien der höchsten Staatswürden bedeckt ist, klopfen machte, und daß sie mehr als einen Widerhall bei denen fand, welche, treu den Ueberlieferungen ihrer Ahnen, den Grundsatz der Legitimität zum Ausgangspunkt ihrer politischen Ueberzeugungen machen.

Alle Classen der Gesellschaft müssen an ihrem Theile an diesem wichtigen Werke mitarbeiten. Jeder, der eine Stellung, einigen Einfluß in Italien besitzt, hat für diesen Zweck eine besondere Aufgabe zu erfüllen, von den hervorragenden Schriftstellern, welche wie Balbo und Graf Petitti, ihre Mitbürger zu unterrichten und aufzuklären bemüht sind, bis zu dem gemeinsten Mann, der in dem engen Kreis, in dem er sich bewegt, die Einsicht und den sittlichen Charakter seiner Umgebung zu heben vermag.

Alle diese vereinzelten Bemühungen werden freilich fruchtlos bleiben ohne die Mitwirkung der nationalen Regierungen. Aber diese Mitwirkung wird nicht ausbleiben. Das Mißtrauen, welches, durch die Ereignisse des Jahres 1830 geweckt, lange Zeit von einer kleinen, aber durch Intriguen mächtigen Partei unterhalten worden, ist fast gänzlich verschwunden. Unsere Fürsten, wieder beruhigt, folgen ihren natürlichen Instincten, und jeden Tag sehen wir von ihnen neue Proben ihrer väterlichen, dem Fortschritt zugewandten Neigungen.

Es wird genügen, in dieser Beziehung an die Vorgänge in Piemont zu erinnern. Die dem Elementarunterricht gegebene Entwickelung, die Errichtung mehrer Lehrstühle für moralische und politische Disciplinen, die Ermuthigungen, welche dem Geist der Association auf dem Gebiet der Kunst wie des Gewerbfleißes zu Theil geworden, und mehre andere Maßregeln, ohne von den Eisenbahnen zu reden, bezeugen hinlänglich, daß der erlauchte Monarch, welcher mit solchem Glanze dieses Königreich beherrscht, entschlossen ist, jene glorreiche Politik aufrecht zu halten, welche in der Vergangenheit seine Familie zur ersten italienischen Dynastie gemacht hat, und welche sie in Zukunft vielleicht zu noch weit höheren Geschicken zu erheben bestimmt ist . . ."

Kaum gelangte die Revue nouvelle mit diesem Aufsatze Cavours nach Turin, so wurde sie heimlich dem König mitgetheilt. Karl Albert erschrack über diese Sprache eines seiner Unterthanen, die ihn selber zu compromittiren schien, und bereits hatte er seinem vertrauten Secretär Canna aufgetragen, dem Verfasser indirect den Rath zu geben, sich auf einige Zeit außer Landes zu begeben, als eine neue Provocation Oestreichs schnell wieder den Sinn des Monarchen änderte, so daß von jener Weisung nicht mehr die Rede war.

Zwischen Oestreich und Piemont bestand ein alter Vertrag vom Jahre

1451, nach welchem letzteres auf den Salzhandel mit dem Kanton Tessin verzichtete, wogegen Oestreich dem Salz, welches Piemont aus der Republik Venedig bezog, freie Durchfuhr durch sein Gebiet gestattete. Der Vertrag wurde auch nach 1814 von Piemont gewissenhaft beobachtet, obwohl dessen Rechtskräftigkeit seitdem zweifelhaft geworden war, da die Ursache aufgehört hatte, d. h. Piemont kein Salz mehr aus Venedig bezog. Indessen zog der Kanton Tessin es vor, sein Salz anderswoher zu beziehen als aus den östreichischen Staaten und wandte sich an Piemont um Gestattung der Salzdurchfuhr durch dieses Land. Die piemontesische Regierung, ausgehend von dem Satze, daß Durchfuhr nicht activer Handel sei, ertheilte die Concession, die als ein Recht der Krone erschien, auf welches, ohne die eigene Ehre und Unabhängigkeit zu verletzen, nicht verzichtet werden konnte. Oestreich dagegen klagte Piemont des Vertragsbruches an und ließ durch seinen Gesandten in Turin lebhafte Vorstellungen machen. Die Antwort war ohne Ostentation, besonnen, doch fest: der König hatte die Angelegenheit als Ehrensache aufgefaßt. Dieser unerwartete Widerstand reizte das Wiener Cabinet, ohne weitere Bedenken traf es Anstalten zu Repressivmaßregeln, und am 20. April verkündete die Mailänder Zeitung ein Decret, welches einen der blühendsten Handelszweige der piemontesischen Provinzen fast tödtlich treffen mußte; der Zoll auf die namentlich in Mailand viel verbrauchten piemontesischen Weine, der bisher 9,10 östr. Lire das Hektoliter betragen hatte, wurde plötzlich auf 21,45 erhöht.

Oestreich hoffte mit diesem Schreckschuß den König wie gewöhnlich einzuschüchtern. Aber diesmal hatte es sich getäuscht. Die Einflüsterungen der Reactionäre, es nicht zum Bruch mit Oestreich zu treiben, fanden kein Gehör, der König war aufs äußerste entrüstet und fest entschlossen zum Widerstand. Eine Note wurde aufgesetzt, im Ministerrath lange discutirt und dann in die officielle Zeitung gesetzt, worin die Frage mit Mäßigung auseinandergesetzt und der öffentlichen Meinung zur Beurtheilung übergeben wurde. Eine Wendung in dieser Note, nämlich, daß Oestreich mit jenem Decrete eine Repressalie ausgeübt habe, erregte die lebhafteste Sensation. Die Bevölkerung jauchzte auf wie bei einem Sieg, und die kühnsten Hoffnungen wurden durch dies eine Wort mit einem Mal wieder lebendig. In Prosa und Versen machte sich die erregte Stimmung Luft. Die Stadt Turin brachte dem König lärmende Ovationen, und am freudigsten schienen gerade die Provinzen, die am meisten von der östreichischen Maßregel betroffen wurden, den Muth des Königs zu begrüßen. Die Provinzialräthe, die damals eben versammelt waren, schickten Beglückwünschungen ein und erklärten sich zu allen Opfern bereit, welche die Würde und die Interessen des Landes verlangen würden.

Als nächste Antwort an Oestreich schloß Karl Albert einen neuen Handelsvertrag mit Frankreich ab, der moralisch wie materiell gegen Oestreich gerichtet

war. Die Patrioten des Landes hatten noch eine andere Antwort. Schnell entstand nämlich der Plan, eine große Gesellschaft mit Zweigvereinen im ganzen Lande zu gründen, welche die Beförderung der Weinausfuhr zum Zweck haben sollte. Unter dem Vorsitz Balbo's trat eine Commission zusammen und übernahm es, Unterschriften zur Bildung der Gesellschaft zu sammeln. Die Aufforderung dazu sollte in einem Artikel der piemontesischen Zeitung geschehen, der von Balbo verfaßt, aber noch modificirt wurde, um alles Aggressive zu vermeiden. Gleichwohl erschien er für das officielle Blatt ungeeignet; er sollte nun in der Wochenschrift „Familienbriefe" erscheinen und war bereits gesetzt, als ein peremtorischer Polizeibefehl die Vernichtung desselben befahl. Die vielfachen Aufregungen hatten dem König so zugesetzt, daß er wieder einem gewöhnlichen Anfall seiner Schwäche erlegen war.

Am andern Tage schon befand er sich besser. Marschall Latour war bei ihm und hielt ihm alle Gründe vor, ihn zur Nachgiebigkeit gegen Oestreich zu stimmen. Was will Piemont machen, sagte er schließlich, wenn Oestreich, anstatt wie bisher mit uns zu sein, wider uns ist? Mit einem ruhigen und sicheren Tone, der Latour und die Umstehenden in Erstaunen setzte, erwiderte der König: Wenn Piemont Oestreich verliert, so gewinnt es Italien, und dann wird es für sich handeln können (e allora Italia potrà fare da sè). Jetzt wurde der Artikel gedruckt, der nicht blos um seines nächsten Zweckes willen bemerkenswerth war, sondern in seinen Schlußworten selbst eine allgemeine Tendenz aussprach: „Die großen Werke vollbringt man nicht an einem Tage, in einer Stunde: große Entwürfe verlangen unablässige Arbeit. Fahret fort auf dem gut angefangenen Wege, Eintracht über alles und Association, und die Eintracht allein vermag uns zu erlösen!" An die Stelle des Geistes der Conspiration war der Geist der Association getreten. Durch die landwirthschaftlichen Vereine, durch die wissenschaftlichen Congresse war dieser Geist bereits geweckt, und in Kürze folgte das Project Pier Dionigi Pinelli's zu Bildung einer großen italienischen Association zur Verbesserung unbebauter Ländereien auf der ganzen Halbinsel, welche gleichfalls den Hauptzweck hatte, den Italienern eine Gelegenheit zu geben, in großer Anzahl zusammenzutreten und gemeinschaftliche Interessen zu berathen. Die Anthologie konnte die Veröffentlichung des Programms dieser Gesellschaft mit den Worten einleiten: „Möge Italien eingedenk sein, daß die großen europäischen Nationen nur dem Geist der Association die fortschreitende Blüthe ihrer Gewerbe, ihres Handels und noch anderer Dinge verdanken; daß dieser Geist allein das wirksame Mittel und das Palladium jenes bürgerlichen Zustands ist, der aus einem großen Volke eine große Nation macht; daß nur in gesellschaftlichen Einrichtungen, welche auf die Verbesserung der materiellen Lage des Volks abzielen, der wahre italienische Fortschritt Wurzel fassen und sich entwickeln kann. So oft wir darum zu unsern

Mitbürgern von der Gegenwart und der Zukunft reden, erheben wir imme aufs Neue wieder den Ruf nach Association."

Ein weiterer Umstand kam dazu, den König damals gegen Oestreich z erbittern. Seit langer Zeit hatte die Regierung die Ermächtigung der römi schen Curie zu einer unbedeutenden kirchlichen Reform nachgesucht; es handelt sich hauptsächlich um die Gleichmachung der kirchlichen Steuern auf der Inse Sardinien und auf dem Festland. Da kam nun nach zwei Jahren plötzlic ein Bescheid aus Rom, worin alles, was in Sardinien geschehen, in ziemlic herber Form mißbilligt wurde. Es war kein Zweifel, daß östreichischer Einflu auch hinter diesem Bescheid stand, und diese Gewißheit war es, welche de König jetzt allmälig auch gegen die religiösen Bedenklichkeiten unzugänglich machte. Die Idee der italienischen Nationalität schien um diese Zeit imme mehr Wurzel bei ihm zu fassen, und in seinen vertrauten Briefen an de Minister Villamarina schrieb er damals: „Im Uebrigen bin ich, wie es au kommen mag, bereit für den Willen der Vorsehung, und es wäre mir ei Herzenslust, wenn man unsre nationale Unabhängigkeit antasten wollte. Ma wird alsdann sehen, wessen ich fähig bin."

Wie wenig indessen diese Stimmungen schon dauernde Kraft bei ihm g wonnen hatten, sollte sich eben in diesen Tagen auf schlagende Weise zeigen.

Die Demonstrationen hatten ihren Fortgang. Hymnen an den Köni patriotische Kriegslieder liefen um, und es herrschte ein allgemeiner Enthusia mus, welchem endlich in einer großen feierlichen Kundgebung Ausdruck verlieh werden sollte. Am 4. Mai wollte der König eine Revue abhalten. Diese G legenheit sollte benutzt, ein Zug der Turiner Jugend veranstaltet, Hymnen g sungen und der König von der versammelten Menge als König von Itali begrüßt werden. Als diese Zurüstungen bekannt wurden, bot die reactionä Partei alles auf, um dem König abzurathen, sich in die Mitte einer so ung ordneten, exaltirten Menge zu begeben. Lange stand er schwankend, ob er de Haß oder der Furcht vor Oestreich nachgeben solle, als Marschall Latour erschi und sagte: „Majestät, wir befinden uns in voller Revolution und die Rev lutionäre sind wir alle. Die östreichische Gesandtschaft sagt, sie wisse seit g stern, daß von uns eine Ovation für den König von Italien organisirt wer und habe darüber nach Wien berichtet. Wollen wir dieser Verläumdung d Schein der Wahrheit geben?" Dies wirkte, und der König gab Befehl, die Tru pen für diesen Tag zu entlassen. Gleich darauf kam aber Villamarina, um d König dringend zuzureden, nicht den Schein auf sich zu laden, als fürchte die Liebe seiner Unterthanen. Jetzt änderte er seinen Entschluß, kam die Trep seines Palastes herab und wollte eben das Pferd besteigen, als man ihm m dete, daß in Folge seines Befehls die Truppen bereits auseinandergingen.

So hatte die Reaction die Kundgebung zu vereiteln gewußt. Das V

iber, das noch lange vergebens vor dem königlichen Palast wartete, wandte einen Haß gegen diejenigen, welche sie verhindert hatten, und die vereitelte Demonstration brachte kaum geringere Wirkung auf den öffentlichen Geist hervor, als ihr Gelingen hätte haben können. Der König selbst, der schon damals in verschiedenen Zeitungen beschuldigt wurde, in den Händen der Revolution zu sein und nach der Königskrone von Italien zu trachten, hatte die größte Freude, daß Metternich seinen Aerger über jene Demonstrationen nicht verbergen konnte. „Dieser arme Fürst Metternich," schrieb er vertraulich an Villamarina, „dauert mich wirklich. Aber was mich betrifft, so bin ich trotz der kleinen, sehr kleinen östreichischen Partei fest entschlossen vorwärts zu gehen in allem, was das Volksglück und die Entwicklung unsres Nationalgefühls befördern kann. Wollte man aus unsrem Lande den antiöstreichischen Geist vertreiben, so müßte man mit meiner Vertreibung beginnen."

Die Salz- und Weinfrage wurde inzwischen auf diplomatischem Wege weitergeführt. Ein geschickter Diplomat, der Genuese Albert Ricci, wurde nach Wien gesandt, um die Schwierigkeiten, die sich zwischen beiden Cabineten erhoben, zu ebnen. Aber da der König selbst von Turin aus alles leiten wollte, so geschah es oft, daß, wenn ein Erfolg erzielt war, dieser wieder durchkreuzt wurde durch andere Entschließungen, und so schleppte sich die Sache noch lange fort, je nachdem beim König muthige und zaghafte Stimmungen wechselten.

Karl Albert verlangte zunächst, die östreichische Regierung solle eine beleidigende Note zurücknehmen, welche sie aus Anlaß des Artikels der Mailänder Zeitung vom 20. April an den sardinischen Consul in Mailand gerichtet. Hierauf schlug er ein Schiedsgericht vor, wobei er aber die Vorbedingung machte, daß die Repressalie auf die Weineinfuhr von Seite Oestreichs suspendirt würde. Oestreich erwiderte mit der Gegenforderung, daß auch die Salzdurchfuhr nach dem Canton Tessin suspendirt würde. Hierauf erklärte Karl Albert nicht eingehen zu können, da dies eine Beeinträchtigung seiner königlichen Rechte wäre; zudem würde dies den Schein auf ihn werfen, als hätte er bei der Concession der Salzdurchfuhr, die doch mit dem Vertrag gar nicht zusammenhänge, nicht in loyaler Absicht gehandelt. Oestreich drohte jetzt, in einer officiellen Note den König persönlich für das Scheitern der Verhandlungen verantwortlich zu machen, was unter seinen Unterthanen, die ohnedies durch die Weinsteuer sehr beschädigt seien, Unzufriedenheit und Aufregung veranlassen würde. Aber auch hierdurch ließ sich der König nicht einschüchtern, indem er entgegnete, dieser unkluge Schritt würde nicht allein in Piemont, sondern in ganz Italien eine Aufregung zur Folge haben, übrigens fürchte er die Polemik nicht, die sich an die Veröffentlichung jener Note knüpfen würde, auch ihm werde es nicht an Vertheidigern fehlen, in jedem Falle werde er sich niemals zu einer mit seiner Ehre unvereinbaren Bedingung verstehen, „und sollte man ihm die Haut

abziehen." Das Schiedsrichteramt wurde später Rußland übertragen, ohne jedoch zu einem definitiven Ergebniß zu führen, da die Sache bald von wichtigeren absorbirt wurde.

Die neuen Steuern in Amerika.

Mit dem 1. August dieses Jahres tritt in den Vereinigten Staaten ein „Besteuerungsgesetz" in Kraft, wie die Welt bisher noch keines gesehen hatte. Jedes Erzeugniß, welches die Natur liefert, die Menschenhand und die Maschine verarbeitet, der Handel feilbietet, jeder Lohn für Arbeit, Dienstleistung, Ausübung eines künstlerischen oder wissenschaftlichen Berufs, jede Urkunde, jede Zeitungsannonce, Rechnung, Quittung, Wechsel, jeder Uebergang von Vermögen aus einer Hand in die andere, Erbschaften, Vermächtnisse, — alles ist steuerpflichtig. Dabei eine hohe Luxussteuer und eine progressive Einkommensteuer bis zu 7 Procent. Der Congreß hat an diesem Gesetze mehre Monate gearbeitet. Kein Wunder. Das Verzeichniß der steuerbaren Gegenstände und Einkommenszweige umfaßt etwa 500 Rubriken, die zum Theil sehr ins Einzelne gehen, zum Theil aber auch einen großen Umfang haben. Vom rohen Erlös bei Versteigerungen 1 Procent, von allen Dividenden der Banken u. drgl. 3 Procent, Versicherungsgesellschaften von der Roheinnahme an Prämien, einheimische 1 Procent, auswärtige 3 Procent, außerdem alle noch 3 Procent der Dividende. — Jeder Billardtisch zahlt 10 Dollars. Alle Dinge, deren der Mensch bedarf, mit Ausnahme von Luft und Wasser, sind mit möglichster Vollständigkeit aufgezählt, und der am häufigsten vorkommende Steuersatz beträgt 3 Procent des Werthes. Holz und Kohlen, Oel, Kerzen, Gas, Zucker, Kaffee, Schnupf- und Rauchtabak, Pfeffer, Glas, Töpferwaare, Leder, Papier, Sonnen- und Regenschirme, Eisen, Stahl, Blei, Zinn, Kupfer, Gold, Silber, Horn, Elfenbein, Rohstoffe und Fabrikate von Baumwolle, Wolle, Flachs, Hanf, Seide, u. s. w. u. s. w. — nichts ist vergessen. — Damit durch die unerhörte Belastung die inländische Steuerkraft nicht der fremden Concurrenz erliege, wird ein neuer Zolltarif die europäische Einfuhr lahm legen. — Jede lohnende Thätigkeit arbeitet, jedes erzeugte Product bewegt sich fortan unter der Aufsicht des Steuererhebers. Der Verkehr mit dem Auslande wird ertödtet. Dies geschieht in einem Lande, welches an vielfache und lästige Steuern nicht gewöhnt war, bei einem Volke, welches durch williges Tragen ungewohnter Lasten sich bisher nicht ausgezeichnet hat. Nach europäischen Begriffen kann dieses Steuergesetz nur Unheil bringen. In Amerika werden vielleicht andere Erfahrungen gemacht. — Mit dem Papiergeld wiederholen sich übrigens bereits die in der alten Welt sattsam bekannten Erscheinungen — es sinkt von Tag zu Tag tiefer im Werthe. — Das Besteuerungsgesetz dürfte sich vielleicht der Beachtung des Finanzministers in einem benachbarten großen Staate empfehlen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Schützen zu Frankfurt und die Abgeordneten zu Berlin.

Das größte Volksfest, welches die Deutschen seit dreihundert Jahren gefeiert haben, ist vorüber. Auch die lauten Stimmen der Tagespresse sind verrauscht, und die stille abschließende Erwägung gewinnt Raum in der Seele der Theilnehmer. Wieder haben sich die liebenswürdigen Eigenschaften deutscher Art glänzend bethätigt: ein fröhliches Hängen in der Stunde und dabei doch ein unaufhörliches Streben, dem Genuß des Augenblicks geistigen Inhalt und tiefere Bedeutung zu geben, eine großartige Gastfreundschaft, neidloses Anerkennen fremder Vorzüge, ein warmes Herz und ein billiger Sinn, nicht zuletzt Ordnung, Zucht, ehrbare Haltung. Aber auch neuer Gewinn, den das letzte politische Jahrzehnt dem Deutschen gebracht hat, war dort jede Stunde mit Freude zu erkennen, das frische Selbstgefühl des Städters, entschlossene Dispositionen, ein verständiges und festes Selbstregiment. Und was dem Fest wohl das beste Behagen verlieh, das war die Verbindung einer jugendlichen Bürgerkraft, welche freudig die Flügel regt, mit dem alten Wohlstand und der diplomatischen Umsicht einer klugen, vielerfahrenen Stadtgemeinde. Uns Deutschen ist sehr die Freude zu gönnen, welche wir über das Gelingen eines solchen Volksfestes empfinden, denn wir haben dergleichen nur zu lange entbehren müssen. Schon das Aeußerliche des Festes, die riesigen Dimensionen, der ungeheure Aufzug, die zahlreichen und schönen Preise, der ungestörte fröhliche Verlauf darf beim Rückblick ein angenehmes Selbstgefühl verleihen. Denn das Fest ist, wenn man die zehntägige Dauer anschlägt, schon seinen Maßen nach das umfangreichste, welches je von einer Stadtgemeinde für gute Landsleute eingerichtet wurde*).

*) Das Straßburger Schützenfest von 1576, das größte des 16. Jahrhunderts, darf wohl mit dem Fest von Frankfurt verglichen werden. Zwar war die Zahl der Schützen sehr viel geringer, sie belief sich, Armbrust- und Büchsenschützen zusammen gerechnet, noch nicht auf 2000 Mann, welche etwa 70 Orte vertraten. Aber in einer Zeit, in welcher das Reisen schwierig, gefährlich und theuer war und der gemüthliche Verband der einzelnen Landschaften weit geringer, haben solche Zahlen ganz andere Bedeutung. Auch dauerte damals das Festgewühl

Und noch höher hebt sich das Herz, wenn man die Gegenwart mit nicht ferner Vergangenheit vergleicht. Wie hat sich seit dreißig Jahren das deutsche Leben umgewandelt. Wer in den Jahren, in denen die ersten deutschen Eisenbahnen gebaut worden, dem Senat und den Bürgern der freien Stadt Frankfurt vorgeschlagen hätte, ein Waffenfest für zehntausend heranziehende Jupen einzurichten, Bürgschaft für die gesammten Kosten zu übernehmen, die Straßen der Stadt zum Empfange der Fremden mit Blumen zu schmücken, deutsche Fahnen zum Fenster hinaus zu hängen, etwa tausend zuziehende Schweizer brüderlich zu begrüßen, Toaste auf deutsche Einheit und ein Volksheer auszubringen, ja sogar Turnerknaben als Polizeimannschaft zu verwenden, der wäre als ein Wahnsinniger, oder als ein Demagoge von der allerschlechtesten Textur wahrscheinlich für einige Zeit dem Licht der Sonne entzogen worden. Und siehe, jetzt flatterte das dreifarbige Banner über Bundespalais und Hauptwache, die abenteuerlichsten Trinksprüche klangen ungehindert und gefahrlos — und in der Regel nicht übermäßig beachtet — in die Lüfte, Schweizer, Amerikaner und Tiroler tranken deutschen Wein vergnügt aus derselben Flasche, und kein Verständiger hatte bei alledem andere Empfindungen, als solche, welche sich in einem Lächeln ausdrücken.

Daß aber das Fest so glänzend gelang, dafür gebührt der Stadt Frankfurt ein Dank aller Deutschen. Die alte Reichsstadt hat sich in ihrem Festkleide, unter Blumen und Bannern, durch Lachen und Händeschütteln, durch schöne Preise und preiswürdigen Festwein, durch die freudigen Grüße und das Wehen von Taschentüchern seiner hübschen Frauen und Mädchen, vor allem aber durch sein treuherziges, patriotisches Wesen den Deutschen recht von Herzen lieb und werth gemacht, und diese Thatsache wird, so hoffen wir, die Einzelnen am besten für die Opfer und Anstrengungen entschädigen, die ihnen das Fest auflegte.

Es ist wahr, wer aufzumerken Lust hatte, dem war die Möglichkeit gegeben, eine ungewöhnliche Zahl von Toasten anzuhören; sie alle hinter einander zu lesen, würde eine der umfangreichsten Aufgaben sein, welche die Vaterlandsliebe dem Zeitgenossen auferlegt. Und wer sich die unnütze Arbeit machen wollte, dieselben nach ihrem innern Werthe politisch zu kritisiren, der würde sie classificiren müssen, wie jenes mürrische Schenkmädchen einer bekannten Posse ihren Grüneberger Wein, in schlechte, ordinäre und gute. Die schlechten und

---

weit länger, über vier Wochen. Und das Aufsehen, welches jenes Fest in einer Zeit, die doch an große Freischießen gewöhnt war, verursachte, scheint nicht geringer gewesen zu sein. Die bekannte Fahrt der Schweizer mit dem Breitopf, die herzliche Aufnahme, welche ihnen zu Theil wurde und die politische Bedeutung des Schießens als eines Verbrüderungsfestes legen den Vergleich mit der Gegenwart sehr nahe.

gewöhnlichen bildeten die große Mehrzahl. Aber wir Deutsche, wie jung wir auch noch im öffentlichen Sprechen sind, haben doch bereits gelernt, dem schnellen Wort, welches bei einem Becher guten Weins in eine lustige und bewegte Versammlung hineingerufen wird, keine übertriebene politische Bedeutung beizumessen. Selten glückte einem Toast, die gehobene Stimmung zu steigern, man sieht nicht wenigen die Mühe an, ihr zu entsprechen. Das Uebertriebene und Phrasenhafte hat der Wind bereits verweht, einige gute Worte aber, so hoffen wir, werden fest haften, vor allem die, welche aussprachen, daß die höchste Bedeutung des Festes darin liegt, auch dem mäßigen und kleinen Mann durch die Verbindung mit tüchtigen Genossen gesteigerte Kraft und reichern Inhalt zu geben.

Denn was mehr als einmal in d. Bl. hervorgehoben wurde, daran soll jetzt in Fröhlichkeit wieder erinnert werden. Die politische Entwickelung der Deutschen geht seit etwa zwanzig Jahren einen sehr originellen Weg, einen echtdeutschen, dessen Krümmungen und Stationen uns eigenthümlich sind. In dem vielgetheilten Volke suchen die Einzelnen die Vereinigung in Wanderversammlungen. Kaum gibt es einen Kreis geistiger oder materieller Interessen, der nicht in den Sommermonaten seine Mitglieder zu ernster Besprechung und heiterer Geselligkeit vereinigt. Vor allen die Gelehrten, Philologen, Historiker, Juristen, Aerzte, Apotheker und wieder Theologen und Schullehrer, der Gustav-Adolph-Verein und die katholischen Vereine; dann die realen Interessen: Landwirthe, Forstwirthe, Bienenzüchter, Viehausstellungen, Eisenbahnvereine, Gasgesellschaften, Feuerwehren, gewerbliche Genossenschaften aller Art, bis zu den Sitzungen deutscher Gerber im Schatten der Wartburg, endlich die großen Genossenschaften der Turner, Sänger, Schützen und des Nationalvereins. Dies Zusammenwachsen von hunderttausend Einzelnen ist im Ganzen betrachtet ein großartiger und höchst folgenreicher Proceß, er schafft gegenüber der politischen Isolirung in den einzelnen Staaten allmälig eine Gemeinsamkeit des deutschen Empfinden und Handelns, welche voraussichtlich ihre Gewalt gegenüber ungenügenden bestehenden Verhältnissen immer kräftiger geltend machen wird.

Beim Schützenfest haben die deutschen Schützen die Ueberlegenheit der Schweizer und der östreichischen Tiroler bereitwillig anerkannt. Den Stämmen der Hochgebirge ist die Schußwaffe bis in die neueste Zeit ein nationales Hausgeräth geblieben. Aber das Fest gab doch kein ganz richtiges Bild von der Waffentüchtigkeit der Deutschen am Schießstande. Bei uns ist der größte Theil der besten Schützen in den Kreisen zu finden, welche sich entweder aus Vorurtheilen spröde gegen das Fest verhalten haben, oder welche auf dem Schießplatz selbst ihre Fertigkeit zur Geltung zu bringen verhindert waren.

Und so sei hier beiläufig erwähnt, daß in dem technischen Brauch des Festes,

in der Schießordnung und der Methode um die Preise zu werben, für die Zukunft Modificationen nöthig sind. Die Einrichtung, welche man im vergangenen Jahre zu Gotha getroffen und mit einigen Abänderungen zu Frankfurt wiederholt hat, ist allerdings bei den großen Schießfesten auch anderer Nationen hergebracht. Sie ist in diesem Jahrhundert bei dem großen Freischießen der Schweiz ausgebildet worden, aber sie hat grade für die nationalen Schützenfeste der Deutschen einige Uebelstände. Denn sie isolirt den einzelnen Schützen auf dem Schießplatz zu sehr, und sie begünstigt zu sehr die Industrie, welche mit dem Namen „Brodschützenthum" bezeichnet wird. Es mag einem Gentleman, der sich nicht zu den Ständen herandrängen und stundenlang auf die Aussicht warten will, einen Schuß zu thun, begegnen, daß er, zumal an den ersten Tagen, gar nicht zum Schießen kommt. Grade er wird deshalb am wenisten im Stande sein, die Vorbedingungen zu erfüllen, welche ihm die Concurrenz auf den Hauptscheiben um die ersten Gewinne möglich machen. Da war der Brauch unsrer Ahnen einfacher und praktischer, und so wenig es gerathen sein dürfte, alle Gewohnheiten der deutschen Schützenfeste des 16. Jahrhunderts wieder lebendig zu machen, so sehr empfiehlt sich Einiges in der alten Schießordnung. Damals war das Hauptschießen streng von den Nebenscheiben geschieden. An dem Hauptschießen, für welches alle Hauptpreise bestimmt sind, nahm jeder Schütz nach einmaliger Zahlung seines Beitrages gleichen Theil. Die Zahl der Schüsse war vorher bestimmt und für jeden gleich, jeder erhielt seine Nummer und Reihenfolge in seiner Abtheilung; jeder durfte nur *eine* Waffe gebrauchen, welche bezeichnet wurde; jeder nahm nach Zahl seiner zusammenaddirten Zirkel und Punkte Theil an den Preisen. Auch bei dem Hauptschießen wurden die besten Schüsse jedes Tages oder jeder Nummer mit Preisen versehen. Dabei war unbenommen, eine beliebige Anzahl anderer Scheiben zu freier Bewerbung mit Preisen zu versehen. — Bei solcher Schießordnung wurde das Freischießen in der That ein Concurrenzfest für jeden Schützen, was es gegenwärtig noch nicht ist. Es erhielt Spannung und Interesse am Schießen bei dem Einzelnen bis zum Ende des Festes, es brachte eine Ordnung und Gerechtigkeit in den Wettkampf, die jetzt durchaus vermißt wird. Dem Vernehmen nach wird die Schießordnung vor dem nächsten Fest einer Revision unterworfen. Es wäre zweckmäßig, dabei den alten nationalen Brauch so viel als möglich zu berücksichtigen.

Ohne Zweifel werden die Schießfeste der Deutschen, wenn ihnen durch etwa ein Jahrzehnt ungestörtes Gedeihen vergönnt ist, nicht unbedeutenden Einfluß auf die Wehrkraft der Nation ausüben. Die alten Schützengilden mögen sich in dieser Zeit aus einer für den Staat im Ganzen unnützen Existenz zu einer praktischen Organisation verjüngen, neue Vereine mögen neben ihnen entstehen, das Interesse an einer Hauptwaffe des modernen Krieges und die Fertigkeit im Gebrauch derselben mag allgemeiner werden. In jedem Falle wird

das mannhafte Gefühl der Waffentüchtigkeit auch viele kleine Leute stärker und fester machen. Wer weitere Schlüsse zu machen Lust hat, betrachte den Schützenbund näher. Die Theilnehmer sind in der großen Mehrzahl Männer von 25 bis 40 Jahren, in der Regel verheirathet, aus kleineren Kreisen des Lebens, aber besitzende, feste und zuverlässige Leute, sie gehören, wenn man von den Gebirgslandschaften des Südens absieht, und die Förster ausnimmt, in der ungeheuren Majorität den Städten an. Der Verein mag jetzt etwa 13.000 Mitglieder zählen, welche in Schießordnung und Schützenbrauch gemeinsame Ordnung erstreben, jedes zweite Jahr Gelegenheit erhalten, sich zu einem großen Schießfest zu versammeln. Wenn der Verein außerhalb Oestreich 100,000 Mitglieder zählte, so würden unter 36 Millionen Deutschen auf je tausend Menschen etwa drei Schützen kommen, schon eine solche Anzahl könnte sich selbstverständlich nur durch Delegirte bei dem allgemeinen Schützenfest betheiligen. Die Mitglieder würden in den einzelnen Landschaften Schützenfeste einzurichten suchen. Sie würden in ihren Städten wahrscheinlich den Kern der etwa noch bestehenden Communalgarden oder Bürgerwehren bilden und ohne Zweifel diesem Institut größern Halt auch in Friedenszeiten geben. Bei einer nationalen Kriegsgefahr aber werden die jüngern Mitglieder des Schützenbundes Zuwachs einer städtischen Landwehr, die ältern in verzweifelten Fällen Führer eines möglichen Landsturmes werden. Ja noch mehr. Die friedliche Organisation des Schützenbundes kann bei einer großen Kriegsgefahr, welche langsam herannaht, auch ein Mittelpunkt werden für die Organisation von freiwilligen Bataillonen, etwa nach dem Muster der englischen Milizen.

Das alles kann werden, die Anfänge sind nach mehren Richtungen bereits vorhanden. Aber man soll sich andrerseits auch klar machen, daß man von solchem deutschen Schützenbund nicht eine ungeheure und plötzliche Entwickelung kriegerischer Tüchtigkeit zu erwarten hat. Zunächst hat die Freude am Gebrauch der Schußwaffe in der großen deutschen Landebne ihre Grenze. Durch das bloße Schießen nach der Scheibe auf dem Stande wird die volle Kraft eines Riflemans durchaus nicht gewonnen. Dem Schützen der Hochgebirge ist mit dem Gebrauch seiner Waffe eine Anstrengung, Gefahr und Poesie verbunden, welche einige von den höchsten Eigenschaften des Mannes in ihm herausbildet, ihn selbst zu einer Art von populärem Helden macht, dessen Abenteuer auf hundert Andere anregend wirken. Im ebenen Lande wird dieser Reiz immer fehlen, selbst den vereinzelten Pächtern einer städtischen Hasenjagd. Vollends der mittel- und norddeutsche Landmann — zur Zeit noch die größere Hälfte des Volkes — wird nur sehr einzeln, allmälig und bei bestimmten localen Veranlassungen sich entschließen, Schütze zu werden. Ferner aber werden die Mitglieder des Schützenbundes voraussichtlich grade dem Theil der Nation angehören, der das werthvollste Material der Volkskraft enthält, Steuerzahler, Beamte im Volke, Ge-

schäftsmänner, welche nur bei großer Landesgefahr und nur auf kürzere Zeit von Haus und Hof entfernt werden dürfen. Was man gegen die höheren Altersclassen der Landwehr mit Recht geltend gemacht hat, das wird auch von ihnen gelten. Es wird demnach aus den besten politischen Gründen ihre Verwendung für nationale Kriegszwecke nur in sehr beschränkter Weise oder bei einer Erhebung der Nation zum Kampf auf Leben und Tod stattfinden dürfen. Wer also auch die Zukunft des deutschen Schützenbundes sehr freundlich und hoffnungsvoll ansieht, der wird sich doch zu hüten haben vor einer Ueberschätzung seiner directen militärischen Wichtigkeit. Die Schützen der Ebene werden immer eine unverhältnißmäßig geringere Bedeutung haben, als die der Berge, sie werden weder in zehn Jahren noch so lange überhaupt das gegenwärtige Staatensystem dauert, ein stehendes Heer in Deutschland unnütz machen. Und es wäre eine heillose und verschrobene Auffassung einer sehr gesunden und lobenswerthen Sache, wenn man den deutschen Schützenbund zu einem demagogischen Institut umbilden wollte. Das hieße ihn verderben, bevor er zu Kräften gekommen ist.

Wir alle wünschen, daß das sogenannte stehende Heer zu gleicher Zeit ein Volksheer sei. Aber kein Preuße von Urtheil meint ein Volksheer dadurch herzustellen, daß er die gegenwärtige Wehrkraft Preußens desorganisirt und an ihre Stelle unsre wackeren Gesellen in Leinwandjacke und Jupe zusammentrommelt. Und man that dem Trinkspruch eines verständigen und hochverdienten Mannes aus dem Abgeordnetenhause zu Berlin bitter Unrecht, wenn man seine Worte in so extremem Sinn deutete. Die Preußen sind gegenwärtig durch ihre Militärfrage heftig aufgeregt, einige Mängel des preußischen Heerwesens sind plötzlich sehr auffallend geworden, und es ist natürlich, daß in solcher Zeit die Uebelstände stärker beleuchtet werden als die Vorzüge, aber die Preußen wissen trotz alledem sehr gut, wie werthvoll ihr Heer, wie vortrefflich die Grundlagen desselben sind, sie wissen recht gut, daß das preußische Heer von allen Armeen großer Staaten am meisten dem Begriff eines Volksheers entspricht. Sie wissen endlich, daß sie ein unfertiger Staat sind, welcher wachsen muß, um nicht kleiner zu werden, und daß sie deshalb zwischen Rußland und Frankreich und den Magyaren und Slaven des befreundeten Habsburgs ein zahlreiches und schlagfertiges Kriegsheer nicht entbehren können, und daß sie zu alledem noch die Aufgabe haben, für ihre deutschen Landsleute unter den Waffen zu stehn.

Allerdings, wenn Preußen in der Lage wäre, in der europäischen Staatenfamilie eine ähnliche bescheidene und behütete Stellung einzunehmen, wie die Schweiz, und wenn in Deutschland die Vorbedingungen der Organisation dieselben wären wie in der Schweiz, dann wäre auch bei uns eine Heereseinrichtung möglich, wie sie nicht von Schweizern, sondern von Deutschen in der Schweiz uns leidenschaftlich empfohlen worden ist. Der Schweizer selbst

erkennt sehr gut, daß seine Heeresorganisation nur für die Defensive verwendbar ist, er weiß, daß die nothwendigen Vorbedingungen derselben grade in seinem Lande zu finden sind, ein freies und starkes Gemeindeleben, trotziges Selbstregiment, angestammte Freude und Virtuosität im Gebrauch der Schußwaffen, im Ganzen betrachtet ein großer Wohlstand und die Gewöhnung und Fähigkeit des Mannes, seinen politischen Ideen große Opfer zu bringen. Er weiß, daß sein Heer für langgezogenen Krieg und mehrjährige Campagne durchaus unbrauchbar ist, und daß er in dem kleinen Lande auch gar nicht nöthig hat, um solche Kämpfe zu sorgen. Er rechnet endlich, daß sein Heer nur deshalb die öffentlichen Kassen verhältnißmäßig wenig belastet, weil der einzelne Mann selbst einen unverhältnißmäßig großen Theil der Kosten trägt, und er weiß, daß mit diesem nationalen Heere es ihm niemals gelingen wird, sein Machtgebiet zu erweitern, sondern daß er damit gegen die stärkeren Nachbarn seine Heimath mannhaft vertheidigen wird, um zuletzt der Uebermacht mit Ehren zu unterliegen.

Allerdings einige von den Bedingungen, unter welchen die militärische Organisation der Schweiz möglich wurde, müssen auch wir für uns gewinnen. Wir ringen darnach, die communale Kraft und Selbständigkeit zu vergrößern, auch dem kleinen Mann von der Umsicht, dem praktischen Sinn, der Freude und dem Stolz auf die Heimath mitzutheilen, welche am Züricher See und in den Thälern von Bern heimisch sind. Auch wir arbeiten daran, unsre Jugend durch Turnspiele gewandt, die Männer durch Uebung im Gebrauch der Schußwaffe stärker zu machen. Aber es wäre Zeichen eines seichten Geistes, wenn man das sogenannte stehende Heer in Preußen deshalb für abolirt erklären wollte, weil von unsern Volksvertretern über neuen bessern Kreis- und Gemeindeordnungen gearbeitet wurde und weil die Stadtcommunen grade jetzt willfährig sind, für ihre Knaben Barren und Recke zimmern zu lassen. Es wäre Wahnsinn, eine Volksmiliz einzurichten auf der Grundlage erwünschter Culturzustände, die wir erst noch zu schaffen haben. Vorläufig liegt wenigstens in den östlichen Provinzen Preußens die Sache noch so, daß für die größere Hälfte der Rekruten, welche zum Militärdienst eingezogen werden, die Jahre des Dienstes zugleich eine Bildungsschule sind, welche ihre Sauberkeit, Pünktlichkeit, Ordnung vergrößert, ihren mangelhaften Kenntnissen im Lesen, Schreiben, Rechnen und der Landeskunde ein wenig zu Hülfe kommt und ihnen eine wärmere Empfindung für den Staat gibt, dem sie angehören. Ohne Zweifel könnte diese pädagogische und sittliche Einwirkung auf die armen Kinder des Volkes während der Dienstjahre noch vergrößert werden; daß im Ganzen bei uns die Dienstzeit den Mann nicht herabdrückt, sondern heraufhebt, das wird Niemand leugnen, der sich je um die Arbeiter eines Gutes und einer Fabrik näher gekümmert hat. So muß bei uns jetzt noch das stehende Heer selbst einige von den

Bildungsmomenten in die Seelen tragen, welche die Schule, die Gemeinde, der Kreis noch nicht zu geben vermögen.

Wir protestiren auch gegen die Auffassung, daß unser stehendes Heer vielleicht nothwendig sei, dann aber ein nothwendiges Uebel. Solche Behauptung hat grade so viel Berechtigung als die, welche das Kreisgericht, die Polizeibehörde, den Steuerbeamten für nothwendige Uebel erklärt. Es wäre ohne Zweifel auch ein weit glücklicherer Zustand, wenn es keine Processe mehr gäbe, wenn die Diebe sich selbst in das Gefängniß setzten, und wenn jeder Staatsbürger seinen Antheil an directen und indirecten Steuern von sich selbst zu erheben und in einen großen Staatstopf abzuliefern die Zuvorkommenheit hätte. Da aber das Heer an jedem Tag des friedlichsten Jahres durch seine Existenz den Deutschen davor bewahrt, Franzose, Russe oder etwas Anderes zu werden, da wir, wie einmal der Lauf der Welt ist, mehr unserer Neigung gemäß finden, auf deutschem Boden Tugend zu üben als in Cayenne oder Sibirien, so wird man sich diese herkömmliche Einrichtung unseres civilisirten Lebens ebenso gut gefallen lassen, wie die Gewalten, welche das Recht unsrer Tage, den Frieden unserer Nächte schützen.

Ludwig von Mühlenfels

als Gefangener der Stadtvoigtei in Berlin.

(1819—1820).

In Nr. 52 der Grenzboten von 1861 sind unter der Ueberschrift „ein Lützowischer Reiter" Aufzeichnungen des verstorbenen Geh. Justizraths Ludwig von Mühlenfels mitgetheilt worden. Damals sah der Leser vielleicht mit freudiger Theilnahme auf die Gestalt eines begeisterten willenstarken Jünglings, welcher in patriotischem Zorn auf seine eigene Hand in die Dennewitzer Schlacht hineinritt, preußische Truppen gegen den Feind trieb, ein Quarré sprengen, eine Fahne und ein Geschütz erobern half. Jetzt soll ein anderes Bild aus dem Leben desselben Mannes vorgeführt werden, worin dieselbe mächtige Willenskraft sich im Kampfe gegen ungesetzliche Gewaltthat der Staatsregierung bewährt.

Es ist jetzt ein Jahr, daß wir den Verlust des heldenhaften Mannes beklagen, der in seinem Wesen mehre von den Eigenschaften umschloß, welche

dem Besten aus der Zeit unserer Väter ein sehr eigenthümliches Gepräge gaben: ein ernsthaftes sittenstrenges Wesen, eine Virtuosität sich selbst zu beobachten und die Empfindungen des Herzens, Leidenschaft und Wollen prüfend zu controliren, ein frischer Enthusiasmus und hochsinnige Opferfreudigkeit, dabei ein Zug von weichem Gefühl, ja von Schwärmerei. Was aber die Persönlichkeit dieses Mannes vor Andern auszeichnete, das war die starke Lebenskraft, welche ihm große Anstrengungen und Entsagungen möglich machte und die Beharrlichkeit, womit er seinen Willen durchzusetzen wußte. Bei seiner tüchtigen juristischen Bildung, günstiger äußerer Stellung und so rühmlich bewährter Energie war, so sollte man meinen, Ludwig von Mühlenfels dazu berufen, in dem wiederhergestellten preußischen Staate, dem Vaterlande seiner freien Wahl, eine hervorragende Bedeutung zu erlangen. Sehr nahe liegt die Betrachtung, welche Bedeutung ein Charakter von so großartiger Anlage für den Staat hätte gewinnen können. Aber sein Schicksal nach dem Frieden wurde ein langer, herzfressender, aufreibender Kampf gegen die schwache Gewöhnlichkeit, welche dem hohen Aufschwunge Preußens in den Befreiungskriegen folgte. Und sein Geschick ist sehr charakteristisch für die Schicksale und Wandlungen der Preußen von 1815 bis 1848.

Die Regierung Friedrich Wilhelm des Dritten war bei allem Löblichen, was sie zu schaffen und zu bewahren suchte, doch zu wenig geeignet, große Charaktere, eine kühne Politik in der Regierung des Staates zu ertragen. Immer enger und kleiner wurde der Gesichtskreis, in welchem sich die höchste Staatsleitung beschränkte. Nur wenige von den Führern der großen Zeit bewahrten sich das Vertrauen des Königs; je sicherer er sich selbst fühlte, desto mehr war er geneigt, die gefügige Mittelmäßigkeit mit sich zu verbinden. Es war ihm vor dem Jahr 1806 nicht geglückt, für Preußen eine selbständige Politik durchzuführen, Schwanken, Halbheit, Kleinlichkeit hatten den Staat bis an den Rand des Verderbens gebracht, bald nach 1815 wurde Preußen ein stiller unbedeutender Staat, dessen Politik in Wien und Petersburg dirigirt wurde. Die großen Reformen im Innern kamen in Stocken, der billige und maßvolle Sinn des Königs vermochte doch nicht das Eindringen von Polizeiwillkür und einer rohen Cabinetsjustiz zu hindern, und die gewissenhaften Bemühungen des Königs, das materielle Gedeihen seiner Preußen zu fördern und als sparsamer Hausvater die Finanzen des verarmten Staates in Ordnung zu halten, erwiesen sich als gänzlich unzureichend, dem Volke das frohe Gefühl der Kraft und Gesundheit zu verleihen. Eine gewisse Verkümmerung kam auch in das Volk. Im ersten Jahrzehnt nach den Freiheitskriegen zürnten und kämpften die Stärkeren gegen den schwächlichen Mechanismus, der von Oben begünstigt wurde, sie wurden durch Gewalt und Ermattung allmälig zum Schweigen gebracht; das jüngere Geschlecht, welches heranwuchs, lebte gefügiger und bequemer, jeder zog

sich auf den engen Kreis seiner Privatthätigkeit in Wissenschaft, Genuß oder hinter seine Acten zurück. Am Hofe wurden die Zeugen der großen Zeit in der Mehrzahl unbequem, in der Luft, welche sich allmälig dort erzeugte, erschien der König auch als Leiter und Führer der vergangenen Erhebungszeit, was er in der Empfindung derer, welche an die Periode vor 1806 dachten und die große Zeit thätig durchgemacht hatten, die Wahrheit zu sagen, nicht gewesen war. Aber es liegt im Wesen der Majestät, sich über den eigenen Antheil an den Begebenheiten zu täuschen. Preußische Generale wurden bald durch ein Lob und einen Orden des russischen Kaisers mehr beglückt, als durch das sparsame Lob ihres eigenen Monarchen, und zuletzt fühlten sich auch die Berliner erfreut und geschmeichelt, wenn die große Gestalt des Czaars — den die russischen Generale jetzt gern den großen Poltron nennen — aus dem Portal des königlichen Schlosses in das Volksgewühl trat. Es ist hier nicht der Ort auszuführen, wie in der langen Regierungszeit Friedrich Wilhelm des Dritten und seines unglücklichen Nachfolgers das Verständniß der großen Aufgabe Preußens am Hofe, bei der Generalität und der Diplomatie und im Volke geringer wurde, und wie zuletzt die krampfhaften Verwirrungen des Jahres 1848 und die Reaction der folgenden Jahre als unvermeidliche Folge solcher schwachen Vergangenheit eintraten.

Hier soll mit den Worten eines einzelnen tüchtigen Mannes gezeigt werden, wie er selbst sich gegen die hereinbrechende Schwäche und ihre Gewaltthätigkeit zu vertheidigen suchte. Mühlenfels war nach der Schlacht bei Dennewitz, den Aufforderungen aus der Umgebung des Kronprinzen von Schweden folgend, als Freiwilliger in das schwedische Heer getreten, bei welchem mehre seiner Brüder standen, dem er selbst seiner engern Heimath, dem schwedischen Vorpommern, nach angehörte. Er hatte in der Schlacht bei Leipzig mitgefochten, die große Medaille für Tapferkeit erhalten und war zum Offizier ernannt worden. Aber die schlecht geheilten Wunden, welche er bei jenem Gemetzel der Lützowischen Reiter am 16. Juni erhalten, brachen wieder auf, er mußte das Heer verlassen, in milderem Klima seine Herstellung suchen. Er ging nach Heidelberg; dort vollendete er im J. 1816 seine Studien, wurde Doctor der Rechte, nahm seinen Abschied von dem schwedischen Militär und trat als Jurist in den preußischen Staatsdienst. Im December 1817 wurde er als Substitut des Staatsprocurators angestellt. In diesem Amt wußte er sich schnell das Vertrauen der Bürger und seiner Vorgesetzten zu erwerben; im Alter von vier und zwanzig Jahren stand er in ehrenvoller Thätigkeit mit einem immerhin ansehnlichen Gehalt und umfassender Wirksamkeit, geachtet, geliebt und geehrt in großem Freundeskreise, mit frohen, ja glänzenden Aussichten in die Zukunft.

Da brach über ihn, wie über den preußischen Staat das Verhängniß herein. Als 1819 nach der Ermordung Kotzebues die Demagogenuntersuchungen be-

gannen, wurde auch Mühlenfels der Theilnahme an staatsgefährlichen Umtrieben verdächtig. Er theilte das Schicksal mit Schleiermacher, Arndt und vielen der Besten. Sein entschlossener Muth bäumte sich gegen das Gewaltthätige und Gesetzwidrige der Untersuchung auf; und deshalb traf ihn der persönliche Haß eines nur zu einflußreichen Mannes. Die Willkür, mit welcher gegen ihn und seine Freiheit gefrevelt wurde, brachte zuletzt ihn, den gesetzestreuen Juristen, in die furchtbare Lage, daß es für ihn in Preußen kein Gesetz und Recht mehr gab. Da enthob er sich mit derselben fast dämonischen Willenskraft, mit der er sich bei Kitzen gegen die französische Uebermacht gewehrt und bei Dennewitz einen Antheil am Kampf errungen hatte, aus dem Bereich seiner Verfolger. Er entfloh aus der Hausvoigtei und entkam nach Schweden.

Eilf Jahre darauf, im Jahre 1830, wurde er von den preußischen Gerichten völlig frei gesprochen.

Wer jetzt die Anklageschrift, die Indicien, auf welche sich dieselbe stützt, und die freisprechenden Urtheile durchsieht, der wird ein finsteres Lächeln nur schwer unterdrücken. Er war verdächtig, weil er mit andern Verdächtigen, mit Follenius, mit Jung, Jahn, auch mit Arndt und Schleiermacher befreundet war. In dem Briefwechsel mit diesen Freunden war einige Male die Rede von Zusammenkünften, welche hie und da stattgefunden, hatten, oder stattfinden sollten, es war die Rede davon, daß man bereit sein müsse, daß irgend etwas geschehen müsse, daß man Hoffnung und Vertrauen auf die gute Sache nicht verlieren dürfe, eine Kasse zur Unterstützung der Verfolgten wird erwähnt, Mühlenfels hat den Vertrieb einer Flugschrift — über das Turnen — übernommen. Aus mehren Stellen war zu sehen, daß er und seine Freunde mit den politischen Verhältnissen Deutschlands höchlich unzufrieden waren, es war bei einem Verhafteten ein Verzeichniß von Namen gefunden worden, worauf sein Name mit denen anderer Verdächtiger stand. Man argwöhnte deshalb, daß er Mitglied einer Gesellschaft gewesen war, welche mehre Jahre vor seinem Eintritt in den preußischen Staatsdienst zu Gießen außer wissenschaftlichen Zwecken auch über eine bessere Concentration Deutschlands berathen, sogar an den König von Preußen als Oberhaupt Deutschlands gedacht hatte. Es war aber nicht zu erweisen, daß diese Gesellschaft der Schwarzen eine geheime Verbindung gewesen, jedenfalls nicht, daß Mühlenfels Theilnehmer derselben gewesen war. Von solcher Art waren die Beschuldigungen. Daß er in juristischem Sinne unschuldig war, darüber hat später ein preußisches Gericht entschieden. Daß er gerade bei mehren Punkten, welche den Argwohn der Polizeiseelen von 1819 erregten, in der Gegenwart auf große Sympathien zu rechnen hat, darf kaum bemerkt werden. Denn so sehr hat sich die Zeit geändert, daß, was im J. 1819 als hochverrätherisch verfolgt wurde, vierzig Jahre später durch königliche Worte und einzelne Anstrengungen preußischer Diplomaten als die höchste Aufgabe Preußens dargestellt worden ist. Aber wenn

die Politik der Machthaber vierzig Jahre braucht, ehe sie zu dem Erkenntniß großer Lebensbedürfnisse ihres Volkes durchdringt, so ist solche Langsamkeit nicht nur ein Unglück für sie selbst, auch für die Millionen, welche während dieser Zeit leben, und nicht zuletzt für die, welche sich am ersten und wärmsten mit der neuen Wahrheit erfüllt haben.

Denn auch der Briefwechsel der Angeschuldigten, so weit er bei den Untersuchungsacten Ludwig von Mühlenfels erhalten ist, gibt allerdings die lebhafte Empfindung, daß die Männer, die so schrieben, nicht staatsgefährlich waren. Es ist immer noch etwas von Weichheit und Gefühlsseligkeit darin zu erkennen, immer noch wird ein Mann leicht als groß und bedeutend, ein Moment, z. B. Genuß der schönen Gegend, Unterhaltung mit einem Gleichgesinnten als erhebend und begeisternd empfunden. Ein frommes Gottvertrauen, ein unschuldiges Vertrauen zu der eigenen Kraft, feste Ueberzeugung von der Reinheit des eigenen Strebens, fast ängstliches Bemühen, sich in den Empfindungen des Herzens edel und hoch zu halten, sind überall sichtbar. Bei den Stärkern, wie bei Mühlenfels selbst, bricht trotz der vorsichtigen Mäßigung, zu welcher der Briefschreiber in jener Zeit des Argwohns sich verpflichtet fühlte, doch zuweilen ein heftiger Zorn über die elende Lage heraus, in welche die vielgetheilte deutsche Nation gekommen war. Und die Briefe enthalten nichts, was auf das Andenken der Männer, welche sie schrieben, einen düstern Schatten werfen könnte. Aber trotzdem ist nicht zu leugnen, daß auch in diese sittlich strengen idealen Naturen ein krankhaftes Moment gekommen war. Sie, kein verächtlicher Theil der deutschen Jugendkraft, waren angefüllt mit politischer Leidenschaft, sie erhoben Forderungen, sie waren bereit, Gut und Leben an die Erreichung des Höchsten, an die Erhebung des Vaterlandes zu setzen, und sie lebten in der Atmosphäre der Karlsbader Beschlüsse, es gab keine freie Presse, es gab keine Tribüne, es gab kein Mittel für den Einzelnen, seine Ueberzeugungen einem weiteren Kreise mitzutheilen und zu politischer Geltung zu bringen. Eine engherzige Gewalt umschloß das Volksleben mit eherner Faust. Den Einzelnen stand kein Weg offen zu bessern und zu helfen, nur irgend ein Ungeheures schien retten zu können. In solcher stickenden Atmosphäre war es möglich, daß politische Schwärmerei einen exaltirten Jüngling bis zum Morde des unseligen Kotzebue brachte, und in solcher Zeit konnte es geschehen, daß auch Viele, welche stärker und gesünder organisirt waren, als der Mörder, in dieser Unthat kein Verbrechen zu erkennen vermochten. Es war eine unheimliche Verirrung des Urtheils, auch bei feinfühlenden Menschen eine Verkümmerung ihrer politischen Sittlichkeit. Und die reactionären Beamten, welche jetzt allmächtig wurden, empfanden sehr lebhaft die Gefahren einer solchen Verirrung, mehr als einer von ihnen, der als Spürer eine traurige Berühmtheit erhalten hat, zitterte in der Stille für sich selbst. Daher die scharfe Animosität, mit welcher die

Untersuchungen auch gegen Unschuldige betrieben wurden, daher der erbitterte Haß gegen alles, was wie selbständige Kraft aussah. Die Regierungen aber verfolgten mit einer Hast und Ungesetzlichkeit, welche ihnen überall als böses Gewissen ausgelegt wurde, die Symptome einer sittlichen Erkrankung im Volke, welche sie selbst durch Wortbrüchigkeit und Verkehrtheit erzeugt hatten.

Aus den Briefen und Untersuchungsacten Ludwigs von Mühlenfels ist durchaus nicht zu ersehen, wie er politische Gewaltthat ansah, und wie er in jener Zeit der Aufregung die That Sands beurtheilte, und selbst nach dieser Richtung hätte einem Verdacht, der übrigens nirgend ausgesprochen war, jede Begründung gefehlt.

So aber erzählt er selbst von Verhaftung, Proceß und Flucht.

Je denkwürdiger die Geschichte der Demagogenverfolgungen in den Jahrbüchern der deutschen Rechtspflege bleiben wird, desto willkommener, denke ich, muß jedem Freunde des Rechts ein Beitrag zu einer solchen Geschichte sein. Die folgenden Blätter erfüllen ihren Zweck, wenn sie die Richtigkeit des in dieser Angelegenheit schon längst gefällen Urtheils bestätigen und jeden Unbefangenen in den Stand setzen, über mein als hartnäckig ja wahnsinnig ausgeschrienes Betragen während der wider mich gepflogenen Untersuchung ein selbständiges Urtheil fällen zu können.

Man wird sich überzeugen, daß ich bei dem standhaften Widerstreben gegen Willkür von der Ansicht ausgegangen bin: „Unabhängigkeit der Justiz sei fast die einzige Wehr gegen den Strom roher Gewalt, der nach und nach Wohlstand und Freiheit in Deutschlands Gauen zu verschlingen droht. Doch sie könne nur erhalten werden durch Treue, besonnene Festigkeit und Aufopferungsfähigkeit der gerichtlichen Beamten, jedes Einzelnen in seinem Kreise. Was ich aber von meines Gleichen fordere, dessen müsse ich mich selbst fähig und bereit erweisen.“ Verdient diese Ansicht keinen Tadel, so ist es ebenso wenig zu mißbilligen, wenn ich sie consequent in der That durchzuführen versucht habe.

Jeder Aufmerksame, der die Lage erwägt, worin ich mich nach mehr als siebenvierteljähriger Haft befand, wird ferner meine Flucht aus dem Gefängniß nicht mit meiner bis dahin beobachteten Handlungsweise im Widerspruch finden. Es fehlte mir weder an Muth noch an Geduld, das Ungemach einer längern Haft zu ertragen; doch, wie ich das auch der Immediat-Untersuchungs-Commission ausgesprochen habe, der Spielball Kamptzischer Laune wollte ich fürder nicht sein, wollte nicht von dieser meine Befreiung abhängig wissen. Weder vom Gesetz noch vom Könige geschützt, mußte ich es Gott anheimstellen, ob aufs Neue an mir offenbar werden solle, wie stark er in dem Schwachen sei.

Es ist verbreitet worden, man habe mich mit Vorbedacht entrinnen lassen. Wie ungereimt dieses Gerücht ist, erhellt schon aus der Geschichtserzählung

meiner Flucht. Die vergeblichen Nachforschungen, welche die Berliner Polizei in so vielen Gegenden Deutschlands vornehmen ließ, zeigen zur Genüge, wie gern man mich wieder dem Gefängniß übergeben hätte. Niemand, ich betheure es auf mein Gewissen, wußte um die Ausführung meines freilich schon längst unter Bedingungen gefaßten Beschlusses. Meine Freunde wollte ich nicht gehässigen Verfolgungen aussetzen; durch Bestechungen mir meine Freiheit zu erkaufen, hielt ich meiner unwürdig. Ein an das Wunderbare grenzendes Zusammentreffen glücklicher Umstände, insbesondere die unglaublichen Anstrengungen, deren mein Körper bei einer gewissen Spannung des Geistes fähig ist, machte das Entkommen möglich. Ergriff ich nicht den Augenblick, so war eine langwierige Gefangenschaft, ich meine eine solche, die nur mit dem Haß des Herrn von Kamptz aufhörte, mein Loos; denn der königliche Befehl, ich solle zur Erleichterung der Haft auf die Festung Glogau gebracht werden, gelangte einige Tage nach meiner Flucht an die königliche Immediat-Untersuchungs-Commission, wie ich aus sichrer Quelle weiß.

In die Erzählung selbst habe ich so wenig als möglich eigene Urtheile gemischt, ich wollte der unparteiischen Entscheidung der Leser nicht vorgreifen und mich aller weitschweifigen juristischen Erörterungen enthalten, es war nicht mein Zweck, eine Abhandlung über Justizmord zu schreiben.

Am 14. Juli 1819 kam der königliche Polizeipräsident und Landrath des Kreises Köln, Struensee, begleitet vom Vicepräsidenten des Tribunals erster Instanz, dessen Gerichteschreiber, dem königlichen Polizeiinspector, einem Polizeisecretär und mehren Polizeisergeanten in meine Wohnung, und verlangte von meinen Wirthsleuten, da ihm bedeutet worden war, daß ich ausgegangen sei, unfehlbar aber alsbald wieder zu Hause kommen werde, die Schlüssel zu meinen Wohnzimmern. Die Herausgabe der Schlüssel wurde ihm unter dem Vorwande verweigert, daß ich sie zu mir gesteckt habe. Die Herren verweilten also sämmtlich im Hause bis zu meiner Ankunft. Nach den gebräuchlichen Höflichkeitsbezeigungen eröffnete mir Präsident Struensee, daß er höhern Orts, wie er sich ausdrückte, den unangenehmen Auftrag erhalten habe, alle meine Papiere in Beschlag zu nehmen; er ersuchte mich, ihm zu dem Ende die Schlüssel zu meinen Schränken und dem Schreibtische zu übergeben. Ich begehrte, bevor ich mich auf Weiteres einlassen könne, die Vorzeigung des höhern Befehls, womit zwar der Herr Polizeipräsident anfangs zurückhielt, endlich aber doch, als ich mit Ernst darauf bestand, ein vom Geheimen Oberregierungsrath von Kamptz im Namen des abwesenden Polizeiministers Fürst Witgenstein ausgefertigtes Requisitionsschreiben vorzeigte, worin er (Herr Struensee) aufgefordert wurde, die Papiere des staatsgefährlicher Umtriebe verdächtigen subst. Staatsprocurators von Mühlenfels in Beschlag zu nehmen und schleunigst versiegelt an das königliche Polizeiministerium in Berlin einzusenden.

Nach Durchlesung dieses Schreibens bemerkte ich dem Herrn Polizeipräsidenten, daß ich zwar im Allgemeinen nichts gegen die Beschlagnahme meiner Papiere einzuwenden habe, nur müsse ich um so strenger auf die Beobachtung gesetzlicher Formen halten, als deren Bewachung meinem Amte insbesondere zugewiesen sei, und aus dem Grunde nach dem Artikel 430 des Criminalgesetzbuchs darauf bestehen, daß der Generalprocurator beim königlichen Appellhofe die Beschlagnahme meiner Papiere verfüge, wenn dieser dem vorbemeldeten Schreiben Folge leisten zu müssen glaube. Der Herr Struensee bestand jedoch auf der buchstäblichen Vollziehung des ihm gewordenen Auftrags, behauptete, es zieme ihm nicht, über die Recht- oder Unrechtmäßigkeit desselben zu raisonniren, und ließ fallen, er würde Gewalt brauchen müssen, wenn ich mich länger weigere, ihm den Zutritt zu meinen Papieren zu gestatten.

Meine Erklärung war hierauf: „Der Polizeipräsident könne in seiner Eigenschaft als höherer Beamte und in der Ueberzeugung, daß der Befehl des Herrn von Kamptz den Vorschriften des rheinischen Gesetzes gradezu widerspreche, einen solchen zu seiner Rechtfertigung nicht vorschützen. Er wisse, daß der Herr von Kamptz, wie jeder andere Staatsdiener, dem Gesetze unterworfen sei. Die blinde Subordination gegen jeden von einem höheren Beamten ausgehenden, aber vollkommen ungesetzlichen Befehl würde ihn im schlimmsten Fall selbst zum Henkersknechte herabwürdigen können. Er, als gerichtlicher Beamte berufen, über die Beobachtung der Landesgesetze zu wachen, wolle durch feige Unterwürfigkeit keinen Theil an irgend einer Rechtsverletzung nehmen." Um ärgerlichen Auftritten vorzubeugen, erbot ich mich, den Geheimen Staatsrath Herrn Daniels, Präsidenten des Oberappellationshofes, und den die Stelle des Generalprocurators versehenden Generaladvocaten Herrn von Sandt schriftlich in meine Wohnung einzuladen; „werde von diesen die Beschlagnahme meiner Papiere verfügt, so unterwerfe ich mich derselben." Schließlich bat ich den Herrn Polizeipräsidenten, sich als Gast in meiner Wohnung anzusehen und zu benehmen. Nach einigen Bedenklichkeiten von Seiten des Herrn Struensee wurde mein Vorschlag angenommen und ausgeführt.

Der Geheime Staatsrath und Generaladvocat erschienen nach einer Weile und erkannten beiderseits die Rechtmäßigkeit meiner Weigerung an. Der Geheime Staatsrath äußerte bei dieser Gelegenheit, „es sei ebenso auffallend als kränkend, daß die königlichen Behörden in Berlin so wenig Achtung vor der rheinischen Gerichtsverfassung an den Tag legten, um so dringender sei die Pflicht der rheinischen Beamten, pünktlich auf Beobachtung der Gesetze zu halten." Der Geheime Staatsrath entfernte sich bald und überließ dem Generaladvocaten, das Weitere in der Sache zu verfügen. Dieser hielt die Beschlagnahme meiner Papiere für nothwendig und nahm sie in meiner und des Polizeipräsidenten Gegenwart, dem ich das Zugegensein als Zeugen nicht ver-

weigern zu können erklärte, vor. Es wurde besonders nach einem Frag- und Antwortbüchlein geforscht, dessen Besitz ich nicht ableugnete, ohne es jedoch unter meinen Papieren zu finden. Am andern Morgen, als ich die Broschüre fand, übersandte ich sie dem Generaladvocaten mit einem Begleitungsschreiben.

Drei Tage vergingen ohne weitere Anfechtungen. Am 13. Juli wurde mir der vom Geheimen Staatsrath Daniels unterzeichnete Verhaftsbefehl durch den Generaladvocaten vorgezeigt und ich sogleich ins Gefängniß geführt. Tags darauf begann das Verhör, welches innerhalb drei Wochen wenigstens zweimal wöchentlich gehalten wurde, wobei auch der Generaladvocat dann und wann zugegen war. Meiner Schuldlosigkeit mir bewußt, beantwortete ich alle an mich gerichteten Fragen freimüthig und gewissenhaft, ablehnend jedoch allezeit die Darlegung meiner Gesinnung über dieses oder jenes Ereigniß in Wort und That dritter Personen. Ich glaubte, daß es nicht in das Gebiet des untersuchenden Richters gehöre, die Gewissen zu erforschen, sobald nicht das Vergehn des Beschuldigten die Erforschung seines Gemüthszustandes psychologisch nothwendig mache. Meine Bemühungen, von meinem Herrn Inquirenten die nähere Bestimmung des mir zur Last gelegten Verbrechens oder die Gründe, worauf der Verdacht beruhe, zu erfahren, waren immer erfolglos. Der Herr Inquirent versicherte mir, „er sei nur commissarischer Untersuchungsrichter, ihm fehle selbst die tiefere Einsicht in die Sache, woraus ich mir auch die so oft mich befremdende Vorlegung sogenannter Gewissensfragen erklären könne.“ Wiewohl ich in dem Verhaftsbefehl, der nach den Bestimmungen des rheinischen Gesetzes die Angabe des angeschuldigten Verbrechens enthalten soll, auf die bevorstehenden Verhöre, worin ich von den Beschuldigungsgründen werde in Kenntniß gesetzt werden, angewiesen worden war und ich demohngeachtet in den ersten 3—4 Wochen der Untersuchung der Erfüllung jener Zusage vergebens entgegensah, so beruhigte mich doch der Umstand, daß die Untersuchung übrigens in der Form durchaus das Gepräge eines gesetzlichen Charakters trug; ich tröstete mich damit, daß die Untersuchung kraft der Sicherheit, welche jeder Beschuldigte nach rheinischem Gesetz hat, bald ihr Ende erreichen müsse. Ich hatte mich getäuscht. Mir kam zu Ohren, daß der Generaladvocat keine Einwirkung mehr auf die Untersuchung habe. Deshalb fragte ich bei demselben an, in welchem Verhältniß ich dermalen als Beschuldigter zu ihm als Staatsanwalt mich befinde, worauf ich die schriftliche officielle Antwort erhielt, „daß ein höherer Befehl ihm die Concurrenz bei der gegen mich zu führenden Untersuchung untersagt habe, und er sich also jeder Mitwirkung bei derselben enthalten müsse.“ Aehnlichen Bescheid auf meine desfallsige Anfrage ertheilte mir auch der Geheime Staatsrath Daniels, mit der Erläuterung gleichwohl, „daß die Untersuchung wider mich nicht auf gerichtlichem sondern auf polizeilichem Wege, gemäß einer Verfügung des königlichen Polizeimini-

sterii in Berlin, solle geführt werden", und erklärte sich geneigt und bereit, der höheren Weisung Folge zu leisten. Vergebens stellte ich vor, daß dem rheinischen Gesetz eine solche Polizeiuntersuchung durchaus fremd sei, daß die Ausschließung des öffentlichen Ministerii bei einer Untersuchung mit dem Geiste und den ausdrücklichen Bestimmungen der rheinischen Gesetzgebung in geradem Widerspruch stehe, vergebens bemerkte ich, daß durch jenen Befehl des Polizeiministerii die Person des Geheimen Staatsraths und Oberappellationspräsidenten Daniels, der noch vor Kurzem in derselben Sache den Polizeipräsidenten mehr zum Gehorsam gegen das Gesetz als gegen willkürliche Befehle ermahnt habe, zu der Function eines Polizeicommissarii erniedrigt werde. Der Geheime Staatsrath beharrte auf seinem Entschluß, die Untersuchung auf polizeilichem Wege mit Ausschluß des Staatsanwaltes wider mich zu führen.

Demnach erklärte ich dem Geheimen Staatsrath Daniels zu Protokoll, „daß ich so lange auf die in der Untersuchung an mich gerichteten Fragen jede Antwort weigern würde, als bis dieselbe den gesetzlichen Charakter wieder würde angenommen haben." Beinahe drei Wochen gingen hin, ohne daß meinen Beschwerden abgeholfen wurde. Mich berufend auf das noch in Kraft bestehende Gesetz, welches den betreffenden Minister im Fall einer gesetzwidrigen Verhaftung gesetzlicher Ahndung unterwirft, denuncirte ich den Minister, der meine Verhaftung veranlaßt und die bisher gerichtliche Untersuchung in eine vorläufig polizeiliche umgewandelt hatte, des Verbrechens gesetzwidriger Verhaftung, welches die Strafe fünfjähriger Landesverweisung nach sich ziehen soll. Die Denunciationsschrift übersandte ich dem Generaladvocat zur weitern Verfügung, der mir die befriedigende Antwort ertheilte, „daß er sie als rechtsbegründet der höhern Behörde zur geeigneten Veranlassung eingereicht habe."

Einige Zeit später eröffnete mir der Geheime Staatsrath Daniels, „er habe den Befehl von Berlin erhalten, mich dahin führen zu lassen, ich möge mich also bereit halten, unter Bedeckung nach der Residenz abzugehen." Mehr befremdet über des Geheimen Staatsraths Gehorsam gegen einen den Gesetzen des Landes und dem Ansehn des Oberappellationshofes so offenbar Hohn sprechenden Befehl, als über diesen Befehl selbst, bat ich die Generalversammlung des königlichen Appellationshofes am Tage, wo dieser Gerichtshof sich auflösen sollte, um einem neu organisirten Platz zu machen, um Schutz. Doch des Feuereifers einiger trefflichen Mitglieder ungeachtet sahen sich die Uebrigen als Glieder eines schon abgeschiedenen Körpers an; die beabsichtigte Protestation löste sich auf das Gerücht, Se. Majestät der König habe die Schritte des Ministeriums in meiner Angelegenheit gut geheißen, in eine laue Vorstellung zu Gunsten meines Rechtes auf, die zwar nach Berlin eingesandt worden ist, allein von den Acten, die der Immediat-Untersuchungs-Commission in Berlin zugestellt wurden, entfernt gehalten worden zu sein scheint; wenigstens haben ver-

schiedene Mitglieder jener Commission mir wiederholt auf meine Nachfrage versichert, daß sie ihnen nie zu Gesichte gekommen sei.

Der Geh. Staatsrath Daniels wartete nicht etwa einen Bescheid auf des Oberappellationshofes eben erwähnte Vorstellung ab, sondern setzte auf den 10. September 1819 den Tag meiner Abführung nach Berlin fest.

In dem Unwillen, den eine solche Behandlung in mir erregte, gab ich an dem Tage vor meiner Abreise eine feierliche Protestation gegen das illegale Verfahren zu Protokoll, worin ich meinen unwandelbaren Entschluß aussprach, nur einer competenten Behörde Rede stehen zu wollen.

Sowohl während meiner Gefangenschaft in Köln, als auch auf der Reise nach der Residenz, auf welcher ich keinen andern Begleiter hatte, als den Gensdarmerielieutenant Becker von der Kölner Brigade, dessen menschenfreundliches gütiges Betragen ich nie vergessen werde, wäre es mir ein Leichtes gewesen, mich in Freiheit zu setzen; allein ich hielt es, meines Amtes nicht entlassen, für unsittlich, Verbindlichkeiten eigenmächtig aufzulösen, ohne den Ausspruch des Staatsoberhauptes, der mir Schutz und Genugthuung gewähren konnte, zu erwarten.

Nach meiner Ankunft in Berlin den 17. September 1819, wo ich dem Stadtvoigteigefängniß übergeben wurde, legte mir der Regierungsrath Grano die in Köln aufgenommenen Untersuchungsacten, so weit sie sich in seinen Händen befanden, zur Recognition vor; ich sah sie durch und erkannte sie als richtig an. Dem Justizrath Schmidt, der mich am 8. October über gewisse Punkte, mein Verhältniß zu den Pfarrern Dambois und Snell, vernehmen sollte, mußte ich im Sinne meiner Protestation die Antwort weigern.

In welcher Behörde Gewalt ich mich eigentlich befand, erfuhr ich erst gegen Ende des Monats October, wo der Vicepräsident des königlichen Kammergerichts, von Trütschler, begleitet von den Kammergerichtsräthen von Sydow, Hoffmann, Kuhlmeier, von Gerlach, dem Polizeirath Kaiser und Regierungsassessor Tschoppe in mein Gefängniß trat und mir die versammelten Personen als Mitglieder der von Sr. Majestät dem König zur Untersuchung staatsgefährlicher Umtriebe für die preußischen Staaten allergnädigst angeordneten Immediat-Commission unter seinem Präsidio vorstellte. Der Herr von Trütschler äußerte sich bei dieser Gelegenheit: „er hoffe, ich werde mich den Befehlen des Souveräns fügen und nicht ferner auf meiner Weigerung bestehen. Der Souverän habe nach preußischen Landesgesetzen ein unbestreitbares Recht, eine Commission zu bestellen; er (v. Trütschler) kenne das rheinische Gesetz nicht genau genug, um über die Rechtmäßigkeit meiner Ansprüche entscheiden zu können. Wenn es aber gleichwohl am Tage liege, daß das in Köln gegen mich beobachtete Verfahren ein von der Polizeibehörde eingeleitetes ungesetzliches sei, so wäre doch meinen Beschwerden jetzt abgeholfen, da ich vor einer

Behörde stehe, die nach streng rechtlichen Formen die Untersuchung zu führen verpflichtet sei."

Hierauf erwiderte ich: „„daß ich der königlichen Immediat-Untersuchungs-Commission meine Rechtsansprüche näher auseinanderzusetzen gedenke; vorläufig müsse ich aber dem Herrn Präsidenten bemerken, daß ich die Immediat-Untersuchungs-Commission zur Führung der Untersuchung nicht mehr competent halte, als das königliche Polizeiministerium. Der König habe das Fortbestehn der rheinischen Gesetze sanctionirt und könne für einen einzelnen Fall ohne ein promulgirtes Gesetz das gerichtliche Verfahren zum Nachtheil eines Unterthanen nicht ändern, es sei denn, daß er sich eines Machtspruchs schuldig wissen wolle. Würde jedoch die Commission mich von der Unrichtigkeit meiner Ansicht überzeugen, so versichre ich auf mein Ehrenwort, daß meine Weigerung aufhören solle."

Nachdem ich am 8. November 1819 der Immediat-Untersuchungs-Commission eine Vorstellung übergeben hatte, worin ich darauf antrug, daß die Commission die Criminaluntersuchung von sich ablehnen möchte, machte mich der Kammergerichtsrath Hoffmann, der zum Inquirenten in meiner Sache ernannt worden war, am 12. December 1819 mit dem Inhalte des Cabinetsbefehls bekannt, wodurch der Immediat-Untersuchungs-Commission die Untersuchung wider mich aufgetragen worden war, dessen Mittheilung ich bisher ohne Erfolg wiederholt verlangt hatte; er lautete ungefähr so: „Obgleich mehre wegen hochverrätherischer Umtriebe zur Untersuchung gezogene Individuen in dem Bezirk der provisorisch bestehenden französischen Criminalgerichtsordnung gelebt hätten, so werde dennoch hiemit der Immediat-Commission die Untersuchung wider gedachte Individuen nach den Vorschriften der preußischen Criminalgerichtsordnung aufgetragen, wonach sich zu achten." Auf die Frage des Kammergerichtsraths Hoffmann, was ich nun noch zu erinnern habe, äußerte ich mich zu Protokoll: „ich müsse auf die in meiner Eingabe an die Immediat-Untersuchungs-Commission ausgeführte Ansicht, daß ein hoher Cabinetsbefehl nicht die rechtskräftige Folge haben könne, einem Unterthanen wohlerworbene Rechte zu kränken, beharren; ich könne mich also auf die Untersuchung vor der Immediat-Untersuchungs-Commission nicht einlassen."

Am 27. December endlich erhielt ich Kenntniß von dem Beschluß der königlichen Immediat-Untersuchungs-Commission auf meine Eingabe vom 8. November: „Die Commission erkläre sich competent, hieß es, weil die Connexität der Sache einen Rechtsgrund enthalte, weshalb der König eine Ausnahme von den Vorschriften des französischen Criminalprocesses, der überdies nur provisorisch bestehe, machen könne." Für die Rechtfertigung dieses Beschlusses konnte Herr Hoffmann, der ihn mir vorlegte, nichts Erhebliches anführen. Ich ließ

mich nun zu Protokoll dahin aus: „Meine aus Rechtsgründen der Commission entwickelte Ansicht sei zwar unverändert geblieben; da indessen die königliche Commission weniger in dem Cabinetsbefehl, als vielmehr in der Natur der Sache (der Connexität) den Rechtszustand für ihre Competenz finde, und ich mich vor Männern solcher Einsicht bescheiden müsse, daß ich in meiner Ansicht von der Theorie der Wissenschaft irren könne, wie ich mich denn auch in meinen früheren Ausführungen dahin erklärt habe, daß ich mich ohne Widerrede werde auf die Untersuchung haben einlassen müssen, dafern der königliche Appellationshof in Köln einen Beschluß in meiner Angelegenheit hätte fassen dürfen — so compromittire ich auf die Entscheidung eines Gerichtshofs, den der König zu bestimmen geruhen wolle, über diese Rechtsfrage und unterwerfe mich dem Ausspruch desselben unbedingt. Ich führte dann weiter aus: Allgemeine Rechtsprincipien, nach welchen das mildere Gesetz im Zweifel gegen den Beschuldigten anzuwenden sei, rechtfertigten ohnehin schon meine Berufung auf das rheinische Gesetz, indem ich zu erweisen vermöge, daß für meinen Fall die Milde des Gesetzes gerade in der Form der Untersuchung bestehe. Nämlich: Erstens habe ich nach rheinischem Recht noch bei vorläufiger Untersuchung mehre Instanzen. Zweitens stehe ich nach demselben vor einem Instructionsrichter und dem öffentlichen Ministerium, welches immer ein wachsames Auge auf die Untersuchung haben müsse — ein unbestrittner Vorzug für die Unschuld. — Drittens. Unter keiner Bedingung habe ich, wie nach Vorschrift der preußischen Criminalordnung, Maßregeln zur Erpressung eines Geständnisses zu befürchten. Viertens. Bei dem größten Vertrauen zu den gegenwärtigen Mitgliedern der königlichen Immediat-Untersuchungs-Commission könne ich nicht sicher sein, ob die Commission noch morgen in dem heutigen Verhältniß zu mir bestehe. Endlich entbehre ich eines Trostes, der doch dem niedrigsten Verbrecher zu Theil werde, nämlich den, die künftigen Richter zu wissen. Der Cabinetsbefehl, welcher der Immediat-Untersuchungs-Commission nur inquisitorische Gewalt beilege, bestimme meine künftigen Richter keineswegs, und müsse ich befürchten, so wie auf außerordentlichem Wege meine Abführung von Köln und die Führung der Untersuchung dort und hier in Berlin angeordnet worden, so könne auch das Erkenntniß gegen mich gefunden werden. Ich trug schließlich darauf an, die königliche Immediat-Untersuchungs-Commission wolle bei der höhern Behörde dahin berichten, daß dem königlichen Revisionshofe in Berlin die Entscheidung über den streitigen Rechtspunkt möge überlassen werden.“

Unterm 24. December 1819 hatte ich an den Justizminister für die Rheinprovinzen, Großkanzler von Beyme, geschrieben und ihn um seine Verwendung gebeten, daß meine Angelegenheit endlich eine gesetzmäßige Wendung erhalten möge. Diesem folgte einige Tage später, wo ich von dem oben erwähnten

Beschluß der Immediat-Untersuchungs-Commission in Kenntniß gesetzt worden war, ein anderes Schreiben, worin ich Se. Excellenz von dem veränderten Standpunkt, auf welchem ich mich nun zu befinden glaubte, benachrichtigte. Dieses letzte Schreiben händigte der Kammergerichtsrath Hoffmann mir am 17. Januar 1820 mit der Bemerkung wieder ein, „daß der Großkanzler von Beyme seines Amtes als rheinischer Justizminister entlassen worden sei.“ Diese Nachricht war ebenso niederschlagend als unerwartet für mich. Unter allen höhern Staatsbeamten wußte ich Keinen, der eine so treue Anhänglichkeit an seinen König mit dem Eifer für des Volkes Beste, mit solcher Gewissenhaftigkeit und so tiefer Einsicht verband. Mein Zutrauen zu diesem edlen Manne war um so fester, als sein vergangenes Leben bürgte, daß ihm Wahrheit und Recht höher galt, als Fürstengunst. Da ich zugleich vernahm, daß die Minister von Humboldt und von Boyen verabschiedet worden waren, so konnte ich über den Einfluß, welchen die Angelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft für die Zukunft in Preußen erleiden würden, kaum in Zweifel bleiben. Nur zu bald fand ich meine Schlußfolgerungen gerechtfertigt, als der Kammergerichtsrath Hoffmann mir eröffnete, „daß die königliche Immediat-Untersuchungs-Commission unter dem 20. Januar 1820 beschlossen habe, meinen Eigensinn im Fall fortgesetzter Weigerung durch Zwangsmittel, die vorläufig in Entziehung der Lectüre und Schreibmaterialien bestehen sollten, zu brechen.“ Ich benutzte die gegebene Bedenkzeit, um die Immediat-Untersuchungs-Commission auf die Ungesetzlichkeit der Anwendung solcher angedrohten Zwangsmittel aufmerksam zu machen, und wandte mich endlich selbst mit meiner Bitte um gerechten Schutz in einer ehrerbietigen Vorstellung an den König. Auf die oben erwähnte Eingabe an die Immediat-Untersuchungs-Commission wurde mir als Antwort ein Decret der Commission durch den Kammergerichtsreferendarius von Tornow insinuirt, welches lakonisch genug lautete: „auf meine falsche Auslegung des preußischen Landrechtes komme es nicht an und habe es bei dem einmal gefaßten Concluse sein Bewenden.“

Am 17. Februar 1820 machte mich hierauf der Kammergerichtsrath Hoffmann mit dem Inhalte eines allerhöchsten Cabinetsbefehls d. d. 17. Februar 1820 bekannt, der etwa folgender war: „Des Königs Majestät habe für alle seine Staaten die Immediat-Untersuchungs-Commission bestellt, damit sie genau und sorgfältig die wider die Ruhe des Staats obwaltenden Umtriebe erforsche. Nichts desto weniger berufe sich der von Mühlenfels auf sein privilegirtes Forum. Da jedoch demselben mehre Male der Ungrund seiner Berufung auf die in den königlichen Rheinprovinzen sein vermeintliches Recht schützende Gerichtsverfassung sei bedeutet worden, so sei seine beharrliche Weigerung ein strafbarer Ungehorsam. Se. Majestät billigen daher die gegen gedachten v. M. verhängten Zwangsmaßregeln und befehlen der königlichen Immediat-Untersuchungs-

Commission, damit fortzufahren und über den Erfolg an den Justizminister von Kircheisen zu berichten."

Der Kammergerichtsrath Hoffmann forderte mich nach Vorlesung des allerhöchsten Befehls zur Erklärung auf, die ich dahin gab: „Vor allem müsse ich bemerken, daß der königliche Befehl auf der unrichtigen Voraussetzung beruhe, mir sei der Ungrund meiner Berufung auf das rheinische Gesetz bedeutet worden; das sei nie geschehn. Wolle ich auch annehmen, daß der König, im Fall ich wirklich des Hochverraths beschuldigt sei, commissarische Richter ernennen könne, so dürfe ich doch unter keiner Bedingung gezwungen werden, auf die Form der Untersuchung und der Urtheilsfindung nach rheinischem Recht Verzicht zu leisten; ich könne also nicht umhin, auf meiner Weigerung zu bestehen, bitte aber um die Vergünstigung, mich noch einmal in einer ehrerbietigen Vorstellung an Se. Majestät wenden zu dürfen, um den Vorwurf des Ungehorsams von mir abzuwenden." Der Kammergerichtsrath machte mir, nachdem meine Erklärung zu Protokoll genommen war, mit bedenklicher Miene die Bemerkung, „daß meine Weigerung, worauf ich dem königlichen Befehl zum Trotz beharre, das Verbrechen beleidigter Majestät involviren könne," worauf ich über die Strafbarkeit meiner Weigerung das Erkenntniß eines Gerichtshofs begehrte. Weder auf das eine noch das andere Gesuch ertheilte mir die Immediat-Untersuchungs-Commission je Bescheid.

Die Anwendung der Zwangsmittel hatte mittlerweile ihren Anfang genommen. Meine Bibel ausgenommen, waren mir alle Bücher, Papier, Feder und Tinte, mit einem Worte alles, was mich hätte einigermaßen in meiner Einsamkeit zerstreuen können, entzogen worden. Ich gestehe es, härter konnte ich nicht gepeinigt werden. Jede andere Tortur würde ich leichter überwunden haben; ich prüfte mich deshalb für die ungewisse Zukunft, denn als der Kammergerichtsrath Hoffmann mir versicherte, man würde zu härteren Zwangsmitteln, z. B. Wasser und Brod schreiten, wenn die gelinden, wie er's nannte, ihren Zweck verfehlen sollten, so ließ ich mir von Stunde an blos Mittags eine Wassersuppe aus dem Speisehause bringen und begnügte mich mit dieser kargen Kost einen vollen Monat hindurch, worauf mein Inquirent es bei dem schon angeordneten Zwangsmittel bewenden ließ.

Zwei Monate verstrichen so ohne die geringste Veränderung. Am 15. April 1820 faßte die Immediat-Untersuchungs-Commission endlich den Beschluß, die Untersuchung wider mich in contumaciam zu führen, weil die angewandten Zwangsmaßregeln ohne Erfolg geblieben waren. Der Herr Hoffmann machte mich mit diesem Beschluß der Commission bekannt. Ich erklärte zu Protokoll: „daß ich, ohne ein solches Verfahren hindern zu können, gleichwohl, wie ich die königliche Immediat-Untersuchungs-Commission für rechtlich unbefugt halte,

die Untersuchung wider mich zu führen, auch dem Oberlandsgericht in Breslau (welchem mittlerweile durch einen königlichen Befehl das Erkenntniß in dieser Angelegenheit zugewiesen worden sein sollte) das Recht der Urtheilsfällung über mich absprechen müsse, mir es vorbehalte, diesem Gerichtshof meine Rechte zu seiner Zeit auszuführen und zu dem Behuf um die Zuordnung eines Rechtsbeistandes nachsuche, wenn nicht die Commission mir die nöthigen Hülfsmittel für die Ausarbeitung meiner Rechtsausführung gewähren wolle. Die Wahl eines Vertheidigers, der sich nach beendigtem Contumacialverfahren mit mir besprechen könne, wurde mir zugestanden.

Am 18. Mai legte mir der Kammergerichtsrath einen allerhöchsten Cabinetsbefehl vom 6. Mai 1820 des Inhalts vor: „Se. Majestät entlassen den bisherigen Hauptstaatsprocurator, Dr. Ludwig von Mühlenfels, seines Amtes, weil derselbe in der wider ihn schwebenden Criminaluntersuchung so gravirt sei, daß ihm sein Amt nicht füglich ferner anvertraut werden könne. Ein Begleitschreiben des Justizministers von Kircheisen, an die Immediat-Untersuchungs-Commission gerichtet, suchte meine Entlassung aus den Befugnissen, welche das rheinische Gesetz der Regierung ertheile, zu rechtfertigen und gab meinen Trotz und Ungehorsam sogar gegen allerhöchste Befehle als Beweggrund meiner Verabschiedung an. Da mein Gehalt, dessen Hälfte mir bisher monatlich zu meiner Ernährung im Gefängniß war ausgezahlt worden, nun wegfiel, so wurden mir 12 Gr. täglich dem königlichen Befehl gemäß ausgesetzt.

Zwei Monate nach dem Beschlusse der Commission, das Contumacialverfahren betreffend, begann endlich dieses mit einer neuen fruchtlosen Ermahnung des Herrn Inquirenten, mich auf die Untersuchung einzulassen; indessen weigerte ich mich so wenig jetzt als früher vor dem Regierungsrath Grano, die vom geheimen Staatsrath Daniels in Köln aufgenommenen Protokolle als richtig und mit meinen damaligen Erklärungen übereinstimmend anzuerkennen; dagegen mußte ich die Anerkennung dreier von mir an den Dr. Jung in Berlin geschriebenen Briefe, die Herr Hoffmann mir im Original vorlegte, mit der Erklärung ablehnen, „daß eine solche Anerkennung eine Einlassung in die Untersuchung enthalten würde.“ Trotz der Versicherungen des Herrn Inquirenten, die Untersuchung werde in acht Tagen beendet sein, zog sie sich bis zu Ende des Augustmonats hin. Sie schloß damit, daß der Herr Inquirent mir den Inhalt der von ihm aufgenommenen species facti in Gegenwart des Advocaten Haaß, der als mein Rechtsbeistand dazu berufen worden war, vorlas. Nach fünf Vierteljahren erfuhr ich solchergestalt endlich alles, wessen ich beschuldigt war. Doch waren die in der species facti zusammengestellten Beschuldigungspunkte eben nicht geeignet, mir das Räthsel, was die Immediat-Untersuchungs-Commission bewogen haben könne, die Criminaluntersuchung gegen mich zu eröffnen, zu lösen. Die Versicherungen des Herrn Inquirenten, daß ich unfehlbar inner-

halb 14 Tage meiner Freiheit mich erfreuen werde, ließen mich alle Kränkungen der letztvergangenen schweren Zeit vergessen. Ich gab mich ganz den seligen Empfindungen hin, welche die Sehnsucht nach Freiheit und die gespannteste Erwartung mir einflößten. Den Worten des Herrn Hoffmann konnte ich um so weniger mißtrauen, als ich einige Tage später zu meiner unaussprechlichen Freude vernahm, daß die königliche Immediat-Untersuchungs-Commission durch den Beschluß vom 22. August 1820 meine Freilassung verordnet habe, „weil kein gesetzlicher Grund vorhanden sei, mich länger verhaftet zu halten." Den Vorschmack der Freiheit gab mir, wie ich mir einbildete, die Immediat-Untersuchungs-Commission dadurch zu kosten, daß ich wieder in den Besitz meiner Schreibmaterialien und Bücher gesetzt wurde und einige Tage später die Erlaubniß erhielt, den Besuch einiger Freunde dann und wann anzunehmen. Meine Lage wurde nun zwar um vieles erträglicher, allein das Harren von Tag zu Tag auf die Freiheit, die ich immer so nahe glaubte, raubte meinem Gemüthe die ruhige Fassung, die es durch die früheren Entbehrungen und Plackereien nicht eingebüßt hatte.

Dieser Zustand zwischen Furcht und Hoffnung währte sieben Monate. —

Die Verzögerung meiner Freilassung hatte, wie ich bald vernahm, ihren Grund in der Weigerung einer mir bis dahin nur dem Namen nach bekannten Behörde, der königlichen Ministerialcommission, die Vollziehung des Beschlusses der Immediat-Untersuchungs-Commission vom 22. August 1820 zuzulassen, und zwar unter dem Vorwande, „daß die wider mich gepflogene Untersuchung in contumaciam nicht gesetzlich sei." Ein königlicher Befehl hatte nämlich bald nach dem Beginn der Untersuchungen (die man unter der Rubrik „wider demagogische Umtriebe" zu begreifen pflegte) die sogenannte Immediat-Untersuchungs-Commission gewissermaßen unter die Controle einer noch unmittelbareren Behörde, der Ministerialcommission, gestellt, die unter dem Vorsitz Sr. Durchlaucht des Fürsten Staatskanzlers nach höhern Rücksichten entschied, ob einem Individuum ohne Verletzung der Staatsraison die Freiheit wiedergegeben werden könne. Zwar behaupteten die Mitglieder der Immediat-Untersuchungs-Commission, gegen die ich mich oft über den Verzug meiner Freilassung beklagte, daß jene hohe Behörde nicht das Recht habe, ihre Beschlüsse unwirksam zu machen, allein ich hatte ja im Laufe dieser Untersuchung bitter genug erfahren müssen, wie wenig das Recht gilt, wenn die Macht fehlt, als daß mich jene Versicherung hätte beruhigen können.

Mein Vertheidiger, der Justizcommissarius Reinhardt, ein Rechtsfreund im edelsten Sinne, ließ sich indeß keine Mühe verdrießen, um meine und des Rechtscandidaten Follenius Freilassung zu bewirken. Seine Bemühungen, mit Vorstellungen zu unsern Gunsten bei der Ministerialcommission durchzudringen, waren allezeit vergebens. Ebenso fruchtlos waren die wiederholten Anträge

der Immediat-Untersuchungs-Commission an die Ministerialcommission auf die Vollstreckung ihrer rechtskräftig gefaßten Beschlüsse.

Gegen das Ende des Monats December schien aufs neue eine Untersuchung gegen mich beginnen zu sollen. Ich wurde aus dem Gefängniß vor den Kammergerichtsrath Kuhlmeier geführt, der mir die Frage vorlegte, ob ich nun, da sich einem Rescripte des Justizministers von Kircheisen zufolge neue Indicien gegen mich gefunden hätten, bereit sei, der untersuchenden Behörde Rede zu stehen. Entrüstet über den Inhalt des ministeriellen Rescriptes, das der Immediat-Untersuchungs-Commission dringend einschärfte, im Fall fortgesetzter Weigerung von meiner Seite ernstere Zwangsmittel als bisher gegen mich anzuwenden, wiederholte ich entschieden meine Weigerung, und erklärte zugleich dem Kammergerichtsrath Kuhlmeier, der von mir vertrauliche Mittheilungen über Gegenstände der Untersuchung, die meine Freunde betrafen, wozu ich mich früher willig verstanden hatte, begehrte, „daß ich zu Männern, die so wenig ihre Selbständigkeit als gerichtliche Beamte zu vertheidigen wüßten, kein Vertrauen mehr habe, mich folglich auch zu keinen vertraulichen Mittheilungen fernerhin bereit finden lasse.“ Der Kammergerichtsrath Hoffmann setzte mich nicht lange darauf von den eben erwähnten Indicien in Kenntniß. Sie beruhten auf der Angabe eines gewissen Justizraths Hoffmann in Rödelheim bei Frankfurt a. M., der vor dem großherzoglich hessischen Regierungsbevollmächtigten im Verhöre ausgesagt hatte: „Er, Hoffmann, habe 1815 an der Spitze eines geheimen Bundes gestanden, dessen Zweck gewesen sei, auf die Vereinigung Deutschlands unter einem Oberhaupte (etwa des Königs von Preußen) mit ständischer Verfassung hinzuwirken. Der durch ganz Deutschland verbreitete Bund, in den auch, jedoch wider seinen Willen, Studenten aufgenommen worden wären, sei jedoch bald nach seiner Entstehung im Herbst 1815 auf einer Versammlung zu Frankfurt a. M. aufgelöst worden, nachdem sich die Mitglieder gegenseitig Verschwiegenheit eidlich gelobt hätten. Ich sei, so lange der Bund bestanden, einer der eifrigsten Beförderer seiner Ausbreitung gewesen u. s. w.

Da meine Stellung zu der untersuchenden Behörde mir nicht erlaubte, mich gegen die Anschuldigungen des Hoffmann, denen er tückisch die Vermuthung zugesellt hatte, der Bund möge noch wohl im Geheimen fortbestehen, zu vertheidigen, so mußte ich mich darauf beschränken, zu Protokoll auszuführen, „daß diese neuen Beschuldigungen, wenn man ihnen auch Glauben beimessen wollte (obgleich sie von einem gewissenlosen Menschen herrührend keinen verdienten), die Ausführung des einmal gefaßten Beschlusses der Immediat-Untersuchungs-Commission nicht hemmen dürften. Denn wären sie auch gegründet, so 1. sei ich zu jener Zeit nicht preußischer, sondern königlich schwedischer Unterthan gewesen. 2. Auf jeden Fall sei das Vergehen, dessen die Angaben des Hoffmann erwähnten, nach den ausdrücklichen Bestimmungen der rheinischen Criminalgesetze verjährt.“

Die Immediat-Untersuchungs-Commission wollte sich mit einer weitern Untersuchung dieser Sache auch nicht befassen, sondern bestand in einem neuen Antrag an die Ministerialcommission auf der endlichen Ausführung des Beschlusses vom 22. August 1820. Die weiteren Verhandlungen zwischen der Immediat-Untersuchungs-Commission und der Ministerialcommission über diesen Punkt sind mir nicht bekannt geworden.

Auf mein Gesuch an den Justizminister um Auszahlung meines rückständigen Gehaltes hatte ich um eben diese Zeit den Bescheid erhalten, „daß die Kosten meiner Ernährung im Gefängniß von meiner Forderung abgezogen und erst unter dieser Bedingung die Liquide mit mir abgeschlossen werden sollte." In dem Rescripte des Justizministers war statt meiner „Entlassung vom Amte" das Wort „Dienstentsetzung" gewählt worden. Sowohl gegen diesen Ausdruck verwahrte ich mich zu Protokoll, „indem er eine für mich beleidigende Ausdehnung des königlichen Cabinetsbefehls vom 6. Mai enthalte, wodurch ich nur meines Amtes war entlassen worden", als auch gegen die vom Justizminister festgestellten Bedingungen, nach welchen ich wahrscheinlich dem Staate zu der Einbuße meines Gehalts noch bedeutende Summen für meinen Aufenthalt im Gefängnisse hätte bezahlen müssen. Meinen Freunden, die Erlaubniß erhalten hatten, mich zuweilen im Gefängniß zu besuchen, wurde plötzlich der Zutritt zu mir untersagt, ohne daß mir oder ihnen die Gründe dieser für mich zu der Zeit doppelt harten Züchtigung angegeben worden wären. Sogar der Besuch meines Vertheidigers wurde mir nicht verstattet.

Die Bemühungen meines Vaters, bei der Ministerialcommission meine Freiheit auszuwirken, hatten denselben ungünstigen Erfolg gehabt, wie die meines Vertheidigers und der Immediat-Untersuchungs-Commission. Unbekannt mit dem eigentlichen Hergang der Sache und durch die Sprache der Minister besorgt gemacht für mein zeitliches Wohl, suchte er mich durch väterliche Mahnungen von der Durchführung meines Vorsatzes abzubringen. Ebenso wenig blieben meine Geschwister in Schweden müßig; sie legten in einer ehrerbietigen Vorstellung, worin sie sich namentlich auf meine im Jahre 1813 dem Könige und dem Vaterlande bewiesene Anhänglichkeit bezogen, Sr. Majestät dem Könige von Preußen das Gesuch um meine endliche Freilassung dringend an das Herz.

Die Ministerialcommission machte indessen alle Bestrebungen derer, die an meinem Schicksal so thätigen Antheil nahmen, vergeblich.

Mein Vertheidiger, der wohl einsah, daß bei der Lage der Sache nur allein von des Königs Majestät eine günstige Wendung meiner Angelegenheit zu erwarten sei, ergriff das letzte Hülfsmittel, um meine Befreiung zu bewirken. Allein seine und meiner Geschwister Eingabe an den König blieb ohne Erfolg und Antwort. Endlich überwand auch die königliche Immediat-Unter-

suchungs-Commission ihre Abneigung, sich mit einer Beschwerde dem Throne zu nahen. Sie beklagte sich in einem ausführlichen Bericht bei Sr. Majestät über die Nichtvollstreckung ihrer einmal rechtskräftig gefaßten Beschlüsse, und führte die Gründe an, nach welchen mir die seit fünf Monaten widerrechtlich entzogene Freiheit gebühre. Entweder dieser Bericht oder die in der Mitte des Monats März 1821 wiederholte Verwendung meines Herrn Vertheidigers bei Sr. Majestät für meine und meines Freundes Befreiung hatte den Erfolg, daß der geheime Cabinetsrath Albrecht die Einsendung der wider uns aufgenommenen Untersuchungsacten forderte, vielleicht um dem Könige selbst aus den Acten Bericht zu erstatten. Die Acten wurden der königlichen Immediat-Untersuchungs-Commission alsbald aus dem Cabinete wieder zurückgesandt, ohne daß ein allerhöchster Bescheid auf die letzten Immediatvorstellungen der Immediat-Untersuchungs-Commission und meines Herrn Vertheidigers sie begleitet hätte, worauf der Herr Vertheidiger die Acten zur Anfertigung der Defensionsschrift erhielt.

Bei der Rücksprache, die er zu dem Ende mit mir nahm, wozu er die Erlaubniß der Ministerialcommission nachsuchen mußte und endlich auch erhielt, theilte er mir die unerwartete Nachricht mit, daß Se. Majestät unterm 6. März 1820 einen in der Gesetzsammlung abgedruckten Befehl habe ausgehn lassen, welcher verordne, daß für die Zukunft gegen alle rheinische Beamte, sowohl die der Justiz als der Administration bei betreffenden Untersuchungen nach den Vorschriften der preußischen Criminalgerichtsordnung solle verfahren werden.

Dergestalt hatte die Regierung endlich selbst die Gesetzlichkeit meiner bisherigen Berufung auf das rheinische Gesetz gewissermaßen anerkannt und ausgesprochen. Nachdem ich aber von diesem in die Form eines publicirten Gesetzes gebrachten Befehl Kenntniß erhalten hatte, mußten meine beabsichtigten, den Gerichtsstand des Breslauer Oberlandsgerichts ablehnenden Einreden wegfallen; denn nie war es mir eingefallen, die unumschränkte gesetzgebende Gewalt des Königs in Zweifel zu ziehen. Gleichwohl hielt ich unter obwaltenden Umständen eine Vertheidigung gegen die mir zur Last gelegten Beschuldigungen, die kaum einen solchen Namen verdienten, für eine nichts nützende Förmlichkeit, und ersuchte meinen Herrn Vertheidiger, der erkennenden Behörde diejenigen Erklärungen einzureichen, die in der sogenannten Vertheidigungsschrift gewissenhaft aufgeführt sind.

Meine Ungeduld hatte ihren höchsten Gipfel erreicht, als die königliche Immediat-Untersuchungs-Commission in der Mitte des Monats April ihren submissen Antrag an Se. Majestät auf meine Freilassung erneuerte, dem, wie ich meine gehört zu haben, die respectiven Mitglieder die gehorsamste Bitte um Abschied beigefügt hatten. Jede Minute hoffte ich, werde mir meine Befreiung bringen. Es schien mir unglaublich, daß die Vorstellungen der Männer unbe-

rücksichtigt bleiben könnten, die das Allerhöchste Vertrauen zu einem so wichtigen Amt berufen habe. So kam der 5. Mai 1821 heran. Um Mittag dieses Tages hörte ich (mein Gehör hatte sich während meiner Gefangenschaft unglaublich geschärft), daß der Kanzleibote der Untersuchungscommission meiner Aufwärterin zuflüsterte, sie solle das andere (festere) Gefängniß reinigen, wohin ich am folgenden Tage gebracht werden solle. Diese Nachricht gab mir die traurige Gewißheit, daß an meine Befreiung auf amtlichem Wege nicht zu denken sei. Wozu itzt eine solche Veränderung, da ich doch seit meiner Ankunft in Berlin immer dasselbe Gefängniß bewohnt hatte, wenn nicht meine Gefangenschaft noch weit hinaus aufgeschoben werden sollte? Für den Fall aber, daß ein Allerhöchster Befehl die Beschlüsse der Immediat-Untersuchungs-Commission nicht sanctioniren würde, hatte ich mich schon längst entschlossen, meine Freiheit zu suchen. Der Zeitpunkt war eingetreten, wo ich mich entscheiden mußte, ob ich jenen Entschluß ausführen oder mich geduldig noch länger einsperren lassen solle. Bisher hatte ich ausgeharrt, nicht weil ich wußte, sondern weil ich hoffte, der König, von der wahren Lage der Sache unterrichtet, werde selbst mir meine Freiheit wiedergeben, und weil ich mich scheuete, meinem Vaterlande und allem, was mir dort lieb ist, ohne Noth den Rücken zuzukehren. — Ich entschied mich für die Benutzung der Gunst des Augenblicks. —

Ein glücklicher Zufall hatte es schon längst in meine Hände gegeben, zu entwischen, wenn ich wollte.

Sechs Wochen nämlich nach meiner Ankunft im Gefängniß der Stadtvoigtei hatte ich durch den Oberinspector des Gefängnisses, der die ökonomischen Bedürfnisse der Gefangnen besorgte, mir einen Koffer für die Aufbewahrung meiner Wäsche kaufen lassen. In einer unbewachten Stunde bemerkte ich mit Verwunderung, daß der kleine Schlüssel dieses Behältnisses, mit Gewandtheit gehandhabt, von innen das Schloß meiner Gefängnißthüre, obgleich es ein sogenanntes französisches war, ohne großes Geräusch öffnete. In der ersten Zeit meiner Gefangenschaft in Berlin wäre demohngeachtet das Entkommen unmöglich gewesen, weil ein Gensdarm, der alle 12 Stunden abgelöst wurde, mich Tag und Nacht im Gefängniß bewachte. Indessen hatte der Dr. Jahn, der in der ersten Hälfte des Jahres 1820 mit mir auf demselben Corridor ebenfalls gefangen saß, bei der Immediat-Untersuchungs-Commission darum nachgesucht, daß er wenigstens des Nachts mit Wache verschont bleibe. Das wurde ihm zugestanden und hatte die Folge, daß auch ich meinen nächtlichen Gesellschafter einbüßte. Statt zweier Gensdarmen wurde, um dem Staate Kosten zu ersparen, nur einer zur Wache befehligt, der auf dem Corridor ein Zimmer erhielt, von wo aus er beide Gefängnisse beobachten sollte. Diese Einrichtung blieb auch, als Follenius späterhin Jahns Gefängniß bezog, der im Juni nach Colberg geführt wurde. Im letzten Monat meiner Gefangenschaft, wo ich mich schon

auf meine Flucht vorbereitete, für den Fall, daß der Drang der Umstände sie nothwendig machen sollte, hatte ich oft den innern Vorschieberiegel meiner Gefängnißthüre vorgeschoben und dem wachthabenden Gensdarmen und der Aufwärterin, die alle Morgen an meine Thür klopften, um eingelassen zu werden, bekannt gemacht, daß es ein Zeichen meiner Unpäßlichkeit sei, wenn ich nicht antworte, und daß ich alsdann nicht gestört zu sein wünsche. Anfangs wurden Einwendungen dagegen gemacht; da ich aber auf meinem Sinn bestand und selten troß des unmanierlichsten Klopfens Antwort gab, so beruhigte man sich dabei und ließ es als die wunderliche Grille eines Kranken gelten.

Nachdem ich die Ausführung meines in der Eile entworfenen Plans auf den Abend des 5. Mai festgesetzt hatte, schrieb ich an die königliche Immediat-Untersuchungs-Comission, entwickelte die Gründe, die mich bewogen hätten, meine Freiheit selbst zu suchen, und schloß das Schreiben mit den Worten:

„Um meinen erhabenen Monarchen zu überzeugen, daß ich allein Rettung vor gesetzwidriger Gewalt suche, erkläre ich hiermit auf mein Ehrenwort:

daß diese Entfernung keineswegs ihren Grund in einem Mangel an Ehrerbietung vor meinem erhabenen Herrscher, noch in dem Wunsche mich einem rechtskräftigen Urtheil zu entziehen habe, sondern daß ich mich auf meine Ehre verpflichte, mich der wider oder für mich ausfallenden Entscheidung des Breslauer Oberlandsgerichts zu unterwerfen, dafern nur das königliche Wort bis dahin und insonderheit nach erfolgter Freisprechung, Freiheit und Schutz gegen alle polizeiliche Angriffe und Beeinträchtigungen, zumal gegen den ungerechten Haß des Herrn von Kamptz zusagt.

Ich ersuche eine königliche Immediat-Untersuchungs-Commission, Se. Majestät von meiner vorstehenden Erklärung in Kenntniß zu setzen. Binnen drei Wochen sehe ich einer Aufforderung unter der erwähnten Voraussetzung in den Berliner oder Hamburger Blättern entgegen."

Dieses Schreiben ließ ich auf dem Tische im Gefängniß zurück, dann ließ ich unter dem Vorwande, unpäßlich zu sein, das Gefängniß zeitiger wie gewöhnlich verschließen, packte in einen kleinen Tornister die nöthige Wäsche, schor in der Eile meinen langgewachsenen Bart ab, steckte Geld zu mir (ich hatte eine ziemlich bedeutende Summe in Gold schon von Köln her im Einband meiner Bibel versteckt gehalten), und die Zeit benutzend, wo der Gensdarm in seiner Wachstube beschäftigt war, öffnete ich mit dem kleinen verhängnißvollen Schlüssel die Thüre. Um meine Wächter am folgenden Morgen zu täuschen, zog ich mittelst eines an dem innern Vorschieberiegel befestigten Zwirnsfadens, den ich durch die Thürspalte führte, jenen vor, so daß die Gefängnißthüre nur mit Gewalt von außen geöffnet werden konnte, wodurch ich mir aber freilich auch den Rückweg versperrte. Kaum einige Schritte von meiner Thüre entfernt, hörte ich zu meiner unbeschreiblichen Angst, daß die Pforte, die nach dem innern Hofe (dem

sogenannten Amt-Mühlenhofe) führte, und welche man gewöhnlich erst nach 10 Uhr Abends verschloß, zugeschlagen und verschlossen wurde. Während ich bei mir überlegte, was zu thun sei, ward jedoch auf das Klopfen eines Polizeisergeanten, der eingelassen zu werden verlangte, die Pforte wieder geöffnet und zu meinem Glücke nicht auf der Stelle wieder verschlossen; nun eilte ich rasch und behende die Treppe hinunter, schlüpfte unbemerkt durch die Pforte auf den Hof und entkam, ohne von der auf dem Hofe vor meinem Fenster aufgestellten Schildwache angerufen zu werden, glücklich auf die Straße. Nach den ersten 100 Schritten fühlte ich, daß ich durch die siebenvierteljährige Entbehrung frischer Luft zu schwach geworden war, um eine längere Reise zu Fuß, wie ich anfangs beabsichtigte, machen zu können. Ich entschloß mich also kurz, geradezu auf die Post zu gehn und Extrapostpferde auf die Straße nach Anclam zu fordern. Der Postmeister verlangte von mir einen Paß, den ich nicht hatte. Dahingegen zeigte ich ihm eine alte Studentenmatrikul, die auf den Namen Bergling lautete, zu meiner Legitimation vor, worauf ich Pferde und Wagen erhielt. Vor meiner Abreise stärkte ich mich in einer nahgelegenen Restauration für meine Reise, stieg dann in den Wagen und war innerhalb vier Stunden in Oranienburg. Um der Möglichkeit des Eingeholtwerdens vorzubeugen, verlangte ich in Oranienberg Courierpferde zum Reiten, die mir nicht verweigert wurden. Gestärkt von der frischen freien Luft, die magisch auf die Zunahme meiner Kräfte wirkte, und begeistert von dem hohen Freiheitsgefühl, legte ich binnen 17 Stunden 27 Meilen, den Aufenthalt auf den verschiedenen Stationen mit eingerechnet, glücklich zurück. Die Ufer der Ostsee hatte ich wahrscheinlich schon erreicht, bevor der Polizeibehörde meine Flucht aus dem Gefängnisse angezeigt werden konnte. In einem Fischerdorfe an der Küste überredete ich einen alten Seemann, mich in einem Fischerboote übers Meer zu schaffen. Der Wind war günstig, keine Zeit zu verlieren; in kurzer Zeit stachen wir in See mit unserm kleinen Fahrzeug, dessen Besatzung aus drei Personen, dem Alten, seinem siebzehnjährigen Sohne und mir, bestand. Zwar hatte ich in der Eile mich weder gehörig mit Lebensmitteln noch mit Kleidungsstücken wider die rauhe Seeluft versorgen können, doch war es mir empfindlicher, daß uns ein Compaß fehlte, der uns um so unentbehrlicher war, als der Schiffer nie auf der Küste gewesen war, wohin ich gedachte. Wir mußten uns also auf unser Glück und des Himmels Sterne verlassen. Einem andern Uebelstande, der uns bemerklich wurde, als die Wellen höher gingen, dem Mangel an Ballast, wodurch das Boot dem Spiel der Wellen zu sehr ausgesetzt war, halfen wir dadurch ab, das wir an einer Sandbank so viel Sand in das Boot einnahmen, als dem Schiffer zureichend schien. Schon am ersten Abend erblickten wir Land. Der Schiffer, entweder weil er meiner so bald als möglich los zu sein wünschte, oder weil er es nicht besser wußte, behauptete, das sei die schwedische Küste, und wollte dort

anlegen. Wiewohl ich nie übers Meer gefahren war, so konnte ich doch berechnen, daß wir nicht der schwedischen Küste so nahe sein konnten, ich erinnerte mich, in meinen Knabenjahren aus Erzählungen gehört zu haben, daß man die hohen wüsten Ufer der dänischen Inseln Mön von Jasmund und Wittow auf der Insel Rügen bei klarem Wetter sehen könne; ich schloß daher, daß die weißen Ufer, die vor uns lagen, jener Insel angehörten, und theilte dem Alten meine Vermuthungen mit. Dieser aber bestand auf seinem Sinn, so daß ich selbst mich endlich der Leitung des Steuerruders annehmen mußte. Ich steuerte so glücklich, daß wir am andern Morgen das Land meiner Sehnsucht vor uns sahen. Indeß wehete der Südwestwind so heftig, daß das Boot in Gefahr war, an den großen Steinen, die längs der Küste zerstreut liegen, zu zerschellen. Wir trieben also in nordöstlicher Richtung an der Küste hinauf, als wir Fischer erblickten, die mit dem Auswerfen von Netzen beschäftigt waren. Sie gelangten mit Mühe zu uns; nahmen mich in ihren kleinen Nachen auf. — In zehn Minuten war ich gerettet.

Ludwig von Mühlenfels.

Der Flüchtling wurde in Schweden gastlich aufgenommen, er fand dort Geschwister, angesehene Verwandte und Freunde, der König selbst bewies ihm Wohlwollen und Rücksicht. Bald suchte er in der Fremde eine Thätigkeit, er wurde Erzieher in einer begüterten Familie. Aber er wurde in Schweden nicht heimisch, immer heißer wurde die Sehnsucht nach Deutschland, immer bitterer wurde seinem stolzen Herzen die Empfindung, ein Landflüchtiger zu sein. Angestrengt arbeitete er an seiner eigenen Bildung, sein Lieblingsstudium wurde die Literatur der germanischen Völker, zumal Deutschlands. Nach sechsjährigem Aufenthalt in Schweden wurde er Professor der deutschen und nordischen Literatur an der neuerrichteten Universität zu London, warm von Niebuhr, Schleiermacher, A. W. Schlegel, Arndt, Görres und Welcker empfohlen. Aber auch in England bei glücklichem Berufsleben, der günstigsten Aufnahme blieb seine frühere Heimath Preußen Ziel seiner heißen Sehnsucht, die sich bis zur Schwermuth steigerte. Als er endlich im September 1830 durch oberlandesgerichtliches Erkenntniß völlig frei gesprochen war, wandte er sich an den König mit der Bitte, wieder in den preußischen Staatsdienst zurückkehren zu dürfen. Ein günstiger königlicher Bescheid erkannte sein früheres Amtsverhältniß an und wies den Justizminister an, ihn im Staatsdienst wieder anzustellen. Eilig nahm er seine Entlassung in London und kehrte in die Heimath zurück.

Aber länger als fünf Jahre wußte der Justizminister von Kamptz dem Ausspruch, welchen die Gerechtigkeit des Königs gethan hatte, sein Zögern entgegenzusetzen. Erst im Jahre 1836 wurde dem Heimgekehrten eine Anstellung gewährt, welche in Rang und Einnahme derjenigen entsprach, die er

vor mehr als sechszehn Jahren durch seinen Proceß verloren hatte. Friedrich Wilhelm der Vierte endlich verhieß ihm im Jahre 1842 in einer hochherzigen Stimmung durch Cabinetsordre eine Stellung, welche ihn, wie die königlichen Worte lauten, „für eine trübe Vergangenheit entschädigen sollte". Aber auch dieser königlichen Zusage folgte eine Enttäuschung, auch sie ging nur zur Hälfte in Erfüllung. In seiner Stellung zum Staate sollten ihm Erfolge und Glück fehlen.

Durch schwere Prüfungen und bittre Schmerzen gereift, war er nach Deutschland zurückgekehrt, wieder voll Freude, Hoffnung, Vertrauen, jetzt ein bewährter, festgedrungener Mann von festgeschlossener Kraft. Aber die kleinliche Abneigung, welche er hier wieder bei einzelnen Vorgesetzten fand, Zurücksetzungen und Demüthigungen sollte wieder Jahre lang an seiner Seele nagen. Niemand weiß es als seine nächsten Freunde, wie tief und leidenschaftlich er sie empfunden, wie sehr sie ihn verdüstert haben. Selbst das Glück des Familienlebens, das sich der funfzigjährige Mann endlich zu gönnen wagte, vermochte die Schwermuth nicht zu bannen, welche sich zuweilen wochenlang um sein Haupt legte. Nicht die Pflichten seines Amtes, nicht das fröhliche Lachen seiner Kinder vermochten ihm über das Gefühl wegzuhelfen, daß er in den Kämpfen seines Lebens ohne Ende durch Verächtliches und Gemeines eingeengt wurde. Wenn einer Seele, so war der seinen eine große Thätigkeit, erhebende Ideen, ein frisches politisches Leben Bedürfniß. Und diese höchsten Güter eines Mannes mußte er entbehren.

Noch einmal im Jahre 1848 nahm er öffentlichen Antheil an der Politik. Er war dem neuen Geschlecht, welches sich jetzt aufgeregt tummelte, fremd geworden, er, der freisinnige unabhängige Charakter war für die radicale Strömung jener Tage in seinem Wahlkreis zu monarchisch gesinnt. Das Ministerium der Nationalversammlung zu Frankfurt aber übertrug ihm das Amt eines Reichscommissärs für Thüringen, dort die revolutionäre Bewegung zu bändigen. Eine willkommene und freudige Aufgabe für den Tapfern; wie groß die Anstrengungen waren, die er sich zumuthete, seine Kraft schien in jenen Wochen verdoppelt, Körper und Seele von Stahl, er schien wieder zum begeisterten Jüngling geworden.

Da kam das Jahr 1849, eine neue Enttäuschung. Er zog sich still in sein Amt und seine Familie zurück.

Noch ein freundliches Licht fiel auf sein letztes Lebensjahr, der Antritt der Regentschaft König Wilhelms, und die Hoffnungen, welche sich daran knüpften.

Am 14. Juni 1861 starb er. Er hatte den Wunsch ausgesprochen, daß die Turner von Greifswald seinen Sarg tragen möchten. Die Söhne seines alten Gefährten und Leidensgenossen Jahn haben ihre Lieder an seinem Grabe gesungen. Wir aber gedenken mit Rührung einer starken Manneskraft,

welche im stillen Kampfe und Sehnsucht um die großen politischen Ideen dahinschwand, für welche wir in Gemeinschaft auf offenem Markte zu ringen das Glück haben.

Piemont in den Jahren 1846 und 1847.

3.

Die beständigen Schwankungen, denen Karl Alberts Entschlüsse unterlagen, und die noch mehr, als sie sich in den äußeren Beziehungen zeigten, auf die Verhältnisse im Innern, auf Censur, Polizei und Verwaltung zurückwirkten, veranlaßten die Freunde des Fortschritts zu einer eigenthümlichen Art von Conspiration, welche zum Zweck hatte, die Mittel, durch welche man einen spornenden Einfluß auf den König auszuüben hoffen konnte, förmlich zu organisiren. Da er namentlich auf einige größere Zeitungen des Auslands großes Gewicht zu legen pflegte, so sollte die französische Presse dazu benutzt werden, durch Artikel und Correspondenzen über die Regierung des Königs seinen Muth zu beleben, ihn auf dem Weg des Fortschritts zu ermuntern, seine nationale Gesinnung zu bestärken. Der Gedanke entsprang im Kopfe Balbo's, der aber, um sich nicht zu compromittiren, Predari die Einleitung zu dessen Verwirklichung auftrug, und dieser wandte sich an Petitti, der bereitwilligst darauf einging, und nicht nur seine vielseitigen literarischen und diplomatischen Verbindungen in Paris, sondern auch seine rastlose Thätigkeit zur Verfügung stellte. In seinem Hause entstand nun eine Art Fabrik von Artikeln und Correspondenzen, zu deren Uebertragung ins Französische besondere Leute angestellt waren, darunter namentlich der begabte Dichter Luigi Cicconi, der längere Zeit in Paris gelebt hatte und mit mehren Blättern, u. a. dem Journal des Débats in Verbindung stand. In Paris selbst unterstützte diese politische Propaganda der neapolitanische Verbannte Giuf. Massari. Es kam nun nur noch darauf an, dem König jedes Mal diese Artikel in die Hand zu spielen. La Margherita hatte als Minister des Auswärtigen das Amt, die fremden Journale durchzugehen und darüber an den König zu berichten, aber als eifrigster Vorkämpfer der reactionären Partei suchte er alles, was in der auswärtigen Presse zum Lobe von liberalen Maßregeln Karl Alberts gesagt war, diesem zu verbergen. Auf dem

gewöhnlichen Wege war also nichts zu hoffen, glücklicherweise stand ein geheimer, privater Weg offen durch die besonderen Vertrauten des Königs, den Bibliothekar Promis und den Secretär Canna.

In diesen Artikeln nun wurden die Reformen, welche Karl Albert seit seiner Thronbesteigung durchgeführt hatte, aufgezählt, seine Differenzen mit Oestreich wegen der Eisenbahn-, Salz- und Weinfrage auseinandergesetzt, Blätter, wie die Allg. Zeitung und der Lloyd bekämpft und die lebhafte Sympathie geschildert, mit welcher das Ausland die Reformen Karl Alberts verfolge, die dem Hause Savoyen einst noch eine größere Zukunft zu sichern bestimmt seien. So hatte ein Artikel der Allg. Zeitung ein trauriges Gemälde von den bürgerlichen, moralischen und ökonomischen Verhältnissen Piemonts entworfen und alle diese Uebel der Herrschaft politischen Utopien zugeschrieben, von denen der König selbst verführt sei. La Margherita verfehlte nicht den Artikel dem König zu zeigen, auf den er auch großen Eindruck machte. Aber nach wenigen Wochen ward ihm die Revue de Droit gebracht, worin dieser Artikel eingehend widerlegt war. (Der Artikel erschien durch Mittermaiers Vermittlung fast gleichzeitig auch in den Ergänzungsblättern der Allg. Zeitung.) Aehnliche Artikel brachten nach einander die Débats, die Gazette du Midi, die Alliance, der Correspondant. Zur Charakteristik derselben mögen hier die Worte stehen, mit welchen im Juni 1846 ein Artikel der Débats schloß: „Der König Karl Albert weiß besser als irgendwer, daß heutzutage die öffentliche Meinung die Welt beherrscht und daß nichts der strengen Unparteilichkeit ihrer Gerichte entgeht; auch ist er gegenwärtig mit allen Kräften bestrebt ihre Gunst zu erwerben eine Anerkennung, an der es weder Italien, noch Frankreich, noch das übrige Europa fehlen lassen wird, wenn er auch in Zukunft den guten und heilsamen Reformen sich günstig bezeigt, die hohen Fähigkeiten seines Volks auf die fruchtbaren Werke der Arbeit und des Friedens lenkt und so die glorreiche Zukunft begreift, welche dem Hause Savoyen vorbehalten ist." Man redete dem König ein, dieser Artikel, der von Cicconi gemacht war, habe Guizot zum Verfasser.

Ein Meisterstreich aber gelang den Verbündeten mit dem Univers. Ein Mitarbeiter dieses Blatts, der damals nach Turin kam, wurde im Hause Petitti's, der ihn eingeladen hatte, vermocht, die Aufnahme eines Artikels in diesem Sinn zu besorgen, und so erschien denn am 3. Juni in diesem ultramontanen Journal ein Pariser Artikel, welcher die von Gioberti und Balbo eingeleitete Bewegung als Beginn einer besseren Zukunft Italiens warm begrüßte, dem König die lombardische Krone in nahe Aussicht stellte und nach einer Auseinandersetzung der Streitigkeiten mit Oestreich mit den Worten schloß: „Nicht allein also ist der Zweck dieser strengen Zollmaßregeln verfehlt worden, sondern sie lenken überdies mehr und mehr die Aufmerksamkeit und die Hoffnungen

Italiens auf Karl Albert. Ein schwerer Fehler ist sonach begangen worden und die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, wo das Haus Oestreich mehr als einen Grund haben wird, die Ereignisse des Jahres 1846 zu beklagen." La Margherita hatte natürlich auch diesen Artikel unterschlagen und war nicht wenig erstaunt, als ihm der König selbst triumphirend den Artikel zeigte und etwas maliciös bemerkte, daß nun auch Leute von seiner (La Margherita's) Farbe anzufangen schienen, in richtiger Würdigung die Politik zu billigen, welche Piemont von nun an nicht mehr verlassen könne. Man hatte ihn glauben gemacht, der Artikel rühre von Montalembert her!

Dem gleichen Zwecke diente später die sogenannte Epistolarverschwörung, d. h. Briefe, welche sich Männer, wie Balbo, Massimo d'Azeglio über vaterländische Dinge schrieben, und die gleichfalls dem König in die Hände gespielt wurden. Letzteres war zuweilen das einzige Motiv dieser Briefe, die übrigens, wie jene Zeitungsartikel, die beabsichtigte Wirkung auf das Gemüth des Königs nicht verfehlten.

Inzwischen hatte aber auch die italienische Anthologie ihre ersten schüchternen Schritte gewagt, bald mehr ermuthigt durch die mildere Behandlung, die sie vor der übrigen piemontesischen Presse genoß, und durch die äußeren Ereignisse, besonders die Vorgänge in Rom, wo die ersten Regierungshandlungen des neugewählten Papstes einen Sturm von Enthusiasmus erweckt hatten, der sich bald auch der übrigen Halbinsel mittheilte. Im Anfang freilich schien niemand recht zu trauen, es wollte mit den Mitarbeitern nicht recht vorwärts gehen, und den Herausgebern lag selbst die meiste Mühe ob, die Spalten zu füllen. Doch sammelte sich in Kurzem ein ansehnlicher Kreis von Mitarbeitern, die Blüthe der literarischen und wissenschaftlichen Kräfte des Landes, Aristokraten und Demokraten, Civil- und Militärpersonen, u. a. Cesare Balbo, Massimo und Robert d'Azeglio, Petitti, Camillo Cavour, Pinelli, Buoncampagni, Scialoja, Carlo Promis, Vegezzi, Ercole Ricotti u. s. w. Es waren, wie man sieht, fast lauter Piemontesen, später erst sagten auf vieles Andrängen die Toscaner Giacinto Del Collegno, Galeotti, Salvandoli, Tabarrini ihre Mitwirkung zu, die aber wegen des Gangs der Ereignisse in Toscana selbst nie bedeutend war. Was die Gegenstände betrifft, so überwogen Arbeiten, die zugleich irgendwie ein politisches Interesse boten, bald so sehr die rein wissenschaftlichen, daß Collegno, als er einen Aufsatz über die Unveränderlichkeit der Meeresfläche einschickte, sich entschuldigen zu müssen glaubte, „da im 19. Jahrhundert und in der Anthologie die Naturwissenschaften nur einen untergeordneten Rang behaupten."

Der erste Aufsatz von politischer Bedeutung, der erste, der in Piemont die Worte Vaterland, Freiheit und nationale Unabhängigkeit zu brauchen wagte, war von Robert d'Azeglio, der an dem Beispiel des Aufschwungs, welchen das Papst-

thum unter Paul dem Dritten nahm, zu zeigten suchte, daß Religion und katholische Rechtgläubigkeit wohl vereinbar sei mit politischer Reform und Streben nach nationaler Unabhängigkeit. „Der politische Aufschwung," sagte er, „welchen damals das Papstthum nahm, rührte daher, daß jene großen Päpste die innersten Interessen der Völker zur Grundlage ihrer Politik machten. Die Klarheit, mit der sie den gesellschaftlichen Zustand ihrer Zeit beurtheilten, und in der allgemeinen einmüthigen Tendenz der Italiener die augenscheinliche Kundgebung eines jener Mittel erkannten, mit welchen die göttliche Vorsehung den Fortschritt der Humanität fördert, beweist, wie hoch ihr Geist stand und wie sehr sie von jenen Planen durchdrungen waren, welche die Politik ehren, indem sie die Religion befördern. Sie dehnten nun auf die Massen die Emancipation aus, welche Alexander der Dritte zu Gunsten der Individuen decretirte, sie erkannten, daß, wie kein Mensch eines andern Menschen Sklave sein dürfe, so auch kein Volk einem andern gehören solle, sie ahmten endlich — nur unter anderen Verhältnissen — die edle Haltung jenes Papstes nach, welcher an der Spitze der Völker Italiens der kaiserlichen Macht trotzend, sich zum Haupte der wunderbaren Liga machte, welche sieben mächtige deutsche Heere bezwang, die blutigen Siege von Alessandria und Legnano gewann und nach Wiederherstellung der Integrität des Vaterlands dem zu einer zweiten Ruhmesära wiedergeborenen Italien die ersten Trophäen seiner Unabhängigkeit an demselben Orte weihte, wo Friedrich der Erste diejenigen der Knechtschaft aufgerichtet hatte. Die Reform der Kirchendisciplin und die Befreiung Italiens vom Fremdjoche waren so die edlen Bestrebungen Pauls des Dritten, die Verdienste, die er sich während seines Lebensgangs erworben."

Dergleichen war bis jetzt in Piemont nicht gedruckt worden. Es klang wie ein revolutionäres Programm, und galt in den reactionären Kreisen als ein bedenklicheres Vorzeichen als die bisherigen Plänkeleien mit Oestreich. Latour und Marchese Cavour, der Vater, machten bestürzt dem König Vorstellungen, aber als der Justizminister von dem Director der Censur Aufklärung verlangte, erfuhr er, daß der Artikel von Promis auf besondere Ermächtigung des Königs hin genehmigt worden war.

Eine weitere Probe, wie weit die Presse gehen dürfe, machte man aus Anlaß der Gelehrtenversammlung, die im Sept. 1846 in Genua gehalten wurde. Die Versammlung machte dadurch Epoche, daß zum ersten Mal auch die Römer erscheinen durften. Die Discussion war frei wie nie zuvor, durchaus von patriotischem Geist getragen, die Intelligenzen aus allen Theilen Italiens sprachen ihre Zustimmung zu den eingeleiteten Reformen aus, deren Durchführung zum Heil von Fürsten und Völkern in nicht entfernter Zukunft die große nationale Erlösung herbeiführen werde. Die Regierung hatte den Congreß auf alle Weise unterstützt, und als der Marchese Brignole als Vorsitzender eine sehr

reactionäre Eröffnungsrede gehalten hatte, zog er sich die ausdrückliche Mißbilligung des Königs zu, der ihn zugleich auffordern ließ, in der Schlußrede den schlimmen Eindruck wieder zu verwischen.

Die Anthologie versuchte es nun, die politische Bedeutung dieses Congresses auch in der Presse hervorzuheben. Freilich macht der Artikel, wie er endlich aus den langwierigen Verhandlungen mit der Censur hervorging, heute einen geschraubten Eindruck; damals aber erstaunten selbst Männer wie Massimo d'Azeglio und Farini über die freimüthige Sprache, welche den Congreß ein Parlament der italienischen Wissenschaft nannte und den wahrhaft liberalen und patriotischen Geist hervorhob, mit welchem sich die Versammlung über die großen Probleme des materiellen und bürgerlichen Fortschritts der italienischen Familie ausgesprochen hatte.

Nachdem einmal diese Sprache von der Censur durchgelassen worden, suchte die Anthologie Schritt für Schritt die zugestandene Freiheit zu erweitern. Die Anspielungen auf die nationale Unabhängigkeit wagten sich offener hervor, die Partei wurde zu einmüthigem Zusammenhalten ermahnt, und bald war Balbo's porro unum est necessarium fast auf jeder Seite zu verspüren.

Der Erfolg der Anthologie war unter diesen Umständen natürlich der beste. Im April 1847 konnte der Herausgeber an Massimo d'Azeglio schreiben: „Die Anthologie geht mit vollen Segeln vorwärts, aus allen Theilen Italiens hallt der Beifall wieder, und Abonnenten wie Mitarbeiter nehmen täglich zu; sorgen wir, daß die Begeisterung nicht erkalte, die unser Journal in Italien erweckt hat." Aber es fehlte auch nicht an Hindernissen und Gegnerschaften. Zwar den persönlichen Versuch des östreichischen Gesandten Grafen Buol, den Herausgeber, der noch östreichischer Unterthan war, einzuschüchtern, wies dieser einfach mit der Erklärung ab, daß alles, was in seiner Zeitschrift stehe, zuvor von der doppelten, geistlichen und weltlichen Censur gebilligt sei, und daß der Graf sich deshalb an die piemontesischen Behörden wenden möge. Allein die Anfeindungen gingen nicht nur von der reactionären Seite aus, sondern auch von der demokratischen. Es fehlte nicht an Leuten, welche die Mitarbeiter der Anthologie als Aristokraten verschrieen. Zum Theil mochte ein gewisser Neid der „Familienbriefe", des demokratischen Organs, auf das Gedeihen der Anthologie mit im Spiele sein. Allein der Gegensatz lag tiefer und war gleich im Anfang der Bewegung hervorgetreten: es war die landwirthschaftliche Gesellschaft, in deren Schoß der Gegensatz zwischen Demokraten und Aristokraten, der schon bisher in Form spitziger Anspielungen der Blätter sich angekündigt hatte, öffentlich auf einander platzte.

Der Plan zu einer landwirthschaftlichen Gesellschaft war nach dem Vorbild der Bestrebungen, mit welchen der Marchese Ridolfi und andere Patrioten in Toscana vorangegangen waren, im Jahre 1842 in Piemont entstanden;

damals wurde dem König ein Entwurf vorgelegt, an welchem Camillo Cavour hervorragenden Antheil hatte. Neben dem nächsten Zweck, durch Presse und Discussion, durch Beispiel, Prämien und gegenseitige Unterstützung den Landbau zu fördern, wurden auch die moralischen Folgen, die glückliche Einwirkung auf die gesellschaftlichen Verhältnisse in Aussicht genommen, und durch die Behandlung gemeinschaftlicher Interessen in öffentlicher Discussion und die Vereinigung der Kräfte zu großen Unternehmungen war von selbst auch ein politisches Moment gegeben.

Aus Tirol.

Scheibenschießen und kirchliche Feierlichkeiten, das sind ungefähr die Gegenstände, welche außer den ernsten Angelegenheiten des Tages die Phantasie des Tirolers erfüllen. Beides ist jetzt in vorzüglicher Auswahl zu haben: das Schützenfest zu Frankfurt beschäftigt auch bei uns die Gemüther, und es ist erfreulich zu bemerken, daß der Besuch desselben von den Organen aller Parteien befürwortet wurde. Daher ging aus unseren Bergen ein tüchtiges Contingent Schützen ab, von denen mancher die Neuigkeit nach Hause gebracht haben wird, daß die „Lutherischen" draußen auch Leute seien und weder Bocksfüße noch Hörner tragen, wie es von rechtswegen sein sollte, da doch nach ultramontanem Dogma der leidige Gottseibeiuns ihr Herr und Vater ist. Was die kirchlichen Feierlichkeiten betrifft, so laden wir Sie vorläufig nach Judenstein bei Hall, wo das vierhundertjährige Säcularfest eines mittelalterlichen Märchens begangen wird. Wir zählen jetzt allerdings 1862, das thut aber nichts, dort in der Kirche ist das Skelett eines Kindes, des heiligen Andreas, ausgestellt; auf dem Steine dort am Seitenaltar, wo greuliche Holzbilder das Messer wetzen, haben ihm Juden behufs der Passahfeier das unschuldige Blut abgezapft und auf Flaschen gezogen. Alsogleich geschahen dutzendweise Mirakel, Opferstöcke wurden aufgestellt, und bald wurde eine Kirche gebaut. Jetzt strömt das Volk von allen Seiten herbei, und von der Kanzel schallt das Lob Anderls des Märtyrers mit allerlei Seitenblicken und Nutzanwendungen. Im September wird auf der Ebene bei Innbach die Heiligsprechung Notburga's gefeiert. Sie war Dienstmagd bei dem Grafen von Rotenburg und ist für den Freund deutschen Alterthumes dadurch von Wichtigkeit, weil die Legende auf ihr Haupt alle Züge des mythischen Herthadienstes sammelte, so daß sie die heidnische Göttin vollständig repräsentirt und sich an diese wohl nirgends in Deutschland die Erinnerung so rein und unverfälscht erhalten hat, wie hier. Ob der Prediger beim Feste die Bauern auch darüber aufklärt,

zweifeln wir sehr, jedenfalls werden großartige Anstalten getroffen, und wir möchten daher jeden, der das Volk in seiner Eigenartigkeit beobachten will, auffordern, diese Gelegenheit zu benutzen. Diese Dinge zeigen uns den Klerus in seinem alten Wirkungskreise, von seinem mächtigen Einflusse auf das Volk gibt auch der Erfolg des Protestes gegen den Entwurf eines Religionsedictes von Mühlfeld Kunde. Die Logik der Zahlen kann schließlich niemand bestreiten, und dieser müssen auch wir, wenn auch nicht mit freudigem Sinne nachgeben. Zuvörderst sei erwähnt, daß sich die ganze Hetze nur auf Deutschtirol erstreckt; im wälschen Landestheile herrscht keine solche Hitze, indem dort der Klerus besonnen ist und die Gebildeten sich mehr mit der irdischen Nationalitätsfrage befassen. Die vierzig Bezirksgerichte Deutschtirols also zählen 488 Gemeinden, von diesen unterschrieben nur 18 nicht. Zu Innsbruck war es 1859 nur möglich 950 Unterschriften für die Adresse an den Papst zu erlangen, der Protest erhielt 1259. Betrachten wir diese keineswegs angenehme Thatsache, so läßt sich gewiß nicht läugnen, daß eine große Anzahl Unterschriften durch moralischen Zwang, eine andere von der Gleichgiltigkeit gegen alles, was nichts kostet, eine dritte durch Erschleichung gewonnen wurde, auf diese Ursachen läßt sich aber doch nicht alles zurückführen, wohl aber muß man gestehen, daß der Klerus seine Macht durch seine Thätigkeit ungemein verstärkte. Wir wissen nur, wie weit sich diese in solchen Angelegenheiten erstreckt, wie weit sie in ernsteren Dingen reicht, läßt sich noch nicht berechnen. Die Regierung hätte alle Ursache, ein wachsames Auge zu haben, aus dem Tone dieser Proteste, von denen wir einen zur Probe mittheilen, hört sich gar manches heraus. Man nimmt sich kein Blatt vor den Mund. „Unsere Gemeinde protestirt hiermit energisch gegen das bekannte Mühlfeld'sche Religionsedict und erklärt zugleich, daß dasselbe unserer Ansicht nach für Oestreich nur nachtheilige Folgen hervorbringe. Wir hegen daher die Hoffnung, daß unser frommer und allgemein verehrter Kaiser mit uns übereinstimme und keineswegs ein unserer heiligen Religion so gefährliches Gesetz bestätigen werde. Wir bleiben in dem Glauben, den uns die katholische Kirche lehrt, die wir von unsern Vätern ererbt. Zugleich erzeigen wir die tiefste Ehrfurcht, schuldigsten Gehorsam, höchste Hochachtung und kindliche Ergebung gegen das in unserer Zeit so bedrängte Oberhaupt der Kirche Papst Pius den Neunten." — Seine Majestät der Kaiser kann sich für die empfangene Belehrung bedanken, Schriftstücke dieser Art wären nie zum Vorschein gekommen, wenn man den Klerikalen gleich anfangs durch feste Gesetze jedes Hinterpförtchen verrammelt hätte. Wir haben dieses oft genug gesagt, der Erfolg bestätigt unsere Ansicht. Viel Gerede verursacht gegenwärtig ein Schuldiener von jenseits des Brenners; lange der besondere Liebling des Klerus, ist er nun wegen Sodomie, mit der er die ihm anvertrauten Kinder befleckte, in Haft und dürfte demnächst in das Zuchthaus abgeliefert werden. Ob dieses auch dem Priester geschieht, der gegenwärtig wegen des gleichen schändlichen Verbrechens in Untersuchung sein soll, daran zweifelt man, vermuthlich wird die Sache dem Concordat zu Liebe vertuscht. Nur aus diesem Grunde erwähnen wir den Scandal hier.

Wenn alle diese Zustände keine heitere Stimmung erwecken, so erfüllt auch die Abnahme der Bevölkerung in Tirol mit einiger Besorgniß, um so mehr, da diese Verminderung den Bauernstand trifft. Die Zahl der Bewohner Innsbrucks betrug 1796 einschließlich Wiltau und Hötting, Dörfer, welche als dessen Vorstädte zu be-

trachten sind, 11,409; jetzt berechnet man sie auf 18,460. Der Zuwachs erklärt sich aus der Gründung verschiedener Fabriken. Anders verhält es sich auf dem Lande, wie dieses einige Beispiele zeigen können. Oetzthal hatte 1832 in Summa 6,826 Einwohner, jetzt hat es nur 6269; Dux, im Jahre 1796 von 1,225 Seelen bewohnt, zählt jetzt blos 936; Flaurling im Oberinnthale besaß 1832 die Anzahl von 977 Einwohnern, jetzt 870, Nassereit 1,409, jetzt 1,313. Ursachen, welche diese Erscheinung herbeiführten, sind verschiedene, hauptsächlich wirkt dabei die Erschwerung der Heirathen mit, da die meisten Gemeinden jedem und sei er auch der wackerste Arbeiter, wenn er nicht Haus und Hof hat, aus kurzsichtigem Vorurtheile die Erlaubniß nicht selten weigern; endlich ist die Arbeit in den Fabriken weniger anstrengend als auf dem Felde, daher zieht sich die Bevölkerung, welche nicht Grund und Boden besitzt, in die Städte. Damit hängt es auch zusammen, daß sich die Bauern grade in den gesegnetsten Bezirken des Unterinnthales, wo noch große Güter unzertheilt in einer Hand sind, über den großen Mangel an Dienstboten beklagen und trotz enormer Löhne und sehr üppiger Verköstigung häufig nur schlechte Arbeiter haben. So drängt sich auch bei uns die sociale Frage auf, freilich erst in unscheinbarer Gestalt, wenn wir auf andere Gegenden Rücksicht nehmen, immerhin aber beachtenswerth genug.

Bezüglich der italienischen Frage scheint sich unsere Regierung ziemlich sicher zu fühlen, da sie die Ordnung unseres Schutzwesens bis zur Einberufung des Landtages, also bis an das Ende dieses Jahres verschiebt. Hätte Garibaldi übrigens seinen Einfall in Wälschtirol ausgeführt, so wäre an einem augenblicklichen Erfolge, — allerdings an keinem dauernden — nicht zu zweifeln gewesen, jedenfalls wäre bei der Theilnahme aller revolutionären Elemente eine grenzenlose Verwirrung entstanden. Die Forts an den Grenzpässen würden trotz aller Festigkeit schwerlich lange Widerstand geleistet haben, da nirgend Proviant aufgehäuft lag.

Die Innzeitung hat gegenwärtig einen Preßproceß auf dem Halse. Sie hatte schon nachhaltig die Aufmerksamkeit der Behörden in unliebsamem Maße auf sich gezogen, endlich stieß ein Artikel dem Faß den Boden ein, worin es heißt: „Der Klerus, sowie er in Oestreich nun einmal ist, ist der natürliche Gegner des Volkes, der Feind seiner Rechte und Freiheiten. Der Klerus in Tirol und sein fanatisirter Anhang, der ist der einzige Feind unserer constitutionellen Entwicklung, unserer Bildung, unseres wahren Glückes und unserer Freiheit in Tirol. Gegen die Uebergriffe des Klerus als des einzigen (!?) Feindes unserer Freiheit müssen nach wie vor unsere Waffen gerichtet sein.“ — Der ganze Proceß wäre zu vermeiden gewesen, wenn die Innzeitung, welche ohnehin in keinen glänzenden Verhältnissen ist, anstatt „Klerus“, die klerikale Partei geschrieben hätte. Sie würde in diesem Falle auch den richtigen Sachverhalt ausgedrückt haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Das Händelfest in London.

Kein Componist hat auf die Entwicklung der Musik in England einen so nachhaltigen Einfluß geübt als Händel. London wurde seine zweite Heimath. Hier kam all das Große und Schöne, was er in seinen Bildungsjahren, auf den Wanderungen durch Deutschland und Italien angebahnt hatte, zur herrlichsten Vollendung. Für England zunächst schrieb er jene Werke, die jetzt die ganze Welt erfreuen. Die Erinnerung hieran war es, die im Jahre 1857 den Anlaß gab zu einer Vorfeier für das in dem hundertjährigen Todesjahre des Meisters zu feiernde erste Händelfest. Die Sacred Harmonic Society nahm die Sache in die Hand und setzte sich mit der Direction des Krystallpalastes in Sydenham in Verbindung; diese übernahm die pecuniäre Verantwortlichkeit, und beides, der musikalische sowie der materielle Erfolg dieses Versuchs war so glänzend, daß man ohne Bedenken an die Vorbereitungen für das im Sommer 1859 in noch großartigerem Maßstabe beabsichtigte eigentliche Fest ging.

Die Händelfeste sind übrigens nichts Neues in England. Schon 1784 wurde eine, dem Andenken des Componisten gewidmete musikalische Aufführung in der Westminsterabtei veranstaltet, die durch Massenhaftigkeit alles übertraf, was bis dahin geleistet war. Dr. Burney in seinem Berichte über dieses Concert erzählt uns, wie die Größe des Chores und des Orchesters zu den sonderbarsten Befürchtungen Anlaß gegeben, daß z. B. eine solche Masse von Sängern und Instrumentalisten nie in gleicher Stimmung und im Takt spielen könnten, und daß die Schallmasse eine solche sein würde, daß das ganze Publicum mit Taubheit geschlagen werden müßte, und dort waren doch nur 500 Mitwirkende. Es ist fast unglaublich, daß ähnliche Befürchtungen vor dem Händelfeste 1857 laut wurden. Da gab es Aengstliche, welche diese Riesenconcerte nicht besuchen wollten, weil sie für den Rest ihres Lebens taub zu werden meinten, andere glaubten gar, der Glaspalast werde einstürzen, da er solchen Tonwellen nicht Stand halten könne u. d. m. Die ersten Proben mit dem damals 2000 Personen zählenden Orchester brachten die Leute wieder zur Vernunft, ja es stellte sich sogar heraus, daß für die ungeheuren Räume des

Gebäudes die Anzahl von 2000 Musikern und Sängern noch zu klein war, und man verdoppelte für das eigentliche Fest Chor und Orchester, so daß die Zahl der Mitwirkenden 4000 war, eine Anzahl, die man für das diesjährige Fest beibehalten hat.

Den Stamm des Chores bildet die Sacred Harmonic Society mit anderen Sängern aus London, und das Verhältniß der in London selbst lebenden Sänger und Sängerinnen zu den auswärtigen stellt sich wie 6 : 1. Das Orchester besteht größtentheils nur aus Londoner Musikern, das Verhältniß zu den von auswärts kommenden ist wie 10 : 1. Der große Unterschied zwischen einer musikalischen Vereinigung dieser Art in England und einem deutschen Musikfeste ist, daß in England im Grunde nur der pecuniäre Vortheil das ist, was zu solchen ungeheuerlichen Anstrengungen veranlaßt, während in Deutschland der Enthusiasmus und die Begeisterung für das Schöne und Große der Nerv aller großen musikalischen Leistungen ist. England bezahlt seine Sänger und Sängerinnen, die größtentheils den unteren Volksclassen angehören, und die Sacred Harmonic Society und die Direction des Krystallpalastes haben selbst nach den großen Kosten, die ein solches Unternehmen erfordert, jede ein bedeutendes Capital als Reinertrag dieser Aufführungen erworben. Nach officiellen Berichten hat die Krystallpalast-Company außer der Errichtung des großen Orchesters die Summe von etwa 25,000 Pfund, die Sacred Harmonic Society, außer einer beträchtlichen Masse von Noten und Instrumenten, etwa 9 — 10,000 Pfund als Gewinn aus den letzten drei Händelfesten gezogen. Wie unbedeutend sind solchen Summen gegenüber die Ueberschüsse aus unseren deutschen Musikfesten, wo jeder sein Scherflein zum Gelingen des Ganzen beiträgt und nur die Liebe zur Kunst allein und das Bewußtsein, einem hohen und idealen Zwecke seine Kräfte zu widmen, selbst den Aermsten opferwillig macht! In diesem Unterschied liegt aber auch der Grund zu Befürchtungen für die Wiederholung dieser Feste. Wenn der Reiz der Neuheit geschwunden ist und die Monsterconcerte nicht mehr pecuniären Gewinn bringen können, werden sie von selbst aufhören; innere treibende Lebenskraft haben sie nicht. Die Direction ist gezwungen, an denselben Musikstücken festzuhalten, denn die englischen musikalischen Verhältnisse bedingen das. Händels Messias und Israel in Aegypten, so vollendet auch diese beiden Werke dastehen, können einem solchen Unternehmen nicht für alle Zeiten Lebenssaft genug zuführen, und wenn die Sacred Harmonic Society nicht für das nächste Händelfest außerordentliche Anstrengungen macht, so fürchte ich, wird schon dann die Krisis eintreten.

Freitag Abend den 21. Juni 1862 versammelte eine Probe zum ersten Male sämmtliche Sänger aus London und den Provinzen in Exeter-Hall, dem Concertsaale der Sacred Harmonic Society, und am folgenden Tage hielt man im Glaspalaste selbst eine Generalprobe. Uns Deutschen scheint eine Musik-

aufführung mit 4000 Mitwirkenden ohne weitere Probe eine Unmöglichkeit, allein wenn man bedenkt, wie oft hier der Messias, Israel in Aegypten und einzelne der anderen Chöre von denselben Personen gesungen worden sind, gewinnt man eine andere Ansicht. Den Messias hörte man in den letzten 20 Jahren wenigstens achtmal jährlich in London, mehr oder weniger von denselben Kräften gesungen, er ist das Oratorium, welches jeder Engländer gehört hat, ein Musikfest ohne dasselbe wäre geradezu undenkbar, und ich glaube behaupten zu dürfen, daß die meisten Chöre es auswendig wissen, wenigstens habe ich Chöre beobachtet, die bei aufgeschlagenen und heruntergehaltenen Büchern, mit unverwandten Blicken auf den Dirigenten dieses Oratorium durchgesungen haben. Mit Israel in Aegypten geht es ähnlich, nur daß es nicht schon so ins Fleisch und Blut der Engländer übergangen ist als der Messias; nach vielen Veränderungen und Auslassungen, die es seit einem Jahrhunderte erfahren hatte, ohne zu einer verdienten Geltung zu kommen, brachte die Sacred Harmonic Society erst 1849 dies Oratorium in seiner ursprünglichen Gestalt zur Aufführung, und seitdem hat es sich immer fester gesetzt in der Gunst des englischen Volks. Auf allen drei Händelfesten bildete es den Schluß, und außer einigen schwierigen Doppelchören war daher auch bei diesem Werk eine Probe unnöthig, so daß nur die wenigen neuen Chöre aus l'Allegro, Salomon, u. s. w. einer öfteren Wiederholung bedurften. Wie gesagt fand die Generalprobe im Krystallpalaste statt, und bei dieser Gelegenheit war es, wo ich zuerst mit dem Riesenorchester, wie es jetzt vollendet dasteht, bekannt wurde.

Auf einem Hügel in Surrey, etwa anderthalb Meilen südöstlich von London liegt zwischen den Orten Sydenham und Norwood der Krystallpalast mit seinen graziösen Außenlinien, in seinem durchsichtigen Materiale wie von Feenhänden gebaut. Wie der erste Ausstellungspalast im Hydepark, besteht er aus einem hohen mittleren Transept mit zwei langen Flügeln, die wieder in kleineren Transepten enden. An diese hat man neuerdings noch zwei andere Flügel angebaut, die im rechten Winkel vom Hauptgebäude ausgehend, die Gärten an zwei Seiten einschließen. Vom Palaste den Hügel hinab ziehen sich die schönsten Anlagen, mit unzähligen Statuen und kunstreichen Wasserwerken geziert. Breite, mit gelbem Kies bestreute Wege winden sich durch schöne grüne Rasenplätze, deren farbenprächtige Blumenbeete nie zu welken scheinen. Weiter unten finden wir stille kleine Teiche zwischen herrlichen alten Eichen, bis zuletzt der Blick sich verliert in ein weites fruchtbares Thal, aus dessen Wiesen- und Waldesgrün unzählige kleine Villen wie weiße Blumen hervorblicken. Den Horizont bildet ein Höhenzug, der uns von Greenwich und den Ufern der Themse trennt.

Es ist ein liebliches Fleckchen Erde, dieser Krystallpalast mit seinen Gärten, seinem Sonnenschein und seinem klaren blauen Himmel neben dem ungeheuren,

ewig in dichten Rauch gehüllten London. Ich wüßte keinen geeigneteren Ort für große Musikfeste, als dies mittlere Transept des Glaspalastes, das ganz allein dafür bestimmt ist und bei einer Höhe von etwa 180′ eine Länge von 400′ und eine Breite von 200′ hat. Das im Westen amphitheatralisch sich erhebende Orchester bedeckt bei einer Breite von 216 und einer Tiefe von 100 Fuß einen Flächenraum von 16,016 Quadratfuß und ist in der Form eines Halbkreises gebaut. Die Rückseite bildet eine feste Wand, die zu dem letzten Händelfeste noch erhöht wurde, und von hier aus dehnt sich ein gewölbtes Dach über das ganze Orchester, in einer Höhe von 100′. Der Anblick des letzteren, dessen Errichtung allein 12,000 Pfd. gekostet hat, ist überaus großartig, namentlich jetzt nach Vollendung des weiten Daches, dessen Bogen eine Spannung von 216′ hat. Die ganze tongebende Masse steht somit in einem festen Gehäuse von der Gestalt einer der Länge nach getheilten Eierschale oder einer Muschel. In der Mitte des Hintergrundes hat die große Orgel ihren Platz, etwa 10′ tiefer die große Trommel mit einem Durchmesser von 6′. Unterhalb der Trommel stehen acht kleine Trommeln und 3 gewaltige Pauken; je ein paar kleinerer Pauken stehen in gleicher Höhe, rechts und links im Orchester. Den ganzen Halbkreis von den Pauken hinab zum Dirigenten füllt das Orchester und den übrigen Theil des großen Amphitheaters der Chor. Ein kleines vollständiges Orchester zur Begleitung der Soli schaart sich im Vordergrunde dicht um den Dirigenten, das ganze große Orchester ist im Uebrigen folgendermaßen aufgestellt: in gleicher Höhe mit den Pauken das Ganze einschließend haben 67 Contrabässe und 67 Violoncellos ihren Platz; ihnen reihen sich die großen Baßblasinstrumente an; die anderen Blasinstrumente ziehen sich von der Mitte keilförmig hinab. Rechts und links von diesen finden wir 60 Bratschen und rechts den übrigen Raum füllend 98 erste, links 96 zweite Geigen. Oberhalb des Orchesters und rechts von der Orgel stehen Tenor und Alt und links Sopran und Baß, und zwar so, daß Sopran und Alt die Mitte, Tenor und Baß die Flügel bilden. Um den entfernter stehenden Stimmen mehr Halt zu geben, sind einzelne große Blechinstrumente, Tubas und Serpents in die dichte Masse des Chors hineingestreut. An Massenhaftigkeit steht dieses Orchester unübertroffen da, und doch muß man nicht glauben, daß diese ganze Masse selbst im Fortissimo einen auch nur irgendwie betäubenden Lärm machte. Das Verhältniß der Tonmasse zu dem zu füllenden Raume schien ein durchaus richtiges zu sein und 200 Stimmen mit einem Orchester von 60 Instrumentalisten machen bei einer Choraufführung im Gewandhaussaale in Leipzig viel mehr Geräusch als 4000 Stimmen mit einem Orchester von 500 Menschen im Krystallpalaste.

Ueber die Probe gehe ich hinweg, um sofort die drei Tage in Anspruch nehmende Aufführung selbst zu schildern. Montag den 23. Juni fand der Vortrag des Messias statt.

Es war ein schöner Tag, der einzige helle Sommertag, dessen ich mich seit Pfingsten entsinne. Meine Karte, die auf einen Platz in der Nähe des Orchesters, auf der Seite der Bässe lautete, hatte ich schon Anfang März gekauft, der Platz war bald gefunden, und so hatte ich noch über eine Stunde Zeit, das Textbuch und den kleinen Clavierauszug des Oratoriums, den man an dem Eingange für zwei Schilling kaufte, zu studiren. Gegen 1 Uhr Mittags war der Palast so ziemlich gefüllt. Alle Sitze vor dem Orchester in dem großen Transept waren Sperrsitze zu dem enormen Preise von 1 Guinee oder für die drei Concerte $2^1/_2$ Guineen ($17^1/_2$ Thlr. preuß.). Diese umschließend und zu beiden Seiten ziemlich weit hinausgehend waren $^1/_2$ Guineenplätze und der ganze übrige Theil des großen Raumes war geöffnet für 5 Schillinge. Das große Transept mit seinen 8000 Plätzen war in eine Süd- und eine Nordhälfte und jede dieser Hälften wieder in eine gleiche Anzahl von Quarrés getheilt, die correspondirend mit einfachen und Doppelbuchstaben bezeichnet waren. Chor und Orchester ordnete sich diesmal schneller als in der Probe, und präcise 1 Uhr erschien Costa vor seinem Dirigentenpult, begrüßt von der jubelnden Menge. Die Solisten, Lieblinge des Publicums, nahmen, ebenfalls mit lautem und freudigem Zuruf begrüßt, ihre Plätze neben Costa ein. Auf des letzteren energisches Klopfen erhob sich die ganze Menge, der verhängnißvolle Trommelwirbel ertönte, und die Soprane begannen mit dem großen „God save the queen". Sie hat eine eigenthümliche Macht über mich diese edle und große Melodie, eine Macht, die nach jedesmaligem Hören sich steigerte. Wie in der Probe sang der Alt den zweiten und der ganze Chor den dritten Vers, die Zuhörermasse, die bis dahin gestanden, setzte sich wieder, und bald darauf erklangen die ersten Töne der Ouverture zum Messias. Die Pianissimo-Wiederholung des einleitenden langsamen Satzes ward vortrefflich gespielt und ließ keinen Zweifel über die Fähigkeit des Orchesters. Die Einsätze der 98 Geigen und nachher der 75 Contrabässe in dem folgenden fugirten Allegro kamen mit einer wahrhaft überwältigenden Präcision und Bestimmtheit. Die erste Arie „ev'ry valley shall be exalted mit dem vorhergehenden Recitativ: „comfort ye my people" wurde von Sims Reeves gesungen. Derselbe ist unbestritten einer der besten jetzt lebenden Tenoristen; er besitzt eine klangvolle kräftige Stimme von einem mehr lyrischen Charakter, ist eine durch und durch musikalische Natur, hat eine schöne Tonbildung und macht, was man leider selten hört, das nicht eben sehr sangbare englische Idiom durch seine bestimmte klare Aussprache zu einem im Gesange wohllautenden. Einen Fehler freilich, den man fast bei jedem englischen Solisten rügen muß, besitzt auch er, doch nicht in so hohem Grade, als andere. Einem schönen Tone in ihrer Stimme zu Liebe hört man sie oft die Pietät, die sie einem Meister wie Händel schulden, ganz bei Seite setzen, willkürlich ändern sie manche Passagen aus dem rein selbstischen Motiv, weil

sie ihrer Stimme vielleicht nicht ganz bequem liegen und sie in einer andern mehr glänzen können. Daß sie selbst nicht bessere Musik schreiben können als Händel, vergessen sie dabei, und es wäre sehr in der Ordnung, wenn die Dirigenten solchen Mißbräuchen mit Energie entgegentreten wollten. Alle Soli bei diesen Aufführungen wurden natürlich im Gegensatz zu den mächtigen Chören von einem kleinen Orchester begleitet. Das Andante der erstgenannten Arie schien mir übrigens ein wenig rasch genommen zu werden, sie verlor viel von ihrer göttlichen Ruhe und artete fast in ein Virtuosenstück aus.

Der nächste erste Chor „And the glory of the lord" wirkte mächtig, wie denn überhaupt die Chöre der Glanzpunkt des ganzen Oratoriums waren. Der Beginn des Chores, den der Alt mit dem Thema eröffnet, erinnert mich an einen großen Unterschied zwischen deutschen und englischen Chören. In Deutschland ist die Altstimme eine weibliche Stimme, während in England die meisten Altpartieen von Männern im Falsett gesungen werden; unter den 810 Altstimmen in diesem Chore waren nur 330 weibliche, die übrigen waren Herrenstimmen. Der Charakter der Altpartieen wird dadurch wesentlich ein anderer, die Weichheit und Fülle der weiblichen Stimme wird durch die gekünstelte Geschraubtheit der männlichen verdeckt, im Ganzen gewinnt der Alt freilich an Intensivität, verliert aber an Tiefe und Fülle. Die nächste Arie „but who may abide the day of his coming", gewöhnlich von einem Bassisten vorgetragen, wird hier vor der Altistin Madame Sainton-Dolby gesungen, ob zum Vortheil der Arie, möchte ich kaum glauben, das Prestissimo „for hi is like a refiners fire" scheint mir mehr für den Baß zu passen und im anderen Falle an Wucht und Kraft zu verlieren. Madame Dolby sang diese und die folgende Arie mit großer Innigkeit, ihrer Stimme fehlt freilich schon die erste jugendliche Frische. Der dazwischenliegende schwierige Chor: and he shall purify mit seinen vielen Sechszehntheilen wurde mit einer, für einen so massenhaften Chor nicht leicht zu erreichenden, wunderbaren Präcision und Festigkeit gesungen. Signor Belletti sang die Arie: The people, that walked in darkness mit der ausdrucksvollen Begleitung der Holzblaßinstrumente, trotz der schwierigen chromatischen Intervalle, mit großer Reinheit, erlaubte sich aber in dem sie einleitenden Recitativ einzelne von Händel abweichende Freiheiten, die nicht zu billigen waren.

Der Höhepunkt des ganzen ersten Theiles, der Chor: „for unto us a child is born" war eine meisterhafte Leistung des Chors und Orchesters. Eine sehr glückliche Auffassung des Herrn Costa gibt diesem Chore eine viel größere Bedeutsamkeit, als er früher hatte. Der ganze Chor besteht bekanntlich in der viermaligen Wiederholung der Worte: „for unto us a child is born, a son is given, and the governement shall be upon his shoulder, and his name shall be called: Wonderful! Counsellor! the mighty God! the everlasting

father, the prince of peace". Die Worte selbst enthalten eine Steigerung, die sich gipfelt in den letzten Ausrufungen anfangend mit: wonderful. Händel beginnt den ersten Satz mit einem freudig erregten Motive, welches jede Stimme nach einander aufnimmt, man hört immer nur zwei Stimmen zur selben Zeit bald mit dem ganzen Thema, bald wieder nur mit einzelnen Motiven daraus, bei den Worten „and the government" steigert sich der Chor zu einem mehr gedrängten harmonischen Ganzen, bis mit dem Worte „wonderful" die ganze Masse im Fortissimo hereinbricht. Dieselbe Steigerung wiederholt sich viermal, in sich wieder eine große Steigerung bildend, in dem das „for unto us" immer erregter und vollstimmiger wird und das „wonderful!" mit jedem Male mächtiger und breiter hervorbricht. Costa läßt nun den Chor ganz piano und gehalten beginnen, und bringt so jene Steigerungen, die Worte und Musik an die Hand geben, im Chor und Orchester zur lebendigen Gestaltung, während früher der ganze Chor in derselben Tonstärke von Anfang bis zu Ende gesungen wurde.

Das sinnige kleine Pastorale mit all seiner duftigen Poesie und die folgenden kurzen Recitative, die eines etwas mehr entschiedenen Accompagnements bedurft hätten, leiteten über zu dem kleinen dramatisch belebten Chore „glory to God", dem ich ein etwas schnelleres Tempo wünschte. Miß Parepa sang die nächste Arie „rejoice greatly" mit großer Kraft und Ausdauer. Die unleugbare Monotonie in Melodie und Rythmus der nächsten bekannten Arie „he shall feed his flock" sucht man in England dadurch zu überwinden, daß man den ersten Vers von einer Altstimme in Fdur, den zweiten mit Hinweglassung der letzten Wiederholung von einer Sopranstimme in Bdur singen läßt; der Wechsel der Tonarten bringt eine gewisse Steigerung hervor, die wirksamer ist als die in Deutschland gebräuchliche Anordnung, die Arie abwechselnd in zwei Stimmen, die sich in der letzten Phrase vereinigen, in derselben Tonart singen zu lassen. Miß Parepa's, nicht Händels, hohes langgehaltenes B am Schlusse der Arie war wieder eine jener Freiheiten, die Musikverständigen wehe thun und nur der Eitelkeit ihrer Erfinder eine augenblickliche Genugthuung gewähren. In dem Schlußchore des ersten Theils his yoke is easy and his burthen is light" hätten wir die große Trommel lieber entbehrt, sie brachte ein zu reales Element in die Musik, was gar nicht darin sein soll.

Der zweite Theil, die Leidensgeschichte und Auferstehung enthaltend, schloß sich unmittelbar an diesen ersten. In dem Chore „All we like sheep, eine Klippe für so manchen geübten Chor, schleppten die Bässe ein wenig, ebenso in dem Staccato des „let us break their bonds". Madame Sainton-Dolby sang die schöne Arie „he was despised" voll Innigkeit und Ausdruck, doch übertraf Sims Reeves allen Sologesang in der kurzen kleinen Arie „behold and see". Mit einer unbeschreiblichen Weichheit und Innigkeit, die mich an Schnei-

der's Evangelisten in der Matthäuspassion erinnerte, gab er das ausdrucksvolle kleine Stückchen wieder und machte in mir den Wunsch rege, ihn einmal in der Passion, die er übrigens diesen Sommer in London gesungen hat, zu hören. Die folgende Arie „but thou didst not leave“ hätte schon allein des Gegensatzes wegen, der in der Stimmung derselben zur vorhergehenden liegt, von einer Sopranstimme, wofür Händel sie geschrieben hat, gesungen werden müssen. Der große Chor „lift up your heads“ war wieder hinreißend, nur waren im Anfange die Soprane, die getheilt waren, etwas zu schwach. Die Baßarie „Thou art gone up“ wurde ausgelassen; die andere Baßarie in diesem Theile: „Why do the nations rage so furiously together“ wurde von Herrn Weiß zu sehr als bloßes Bravourstück aufgefaßt, und namentlich am Schlusse derselben trat das Verlangen nach einem Applaus in einer fast widerlichen Weise zum Vorschein.

Der Glanzpunkt dieses zweiten Theiles war doch das Hallelujah, ein Chor, der durchaus auf Massenwirkung berechnet ist. Der Chor ist zu bekannt, um einer Beschreibung zu bedürfen, und wie sollte ich auch beschreiben, was unbeschreiblich ist; es ist der Jubel einer ganzen Welt, so voll und warm, so groß und doch dabei so einfach. Seit der ersten Aufführung, wo Georg der Zweite, von der Gewalt dieses Chores ergriffen, sich erhob und stehend ihn anhörte, erhebt sich noch jetzt bei jeder Aufführung des Hallelujah die ganze Zuhörerschaft und lauscht stehend diesem Riesengesange. Der Eindruck des Fortissimo, das so breit und groß nach dem einzigen Piano in diesem Chore zur Fuge leitet, war überwältigend, und wenn dann die 750 Bässe mit dem Heer der Contrabässe und Blechinstrumente das mächtige Fugenthema beginnen, und darnach die langgehaltenen Töne des Sopran wie ein klarer Himmel sich darüber ausbreiten und immer höher erheben über dem Hallelujah der übrigen Stimmen, bis sich endlich alles gipfelt in dem mächtigen „King of Kings and Lord of Lords“, so hätte Händel diesem zweiten Theile des Messias mit seinem schweren Kampfe und endlichen Siege über Sünde und Knechtschaft keinen würdigeren Schlußstein setzen können, als er es in diesem Chore gethan hat.

Zwischen diesem zweiten Theile und dem folgenden dritten war eine Pause von etwa einer Stunde. Alles zerstreute sich in dem großen Palaste und den sonnigen Gärten zu einer kurzen Rast, bis die Orgel das Zeichen zum Beginn des dritten Theils gab. Ueberraschend war die Ordnung und Leichtigkeit, mit der die 16,000 Menschen sich bewegten und ohne Schwierigkeit wieder zu ihren Plätzen kamen. Fräulein Titiens, unsere deutsche Sängerin, eröffnete den dritten Theil mit der schönen Arie I know, that my Redeemer liveth“, die Händel nach Chrysander im Andenken an eine Schwester, die diese Worte vor ihrem Tode oft gebrauchte, componirt hat. Die Arie mit ihrer freudigen Zuversicht ist eine der schönsten, die Händel je geschrieben. Fräulein Titiens sang sie mit großer Innigkeit so recht im Händelschen Geiste. Die folgenden kleinen Quartette wurden ohne Begleitung von vier Solostimmen gesungen und beantwortet von vollem Chor und

Orchester. Die bekannte Arie „The trumpet shall sound", mit der obligaten Trompete, war eine sehr gelungene Leistung der Herrn Belletti und Harper. Letzterer bläst schon seit vielen Jahren das Trompetensolo, und ich glaube kaum daß eine Aufführung des Messias ohne diesen Herrn in England vorkommt; ich meine noch nie das Solo in solcher Vollendung vorher gehört zu haben. Der letzte Theil der Arie in Hmoll wird gewöhnlich ausgelassen. Die folgenden Nummern von 52—55 werden wieder nicht gesungen, und es folgt jetzt der gewaltige Chor „Worthy is the lamb" mit der Amenfuge, zwei der schönsten Chöre im ganzen Oratorium, und wie wurden sie gesungen! Man muß Händelsche Chöre in England hören, um sie in ihrer ganzen Größe würdigen zu können. Wie es möglich ist, solche Massen in bewegten Chören, wie die beiden letzten sind, zusammenzuhalten, ist mir unbegreiflich, aber Costa erzwang es durch seine Energie und Bestimmtheit, da war kein Schwanken, fest wie ein Fels stand jede Stimme da und ging unbeirrt den ihr angewiesenen Weg. Die letzten Takte des Amens werden mir unvergeßlich sein, da ist so eine jener Stellen, die, wie der Nonenaccord in der dritten Leonorenouvertüre, einen eiskalt überlaufen und sich fühlen wie der unmittelbare Hauch eines Gottes, man möchte zusammenbrechen unter der Wucht so starker und inniger Empfindungen. Nur die vollste und reinste Freude über das Gelingen seines Werkes und das Bewußtsein, etwas wirklich Großes vollbracht zu haben, konnte als Schluß ein solches Amen singen.

Am zweiten Tage des Festes — 25. Juni — führte man eine Auswahl aus den Oratorien und andern Werken auf.

Abgesehen davon, daß ich ein ganzes Oratorium den abgerissenen, unzusammenhängenden Chören und Soli vorgezogen hätte, war dies Concert viel zu lang und wurde auch nicht mit solcher Präcision ausgeführt als der Messias. Manche Chöre wurden von den meisten Mitgliedern des Chores zum ersten Male gesungen und konnten schon deshalb nicht mit so unfehlbarer Sicherheit zu Gehör kommen als die des ersten Tags.

Das Concert bestand aus drei Theilen und nicht weniger als 33 verschiedenen Nummern, von denen einige noch wiederholt wurden. Hätte die Direction sich auf die Hälfte beschränkt, das Publicum wäre nicht so ermüdet gewesen, als es am Schlusse des zweiten Theils, der dem ersten ohne Unterbrechung folgte, nothwendig sein mußte. Der Chor „we praise thee o God" aus dem Dettinger Te Deum eröffnete das Concert. Die etwas sonderbare Theilung der Soprane in erste und zweite, nicht nach der Qualität der Stimmen, sondern nur nach den Buchstaben des Alphabets, mag der Grund gewesen sein, weshalb in allen Chören, wo zwei Soprane waren, diese Stimmen eigentlich ganz verloren gingen.

Auf diesen Chor folgte eine Auswahl aus Samson, bestehend in der Arie

„return, o God of hosts“ mit dem Chore „To dust his glory“. Madame Dolby zerstörte die Steigerung in Takt 8 bis Takt 6 vom Schlusse aus gezählt, durch Vorwegnahme des C von dem ersten B Moll, auf das zweite God, dessen B sie in CB verwandelte. Das Piano des die Arie begleitenden Chores kam vortrefflich zur Geltung. Für die nächste Arie mit obligater Trompete: let the bright seraphim hatte Fräulein Titiens nicht Kraft genug; sie war gezwungen, die langen Sechszehntelpassagen durch neues Athemholen zu unterbrechen, und ob die Cadenz für Trompete und Sopran, die freilich brillant ausgeführt wurde, der Arie ein neues Interesse verlieh, möchte ich bezweifeln; die Arie ist ein Prachtstück ohne die Cadenz, und hätte Händel eine Cadenz gewünscht, so würde er gewiß eine geschrieben haben. Der Schlußchor aus Samson „let their coelestial concerts all unite“ war wieder eine gelungene Leistung des Chores, die Pauken hätten nur nicht so ganz ohne Veranlassung in die letzten Pausen vor dem Schluß hereinschlagen müssen. Der Anfang der Bässe mit dem Fugenthema war gewaltig und das verhängnißvolle C derselben am Schlusse wunderbar ergreifend. Die nächste Arie, auch aus Samson, verlor sich ganz nach einem mächtigen Chore. Der Chor aus Judas Maccabäus war schwach, der Sopran kam nicht zur Geltung. Gewaltig war dagegen das nächste kriegerische Solo „Sound an alarm“, das Sims Reeves mit einer Energie und Begeisterung sang, die alles mit sich fortriß, die Antwort des Heeres, dem Rufe seines Führers zu folgen, machte diese beiden Stücke zu einer einzigen lebendigen Scene. Dann folgte aus dem Oratorium „Saul“ der nicht sehr bekannte Chor: „Envy eldest born of hell“, der ganz auf der absteigenden Esdurtonleiter der Bässe gebaut ist. Gegenstand des Chores ist eine Ansprache an den Neid in Bezug auf Sauls Gesinnung gegen David; der Chor flucht dem Neide und wünscht ihn hinab in die tiefste Nacht der Hölle. Die dramatische Lebendigkeit der Composition ist ohne Gleichen und kam durch Chor und Orchester zur vollsten Geltung. Der Trauermarsch aus Saul, der diesem Chore folgte, ist der einzige Trauermarsch der Engländer, die tiefe Wehmuth in seiner einfachen monotonen Melodie und Harmonie ist aber auch erschütternd. Den an sich sehr schönen Chor mit Sopransolo aus der Ode für den Cäcilientag hätte ich lieber entbehrt. Fräulein Titiens fehlte es offenbar an Kraft, die Solopartie diesem Chore gegenüber zur gehörigen Geltung zu bringen.

Ein Chor: „Tyrants now no more“ aus Hercules eröffnete den zweiten Theil, der dem ersten ohne Unterbrechung folgte. Hier zeigte es sich wieder, wie der Chor nur lange eingeübte Musik gut singen konnte. Hercules ist ein wenig gekanntes Oratorium, und obgleich dieser Chor keine besonderen Schwierigkeiten bietet, fehlte es doch sehr an Reinheit und Präcision. In der Arie: Revenge, Timotheus cries, die, aus ihrem Zusammenhange gerissen, fast unverständlich ist, wo das Orchester sehr unpräcise und schwankend. Bei Gelegenheit

des nächsten Chores aus Salomon, den man in England „Nachtigallenchor" nennt, erzählt uns das Textbuch, daß Händel eine große Vorliebe für den Gesang der Nachtigallen gehabt habe, und namentlich für den der Nachtigallen im Walde bei Windsor, die einen „mehr harmonischen Gesang" gehabt hätten, als er sonst irgendwo gehört habe. Die Musik dieses Chores, der gesungen wird von den Dienern Salomons, als er sich von den Sorgen der Regierung zurückzieht in die heimische Stille seines Gartens, ist überaus beruhigend und einschläfernd, voll reizender musikalischer Situationen. Madame Lemming-Sherrington sang den für diese Gelegenheit viel zu zarten und durchsichtigen Liebesgesang der Galatea mit der duftigen Flötenbegleitung zu frei und zu wenig im Händelschen Geiste. Sims Reeves dagegen, mit seinem mehr lyrischen Tenor, sang das folgende Liedchen, in dem er alle Schönheiten und Reize seiner Geliebten aufzählt, mit großer Naivetät und Lieblichkeit. Der sich daranschließende Chor: Wretched lovers schien mir sehr wenig passend für dies Concert; ebenso wie der vorhergehende Nachtigallen- und der folgende Lachchor, ist er durchaus nicht auf Massenwirkung berechnet. Alle diese Chöre, deren Charakter Leichtigkeit und Grazie ist, bekamen hier etwas Schwerfälliges und Unbeholfenes, welches ihr feines Gewebe beinahe zerstörte.

Die jetzt eintretende einstündige Pause kam jedermann erwünscht, die letzten 5 bis 6 Nummern waren schon zu viel gewesen, beides für Sänger und Publicum, die zwei Stunden ununterbrochenen Chor- und Sologesangs ziemlich ermüdet hatten.

Den dritten Theil eröffnete die Ouverture aus Samson mit all dem Glanz einer Händelschen Orchestermusik. Die Chöre dieses letzten Theils waren größtentheils achtstimmige Doppelchöre und begannen mit dem Eröffnungschor des Oratoriums Deborah. Die Israeliten, unterdrückt von dem Könige Jabin von Kanaan, haben sich auf dem Berge Ephraim versammelt und bitten Gott ihnen einen Führer zu geben; das fugirte Thema zu den Worten „o grant a leader" ist einem Altsolo aus der Geburtstagsode für die Königin Anna entnommen. Auf eine von Madame Lemming-Sherrington gesungene Arie aus Judas Maccabäus folgte eine Auswahl aus dem, in der letzten Saison von der Sacred Harmonic Society zur Aufführung gebrachten Oratorium Salomon, beginnend mit dem großen Doppelchore, der ein Loblied auf die Macht und Größe Salomons ist, und abschließend mit dem Doppelchore Praise the Lord, dazwischen eine Scene aus dem letzten Theile des Oratoriums, wo in einem, der Königin von Saba zu Ehren gegebenen Feste die Macht der Musik, verschiedene Leidenschaften und Gefühle zu erregen, gezeigt wird; die Chöre dieser letzten Scene, von großer Schönheit und Charaktereigenthümlichkeit, wurden mit Präcision und Ausdruck gesungen, nur schien in einigen Fortestellen die Orgel zu laut und deckte den Gesang zu sehr. Eine Arie und das bekannte:

See the conquering hero comes aus Josua beschlossen dies Concert. Der letzte Chor war wieder eine meisterhafte Leistung der Sänger und ist einer derjenigen Chöre, die bei größerer Massenhaftigkeit nur gewinnen. Der erste Vers ward von drei weiblichen Stimmen gesungen, der zweite als Chor vom ganzen Sopran und Alt und endlich der dritte Vers vom ganzen Chor mit voller Orgel und ganzem Orchester. Hatte nun auch jedes der vielen Musikstücke, die den zweiten Tag zur Aufführung kamen, an sich großes Interesse, so muß ich doch wiederholen, daß ein ganzes Werk Händels, etwa eins seiner nicht geistlichen Gesangwerke, jedenfalls einen nachhaltigeren Eindruck gemacht hätte; man hörte zu viel und zu vielerlei, die Eindrücke waren so verschiedenartiger Natur, daß einer den anderen aufhob und vernichtete.

Am letzten Tag des Festes — Freitag den 27. Juni — wurde Israel in Aegypten aufgeführt.

Durch die Freundlichkeit eines der Stewards des Festes hatte ich für die beiden letzten Concerte einen viel besseren Platz in einer der Gallerien, dem Orchester grade gegenüber, bekommen. Der Anblick des ganzen großen Raumes, dicht gefüllt mit Menschen, bot einen überaus prächtigen Anblick dar. Der Chor hatte für diesen letzten Tag eine andere Aufstellung, weil die meisten Chöre des Oratoriums Israel in Aegypten Doppelchöre sind. Der ganze erste Chor stand links, der ganze zweite Chor rechts von der Orgel, und zwar in derartiger Ordnung von der Orgel ausgehend, daß der Alt auf beiden Seiten der Orgel zunächst, der Baß aber auf den Flügeln stand; an den Alt schloß sich der Sopran, und zwischen diesem und dem Basse hatte der Tenor seinen Platz.

Ich kannte dies Oratorium bis dahin nur aus dem Klavierauszuge und hatte daraus den Eindruck empfangen, daß es das großartigste von Händels Oratorien sein müßte. Freilich scheint demselben eine gewisse Unfertigkeit im Ganzen anzuhaften; aber die Chöre im Einzelnen sind meiner Ueberzeugung nach das Größte, was der große Tondichter je geschrieben. Das Oratorium hat eine eigenthümliche Geschichte und gleicht darin der Passionsmusik von Bach, daß es erst hundert Jahre nach seinem Entstehen zur rechten Geltung gekommen ist. Händel schrieb den Israel in Aegypten im Jahre 1738, und außer dem Messias ist dieses Werk das einzige, dessen Text ganz aus der Bibel genommen ist und das keine rein dramatische Form hat. Wer den Text zusammengestellt hat, weiß man nicht. Aus Händels Bemerkungen auf dem Manuscript geht hervor, daß es im Monate October des Jahres 1738 angefangen und ganz vollendet ist. Am 4. April des folgenden Jahres erfolgte die erste öffentliche Aufführung im Haymarkettheater. Wahrscheinlich fand das Werk nur eine kalte Aufnahme beim Publicum, denn am folgenden Tage wurde eine Wiederholung desselben angezeigt mit Aenderungen, Zusätzen und zwei neuen Concerten für die Orgel; doch am 10. April erschien eine neue Anzeige, in

der gesagt wurde, das Oratorium würde verkürzt und neue Arien eingelegt werden. Wie man aus Händels Partitur sieht, waren die eingelegten Gesänge vier in italienischer Sprache gesungene Arien. Der Erfolg kann auch diesmal kein durchschlagender gewesen sein, denn erst in Folge eines Briefes von dem Herausgeber der Daily Post, worin Händel um eine Wiederholung dieses Oratoriums angegangen wird, fand eine dritte Aufführung am 17. April statt.

Ein Versuch, das Werk in der folgenden Saison zur Geltung zu bringen, schlug abermals fehl. Dann ruhte es sechzehn Jahre, und wenn es später wieder zur Aufführung kam, erschien es stets mit Auslassungen und Zusätzen. Der Grund für den geringen Erfolg, den das Werk immer hatte, liegt natürlich, wie bei der Passionsmusik, in der Größe und Schwierigkeit seiner vielen Chöre. Die Sänger und Instrumentalisten von damals konnten demselben nicht gerecht werden, und die Musik blieb unverstanden. Selbst als man in unsern Tagen dies Oratorium zuerst wieder aufnahm, versuchte man Aenderungen und Einlagen, indem man glaubte, es sei zu viel Chorgesang darin. Ein anderer Mangel ist, daß dem Werke eine Ouverture fehlt. Ich denke mir, Händel hat bei den ersten Aufführungen statt einer solchen eins seiner Orgelconcerte gespielt; warum nicht jetzt ein ähnliches versuchen? Der schwache kleine Accord, der das kurze Recitativ eröffnet, macht den Anfang so nichtssagend, namentlich in einer Menschenmenge, wie die hier versammelte.

Der Inhalt des Oratoriums ist die Geschichte des Leidens der Israeliten in Aegypten und ihres Auszugs aus diesem Lande. Außer einigen kurzen Recitativen ist nur eine Arie im ersten, drei Arien und drei Duette im zweiten Theile, alles Uebrige sind Chöre. Es eignet sich daher vortrefflich für eine große musikalische Aufführung, deren Schwerpunkt im Chorgesang beruht. Gleich der erste Chor, der nach einem kleinen Recitativ das Oratorium eröffnet, ist von einer wunderbaren Charakteristik; langsam schleppen sich die Motive in einer gedrückten Stimmung dahin, alles ist massenhaft und schwer, und man hört und sieht die armen Israeliten zusammenbrechend unter dem Drucke der hochmüthigen Aegypter seufzen und klagen. In einem Recitative wird uns dann erzählt, wie Moses und Aaron in das Land Ham gesandt werden und wie sich das Wasser in Blut verwandelt; der nächste Chor zeigt uns die Aegypter, denen es ekelt von dem Wasser zu trinken; dieser Chor ist eine langsame Fuge mit einem Thema, dessen ungewöhnliche Intervalle einen ergreifenden Eindruck machen; übrigens findet man dasselbe Thema in einer seiner Clavierfugen. Nun folgt die Froschplage in einer Arie, vom hüpfenden Orchester begleitet und darnach kommt der große summende und schwirrende Heuschreckenchor. Tenore und Bässe beginnen in einem fester markirten Rythmus: he spake the word und wie entfesselt toben darnach die Geigen in ihren Zweiunddreißigsteln und Sechszehnteln. Diesen Chor übertrifft noch der nächste Hagelchor, wo

Feuer und Hagel auf dem Boden entlanglaufen und alles vernichten. Mit welcher dramatischen Lebendigkeit ist das alles geschildert und gezeichnet, und wie hält sich bei all der Malerei die Musik in ihren Grenzen, mit welch geringem Aufwande von orchestralen Mitteln wird das alles erreicht! Dann wird die Finsterniß, die man fühlen kann, geschildert, wieder von einem Chore, in dem die einzelnen Stimmen wie mit verbundenen Augen umhertappen. In einem nächsten Chor wird dann alle Erstgeburt der Aegypter vernichtet; der Sopran beginnt mit einem kräftigen Thema, von den markirten Schlägen des ganzen Orchesters begleitet, der Alt bildet ein Gegenthema, der Baß nimmt das erste wieder auf, und der Tenor bildet wieder ein Gegenthema zu letzterem, dazwischen das bewegte Orchester, das alles gibt eine musikalische Situation, die auch nur Händel da heraus fühlen und schaffen konnte. Als Gegensatz zu diesem letzten Kampfe führt in dem nächsten friedlichen Chore, der eher den Charakter eines Pastorale hat, der Herr sein Volk fort wie die Schafe mit Silber und Gold beladen; aber wenn darnach die Aegypter in Emoll sich freuen, daß die Israeliten sie verlassen haben, so fühlt man gar zu bald heraus, daß ihre Freude keine ungetrübte ist, und daß sie im Grunde doch ein recht schlechtes Gewissen haben müssen. Dann folgt ein achtstimmiges Stückchen Chor in Cdur von nur acht Takten, gefolgt von einem gewaltigen Doppelchore, worin der Herr sein Volk durch die trocknen Tiefen des Schilfmeeres führt. Dieser schwierige Chor mit seiner immerwährenden Sechzehntheilbewegung, wo immer eine Stimme die andere abhebt in kleinen Motiven, wurde mit ungewöhnlicher Festigkeit und Präcision gesungen. Die schreienden Pickelflöten in dem nächsten Chore, wo die wogenden und fluthenden Bässe den Pharao und sein Heer verschlingen, waren vielleicht eine Hinzusetzung des Herrn Costa und klangen im Händel fremd. Der erste Theil schließt darnach mit einem Chor im Styl der alten Italiener.

Den zweiten Theil eröffnet der Lobgesang des Moses und der Israeliten wieder einer jener unbeschreiblichen Chöre, die göttlichen Ursprungs zu sein scheinen. Das folgende Duett „The Lord is my strength“ wurde von den Damen Titiens und Rudersdorf gesungen und leider gänzlich verdorben. Die kleinen zehntaktigen Doppelchöre hin und wieder sind einzig; an Feinheit, contrapunktischem Detail und Innerlichkeit kommen sie den kleinen abgerissenen Chören in Bachs Passion nicht gleich, aber an dramatischer Gewalt und Bestimmtheit des Ausdrucks übertreffen sie jene, so z. B. das hier folgende „He is my God“, welches hinüberleitet zu dem „I will exalt him“, das in der Weise der alten Niederländer componirt ist. Das diesem Chore folgende kräftige Duett für zwei Bässe wurde von den Herren Belletti und Weiß mit großer Bestimmtheit und Kraft wiedergegeben. Der nächste kleine Doppelchor, wo die Tiefe die Aegypter bedeckt, und sie zu Grunde fallen wie die Steine, ist

wieder ein Meisterstück musikalischer Charakteristik. Tenor und Alt beginnen mit einem ausdrucksvollen Motive in Fdur, die übrigen Stimmen treten hinzu, und nach den wunderbarsten harmonischen Wechseln schließt zuletzt das Ganze in Edur, wobei die Bässe zu dem tiefen E hinabsteigen.

Der sich unmittelbar hier anschließende Doppelchor: „Thy right hand is become glorious, o Lord“ schwankte bisweilen im Takte; der nächste achttaktige Doppelchor ist wieder ein Beispiel jener Bestimmtheit des Ausdrucks, die diesen in so wenig Takten sich vollständig erschöpfenden kleinen Bildern einen so entschieden ausgeprägten Charakter verleiht. Merkwürdig ist, wie selten Händel in seinen Oratorien eine wirklich vollständige kunstgerechte Fuge schreibt; nicht, daß er dazu nicht im Stande gewesen wäre, sondern weil ihm die Form zu eng gewesen zu sein scheint. Er schreibt immer fugirt und gibt dem contrapunktischen Satze eine Freiheit und Lebendigkeit, die außer ihm Niemand erreicht hat.

So beginnt auch der nächste Doppelchor: „Thou sendest forth thy wrath“ als eine regelrechte Fuge, ringt sich aber sehr bald zu jener Freiheit in der Form durch, die so wahr und natürlich ist. Der nächste vierstimmige Satz: „And with the blast of thy nostrils“ ist wieder bei all seiner contrapunktischen Feinheit und Schönheit voll überzeugender musikalischer Charakteristik. Leider gingen viele der prachtvollen harmonischen Wendungen durch den unreinen Gesang des Chores verloren, wie denn überhaupt die meisten Chöre nicht so fest saßen, wie die des Messias. Sims Reeves gab den sorglosen Charakter des folgenden Solos „I will pursue them“ in vortrefflicher Weise wieder, ebenso Fräulein Titiens die nächste bewegte kleine Arie: „Thou didst blow.“

Der schönste Chor von Händel, den ich kenne, ist „The people shall hear“. Den Text bilden der 14. 15. und 16. Vers des 15. Capitels vom 2. Buch Moses. Die Tenore beginnen mit einem einfach großen Motive in Emoll. Nach dem Hinzutritt der übrigen Stimmen steigert es sich durch Gdur, Cdur und Hmoll zu Fisdur; die folgende Periode „sorrow shall take hold of them“ mit ihrem herzzerreißenden Verhallen leitet über zu Hdur; worauf der ganze Chor in Hmoll beginnend und auf Fisdur schließend mit dem festmarkirten „all th' inhabitants of Canaan“ hereinschlägt, und nun folgt auf die Worte „shall melt away“ mit einem weichen zerfließenden Motive eine der am feinsten gewebten Chorperioden, die mir je im Händel vorgekommen sind, bis in dem Fortissimo Esdur „by the greatness of thy arm“ das eben prophezeite tragische Geschick der ersten Bewohner Kanaans zu einer unwiderruflichen Thatsache wird und abschließt mit der Verheißung, daß Israel, das vom Herrn erkaufte Volk, hindurch kommen soll zu seinem verheißenen Lande. Die Gewalt und das Drängen dieses letzten aufsteigenden Motives zu den Worten: „till

thy people passover, o Lord“ ist unbeschreiblich; wie dichtgeschlossene Schaaren, eine der anderen unaufhaltsam folgend, steigt das Motiv in den prachtvollsten harmonischen Veränderungen auf und gipfelt sich in vier kolossalen Steigerungen zu dem which thou hast purchased“. Wenn das ganze Oratorium auch keine streng dramatische Form hat, so hat jedes einzelne Musikstück darin einen durchaus dramatischen Charakter, die erzählten Thatsachen werden in der Musik zu lebendigem Handeln. Man sieht Israel leiden, sich befreien, sieht, wie die Aegypter überfluthet werden in ihrer Verfolgung, und endlich den Sieg und Jubel des Volkes mit den tanzenden Jungfrauen, Mirjam an ihrer Spitze. Diese letzte Situation schließt das ganze Oratorium, und Händel bringt durch Widerholung des ersten Chores im zweiten Theile diesen gewissermaßen in einen Rahmen. Bei den enormen Schwierigkeiten, die dies Oratorium bietet, mußte man mit der Aufführung sehr zufrieden sein. Kleine Versehen fielen natürlich vor, doch waren sie nicht der Art, daß sie den Gang der Musik oder den Genuß des Ganzen gestört hätten. God save the queen schloß darnach das große Fest, welches einen so schlagenden Beweis für die Entwicklung musikalischen Sinnes in England gibt.

Freilich ist es eine gewisse Einseitigkeit, alle seine Kraft nur einem Componisten und seinen Werken zu opfern, aber auf der andern Seite ist es auch etwas Großes, sich ganz einer Sache hinzugeben und diese eine nun auch wirklich ganz und gar zu erfassen und in sich aufzunehmen. Das thut England in diesem Fall, und so steht es in der Ausführung Händelscher Musik unübertroffen da. 8.

Piemont in den Jahren 1846 und 1847.

4.

Karl Albert, welcher schon die Bestrebungen der Toscaner mit Mitteln unterstützt hatte, über die sie als Privatleute nicht gebieten konnten, gab auch der landwirthschaftlichen Gesellschaft in seinem eigenen Lande gern seine Genehmigung. In kurzer Zeit war sie organisirt; große und kleine Gutsbesitzer, Schriftsteller, Leute jeden Standes, auch der Klerus betheiligten sich, und in dem Marchese Alfieri di Sostegno besaß sie einen Präsidenten, der das Vertrauen der Liberalen wie des Königs genoß. Allein die Vereinigung so vieler an Bildung, Stand und

politischer Meinung ungleicher Elemente ließ bald eine Verschiedenheit der Interessen hervortreten, wozu gleich die Berathung über die Form der Gesellschaft den ersten Anlaß bot: die Einen, den Intendanten der Seidenwebstühle, Lorenzo Valerio an der Spitze, wollten ihr eine möglichst demokratische Grundlage geben und alle Macht in die Versammlung selbst verlegen, während ihm gegenüber Cavour, Petitti, Pinelli, Alfieri u. a. für eine straffere Concentrirung der Kräfte kämpften. Den leidenschaftlichen Discussionen, welche selbst die Existenz der Gesellschaft bedrohten, machte die Regierung ein Ende, indem sie die Vorstandsstelle zum Rang eines Staatsamts erhob. Dadurch wurde die Verwaltung gekräftigt, und wie der Erfolg bewies, eine sehr gedeihliche Wirksamkeit eingeleitet. Die Kämpfe hörten aber darum nicht auf; sie nahmen die Form parlamentarischer Discussionen an, es gab eine Rechte und eine Linke, und Weiterblickende sahen darin eine Vorschule der politischen Debatte. Der Kampf zwischen Valerianern und Cavourianern machte sich bald auch außerhalb der Casa Ciné, wo die agrarische Gesellschaft ihren Sitz hatte, geltend, und wurde das Vorspiel zu den Parteikämpfen, die der Natur der Sache nach bis heute nicht ausgekämpft sind.

Grade in jenen Tagen aber, da die Einigung aller Parteien der Arbeit für die nationale Sache allein die nöthige Kraft verleihen konnte, mußte dieser Gegensatz doppelt schwer empfunden werden. Es war nicht zu verkennen, daß Valerio, zwar ohne tüchtige Bildung, aber reichbegabt und von wirkungsvoller Beredtsamkeit, auf die niederen Massen einen großen Einfluß ausübte, und das gehässige Wort Aristokrat verfehlte nicht seine Wirkung auf die Phantasie und die Instinkte der Menge. Sollte es kein Mittel geben, die Bestrebungen der Gemäßigten zur Anerkennung zu bringen, Vorurtheile zu zerstreuen, die nur der Reaction zu Gute kamen, und die Parteien im Interesse der gemeinsamen nationalen Sache zu versöhnen? Diese Frage war es, welche jetzt zwei Männer, der eine aus dem Volk, der andere aus der Aristokratie, der Arzt Luigi Carlo Farini und der Marchese Massimo d'Azeglio, gemeinschaftlich zu lösen unternahmen.

Beide Männer schienen hierzu vorzugsweise geeignet. Farini, ein feuriger Romagnole, der als Jüngling von 19 Jahren sich an den Bewegungen seiner Heimath 1830 und 1831 betheiligt, dann verbannt sich der Sekte des jungen Italiens angeschlossen hatte, war inzwischen von den Mazzinistischen Illusionen vollständig zurückgekommen und in die Reihen der Gemäßigten getreten. Aus Anlaß der Unruhen von Rimini hatte er ein „Manifest der Bevölkerungen des römischen Staats an die Fürsten und Völker Europa's" erlassen, das immerhin gemäßigt genug war, um später als Grundlage für die von Pius dem Neunten und seinen Ministern unternommenen Reformen zu dienen. Massimo d'Azeglio hatte seinem Ruhm als Maler und Romandichter kürzlich den eines hervor-

ragenden politischen Schriftstellers hinzugefügt durch die kleine Schrift, deren Gegenstand gleichfalls die Vorfälle der Romagna waren und worin neben entschiedenster Mißbilligung der Insurrection die Schilderung der Mißbräuche der päpstlichen Regierung nur um so greller hervortrat. Beide Männer hatten sich in Genua bei der Gelehrtenversammlung häufig mit einander besprochen und aus diesen Unterredungen ging der Gedanke hervor, das Aergerniß jener Parteistreitigkeiten durch eine doppelte Arbeit beizulegen, worin Demokraten und Aristokraten mit gerechtem Maße gemessen werden sollten. Farini als Mann des Volks übernahm es die Sache der Aristokratie zu führen, Massimo d'Azeglio, jeder Zoll ein Edelmann, die der Demokraten. In der Ausführung geschah es freilich, daß im Grund beide Arbeiten, welche im Frühjahr 1847 in der Anthologie erschienen, der Vertheidigung der Aristokratie gewidmet waren. Die Argumente, mit denen es geschah, haben heute unter so ganz veränderten Umständen keinen Werth mehr, damals aber trugen sie allerdings dazu bei, die bestehende Spannung zu mildern, und die Anthologie zählte bald Mitarbeiter unter den eigentlichen Demokraten, während andrerseits der bessere Theil des Adels sich von der Schaar der Höflinge trennte und dem Beispiele Balbo's und d'Azeglio's folgte.

Valerio selbst aber und seine nächsten Anhänger waren nicht zu bessern; sie setzten ihren Krieg gegen die Aristokratie fort, indem sie namentlich die häßlichsten Verläumdungen gegen Camillo Cavour schleuderten. Sie verschrieen ihn als einen Monopolisten und geizigen Wucherer, zu derselben Zeit, wo dieser seine weitblickenden freihändlerischen Ideen in einem Aufsatz „über den Einfluß der neuen englischen Handelspolitik auf die ökonomische Welt und auf Italien insbesondere" niederlegte; Verläumdungen, die, wie grundlos sie waren, in späterer Zeit von der reactionären Presse anderer Länder gierig aufgenommen und wiederholt wurden.

Ein weiteres Moment brachte in die geistige Bewegung Gioberti's siebenbändiges Werk: „Der moderne Jesuit", das mit um so größerer Spannung erwartet wurde, als die Anthologie zuvor ein Capitel daraus „Von der christlichen Civilisation" mitgetheilt hatte. Die Polizei war so begierig darauf, daß sie während des Drucks, der in Lausanne geschah, einen Arbeiter bestach, der ein Exemplar der zwei ersten Bände entwenden und nach Turin schicken sollte. Als es hier eröffnet wurde, zeigte sich freilich, daß dem Dieb begegnet war, anstatt ein vollständiges Exemplar, vielmehr viele Exemplare eines und desselben Bogens zu erwischen.

Der Erste, der das Buch las, war der König. Sobald ein Band gedruckt war, wurde er an Promis abgeschickt, der ihn sogleich dem König mittheilte, und von diesem gelangte er in die Hände Balbo's. Der Eindruck war ein gemischter. Der König mißbilligte die heftige Polemik und die scharfen Ausfälle

in den ersten Bänden, und dies war auch das Urtheil Balbo's, der dafür um so mehr vom dritten Band zu rückhaltloser Bewunderung hingerissen wurde, wo er in den Speculationen über die christliche Civilisation ganz seine eigenen Ideen wiederfand. Noch weniger zufrieden waren die andern guelfischen, gut katholischen Freunde mit diesem Buch, welches bald darauf die Ereignisse in Genua ins Praktische übersetzen sollten. Es war aber auch bereits die Zeit gekommen, da Männer wie Balbo erfahren mußten, wie wechselnd die Volksgunst und wie rasch in solchen Tagen die Parteistellung sich verschiebe. Von seinen acht politischen Briefen, welche er neben einer Menge halbvollendeter Arbeiten in dieser Zeit schrieb, erschienen die drei ersten im Jahre 1847. Der erste betraf die Straßenbewegungen und war vornehmlich auf die Romagna berechnet, von wo es nun aber Zeitungsartikel und Broschüren gegen ihn regnete, denen Balbo, wie anderen Beweisen der Unpopularität, unerschütterlich den Muth seiner Ueberzeugung entgegensetzte. Es mag hier wohl an die schönen Worte eines der späteren Briefe, die erst 1855 nach dem Tode des Verfassers herausgegeben worden sind, erinnert werden, welcher die Tugend des Bürgermuths zum Gegenstand hat, und zu welchem das Leben Balbo's selbst den sprechendsten Commentar bildet. „Der Bürgermuth," sagt er hier, „ist geduldig und langmüthig, leidet viel, bevor er losbricht, wartet die Gelegenheiten ab, drängt seine Kraft zurück, bevor er sie gebraucht, und gebraucht sie nie im Zorn, in der Hitze oder aus Eitelkeit, auch nicht aus Ruhm- und Ehrsucht; er gebraucht sie gereift durch die Zeit, hundertfach verstärkt durch eine gute Gelegenheit, und nie anders denn für das Vaterland. Und darum zeigt er sich häufiger in der Vertheidigung als im Angriff. Der Bürgermuth hat nicht Eile, hat keinen Neid, bescheidet sich, daß andere es ebenso gut, oder besser noch machen, und wiederum, er thut nichts, von dem er nicht hofft, es sei besser, als es ein anderer thut, er thut nichts Unnützes, er rühmt sich nicht dessen, was er gethan, er ist nicht ehrgeizig, sucht nicht, was ihm nicht gehört, erhitzt sich nicht, denkt nicht übel und freut sich nicht der Ungerechtigkeit, er freut sich aber einer jeglichen Tugend und gleicht der Liebe, von welcher er abhängt."

Der König verfolgte indessen aufmerksam die Zeichen der Zeit. Die Aufregung, welche die Reformen Pius des Neunten in ganz Italien zur Folge hatten, ließ keinen Zweifel übrig, in welcher Richtung sich die öffentliche Meinung bewege. Aber auch die Ueberzeugung hatte sich Karl Albert in Kurzem aufgedrängt, daß er, wenn er das Werk der italienischen Unabhängigkeit unternehmen wolle, dabei nur auf die Kräfte Italiens selbst zu rechnen habe. Zur Zeit der ersten Plänkeleien mit Oestreich, als der König bereits an einen Unabhängigkeitskrieg dachte und nichts sehnlicher wünschte, als durch maßloses Vorgehen Oestreichs einen Anhaltspunkt für rasche Entschlüsse zu erhalten, ließ

er sich angelegen sein, die Gesinnungen Frankreichs zu erforschen, für den Fall, daß er die Errichtung eines einigen oder föderativen, jedenfalls aber unabhängigen Italiens in Angriff nähme. Bei den vielen Feinden, von denen die Julidynastie umgeben, dachte Karl Albert, werde ihr ein durch Dankbarkeit verbundenes Italien nur erwünscht sein. Aber die Antwort, welche ein geheimer Abgesandter von Louis Philipp und Marschall Soult erhielt, lautete dahin: „Frankreich könne sich nicht für eine abenteuerliche Politik engagiren." Von nun an kehrte der König zu dem Grundsatz zurück: L'Italia deve fare da sè.

Eine Zeitlang schien freilich wieder alles in Frage. Als die Wogen der Piusbegeisterung höher und höher gingen, — namentlich als ein Abgesandter des Papstes, Monsignore Corboli Bussi erschien, um wegen eines Zollvereins zwischen Piemont, Toscana und dem Kirchenstaat zu verhandeln, — wechselten beim König Gefühle der Eifersucht und argwöhnischen Besorgniß, zumal da letztere durch seine reactionäre Umgebung mit geflissentlicher Uebertreibung der Stimmungen und Vorgänge genährt wurde und der König wieder häufiger Rückfälle seiner physischen und moralischen Schwäche hatte. Die liberale Partei wagte es allmälig offner vorzugehen. Die Frauen begannen Bänder mit den Farben Pius des Neunten zu tragen, es folgten die Cravatten à la Mastai-Feretti, Herren und Damen begrüßten sich mit Sträußen von gelben und weißen Blumen. Endlich aber wagten sich auch die Hymnen aus den Häusern und Privatkreisen heraus auf die Straße, was der sonst so ruhigen, gemessenen Stadt Turin ein ganz anderes Aussehen gab.

Die Polizei sah nicht lange schweigend zu, drohende Verbote gingen aus, und Maueranschläge gegen die Farben des Papstes verkündigten: seit 800 Jahren seien die Farben Piemonts andere, niemals könne geduldet werden, daß sie geändert würden. Bei einer größeren Demonstration, die am Abend des 1. Oct. veranstaltet ward, kam es zu brutalen Auftritten, zu Verwundungen und Verhaftungen, aber der entrüstete Protest, der anfänglich als Manifest gegen dieses Vorgehen der Turiner Polizei an ganz Europa ausgehen, dann wenigstens vom Stadtrath dem König überreicht werden sollte, und schießlich so bescheidene Dimensionen annahm, das 19 protestirende Unterschriften bei einem Notar deponirt wurden, bewies, wie wenig nachhaltige Kraft und Entschlossenheit noch in der Bewegung lag. Diese Vorgänge hatten dann die Entlassung der Minister Villamarina und La Margherita in ihrem Gefolge, an deren Stelle San Marsano für das Auswärtige, Broglia für den Krieg traten. Allein die Entlassung Villamarina's galt, wie schon früher erwähnt, dem Volke als ein zweifelhaftes Zeichen der liberalen Gesinnung des Königs. Man munkelte damals überhaupt, es stehe eine völlige Aenderung in der Politik des Königs bevor, Latour sei am Hofe mehr denn je in Gunst, selbst Männer, die bisher am muthigsten die Hoffnungen in die Zukunft aufrecht ge-

halten, begannen einen kläglichen Rückschritt zu fürchten, Besorgnisse, welche durch die Unterstützung der katholischen Urkantone im Sonderbundskrieg durch piemontesisches Geld nur allzu gerechtfertigt waren.

In dieser Zeit circulirte von Hand zu Hand ein beißendes Spottgedicht auf Karl Albert als den König Zauderer, Re Tentenna, das in der Weise der Giustischen Satiren von dem jungen Dichter Carbone verfaßt war*). Durch den Marchese Cavour wurde es dem König gebracht, der darin einen neuen Beweis für die Ruchlosigkeit der Liberalen sehen und zu strengeren Maßregeln aufgestachelt werden sollte. Allein der Erfolg war ein völlig entgegengesetzter: Karl Albert fühlte sich schmerzlich gedemüthigt, und als man ihm vollends zu verstehen gab, es rühre von Giusti her, rief er aus: „Nur zu sehr sehe ich, daß die Italiener mich noch nicht kennen gelernt haben!" Am andern Tag war er völlig wieder hergestellt, die Satire hatte wie ein Lebenselixir gewirkt, und bald zeigte sich, daß er zu seinen alten Vorsätzen zurückgekehrt war. Man hörte, daß er durch mehre Tage lange und vertraute Unterredungen mit einigen seiner intimsten Rathgeber pflog, besonders mit dem eigens von Novara berufenen Cav. Giovanetti; für Marschall Latour war er unzugänglich geworden, während Männer von gutem liberalen Klang zu ihm gerufen wurden, die nie zuvor die königlichen Gemächer betreten hatten; man sprach von Vorarbeiten, die hohen Beamten aufgetragen seien und die auf neue Reformen in der Verwaltung deuteten, und alles stand in Erwartung eines großen politischen Ereignisses.

Der Spätsommer des Jahres 1847 war unter den mannigfachsten Auf-

---

*) Der erste Vers dieser beißenden Satire lautet:

Re Tentenna.

In diebus illis c'era in Italia,
Narra una vecchia gran pergamena,
Un re che gli era, fin dalla balia
Pazzo pel gioco dell' altalena
Caso assai raro nei re l'estimo,
E fu chiamato Tentenna primo
Or lo ninnava Biagio, or Martino,
Ma l'uno in fretta, l'altro adagino,
E il re diceva: m' affretto adagio,
Bravo Martino, benone Biagio.
Ciondola, dondola,
Che cosa amena,
Dondola, ciondola,
'E l'altalena;
Un po' più celere,
Meno ... di più ...
Ciondola, dondola
E su e giù.

regungen hingegangen. Die landwirthschaftliche Versammlung in Casale (30. Aug.), der Jahrestag der Entsetzung Turins im Jahr 1706, der in Genua festlich gefeiert wurde (8. Sept.), der Gelehrtencongreß in Venedig (13. Sept.) hatten nach einander den öffentlichen Geist in Athem gehalten. Die Demonstration in Turin am 1. Oct. war nicht die einzige dieser Art gewesen, im ganzen Land hatte es sich zu regen begonnen. Balbo führte in einer Denkschrift an den König aus, daß nur durch ausgedehnte und schleunige Reformen die öffentliche Ruhe aufrecht erhalten werden könne, und Lord Minto, der Anfangs October in außerordentlicher Mission in Turin angekommen war, gab dringende Rathschläge in dem gleichen Sinne. Es war die höchste Zeit, als am 30. October die Amtszeitung ein königliches Decret brachte, welches Erweiterung des Staatsraths durch Beiziehung von Provincialmitgliedern, Errichtung eines Cassationshofs, Abschaffung einiger Ausnahmsgerichte, Verbesserungen in der Handhabung der Polizei, Reorganisation der Stadtbehörden, Erweiterung ihrer Befugnisse und Wahl derselben durch die Bürger zusagte. Gleich darauf kamen auch die Präliminarien für die Zolleinigung mit Toscana und dem Papst zum Abschluß.

Diese Reformen waren nicht unbedeutend, auch gab sich die Dankbarkeit des Volks in maßlosen Freudenbezeugungen kund. Auf die Straßendemonstrationen folgten Bankete, die nach einander von allen Classen der Gesellschaft, von Aerzten, Advocaten, Professoren, Kaufleuten, Arbeitern veranstaltet wurden. Die patriotischen Reden wetteiferten mit der Presse in lautester Anerkennung des Monarchen. Merkwürdigerweise aber erschien die neue Freiheit noch so ungewohnt, daß man in allen politischen Aeußerungen zugleich die größte Schüchternheit beobachtete. Noch getraute man sich nicht von italienischer Politik oder Unabhängigkeit zu reden. Ja als bei einem Banket der Juristen Brofferio einen Toast auf Alfieri als den Dichter der Freiheit ausbringen wollte, antwortete ihm betroffenes Stillschweigen, und wie davon die Rede war, dem König zur Anerkennung eine Medaille zu überreichen und Brofferio hiefür die Inschrift vorschlug: „Karl Albert — für das begonnene Werk der Unabhängigkeit — für die gehoffte Freiheit — der Turiner Gerichtshof" erregte dieser Vorschlag ein solches Entsetzen, daß auch von der Medaille nicht weiter die Rede war.

Auch als dem König am 3. November bei seiner Abreise nach Genua, wo er sich seiner Gewohnheit gemäß einen Monat aufhalten wollte, ein glänzendes Fest unter Betheiligung aller Classen der Bevölkerung veranstaltet wurde, trug dieses einen wesentlich piemontesischen, noch nicht italienischen Charakter. Man sah nur die blaue Kokarde und das weiße Kreuz im rothen Feld, dies nannte man damals das „Nationalbanner", und als doch einige wenige Banner nationale Inschriften trugen, — z. B. eine: l'Italia farà da se — galt

dies als eine gewaltige Kühnheit, die ebenso viel Angst oder gar Spott, als Jubel erregte. An der Spitze der ganzen Bewegung erblickte man einen hochgewachsenen schönen Mann, voll angeborner Würde und zugleich zuvorkommendster Freundlichkeit. Als Präsident des Festes erschien er gemessenen Schritts, wie es seine Art war, bald hier, bald dort, wo die Anordnung der einzelnen Gruppen seine Hand erforderte. Es war der Marchese Robert d'Azeglio, dem Volke längst ebenso beliebt, wie von einem Theil seiner Standesgenossen verspottet, als Gründer einer Freischule für Mädchen aus dem Volke, die man oft mit ihrem Wohlthäter an der Spitze in langem Zuge jenseits des Po spazieren gehen sah. Seit diesen festlichen Tagen nun galt er als der ausgemachte Anführer des Volks, das ihn mit Anspielung auf den Volkshelden in Rom den Marchese Ciceruacchio nannte. Mit ihm wetteiferte um die erste Stelle in der Volksgunst Lorenzo Valerio, ohne mit seinen derberen Formen und pathetischen Volksreden gleichen Erfolg zu haben. Valerio gefiel sich mit Ostentation in der Rolle eines Volkstribuns und führte beständig den Namen Cajus Gracchus im Munde, was ihm aber von Seite des Volkswitzes nur den Spottnamen Cajo Gracchia (Krähe) zuzog.

Die Reaction hatte zwar auch diesmal — vornehmlich durch die Königin — alles aufgeboten, den König noch im letzten Augenblick zurückzuhalten, und sein Erscheinen war dadurch wirklich verzögert worden, aber er wurde mit so ausschweifendem Jubel empfangen und mit Blumen und Kränzen überschüttet, daß ihm die ungewohnte Erregung Thränen der Freude entlockte. Ebenso war die Reise nach Genua ein fortwährender Triumphzug und der Aufenthalt in dieser Stadt ein ununterbrochenes Verbrüderungsfest des Monarchen mit seinem Volk. Bald wie ein Heiliger verehrt, bald wie ein Vater von seinen Kindern geliebt, schien sich Karl Albert ganz diesen Aeußerungen einer bisher nicht gekannten Vertraulichkeit hinzugeben.

Nur ein bitterer Tropfen mischte sich in diesen berauschenden Freudetrank. Der König, der sich nie öffentlich zeigen konnte, ohne von jubelnden Volksmassen begleitet zu sein, begab sich eines Sonntags in die Messe, wiederum lebhaft vom Volk umdrängt und begrüßt. Aber Karl Albert lenkt diesmal seine Schritte nach der Jesuitenkirche. Wie auf ein gegebenes Zeichen bleibt das Volk stehen, der König betritt allein die verfehmte Schwelle und als er nach vollbrachter Function heraustritt, steht das Volk stumm und mißvergnügt, bis es dann in ein lautes Geschrei ausbricht: „Weg mit den Jesuiten! Nieder mit Loyola!" — eine Demonstration, welche den König bitter schmerzte.

Bei seiner Rückkunft nach Turin am 5. December sollte ihm abermals eine große Ovation bereitet werden. Aber sei es, daß er von einem Complott hörte, dessen Verschworene Leute gedungen hatten, die bei dieser Gelegenheit abwechselnd: „Es lebe die Republik! Nieder mit den Reformen!" rufen sollten,

oder daß sonst ein Umstand seine Stimmung trübte, — genug — der König fuhr zum allgemeinen Erstaunen im geschlossenen Wagen und in größter Eile durch die festgeschmückten Straßen, ohne sich an dem auf dem Victor-Emanuelsplatz errichteten Triumphbogen aufzuhalten, wo die Behörden und Deputationen sich zu seiner Beglückwünschung aufgestellt hatten.

Während aber das Volk in Freudenbezeugungen schwelgte, waren die Vaterlandsfreunde bereits eifrig an der Arbeit, die neuen Freiheiten fruchtbar zu machen, sie zu befestigen und zu entwickeln. Gleich nach der Bekanntmachung vom 30. October schrieb Balbo an den Privatsekretär des Königs in Ausdrücken einer enthusiastischen Dankbarkeit, betonte aber zugleich, daß der König sein Werk vollenden müsse durch eine vollständige Amnestie (welche schon die Genuesen von ihm verlangt hatten) und Abschaffung der unerträglichen Polizeigerichte. Auch öffentlich setzte er in einem Artikel die Bedeutung der neuen Reformen auseinander, welche zugleich ein Mittel zu weiteren Fortschritten seien. Dagegen war er schmerzlich überrascht, als ihn der König zu einem der Räthe der Oberrevisionscommission ernannte, welche an die Stelle der aufgelösten Censurbehörde getreten war. Präsident derselben war Graf Sclopis, dessen erstes Rundschreiben an seine untergebenen Behörden von einem wahrhaft liberalen Geist eingegeben war und eine gedeihliche Entwicklung der Presse hoffen ließ; auch die anderen Räthe waren Namen von gutem Klang. Gleichwohl war Balbo ganz niedergeschlagen, daß er, der heftigste Feind der Censur, nun selbst Censor geworden, und mit Thränen in den Augen rief er aus: Zur grausamsten Verkennung und Vernachlässigung auch noch diese Beleidigung! Er sah sich in seiner Hoffnung, auf einem hohen Verwaltungsposten dem Vaterland nützlich zu sein, abermals getäuscht, und mit seinem oft ausgesprochenen Grundsatz: besser handeln als schreiben, war er gleichwohl auch jetzt genöthigt, einzig durch die Feder zu wirken.

Zunächst wollte er die drei letzten politischen Briefe herausgeben, das wird, sagte er, die würdigste Rache für mich sein. Doch blieb es, wie so oft bei Balbo's schriftstellerischen Unternehmungen, bei der bloßen Absicht. Dagegen schrieb er an den König einen Brief, worin er ihm die Nothwendigkeit einer Verfassung und den fertigen Plan einer solchen vorlegte, einen Brief, den der König, wie früher erwähnt, mit seinen religiösen Bedenken beantwortete. Einen höchst glücklichen Griff aber that Balbo, als er jetzt die während seines Aufenthalts in Spanien 1817—1818 entstandenen militärischen Studien herausgab, eine Arbeit, die in diesem Augenblick als ein Fingerzeig für einen künftigen Unabhängigkeitskrieg erscheinen mußte, und auch in diesem Sinn verstanden wurde, und eine Reihe militärischer Discussionen eröffnete, an welchen sich u. a. Massimo d'Azeglio und Giacinto Collegno betheiligten.

Inzwischen hatten die der Presse zugestandenen Erleichterungen der Jour-

nalistik einen neuen Aufschwung gegeben. Bisher hatte nur die Anthologie die stillschweigende Erlaubniß gehabt, Gegenstände der innern und äußeren Politik zu besprechen. Die Familienbriefe und der Turiner Bote — beides demokratische Blätter, letzteres von Brofferio redigirt — hatten nie über versteckte Anspielungen hinausgehen dürfen. Jetzt entstanden zu gleicher Zeit zwei neue Tagesblätter, welche die gemäßigt Liberalen und die demokratische Partei unter den neuen Verhältnissen vertreten sollten. Cesare Balbo und Camillo Cavour gründeten den Risorgimento, Valerio und seine Freunde von der agrarischen Gesellschaft die Concordia. Letzteres Blatt machte indeß seinem Namen bald wenig Ehre. Noch vor dem Entstehen brachen Uneinigkeiten unter den Actionären aus, und einer derselben, der Arzt Lanza, war bemüht, für ein neues Blatt einen Redacteur zu finden, der nicht nur der Regierung, sondern auch Valerio gegenüber die nöthige Unabhängigkeit besäße. Predari schlug ihm Bianchi-Giovini, den Verfasser der Lebensbeschreibung Sarpi's, der damals in Mailand lebte, und als Lanza nach einem Namen von größerem Gewicht verlangte, den Oberst Giacomo Durando*) vor, der seit einem Jahr aus der Verbannung nach Piemont zurückgekehrt war, nicht amnestirt, aber geduldet. Seit seinen Feldzügen in Portugal und Spanien, wo er vom Gemeinen allein durch seine Tapferkeit sich bis zum Rang eines Obersten aufgeschwungen hatte, war er ein Mann von militärischem Ruf, und auch als politischer Schriftsteller hatte er sich einen Namen gemacht durch die in Paris erschienene Schrift: „Ueber die italienische Nationalität", welche, über Brofferio noch hinausgehend, einen ganz republikanischen Geist athmete, die weltliche Herrschaft des Papstthums angriff und bereits die Abtretung von Nizza und Savoyen an Frankreich befürwortete. Diese Ideen hatten dem König nicht gefallen, weswegen sich Durando bis jetzt in Mondovi, ziemlich verborgen, hatte aufhalten müssen. Erst jetzt wurde durch Petitti's und Lazzari's Vermittlung vollständige Amnestie für ihn vom König ausgewirkt. Es zeigte sich auch, daß seine Ansichten sich inzwischen gemäßigt hatten; als Programm für seine Zeitung stellte er die Grundsätze auf: „Nationalität, Fortschritt, Gesetzlichkeit, Monarchie". Wie in der Civilisation, sagte er, die Nationen fortschreiten, so schreitet in seiner Entwicklung auch der Geist des Einzelnen zur Weisheit und praktischen Einsicht fort. So entstand nun neben der Concordia die Opinione, mit Durando als Director, und mit einem Redactionsrathe, der aus Bianchi-Giovini, Montezemolo, Torelli, Pellati, Lanza, Cornero und Vineis gebildet war. Später kam dazu noch Giacomo Dina, ein junger Mann von tüchtiger Bildung, namentlich in ökonomischen Fragen, der sich bald über die Masse der Turiner Journalisten erhob, eine wirksame, überzeugende Feder führte und dann lange Jahre Director der Opinione war.

*) Der jetzige Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Eine große Verschiedenheit bestand unter den Programmen der drei Zeitungen nicht. Alle wollten die Eintracht Italiens und den Fortschritt im Innern, nur daß der Risorgimento die Frage der Unabhängigkeit der der Freiheit voranstellte, die Concordia vor allem die Freiheit betonte, die Opinione mehr in allgemeiner Weise den Fortschritt verfocht. Alle aber erkannten es als Nothwendigkeit, unter den gegenwärtigen Umständen die Regierung zu unterstützen, und hierin ging das demokratische Organ fast weiter als die andern, was darin seinen Grund hatte, daß der Director der Concordia sich die besondere Gunst des Ministers des königlichen Hauses, Castagneto, zu erwerben wußte; es zeigte sich übrigens bald, daß diese Zeitung überhaupt am wenigsten Haltung hatte. Die schönen Phrasen und eine blühende Phantasie ersetzten nicht den Mangel an tüchtiger Bildung und consequenter Richtung. Ein Witzbold setzte eine Prämie aus für die Beantwortung der Frage, was dieses Blatt in der innern und auswärtigen Politik wolle. Selbst Mazzini, der von Valerio hoch verehrt wurde, tadelte mit schneidender Schärfe dessen kritiklose, sentimentale Politik, die alles verzeihe, alles von allen hoffe, Könige und Völker, Föderalisten und Unitanier mit gleicher Liebe umfasse und zu meinen scheine, die Auferstehung Italiens gehe in Arkadien vor sich. Die Aufgabe der Concordia wurde mehr von der Volkszeitung erfüllt, welche bald zu Bedeutung gelangte, und mit Geist und Feuer, oft nur zu ungezügelt, gegen die politischen, bürgerlichen und religiösen Vorurtheile ankämpfte. Die Leitung des Risorgimento übernahm Camillo Cavour, ihm zur Seite standen Graf Franchi, Santa Rosa, Castelli, Boncompagni, Robert d'Azeglio und Ricotti. Balbo, dem Cavour zu revolutionär war, hatte sich gleich im Anfang zurückgezogen, wie er von nun an überhaupt sich darin gefiel, die Tugend der Mäßigung zu übertreiben. Sie werden es noch so weit bringen — sagte ihm einmal Cavour in einem der lebhaften Gespräche, wie sie damals zwischen beiden Männern stattzufinden pflegten, — das herrliche Gebäude zu zertrümmern, das von der Einsicht und der Mäßigung so vieler Ehrenmänner aufgebaut worden ist.

Welche Bedeutung der Journalismus erlangt hatte, zeigte sich bald bei einem wichtigen Vorfall. In Genua hatte die Agitation gegen die Jesuiten immer mehr zugenommen, und der Stadtrath sah sich schließlich im Interesse der Ordnung veranlaßt, eine Deputation nach Turin zu schicken, um von der Regierung Errichtung einer Bürgergarde und Ausweisung der Jesuiten zu verlangen. Eine Adresse an den König in diesem Sinn ward von Tausenden von Unterschriften bedeckt, ohne Unterschied des Alters, Geschlechts oder Standes.

Als die Genueser Deputation in Turin angelangt war, ergriffen die Vertreter der Presse, Cavour, Valerio, Durando und Predari die Initiative und luden auf den Abend des 7. Jan. in den Saal der Europa eine Anzahl notabler Bürger ein, um über die Mittel zu berathen, die Deputation in ihrer Mis-

sien zu unterstützen. Robert d'Azeglio führte den Vorsitz. Balbo war durch Krankheit verhindert zu erscheinen. Zuerst ergriffen Valerio und seine Freunde das Wort und beantragten, daß eine gleiche Anzahl Turiner an den König abgesandt werden solle, um ihm dieselben Bitten vorzutragen. Ihnen gegenüber zeigte Cavour, daß dieser Weg nicht ohne Gefahren sei, da er die bestehende Eintracht zwischen Volk und Regierung compromittiren müßte; denn Karl Albert sei nun einmal in religiösen Dingen befangen und werde niemals eine strenge Maßregel gegen die Jesuiten genehmigen. Soll man denn, fuhr er fort, eine Gefahr laufen, so sei es um etwas Ernsthafteres als die Räumung eines Klosters, und so schlage ich vor, ohne Umschweife und freimüthig eine Verfassung zu verlangen. Die gegebenen Reformen sind Etwas, als Anfang des Fortschritts. Als ein dauernder Zustand sind sie eine Absurdität, eine Unmöglichkeit, wogegen unverzüglich Vorsorge zu treffen ist, bevor die Agitationen das zur Nothwendigkeit machen, was heute noch ein freies Geschenk ist. Valerio war betroffen, auf diese Weise seinen Liberalismus von dem des Grafen Cavour überholt zu sehen und erklärte den Antrag für inopportun, die Zeiten seien noch nicht reif für eine so durchgreifende politische Veränderung, das Land noch nicht vorbereitet, man müsse erst die Massen zum Gebrauch der Freiheit erziehen. Predari bemerkte ihm, nur durch den Gebrauch der Freiheit werden die Völker für die Freiheit reif, worauf Valerio ungeschickt genug erwiderte, in Fragen von höchster Wichtigkeit für das Land könne ein Fremder nicht mitsprechen, der Lombarde galt also damals noch dem piemontesischen Demokraten als ein Ausländer. Die Discussion wurde nun äußerst lebhaft. Lanza, Sineo und einige andere Mitarbeiter der Concordia hielten zu Valerio, aber die überwiegende Mehrheit, darunter Robert d'Azeglio, Santa Rosa, Durando, Brofferio, standen auf Cavours Seite. Man kam überein, diese Ansicht der Mehrheit der genuesischen Deputation mitzutheilen und sie einzuladen, die Ausführung ihres Mandats zu suspendiren, bis man sich gemeinsam über die Erfordernisse der Lage besprochen und ein Einverständniß zwischen den beiden großen Familien Piemonts und Liguriens erzielt hätte. Die Wahl zur Abordnung und Berichterstattung an die Genuesen fiel auf d'Azeglio, Brofferio, Sineo, Valerio. Die Genuesen waren jedoch noch nicht alle angelangt. Diejenigen, welche die piemontesische Abordnung empfingen, erwiderten deshalb, daß sie über den Vorschlag erst nach Ankunft der Uebrigen beschließen könnten; es wurde ausgemacht, daß bis zum nächsten Abend die Antwort erfolgen solle. Am Mittag des folgenden Tags (8. Jan.) fand eine Vorbesprechung im Hause Vicari's statt, wo Oberst Durando es übernahm, eine ehrerbietige Adresse an den König zu verfassen, die in der Abendversammlung bei d'Azeglio vorgelesen und berathen werden sollte. Alle erschienen zur festgesetzten Stunde mit Ausnahme von Valerio und seinen Freunden von der Concordia. Man erfuhr

jetzt, daß der König es abgelehnt hatte, die genuesische Deputation zu empfangen, und daß sie vom Polizeiminister eingeladen worden waren, nach Genua zurückzukehren, wozu sie sich eben in diesem Augenblick anschickten. Um 9 Uhr kamen Berti, Daziani und Carutti und berichteten, daß sie bei der Abfahrt der Genuesen zugegen gewesen, dann wurde die Berathung fortgesetzt und die Adresse Durando's an den König verlesen, welche folgendermaßen lautete:

„Sire! Der unruhige Zustand der ersten Handelsstadt des Königreichs und die bedauerlichen Folgen, welche hieraus entsprungen, legen den ehrenhaften Bürgern die schwere und peinliche Pflicht auf, E. M. die Gefühle unwandelbarer Anhänglichkeit an die Grundprincipien der öffentlichen Ordnung zu erneuern, indem sie zugleich vertrauen, daß die hohe Weisheit E. M. in geeigneter Weise die Ursachen, welche dieselbe momentan stören konnten, zu beseitigen wissen wird.

Unter diesen Ursachen ist es unmöglich den Einfluß der beiden Hauptfragen zu verkennen, welche in der ehrerbietigen Adresse der Genuesen berührt sind, Fragen, auf welche schon seit einiger Zeit nicht allein die Aufmerksamkeit des Publicums, sondern auch die der Regierung gerichtet ist, und deren geeignete und wohlerwogene Lösung im allgemeinen Wunsche der Nation liegt.

Sire! In dieser folgenschweren Lage glauben die Unterzeichneten ihre Pflicht als dem Thron und dem Staatswohl treu ergebene Unterthanen zu erfüllen, wenn sie respectvoll ihre Meinung dahin äußern, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in welcher nach eingehender und freimüthiger Erwägung aller politischen, moralischen und militärischen Bedingungen des Landes und zu dem Zwecke, alle gesetzlichen Beziehungen, die zwischen Regierenden und Regierten unerläßlich, zu kräftigen und zu ordnen, man zu der reiflichen Prüfung eines organischen Statuts (organico provvedimento) schreiten könne, durch welches die Discussionen der gefährlichen Arena ungeregelter Bewegungen entrückt und in die friedlichen Schranken der gesetzlichen, öffentlichen und feierlichen Berathung eingeschlossen würden, und die Regierung die Möglichkeit erzielte, ohne Gefahr sich zu schwächen oder ihre Autorität zu compromittiren, die begonnenen Reformen besser zu befestigen und zu entwickeln, und so jeden Grund oder Vorwand für eine ungesetzliche Agitation zu beseitigen."

Diese Adresse wurde einstimmig gutgeheißen und zugleich beschlossen, mit derselben eine Abordnung nach Genua zu schicken, um die Genuesen der wirksamsten Unterstützung der Subalpiner zu versichern, sie zu erinnern, daß dem Ausland gegenüber die Einigung zwischen Thron und Volk mehr denn je unerläßlich sei, zugleich aber sie zur Ausdauer in der Unterhaltung des patriotischen Feuers zu ermahnen. Kaum war das beschlossen, so kamen noch Valerio

und Sineo, opponirten diesen Beschlüssen und erklärten, sich der Mehrheit nicht unterwerfen zu wollen. Ihre Anwesenheit in der bisher einmüthigen Versammlung erregte einen solchen Tumult, daß der Präsident die Sitzung aufheben mußte.

Der König war inzwischen bereits am Morgen des 8. von der Versammlung am vorhergehenden Abend in Kenntniß gesetzt worden, aber in völlig übertreibender und verläumderischer Weise. Man hatte ihm hinterbracht, es handle sich um einen Rebellionsversuch, unter Androhung eines Volksaufstandes, der zugleich in allen Provinzen ausbrechen solle, wolle man ihm eine Verfassung abnöthigen u. s. w. Der König war durch diesen Bericht aufs äußerste aufgebracht und schien außerdem, daß er den Empfang der Genuesen ablehnte, zu den strengsten Maßregeln entschlossen. Promis setzte hiervon sofort Cavour in Kenntniß, und dieser trat mit Durando, Brofferio und Predari zusammen, um einen wahrheitsgetreuen Bericht über den ganzen Hergang der Versammlung aufzusetzen. Da die Censur die Veröffentlichung dieses Berichts nicht gestattete, wurde beschlossen, ihn direct an den König einzusenden, nebst der von Durando verfaßten Adresse, und begleitet von einem von Cavour verfaßten Briefe, der wie der Bericht selbst, von den Vieren als den Vertretern der Turiner Presse unterzeichnet wurde. Da sich niemand getraute die Schriftstücke dem König einzuhändigen, wurden sie durch die Post abgesandt. Man weiß nicht, welche Wirkung sie auf den König hervorbrachten. Thatsache ist nur, daß auch nachher die Veröffentlichung in den Turiner Blättern nicht gestattet wurde, und man sich zu diesem Zweck an die Blätter Toscana's und der Romagna wenden mußte. Am 24. Januar wurde endlich der neuverstärkte Staatsrath einberufen — dies war Alles.

Allein die Ereignisse folgten sich jetzt Schlag auf Schlag. Am 2. Februar langte in Turin die Nachricht an, daß der König von Neapel eine Verfassung gegeben. Dem ersten Eindruck des Erstaunens folgte unbändiger Jubel. Schnell wurde eine Beleuchtung der Stadt improvisirt, und zum ersten Mal sah man die nationale Tricolore wehen. Eine ungeheure Volksmenge, geführt von Robert d'Azeglio, zog vor den Palast des neapolitanischen Gesandten, Fürsten Palazzolo, um ihn für die liberale That seines Souverains zu beglückwünschen. Ein unablässiges Geschrei rief den Gesandten auf die Straße herab, und nachdem er gedankt und inständig gebeten, ihn in Ruhe zu lassen, erklärte er, wenn er es früher sich zur Ehre rechnete den König zu vertreten, so sei er nunmehr stolz darauf, Vertreter des Königs und des Volks zu sein.

Am 31. Januar hatte auf den Antrag des Advocaten Sineo die Congregation der Stadt Turin beschlossen, den großen Municipalrath auf den 5. Februar einzuberufen, um über eine Adresse an den König mit der Bitte um Gewährung einer Bürgergarde zu berathen. In dieser Sitzung erhob sich, nachdem

zuerst über diese Petition hin und her gesprochen, der Graf Santa Rosa und erklärte, dieser Antrag sei vielleicht von Nutzen und Bedeutung gewesen vor den Vorfällen in Neapel, aber im jetzigen Augenblick stehe er nicht mehr auf der Höhe der großen Ereignisse und der Lage der verschiedenen Staaten Italiens. Mit einem König, der als Vater handle, müsse man mit dem vollen Vertrauen eines Kindes reden und ihn bitten, das große glorreich von ihm begonnene Werk der politischen Wiedergeburt zu krönen durch die Bewilligung einer Repräsentativverfassung, einschließlich der Errichtung der Bürgerwehr. Diese Worte machten tiefen Eindruck, und als es zur Abstimmung kam, wurde Santa Rosa's Antrag mit 36 gegen 12 Stimmen angenommen. Sofort wurde eine Commission niedergesetzt, bestehend aus Graf Santa Rosa, Graf Boncompagni und den Advocaten Sineo und Galvagno, um in Gemeinschaft mit den beiden Bürgermeistern eine Adresse in diesem Sinn an den König zu verfassen. Dies geschah sofort, die Adresse wurde vom Stadtrath genehmigt, und die beiden Bürgermeister sollten sie am 7. Februar dem König überreichen.

Dieser Schritt traf den König nicht unvorbereitet, schon mehre Tage zuvor hatte im Ministerrath der Marchese Alfieri, Minister des öffentlichen Unterrichts, die Frage angeregt, ob es nicht statthaft sei, dem König die neue Lage zu schildern, in welcher das Land in Folge der Ereignisse im übrigen Italien sich befinde, und ihn mit Rücksicht hierauf um neue erweiterte Zugeständnisse zu bitten. Sämmtliche Minister stimmten über die Zweckmäßigkeit dieses Vorschlags überein, und Graf Borelli, der Minister des Innern, wurde als der Aelteste beauftragt, dem König hierüber zu berichten.

Die Minister mochten diesen Entschluß nicht blos mit Rücksicht auf die öffentliche Ordnung, sondern mehr noch in der Erwägung gefaßt haben, daß es ein politischer Fehler wäre, sich von den andern italienischen Staaten überholen zu lassen. Eifersucht auf den König von Neapel war es nun wohl auch, was Karl Albert jetzt solchem Andrängen zugänglicher machte. Er nahm die Vorstellung des Ministeriums wohlwollend auf, konnte aber einen gewissen Zwiespalt in seinem Innern nicht verbergen. Er war offenbar geneigt, zu gewähren, schien aber mit einem geheimnißvollen entgegenwirkenden Umstand zu kämpfen. Anhaltende Berathungen wurden gepflogen, nicht nur mit den Ministern, sondern auch mit andern Autoritäten des Landes: Alles war einig, daß die Lage des Staats eine Verfassung verlange. „Nun so sei es denn eine Verfassung“ rief endlich Karl Albert aus, „aber das königliche Decret, welches sie meinen Völkern ertheilt, wird von meinem Sohne gezeichnet sein.“ Was bisher nur Vermuthung gewesen, schien jetzt keinem Zweifel mehr zu unterliegen: Die Verweigerung der Constitution war eine Gewissenssache für den König, nicht nur wegen seiner religiösen Bedenken, sondern auch, weil er, wie alle italienischen Fürsten gegen Oestreich sich verpflichtet hatte, seinen Völkern

keinerlei Repräsentativverfassung zu geben. Die zugezogenen Räthe, Borelli, Giovanetti, der Bischof von Angennes, suchten diese Bedenken zu erschüttern, indem sie auf das liberale Beispiel des hl. Vaters und die Verfassung König Ferdinands hinwiesen. Kein christlicher Fürst, sagten sie, könne gegen irgend jemand sich binden, seinen Völkern dasjenige zu versagen, was die göttliche Vorsehung selbst im Lauf der Jahrhunderte zu ihrem Fortschritt bestimmt habe, und was die Vorsehung für Italien wolle, sei durch die Handlungen des Oberhauptes der Christenheit sattsam angedeutet.

Karl Albert kämpfte einen schweren Kampf. Die ganze Nacht vom 6. auf den 7. durchwachte er an seinem Schreibtisch, oder im Gemach auf- und abgehend, in tiefes Nachdenken versunken. Am Morgen hörte er die Messe, nahm das Sacrament des Abendmahls und berief dann außer den Ministern den Grafen Latour, Vicepräsident des Staatsraths, die drei Sectionspräsidenten dieses Raths, den Generalprocurator und die früheren Minister Graf Pralormo und Gallina zu einer Conferenz. Der König eröffnete die Sitzung mit einer langen Rede, worin er alle Verbesserungen aufzählte, die er während seiner Regierung in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung dem Lande gewährt, und zeigte dann, wie der unaufhaltsame Fortschritt der Civilisation auch die weiteren politischen Freiheiten unaufschiebbar mache, welche jetzt sämmtliche Völkerschaften Italiens von einem Ende der Halbinsel zum andern in Anspruch nehmen; er erkenne die Macht der öffentlichen Meinung an, die mehr denn je zugleich von den Eingebungen der Religion unterstützt werde, und betheuerte, er sei entschlossen, für das Wohl seiner Völker zu thun, was die Versammlung für geeignet halte, wofern nur die beiden Principien außer Frage ständen: 1) daß der katholische Cultus für immer die Staatsreligion bleibe und 2) die Monarchie im Hause Savoyen erhalten werde. Hieran schloß sich nun eine lange Berathung, in welcher sämmtliche Anwesende das Wort ergriffen. Merkwürdigerweise war Graf Latour, das Haupt der Reactionäre, der beredteste Wortführer für die Verfassung, ihr eifrigster Gegner der vertraute Secretär des Königs, Castagneto. Die Berathung dauerte von 9 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags. Endlich verabschiedete der König die Versammlung, ohne etwas von seinem Entschlusse zu äußern.

Gleich darauf empfing er die Deputation des Stadtraths mit der Adresse um eine Verfassung. Er war freundlich, antwortete jedoch ausweichend: er habe nie etwas verweigert und werde nie etwas verweigern, was vom Wohl seiner Völker verlangt werde. Als inzwischen unter den Fenstern sich eine Volksmenge angesammelt hatte, welche mit Geschrei ihre Ungeduld zu erkennen gab, wandte er sich noch einmal zu den Bürgermeistern mit den Worten: „So lange Sie jedoch hier sind wird nichts geschehen.“

Am folgenden Tag erschien in der officiellen Zeitung und auf Mauer-

anschlägen der Stadt eine königliche Bekanntmachung mit den Grundzügen der neuen Verfassung.

Das Geheimniß war so strenge bewahrt worden, daß noch am Morgen des 8. die fremden Gesandten nicht wußten, ob es sich blos um eine Versammlung mit berathender Stimme oder um eine wirkliche Constitution handle. Um ihre Zweifel zu lösen, begaben sie sich um Mittag zum Minister des Auswärtigen. Er war ausgefahren. Um 3 Uhr kamen sie wieder, und der Minister reichte ihnen lächelnd die Abzüge des Verfassungsdecrets. Die östreichische Gesandtschaft sandte am 7. und 8. eine Staffete um die andere nach Wien ab, mit immer inhaltschwereren Depeschen. Wenige Tage darauf folgte Graf Buol seinen Kourieren nach.

Von diesem Tage beginnt eine neue Periode in der Geschichte Piemonts, nach der absolutistischen die constitutionelle. Wie die Geburt der Verfassung eine schwere gewesen, so waren auch die Jahre der Erziehung und des Wachsthums voll schwerer Bedrängnisse. Auf die kurzen Tage unermeßlicher Freude folgten lange Zeiten einer harten Prüfung. Aber inmitten aller dieser Prüfungen und Stürme erhielt sie sich — die einzige unter ihren Schwestern — rein und unverletzt, und wurde stark und weit genug, um, als die Zeit erfüllt war, auch die übrigen Völker Italiens unter ihrem Schatten zu sammeln.

W. L.

Neue Literatur der deutschen Alterthumswissenschaft.

Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter. Von Dr. Georg Ludwig Kriegk. Frankfurt a. M. 1862.

Auch für die deutsche Localgeschichte, für die Vergangenheit einzelner Städte und Landschaften steht die Geschichtsschreibung gegenwärtig noch in den Anfängen, noch heute gehört eine wissenschaftlich werthvolle Geschichte von Nürnberg, Frankfurt, Hamburg, Breslau, Danzig oder einer andern großen Stadt zu den größten Seltenheiten. Das scheint unglaublich. Hat nicht fast jedes Jahrhundert einer größern Stadt mehr als einen fleißigen und gelehrten Bürger gefunden, der die Merkwürdigkeiten und Schicksale seiner Gemeinde niederschrieb und dabei die frühern Aufzeichnungen sorglich benutzte? Wenn diese

Geschichtsschreiber aus früheren Jahrhunderten zuerst in dem einfachen Stil der Chroniken berichtet haben, so fehlten doch seit zweihundert Jahren auch die Gelehrten nicht, welche höhere Ansprüche zu befriedigen strebten und eine systematische und geordnete Geschichtserzählung hinterließen. Und besitzt nicht jede größere Stadt mehr als einen Historiker der Neuzeit, deren Werke zum großen Theil als fleißige Arbeiten wohlbekannt sind? Aber trotz solcher ununterbrochenen Behandlung der vergangenen Zeit ist das oben Gesagte eine Wahrheit. Ja man muß das demüthigende Bekenntniß ablegen, daß wir trotz aller Vorarbeiten in den meisten größeren Städten noch heut überhaupt gar nicht im Stande sind, eine Geschichte ihrer Vergangenheit zu schreiben, welche den letzten Ansprüchen moderner Geschichtschreibung genügte.

Es ist wahr, den größern Städten hat auch in der schlechtesten Zeit das Interesse an der eigenen Commune und ihrer Vergangenheit nicht gefehlt. Aber erst in unserem Jahrhundert ist die wissenschaftliche Kritik der Quellen auf feste Grundsätze zurückgeführt worden, und erst die neueste Zeit hat Interesse und Verständniß für viele neue Seiten des alten Bürgerlebens lebendig gemacht.

Unter den ältesten Geschichtsschreibern deutscher Städte sind uns die Chronisten des dreizehnten, vierzehnten und beginnenden funfzehnten Jahrhunderts vom höchsten Werth. Sie berichten Ereignisse und Zustände ihrer Vergangenheit nach schriftlichen und mündlichen Traditionen, deren Genauigkeit wir allerdings sorgfältig zu prüfen haben und in der Regel sehr mangelhaft finden. Sie erzählen aber, was sie selbst erlebt haben, in der Regel einfach, klar, oft ausführlich, zuweilen mit einer bewunderungswürdigen Frische und Anschaulichkeit. Da sie Jahr für Jahr zu verzeichnen pflegen, was ihnen bemerkenswerth erschien, so haben sie leicht Fortsetzer gefunden, die Handschriften ihrer Chronik sind öfter abgeschrieben und von verschiedenen Schreibern weiter geführt, sie enthalten demnach zuweilen eine durch mehre Jahrhunderte fortlaufende Erzählung. Wie ungleich der historische Werth dieser Chroniken je nach Bildung, Geschäftskenntniß, Parteistandpunkt des Schreibers und seiner Fortsetzer sein mögen, sie gehören überall, wo sie uns erhalten sind, zu den Quellen ersten Ranges für die Geschichte ihres Ortes. Aber die meisten derselben liegen in alten Manuscripten verborgen, nicht leicht zugänglich, wenig benutzt. Erst die Gegenwart hat den vollen Werth dieser ältesten Berichte gewürdigt, grade jetzt wird in Sammelwerken — wir nennen nur die großen Quellenwerke für Baiern und die Provinz Preußen — die Herausgabe derselben betrieben.

Denn was bis in die Neuzeit in der Regel als erste Quelle der Localgeschichte galt, sind die gedruckten Chroniken und Geschichtserzählungen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Die Verfasser dieser Werke haben jene ältern Aufzeichnungen allerdings benutzt, zuweilen reichlich und ausführlich, und da ihre Arbeit den Zeitgenossen oft frühere Aufzeichnungen unnütz gemacht

und zum Untergang derselben beigetragen hat, so müssen sie uns nicht selten an Stelle der verlornen als älteste Geschichtserzählung dienen. Leider erweist sich dieser abgeleitete Stoff für die Zeit des Mittelalters in der Regel als sehr unzuverlässig. Er ist uns noch am liebsten, wo die Verfasser einfach abschreiben und in der Weise ihrer Vorfahren erzählen. Aber je höhere wissenschaftliche Ansprüche sie selbst machen und je mehr sie nach dem Muster der antiken Historiker eine zusammenhängende Darstellung versuchen, etwa im Stil des Livius oder Tacitus, desto bedenklicher wird die Willkür und Gewissenlosigkeit, mit welcher sie die überlieferten Nachrichten färben, entstellen, verbinden und die Lücken mit ihrer Erfindung ausfüllen.

Seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erhalten diese Geschichten einen besonders gründlichen Schein, weil es Mode wird, einzelne Urkunden und diplomatische Actenstücke mit ihrem Wortlaute einzurücken, die Benutzung älterer Quellen wird dadurch nicht gründlicher, das Verständniß früherer Zeiten nicht größer. Auch seit durch Leibnitz die Herausgabe alter Quellenschriften systematisch und in großem Sinne, wenn auch noch nicht mit den Hilfsmitteln moderner Kritik, eingeführt wurde, kam dieser große Fortschritt der Städtegeschichte nicht sofort zu gut. Zwar das historische Interesse in der Nation wurde allgemeiner, überall entstanden neue Stadtgeschichten, Kirchen- und Schulstaaten, man las mehr in den Geschichtsschreibern des Mittelalters, man sammelte auch häufiger Diplome und druckte dieselben ab, aber die eigene Zuthat der gelehrten Localhistoriker ist bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts für das Mittelalter in der Regel immer noch wenig werth.

Erst seit Lessing begann man hier und da auf eine andere Art von Quellen zurückzugehen, welche für uns bei weitem die wichtigste geworden ist, auf die archivalen. Und wenn auch die Benutzung des ungeheuren Materials, welches man in alten Stadtrechnungen, Rathsacten und Urkunden vorfand, nicht sofort systematisch und vollständig bewältigt wurde, so sind doch einzelne der damals geschriebenen Werke z. B. Klose's Geschichte von Breslau, für uns auch als Quellen von hohem Werth, weil die Verschleppung und Verwüstung der Archive noch in der neuen Zeit uns viele Originaldocumente für immer vernichtet hat. Auch in den letzten hundert Jahren ist der Fortschritt der localen Geschichtsschreibung keineswegs ein schneller und stetiger gewesen. Vom Ausbruch der französischen Revolution bis nach den Freiheitskriegen war die Zeit einer liebevollen Betrachtung vergangener Zustände selten günstig; auch nach 1815 fehlte noch lange in den neuorganisirten Staaten Deutschlands Behagen und Wohlstand.

So ist es gekommen, daß auch in den Landschaften und Städten, in denen sich ein reiches Quellenmaterial erhalten hat, dasselbe, man darf sagen zum größten Theil, noch unbenutzt liegt. Noch sind bei weitem nicht alle Raths-

und Provinzialarchive so geordnet, daß ein Gelehrter dieselben mit sicherem Erfolg benutzen könnte. Noch liegt auch in den großen Städten vielleicht Wichtiges ungekannt. Die Mehrzahl der Localhistoriker, auch sehr bekannte Namen darunter, aber haben es sich bis auf unsere Jahrzehnte leicht gemacht, sie sind bei den gedruckten Chroniken des sechezehnten Jahrhunderts und bei einer Anzahl gedruckter und ungedruckter Urkunden, die ihnen zur Hand waren, stehen geblieben. Es ist das große Verdienst des Gelehrtenkreises, welcher sich um Pertz und die Monumenta gesammelt hat, sowie der Schule von Ranke, daß das jetzt bei uns anders wird. Beide Richtungen, kritisches Quellenstudium und geistvolles Verwerthen desselben, finden sich in einer Anzahl deutscher Historiker vereint, ihr Beispiel wirkt überall belebend und vertiefend auch auf die Localgeschichte.

Deshalb sind die zahlreichen Werke, welche grade jetzt in dem Gebiet der deutschen Ortsgeschichte erscheinen, größtentheils zu betrachten als werthvolle Vorarbeiten für zusammenhängende und umfassende Localgeschichte, die Mehrzahl derselben verbindet die beiden Vorzüge guter Geschichtsschreibung, gründliche Ausbeutung der besten Quellen und anschauliche Darstellung des alten Lebens. Solchem Zweck soll auch das oben angezeigte Werk dienen.

Ein werthvolles und belehrendes Buch, gute Benutzung des Archivs, ansprechende Erzählung und dankenswerthe Auswahl der behandelten Gegenstände. Das Werk erzählt in den sechs ersten Capiteln von den innern Kämpfen der alten Stadt. Es sind dieselben Entwicklungskrankheiten, welche fast alle größern Städte Deutschlands durchgemacht haben, nicht alle zu gleicher Zeit, nicht alle mit derselben Energie. Zunächst die ersten Fehden um die Existenz mit den Nachbarn und den politischen Factionen der Landschaft, dann die großen und wiederholten Erhebungen der Zünfte gegen die ältesten Vollbürger, darauf die Streitigkeiten mit dem steuerfreien, herrschlustigen und um sich greifenden Klerus, endlich die sociale Bewegung, welche unter dem Namen des Bauernkrieges die erste Phase der Reformation abschließt. — Darauf folgt nach einem urkundlichen Verzeichniß der Frankfurter Bürgermeister eine vortreffliche Beschreibung der Umgebung und des Innern der alten Stadt Frankfurt, dann nicht weniger ausgiebig eine Abhandlung über die Frankfurter Messe im Mittelalter, über Geldgeschäfte, Handelsbanken und Schuldhaft. Darauf Darstellung der Frankfurter Zünfte, Geschichte der Juden, zuletzt einige Bemerkungen über die mittelalterlichen Personennamen. Im Anhang ist eine reiche Anzahl Beweisstellen aufgeführt.

Zu den anmuthigsten Eindrücken, welche der Leser bei einer so ehrlichen und wahrheitsuchenden Arbeit über die alten Verhältnisse unserer Städte empfängt, gehört die originelle Physiognomie, welche eine Stadtgemeinde zuweilen schon in sehr früher Zeit annimmt und durch Jahrhunderte bewahrt. Vieles trägt dazu bei; Stammesart und Culturverhältnisse der Umgegend, besondere Verkehrsbeziehungen zum Auslande, sowie eigenthümliche Industrie und Bil-

dung, welche sich daraus entwickeln. Wie verschieden ist die Haltung der Stadt, wie mannigfach nüancirt das Wesen des deutschen Bürgerthums in den beiden großen Polen des schwäbischen Lebens, Ulm und Augsburg, in den fränkischen Hauptstädten Nürnberg und Frankfurt, in den Rheinstädten Straßburg, Mainz und Köln, in den großen Seeplätzen der Hansa, in den mitteldeutschen Handelsstädten Erfurt und Magdeburg, und wieder in den großen Slavenmärkten Breslau und Danzig, dann in der stattlichen Hauptstadt der Baierfürsten, endlich an Alpen und Donau, in Salzburg und Wien. Wer es wagen wollte, mit sichrer Hand jeder einzelnen die Quellen ihrer Kraft und die Besonderheiten ihres Lebens zu schildern, der würde das lehrreichste und anziehendste Buch schaffen, das der Deutsche von seinem Geschichtsschreiber verlangen kann.

Frankfurt ist eine der Gemeinden, welche sehr früh ihr originelles Gepräge erhalten und dasselbe bis in die neue Zeit bewahrt haben. Ohne Zweifel hat mehr als Lage und Volksstämme der Umgegend die große Messe ihr das eigene Gepräge gegeben. Eine Jahresmesse bestand dort schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert war Frankfurt einer der größten europäischen Märkte. Es war nach dem dreißigjährigen Kriege nächst Hamburg wieder die Stadt, welche zuerst und am schnellsten aufblühte. Die frühe Abhängigkeit von dem Verkehr mit Fremden gab der Stadt ein besonders gastliches und rücksichtsvolles Wesen, sorgfaltig hielten Rath und Bürgerschaft darauf, den fremden Geldbringern bequem zu sein, mehr als einmal wurde innerem Parteihader durch solche Rücksicht die Spitze abgebrochen, Händel, welche an andern Orten sehr blutig verliefen, hatten mehre Mal verhältnißmäßig milden Ausgang. Sehr früh erhält dort der Geldverkehr eine systematische Ausbildung, und während noch die Kirche des Mittelalters Zinsgeschäfte für unchristlichen Wucher erklärte, ohne ihnen freilich selbst zu entsagen, wurde in Frankfurt mehr als eine städtische und Privatbank eingerichtet. Diesem Hauptinteresse bequemte sich auch die Politik, sogar der Glaubenseifer des Ortes. Die regierende Partei stand in aller Zeit besonders treu zu den Kaisern, sie wußte durch Geld und Gefügigkeit sich ihnen werth zu erhalten, auch wo ihr Gehorsam einmal nicht willig war. Und die Frankfurter sind schon im vierzehnten Jahrhundert geschäftserfahrne, gewandte Kaufleute, welche sich in den Lauf der Welt schickten, auch unangenehme Angelegenheiten schlecht und recht abmachten, welche bei einer wohltemperirten Loyalität ihre Rechnung fanden und sehr gut verstanden, mit Fürsten und Herren zu verkehren. Dabei aber haben sie auch in der schlechtesten Zeit warm an ihrer Stadt gehangen, ihre Patrizier haben selten Härte und unerträgliche Parteilichkeit gezeigt und selten das Vertrauen ihrer Mitbürger verloren. Sie haben auch den Juden länger Toleranz und Schonung bewiesen als die meisten großen Städte Süddeutschlands. Und als noch im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts im Volke

der Judenhaß zum Erschrecken heftig aufbrach, da war auch dies wie ein schneller Wogenschwall, der sogleich wieder zusammenbrach. Und selten war solcher Trotz, es lag nicht im Wesen der Bürger, etwas auf die Spitze zu treiben; heiter, bequem lief dort das Leben, bei aller Gefügigkeit nicht ohne innerliche Kraft und nicht arm an Gemüth. Die neuen Ideen des sechszehnten Jahrhunderts fanden dort früh warme Freunde und treue Anhänger auch unter den Patriciern. Schon Hutten fühlte sich dort mehr heimisch, als sonst irgendwo unter dem Bürgervolk. Wenn der Eifer der Reformation gedämpft erschien, so war nicht nur Politik und Handel, es war auch ein Zug von humaner Bildung die Ursache, wie er ähnlich bis lange über Luthers Tod hinaus und wieder kurz vor dem dreißigjährigen Kriege der Bildung Straßburgs so blühendes Aussehen gab. Und wie Frankfurts Handel schon früh in Geldgeschäften und feinen Luxuswaaren sich ausbreitete, so blieb auch dem Leben der Wohlhabenden dort ein aristokratischer und weltbürgerlicher Zug, artige Frauen und elegante Gasthöfe, hübsche Kupferwerke und gute Weine, behagliche Selbstzufriedenheit und Respect vor fremdem Selbstgefühl. Und wir verdanken dieser Stadt nicht den Meßverkehr allein, wie er zum großen Theil noch jetzt besteht, aus ihr kam uns der geordnete Bücherhandel und die ersten regelmäßigen Zeitungen; aus ihr blühte auch der Pietismus auf. Frankfurt war die letzte deutsche Stadt, in welcher die Erinnerungen an Kaiser und Reichszusammenhang durch das Ceremoniell der Krönung und den gebratenen Ochsen erhalten blieben; sie war wieder die erste, in welche das vielgetheilte Volk zu einer neuen Vereinigung seine Abgeordneten sandte.

Nach dieser Richtung ist auch eine Mittheilung charakteristisch, welche wir dem Werke von Kriegk verdanken. Sie ist sehr merkwürdig, und ihre Mittheilung hier soll der wackeren Stadt nicht zur Unehre gereichen. Frankfurt war die erste — und so weit unsere Kunde reicht — die einzige deutsche Stadt, welche schon im Mittelalter eine öffentliche Spielbank einrichtete, und als Einnahmequelle benutzte. Was Herr Kriegk darüber aus den städtischen Archiven ermittelt hat, ist in einem Auszug seiner Worte Folgendes:

Diese Spielbank der Stadt Frankfurt, welche als concessionirte Anstalt eine Zeit lang in Pacht gegeben und nachher sogar von der Behörde selbst betrieben wurde, führte von dem Hause, in welchem sie zuerst bestand, den Namen des Speles uff dem Heissenstein und behielt diesen Namen auch dann, als sie in ein anderes Haus verlegt worden war; ja der Namen Heißenstein ward damals nicht nur auf das neue Spielhaus mit übertragen, sondern man nannte auch das Spiel selbst den Heißenstein.

Die Ecke, welche jetzt das Gasthaus zum weißen Schwan zwischen dem Theaterplatz und dem Steinweg bildet, war vor 500 Jahren von drei nebeneinander stehenden, mit ihren Façaden gegen den Steinweg gerichteten Häusern

eingenommen. Das erste derselben ist als Sitz der Spielbank berühmt geworden Es muß schon früher zu ähnlichen Zwecken gedient haben, da es bereits 18 Jahr vor der Eröffnung jener Spielbank mit dem Namen des Spielhauses bezeichnet worden war. Die eigentliche Spielbank aber ward in der Herbstmesse de Jahres 1379 eröffnet, nachdem schon fünf Monate früher die Behörde mit dre Spielpächtern einen Vertrag darüber abgeschlossen hatte.

Von dieser Zeit an ward das Spiel eine lange Reihe von Jahren hindurc während der Messezeiten gehalten. Es zahlten die Spielpächter, — Männe aus den angesehensten Familien — in den ersten Jahren für jede Mes 100 Fl., also jährlich 200 Fl. Pacht. Dann wurden von wechselnden Pächter bis 240 Fl. für jede Messe gezahlt. Endlich (1396) übernahm die Stad behörde selbst die Betreibung der Bank, indem sie durch ihre Finanzbehörde, di sogenannten Rechenmeister, das Spiel auf dem Heißenstein bestellen und leite ließ. Die letzteren nahmen zur Betreibung des Spieles sieben Männer un einen Portier, oder, nach mittelalterlichem Ausdrucke, einen Thorknecht in Diens und bezahlten diesen acht Leuten zusammen jährlich zuerst 63 — 64 und dan 52½ Fl. Die gesammten Unkosten des Spieles beliefen sich in den ersten zeh Jahren durchschnittlich auf etwa 140 Fl. in jeder Messe; vom Jahre 1407 a aber, in welchem die Zahl der Bediensteten um eine Person verringert war und nach welchem man nur noch 2 Jahre lang Hausmiethe zu bezahlen hatt betrugen die Unkosten während 6 Jahren nur 639 Fl. im Ganzen oder 106 F jährlich. Der reine Gewinn für die Stadtkasse dagegen betrug von der Herbs messe 1379 an bis zur Herbstmesse 1396, seit welcher Zeit die Behörde selb das Spiel betrieb, jedes Jahr durchschnittlich 332 Fl.; von der Herbstmes 1396 an aber belief sich derselbe in den nächsten sechszehn Jahren durchschnit lich auf 891 Fl., so daß sich also die städtische Kasse bei dem directen Betriel des Spieles weit besser stand, als bei jeder der früheren Verpachtungen. D in jener Zeit die gesammte Einnahme der Stadt Frankfurt durchschnittlich nu 29,666 Fl. betrug, so machte die zuletztgenannte Gewinnsumme etwa de 33. Theil des ganzen städtischen Einkommens aus, und die Spielbank liefert also eine beträchtliche Zubuße zu diesem.

Uebrigens ließ man von der Zeit an, als der Staat den Gewinn de Spiels für sich allein bezog, mitunter auch außerhalb der Messen die Spielbar eröffnen, nämlich wenn ein Reichstag oder ein Fürstentag in Frankfurt gehalte wurde. Dann wurde das Spielgeschäft, oder, wie der officielle Ausdruck laute das Spelampt je nach den Umständen entweder nur einen Tag, oder eine bi drei Wochen betrieben. Das Spiel selbst bestand natürlich nicht in Roulet oder Pharo, welche Spielarten erst später erfunden worden sind, sondern es wa ein Würfelspiel. Man meldet uns aber nicht, in welcher Weise es ge spielt worden ist. Daß es kein gewöhnliches Würfelspiel mit einem oder zwe

Würfeln war, geht aus der auffallend großen Zahl Würfel hervor, welche von Zeit zu Zeit gekauft wurden. So ließ der Rath z. B. im Jahre 1397 7000 Würfel auf einmal kaufen, zwei Jahre nachher wieder 10.000, und zwei Jahre vor der Einstellung des Spieles sogar innerhalb Jahresfrist 16,400. Wenn man alle im Laufe der ersten sechszehn Jahre für Würfel ausgegebenen Summen zusammenzählt, und hieraus vermittelst des durchschnittlichen Preises, welcher für 1000 Würfel bezahlt wurde, die Gesammtzahl der angeschafften Würfel berechnet, so ergibt sich, daß in jenen 16 Jahren 159,000 Würfel angeschafft worden sind, daß also beim Spiel auf dem Heißenstein jedes Jahr durchschnittlich 9937 Würfel verbraucht wurden. Die Würfel waren übrigens keineswegs theuer; denn während der angegebenen Zeit kosteten 1000 Stück blos 17 Schillinge oder ³/₄ Gulden. Sonderbarerweise scheinen diese Würfel nicht in Frankfurt selbst verfertigt worden zu sein.

Die übrigen Ausgaben für dieses Spiel sind zum Theil in gewisser Hinsicht interessant. Es kommen Ausgaben für Lichter vor, woraus man erkennt, daß das Spiel auf dem Heißenstein gleich unseren Spielbanken bis in die Nacht hinein getrieben wurde. Ein anderes Mal heißt es: etwas über anderthalb Gulden seien dafür verausgabt worden, daß man in dem Stadtgraben habe Heu machen und einen Theil desselben in den Heißenstein fahren lassen. Diese Verbringung von Heu in der Heißenstein ist in der That auffallend; ich bemerke aber, daß in jenen Zeiten Heu und Gras häufig zu irgend einem Zwecke in Zimmern verwendet wurden. In den Stadtrechenbüchern des vierzehnten Jahrhunderts kommen z. B. sehr oft Ausgaben für Gras (manchmal Czedegras oder Tzedegras genannt) vor, welches, und zwar während der besseren Jahreszeit, in dem Rathszimmer und in der Trinkstube des Rathes gebraucht wurde, ohne daß die Art seiner Verwendung zu erkennen ist. In eigener Weise bemerkenswerth ist eine andere Ausgabe für den Heißenstein. Im Jahre 1423 wurden nämlich zum Spiele uff dem Heißenstein 9¹/₂ Fl., wie der Ausdruck lautet, „sonderlich geschenkt, als sie meynen, daz sie sunderlich große kosten gehabt han mit spise und win, uff daz die lute me des spielen gewarten mögen." Man sieht, auch darin war jene mittelalterliche Spielbank denen unserer Zeit ähnlich, daß man es an sinnlichen Anreizungsmitteln sein Geld dahin zu geben, nicht mangeln ließ; daß dagegen auch die Spieler es nicht an Versuchen fehlen ließen, die Spielbank zu übervortheilen, geht ebenfalls aus den Stadt-Rechenbüchern hervor, denn mehrmals wird in diesen böser oder zu leichter Gulden gedacht, die vom Heißenstein aus in die Stadtkasse gekommen waren und mit Verlust verwerthet wurden.

Im Jahre 1409 beschloß der Rath, ein eigenes Haus für die Spielbank erbauen zu lassen. Dies geschah auch noch in demselben Jahre, und 1410 ward das Spiel in das neue, der Stadt gehörende Haus verlegt, welches dann

den Namen des neuen Heißenstein erhielt. In diesem neuen Heißenstein wurde das Spiel noch 22 Jahre lang betrieben. Dann aber, im Jahre 1432, stellte der Rath desselbe ein, oder wie es in der Urkunde lautet, er that den Heißenstein ab. Was ihn dazu bewog, wird uns nicht gesagt. Der Entschluß, das Spiel einzustellen, scheint aber rasch gefaßt worden zu sein, da man noch kurz vorher, wie die Worte des Rechenbuches lauten, „8000 wurffel zum spile uff dem Heißenstein zu derselben messe abedet und vorder meint liegen zu lassen, die noch da liegen.“ Uebrigens scheint der Rath schon vorher wegen des schädlichen Einflusses, den dieses Spiel hatte, besorgt gewesen zu sein; denn im Rathsprotokoll von 1428 findet sich (Sexta post Assumpt.) folgender Beschluß: „Den richtern zu befehlen, spil zu sturen und den Heißenstein knechten und andern ir worffel legen.“ Dies bezieht sich wohl darauf, daß man das Spiel mitunter auch außerhalb der Messen an anderen Orten trieb.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß der Rath von Frankfurt auch im Mittelalter außerhalb der Messen und für seine Bürger das Spiel gar nicht gern sah und so gut verfolgte, wie andere Obrigkeiten. Im Jahr 1594 erhielt er Gelegenheit, diese Strenge gegen die Deutschherren auszuüben, welche in ihrem Hause zu Frankfurt sich durch Aufstellung eines Glückstopfs — einer Lotterie — eine Einnahmequelle verschaffen wollten. Damals verbot der Rath jedermann die Theilnahme an der Lotterie und ließ sogar den von den Deutschherren angenommenen Spielhalter, einen Mann aus Gernsheim, in Haft nehmen.

Obgleich Hr. Kriegk den Namen des Spielhalters nicht angibt, so darf man doch muthmaßen, daß das Individuum Hans Keim hieß. Denn Hans Keim aus Gernsheim war für damalige Zeit ein gradeso unternehmender Gauner und Glückstopfhalter, wie jetzt der verwegenste Pächter einer deutschen Badespielbank. Er hatte zwei Jahr vorher 1592 die Dreistigkeit gehabt, unter dem Schutz eines kurmainzischen Edelmanns für seine Person in Gernsheim ein allgemeines deutsches Schützenfest auszuschreiben, viele und recht anständige Preise auszusetzen, und seine Schützenbriefe durch alle Länder zu senden. Wie aus denselben ersichtlich ist, war ihm der Glückstopf dabei sehr die Hauptsache. Diesem hatte er Gewinne gegeben, welche für jene Zeit unerhört waren. Der erste 400 Reichsgüldenthaler (beinahe 600 Thlr. unseres Geldes), während der erste Scheibengewinn nur 60 Thaler betrug. Da bei den Glückstöpfen damaliger Zeit die Controle auch an größeren Orten sehr mangelhaft und die Zahl der Loose selten limitirt wurde, so mag man sich denken, wie viele Gelegenheit für unehrenhafte Industrie gegeben war. Und damals hatte Hans Keim schon jahrelang die Loose für seinen Glückstopf verhandelt. In Frankfurt scheint ihn sein Schicksal ereilt zu haben.

♀

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Das große Frankenreich und die deutsche Nation.

Ernst Dümmler. Geschichte des Ostfränkischen Reichs. Erster Band. Ludwig der Deutsche. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs von Bayern Maximilian des Zweiten herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. Berlin, Verlag von Duncker und Humblot. 1862.

Die Menschengeschichte spottet der Menschengedanken. Was den Weisesten und Besten der Zeit, wo es bevorstand, als äußerstes, mit jeder Kraft abzuwehrendes Unheil erschien, wird von dem Andenken späterer Geschlechter als Anfangspunkt und Bedingung fruchtbarster und segenreichster Entwickelungen gefeiert; ja, was uns gegenwärtig als das wichtigste Resultat ausgekämpfter Völker- und Meinungskriege sich darstellt, dafür seinen Schweiß oder sein Blut zu vergießen ist vielleicht während der Kämpfe selbst, auf allen Parteien, keinem Einzigen in den Sinn gekommen. Der große Glaubensstreit des 16. und 17. Jahrhunderts hat weder zu dem Siege der einen oder der andern Partei, noch zu einer eigentlichen Vermittelung unter denselben geführt; was wir ihm aber verdanken, ist der Durchbruch einer modernen Bildung, die von den heftigsten Kämpfern beider Parteien, sofern sie ihnen in einzelnen, verfrühten Erscheinungen nahe trat, ungefähr mit gleichem Eifer verabscheut und zurückgestoßen zu werden pflegte. Daß in dieser Betrachtung kein rechtfertigendes Motiv liegt, um in frivoler Skepsis jeden Werth oder Unwerth menschlicher, auf das Allgemeine gerichteter Handlungen abzuläugnen und für die eigene Person in schlaffem Quietismus die Hand von aller öffentlichen Thätigkeit zurückzuziehen, würde sich sogar dann von selbst verstehen, wenn überhaupt von dem Erfolge allein der Werth oder Unwerth menschlicher Thätigkeit abhinge. Das wahrhaft Bedeutende und Tüchtige, was in Streben und Gegenstreben geleistet worden, bleibt für die Menschheit unverloren, auch wenn der Kampf, dem es gegolten, längst durch andere Kämpfe abgelöst ist; es wirkt in der Menschheit fort, auch wenn es sich umgesetzt hat in Formen und Ausdrücke, in denen der Urheber, zu seiner Zeit, nicht das mindeste ihm Angehörige erkannt haben würde.

Es hat noch vor wenigen Jahrzehnten Schriftsteller gegeben, die unseren deutschen Vorvätern nichts Besseres nachrühmen zu können glaubten als den

großartigen Haß und die grimmige Ausdauer, mit welcher sie, von Ar- Tagen bis zu Odoacer und Theoderich, hingearbeitet hätten auf den Stur- römischen Weltreichs. Als beschließendes Bild dachte man sich dann wohl i- einen Völkerwanderungshelden über den Trümmern des niedergeworfenen Ei- gebäudes, im Vollgefühle gesättigten Rachedurstes, befriedigten Nationalst- und hergestellter Weltbefreiung auf sein deutsches Schwert blickend. Jetzt man recht wohl, daß diese deutschen Heerkönige weder Theaterhelden noch schichtsphilosophen genug waren, um an eine solche Rolle zu denken un- mit Glück durchzuführen. Namentlich weiß man aber, daß ihnen eines nothwendigsten Requisiten zu derselben fehlte: der Begriff eines deutschen kes, als dessen Mitglieder sie sich irgendwie solidarisch gegen das Römer getrieben oder verpflichtet gefühlt hätten. Die Verwandtschaft aller der reichen germanischen Völkerschaften in Sprache, Götterglauben, Rechtsbr- und sonstiger Sitte war gewiß ebenso wenig ihnen selbst, wie den Rö- oder den Celten Galliens unbemerkt geblieben; und daß in einzelnen Fä- ein Bündniß unter mehren von ihnen, eine Vereinigung ihrer Waffen einer gemeinsamen Richtung durch eine solche Verwandtschaft erleichtert wu- mag man gern glauben. Daß aber das Bewußtsein dieser Verwandtsch- irgendwie zu einem bestimmenden Grunde ihrer Handlungen geworden u- daß sie sich berufen gefühlt hätten, überhaupt als Eine Masse gegen die N- germanen aufzutreten, ist entschieden in Abrede zu stellen. Die Dinge l- ungefähr, wie sie bei den Slaven gelegen haben bis in die neuere Zeit: Menge von Völkerschaften, in einer Anzahl bedeutender Eigenschaften eina- gleich oder ähnlich, aber durchaus nicht gewöhnt, hierin ein Motiv zu e- gemeinschaftlichen Thätigkeit zu erblicken. Es war mehr eine Race, als Volk, was von den Römern unter dem Namen der Germanen*) verstan- wurde.

Und ihr Gefühl den Römern gegenüber? Nun freilich, wo die römisc- Heere mit dem deutlichen Vorsatze, sich als Herren daselbst einzurichten, mit tausend schroffen Kränkungen von Landessitte und Recht unter sie eindr- gen, da stieß wohl die starke und kräftige Natur der zunächst bedrohten Völ- schaften, einen Hermann an der Spitze, fremdes Wesen und fremde Knechtsch- energisch zurück. Als dann die Expansivkraft des römischen Reiches na- gelassen hatte, fielen wohl zahlreiche deutsche Schaaren plündernd in die reic- Grenzprovinzen desselben ein, suchten wohl auch ohne Weiteres, vielleicht sel- gedrängt durch andere Völkerschaften, einen gelegenen Landstrich sich als b- benden Wohnsitz anzueignen. Aber keineswegs war dies doch die einzige A-

*) Daß die Deutschen selbst sich nicht Germanen genannt, darf wohl als bekannt vora- gesetzt werden.

r sie sich etwas von den Schätzen dieses Reiches zuwenden mochten; vielleicht ber noch war es ihnen, als Söldner, als Freunde, als Bundesgenossen desben in den Mitgenuß seiner Herrlichkeiten zu kommen. Und wie sie durch lche Verhältnisse tiefer und tiefer in das Reich und seine Angelegenheiten neingezogen, immer näher mit diesem Reiche bekannt wurden, mit seinem lossalen Umfange und seinem Reichthume an Menschen und Geld, seiner Cult und seiner Pracht, namentlich aber mit dem regelrechten Ausbau seines erwaltungs- und Militärwesens, wogegen freilich alle bei den Germanen vorındenen Anfänge eines staatlichen Lebens sich nur wie Kinderwerk ausnahmen - da war der Eindruck ein so gewaltiger, daß sie in diesem Reiche „das Ideal s Staates, vielmehr den Staat an sich als letzte Quelle aller irdischen Behtigung erblickten". Fast keine der germanischen Völkerschaften, die während r großen Wanderzeit in den Provinzen des Römerreiches Platz nahmen, chte daran, die betreffende Provinz vom Reiche loszureißen, geschweige denn s Reich selbst zu zerstören. Innerhalb des bestehenden Reichssystems wollten e sich eine Stelle verdienen, wo nöthig ertrotzen; ihre Fürsten trachteten darach, stattliche Titel und große Provinzialbeamtungen von dem Kaiser verliehen u erhalten, und verschmähten dann nicht im Mindesten, eine gewisse Oberhoheit dieses Gewaltigsten der Erde über sich anzuerkennen. Kam es dann doch wieder zu Streitigkeiten zwischen ihnen und ihrem nominellen Oberherrn, so hatte das in ihren Augen keine andere Bedeutung als die häufigen Kämpfe, in denen auch römische Feldherrn — ein Bonifacius, ein Aetius — sich gegen den kaiserlichen Hof erhoben, um sich von demselben diese oder jene Vergünstigung zu erzwingen. Mochte der Gothenkönig Athaulf in einem Augenblicke heftiger Erregung den Gedanken fassen, den Namen des römischen Reiches vom Erdboden zu vertilgen und ein gewaltiges „Gothien" an seine Stelle zu setzen — bei reiflicherer Ueberlegung meinte doch auch er anerkennen zu müssen, daß eine staatliche Ordnung nach der Idee, die ihm inmitten des Römerreiches aufgegangen, nicht wohl auf seine Gothen allein sich stützen noch des römischen Namens entbehren könne, und zog nun den Ruhm, das römische Reich mit gothischen Kräften wiederherzustellen, dem Ruhme des Zerstörers vor.

Eine wunderliche Illusion war es freilich, in welche er und Andere sich hineingeträumt hatten. Denn was sollten dem römischen Staate, dessen ganzes Wesen zuletzt in einem äußerst künstlichen, alles regelnden und alles für sich in Anspruch nehmenden Mechanismus aufgegangen war, diese Hunderttausende von „Barbaren" mit ihrem starken, individuellen Selbstgefühl und Unabhängigkeitssinne, mit ihrer totalen Ungewohnheit, sich irgendwie beengen zu lassen durch eine stricte Staatsverwaltung und polizeiliche Ordnung? Im Sinne des römischen Staates konnten die Behörden und Lenker desselben alle jene germanischen Könige, die man mit Titeln geschmückt und als kaiserliche Militärstatt-

halter der von ihren Völkerschaften occupirten Provinzen bezeichnet hatte, doch nur als ein höchst widerwärtiges Gift betrachten, welches der Reichskörper nothgedrungen in sich aufgenommen und bei erster günstiger Gelegenheit wieder aus sich auszuscheiden habe. Die Politik des kaiserlichen Hofes, die aus einer solchen Anschauungsweise hervorging, machte es dann natürlich vollends den Germanen unmöglich, zu ruhigen Untergebenen oder brauchbaren Mitgliedern des Reiches zu werden. Niemals eines aufrichtigen Friedens theilhaftig, häufig gegeneinander benutzt, im Grunde aber alle gleichmäßig in ihrer ganzen, neugewonnenen Existenz bedroht, wurden sie weiter und weiter getrieben in Auflehnung gegen die Gewalt, der sie auf ihre Weise dienen wollten. Während man von der einen Seite die Bande, die das Reich umschlangen, in ihrer alten Straffheit zusammenzunehmen gedachte, von der andern ihre Dehnbarkeit aufs Aeußerste erprobte, rissen sie vollständig entzwei, und eine Mehrzahl thatsächlich unabhängiger germanischer Reiche bedeckte im Abendlande die Provinzen des Einen römischen Staates. In Rom selbst verschwand endlich der kaiserliche Name — nicht zwar durch die Invasion irgend einer Völkerschaft, wohl aber durch einen Aufstand der germanischen Soldtruppen, die, schon lange gewöhnt, über den Thron des Westens zu verfügen, es schließlich für gut fanden, denselben gar nicht mehr zu besetzen und einen der Ihren als König in die ewige Stadt einzuführen.

Auch jetzt aber merkten die Germanen noch nicht, was sie eigentlich gethan. Von ihren Zuständen vor der Völkerwanderung war ihnen, unter den gewaltigen Eindrücken dieser letzteren, jede klare Erinnerung abhanden gekommen; allen während der Wanderung gewonnenen Vorstellungen aber hatte sich der Gedanke des Einen, an höchster Stelle ausschließlich berechtigten Römerreiches so entschieden zu Grunde gelegt, daß sie an diesem Gedanken festhalten mußten, auch nachdem in Rom gar keine Kaiser mehr existirten. In Konstantinopel, dem östlichen Rom, saß nach wie vor der Kaiser über die eine noch ziemlich intact erhaltene Hälfte des römischen Reiches. Seiner Prätension, nach Erlöschen der westlichen Kaiserherrschaft der alleinige Herr des ganzen Reichs zu sein, kam das Bedürfniß des Westens, einen Kaiser anzuerkennen, entgegen. So ließen sich denn jetzt germanische Könige die Abzeichen römischer Würden, statt aus Rom aus Konstantinopel schicken, und im westlichen Spanien bestimmte man die Zeit nach den Regierungsjahren der Kaiser, die am Bosporus herrschten. Wie gewöhnlich wurde dann das, was sich aus der Lage der Dinge unwillkürlich ergab, noch durch manches bewußte Interesse genährt und verstärkt. Die byzantinische Politik sowohl wie die römischen Bevölkerungen, die unter den germanischen Eindringlingen in Italien, in Spanien, in Gallien saßen, schöpften natürlich noch immer manchen Vortheil aus dem ziemlich unbestimmten Respect der „Barbaren“ vor dem römischen Kaisernamen; anderntheils aber meinten

die germanischen Herrscher nicht blos den römischen Einwohnern ihrer jungen Königreiche gegenüber, sondern selbst gegenüber den Kriegern ihres eigenen Stammes, ihre Stellung nicht wenig zu verbessern, wenn sie sich auf eine römische Legitimation, sie mochte noch so weit herkommen, zu berufen vermochten. In der That war auch der Verkehr zwischen Konstantinopel und den Ländern des Westens während des 5. und 6. Jahrhunderts ein äußerst lebhafter. Alle die Fäden, die von Rom aus über den Occident hingereicht hatten, suchte man am byzantinischen Hofe in die Hand zu nehmen; und in Italien oder Gallien interessirte man sich für die Pläne, die Intriguen und Gräuel dieses Hofes kaum weniger als für die Begebenheiten der nächsten Nachbarschaft.

Ja es war sogar, als sollte jener letzte Schimmer der römischen Weltherrschaft, der über das Abendland hinreichte, noch einmal zu einem vollen und hellen Glanze angefacht werden. Von Konstantinopel aus ward im Sinne des alten römischen Kaiserthums eine Reaction eingeleitet gegen alle Resultate der Völkerwanderung; und mit advocatorischer Schlauheit wußte dabei der große Juristenkaiser Justinian aus jener Anerkennung, die der Hoheit des Kaisernamens seitens der germanischen Herrscher des Abendlandes fortwährend zu Theil geworden, Rechtstitel über Rechtstitel zu deduciren, um seine großen Feldherrn gegen einen nach dem andern von diesen Herrschern zu vernichtendem Kampfe auszusenden. Es ist bekannt, wie rasch das Vandalenreich in Afrika, wie gründlich nach hartnäckigerem Kampfe das ostgothische Volk in Italien vernichtet und diese Länder wieder in römische Verwaltung genommen wurden; aber auch bedeutende Küstenstriche des westgothischen Spanien wurden erobert und merkwürdige Versuche gemacht, die innern Wirren des Frankenreiches in Gallien für die Absichten, mit denen man sich am Bosporus trug, auszubeuten. Das mittelländische Meer war nahe daran, wieder zu einem römischen — oder sagen wir lieber zu einem byzantinischen — See zu werden; alle Culturländer der alten Welt schienen bestimmt, in Konstantinopel ihren wirklichen Herrn zu suchen. Die germanische Welt aber, noch vor Kurzem so ausgebreitet, fand sich plötzlich um so bedenklicher eingeengt, da zu den Verlusten der Mittelmeerlande an die Oströmer nach der Verlust altgermanischen Landes an die Avaren und an die gewaltigen, bis über Elbe und Böhmerwald vordringenden Völkermassen der Slaven hinzukam.

Die Schwäche fast aller jener germanischen, auf römischem Boden gegründeten Reiche hatte sich an den Tag gelegt. Eines unter ihnen zeigte aber eine robustere Constitution und überlebte die andern insgesammt; das Reich, welches vom heutigen Belgien und dem mittleren Rhein aus, sich durch die Waffen der Franken über den größten Theil des nördlichen und von dort noch weiter über das südliche Gallien ausbreitete. Zwei große Umstände überwogen alle

die glänzenden Vorzüge weicherer Bildungsfähigkeit und kluger Gelehrigkeit, durch welche, auf den ersten Anblick, Gothen, Burgunder und andere sich vor dem furchtbaren, frevelreichen Volke der Franken auszeichneten. Während die anderen Völker fast alle bei ihrem Eintritt ins Christenthum einem Lehrbegriffe sich zuwendeten, der unter den Bevölkerungen des Römerreiches allmälig der Gegenstand allgemeinen Abscheues wurde und nun jede Befreundung zwischen Eingewanderten und Einheimischen unmöglich machte, wurden die Franken sogleich bei ihrer Bekehrung nicht blos Christen, sondern auch rechtgläubige, athanasianische Christen. Mitten unter den arianischen Nationen der Barbaren hatte jetzt die römische Bevölkerung, hatte namentlich die Geistlichkeit eine, welcher als dem auserwählten Volke Gottes alle Herzen entgegenschlugen; mit den wenigen entscheidenden Worten ihres Glaubensbekenntnisses gewannen Chlodwig und seine Nachkommen mehr als gothische und burgundische Könige mit all ihrem einstudirten Respect für römische Literatur und Jurisprudenz und all ihrem guten Willen, sich humanisiren zu lassen.

Nicht minder wichtig aber war ein zweiter Umstand. Tief hineingeworfen in die fremde Welt und ihre überwältigenden Eindrücke, waren die andern Völkerschaften jedes Zusammenhanges mit einer Heimath, aus der sie sich hätten verstärken und die ursprüngliche Kraft ihres Wesens erfrischen können, verlustig gegangen. Das Frankenreich dagegen, weit über römisches Land ausgebreitet, hatte doch seine rein germanische Basis nicht eingebüßt. Rechts vom Mittelrhein und weit am Maine hinauf, überdieß aber auch auf dem linken Rheinufer bis über die Mosel hinaus, wo sich die römische Bevölkerung früh verloren hatte, war rein deutsches Frankenland, und an dieses gelehnt, konnten die fränkischen Gebiete im Westen allezeit neue Ströme germanischer Krieger und germanischen Wesens in sich einfließen lassen.

Die glücklichsten Bedingungen einer starken Entwickelung nach zwei Seiten hin waren damit dieser fränkischen Macht gegeben. Gegen die germanischen Reiche des Westens kam ihr sowohl die frische Kraft, die sie fortwährend aus dem Osten zog, als auch die Anziehung zu Statten, die sie vermöge ihrer Rechtgläubigkeit auf die römischen Bevölkerungen dieser Reiche übte; gegen die Nachbarn im Osten — die Alemannen, Bayern und Thüringer, welche mit dem römischen Reiche und seiner Cultur nur in geringere Berührung gekommen, hatte sie alle die tausendfachen Werkzeuge und Fertigkeiten für Kampf und Herrschaft voraus, die ihr aus einer innigeren Berührung mit jener Cultur entsprangen. Die byzantinische Politik aber sah gegen dieses Reich seine besten Angriffsmittel stumpf werden und mußte leiden, daß dasselbe ihr in dem Geschäft, die germanischen Reiche des Westens und Südens mit Hülfe der römischen Bevölkerungen über den Haufen zu werfen, die glücklichste Concurrenz machte. Bald an der Loire und bald an dem thüringer Walde, bald an der Rhone und bald am Lech

seine Waffen zeigend, breitete sich dies Reich fast über alles Land zwischen Pyrenäen und Saale aus. Nur zwei Völkerschaften in der altgermanischen Heimath — Sachsen und Friesen — nur zwei auf dem ehemals römischen Continente — die Westgothen in Spanien und die Longobarden, mit denen die Byzantiner bald nach Bezwingung der Ostgothen um Italien zu kämpfen hatten — blieben außerhalb seiner Gewalt und seiner Grenzen.

Arge Keime des Verderbens trug nun freilich auch dies fränkische Reich in sich. In seinem Westen konnte sich die allmälige Verschmelzung germanischen und römischen Naturelles zu neuen romanischen Volkscharakteren nicht wohl vollziehen, ohne daß aus dem Zusammenfluß roher Kraft mit üppiger Verfeinerung, aus dem raschen Preisgeben alter Anschauungen an ein neues, die Masse nur äußerlich berührendes Kirchenthum, aus der Bekanntschaft unbändiger Machtbegier mit reichentwickelten Regierungsmitteln und aus dem Gegenstreben eines ebenso unbändigen Freiheitstrotzes ein sittliches und politisches Chaos entstand, wie es bekanntlich die Periode der merovingischen Könige in so furchtbarer Weise bezeichnet. Ganz unbeeinflußt blieb davon allerdings auch der Osten des Reiches keineswegs. Natürlich aber, daß doch, je nachdem man sich diesem Osten näherte oder sich von ihm entfernte, die mannigfachsten Verschiedenheiten hervortraten. Gerade der herrschende Stamm der Franken und seine weitgedehnten Wohnsitze von den Grenzen des Fichtelgebirgs bis zum thüringer Walde boten in ihrem eigenen Inneren den Gegensätzen, die sich aus jenen Verschiedenheiten herausbilden mochten, den größten Spielraum dar. Und indem nun dies zu Spaltungen unter den Franken selbst, zu grimmigen Kämpfen zwischen den „neustrischen" Franken an der Seine und den „austrasischen" an Maas und Rhein führte, erhob sich rings um diesen herrschenden Frankenstamm in den unterworfenen Völkerschaften, den romanischen wie den rein deutschen, der Unabhängigkeitstrieb. Bayern und Aquitanier (im Südwesten des heutigen Frankreich), Burgunder und Thüringer arbeiteten, bewußt oder unwillkürlich, zusammen gegen die zur Hälfte deutschen, zur Hälfte romanischen Franken. Zu Ende des 7., zu Anfange des 8. Jahrhunderts krachte das Reich in allen Fugen; zu der nämlichen Zeit, wo die mohamedanischen Araber von Afrika aus das westgothische Reich in Spanien überrannten und über die Pyrenäen drangen mit der Hoffnung, gegen Asien zurückgewendet alles Land bis Konstantinopel sich zu unterwerfen, während von Nordosten her auch die heidnischen Sachsen und Friesen in den innern Wirren des Frankenreiches die Gelegenheiten erspähten, demselben gefährlich zu werden.

Wie und wodurch nun in diesem furchtbaren Moment, der noch einmal alles seit der Völkerwanderung Entstandene mit Umsturz bedrohte, die Rettung gekommen sei, liegt nicht in unserer Absicht ausführlich zu erörtern. Es waren hauptsächlich die austrasischen Franken und die Häupter der bei ihnen empor-

gekommenen, geistlich weltlichen Aristokratie, die Hausmaier aus dem karolingischen Geschlechte, welche zuerst durch blutige Siege dem innern Zwist des fränkischen Stammes ein Ende machten. Langwierigere Kämpfe hatte sodann das nämliche Heldengeschlecht zu bestehn, um sowohl die empörten Völkerschaften im Osten und Westen zurückzuzwingen, als auch die heidnischen und saracenischen Feinde des ganzen Reiches abzuweisen. Vermochten aber die Hausmaier, unter ungeheuern Anstrengungen, dies Rettungswerk zu vollziehen, so lag es doch in der Natur der Sache, daß sie sich keineswegs darauf beschränkten. Wir meinen nicht blos, daß dies Geschlecht, nachdem es das Reich gewissermaßen noch einmal geschaffen und fast ein Jahrhundert schon thatsächlich regiert hatte, nun auch die Krone sich aufsetzen ließ, die ja auf dem Haupte der letzten Merowinger doch nur eine todte Zierrath gewesen war; wir meinen namentlich, daß die Kräfte, welche die alten Reichsgrenzen wiederhergestellt und in den hiezu nöthigen Kämpfen sich entwickelt hatten, an diesen Grenzen nicht Halt machten. Hatten die Friesen und Sachsen sich in die innern Reichswirren eingemischt, so schloß sich an die Beendigung dieser Wirren ohne Weiteres der Kampf gegen sie, bis zu ihrer gänzlichen Bezwingung durch Karl den Großen an. Wer in den schmalen Streifen von Südgallien, den früherhin die Merowinger den Westgothen noch gelassen, jetzt der saracenischen Herrschaft widerstrebte, rief fränkische Truppen ins Land und half wohl gern auch dazu, daß Karl der Große seine Macht noch über die Pyrenäen hinaus, bis zum Ebro ausdehnte. Endlich: der Papst, in der Unabhängigkeit, welche er durch glückliche Auflehnungen gegen den byzantinischen Hof errungen, von den longobardischen Königen bedroht, konnte jetzt nur von den Frankenkönigen Hülfe gegen seine Dränger hoffen und gab Anlaß und Hülfe zu jenen italienischen Feldzügen, die mit der Unterwerfung des Longobardenreiches unter Karl den Großen schlossen. An diese Siege reihten sich aber dann wieder neue Kämpfe und neue Eroberungen — die Vernichtung des avarischen Reiches in Ungarn und die Bekriegung der slavischen Völker, die dem Frankenreiche tributbar gemacht werden sollten.

Wir sehen, mit der Wiederherstellung des Reiches verband sich zugleich eine stattliche Erweiterung; und was für uns das Wesentlichste ist: auch diejenigen Völkerschaften, die dem früheren Frankenreiche noch gefehlt hatten, um auf dem Continent alle Länder deutscher Zunge und alle die zu umfassen, in denen sich die Germanen mit den Römern gemischt hatten, waren jetzt mit inbegriffen. Sachsen und Friesen auf der einen, Longobarden und was von den Westgothen dem arabischen Joche entgangen war auf der andern Seite, sah man in das große Gemeinwesen hereingezogen. Hatte nun vieles von den politischen und socialen Verhältnissen, die sich im Westen und Süden aus dem Eindringen germanischer Völkerschaften überall gleichmäßig gebildet hatten,

schon unter den Merovingern auf den deutschen Osten zurückgewirkt, so wurde nach neubefestigter Einheit des Reiches die Wechselwirkung noch viel stärker, und auch die neugewonnenen Lande traten in dieselbe ein. In Freundschaft und Haß waren alle diese Völkerschaften in tausend Berührungen zu einander gekommen; bei aller Verschiedenheit wurden sie doch sämmtlich durch einen reichen Schatz gemeinsamer Einrichtungen, Rechtsverhältnisse u. dergl. m. als Eine Masse von den umwohnenden Nationen abgeschieden. Zusammen bildeten sie einen weiten Kreis, innerhalb dessen sich die wesentlichsten Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen der Einzelnen zu bewegen pflegten; draußen erblickten sie als Nachbarn des ganzen Reiches fast nur noch Slaven, Sarazenen, byzantinische Griechen, — und diese waren sie insgesammt als Fremde oder als Feinde anzusehn gewöhnt.

Auch die Byzantiner nannten wir hier, deren Kaiser doch früher, wie wir sahen, eine hochachtungsvolle Anerkennung von Seiten der germanischen Könige empfangen hatten. Freilich aber, wie weit war man seitdem von einander abgekommen! Jener ganze Verfall des Frankenreiches und alle die Verwirrungen und Kämpfe bis zu seiner Erneuerung waren durchlebt, eine gewaltige Menge neuer Erinnerungen hatte das Abendland erhalten, ohne daß in dieselben der Name irgend eines byzantinischen Kaisers wesentlich verflochten gewesen wäre. Hatte doch auch der Hof in Konstantinopel, statt noch ferner an Wiederunterwerfung des Westens denken zu können, diesem fast ganz den Rücken wenden müssen, um nur den Osten nicht ganz an seinen neuen gewaltigen Feind, an die Sarazenen, zu verlieren. Aber bei der bloßen Endfremdung war es nicht einmal geblieben. Die Bilderstürmerei, durch welche bedeutende byzantinische Kaiser das Christenthum vor Sarazenen und Juden von dem ofterhobenen Vorwurfe des Götzendienstes zu befreien suchten, erregte im Abendlande eine noch viel allgemeinere Entrüstung als unter den nächsten Umgebungen jener Kaiser selbst. Vorzüglich in dieser Bilderstürmerei der Kaiser hatten die Päpste Anlaß, Vorwand und Möglichkeit gefunden, sich der byzantinischen Oberherrschaft ganz zu entziehen. Und wie Karl der Große mit seinem Frankenreiche auch das Reich der Longobarden in Italien vereinigte, übernahm nothwendig das Frankenreich auch etwas von dem Verhältniß, in welchem sich das longobardische zu den Byzantinern befunden. Gerade bei den Longobarden aber war, aus besondern Ursachen, nie von irgend einer Anerkennung byzantinischer Oberhoheit, vielmehr fast immer nur von einem Verhältniß reiner, ausgesprochener Feindseligkeit gegen die Kaiser in Konstantinopel die Rede gewesen.

Daß nun aber in solcher Art Abendland und Morgenland aus dem Zusammenhang, in welchen sie durch Griechen, Karthager und Römer vor 1000 bis 1200 Jahren gekommen, mehr und mehr herausgeriethen, brachte für

das wiederhergestellte Frankenreich einen außerordentlichen Gewinn. Sah man von den britischen Inseln ab, so erblickte der abendländische Christ innerhalb des ganzen Umkreises, der jetzt seine Welt ausmachte, nur Einen Christenherrscher und Ein Christenreich — den König und das Reich der Franken. Nur innerhalb dieses Reiches rechte Christen, außerhalb desselben nur Heiden, Sarazenen oder Christen von zweifelhafter Orthodoxie. — Das war unter allem, was die Bewohner des Reichs vor den Draußenstehenden voraus hatten, das beste Lebensprincip für ein starkes Gemeingefühl. Und dies Reich, schon unter Chlodwig die Freude der frommen Seelen — was hatte es nicht erst jetzt, unter den Hausmaiern und Königen karolingischen Stammes gethan, um sich noch in ganz anderer Weise solcher Sympathien würdig zu machen? Die Errettung der abendländischen Kirche vor dem gewaltigen Andrang des Mohamedanismus, die Erweiterung ihrer Grenzen durch die Zwangsbekehrung der Sachsen, sowie durch die Missionäre nach den slavischen Ländern, waren keineswegs das ganze um die Sache Gottes erworbene Verdienst. Auch die Restauration der Kirche in ihrem Innern, die Ausrottung des grenzenlosen Verderbens, welches hier während der letzten Merovingerzeiten eingerissen war, die Aufrechterhaltung der Geistlichkeit gegen die weltlichen Großen und die Erweckung eines kräftigen Standesbewußtseins unter ihren eigenen Mitgliedern, die Wiederherstellung ihrer Disciplin und die Wiederbelebung ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit — das alles war nur unter den neuen Frankenkönigen möglich gewesen und namentlich von dem gewaltigen Karl vollzogen worden in einer Großartigkeit ohne Gleichen. Was diese und was das neue Königsgeschlecht überhaupt für die Kirche geworden sei, empfing aber noch einen besondern Ausdruck durch das Verhältniß zu dem Papste. Die Hülfe, welche der Papst von den Karolingern gegen die Longobarden und die Karolinger vom Papst bei der Thronentsetzung der Merovinger empfangen hatten, die Ausstattung der römischen Kirche mit einem umfassenden Gebiete und die Mitwirkung dieser Kirche bei der Einführung und Befestigung fränkischer Herrschaft in Italien — wechselseitige Gunstbezeigungen und Bedürfnisse der mannigfaltigsten Art schienen hier eine Gemeinschaft der Interessen zu begründen und zu beweisen, wie sie nicht wohl inniger gedacht werden konnte.

Und so war man denn, in Einem Stücke, wieder so ziemlich auf dem Punkte angekommen, auf welchem man sich vor drei bis vier Jahrhunderten befunden. Man hatte wieder ein Gemeinwesen, welches in den Augen seiner Angehörigen das Reich schlechthin war — ihren ganzen Gesichtskreis umschließend — mit dem Begriffe der Christenheit so gut wie zusammenfallend — geweiht und geheiligt, daß ihm gegenüber kein anderes Reich als berechtigt erscheinen mochte. Nicht in Konstantinopel, sondern meist zwischen der Maas und dem Rheine, namentlich zu Aachen, hatte man den Herrscher dieses Welt-

reiches zu suchen. Rom aber mochte man recht wohl als eine Stadt dieses neuen Reiches, seinen Bischof als den ersten Geistlichen desselben ansehn. Mehre Reisen der Päpste nach dem Norden der Alpen, öftere Züge der Franken nach Italien, ein außerordentlich gesteigerter, weltlicher und kirchlicher Verkehr mit der ewigen Stadt selbst, die neugeweckten Studien der classischen Literatur und der Kirchenväter hatten der Erinnerung an den römischen Namen, der als Name des alten Weltreiches noch dunkel im Gedächtnisse der Menschen ruhte, neues Licht und Leben verliehen. Und so erklärt sich denn sehr einfach die auffallende Thatsache, daß drei Jahrhunderte nachdem das alte Römerreich im Abendlande vor den Germanen zu Grunde gegangen, der größte, ja fast einzig übrige germanische König seinen höchsten Stolz darin fand, sich mit der römischen Kaiserkrone schmücken und als Wiederhersteller des römischen Reiches ausrufen zu lassen.

Zum ersten Male seit der Völkerwanderung war damals für das christliche Abendland ein Zeitpunkt gekommen, in welchem bevorzugte Geister der nöthigen Bildung und Sammlung habhaft werden konnten, um sich an einer Auffassung und Gestaltung der in der Außenwelt gegebenen Dinge nach großen, ins Allgemeine hinausgehenden Gedanken zu versuchen. Das Anfängerartige, Schülerhafte, was fast allen literarischen Productionen der Karolingerzeit anhaftet, gab sich natürlich auch in derartigen Idealen zu erkennen; nicht minder auch, daß alles allgemeinere Denken nur aus der Kirche seinen Anlaß und Anstoß empfing. Das Schema, das man sich machte, war so einfach und einleuchtend, wie so manche absolutistische oder demokratische Staatstheorien der Neuzeit. Der Begriff der Einen und alleinigen Weltkirche war längst vorhanden. Man hatte dazu auf dem Wege der Thatsachen wiederum ein Weltreich bekommen, mit dessen Existenz das Heil und die reelle Einheit der Kirche aufs engste zusammenzuhängen schien. So lag denn nichts näher als auch für dies Weltreich jene Einheit und jene ausschließliche Stellung nicht blos wie eine Gabe der zufälligen Umstände hinzunehmen, die durch andere Umstände wieder verloren gehn könne, sondern als ideales Erforderniß aufzustellen für alle Zeiten — die Einheit der Kirche in alleräußerlichster Weise aufzufassen und mit der Einheit des Reiches ohne Weiteres als dasselbe anzusehn. Nicht mehr blos als die gelungene Schöpfung eines siegreichen Volksstammes stellte sich jetzt das große fränkische Gemeinwesen dar, sondern eine unendlich höhere Berechtigung, den Gehorsam und die Treue all seiner Bevölkerungen zu fordern, war ihm durch den ewigen Rathschluß und Regierungsplan Gottes gegeben. Natürlich, daß nun auch die Würde des Mannes, den der Papst zum Kaiser eines solchen Reiches gekrönt hatte, einen vom gewöhnlichen Königthume specifisch verschiedenen Charakter an sich trug. War schon den gemeinen Königen fast alles, wodurch in der Idee ihr Machtbesitz sich von jedem Eigengut unterschied,

nur durch die Kirche gekommen, so trat bei dem Kaiser noch in ganz anderer Art sowohl ein höherer Anspruch, als auch namentlich eine gewaltigere, mit der Würde verbundene Verpflichtung hervor. Der Herr der Christenheit hatte in umfassendster Weise den Zwecken der Kirche zu dienen und, so lange er dies that, die eifrigen Dienste der Seinigen zu verlangen; in der Bahn, in welcher Karl der Große die Kaiserkrone gefunden, sollte der mit ihr Geschmückte und sollten seine Nachkommen festgehalten und gefördert werden bis ans Ende der Tage.

Welche Bedeutung dies Karolingerreich und seine Kaiserwürde für die allgemeine Culturentwicklung Europa's gehabt habe, ist sattsam bekannt und soll von uns nicht auseinandergesetzt werden. Was, seit einem halben Jahrtausend, in dem Zusammenfluß römischen und germanischen Wesens, von alter Bildung sich erhalten oder von neuer sich angesetzt hatte, das ward in diesem Reiche zusammengefaßt zu einer kirchlich-politischen Schöpfung, welche vielleicht vollständiger, als irgend eine andere, alle überlegeneren Geister, alle idealeren Bestrebungen ihrer Zeit zu befriedigen und an sich zu fesseln gewußt hat. Die große Gemeinschaft in Denken und Fühlen, durch welche sich noch heutzutage alle Völker des Abendlandes wie zu Einer Familie verbunden sehn und in welche sie wetteifernd die übrigen Theile der Welt hineinziehn — sie hat sich wesentlich entfaltet aus den in diesem Reiche gegebenen Keimen. Nur ist auch ebenso gewiß und in neuerer Zeit mit besonderem Nachdruck betont worden: diejenige Triebkraft, welche für das Wachsthum dieser Gesammtcultur wie für tausenderlei individuelle Bildungen aus den nationalen Gefühlen der verschiedenen ehemals vom Karolingerreiche umfaßten Nationen entsprungen ist, hätte nimmermehr zur Aeußerung kommen können, wenn dies Reich und die Idee, auf welcher die neue Kaiserwürde beruhte, sich dauernd in voller Stärke und Wirksamkeit behauptet hätte. Der entscheidende Punkt hiefür wurde, unter Karls des Großen Sohne und Nachfolger Ludwig dem Frommen, die Frage über die Ordnung der Succession. Die Sitte, nach dem Tode eines Königs das Reich unter alle seine Söhne zu vertheilen, hatte in den Tagen der Merovinger das fränkische Gemeinwesen mit unsäglicher Verwirrung erfüllt und ganz vorzüglich dazu beigetragen, es dem völligen Zerfall nahe kommen zu lassen; jetzt erschien sie als widersprechend sowohl dem Interesse des Reichs, als auch namentlich dem Gedanken der Kaiserwürde, welche weder selbst eine Theilung vertrug, noch gestattete, daß neben dem mit ihr Geschmückten noch andere Herrscher als ihm gleich und als unabhängig von ihm anerkannt würden. Also sollte denn mit dieser Krone auch die Herrschaft über das ganze Reich immer nur Einem, zunächst dem ältesten, Sohne des gegenwärtigen Königs als das ihm zukommende Erbe in Aussicht stehn; den jüngeren waren nur beschränkte Gebiete zugedacht, und auch in diesen hatten sie den ältesten, Lothar,

als ihren Oberherrn zu verehren. Je größer der Gegensatz dieser Anordnung zu allem Herkommen, desto größer der Gewinn, wenn es gelang sie durchzuführen; denn desto fester war dann der, zu dessen Gunsten man den alten Brauch umstieß, durch Verpflichtung und Interesse auf unverbrüchliche Festhaltung und eifrige Weiterführung der Ideen angewiesen, aus denen ihm eine solche Bevorzugung erwuchs. Für Europa aber stand dann ein langlebiges Reich der Mitte zu erwarten, mit engster Verbindung geistlicher und weltlicher Gewalt an oberster Stelle, mit einem zunehmenden Assimilationsproceß der mannigfachen, in ihm vereinigten Elemente, mit einer wahrscheinlich sehr raschen Entwickelung zu einer gewissen Culturblüthe, und darauffolgendem Jahrhunderte dauernden Stillstande. Daß es nicht so gekommen, daß die europäische Bildung noch einmal untergetaucht ist in halbbarbarische Zustände, um dann ihre mächtigste Förderung und eine ganz ungeahnte Fülle aus dem wetteifernden Streben selbständiger Nationen zu schöpfen, daß endlich in dem Selbstbewußtsein eines jeden Jetztlebenden einen ganz wesentlichen Theil das Bewußtsein der Nation ausmacht, welcher er angehört — dies Alles verdanken wir der Theilung von Verdun und der durch sie besiegelten Vereitelung jener weitreichenden, an das Kaiserthum angeknüpften Entwürfe.

Aber etwas Anderes ist es, sich der Resultate eines welthistorischen Ereignisses zu erfreuen, etwas Anderes, den Motiven nachzuforschen, welche bei Herbeiführung des Ereignisses im Spiele gewesen sind. Das Dümmlersche Werk gibt in seinem ersten Buche eine ausführliche, mit gründlichster Einsicht geschriebene Geschichte der Parteiungen und Kämpfe, die Ludwig des Frommen Regierung erfüllten und erst drei Jahre nach seinem Tode, in dem Verduner Vertrage, ihren Abschluß fanden. Deutlich geht es auch aus dieser Darstellung hervor: ein höherer geistiger Inhalt war nur in den Bestrebungen der Männer, die der Theilung am consequentesten widerstrebten. Wir wollen uns nicht auf die Beweggründe und Handlungen der einzelnen im Vordergrunde erscheinenden Personen einlassen — auf die Schwäche Ludwigs des Frommen für seine zweite Gemahlin und den mit dieser erzeugten Karl (den Kahlen), zu dessen Gunsten die ersten Störungen in das entworfene Primogeniturgesetz gebracht wurden; auf die Schwankungen von Lothars echten Brüdern, die sich bald gegen die übermäßige Bevorzugung des Stiefbruders durch den Vater, bald gegen den Vorzug erhoben, den jenes Gesetz dem Lothar zusprach u. s. w. Fragen wir aber, was denn vorzüglich dazu diente, das kämpfende Volk gegen Lothar und gegen die wohlmotivirten, im Interesse der Reichseinheit getroffenen Anordnungen einzunehmen? Zum Theil kam natürlich die Pflicht des Gehorsams gegen den alten Kaiser in Betracht; daneben aber that die Hauptsache die noch immer sich behauptende Gewohnheit der Massen, die Herrschermacht im Wesentlichen doch als ein gemeines Familiengut und

demnach die Theilung des Reiches unter mehre Söhne als das Rechtmäßige und Natürliche anzusehn. Nachdem der alte Kaiser gestorben, trat dieser Gegensatz in seiner ganzen Reinheit hervor. Sofort vereinigte sich der jüngere Sohn*) erster Ehe auf das festeste mit dem oft angefeindeten Stiefbruder, um gemeinschaftlich mit ihm gegen Lothar und die Einheitsidee die alte Rechtsgewohnheit der Theilung geltend zu machen. Dem großen Gedanken, den Lothars Freunde anriefen, stand kein anderer, ebenbürtiger Gedanke gegenüber, sondern im Wesentlichen die Unfähigkeit der Zeit, sich von der niederen, wenn wir so sagen dürfen, patrimonialen Anschauungsweise über die Natur des Reiches zu einer höheren, staatlicheren zu erheben. Nicht mit Unrecht mochten daher auch in solcher Beziehung die Lotharianer die schließliche Theilung als ein klägliches Zurückfallen von der Höhe ansehen, auf welche man seit dem Ende der Merovingerzeiten so mühsam emporgeklommen war. Die edelsten und einsichtsvollsten Geister jener Tage erblickten in dieser Theilung nur einen Grund des tiefsten Schmerzes und lautesten Jammers; suchten sie aber nach einem Troste für den Verlust ihrer schönsten Ideale, so fanden sie ihn doch am wenigsten in der Betrachtung, daß das eine oder andere der neu entstandenen Reiche eine Nation in sich abschließe, vor übermäßiger Berührung mit fremden bewahre und zur freieren Verfolgung ihrer eigenen Bestrebungen befähige.

Nicht zwar als hätten volksthümliche Neigungen und Abneigungen während der Kämpfe aller Gelegenheit, eine Rolle zu spielen, entbehrt; nur waren dieselben von ganz anderer Art als an welche wir heutzutage bei der Erinnerung an den Verduner Vertrag zu denken pflegen. Man wollte bemerken und es fehlt auch nicht an Erklärungsgründen dazu, daß unter den eigentlichen Franken die Sache Lothars und der Reichseinheit vorzügliche Sympathien fand; eben der Gegensatz gegen das Herrschervolk der Franken hätte dann die andern Völkerschaften dem alten Kaiser oder den jüngern Brüdern günstig gestimmt. Von irgend einem Auseinandertreten nach „Deutsch" und „Französisch" konnte aber dabei um so weniger die Rede sein als diejenigen, zu denen sich die Uebrigen im Gegensatze fühlten — die Franken in ihrer Ausdehnung von der Seine bis zu den oberen Maingegenden beiderlei Menschen in sich vereinigt darstellten, ohne sich dadurch in ihrem Bewußtsein als der Eine herrschende Stamm sonderlich gestört zu fühlen. Ebenso wenig vereinigte denn auch begreiflicherweise ein deutsches Bewußtsein den Alemannen in besondrer Weise mit dem Thüringer, ein französisches den Burgunder mit dem Aquitanier, sondern eine jede dieser Völkerschaften wußte nur von sich und hing nur ihrem ganz particularen Stammesgefühle nach, wenn sie sich etwa gern gegen die übermüthigen Franken ins Feld führen ließ.

---

*) Der eine von den drei Söhnen erster Ehe, Pipin, war kurz vor dem Vater gestorben.

Denn ein gründlicher Irrthum würde es auch für diese Zeiten noch sein, überhaupt an das Vorhandensein eines deutschen — wie auf der andern Seite eines französischen — Nationalbewußtseins irgendwie zu denken. Wenn hätte sich denn, seit den Tagen der Völkerwanderung, ein solches auch bilden sollen? In dieser Wanderung selbst waren die deutschen Stämme, die sich ein Unterkommen im alten Römerreiche zu verschaffen suchten, ein jeder seinen eigenen Weg gegangen, auf welchem er allmälig, sein Wesen mit dem der vorgefundenen Römer mischend, in einer der neu entstehenden, romanischen Volksbildungen verschwommen war. Die in ihrer alten Heimath und bei ihrer alten Sprache gebliebenen aber waren dann, wie wir sahen, mit jenen ausgewanderten hauptsächlich durch das Frankenreich in Verbindung gebracht worden. Das war aber geschehn noch während jene ausgewanderten sich auf dem Umbildungsprocesse zu Romanen befunden hatten; und einzeln waren die rein deutschen Stämme dem Frankenreiche unterworfen worden, der eine Dienste leistend bei der Bezwingung des anderen. Jeder Anlaß, daß ein Gesammtgegensatz zwischen Deutsch auf der einen, Romanisch auf der anderen Seite in den Sinn der Menschen irgendwie eingetreten wäre, hatte demnach gefehlt. Ueber dem Gefühle, welches den Einzelnen an seine nächsten Stammesgenossen knüpfte, stand nur dasjenige für das große Christenreich in seiner Gesammtheit. Ein Bewußtsein, welches, minder eng als das erstere und minder weit als das letztere, eine Anzahl von Stämmen als eine besondere Gesammtheit aus der gewaltigen Allgemeinheit herausgehoben hätte, war nicht gegeben.

Der deutlichste Beweis, daß dem so war, liegt vielleicht in dem Umstande, daß ein eigentlicher Name, für die Deutschen als solche — ebenso wie ein Gesammtname, welcher dem späteren „Franzos" entsprochen hätte, noch gar nicht existirte. Nur allmälig und nicht ohne Mühe arbeitete sich erst damals unser „Deutsch" zu der Bedeutung, die ihm seitdem geblieben ist, empor. Und interessant genug ist es zu sehn, wie dies geschah. Die verwandte Sprache war es, und war, zumal nach Beseitigung der alten Götterlehre, auch ziemlich das Einzige, worin Bayern und Sachsen, Alemannen und Ostfranken, Thüringer und Friesen sich einer Uebereinstimmung unter sich selbst und zugleich eines ihnen gemeinsamen Unterschiedes von Slaven wie Romanen bewußt wurden. Diese Sprache nun durch irgend einen Namen als eine bestimmte, einzelne Sprache einer anderen gegenüber zu bezeichnen, war auf deutschem Boden die Hauptveranlassung geboten durch das grundverschiedene unter der Geistlichkeit gesprochene Latein. Als das Natürlichste ergab sich da, die Muttersprache sei einfach als die Sprache der Laien, des gemeinen Volks, im Gegensatze zu der Sprache des Klerus aufzuführen; redete oder schrieb man selbst lateinisch, so waren lingua vulgaris, lingua popularis u. dgl. bis in die Karolingerzeit die gewöhnlichen Ausdrücke, mit denen man sich half. Nichts Anderes als dies

besagte, im Munde der Deutschredenden, das Wort thiudisk (von thiuda, das Volk), woraus unser „Deutsch“ entstanden ist. Als nun im Laufe der Karolingerzeit der Verkehr mit dem Westen und Süden ein äußerst lebhafter geworden und zugleich die dortigen Sprachen von der lateinischen, die ihnen zu Grunde lag, schon so weit abgekommen waren, daß man auch sie oft als lingua vulgaris im Gegensatze zu der Sprache der Geistlichkeit charakterisirte, so kam man in der (fast ausschließlich lateinischen) Literatur der Zeit mit dem Ausdrucke: lingua vulgaris für die specielle Bezeichnung der deutschen Sprache nicht mehr aus. Also nahm denn die Geistlichkeit dasjenige Wort, worunter man in deutscher Zunge und auf deutschem Gebiete die Vulgärsprache — und dort natürlich immer die eigene — verstand, zur Benennung dieser besonderen Vulgärsprache in ihr Latein auf; aus dem deutschen nomen appellativum ein lateinisches nomen proprium machend, redete sie von einer thiudisca lingua nicht blos im Gegensatze zu dem Latein, sondern auch zu der „römischen Vulgärsprache (lingua romana vulgaris, wie man die Anfänge des heutigen Französisch zu nennen pflegte), und Geistlichkeit*) und Volk gewöhnten sich, bei thiudiscus, thiudisk, deutsch, nicht blos an die Laiensprache im Contrast zur klerikalen, sondern auch an die Landessprache im Contrast zu den Sprachen anderer Länder zu denken. Natürlich aber, daß das Wort in dieser neuen Bedeutung geraume Zeit auch nur auf dasjenige gemeinsame Besitzthum der Deutschen, zu dessen Bezeichnung es emporgekommen war — nur auf die Sprache, angewendet wurde; man wußte nichts von „deutschen Menschen“, sondern nur von „Menschen, welche die deutsche Sprache reden“. Erst allmälig wurde es, zur Vermeidung solcher Weitschweifigkeit, üblich, den deutschredenden Menschen selbst als einen Deutschen zu bezeichnen; und erst einer ferneren Entwicklung bedurfte es dann wieder, bis man bei der Benennung eines Menschen als eines „Deutschen“ noch an etwas Anderes als an seine Sprache dachte, bis die Sprache nicht das Einzige war, worin die Deutschen als solche sich zusammenfanden und auf einander angewiesen fühlten.

Damals aber, als man den Verduner Vertrag abschloß, lag das noch in weiter Ferne. Und so hatte man denn, nachdem die Kämpfe Ludwigs des Frommen und seiner Söhne ohne Rücksicht auf deutsche oder französische Nationalgefühle ausgefochten waren, auch bei der schließlichen Theilung nichts weniger im Auge als solchen Gefühlen eine Genugthuung zu geben. Lediglich die unwillkürliche Folge der geographischen Verhältnisse war es, daß auf den Antheil

---

*) Welche natürlich in allen Dingen, über die zur Klarheit zu kommen ein etwas weiterer Horizont erforderlich war, für Anschauungs- und Ausdrucksweise des Volks durchaus maßgebend gedacht werden muß.

Ludwigs [des Deutschen*)] die größere Masse der Menschen deutscher Zunge auf den Antheil Karls (des Kahlen) die Hauptmasse der (nachmals sg.) Franzosen zu fallen kam. Mitten dazwischen riß indeß das Gebiet Lothars den ganzen Stamm der Friesen von den übrigen Stämmen deutscher Sprache, und alle Provencalen von den übrigen Stämmen, die jetzt die französische Nation ausmachen, los. Durch dies Gebiet Lothars geschah aber noch ganz Anderes. Ohne Rücksicht selbst für diejenigen volksthümlichen Begriffe und Gefühle, die in damaliger Zeit wirklich bekannt und lebendig waren, zerschnitt es auch die Wohnsitze der einzelnen Stämme. Im Elsaß wurden zahlreiche Alemannen von den Alemannen Ludwigs des Deutschen, an der Saone und Rhone zahlreiche Burgunder von den Burgundern Karls des Kahlen, namentlich aber zwischen Rhein und Schelde ein Drittheil der Franken von ihren Stammgenossen zur Rechten und zur Linken getrennt; und dies ganze seltsame Conglomerat von Bevölkerungen, dieser breite Länderstreif von der Mündung der Ems bis zur Mündung der Rhone fand sich unter dem Scepter Lothars mit den Ländern im Süden der Alpen, mit dem longobardischen Reiche und mit Rom vereinigt!

In der That aber, durch welchen Beweggrund hätte man sich denn auch veranlaßt fühlen sollen, derartige Zerreißungen selbst der einzelnen Stämme zu vermeiden? Etwa durch den Wunsch, dem in der Theilung begründeten Zustande bessere Dauer und Haltbarkeit zu sichern?, Aber ein so ernstlicher und bestimmter Wille mit der Theilung ein bleibendes, in sich selbst ruhendes Werk zu gründen, war ja eigentlich gar nicht vorhanden. Wenn es zu Verdun lediglich die alte Betrachtung des Reiches als eines gemeinen Familiengutes gewesen war, wodurch das Theilungsprincip über die höheren Tendenzen der Lotharianer zum Siege gekommen war, so beruhte ja nun auch Sinn und Art der Theilung auf nichts Anderem als auf der Zahl und Convenienz der vorhandenen Erben. Nur so lange hierin keine Veränderungen vor sich gingen, sollte sie bleiben wie sie war. Vergrößerte oder verringerte sich die Zahl der Erbberechtigten, so mochten neue, vervielfältigte Theilungen eintreten oder die drei gegenwärtigen Königreiche zu zweien ja selbst wieder zu Einem einzigen zusammenrinnen — Fälle, wie sie vorübergehend wirklich noch vor Ablauf des Jahrhunderts sich mannigfach zugetragen haben. Und selbst in ihrer gegenwärtigen Vertheilung unter die drei Könige dachte man doch die Länder des Karolingerreiches keineswegs so abgeschieden gegen einander, daß man sie durch bestmögliche Scheidewände ein jedes für sich abschließen zu müssen gemeint hätte. Nicht in solcher Art hatte durch die Theilung der Gedanke des Einen Christenreiches verneint werden sollen, daß nach der Meinung der Menschen

*) Ein Beiname, der ihm natürlich erst lange nach seinem Tode zu Theil geworden.

jeder Theil hinfort nur für sich selbst zu sorgen und zu handeln gehabt hätte. Das Wohl der ganzen Christenheit, das Heil des gesammten, „gemeinsamen" Reiches sollte für jeden der Könige, unter die es vertheilt war, den obersten Gesichtspunkt bilden, und durch häufige Zusammenkünfte strebte man sowohl die Beziehungen der einzelnen Königreiche zu einander friedlich-gesetzlich zu ordnen, als auch sonst über allgemeine wichtige Angelegenheiten nach außen und innen eine Art von bundesmäßiger Regierung herbeizuführen. Der Gedanke an das Eine Christenreich war noch immer die nothwendige Voraussetzung aller politischen Vorstellungen, der getheilte Zustand des Reiches dagegen nur die Folge des zufälligen Vorhandenseins mehrer Erben und daher jeden Augenblick der Vernichtung durch andere Zufälligkeiten ausgesetzt.

Man sieht, wie weit unmittelbar nach Abschluß des Verduner Vertrags die Umstände entfernt waren mit einiger Bestimmtheit auf dasjenige hinzudeuten, was sich späterhin aus ihnen entwickeln sollte. Zunächst gestalteten sich die Dinge ziemlich chaotisch, und die üblen Prophezeihungen der Lotharianer gingen reichlich in Erfüllung. Keines der drei königlichen Gebiete hatte einen gehörigen Halt in sich; keiner der drei Theilkönige wußte seiner Krone das Ansehn zu wahren, welches die Krone des Gesammtreiches auf dem Haupte Karls des Großen und selbst noch Ludwigs des Frommen, in den Anfängen von dessen Regierung gehabt hatte. Wohl aber fand bald der Eine, bald der Andere von ihnen in den tausendfältigen Beziehungen der Gemeinschaft, die noch immer über sämmtliche karolingische Länder dahingingen, Anreiz und Anlaß, nach Ausbreitung seiner Herrschaft auf Unkosten seiner Brüder zu trachten. Dazu nun die fortwährenden Regungen von Sondergelüsten unter den verschiedenen, in jedem der drei Gebiete mit einander verbundenen Völkerschaften — jetzt um so bedeutsamer und gefährlicher, da das eigentliche Centrum des ganzen Reiches, der fränkische Stamm, durch die Theilung des Reiches in drei Stücke auseinandergetrennt war. Endlich die auswärtigen Feinde sämmtlicher karolingischer Länder — die Saracenen, die furchtbaren Normannen und, vom Ende des 9. Jahrhunderts an, auch die Magyaren, die hauptsächlich der innern Verwirrung des Reiches ihre oft sehr mühelosen Erfolge verdankten!

Eines aber gibt es, wodurch sich bei allem Jammer diese Karolingerzeit vor ähnlichen Abschnitten der früheren, merovingischen Periode des fränkischen Reiches unterscheidet. Den Zerfall des Reiches überdauerte um eine geraume Zeit das geistige in diesem Reiche erwachte Leben; namentlich aber findet die Kirche gerade in der Zertheilung und Herabwürdigung der weltlichen Gewalten die Möglichkeit, sich in selbständiger Autorität den Großen der Welt gegenüberzustellen wie nie zuvor. Zieht kein weltlicher Herrscher mehr als einiger Herr der ganzen Christenheit die Verehrung der Menschen auf sich, so steigert sich die Verehrung gegen den Papst, nun den einzigen sichtbaren Mittelpunkt

der gläubigen Welt. Das Verschwinden aller höhern Bestrebungen unter den Königen, ihre Zänkereien und Umtriebe gegen einander, ihre willenlose Hingebung an die Factionen ihrer Großen oder an grobe Sinnengenüsse bietet dem Statthalter Petri die Gelegenheit zu dem mannigfachsten Eingreifen und den glänzendsten Triumphen. Die Geistlichkeit aber, indem sie sich nicht mehr einheitlich geleitet sieht durch einen Fürsten nach Art Karls des Großen, sucht sich ihrer Einheit um so entschiedener im Gegensatze zu der zerfahrenen Weltlichkeit bewußt zu werden, indem sie sich straff und stolz unter dem Oberpriester zusammennimmt, der Kaisern und Königen Gehorsam gegen ewige Gesetze lehrt. — Freilich, auch diese glorreiche Anspannung des Kirchenthums dauert nur bis in die letzten Decennien des Jahrhunderts; dann wird in die Zerfahrenheit der weltlichen Zustände auch die Kirche hineingerissen, und alles bedeckt ein tolles Wirrsal, unter welchem auch die Keime höherer Bildung und geistlicher Herrschaft, welche das 9. Jahrhundert gehegt hatte, fast bis zur Unsichtbarkeit verschüttet werden, um erst mühsam sich wieder durchzuarbeiten und nach Jahrhunderten in ganz neuen und mächtigen Gestaltungen zu Tage zu treten.

Das Dümmlersche Werk gibt, von seinem zweiten Buche an, eine vollständige Geschichte der 32, auf die Verduner Theilung folgenden Jahre. Es macht sich keineswegs blos mit Ludwig und seiner Herrschaft zu thun; eine solche Beschränkung würde bei der Dürftigkeit der Nachrichten, die sich speciell auf das ostfränkische Reich beziehen, das Werk auf ein ziemlich enges Maß reducirt, überdies aber auch, bei dem innigen Zusammenhange, der unter den Begebenheiten aller Königreiche obwaltet, nur Abgerissenes, der Ergänzung Bedürftiges zu Wege gebracht haben. Auf die Angelegenheiten des gesammten Karolingerreiches erstreckt sich die Arbeit des Verfassers. Nur was ganz ausschließlich für die Geschichte des westfränkischen oder lotharischen Gebietes ein Interesse haben würde, bleibt bei Seite, während in dem Gesammtgemälde die ostfränkischen Dinge, bis in die localen Verhältnisse der einzelnen Landschaften und bedeutenderen Orte hinein, die speciellere Ausführung erfahren. Daß dabei der Verfasser durch die Aufnahme seines Werkes unter die „Jahrbücher" der deutschen Könige und Kaiser, deren Herausgabe die Münchener Akademie übernommen hat, nicht bestimmt worden ist, die strenge Form von Jahrbüchern wirklich inne zu halten, kann man ihm nur Dank wissen. So wie das Buch jetzt vorliegt, wird es auch Solchen, die etwas mehr als eine vollständige Sammlung und kritische Sichtung des Materials suchen, nicht wenig des Interessanten und Anregenden bieten. Vorzüglich auch, weil den angedeuteten geistigen Bestrebungen, den Bewegungen auf kirchlichem Gebiete eine rege Sorgfalt zugewendet ist. Die Entstehung und das allmälige Eindringen jener pseudoisidorischen Decretalen, die eben in dieser Zeit, und als ein so merkwürdiges Zeichen derselben, dem Papstthum ihre trefflichen Dienste zur Ausdehnung seiner

Macht darboten — die nach so vielen Seiten hin wichtige Stellung des Erzbischofs Hincmar von Rheims —, die glänzenden Erfolge des großen Papstes Nikolaus in den Ehehändeln Lothars des Zweiten wie im Streite mit der morgenländischen Kirche — erfahren die sorgfältigste, dem neuesten Stande der Wissenschaft entsprechende und aus gründlichster, eigener Forschung herfließende Behandlung.

Kommen wir nun zum Schluß noch einmal auf unsere Hauptfrage, die nationale, zurück. Wie wenig man auch bei der Verduner Theilung durch einen Gedanken an die Deutschen als solche bestimmt worden war, die große Masse derselben einem besonderen Könige zu untergeben — daß sich diese große Masse nun unter einem Könige beisammen befand, konnte doch nicht ohne Wirkung bleiben, sie des Gemeinsamen, was von Natur unter ihr obwaltete, lebendiger inne werden zu lassen. Gerade für die Deutschen aber haben wir jede derartige Anregung um so höher anzuschlagen, je entschiedener bei einer längern Dauer des Gesammtreiches eben sie rücksichtlich einer solchen Möglichkeit, zu einem nationalen Bewußtsein zu gelangen, sich gegen die übrigen Nationen im Nachtheil befanden. Was von höheren Culturelementen im Karolingerreiche officiell gehegt und gefördert wurde, hatte seinen heimathlichen Boden in den Ländern des ehemaligen Römerreiches, in Italien und im heutigen Frankreich. Zu den Deutschen aber wurde es durch die Vermittlung des Reiches nicht in solchem Maße und solcher Art gebracht, daß, ähnlich wie dies bei den Angelsachsen der britischen Insel der Fall war, der eigenen Sprache und dem eigenen, formenden Sinne des Volkes dadurch ein kräftiger Anlaß geboten worden wäre, sich in seiner Weise daran zu üben und ein höheres Bewußtsein seiner selbst zu gewinnen. Wie das Reich gewissermaßen mit der Kirche zusammenfiel, so war auch die Sprache der Kirche die Sprache des Reiches, wie der Kaiser über allen Völkerschaften stand und als Kaiser keiner von ihnen angehörte, so auch die lateinische Sprache, in der die Gesetze und Erlasse, die Urkunden und officiellen Correspondenzen abgefaßt waren. Mit der Kirche und der Wissenschaft wirkte der Staat zusammen, alle Höherstrebenden für jeden über das gemeine Leben hinausgehenden Gebrauch von der Volkssprache auf eine fremde Sprache hinzuweisen. Natürlich aber, daß nun Gallien und Italien, den deutschen Landen überlegen schon hinsichtlich des Bildungsmaterials, es noch viel augenfälliger in bequemer und verbreiteter Handhabung dieser Kirchen-, Literatur- und Reichssprache waren, der ja die dortigen Volkssprachen noch so nahe standen. Also ein Uebergewicht des Westens und Südens über den Osten, das sich auf das ganze höhere Geistesleben erstreckte; ein Einströmen des Fremden in solcher Massenhaftigkeit und solcher Bestimmtheit nach Inhalt wie nach Form, daß darüber den Deutschen jede liebevolle Ausprägung ihrer Eigenthümlichkeit fast unmöglich wurde. Bedenken wir, welche schwere Arbeit der

deutsche Geist noch im spätern Mittelalter, im Besitz einer eigenen Literatursprache und noch so mancher anderer Vortheile, zu bestehen gehabt, um inmitten der fremden Stoffe, die auf ihn eindrangen, sein nationales Selbst zu behaupten und jenen Stoffen seinen eigenen Stempel aufzudrücken; wie viel weniger wäre in der Karolingerzeit daran zu denken gewesen, daß er zu einem solchen Selbst erst gelangte und sich desselben bewußt wurde, wenn durchaus kein besonderer Mittelpunkt für den Osten sich dargeboten, durchaus keine politische Grenzlinie dem übermächtigen Fremden einen Damm entgegengesetzt hätte!

Freilich, allzuhoch und fest war der Damm, den die Verduner Theilung zwischen dem Osten und Westen aufrichtete, eben nicht. Statt daß es etwa dem Könige Ludwig hätte in den Sinn kommen können, eine planmäßige Hebung deutschen Wesens für seinen Beruf zu halten, galt es ja vielmehr als ausdrückliche Pflicht aller karolingischen Theilkönige, den Zusammenhang ihrer Länder so offen als möglich zu halten, alles Trennende, Scheidende so viel als möglich zu verwischen. Ein besonderes Glück für das Werden eines deutschen Volksgefühles war es ohne Zweifel, daß bei der zweiunddreißigjährigen Dauer von Ludwigs selbständiger Regierung die unwillkürlichen Folgen, die der Besitz eines eigenen Königs haben mußte, sich eine geraume Zeit hindurch ununterbrochen geltend zu machen vermochten. Bedeutenden Vorschub leisteten ferner die Kämpfe, die nach dem Aussterben von Lothars Hause um dessen Länder und um die Kaiserkrone zwischen dem Hause Ludwigs und dem Hause Karls des Kahlen sich erhoben. Aber hätte die Wiedervereinigung des ganzen Karolingerreiches, die in den Achtzigerjahren des 9. Jahrhunderts, unter einem von Ludwigs eigenen Söhnen (Karl dem Dicken), durch das rasche Zusammensterben der übrigen Karolinger wirklich eintrat, nur einige Dauer gehabt, so wäre wohl alles unter Ludwig dem Deutschen Gewonnene wieder in Frage gestellt gewesen.

Gefahren kamen indeß der ganzen Zukunft der deutschen Nationalität auch von ganz entgegengesetzter Seite. Eines war für diese Zukunft durch Herstellung des großen Karolingerreiches geschehen. Hatte in demselben ein deutsches Nationalgefühl nicht aufkommen können wegen der unterschiedlosen Verbindung der deutschen und nichtdeutschen Stämme, so war doch die Thatsache, daß hier zum ersten Male alle deutschen Stämme, herausgerissen aus ihrer Vereinzelung, sich überhaupt in Einem Gemeinwesen beisammen befunden, ein Schritt nach vorwärts gewesen. Sowie sich, durch den Verduner Vertrag, die strenge Einheit des Reiches gelöst, so trat auf deutschem Boden wie überall eine Reaction der Sondergelüste in den einzelnen Stämmen ein. Daß, nach Ludwig des Deutschen Tode, eine vorübergehende Theilung seiner Lande unter seine drei Söhne Platz griff, diente derartigen Gelüsten natürlich zur Förderung. Immer in Gefahr, wieder aufzugehn in der Allgemeinheit des

ganzen Karolingerreiches, sah sich die Königsherrschaft, auf welcher die Zukunft der deutschen Nation beruhte, nicht minder dem Schicksale ausgesetzt, aufgelöst zu werden durch particularistische Bestrebungen, die nur in jener Allgemeinheit die rechten Gegengewichte gefunden zu haben schienen. Die schwerste Krisis erfolgte, als Karl der Dicke, zuletzt Beherrscher des ganzen, wiedervereinigten Karolingerreiches, im Jahre 887 durch den unehelichen Sohn eines früher verstorbenen Bruders, durch Arnulf, vom Throne gestoßen wurde. Die gewaltsame Absetzung des rechtmäßigen Herrschers, die Thronbesteigung eines unehelich Geborenen konnte an sich nicht ohne Schwächung der Autorität abgehen, welche die deutschen Stämme zusammenzuhalten hatte. Ueberdies aber verzehrte Arnulf seine besten Kräfte in ziemlich vergeblichen Anstrengungen, sich als Erben des gesammten Karolingerreiches gegen die mächtigen Großen zur Anerkennung zu bringen, die in Italien und im jetzigen Frankreich, an die Spitze einzelner Stämme tretend, sich als selbständige Könige hatten ausrufen lassen. Die Kräfte des Stammesparticularismus, welche sich dort gegen Arnulfs, auf die Idee des Einen Christenreiches gegründete Ansprüche erhoben, brachen nach Arnulfs Tode, unter seinem minderjährigen Sohne Ludwig, auch gegen den besonderen Zusammenhalt seines ostfränkischen Königthums ganz offen los. Als vollends mit Ludwig dem Kinde (911) der letzte von Ludwig des Deutschen männlichen Nachkommen gestorben war, schien alles gelöst. Sachsen, Bayern und Alemannen hatten ihre eigenen Häupter, und der Versuch des fränkischen Grafen Konrad, sich als Nachfolger Ludwigs des Kindes in der Herrschaft über sie geltend zu machen, erntete überall nur unzuverlässige Erfolge. Die Rettung wurde nur dadurch möglich, daß diejenigen Elemente, die früherhin, in dem ganzen Karolingerreiche, am entschiedensten das Allgemeine und Gemeinsame in diesem Reiche repräsentirt hatten — Kirche und Geistlichkeit — hier dem Einen der zu Verdun gebildeten Theilkönigthümer gegen den Stammesparticularismus zu Hülfe kamen. Zur Ergänzung war aber nothwendig, daß, nach Konrads Tode, die östlichen Franken sich entschlossen, zur Aufrechterhaltung des Reiches den mächtigsten eben jener, durch den Stammesparticularismus emporgehobenen Großen, den Sachsenherzog Heinrich, an die Spitze des Reichs zu stellen und so auf ihre Seite zu ziehen. Indem sich von der einen Seite Neigungen und Bestrebungen, welche auf das allgemeine Christenreich zurückwiesen, von der andern die Sondergelüste der einzelnen Stämme geltend machten, wurde inmitten dieser Tendenzen das ostfränkische Reich in seiner abgeschlossenen Existenz aufrecht erhalten und in den Stand gesetzt, sich mehr und mehr mit einem national-deutschen Inhalt zu erfüllen.

Denn es gelang dem Sachsenherzog Heinrich in der That, die deutschen Stämme, wenn auch nur in sehr losen Formen, um sich zu einigen, und der Beweis war geführt, daß diese Stämme jetzt noch ein anderes Band unter sich

anerkannten, als das Thronrecht des alten, für sie nun erloschenen Karolingergeschlechts, daß sie zuerst zusammengebracht hatte. Dem Sohne Heinrichs, Otto dem Großen, war es dann möglich, die Zügel schon ungleich straffer zusammenzunehmen und nach allen Weltgegenden hin die Kraft der verbundenen deutschen Stämme wirken zu lassen. Sofort aber fühlte er sich auch berufen, eine Menge Erinnerungen des Karolingerreiches wieder aufzunehmen und an sein Reich als an das erste der zu Verdun entstandenen Königreiche, das zu Kraft und Macht zurückgekommen war, anzuknüpfen. Nachdem zu dem Erbtheile Ludwigs des Deutschen auch alles, was in der Verduner Theilung Lothar erhalten hatte, hinzugewonnen war, erwarb Otto die römische Kaiserkrone. Die gemeinsame Behauptung dieser Kaiserkrone für den aus der eigenen Gemeinschaft hervorgegangenen Herrscher bildete dann einen neuen Vereinigungspunkt für die deutschen Stämme; mit dieser Krone zuerst empfing ihr König einen angemesseneren Titel neben dem alten, noch immer beibehaltenen eines Frankenkönigs. Daß freilich dieser neue Titel ihn wieder ins Schrankenlose hinauswies, — daß es eben die römische Kaiserkrone war, um welche das deutsche Volk sich schaarte, ist reich an Verhängniß geworden für die ganze Zukunft dieses Volkes. Immerhin aber, eine ganz andere Bedeutung für die deutsche Nation hatte diese Krone doch auf dem Haupte eines Herrschers, der aus seiner Stellung an der Spitze der deutschen Stämme sein Recht auf dieselbe herleitete, als auf dem Haupte Karl des Großen oder Ludwig des Frommen, denen nur ein Bruchtheil der Deutschen zusammen mit einem Bruchtheile der Romanen — nur die Franken — durch volksthümliche Bande, die übrigen nur durch den Gedanken des allgemeinen Christenreiches sich verbunden gefühlt hatten.

In seine fernere Geschichte aber nahm nun das deutsche Volk die Gegensätze mit hinüber, unter denen es zu einem Volke geworden war. Gegenüber den Erinnerungen des Karolingerreiches und dem Anreiz der Kaiserkrone, durch welche die Waffen und die Gedanken von Herrscher und Volk über alle nationalen Grenzen hinausgetrieben wurden, die Neigung der einzelnen Theile der Nation, der einzelnen Stämme und Landschaften, sich ausschließlich geltend zu machen und den Zusammenhang zwischen sich und dem Ganzen möglichst zu lockern. Wesentlich diesen Antrieben und den mannigfachen Verhältnissen in denen sie gegen einander und zusammenwirkten, verdankt unsere nationale Geschichte ihre wichtigsten Grundzüge, unser nationaler Charakter seine glänzendsten Vorzüge und seine beklagenswerthesten Schwächen.

W. W.

Politische Correspondenz.

Nicht vom Main. 15. August.

Es kann unmöglich reiner Muthwille der Trieb sein, welcher ernste Staatsmänner in München und Stuttgart bestimmt, als Vorkämpfer und Secundanten der Wiener Hauspolitik Preußen in jeder erdenklichen Weise zu kränken und zu verletzen. Bundesreform, Heerwesen, Zollverein, alles wird benutzt, um der Feindseligkeit gegen Preußen den schroffsten Ausdruck zu geben, auf das Wagniß hin, die Sicherheit Deutschlands zu gefährden, den Haushalt des eigenen Staates, den Wohlstand des eigenen Volkes zu zerrütten. Auch die unläugbar vorhandene Furcht vor der preußischen Führung in einem engern Bunde reicht nicht aus, um die empfindlichen Provocationen gegen Preußen in einem Augenblicke zu erklären, in welchem S. Majestät der König ein Ministerium aufrecht erhält, welches das Vertrauen der Cabinete in München und Stuttgart in weit höherm Grade verdient und besitzt, als das Vertrauen des eigenen Landes, in einem Augenblicke, in welchem das politisch verderbliche: fiat justitia et pereat Borussia der Wahlspruch einer Mehrheit in dem Hause der Abgeordneten zu werden droht. Während in den mittleren Schichten der Nation das Bedürfniß nach stärkerer Einigung wie das Gefühl der Zusammengehörigkeit in erfreulichen Kundgebungen sich offenbart, brechen Haß und Eifersucht, die furchtbaren Elemente der Zwietracht, in den Kreisen des höhern Particularismus in helle Flammen aus, welche in den unteren, aus alten Vorurtheilen noch nicht erlösten Schichten der deutschen Stämme nur zu reichliche Nahrung finden.

Diese bedenkliche Erscheinung muß andere, als die angedeuteten, Ursachen haben. Es müssen nach Stuttgart und München aus Berlin Berichte gegangen sein und dort Glauben gefunden haben, Berichte von einer bevorstehenden großen Action Preußens gegen das Sonderleben des Particularismus und die Souveränetät der Einzelstaaten, Berichte, deren Reflex in der bekannten Mittheilung eines Berliner Blattes „Vom Main, 31. Juli", von der einen Seite als qualificirte Zeitungsente verlacht, in manchem schwach erleuchteten Cabinete dagegen als eine Bestätigung sonstiger, aus zuverlässigen Quellen stammender Nachrichten einregistrirt worden ist — neben den Berichten über die eifrige, tägliche Beschäftigung des Königs von Preußen mit Musterungen und Feldübungen, und neben den periodisch wiederkehrenden Gerüchten von dem Eintritte des Herrn von Bismark in das Ministerium zu Berlin.

Solche Berichte, — nicht amtliche, aber vertrauliche, — existiren, sie wirken

verderblich, so lange sie im Verborgenen bleiben; die Machinationen, denen sie dienen, zerfallen in Nichts, sobald sie an das Tageslicht gezogen werden. Wir nehmen deshalb keinen Anstand, den Gedankengang — nicht den Wortlaut — eines Schreibens aus Berlin nach München, vielleicht auch nach mehr als einer süddeutschen Residenz über die Politik der reactionären Partei in Preußen, über deren Mittel und Wege, — geschrieben in der ersten Hälfte Juni — in Folgendem mitzutheilen.

Nach manchen vergeblichen Versuchen, das Ministerium Hohenzollern zu stürzen, — so sagt der Brief — entwarf die feudale Umgebung des Königs gegen Ende 1859 den Plan, den König durch die ihm dringend empfohlene Reorganisation des Heeres mit der Volksvertretung und dem Lande zu verfeinden, und ihn gleichzeitig mit der auswärtigen Politik in eine absolutistische Bahn zu drängen, die, dann auf Preußen zurückgelenkt, den Umsturz der Verfassung zu ihrem Ziele haben würde. Für den zweiten Theil der Aufgabe war Herr v. Bismark, der aus selbsteigenem Triebe schon handelnd vorangegangen war, der Mann, dem sich das Vertrauen und die Hoffnung der reactionären Partei in erster Linie zuwendete. In ersterer Beziehung gelang es bald, durch Vorstellungen in dem Sinne, daß auf solche Weise allein das Ansehen und die Macht Preußens in Deutschland wie überhaupt in Europa gesichert und gehoben werden können, den König dahin zu bringen, daß er die Reorganisation und Vermehrung des stehenden Heeres, die stets zu seinen Lieblingswünschen gehörte, mit demjenigen Eifer in Angriff nahm, den man bei ihm erregen wollte, um Widerstreben im Lande zu erzeugen, den König mehr und mehr gegen die Stände zu erbittern, damit aber auch ihm Widerwillen gegen die Verfassung selbst einzuflößen. Der König sollte nur noch auf feudaler Seite Anhang erblicken, die Verfassung aber als eine Schutz- und Trutzwaffe seiner Gegner verwünschen lernen. Der Brief schildert die Arbeit der reactionären Partei im Einzelnen, zählt die Personen auf, welche dabei, zum Theil ohne es zu ahnen, verwendet wurden, und fährt dann fort: Die Sprengung des liberalen Ministeriums hatte man schon früher zu bewirken gehofft, nachdem Herr v. Roon an die Stelle des Herrn von Bonin gebracht war. Allein Herr v. Schleinitz leistete durch seine Handhabung der äußern und innern Politik, die er beide in Verbindung zu erhalten wußte, einen nachhaltigen Widerstand. Erst der Eintritt des Herrn v. Bernstorff in das Cabinet verhalf der Reaction zum Siege, weil er überwiegend zu der feudalen Partei hinneigte und bereits von ihren Hauptagenten umgarnt war. Seine Aufgabe sollte nur sein, Herrn v. Bismark den Weg in das Ministerium zu bahnen, damit alsdann, nachdem die Vorarbeit im Lande selbst geschehen war, der Verfassung von außen her ein Ende gemacht werden könne.

Ueber den Plan des Herrn v. Bismark verbreitet sich der Brief sehr aus-

führlich, wobei auf frühere Jahre zurückgegangen wird. Herr v. Bismark, so wird berichtet, hatte gleich nach dem Pariser Frieden von 1856 in einer Denkschrift über die von Preußen demnächst einzunehmende Haltung den Ausspruch gethan, daß man sich vor der Hand nach keiner Seite hin engagiren, unter Umständen aber auch vor einer Allianz mit Frankreich nicht zurückschrecken solle. Dieses Wort machte einige Sensation, besonders bei dem verstorbenen Könige, der solche Ansichten am wenigsten einem Koryphäen der Junkerpartei zugetraut, aber auch vielleicht ebenso wenig das dahintersteckende Geheimniß geahnt hatte. Der König ließ sich jedoch die Meinung Bismarks gefallen, weil sie ihm ohnehin bequem war, und dieser fand eben darin wieder eine Ermunterung, seine Pläne weiter zu verfolgen. Er ging daher im Sommer 1856 gemeinschaftlich mit Herrn B . . . n nach Paris und gab sich bereits damals große Mühe, Napoleon zu gefallen, Herrn von Walewski lockende Bilder in Bezug auf Deutschland vorzuführen und nebenbei den damaligen preußischen Gesandten in Paris, Herrn v. Hatzfeld, dessen Posten er bis zu seinem Eintritte in das Ministerium für sich erstrebte, zu beseitigen. Diese Schritte hatten indessen keinen weitern Erfolg, als daß Napoleon fand, mit v. Bismark würde sich etwas machen lassen, und daß dieser seitdem immerfort von den Franzosen cajolirt wurde. Nun kam der italienische Krieg und v. Bismark, der bei Beginn desselben eine zu prononcirte Haltung gegen Oestreich und für Frankreich am Bundestage eingenommen hatte, wurde deshalb rasch von Frankfurt nach Petersburg versetzt. Dort ließ er sich sogleich mit dem Fürsten Gortschakoff, dessen stets erstrebtes Ziel eine russisch-französische Allianz mit besonderer Richtung gegen Deutschland war, auf das engste ein, und operirte in Verbindung mit ihm indirect für Frankreich, indem er auch der Drohung Rußlands an Deutschland für den Fall des Krieges gegen Frankreich, welche Herr v. Beust gut beantwortete, nicht fremd blieb. Fürst Gortschakoff affectirte, seit dem Pariser Frieden keine Eroberungsgedanken zu nähren, war aber nun erst recht entschlossen, nach jedem Mittel zu greifen, welches Rußland den im Orient verlorenen Einfluß in Europa wieder verschaffen könnte. Sein besonderes Augenmerk richtete er auf Polen, von dem er einsah, daß es ein fortwährender Herd der Revolution und eine bleibende Schwächung für Rußland sein würde, wenn es nicht gelänge, zugleich mit einer Mischung des deutschen und slawischen Elements, durch welche das letztere gebändigt werde, für Polen das Meer wieder zu gewinnen. Auf diese Weise würde, nach Gortschakoffs Plan, auch Rußland erst in die Reihe überwiegend europäischer Mächte eintreten. Zur Ausführung seiner Ideen aber glaubte Gortschakoff Frankreich unbedingt nöthig zu haben, das für seine Zustimmung zur Erweiterung des russischen Gebiets bis an die Weichsel freie Hand erhalten müsse, sich in Belgien und am Rheine zu vergrößern. Herr v. Bismark war mit diesen Ansichten nicht

unbekannt und baute darauf in einem so intimen Verkehr mit dem Fürsten Gortschakoff, der allgemein auf Seiten der deutschen und englischen Diplomatie Verdacht erregte, seine eigenen Plane. Grundgedanke dabei war, mit Hülfe Rußlands und Frankreichs, und gegen Territorialabtretungen an beide, Preußen zur Annexirung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten und zur Wiederherstellung des Absolutismus, so weit sein Arm reichen würde, in Stand zu setzen. Herr v. Bismark hielt dabei nur an dem fest, was die gesammte Junkerpartei denkt und will, der die liberalen Bewohner von Ost- und Westpreußen ebenso wie die gleichgesinnten der Rheinlande ein Dorn im Auge sind, den man ausreißen sollte, und die danach strebt, den sogenannten absoluten König höchstens als primus inter pares behandeln zu können.

Anderseits hatte auch schon 1848 und 1849 der damalige russische Gesandte in Berlin, v. Meyendorff, Andeutungen gemacht, unter welchen Bedingungen und bis wie weit Kaiser Nikolaus in eine Vergrößerung Preußens willigen würde. Genug, v. Bismark war bald mit dem Fürsten Gortschakoff einig geworden, und es kam nur noch darauf an, den damaligen Prinzregenten von Preußen zum Eingehen auf den Handel zu bewegen, der dann auch mit Frankreich abgeschlossen werden sollte. Diese Aufgabe machte indeß die Persönlichkeit des Prinzregenten und das Ministerium Hohenzollern so schwer, daß man nur auf weiten Umwegen das Ziel zu erreichen, hoffen durfte. Das Vorgehen Preußens gegen Frankreich 1859 war durch den raschen Abschluß des Friedens von Villafranca abgeschnitten worden.

Nach dem Frieden kam v. Bismark auf Urlaub nach Berlin und begab sich von dort, anscheinend nur zu seinem Vergnügen, nach Paris. Dort aber ließ er sich sogleich in Unterhandlungen mit Walewski ein, stellte diesem vor, daß Frankreich fortwährend von Deutschland mit Hemmung und selbst mit Krieg bedroht sei, so lange Preußen sich nicht in der Lage befinde, den deutschen Franzosenfeinden Zügel anzulegen, und machte Vorschläge, die Walewski zu der Anfrage in Berlin veranlaßten, was die eigentlichen Gedanken der preußischen Regierung über die von Bismarks vernommenen Dinge seien. Hr. v. Schleinitz ertheilte hierauf eine sehr correcte Antwort, verneinte jeden Auftrag, den v. Bismark gehabt haben wollte oder sollte, und stellte sogar entschieden in Abrede, daß die persönlichen Auffassungen v. Bismarks im Einklange mit denen der Regierung ständen. Bismark mußte sich sofort auf seinen Posten nach Petersburg zurückbegeben. Nun hatten aber auch die oben berührten Machinationen begonnen, um den Regenten mit dem Lande zu entzweien und ganz in die Hände der Junkerpartei zu bringen. Da reifte das Project einer Zusammenkunft Napoleons mit dem Prinzregenten, und noch ehe letzterer zu diesem Behufe im Juni 1860 nach Baden ging, kam v. Bismark nach Berlin und versuchte, wiewohl mit äußerster Vorsicht, dem Regenten seine Idee zu empfehlen

und ihn zu einleitenden Schritten bei der Unterhandlung mit Napoleon zu bewegen. Bismark wurde sehr vernehmlich abgewiesen, was ihn aber nicht abhielt, den inzwischen nach Baden gereisten Regenten nochmals mit dringenden Vorstellungen anzugehen, die abermals erfolglos blieben. Der Regent hatte jetzt den Plan Bismarks vollständig kennen gelernt: Preußen solle sich mit Frankreich und Rußland über die Bildung eines deutschen Bundesstaats, an dessen Spitze der König von Preußen stehen würde, verständigen. Habe man dafür die Zustimmung jener beiden Mächte erlangt, so werde ein deutsches Parlament nach Frankfurt berufen. Diesen Ruf würde die deutsche Demokratie mit Jubel begrüßen, sie würde die noch widerstrebenden Regierungen mit sich fortreißen, Preußen aber würde seinen Forderungen vollends durch militärische Demonstrationen Nachdruck geben, und wenn dann der deutsche Bundesstaat mit dem Parlament constituirt sei, die preußische Landesverfassung aber ebenso wie diejenigen der übrigen Staaten rite aufgehoben worden, jage man das Frankfurter Parlament auseinander und beginne mit äußerster Energie ein absolutes Regiment.

Der Regent, dessen Rechtssinn vor solchen Gedanken zurückschreckte, schien darauf die Gelegenheit in Baden ergriffen zu haben, um durch die entschiedensten patriotischen Aeußerungen gegen seine dort versammelten Mitfürsten gleichsam seine Seele von dem angehauchten Gifte zu reinigen. Was er als ehrlicher Mann aussprach, erweckte überall in Deutschland neues Vertrauen zu ihm, und als einige Wochen später v. Bismark abermals in Baden erschien und Gehör zu finden versuchte, erfuhr er nur eine noch schärfere Abweisung, für die sich der Regent sehr starker Ausdrücke bediente.

Für den Augenblick war nun auf dem geraden Wege nicht weiter zu kommen, man brouillirte daher den Regenten nach außen hin durch die ihm octroyirte schroffe Forderung des Oberbefehls über die deutschen Heere, verbitterte ihn durch die eigenthümliche Behandlung der Militärfrage, setzte ihn mit seinen liberalen Ministern allmälig in Widerspruch, ergriff, nachdem er König geworden und die Versuche mit der Huldigung fehl geschlagen, die Krönung als ein passendes Mittel, um ihn bei der empfindlichsten Seite zu fassen und von dem Volke zu trennen.

Als der Fürst von Hohenzollern, dem die Wendung einleuchtete, welcher er jedoch nicht mehr Einhalt zu thun vermochte, Berlin verließ und Herr v. Bernstorff an die Stelle des Herrn v. Schleinitz trat, da war der Sieg der Feudalen an maßgebender Stelle schon entschieden. Nun tauchte auch v. Bismark, der in Petersburg und von dort aus eifrig fortgearbeitet hatte, am Hofe in Berlin wieder auf, und wurde dem Könige aufs Neue als der Helfer in allen Nöthen empfohlen, sogar auch für das Ministerium des Innern, mit der Versicherung, daß v. Bismark allein im Stande sei, gute Wahlen für das

Haus der Abgeordneten zu bewirken. Der Ausfall dieser Wahlen im Herbste vorigen Jahres wurde das glücklichste Ereigniß für die Feudalen; denn nichts gab den König so vollständig in ihre Hand, als der fortwährend bei ihm genährte Ingrimm und Verdacht gegen die als Demokraten verschrienen Widersacher der Erhöhung des Militärbudgets, von denen man unaufhörlich sagte, daß sie die Krone ihrer Rechte berauben und die Regierungsgewalt in das Parlament verlegen wollten. Nun traten auch, in der reactionären Presse wie mündlich bei Hofe, die Verführer zum Staatsstreiche auf, zu dem der König mit allen Künsten gedrängt werden sollte.

Die Dinge waren jedoch noch nicht zur Entscheidung reif, weder im Innern noch nach Außen. Herr v. Bernstorf mußte in letzterer Beziehung das Präludium mit seiner Forderung der Union anstimmen. Darauf schrieb v. G. die Broschüre: „Ein preußisches Programm in der deutschen Frage", mit der ein weiterer Fühler an den König wie an die Würzburger kam. Der König antwortete darauf schon eingehender, und als die identischen Noten eintrafen, war er bereits nahe daran, in seiner ersten Aufregung einen entscheidenden Schritt für die ihm fortwährend angerathene Allianz mit Frankreich und Rußland zu thun. Doch man fand, daß die Verstimmung gegen Oestreich noch mehr angefacht werden müßte; denn der König hatte dem östreichischen Gesandten, Herrn v. Karolyi selbst im Januar dieses Jahres noch wohlwollende Worte gesagt. Bismark durfte also auch noch nicht von Petersburg kommen, da er den König in der rechten Stimmung zum unverzüglichen Handeln finden sollte. Daher die Monate lang umgegangenen und widerrufenen Gerüchte, daß v. Bismark Petersburg verlassen, Minister werden, oder aber nach London oder Paris gehen solle. In der Regel bezeichnete ein solches Gerücht die jemals in der obersten Region herrschende Strömung. Auch die sonst der Reaction im Innern am meisten zugewandten Kräfte, denen sich der König mehr und mehr näherte, wie die einer hohen Wittwe und eines Bruders, durchkreuzten zuweilen die Richtung, welche von den in Berlin anwesenden und aus der Ferne wirkenden Vertrauten des Herrn v. Bismark und von diesem selbst gegeben wurde. Erst als der Ministerwechsel eingetreten, und der König durch Berichte über die von Oestreich betriebene Agitation gegen den Handelsvertrag mit Frankreich — unter dem er sich etwas Anderes denkt als Herr v. Bernstorff — lebhaft gereizt war, gelang plötzlich die Ernennung des Herrn v. Goltz für Petersburg. Er mußte seine Abreise dahin beeilen, um sich von Herrn v. Bismark, der seinen Abgang mit vorgeschützter Krankheit noch zu verzögern wußte, gehörig in alle Wege am Petersburger Hofe, so wie in das Vertrauen Gortschakoffs einweisen zu lassen. Da traf denn endlich v. Bismark in Berlin ein, ohne daß der König selber recht wußte, was er mit ihm machen sollte. Aber es wußte dies eigentlich niemand. Herr

v. Bismark selbst mußte erst gründlich sondiren, in welchem Entwickelungsstadium sich die Dinge befanden, und welchen von den drei vorhin genannten Posten er würde antreten können oder müssen. So ist es denn für jeden Eingeweihten in die inneren Verhältnisse des Berliner Hofes ein untrügliches Kriterium des Grades, bis zu welchem der Bismarksche Plan heranreifte, daß der Urheber desselben, anstatt nach London, auf einmal von dem Könige nach Paris gesandt wurde, wohin sich ihn auch schon — was bezeichnend genug ist — Napoleon zum Gesandten ausdrücklich erbeten hatte. Also v. Bismark wird jetzt, nachdem er mit Gortschakoff alles abgemacht hat, und während v. Goltz mit diesem die Verbindung unterhält, auch mit Napoleon die Sache ins Reine bringen, dann aber nach Berlin heimkehren, das Ministerium übernehmen und mit seinen beiden Verbündeten, Rußland und Frankreich an der Hand zur Lösung der deutschen Frage schreiten. — — —

So weit der Brief, welcher mit der perfiden Apostrophe schließt: Die deutschen Fürsten und die deutschen Völker mögen sich hiernach nur auf eine baldige Bestätigung der Bundestreue, Ehrlichkeit und nationalen Gesinnung des Königs Wilhelm von Preußen gefaßt machen!

Wer die Verhältnisse kennt, kann sich die Wirkung vorstellen, welche ein solcher Privatbericht — weit mehr als eine amtliche Depesche eines diplomatischen Agenten — in den engeren, höheren Kreisen in München, und vermuthlich auch bei den anderen Würzburger Höfen, für welche er bestimmt ist, hervorbringt. Er weckt leise Besorgnisse zu riesigem Mißtrauen und erklärt Feindseligkeiten und Provocationen, die sich in anderer Weise gar nicht erklären ließen, da solche Mittheilungen leider mehr Glauben finden als die bündigsten Versicherungen ihrer Unwahrheit. Eben diese Provocationen aber sind ihrerseits wieder geeignet, den Bestrebungen, die hier denuncirt werden, wenn sie vorhanden wären, in Preußen Vorschub zu leisten.

Aus dem allgemeinen Drange nach einer mehr activen preußischen Politik, aus den Eigenschaften, welche man Herrn v. Bismark zuschreibt, und welche ihn zum Träger einer solchen Politik geeignet erscheinen lassen, wird hier, mit genauer Kenntniß der Personen und Dinge ein Plan aufgebaut, der die Gläubigen in den hiernach zur Einverleibung in Preußen bestimmten Ländern in die größte Erbitterung versetzen muß. Hätte Herr von Bismark wirklich einen solchen Plan, so wäre er das Urbild eines — Doctrinärs, kein Staatsmann. Für Preußen aber ist aus unserer Mittheilung zu entnehmen, was seine ganze Lage anzeigt: die Nothwendigkeit, aus seiner unklaren, blos negirenden Politik herauszutreten, dem Könige den Frieden mit dem Lande und das Vertrauen der Deutschen herzustellen und zu befestigen, dadurch, daß ein national und liberal gesinntes, an Fähigkeit und Charakter erprobtes Ministerium an die Spitze der Geschäfte gestellt wird.

Die Stellung preußischer Offiziere zum Volke.

Von dem Kriegsminister ist gelegentlich vor den Abgeordneten des preußischen Volkes ausgesprochen worden, daß jetzt eine Entfremdung zwischen Militär und Civil stattfinde. Kein Zweifel, daß der Vertreter der neuen Heeresorganisation die bittere Stimmung des Offiziercorps ebenso sehr für berechtigt erachtet, als die Anschauungen und Forderungen des Bürgerthums gegenüber dem Heere für verwerflich und gemeinschädlich. Aber es ist kaum mehr nöthig, gegen solche Auffassung realer Verhältnisse in der Presse zu polemisiren. Preußen ist in eine große innere Bewegung eingetreten, welche nicht nur das Heerwesen, auch vieles, was damit zusammenhängt, zum Segen für Preußen und Deutschland vervollkommnen wird.

Schon jetzt kann man voraussehen, daß die nächste Entscheidung durch einen Compromiß der Anschauungen, welche einander in der Militärfrage jetzt scheinbar unversöhnlich entgegenstehen, kommen wird. Dieser Compromiß wird allerdings weder nach dem Herzen der militärischen Reactionspartei sein, noch den Forderungen der wenigen Phantasten genügen, welche das preußische Heer auf Cadres und bewaffnete Bürger zurückführen möchten. Es ist gegenwärtig nicht zu verkennen, daß die Opposition der Kammer die große Mehrzahl der Wähler auf ihrer Seite hat, und es ist wahrscheinlich, daß sie diese Stärke behalten wird, wenn sie große taktische Fehler vermeidet. Die Schwierigkeit der Versöhnung liegt aber nicht vorzugsweise in der neuen Heeresorganisation, nicht in ihrem Detail und ihren Kosten, sondern sie liegt in dem Mangel an Vertrauen, welches zwischen den gegenwärtigen Ministern und der Volksvertretung besteht. Und noch in dem gegenwärtigen Stadium der Verhandlungen wäre einem populären Ministerium sehr wohl möglich, alles Wesentliche der neuen Einrichtung zu erhalten. Ja, es ist sehr wohl denkbar, daß dieselbe Organisation, welche jetzt so leidenschaftlich angefochten wird, durch einige Modificationen und Erweiterungen zu einer populären und festen Einrichtung heraufwächst, welche vom ganzen Volk als großer Fortschritt anerkannt wird. Und nicht die Opposition trägt bis jetzt die Schuld, daß zu solcher Erhebung aus dem Hader noch gar nichts geschehen ist. Unterdeß soll hier eine Feder der Opposition eine Pflicht der Courtoisie gegen das preußische Offiziercorps erfüllen.

Seit Jahren empfinden gebildete und besonnene Männer im Heere die

Besprechung militärischer Verhältnisse durch die Presse mit tiefem Unmuth. Unsre Freunde von der Armee sind seit je besonders geneigt gewesen, das Urtheil solcher, welche nicht ihre Berufsgenossen sind, mit Abneigung zu betrachten, die Schwächen einer Laienansicht kritisch zu empfinden und aus einem Kreise, in welchem Discretion und abschließendes Corpsgefühl eifrig zur Pflicht gemacht werden, mit einiger Verachtung auf das Volk von der Feder herabzusehen. Im preußischen Heer hat diese Stimmung mehre besondere Gründe. Einer davon ist, daß den tapfern und pflichtvollen Offizieren in Preußen seit einer ganzen Generation nicht vergönnt war, in einem großen Kriege das volle Selbstgefühl erprobter Männer zu erhalten und sich in ihrem ganzen Werthe vor ihrer Nation ruhmvoll zu bewähren. Auch wo sie die Tüchtigkeit des preußischen Heeres gegen einen äußern Feind zu beweisen vermochten, wie in der holsteinischen Campagne, hat die Diplomatie ihnen gründlich die Siegesfreude verdorben. Und bei ihrem Waffendienst in Posen, Dresden, ja auch in Baden hatten sie nicht den Stolz sich einem Feind gegenüber zu sehen, der vom militärischen Standpunkt ihrer würdig war. Solche Entbehrung des frohen Gefühls, daß der eigene Werth von den Millionen der Volksgenossen freudig anerkannt wird, macht auch den festen Mann leicht reizbar und empfindlich gegen ein Urtheil über seinen Beruf, dessen Verdienste und Leistungen. Endlich fühlten sich unsere braven Offiziere in den letzten Jahren besonders dadurch verletzt, daß die Presse Neigung zeigte, für die Excesse einzelner Mitglieder das ganze Offiziercorps verantwortlich zu machen und die Missethat einiger Schändlichen dem dissoluten Geist des Standes zur Last zu legen. — Nun das preußische Volk weiß doch noch sehr wohl zu würdigen, was es an den gebildeten Ehrenmännern seines Heeres hat.

Das Vertrauen zu der militärischen Tüchtigkeit der Truppen, zu der technischen Intelligenz ihrer Offiziere steht trotz aller einzelnen Beschwerden sehr fest, wir alle empfinden die Vorzüge, welche gerade den preußischen Offizier in seinem Berufe auszeichnen, mit Stolz als einen werthvollen Besitz und zuweilen als eine hoffnungsvolle Sache für Preußen, und wir wissen sehr gut, daß in den Stunden, wo die Kraft unsrer Offiziere zum Besten des Vaterlandes auf ernste Probe gestellt wird, alle Parteiverstimmung wie Spreu verfliegt, dann soll uns nichts glücklicher machen, als recht von Herzen auf sie stolz zu sein. Und wir vertrauen, daß Tausende unserer Offiziere diese Gefühle der Hochachtung und Bewunderung einflößen werden. Deshalb bedauern wir, daß jetzt im friedlichen Verkehr des Tages ein dunkler Schatten zwischen das kräftige Leben der Nation und die Stimmungen des Offiziercorps getreten ist. Und wir begreifen wohl die Ursache.

Das preußische Heer ist seit dem Jahre 1848 allmälig in eine politische Parteistellung gerathen, welche, wie uns scheint, die Würde und Gesundheit

dieses großen nationalen Organismus zu beeinträchtigen droht. Es ist nichts dagegen zu sagen, wenn die Mehrzahl der Offiziere, den Traditionen ihrer Familien folgend, für sich conservative Neigungen hegt, aber es ist höchst verkehrt, wenn solche Parteifarbe als das erste und beste Kennzeichen eines wackern preußischen Soldaten betrachtet wird.

Keine politische Partei hat in Preußen noch das Recht, auf ihre Leistungen und Verdienste um den Staat stolz zu sein, keine hat ein Privilegium der Loyalität, in jeder — zwei kleine ausländische Fractionen ausgenommen — ist warme und hingebende Treue gegen das erlauchte Haus der Hohenzollern und gegen die Idee ihres Staates zu finden. Die allerloyalste und treueste Partei aber, die nützlichste für das Gedeihen des Regentenhauses und den Staat ist diejenige, welche die politische Stellung, die Ehre und die Aufgabe der Hohenzollern am höchsten und edelsten begreift.

Daß die conservative Partei Preußens in dem letzten Jahrzehnt diese Auffassung nicht besaß, ist wenigstens die allgemeine Ansicht in Preußen wie in dem übrigen Europa. Schwerlich bewahrt sich überhaupt eine Partei für alle Zeit diese Berechtigung. Und bei solchem Wechsel des innern Werthes werden in Preußen der Reihe nach mehre politische Parteien: die sogenannte altliberale, die neue, nationale, welche jetzt als Fortschrittspartei mit besonderem Mißtrauen betrachtet wird, endlich einmal wahrscheinlich auch eine aufgeklärte conservative nacheinander die Schicksale des Staates leiten helfen. Wir haben ein Ministerium Manteuffel gehabt, und kein Offizier von Urtheil wird behaupten, daß der leidenschaftslose Geschäftsmann von Olmütz allen billigen Wünschen des Landes Genüge gethan habe. Wir haben uns eines Ministerium Auerswald-Schwerin erfreut, und kein Mitglied der altliberalen Partei wird die Ansicht verfechten, daß dieses hohe Collegium frei von großen Regierungsfehlern gewesen sei. Wir werden voraussichtlich in irgend einer Zukunft ein Ministerium aus Mitgliedern der gegenwärtigen Linken erhalten, und auch diese werden schlecht und recht regieren, sie werden Fehler ihrer Vorgänger vermeiden und dafür andere begehen. Die Aufgabe eines Königs von Preußen aber ist von jetzt an gar nicht, an eine bestimmte Partei sein Schicksal und die Zukunft seines Hauses zu ketten, oder gar sein treues Heer als die letzte Hülfe gegen untreue Bürger zu hegen, das wäre ein furchtbares und verhängnißvolles Verkennen seiner erhabenen Stellung. Sein hohes Amt ist vielmehr: prüfend in das Volk zu schauen und zu beobachten, welche der Parteien gerade die größte Frische, Wärme, Energie und Thatkraft entwickelt und am meisten befähigt ist, die Gedanken und Herzen der Majorität des Volkes zu leiten. Aus dieser Partei, welcher zeitweilig die Majorität der Kammern versichert ist, wird er seine ersten verantwortlichen Beamten wählen. Das ist nicht englische Theorie, es ist nichts als die einfache deutsche Klugheit.

Was hat mit alle dem das Heer zu thun? Gar nichts. Seine Aufgabe ist, sich stets tüchtiger zu machen für eine Zeit des Krieges, ob die einzelnen Offiziere und Gemeine für Bethusy stimmen, oder für Virchow, für Manteuffel oder für Twesten, das sollte vollständig ihrer Privatüberzeugung überlassen sein. Und der Staat wird nicht eher zu Frieden, Kraft und Bedeutung kommen, bis unser erlauchtes Königshaus begreift, daß ein Hohenzollern mit gleichem Wohlwollen und menschlichem Antheil auf Fortschrittsleute und Conservative herabzusehen hat, beider Ueberzeugungen zu achten und die einen wie die andern für sich und das Heil des Staats zu verwenden.

Wir alle wissen, warum das in Preußen noch nicht so ist. Und wir sehen mit lebhaftem Antheil, wie schwer es unsern Freunden im Heere wird, sich in die neue Zeit zu finden. Wir sind auch unbesorgt darum, daß sie sich endlich doch darein finden werden. Aber wir wünschen, daß das recht bald und ohne zu ernste Erfahrungen für sie und uns geschehe. Zunächst um ihretwillen. Denn die gegenwärtige Stellung des Offiziers zur bürgerlichen Gesellschaft und zum Volke ist nicht ohne ein Moment von trüber Resignation. Er empfindet sich mitten in der starken Strömung eines freudig aufblühenden Volkes isolirt. Daß zufällig die conservativen Stimmungen aus einer schwächlichen Zeit jetzt in den Codex der Offiziersehre aufgenommen worden sind, macht ihm den Verkehr mit dem Civilisten in hundert Fällen peinlich. Er ist bereits jetzt in vielen Garnisonen auf den Verkehr mit den Kameraden angewiesen. Daß ihm dadurch Verständniß des Lebens und humane Bildung nicht nach allen Richtungen gesichert wird, werden die älteren Offiziere am lebhaftesten empfinden, den jüngeren aber drohen bei solchem Garnisonleben alle Gefahren einer zu hoch geschraubten und doch unsichern Selbstschätzung und zuletzt eine barocke, gereizte und krankhaft empfindliche Entwickelung des Ehrgefühls. Noch gefährlicher aber würde sich, wenn solche Zustände in Preußen Dauer haben könnten, das Verhältniß des Offiziercorps zu den Mannschaften ausbilden. Es ist unmöglich, die Leute in dem engen Kreise derselben politischen Ideen zusammenzuschließen, in denen sich vielleicht ein Offizierstisch dem Bürger entfremdet. Sie kommen aus dem Volke und kehren in das Volk zurück, auf tausend Wegen, die gar nicht gehütet werden können, dringen die Stimmungen des Tages in ihr Gemüth. Wenn der Offizier einen Mann deshalb vorzieht oder zurücksetzt, lobt oder tadelt, weil er seiner politischen Farbe angehört oder nicht, so macht er ihn zuerst zum Heuchler und endlich bei Gelegenheit zum Auffässigen.

Es ist nicht unsere Sache, sondern die Aufgabe vorurtheilsfreier Offiziere des preußischen Heeres, zu beurtheilen, ob die Disciplin und das gute, sittliche Verhältniß zwischen Offizier und Gemeinen, welches der preußischen Armee bis jetzt zu besonderm Stolz gereichen durfte, in den letzten Jahren gestärkt oder

verringert worden ist. Freilich werden sie unholde Erscheinungen nicht mit der herkömmlichen Phrase demokratischer Wühlereien abfertigen müssen, sondern sie werden den Grund darin zu finden haben, daß Generale und Compagnieofficiere, Obere und Subalterne wunderlicherweise für politisch nothwendig und loyal halten, in den Kasernen und auf dem Exerzierplatz Parteireden zu halten, Wahlcandidaten zu empfehlen oder zu mißbilligen, die Zuverlässigkeit eines Untergebenen darnach zu schätzen, ob er Schulze-Delitsch oder Waldeck als „Demokraten" gründlich haßt oder nicht. ♀

Die bevorstehende Krisis der preußischen Verfassung.

Berlin, 1862. Verlag von J. Springer.

Ein verständiges Wort in der elften Stunde, mit dem wir im Wesentlichen einverstanden sind, und das wir deshalb den Betheiligten angelegentlich zur Berücksichtigung empfehlen.

Folgendes ist im Auszug das Resultat des Verfassers: Wenn das Abgeordnetenhaus das Militärbudget streicht — und man streicht das Ganze, wenn man einen unentbehrlichen Theil streicht — so übernimmt es nicht nur für seinen Theil die schwerste Verantwortlichkeit, sondern wälzt eine noch stärkere Last der Verantwortung auf den Träger und die Diener der Krone. Was kann die Volksvertretung thun, um den Conflict, den sie nicht heraufbeschworen, den zu vermeiden sie aber auch nichts gethan hat, noch kurz vor seinem Ausbruch zu heilen?

Sie müßte Folgendes sagen: Wir legen dem Lande eine beträchtliche Last auf und übernehmen, dieselbe nicht nur in Bezug auf unsern einmaligen Beschluß zu rechtfertigen, sondern auch dem Lande als eine bleibende Nothwendigkeit zum Bewußtsein zu bringen. Wir thun dies angesichts einer Regierung, von der wir nicht glauben, daß sie das Opfer für die Größe des Vaterlandes zu benutzen versteht, von der wir weder für die Freiheit noch für den Wohlstand des Landes die richtigen Schritte erwarten. Indem wir so handeln, gehorchen wir einer peinlichen Pflicht, deren Erfüllung um so drückender wird, als wir nicht wissen, ob sie nicht vergeblich bleibt, ob sie nicht gar von uns selbst zurückgenommen werden muß. Die Summen, die man von uns verlangt, bewilligen wir nur für das laufende

Jahr und nur als außerordentlichen Zuschuß zu der jährlichen Staatsausgabe. Wenn aber das Land eine Regierung ferner ertragen muß, die sich zur Lösung der Aufgaben unsres Staats unfähig zeigt, so werden wir nicht mehr zugeben, daß jener Zuschuß ihm auferlegt werde.

Erfolgte die Bewilligung des Militärbudgets mit einer solchen Resolution, so wäre es Pflicht der Minister, ihre Entlassung zu verlangen. Unterließen sie diesen Schritt, so würde der Kampf um das Militärbudget im Jahr 1863 aufs Neue beginnen — wobei freilich davon abgesehen wird, daß die preußische Volksvertretung kurzsichtig das Budget für 1863 jetzt schon zu berathen beschlossen hat — und dann würde das Abgeordnetenhaus den stärksten einheitlichen Willen des Landes für sich haben.

Was wird geschehen, fragt der Verfasser weiter, wenn man den heroischen Beschluß faßt, acht bis neun Millionen vom Militärbudget zu streichen? Auch dann sollten die Minister dem König die Nothwendigkeit ihres Rücktritts vorstellen. Aber allerdings nicht, um einem Ministerium Virchow Platz zu machen.

Die Aufgabe eines neuen Ministeriums würde sein, das Land von dem Gewissensdruck zu befreien, welchen die große Forderung für die Armee durch ein Ministerium, das zu jeder Besorgniß Grund gibt, auf die Gemüther auch der Besten und Selbständigsten übt. Diesen Druck könnten neue Minister — der Verfasser denkt sich unter ihnen Vincke, Bismark und Bonin — vielleicht schon durch die Bürgschaft ihrer Namen erleichtern. Hinwegnehmen könnten sie ihn nur durch ein Programm, das nicht in Phrasen, sondern in concreten Entwürfen besteht, die mit mathematischer Bestimmtheit ausgeführt sind. Ein Ministerium, welches das bedenkliche Opfer für die Armee mit dem Pflichtbewußtsein des Landes versöhnen will, muß die Verfassung sicher stellen, und die Verfassung sicher stellen bedeutet vor allem das Herrenhaus reformiren. Es handelt sich hierbei nicht um die Beseitigung einer momentan mißliebigen Staatskörperschaft, sondern um die Umgestaltung einer Staatskörperschaft, welche durch ihre verfassungswidrigen Grundlagen ein steter Protest gegen das Rechtsbewußtsein des Landes und eine stete Mahnung an die Unsicherheit der Verfassung ist.

„Nach der Verfassung soll das Herrenhaus aus erblichen und lebenslänglichen Mitgliedern durch königliche Berufung zusammengesetzt sein. Das Herrenhaus enthält einen zahlreichen Bestandtheil von Mitgliedern, welche für die Dauer zufälliger Verhältnisse ihrer Person berufen sind. Aus dem Präsentationsrecht für das Herrenhaus, welches neben gewissen adligen Verbänden den größern Städten und den Universitäten eingeräumt ist, wird mit der Zeit entweder eine Posse oder eine Beschränkung des königlichen Berufungsrechtes. Die Verfassung, auf deren Vorschrift die Bildung des Herrenhauses durch den König beruht, verbietet, dasselbe ganz oder theilweise zu einem gewählten Körper zu machen. Die Umgehung dieser Vorschrift, indem man die Bestellung durch Wahl auf indirectem Wege herbeiführt, verletzt das Rechtsgefühl und den strengen großen Sinn, in welchem vor allem die Verfassung von allen Seiten beobachtet werden muß.“ —

„Zu diesen rechtlichen Mängeln des Herrenhauses kommt noch hinzu, daß die Verordnungen, auf welchen die Bildung der Präsentationsverbände beruht, keine verfassungsmäßige Rechtskraft haben. Einseitig von der Regierung erlassen, sind sie

auf demselben Wege von der Regierung geändert worden und können auf ihm, selbst die Kreuzzeitung sagt es, immer wieder geändert werden. Unter diesen Umständen ist es zwar ein Zufall, daß der Verfassungsparagraph, welcher die Auflösung der ersten Kammer gestattet, stehen geblieben ist, aber kein ironischer, sondern ein höchst praktischer Zufall.

Die Beseitigung der verfassungswidrigen Grundlagen des Herrenhauses ist aber mehr als eine formelle Pflicht. Denn aus jenen Grundlagen erwächst der Geist, welcher diesen Staatskörper zur Erfüllung seiner hohen und segensreichen Pflichten in so seltenem Grade ungeschickt macht. Die Versammlung, welche einer Bewegung, unvergleichbar an Reichthum und Gehalt der Motive wie an Stärke und Mannigfaltigkeit der Mittel, nicht die reine Gestalt des geschichtlichen Dranges, erkannt durch edle Ruhe und vorurtheilloses Pflichtgefühl, entgegenhält, sondern nur die kahle, engherzige, fast possenhafte Negation aller Lebensregungen des regsamsten Jahrhunderts, — eine solche Versammlung ist, wenn irgend etwas, eine Gefahr für die Verfassung ihres Vaterlandes.

Die Reform des Herrenhauses muß in der Ausscheidung der präsentirten Mitglieder und in dem Eintritt des Staatsraths, welchem durch ein neues organisches Gesetz ein schon lange entbehrter Wirkungskreis anzuweisen ist, vollzogen werden. Nur durch ein so reformirtes Herrenhaus kann der Gerichtshof für Anklagen gegen die Minister und damit die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit der Minister gewonnen werden. Nur durch den Staatsrath kann auch das Organ gewonnen werden, welchem sämmtliche revidirte Kassenabschlüsse des Staats durch die Ober-Rechnungskammer zugehen, und welches auf diesen Grundlagen alljährlich einen Bericht für den König und beide Häuser des Landtags über die Feststellung und Handhabung der Verwaltungsgrundsätze ausarbeitet. So kann auch die Entlastung von der Staatsrechnung, wie es in der Natur der Sache liegt, gleich der Erhebung der Ministeranklage, das alleinige Recht des Abgeordnetenhauses werden. Das von seinen verfassungswidrigen Grundlagen befreite Herrenhaus wird nicht mehr der hartnäckige Widersacher einer richtigen Wirthschaftspolitik sein. So ist die Reform des Herrenhauses auch eine Bürgschaft für den Wohlstand des Landes.

Ein Ministerium, welches die Sicherstellung der Verfassung zu seinem Programm erhebt, muß nächst der Reform des Herrenhauses die unverzögerte Organisation des Selfgovernment in dieses Programm aufnehmen. Jedermann weiß heute, welches bedeutungsvolle Stück der Verfassung das Selfgovernment ist."

Zu der Militärfrage zurückkehrend, fährt der Verfasser fort: „Das neue Ministerium müßte dem Abgeordnetenhaus und dem Lande offen sagen, daß die Regierung das Budget zwar annimmt, wie es bewilligt worden, daß sie aber mit einer Etatsüberschreitung in Bezug auf das Militärbudget vor den nächsten Landtag treten wird. Und zwar aus Rücksicht auf die politische Lage von Europa. Diese Lage ist eine durchaus schwankende. Keineswegs durch das Belieben der französischen Regierung. Sondern weil das continentale Staatensystem überall in seinen Tiefen aufgerüttelt ist. Oestreich, um den Zusammenhalt seiner bunten Völkermischung mit vollem Recht besorgt, sucht seinen Zwecken die Kräfte Deutschlands wie in früheren Zeiten verfügbar zu machen. Eine Entwaffnung Preußens wird diesen Plan begünstigen und kann denselben im Bewußtsein des deutschen Volkes sogar zur Nothwen-

digkeit erheben. Rußland sucht die gesellschaftliche Gährung in seinem Innern durch einen großen Zug, welcher das zusammenhaltende Nationalgefühl in den Vordergrund stellt, zu bemeistern. Der böse, immer auf einen Moment deutscher Schwäche lauernde Wille Dänemarks, die Bereitschaft Frankreichs: die Schwäche eines Nachbars wenigstens dann zu benutzen, wenn er selbst die Waffen aus den Händen wirft, sind bekannt genug. In einem solchen Augenblick die Entwaffnung Preußens durchzuführen, wäre entweder paradiesische Unschuld, d. h. Unfähigkeit, oder Hochverrath. Das Ministerium wird also die Entwaffnung nicht ausführen. Aber es ist sich auch der Pflicht bewußt, dafür einzustehen, daß Preußen, bevor die schwankende Bewegung der europäischen Verhältnisse zum Ende gekommen, in seiner Machtstellung zum Besten Deutschlands eine Erhöhung erfahren habe.

Wenn das Ministerium, so würde die Erklärung fortfahren, eine Ueberschreitung des bewilligten Etats auf seine Verantwortung nimmt, so ist es sich bewußt, daß es vor allem verpflichtet ist, die Verantwortlichkeit der höchsten Diener der Krone vor der Landesvertretung zur Wahrheit zu machen. Es wird deshalb dem nächsten Landtag die Gesetzentwürfe zur Reform des Herrenhauses und zur Verantwortlichkeit der Minister, und zwar zuerst im Herrenhause, vorlegen. Es wird mit den zu Gebote stehenden ausreichenden Mitteln sorgen, daß diese Gesetzentwürfe im Herrenhause Annahme finden. Die Minister erklären, daß sie dem einzubringenden Anklagegesetz, welches alle objectiven Verfassungsverletzungen umfaßt, in Bezug auf ihre eigenen Personen und Schritte rückwirkende Kraft beilegen. Das Abgeordnetenhaus wird daher im Jahre 1863 in der Lage sein, die Minister wegen der angekündigten Etatüberschreitung in Anklagestand zu versetzen oder ihnen die Indemnität zu ertheilen."

Ein Brief Fichte's an Fouqué*).

Berlin den 17. Februar 1813.

So gehe denn, theurer innig geliebter, und verehrter, wohin dein Herz dich ruft. Es ist ein großer Moment gegeben; es gehören Männer, wie du, dazu, und diese am rechten Platze, um ihn heraus zu gestalten.

---

*) Noch ungedruckt und durch die Güte eines Berliner Gönners d. Bl. zum Anschluß an die neulich von uns veröffentlichten Achtundvierzig Briefe Fichte's und seiner Verwandten übersandt.

Mich hat die rechte Freudigkeit noch nicht ergreifen wollen; wenigstens nicht, wenn ich die Menschen ansehe. Doch, Gott hat ja gezeigt, daß er noch immer Wunder thue.

Ich habe soeben, tiefer denn je, in die Wissenschaftslehre mich eingegraben die ich ununterbrochen für eben so tief ergriffene Zuhörer vortrage. Es schwebt ein eignes Schicksal über dieser Wissenschaft. Im Jahre 6. sahe ich das Licht, in welchem die Wahrheit allen einleuchten mußte, vor mir liegen, und glaubte nur zugreifen zu dürfen. Die Folgen der unglücklichen Schlacht bewogen mich zur Auswanderung. Jezt, nach Jahren des Wanderns, und der Krankheit glaubte ich an demselben Punkte zu stehen; aber, es scheint, daß ich wieder werde unterbrochen werden.

Dagegen will ich mich wehren, wenigstens so lange, als ich darf. Ich muß mir drum den süßesten Wunsch versagen, dich noch einmahl in Neuhausen zu besuchen. Dagegen bitte ich dich, auf folgenden Vorschlag einzugehen. Dein Zug nach Breslau muß dich ja in der Nähe bei Berlin vorbeiführen; etwa über Spandau, Potsdam — so daß eine Zusammenkunft mir nicht mehr als 1 oder 2 Tage koste. Melde mir Ort und Zeit, und ich komme.

Uebrigens hoffe ich, daß auch ohnedies ich dich noch vor ausgefochtenem Kampfe gesehen haben würde. Unsere Universität wird wahrscheinlich ganz zusammenschmelzen, und ein Oertgen gemeinsamer Meditation wird es auch bald nicht mehr geben. Ich habe auf diesen Fall schon Anträge gemacht, welche auch mich in das Feld der Waffen führen würden, und ich erwarte die Antwort auf diese Anträge. Mein Sohn, der jetzt das gesetzmäßige Alter noch nicht hat, wird mich sodann begleiten. Möchte sodann das Geschick uns einander nahe führen, möchte ich meinem Sohne in dir einen zweiten Vater, und Führer geben können!

Ihre eigne innere Grosherzigkeit unterstütze deine Gattin, der ich mich ehrerbietig empfehle, und die Deinigen. Meine Frau grüßt, und betet für dich, und für die gute Sache.

Deinen gütigen Antrag an hiesige Freiwillige aus den Studirenden habe ich unserm Rektor v. Savigny zum Gebrauche gemeldet. Was von meiner Bekanntschaft fort wollte, ist schon fort, nach Breslau.

Heil und Segen! Auf baldiges Wiedersehen. Ganz der deinige

Fichte.

Notiz.

Die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Würzburg.

Das Festprogramm für die 23. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe (vom 13. bis 19. September laufenden Jahres) zu Würzburg enthält im Wesentlichen Folgendes: Am Nachmittag des 12. September Empfang der Gäste, am Abend gesellige Zusammenkunft in dem Saale der Schrannenhalle. Während der Tage vom 13. mit 19. September finden drei Plenarsitzungen, vier landwirthschaftliche und drei forstwirthschaftliche Sectionssitzungen statt. Excursionen werden am 15. und 17. unternommen, von den Landwirthen nach Kitzingen zur Besichtigung von neuerlich ausgeführten Wiesenculturen, Vorführung der unterfränkischen Wiesen- und Weinbauschule im lebendigen Gesammtbilde und zur Einsicht der Einrichtungen der berühmten Ehemann'schen Export-Bierbrauerei, dann nach Schweinfurt zur dortigen Thierschau; von den Forstwirthen in den Guttenberger und in den Gramschatzer Wald, wobei zugleich für entsprechende Restauration Sorge getragen ist. Die Eröffnung der landwirthschaftlichen Maschinen- und Gerätheausstellung, welche viel Interessantes zu bieten verspricht, findet am 13., die Eröffnung der Blumen- und Obstausstellung am 14. statt. Hieran schließen sich: am Vormittag des 14. von Seiten der Stadt ein Déjeuner, mit den wohlbekannten Weinen des Bürgerspitales, am Nachmittag Gartenfest. Am 15. Nachmittags ländliches Fest im Guttenberger Walde. Am 16. Festball der Harmonie-Gesellschaft. Am 18. Besuch der ärarialischen Weinberge und des königlichen Hofkellers. Am 19. Ausflug in den königlichen Hofgarten zu Veitshöchheim. Jeden Mittag gemeinschaftliches Essen und jeden Abend gesellige Unterhaltung im Saale der Schrannenhalle. — Theater. — Allen Land- und Forstwirthen, welche diese Versammlung besuchen werden, sichert die unermüdliche Thätigkeit des Quartier-Comités eine gastliche Aufnahme, der herzliche und entgegenkommende Sinn der Bewohner Würzburgs heitere, genußreiche Festtage. Der Beitritt zu der Versämmlung ist völlig unabhängig von der Angehörigkeit an irgend welchen land- oder forstwirthschaftlichen Verein; Anmeldungen können unter der Adresse: „An das Präsidium der 23. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Würzburg" sofort erfolgen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Schwaben und die deutsche Frage.

Die staatliche Zersplitterung unsres Vaterlands drückt nicht nur denjenigen Handlungen, welche in den Bereich der Executive fallen, ihren eigenthümlichen Charakter auf, indem sie rasche Entschlüsse unmöglich macht, die Ausführung des endlich Beschlossenen hemmt, und allseitige Rücksichtnahme oder Mißtrauen schon die gemeinsamen Berathungen erschwert, sondern je concreter sich die Fragen der vaterländischen Politik gestalten, um so mehr stellen sich ihre Wirkungen auf den Volksgeist selbst, auf die Meinungen und Instinkte der verschiedenen Bevölkerungen heraus. Zu meinen, die Völker seien einig, das Trennende liege blos in den Regierungen, ist nur eine gefährliche Täuschung. Auf dem Frankfurter Feste ist dieses Thema vielfach variirt worden, und doch welch sprechenden Commentar bildeten dazu gleich die nächsten Vorgänge! Sofort vom Verbrüderungsfeste gingen die Einen hin, um der preußischen Regierung, die Anderen, um der östreichischen Regierung zu applaudiren, welche eben in einem Notenkriege lagen, der folgenschwerer zu werden drohte, als die Ereignisse im Jahre 1850. Jene votirten den Handelsvertrag mit Frankreich, von dem sie wußten, daß er denen ins Herz schnitt, welchen sie noch eben stürmisch die Hand gedrückt; diese bereiteten dem katholischen Innsbrucker Professor, der das einzige Wort des Particularismus in das nationale Fest geschleudert, Ovationen, wohl wissend, daß sie damit der nationalen Sache der bundesstaatlichen Bewegung ins Gesicht schlugen. Sitzt da das Trennende nicht tiefer, als in den Cabineten und Staatskanzleien?

In der That hat unsre Zersplitterung, wie sie ursprünglich auf Stammesverschiedenheiten und Stammesabsonderungen beruht, durch die politische Fixirung in kleineren Gebieten, welche allzulange ihren Mittelpunkt nur in sich selber hatten, auf den Geist der Bevölkerungen größeren Einfluß geübt, als wir uns gern gestehen. Aber was nützt es, die Augen dagegen zu verschließen, wo die Thatsachen allzulaut reden? Die Bewegung unsres Volkes nach Einheit und staatlicher Zusammengehörigkeit soll nicht geläugnet werden, sie ist vorhanden, aber sie scheint noch lange nicht mächtig genug zu sein, die Bande, in welche es die politische Absperrung gelegt, zu sprengen. Auch die vater-

ländischen Gedanken haben einen Kreislauf zu machen, der um so langsamer ist, als sie überall selbständige, eigenlebige Kreise zu durchdringen haben. Und wie nun diese einzelnen Kreise von verschiedenem Grade innerer Consistenz sind, die einen lockerer, die andern zäher, je nachdem Stammeseigenthümlichkeit oder die innere Kraft und Bedeutung der politischen Sonderbildung verschieden sind, so ist auch jede geistige Bewegung, wie sehr sie ihrer Natur nach an die Gesammtheit sich richtet, doch in ihren Wirkungen diesen verschiedenen Bedingungen des localen Bodens unterworfen. Sie wird hier schneller, dort langsamer Eingang finden, hier tiefer, dort oberflächlicher wirken, sie wird oft ein größeres Gebiet leichter ergreifen, und auf einem kleinen um so hartnäckigerem Widerstand begegnen.

Haben wir nur die Gesammtentwicklung im Auge und versetzen wir uns im Geiste in die Zukunft, die durchlaufene Bahn rückwärts überschauend, so werden wir es nicht beklagen können, daß jede Ueberrumpelung durch eine beherrschende Hauptstadt, jedes einseitige Sichgeltendmachen eines einzelnen Stammes unter diesen Umständen ausgeschlossen ist; je langsamer die Bewegung ist, um so tiefer und allmälig auch gleichmäßiger muß sie das Ganze durchdringen. Allein für diejenigen, welche der endlichen Frucht noch ungewiß mitten an der Arbeit sind, hat dieser Gang theils etwas Entmuthigendes, theils muß er zu ungeduldigem, gewaltsamem Vorgehen reizen. Zu sehen, wie die Einen voll heißen Eifers bereit sind, die Anderen in lauer Gleichgiltigkeit verharren, zu sehen, wie alle in unbestimmten Ahnungen und Hoffnungen vielleicht einig sind, in den praktischen Wegen dagegen mit Leidenschaft völlig Entgegengesetztes wollen, muß Stimmungen erzeugen, die selbst wieder der gemeinsamen Arbeit nur hinderlich sein können. Mühsam schleppt sich das Werk in den kleinsten Absätzen weiter, verworren durchkreuzen sich Ziele und Bestrebungen, und klar ist nur das Eine, daß das Haupthinderniß der Einigung des Vaterlands in jener ungleichen Vorbereitung der einzelnen Stämme besteht. Oder wären die unter sich selbst uneinigen Regierungen stark genug zum Widerstand gegen einen wahrhaft einmüthig sich kundgebenden Drang des Volks, wo schon jede einzelne Regierung machtlos ist gegenüber dem einstimmigen Wollen ihrer eigenen Bevölkerung?

Der verstorbne Diezel hat einmal das constitutionelle Leben in den Einzelstaaten als das größte Hinderniß der deutschen Einheit bezeichnet, er hat damit nur eine einzelne Erscheinung für die tiefer liegende Ursache selbst genommen. In dieser weiteren Ausdehnung ist sein paradoxer Satz vollkommen richtig. Ich weiß nicht, ob er dabei vorzugsweise die Verhältnisse seiner engeren Heimath im Auge gehabt, aber es läßt sich nicht läugnen, daß in Schwaben die deutsche Idee eine durch das Sonderleben der Provinz eigenthümlich erschwerte Stellung hat. Vom besten Willen für das gemeinsame Vaterland

beseelt, ist der Schwabe, ohne sich dessen bewußt zu sein, befangen in den Anschauungen eines seit Jahrhunderten eigenartig entwickelten Staatswesens. Die ruhmvollen, an glänzenden Erfolgen und Erscheinungen reichen Kämpfe um die Verfassung, welche die Augen des Volks im eignen Kreise festbannten und in der That nur so die energische Kraft, die sie bethätigt, entwickeln konnten, dienten dazu, das Gefühl eigener Bedeutung, eine starke Selbstgenügsamkeit zu erzeugen und dem politischen Horizonte enge Grenzen zu stecken. Die eigenthümliche Zähigkeit des schwäbischen Naturells wirkte mit, eine solche Richtung zu befestigen, und so sehen wir denn in der That eine Anzahl tüchtiger Kräfte sich nach wie vor den Angelegenheiten des engeren Vaterlands widmen, ohne sich viel um die Dinge draußen im Reich zu kümmern.

Allein schon dies hängt theilweise zusammen mit einem Umstand, der überhaupt den größten Einfluß auf die Behandlung der allgemein vaterländischen Angelegenheiten in Schwaben hat, wir meinen die Nachwirkungen der Revolutionsjahre 1848 und 1849. Obwohl die Veränderungen, welche die Revolution für dieses Land brachte, keineswegs so bedeutend waren, als an anderen Orten, so waren doch die moralischen Wirkungen so tief als irgendwo. Zum ersten Mal hatte sich das Bewußtsein des Stamms in überströmender Begeisterung erweitert zum Nationalbewußtsein, was vorher nur Eigenthum Einzelner gewesen, theilte sich — freilich oft in naivster Weise — den weitesten Kreisen mit. Die Frage der Reichsverfassung hatte eine Krisis heraufbeschworen, in der das ganze Land eine rühmliche Einmüthigkeit und Festigkeit bewies, welcher nach wenigen Tagen erregtester Spannung auch der König sich zu beugen genöthigt war. Endlich aber hatte die Nationalversammlung mitten in Schwaben ihre letzten Anstrengungen gemacht, ihre letzten Spuren zurückgelassen. Daß Namen, wie L. Uhland, die ehrwürdigen Reste der Versammlung zierten, grub ihr Gedächtniß um so tiefer und brennender ein. Daß ein Mann wie Römer, das einst hochgefeierte Haupt der Opposition, das traurige Amt übernehmen mußte, die formelle Auflösung auszusprechen, war die Ursache, daß die Parteiverhältnisse eine Bitterkeit annahmen, die heute noch nicht überwunden ist. Der Gegensatz der Liberalen und der Demokraten, der sich wie überall im Jahr 1848 auch hier ausgebildet hatte, nahm jetzt einen fast persönlichen Charakter an und überdauerte die Zeit der Reaction, die es sonst überall verstand, die ihr gegnerischen Elemente unter sich zu einigen.

Die Reactionszeit hatte denselben Charakter, wie überall: ein staatsrettendes Ministerium, — doch nicht gerade so rücksichtslos wie anderswo, gefügige Kammern, eine kleine Opposition, die wenigstens sich Mühe gab zu retten, was zu retten war. Die Aufmerksamkeit hatte sich wieder vorwiegend inneren Angelegenheiten zugewandt, wo es genug zu thun gab, in den deutschen Fragen herrschte allgemeine Trostlosigkeit. Für die gemäßigten Parteien

war ohnedies in jenen Zeiten wenig zu thun; die Demokratie glaubte einen sicheren Boden zu haben, indem sie sich auf die Reichsverfassung steifte. in Wahrheit kehrte sie sich damit mehr und mehr von den realen Verhältnissen ab und gewöhnte sich in eine Stimmung hoffnungsloser Negation. Der Pessimismus war vielleicht nirgends stärker und allgemeiner als in Schwaben, wenn auch nur Wenige sich grundsätzlich jeder politischen Thätigkeit enthielten. Man erzählte scherzend von einer bekannten Persönlichkeit, er sehe jeden Morgen zum Fenster heraus, ob noch keine Revolution ausgebrochen sei. Die Anekdote charakterisirt vortrefflich die allgemeine Stimmung, die dahin ging, daß ohne eine Revolution nichts zu hoffen sei.

Es kam die Krisis des Jahres 1859. Der Umschwung in Preußen hatte kalt gelassen, aber der italienische Krieg ergriff die Bevölkerung aufs nachhaltigste. Es war, als sei man froh, nach der langen, gedrückten Schwüle wieder einer Aufregung sich hingeben zu dürfen. Man griff begierig nach einem Pathos, und man fand es in der Begeisterung für Oestreich, oder richtiger für eine gesammtdeutsche Action gegen Frankreich. Die Agitation der süddeutschen Presse fand den lebhaftesten Anklang in der Bevölkerung selbst, und eine Zeit lang schienen alle Parteiunterschiede zu verschwinden in dem alles absorbirenden Gefühle, dessen man sich als eines wahrhaft nationalen bewußt war. Eben als dieses Gefühl sich zu klären begann, trat der Friedensschluß von Villafranca dazwischen, der wie der allgemeinen Politik, so auch der politischen Stimmung in Deutschland eine neue Wendung gab, und von welchem sich die heutigen Parteistellungen datiren.

Es kann heute kein Zweifel mehr sein über die wahre Bedeutung dieser süddeutschen Kriegsagitation, von welcher die große Menge im besten Glauben befangen war, während nur die berechnenden Leiter wußten, was sie wollten; es kann heute kein Zweifel sein, daß, so wie die politischen Verhältnisse lagen, es für Preußen unmöglich war, den Wünschen Oestreichs gemäß sich in den Krieg zu stürzen, und daß es, als es seinen eigenen und den deutschen Interessen gemäß schließlich dazu bereit war, von Oestreich selbst daran verhindert wurde.

Allein blickt man vom Standpunkt der heutigen Spaltung Deutschlands, die durch diese Ereignisse fast unheilbar geworden, auf jene Tage zurück, so muß man doch aufs tiefste den Gang der Dinge beklagen, der es mit sich brachte, daß jene einmüthige Erhebung des Volksgeistes in Süddeutschland ohne jedes Resultat verpuffte und so schnell in das Gegentheil umschlug. Man erinnert sich jener Bestrebungen, die unmittelbar vor dem Frieden von Villafranca an mehren Orten Deutschlands fast gleichzeitig hervortraten, und die ein Compromiß der bis dahin sich so feindlich befehdenden Parteien in sich schlossen, ein Compromiß, das dahin ging, daß Deutschland in den Kampf gegen Frank-

reich eintreten solle, die Führerschaft dagegen unbedingt an Preußen als den mächtigsten reindeutschen Staat zu überlassen wäre. Der fruchtbare Keim wurde aber zertreten durch den Frieden von Villafranca. Als dann später, nach dem Frieden, verwandte Bestrebungen wieder aufgenommen wurden, dieselben, welche zur Gründung des Nationalvereins führten, geschah es unter weit ungünstigeren Verhältnissen. Damals, vor dem Frieden, hätten sie auf die Unterstützung von ganz Schwaben zählen dürfen, nach dem Frieden trat hier ganz dieselbe trostlose Abspannung ein, wie vor dem Jahr 1859. Der Rückfall vollzog sich noch weit schneller als die Erhebung gewesen war, er war das Werk eines Tages. Und während in Mittel- und Norddeutschland nun die patriotischen Männer die Aufgabe darein setzten, der um sich greifenden Muthlosigkeit zu steuern und von dem Aufschwung des deutschen Volks zu retten, was möglich war, um es in die Bahn einer allgemeinen Reformbewegung zu leiten, verhielt man sich zu allen diesen Bestrebungen von Schwaben aus kühl, ablehnend, skeptisch, mit Vorbehalten. Man wollte sich freie Hand wahren, erhob überall besondre Ansprüche, war empfindlich, wo diese nicht berücksichtigt wurden, und wo man wirklich Theil nahm, geschah es mit halbem Herzen, mit halben Kräften.

Woher diese Stimmung, die so auffallend abstach von dem rüstigen Eifer, mit dem man anderwärts an die nationalen Aufgaben ging? Die nächstliegende Erklärung ist die, daß da, wo die Aufregung den höchsten Grad erreicht hatte, auch die Abspannung am größten sein mußte. Bei dem Zwiespalte, der die beiden deutschen Großmächte auseinanderhielt, was blieb da übrig, als eben nur wieder die Hoffnung auf jene bequeme Panacee einer allgemeinen Revolution? Man hätte vielleicht am liebsten die deutschen Angelegenheiten ihren Gang gehen lassen und etwa mit einem Votum für Kurhessen, mit einer vagen Resolution in der deutschen Frage, die man Ehrenhalber nicht umgehen konnte, sich begnügt, wenn man nicht von auswärts immer wieder angegangen, bestürmt und umschmeichelt worden wäre, so daß man denn doch diesen Bestrebungen sich nicht ganz entziehen konnte. Allein auch wenn man nun sich anschickte, mit Hand an die nationale Arbeit zu legen, so zeigte sich bald eine bemerkenswerthe Verschiedenheit der Ansichten. Während nämlich nach dem Frieden von Villafranca die Stimmung in Mittel- und Norddeutschland der Natur der Sache nach entschieden zu Preußens Gunsten umschlug, so war in Schwaben nicht das Gleiche der Fall. Man war durch das Kriegsgeschrei für Oestreich gleichsam engagirt, der großdeutsche Gedanke hatte sich, wie unmöglich er auch zu verwirklichen war, durch unabläßige Wiederholung tief in den Gemüthern befestigt, der unsichere Gang der preußischen Politik wußte sich keine Achtung, viel weniger Sympathie zu erwerben, während andrerseits in Oestreich sich ein hoffnungsvolles constitutionelles Leben zu entwickeln schien. Gleichwohl fühlte man sich im Grunde

ebenso wenig zu Oestreich hingezogen. Man scheute die verdächtige Bundesgenossenschaft der Fürsten und Diplomaten, der Rechberg, Dalwigk und Borries, des ultramontanen Fanatismus. So befand man sich denn machtlos in einer unbehaglichen Mitte, man fühlte sich isolirt. Man wollte weder östreichisch noch preußisch, sondern gut deutsch sein, empfand aber zugleich, daß man damit ein Ideal, das erst zu erstreben, im Voraus wegnahm, ohne sich an der Arbeit, es herbeizuführen, zu betheiligen. Man wollte deutsch sein und konnte es nicht, und zog sich darum am liebsten wieder auf einen bequemen negativen Pessimismus zurück. Positiv war im Grunde nur die Abneigung gegen Preußen — hauptsächlich wegen des sogleich zu erörternden Vorwiegens der Demokratie —, und man hütete sich ängstlich, irgend etwas zu unterschreiben, was halbwegs der preußischen Hegemonie gleich sah. Daher die reservirte Haltung der Schwaben bei allen patriotischen Zusammenkünften, besonders aus Anlaß des Nationalvereins, daher die Abneigung gegen diesen, und als dennoch auf der Versammlung zu Plochingen durch die Beredtsamkeit von Metz und das Ueberwiegen der Landbevölkerung gegen die leitenden Persönlichkeiten der Hauptstadt der Beitritt zum Verein beschlossen wurde, fristete er in Schwaben ein mühsames, künstliches Dasein, bis auch dieses vollends erlosch.

Daß nun aber die Schwaben so vielfach von beiden Seiten umworben wurden und man ihnen die denkbarsten Rücksichten schenkte, ist eben wegen dieser ihrer Stellung nur natürlich. Gerade weil sie sich in einer unabhängigen Mitte zwischen den beiden Polen des deutschen Staatslebens befinden, würde ihr Beitritt zu einer oder der andern Seite dieser ein unläugbares Gewicht verleihen. Von dieser ihrer Wichtigkeit sind sie selbst auch vollkommen durchdrungen, und es liegt die Frage nahe, ob sie nicht um dieser ihrer Stellung willen gewissermaßen den Beruf haben, eine active Vermittlerrolle zu spielen und ein lösendes Wort den Parteien hüben und drüben zuzurufen. Hierzu fehlt es aber nun doch zunächst bei allem guten Willen an den hervorragenden Persönlichkeiten, denen eine unwidersprochene Autorität zur Seite stünde. Aber mehr noch, es steht den Wortführern nicht einmal die ungetheilte Unterstützung des eignen Landes zur Seite, sie sind selbst unter sich nichts weniger denn einig.

Die Ereignisse des Jahres 1859 haben die Parteiverhältnisse des Landes in eine vollständige Desorganisation gebracht. Obwohl gerade jetzt einige bedeutende innere Fragen, wie die Ablösungsgesetzgebung und das Concordat, das Land beschäftigten, stand doch die deutsche Frage von jetzt an so im Vordergrunde, daß sie die Parteibildung beherrschte. Gegen dieses übermächtige Eindringen der deutschen Frage in die Parteiverhältnisse wehrte sich zwar die Demokratie nach Kräften, sie suchte lange den Schein zu wahren, als sei die Geschlossenheit der Partei unerschüttert, und auch daher rührte zum Theil das

ängstliche Bemühen, eine Entscheidung zu vertagen und sich mit halben, unbestimmten Compromissen zu begnügen. Aber es half nichts, die Desorganisation der Parteien ist eine Thatsache, die sich nicht mehr verhüllen läßt.

Es ist nun zunächst sehr bezeichnend, daß, während die Vorgänge im Jahr 1859 anderwärts, namentlich in Mitteldeutschland, eine einigende Kraft bewährten, hier das Gegentheil der Fall war. Dort vereinten sich Altliberale und Demokraten zu der einen Nationalpartei, eine Union, die eben dem Nationalverein das Dasein gab; hier scheidet noch immer die alte Abneigung beide Parteien, die nur in einzelnen inneren Fragen — und auch da oft mühsam genug, gegen das Reactionsministerium gemeinsam Front machen. Im Allgemeinen zogen sich die Altliberalen mehr und mehr vom öffentlichen Leben zurück, beschränkten wenigstens ihre Thätigkeit auf die innern Landesangelegenheiten, und das große Wort fiel thatsächlich den Demokraten zu, und zwar vorzugsweise jenen richtigen Demokraten von 1848 und 49, die es nicht vergessen haben, daß an der norddeutschen Großmacht sich die Wogen der Revolution gebrochen und der Prinz von Preußen die badische Insurrection niedergeworfen hat. Diese Unthätigkeit der Altliberalen in der deutschen Frage — Ausnahmen natürlich abgerechnet — ist eine der bedauerlichsten Erscheinungen. Sie erklärt sich freilich aus mancherlei Ursachen, zumal daraus, daß sie an jüngeren Kräften keinen Nachwuchs besitzen, diese vielmehr ganz der Demokratie oder den conservativen Fractionen anheimfallen. Damit sind aber die gegenwärtigen politischen Wortführer nicht mehr der richtige Ausdruck des gesammten Landes, welches die Stimme seiner bewährtesten Vorfechter in der wichtigsten Frage ungern vermißt.

Dazu kommt aber nun, daß das demokratische Lager selbst über die deutsche Frage zerfallen ist, und daß andrerseits eben durch das Dominiren dieser Frage Fractionen, die sonst nicht den mindesten Halt in der Bevölkerung hätten, zu einer gewissen Bedeutung gelangt sind. So bietet denn Schwaben mit Rücksicht auf die deutsche Frage eine höchst mannigfaltige politische Musterkarte dar. Und wenn man auch im Allgemeinen die Stimmung des schwäbischen Stammes dahin bezeichnen kann, daß sie gut deutsch gesinnt, weder östreichisch noch preußisch sei, so reicht man doch in concreten Fällen mit dieser Allgemeinheit nicht aus, und die tonangebenden Kreise scheiden sich in so viele Nuancen, daß nicht umgangen werden kann, sie im Einzelnen zu charakterisiren.

Die Anhänger der Bundesstaatspartei fehlen auch in Würtemberg nicht. Hat doch Paul Pfizer, einer der ersten Propheten der Gagern'schen Idee, aber leider durch schwere Krankheit seit längerer Zeit vom öffentlichen Leben fern gehalten, erst vor kurzem wieder ein kräftiges Lebenszeichen dieser Gesinnung gegeben. Ein Theil der Altliberalen hält treu zu dieser Fahne, und Viele der protestantisch Gebildeten, der Lehrer und Beamten, des Handelsstandes bekennen

sich noch heute zu den Grundsätzen, denen freilich in den Jahren 1848 und 49 ein weit größerer Theil der Bevölkerung anhing. Denn es läßt sich nicht läugnen, daß die Zahl derer, die auf Preußen blicken und hoffen, sich von Jahr zu Jahr verringert hat — in Berlin möge man sich selbst die Frage beantworten, was der Grund dieser Erscheinung sei, für welche jenes beschämte Erröthen am bezeichnendsten ist, das man zuweilen an solchen wahrnimmt, die daran erinnert werden, daß sie einst auch zu den Gothaern oder, wie sie von einer im Jahr 1849 gehaltenen Versammlung hier heißen, zu den „Plochingern" gehört haben. Diejenige Ueberzeugung, daß abgesehen von allen Sympathien aus rein politischen Gründen an Preußen als dem einzig möglichen Kern eines künftigen deutschen Staatswesens festgehalten werden müsse, welches auch die Ministerien und die zur Zeit in Berlin vorwaltenden Tendenzen seien, ist nur schwach vertreten. Jedenfalls ist die Partei ohne Führer, ohne Einfluß, es ist im Grunde gar keine Partei, man könnte sie die Stillen im Lande nennen. Daß der Abgeordnete der Stadt Stuttgart dieser Richtung angehört, erlaubt keinen Schluß auf die politische Gesinnung seiner Mandanten, und daß auch die Wendung von 1858 und 59 ihr keine festere Organisation, kein kräftigeres Selbstvertrauen zu geben vermochte, ist ebenso eine Anklage, deren Adresse nach Berlin geht, als es bezeichnend für die öffentliche Meinung im Süden ist.

Ihnen zunächst steht derjenige Theil der Demokratie, der sich dem Nationalverein angeschlossen hat. Es läßt sich diesen Männern weder patriotische Rührigkeit, noch ein gewisser Erfolg absprechen. Sie waren bemüht, der nationalen Idee Eingang zu verschaffen und für die Anknüpfung an die in Norddeutschland vorwiegenden Ansichten zu wirken. Es sind dieselben Männer, die genannt werden, wenn bei Berathung allgemein vaterländischer Angelegenheiten auch Würtemberg betheiligt war. Aber da es nur Wenige waren, die von Anfang an die Nothwendigkeit erkannten, daß Würtemberg dem Nationalverein die Hand biete, so ist auch später der Beitritt nur zögernd und mit jenen Vorbehalten erfolgt, die immer wieder zu den bekannten Vermittlungsversuchen führten. Die schwäbische Demokratie wird immer eine gesonderte Stellung innerhalb der nationalen Partei einnehmen. Sie wäre nicht zurückgeblieben, wenn ein kräftiger Wille die Reformfrage in die Hand genommen hätte, und auch in Zukunft wird sie stets zu Verständigungen mit den nationalen Parteien des Nordens bereit sein, aber es ist bezeichnend, daß sie in neuerer Zeit fast noch eifriger Anknüpfungspunkte mit den östreichischen Abgeordneten gesucht hat, wie sie überhaupt jede Aussicht auf eine großdeutsche Lösung mit Sympathie begrüßen würde, wäre es auch eine Directorialregierung, wofern nur zugleich eine wirkliche Volksvertretung geschaffen würde, — als ob neben einer vielköpfigen Executive ein wirkliches Parlament existiren könnte!

Damit nähert sich diese Partei gegenwärtig wieder mehr jenem rein demokratischen Lager, das von Anfang an das Bündniß mit dem Nationalverein zurückgewiesen hat und im Grund nur das Schlagwort: Centralgewalt und Parlament wiederholt, ohne sich viel um das Wie zu kümmern. Die demokratische Idee überwiegt hier über die nationale, das Rumpfparlament spukt noch in den Köpfen, und am liebsten speculiren sie auf die Zertrümmerung der beiden deutschen Großstaaten, um aus ihren Trümmern das eine Gesammtdeutschland auf demokratischer Basis aufzubauen. Die praktische Wirkung dieser Stellung ist natürlich keine andere, als ein particularistisches Sichzurückziehen von den wirklichen Einigungsversuchen, das schließlich nur der Bundestagspolitik, Oestreich und den Würzburgern zu gut kommen kann.

Doch ist von diesen eine kleine Fraction der Demokratie immerhin noch zu unterscheiden, die theils aus confessionellen, theils aus volkswirthschaftlichen Motiven, theils aus bloßem überschwänglichen Haß gegen Preußen mit Bewußtsein zur Fahne Oestreichs hält und selbst das Zwanzigmillionenreich mit in Kauf nähme, wenn nur die verhaßte preußische Hegemonie abgewendet würde.

Sie reichen dann die Hand den conservativen Großdeutschen, welche der Allgemeinen Zeitung ihre Politik entnehmen oder auch ertheilen. Im Volke hat dies conservative Großdeutschthum, an welches sich doch zugleich alle diejenigen hängen, denen es mit der Reform überhaupt nicht Ernst ist, keinen Boden, was sich am deutlichsten herausstellen wird, wenn es, wie verlautet, in der schwäbischen Hauptstadt mit einem eigenen Organ hervortreten wird. Aber obwohl erst mit dem gegenwärtigen Landtag aufgetaucht, ist es vielleicht die disciplinirteste, thätigste Partei, deren Verbindungen bis in die obersten Regierungskreise reichen. Gewandte, ehrgeizige Agitatoren stehen an der Spitze, und es ist keine Frage, daß durch sie im Gegensatz zu den alten Parteien ein ganz neues Element in die Kammer gekommen ist, dessen Gewicht sich in mehr als einer Frage geltend machen wird. Es ist bezeichnend, daß diese Partei in kluger Taktik sich nicht dem sogenannten großdeutschen Verein angeschlossen hat, der sich in Oberschwaben unter klerikalen Auspicien gebildet hat, übrigens kaum der Rede werth ist. Hinter ihm steht die ultramontane Partei, die aus den Concordatskämpfen im vorigen Jahr, wenn auch empfindlich geschlagen, doch mit erneuter Rührigkeit hervorgegangen ist. Auch in der Kammer gehören ihr eine Anzahl Sitze an. Fügen wir nun noch bei, daß die Regierung in ihren Beamten ein Häuflein unbedingt Ergebener besitzt, so sind damit alle Nuancen erschöpft, die in dieser Beziehung in Betracht kommen, und nach dem Wiederzusammentritt der Kammern im Herbste bei der Berathung der Anträge in der deutschen Frage zum Wort kommen werden.

Es liegen der staatsrechtlichen Commission drei Anträge in der deutschen Frage zur Berichterstattung vor, einer von der demokratischen, einer von der

großdeutsch-conservativen, ein dritter von der ultramontanen Partei. Werden die Debatten auch manches Interessante zu Tage fördern, so wird doch das Ergebniß voraussichtlich ohne Gewicht sein. Denn entweder dringt eine der Parteien mit ihrem Antrag durch, dann wird die Mehrheit eine sehr unbedeutende sein; wird aber ein großer Majoritätsbeschluß erzielt, so geschieht es mit Hülfe eines Vermittlungsantrags, der alle Parteien schont, keine befriedigt, dem übrigen Deutschland nichts bietet.

Wichtiger ist die Frage: was ist nun überhaupt das Resultat der im Obigen geschilderten Lage? Ein erfreuliches ist es in keinem Fall. Noch sind zwar die Elemente einer nationalen Partei vorhanden, aber ihre Sammlung und gedeihliche Wirksamkeit hängt davon ab, daß endlich eine praktische Wendung in der deutschen Frage geschieht. Noch wäre es nicht ohne bedeutende Wirkung auf den Geist der Bevölkerung, wenn Preußen mit kräftiger Hand seinen Beruf erfaßte. Aber man täusche sich nicht, dieselben Elemente werden mit jedem Tage mehr in die entgegengesetzte Strömung gedrängt. Die wachsende Hinneigung zu Oestreich ist unverkennbar, jeder scheinbare Annäherungsversuch, ja jede Aggression dieser Macht wird mit Beifall begrüßt, und das Ansehen Preußens, von dem man so lange vergebens eine „That" erwartete, ist auch in solchen Dingen gesunken, wo es unbezweifelt eine That im Interesse des Fortschritts deutscher Nation gethan hat.

Ein Beweis ist der Gang, den die Angelegenheit des Handelsvertrags genommen hat. Allerdings sind gerade in Schwaben auch die volkswirthschaftlichen Bedenken gegen den Vertrag besonders stark gewesen. Dennoch läßt sich die fast einstimmige Verurtheilung desselben durch die öffentliche Meinung nur aus den herrschenden politischen Antipathien und Sympathien erklären. Wir erinnern uns nicht, — mit Ausnahme des Minoritätsgutachtens der Stuttgarter Handelskammer — auch nur eine einzige Stimme zu Gunsten des Vertrags aus Schwaben vernommen zu haben, die in die Oeffentlichkeit kam. Diese Erscheinung ist unerhört, aber sie entspricht der wirklichen Sachlage. Im Anfang verlautete wohl, daß mehre Politiker von Einfluß günstig für den Vertrag gestimmt seien; aber vergebens wartete man auf eine Kundgebung, auf ein einziges Wort in der Presse. So sehr überwog die östreichische Strömung, daß sie jede entgegengesetzte Meinungsäußerung verhinderte, sei es daß die Dissentirenden eingeschüchtert waren, oder von vornherein das Vergebliche eines Versuchs, die öffentliche Meinung aufzuklären, erkannten, oder vielleicht gar selbst in das andere Lager hinübergezogen wurden.

Allein die Frage des Handelsvertrages ist selbst nur der Anfang der Krise, in welche wir eingetreten sind, und die Stellung, welche Würtemberg, Volk und Regierung, bis jetzt eingenommen, ist ein Fingerzeig auch für seine künftige Haltung. Die Anerbietungen Oestreichs, die Projecte der Würzburger wer-

den in dem Grade im Werthe steigen, als Preußen in seiner bloßen Negation verharrt. Hätte es zur rechten Zeit die Initiative zur Schaffung eines Zollparlaments ergriffen, so hätte dieser Schritt auch in Schwaben auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen, es wäre ein bedeutsamer Vorgang für die Lösung der deutschen Frage gewesen, und die ganze jetzige Krisis wäre dadurch vermieden worden, denn gestützt auf das Zollparlament hätte Preußen den Widerspruch der Regierungen oder einzelner Landschaften nicht zu fürchten gehabt. Heute, nachdem die Gegensätze bereits auf einander geplatzt sind, ist es mehr als zweifelhaft, ob das Zollparlament die bestehenden Schwierigkeiten beseitigen würde, es würde auch auf keinen Dank in Süddeutschland mehr rechnen dürfen, wo man in wirklichem oder affectirtem Trotze mehr und mehr in dem Gedanken an eine Auflösung des Zollvereinsbandes und an eine Zolleinigung der süddeutschen Staaten mit Oestreich sich gefällt.

Noch ist nicht alles verloren, aber vieles wieder gut zu machen. Es ist nicht genug, daß Preußen entschieden auf dem von ihm eingeschlagenen handelspolitischen Wege beharrt, um den Widerstand der Minorität der Zollvereinsstaaten zu überwinden. Die Kraft des letzteren ist nicht zu unterschätzen, er dürfte sich nur zum völligen Bruche steigern, wenn Preußen mit der handelspolitischen nicht zugleich seiner politischen Aufgabe gerecht wird. Nur wenn Preußen die nationalen Elemente des deutschen Volkes wieder für sich gewinnt und auf sie gestützt eine wahrhaft deutsche Politik treibt, wird sich vermeiden lassen, was das größte Nationalunglück wäre, aber deutlich im Hintergrund der jetzigen Kämpfe droht: — die handelspolitische, später die politische Trennung Deutschlands durch die Mainlinie.

Die östreichische Reiterei.

Keine Truppe der östreichischen Armee ist seit ihrem Bestehen in ihrem Geiste, ihrem Wirken, ihren innern Institutionen, ihren Tugenden und Vorzügen, aber auch in ihren Mängeln und Schattenseiten so unverändert geblieben, als die Reiterei. Sie unterscheidet sich mehr als irgend ein anderer Bestandtheil des Heeres von den gleichnamigen Truppen aller andern Staaten

Europa's, und eben deshalb bietet sie ein gewiß ebenso anziehendes als lehrreiches Bild.

Gebe man dem Kürassier ein Costüm aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und dem Husaren eines aus der gleichen Zeitepoche des vorigen, und man wird die beiden conscriptionsmäßig assentirten Soldaten der Gegenwart innerlich und äußerlich kaum von dem „des Glückes Stern folgenden Friedländischen Reitersknecht" und dem von den Ständen geworbenen Husaren Nadasdy's unterscheiden können.

Große Feldherrn und engherzige Pedanten, geniale Reformbestrebung und kindische Soldatenspielerei haben wechselweise alles erschöpft, aber die Reiter sind dieselben geblieben.

Tapfer bis zur Tollkühnheit und dabei doch eine unverwüstliche Zähigkeit besitzend, aber meist unter schlechter Führung, oder — wenn gut geführt — ohne Unterstützung gelassen und in der Verfolgung der errungenen Vortheile durch Hemmnisse der verschiedensten Art aufgehalten, hat sich die östreichische Reiterei auf mehr als hundert Schlachtfeldern mit Ruhm bedeckt, aber dennoch nur höchst selten den Sieg entschieden. Entweder war sie der einzige siegreiche Theil des ganzen Heeres und wurde erst durch dieses in den allgemeinen Rückzug mit fortgerissen, oder ihr Sieg führte, der mangelhaften Anordnungen wegen, gerade zur Niederlage des Heeres selbst, oder endlich kämpften die einzelnen Regimenter und Schwadronen mit Erfolg, während die Gesammtmasse unglücklich war. Die Kräfte, über welche man verfügte, waren vollkommen ausreichend, aber man wußte von ihnen keinen wirksamen Gebrauch zu machen.

Gegenwärtig besteht die östreichische Reiterei aus Kürassieren, Dragonern, Husaren und Ulanen*). Die Cheveauxlegers sind seit dem Jahre 1851 abgeschafft.

Erstere bestanden bis vor zwei Jahren aus acht Regimentern, das Regiment zu sechs Feldschwadronen und einer Depotschwadron. Sie trugen schwarze schußfeste Brustharnische, weiße Waffenröcke, blaue Pantalons und Helme von einer wirklich gefälligen Form.

Vier Regimenter bestanden ausschließlich aus Böhmen, die andern aus Oestreichern, Steirern, Kärnthnern, Mährern und Böhmen. Doch waren die böhmischen Kürassiere die besten, sowohl wegen ihrer Tapferkeit und Ausdauer, als auch wegen ihrer Größe und Körperkraft. Freilich durfte man nicht er-

---

*) In Oestreich darf man jetzt nicht mehr, wie es in allen Armeen Deutschlands gebräuchlich ist und auch dem Wortlaute entspricht, „Hußar" und „Ulan" schreiben, sondern eine eigene Verordnung hat bestimmt, daß diese Truppen „Husaren" und „Uhlanen" zu heißen haben!

warten, die Bevölkerung des ganzen Landes gleichmäßig vertreten zu finden. Die schwächlichen Bewohner der Fabriksdistricte des Erz-, Riesen- und Fichtelgebirges hätten wahrlich eine traurige Rolle bei der schweren Reiterei gespielt. Aber es war das Flachland der nördlichen und östlichen Kreise und an der mährischen Grenze, dessen aus Deutschen und Czechen gemischte Bevölkerung und dessen Wohlstand das Material — Pferde und Mannschaft — der trefflichen schweren Reiterei Oestreichs lieferte. Man kann sich einen Begriff von den physischen Eigenschaften des Menschenschlages in jenen Gegenden machen, wenn man erfährt, daß von den 21 Rekruten, welche ein Assentirungsbezirk des Leitmeritzer Kreises vor drei Jahren zu stellen hatte, zwei zur Artillerie, die andern aber durchaus zu den Kürassieren und Dragonern abgestellt wurden. Vor zwei Jahren wurden die Kürassiere durch die Umgestaltung der Dragoner um vier Regimenter vermehrt, legten aber die Brustkürasse ab. Demungeachtet wurde der Name „Kürassier" beibehalten. Dies erinnert ziemlich stark an jene famosen „Husaren zu Fuß", welche im vorigen Jahrhundert ein kleiner Fürst des deutschen Reiches errichtete. Doch geht man jetzt mit dem Plane um, die Kürasse wieder einzuführen, und zwar Doppelkürasse, welche allerdings nicht vollkommen schußfest sein, aber den Mann gegen den Stich und Hieb sichern und ihn weniger belasten würden.

Seit dem dreißigjährigen Kriege, von welcher Epoche her die Entstehung der östreichischen Armee datirt werden kann, haben die Kürassiere sich als eine tapfere Reitertruppe bewährt, und wenn sie auch mitunter nicht das leisteten, was sie hätten leisten können, so ist doch bei ihnen kein Fall vorgekommen, in welchem das Gebot der militärischen Ehre von einer ganzen Abtheilung verletzt worden wäre. Kein Regiment ist zum Feinde übergegangen, keines ist ohne Kampf feldflüchtig oder meuterisch geworden, und kein einziges ist, ausgenommen bei Waffenstreckungen ganzer Armeecorps, gefangen genommen worden. Und auch da haben sich mehrmals die wackern Kürassiere — wenn auch mit furchtbaren Verlusten — wie z. B. bei Leuthen, Ulm und Regensburg durchgeschlagen Wohl aber sind mehre Regimenter bei verschiedenen Gelegenheiten bis auf den letzten Mann auf dem Platze geblieben.

Die Kaiserkürassiere bei Fère Champenoise und die Kürassierbrigade des Generals Ottinger 1848—49 in Ungarn) haben sich als würdige Nachkommen der Pappenheimischen und Sporkischen Reiter bewährt.

Von den Dragonern bestehen gegenwärtig nur zwei Regimenter, beide sowohl durch ihre Geschichte als durch ihren Namen genügend bekannt. Das Regiment „Prinz Eugen von Savoyen" wurde von diesem größten Feldherrn Oestreichs 1683 errichtet und hat sich unter dessen Führung, sowie in allen spätern Kriegen rühmlich bewährt. Nur 1859, in der Schlacht bei Solferino ritt es mit noch einem andern Regimente beim ersten Beginn des Kampfes,

ohne nur eine einzige Attake zu machen, davon und war den ganzen Tag über nicht wieder auf dem Schlachtfelde zu erblicken. Freilich war an dieser schmählichen Retirade weniger das Regiment, als der General Lauingen schuld, welcher hierfür mit der einfachen Entlassung noch gelinde genug bestraft wurde. Das Regiment „Fürst Windischgrätz" machte sich zuerst in der Schlacht bei Kollin einen Namen und kämpfte später als „Latour-Dragoner" in den Niederlanden mit fast beispielloser Tapferkeit. Bis 1859 bestanden acht Dragonerregimenter, von welchen seither, wie bereits erwähnt, vier in sogenannte Kürassiere verwandelt und zwei ganz reducirt wurden. Auch wurde die Bekleidung der beiden überbleibenden Regimenter geändert und es erhielten dieselben anstatt der weißen dunkelgrüne Waffenröcke und Pantalons.

Gegenwärtig werden sie zur leichten Reiterei gerechnet und erhalten deshalb auch nach und nach ungarische und polnische Pferde. Die Mannschaft besteht ausnahmslos aus Böhmen.

Die Ulanen sind eine der Neuzeit entstammende Truppe und ihre Geschichte reicht nicht über den Beginn der französischen Revolutionskriege hinaus, doch haben sie sich seither in allen Kriegen als besonders verwendbar erwiesen, und eben darum ist die Vermehrung dieser Truppe so auffallend rasch vor sich gegangen. Das erste — jetzt noch als eines der vorzüglichsten Regimenter bekannte, Ulanenregiment wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts errichtet und hatte binnen kurzer Frist bereits solche Erfolge aufzuweisen, daß man bis zum zweiten Pariser Frieden die Zahl der Regimenter auf vier erhöhte. Dabei blieb man jedoch bis zu den italienischen und ungarischen Feldzügen. Die Husaren standen größtentheils auf der Seite der ungarischen Insurgenten, und es fiel daher in den Ebenen Ungarns der Mangel an leichter Reiterei doppelt schwer in die Wagschale.

Die Ulanen zeigten sich hier den Husaren noch am meisten gewachsen, man glaubte also unbedingt einzig in der Vermehrung der Lanzenreiter das Heil suchen zu müssen. Aber man dachte nicht daran, daß die Lanze eine Nationalwaffe sei und daß diese vier Regimenter gerade aus lauter Polen bestanden, und man übersah es ferner, daß sich außer den Ulanen auch ein Chevauxlegersregiment — und zwar ein italienisches — besonders furchtbar gemacht hatte und daß unter der piemontesischen Reiterei gerade die Lanziers das Wenigste leisteten, während die Carabinieri und Cavalleggieri sich selbst den östreichischen Husaren mit Erfolg entgegenstellten. Hätte man übrigens nur jene Regimenter, deren Mannschaft sich vermöge ihrer Nationalität dazu eignete, in Ulanen umgewandelt, so wäre solches eine höchst passende Maßregel gewesen. Sowie in einer wohlgeordneten Haushaltung jedem derjenige Platz zugewiesen werden soll, welchen er vermöge seiner Fähigkeiten auszufüllen vermag, ebenso soll auch in dem Kriegsheere eines Staates, dessen Bevölkerung aus so vielen

Nationalitäten besteht, die möglichste Rücksicht auf die Neigungen und Eigenschaften der letzteren genommen werden. Bis dahin hatte man in Oestreich diesen Grundsatz auch ziemlich streng befolgt und war dabei sehr wohl gefahren. Nun aber mußten die Chevauxlegers durchaus in Ulanen umgeschaffen werden, ungeachtet man zu derselben Zeit in Preußen das Unzweckmäßige, die gesammte Landwehrcavalerie mit Lanzen zu bewaffnen, einzusehen und abzustellen begann.

Die Sache war bald geschehen. Binnen zwei Monaten gingen 11,000 Piken aus den Waffenwerkstätten in Wien hervor, die Monturscommission lieferte die nöthigen Monturen und — die Ulanen waren fertig. So verzichtete man darauf, in den steirischen, östreichischen und böhmischen Regimentern eine tüchtige leichte Reiterei nach deutschem Schnitte zu haben und schuf dafür eine mittelmäßige, im polnischen Gewande sich nur unbeholfen bewegende Reiterschaar.

Die Husaren, in ihrer Art einzig dastehend und in früherer Zeit die Hauptmasse der östreichischen Reiterei bildend, konnten einst die beste Cavalerie der Welt genannt werden und würden, wenn man nur einige Klugheit beobachtet hätte, auch jetzt noch diesen Rang behaupten.

Gewandt, listig und unermüdlich wurde der Husar als Parteigänger selbst von den Kosaken nicht übertroffen, kam in der Geschicklichkeit im Reiten und Fechten den so berühmten Mameluken gleich, war aber zugleich auch ein guter Linienreiter. Wie viele Carrés wurden von den östreichischen — oder besser gesagt von den ungarischen Husaren durchbrochen, und wie oft warfen die letzteren in geschlossenen Angriffen die schwere Reiterei des Feindes über den Haufen.

Tapfer bis zur Tollkühnheit, kampflustig bis zur Wildheit, stolz und trotzig, war und ist der Husar furchtbar im Angriffe. Ohne die Menge seiner Gegner zu zählen, wirft er sich auf sie, er hört nicht den Ruf seines Führers, der der Uebermacht im besonnenen Rückzuge ausweichen will, verschmäht den ihm angebotenen Pardon und kämpft fort, bis er todt oder verwundet vom Pferde sinkt. Was hätten diese Reiter in so mancher Schlacht leisten können, wenn sie besser geführt worden wären!

Daß die Husaren im Jahre 1848 sich den Reihen der Insurgenten angeschlossen, war eine ganz natürliche Sache, und die östreichische Regierung trug an diesem Abfalle die größte Schuld.

Die Mehrzahl der Husarenregimenter stand in Ungarn. Sein Vaterland und seinen König liebend, hörte der Husar den Ruf des ersteren, wurde von dem legal eingesetzten Kriegsministerium in den Kampf geschickt und erfuhr, daß sein König von der deutschen und kroatischen Camarilla gefangen gehalten werde und abgesetzt worden sei. Konnte da der gemeine Mann anders handeln.

als wie er wirklich handelte? Wußten doch nur wenige Offiziere, wie die Verhältnisse standen. Mit dem Ruf: „Es lebe Ferdinand der Fünfte“ zogen die Husaren in den Kampf und geriethen in die größte Erbitterung, als die provisorische Regierung ihnen ihre östreichischen — schwarzgelben Abzeichen nehmen wollte. Auf Befehl ihres Kaisers und Königs kämpften sie gegen den als offenen Rebellen erklärten Jellachich und wurden dann selbst als Rebellen erklärt, weil sie nicht augenblicklich nach der Veröffentlichung einiger Manifeste, welche kaum dem Tausendsten zu Gesichte kamen, ihre Fahne verlassen und sich mit demselben Rebellen vereinigt hatten. Doch wiederholte sich hier nur der so oft vorgekommene Fall, in welchem es nur von dem Zufalle abhängt, ob eine und dieselbe Handlung als Hochverrath oder als die unerschütterlichste Treue betrachtet wird.

Doch vergrößerte die damalige östreichische Regierung in muthwilliger oder thörichter Weise die Zahl ihrer Gegner, indem sie auch jene Husarenregimenter, welche in den deutschen Provinzen standen, nach Ungarn schickte.

So erging es einem in Wien stationirten Regimente. Als der Befehl zum Abmarsche erschienen war, meldete sich der Oberst krank, der nächste Stabsoffizier hatte Urlaub genommen. Das Unvermeidliche vorhersehend und um seine eigene Zukunft oder um die Ehre seines Regiments besorgt, verlangte der Stabsoffizier, welchem das Commando zukam, auf das dringendste, daß man seine Husaren nach Italien schicken möge, wo er sich für die Treue des Regiments verbürge, während er in Ungarn für Nichts stehen könne. Zweimal brachte der Wackere seine Bitte vergeblich vor, das dritte Mal wurde er gar nicht vorgelassen, sondern erhielt den gemessensten Befehl zum augenblicklichen Abmarsche. Radetzky allein wußte seine Husaren zu behandeln. Von den beiden in Italien stehenden Husarenregimentern desertirte auch nicht ein Mann, obgleich sich zahlreiche Agenten Kossuths herumtrieben und es an den mannigfaltigsten Verlockungen zur Heimkehr ins Vaterland nicht fehlte.

Spielte die östreichische Regierung auf diese Art den besten und größten Theil ihrer leichten Reiterei in die Hände der Insurrection, so that dagegen auch die ungarische Regierung alles, um den Geist und die materielle Trefflichkeit dieser Truppe vollständig zu ruiniren.

Aus den 64 Schwadronen, welche der ungarischen Regierung zu Gebote standen, formirte man 180. Es mußten da viele untaugliche Subjecte und viele unbrauchbare Pferde mit aufgenommen werden; aber damit noch nicht zufrieden, löste man endlich auch die noch bestehenden Stämme auf und zerstreue deren Mannschaft nach allen Richtungen, da man sich vermuthlich nach der ausgesprochenen Erklärung der Republik vor den in monarchischen Institutionen erzogenen Husaren fürchtete. Man gab ihnen unwissende Offiziere, die ihre Patente gewöhnlich mehr ihrer republikanischen Gesinnung, als ihren Verdiensten oder wenigstens ihrer Dienstzeit zu verdanken hatten. Und so kam es, daß

die Husaren gegen das Ende des Krieges nicht im entferntesten jenen Reitern glichen, welche ein Jahr zuvor gegen die Serben und Kroaten ausgezogen waren.

Aus diesen Elementen wurden nach der Beendigung des Kampfes die neuen östreichischen Husarenregimenter gebildet, wozu noch, da man dem alten Wahlspruche divide et impera auch hier folgte, Individuen aller andern Nationalitäten des Staates beigegeben wurden. Doch geschah dieses nicht in so umfassender Weise, wie bei der Infanterie. Wohl aber suchte man alles Nationale, mit Ausnahme der Kleidung, möglichst zu verdrängen, handhabte den Dienst weniger in einer strengen als einer kleinlich bedrückenden Weise und ließ, was die stolzen Ungarn am tiefsten kränken mußte, ihnen bei jeder Gelegenheit Mißtrauen und den Stachel des Vorwurfes fühlen.

Nach dem orientalischen Kriege fing man an, nachsichtsvoller oder vielmehr gerechter zu werden und die Husaren rechtfertigten auch das in sie gesetzte Vertrauen in dem französisch-italienischen Kriege durch die glänzendste Tapferkeit. Namentlich thaten sich die Reiter des Regimentes „König von Preußen" unter ihrem Obersten Edelsheim hervor.

Diese tapfern Krieger thaten, was vor ihnen nur die sächsische Brigade Thielemann bei Borodino und in noch früherer Zeit General Römer mit seinen Husaren bei Mollwitz ausgeführt hatten. Der Oberst verlangte einige Freiwillige und — das ganze Regiment ritt vor! Sie warfen die ihnen zunächst stehenden feindlichen Truppen, drangen durch alle feindliche Treffen, ja bis hinter die Reserven vor und rasten, als sie sich allein sahen, auf demselben Wege, zwischen den nur fünfzig Schritte von einander entfernten feindlichen Infanteriemassen hindurch, zu den Ihrigen zurück. Daß dieses kühne Reiterstück ohne Erfolg blieb, war eben nur die Schuld der obersten Heeresleitung und der übrigen Anführer, welche mit ihrer zahlreichen Cavalerie theils unthätig zusahen, theils die letztere unnöthigerweise bereits früher so erschöpft hatten, daß sie nun beim besten Willen nichts Ordentliches leisten konnte. — Immerhin aber haben sich auch in diesem Falle die Husaren als eine ausgezeichnete Reitertruppe bewährt und bewiesen, was sie unter guter Leitung zu leisten im Stande sein würden.

Ob die neuesten Reformen bei der leichten Reiterei den Werth derselben und besonders der Husaren erhöht haben oder erhöhen werden, soll später berührt werden.

In Anfang des letzten Krieges begann man in den meisten Provinzen berittene Freicorps zu errichten, von welchen jedoch die meisten blos auf dem Papiere standen und nur die ungarischen so weit vorschritten, daß sie noch vor dem Friedensschlusse bei Villafranca marschbereit waren. Die Ungarn haben zu jener Zeit eine große Opferwilligkeit bewiesen.

Nach dem Ende des Krieges wurden alle Freicorps sogleich entlassen. Nur die ungarischen berittenen Freicorps wurden hiervon ausgenommen.

Entweder aus eigenem Antriebe oder durch die Agitationen verschiedener Wohldiener, vielleicht auch der um ihre Zukunft besorgten Offiziere dazu bewegt, reichte die Mannschaft dieser Freicorps ein Gesuch um die Nichtauflösung ihrer Truppe ein.

Man war von den Leistungen der Husaren in Italien überrascht, hielt also die Vermehrung derselben für sehr vortheilhaft; zugleich aber war man von der Nothwendigkeit durchgreifender Reformen überzeugt, glaubte jedoch dieselben weniger bei einer schon länger bestehenden und daher in die alten Institutionen mehr eingelebten, als bei einer ganz neu errichteten und ohnedieß einer weiteren Ausbildung bedürftigen Truppe mit Leichtigkeit und Vortheil erproben zu können und gab daher bereitwillig die Zustimmung zu dem Fortbestande der freiwilligen Husaren, welche in zwei Regimenter formirt wurden. Bald fand man an der Idee solchen Gefallen, daß man auch ein Freiwilligen-Ulanenregiment errichtete, zu welchem aber, da sich im Frieden keine Freiwilligen melden wollten, die durch die Standesverminderung anderer Regimenter überzählige Mannschaft übersetzt wurde.

Nun war für die Projectenmacherei, Pedanterie und Soldatenspielerei ein weites Feld geöffnet und man konnte nach Herzenslust organisiren, adjustiren, drillen und paradiren. Allerdings wurde dem braven Edelsheim das Brigadecommando über die Freiwilligen übertragen, doch hatte er hinsichtlich der Organisation gar nichts zu sagen und mußte auch in der Leitung des Dienstes den Ansichten derjenigen huldigen, welche nur auf den Wiener Exerzierplätzen geglänzt, auf dem Schlachtfelde aber durch die Kopflosigkeit ihrer Anordnungen sich zum Gespött jedes Lieutenants gemacht hatten. Ebenso ging es dem Fürsten Franz Liechtenstein, welcher zum Generalinspector der Reiterei ernannt wurde und jedenfalls zu den besseren östreichischen Generalen zählt, wenn auch seine Operationen in dem Treffen bei Schwechat einen strengen Tadel verdient haben.

Das Erste, womit man sich mit dem größten Eifer beschäftigte, war die Adjustirung der Freiwilligen. Die Bestimmungen über die Farbe und Zahl der Knöpfe, über die Gestalt der Kopfbedeckung und die Zeichnung der Verschnürungen nahmen viele Sitzungen und viel Kopfzerbrechen in Anspruch, bis endlich eine Bekleidung zu Stande kam, welche wohl kaum phantastischer gedacht werden konnte. Die Ulanen sahen dabei wenigstens malerisch aus und konnten der Abwechslung halber und da es nur ein einziges Regiment betraf, passiren, dagegen waren die Husaren wirklich geschmacklos costümirt und glichen den halb französisch halb ungarisch gekleideten Pesther Zierbengeln mehr, als einer ausschließlich für den Parteigängerkrieg bestimmten leichten Reitertruppe.

Wenn nun auch nebenbei mit wirklichem Eifer die entsprechende Ausbildung

dieser Freiwilligen gefördert wurde, so wurde doch auf der andern Seite sehr viel Unnützes und blos auf den Schein Berechnetes betrieben, vorzüglich aber alles, was an den Charakter einer aus Freiwilligen bestehenden Truppe erinnern konnte, zu entfernen gesucht. Die Offiziere suchte man auf die nämliche Weise zu purificiren d. h. zu entfernen und durch in der Kaserne und im Schlendrian des Friedensdienstes geschulte Individuen zu ersetzen, wie es die Sardinier ihrer Zeit bei der Armee Garibaldi's gethan haben. Außerdem führten die weit höher gespannten Anforderungen des Dienstes einen rascheren Wechsel der Offiziere und Unteroffiziere herbei, indem die nicht allen körperlichen Anforderungen Gewachsenen sofort entfernt und durch rüstigere Männer ersetzt, diese aber nach einiger Ausbildung als Lehrer zu ihren Regimentern zurückversetzt wurden. Dieses an sich ganz vortheilhafte System wurde aber nebenbei auch zu Gunsten jener mißbraucht, welchen man ein unverdientes schnelleres Avancement gewähren wollte, daher diese Regimenter nach dem Ausdrucke eines bekannten höheren Militärs einem Taubenhause glichen, wo hülfebedürftige Protectionskinder, wirkliche und scheinbare Invaliden und incorrigible Edelleute aus- und einflogen. Die Mannschaft wurde durch verschiedene Mittel dahin gebracht, ihren Abschied oder einen längeren Urlaub zu nehmen. Namentlich wurde der Stock in einer Weise gebraucht, wie es in neuerer Zeit wohl bei keiner andern östreichischen Truppe vorgekommen ist. So ist daher, trotz des erst dreijährigen Bestandes dieser Truppen, die Mannschaft derselben mehr als zu drei Viertheilen erneut worden und von den ursprünglich eingetheilt gewesenen Offizieren mögen bei allen drei Regimentern kaum sieben bis acht verblieben sein.

Diese Regimenter waren demnach in der Wirklichkeit schon längst einer regulären, aus Conscriptionspflichtigen ergänzten Truppe gleich geworden, doch führten sie noch immer die Benennung Freiwillige, was gar Manchem ein Dorn im Auge war. Als man daher den Zeitpunkt dazu gekommen glaubte, schaffte man auch dieses unliebsame Beiwort ab und reihte die Freiwilligenregimenter ganz einfach den regulären Husaren und Ulanen an. Doch sollten sie nicht die Kleidung der letzteren annehmen, sondern nach dem Muster der bisherigen Freiwilligen ausgerüstet, bewaffnet, gekleidet und einexercirt werden. Das wenige Zweckmäßige und Schöne, welches durch diese Umgestaltung erzielt werden dürfte, wird von dem offenbar Unschönen und Unpraktischen bei Weitem überwogen, und es lohnt gar nicht der Mühe, auf diesen Gegenstand näher einzugehen, um so mehr als derselbe, wie die meisten andern Dinge im östreichischen Militärwesen, auch nur wieder als ein bloßes Provisorium zu betrachten sein und bei der ersten Gelegenheit durch ein anderes System ersetzt werden dürfte. Uebrigens wäre auch die gänzliche Auflösung dieser Freiwilligen von keinem sonderlichen Nachtheile gewesen und

am mindesten von der Bevölkerung jener Orte, in denen sie einquartirt sind, bedauert worden, da wohl schwerlich von der Mannschaft irgend einer andern Truppe so viele Excesse begangen worden sind. —

Was hier bis jetzt über die Beschaffenheit der verschiedenen Gattungen der östreichischen Reiterei gesagt wurde, spricht, obschon manche große Uebelstände grell hervortreten, doch mehr für als gegen den Werth derselben.

In der That ist auch das Material der östreichischen Reiterei, was die Mannschaft, Remontirung und Bewaffnung anbelangt, von besonderer Vorzüglichkeit. Auch die Bekleidung, die taktische Eintheilung, das Verhältniß der verschiedenen Waffengattungen unter sich, und selbst die Reglements und Dienstvorschriften sind besser als in manchen andern Staaten. Mann für Mann einzeln einander gegenüber gestellt, würden wohl auch die östreichischen Reiter der Cavalerie der meisten andern Staaten, zumal der französischen und italienischen weit überlegen sein. Wenn nun trotzdem die östreichische Reiterei im Ganzen und Großen selten das leistete, was man nach ihren Einzelthaten zu erwarten berechtigt war, und nicht selten gegen eine selbst nur mittelmäßige feindliche Reiterei keine entscheidenden Erfolge erringen konnte, so lag der Grund hievon abgesehen von der mangelhaften Leitung des gesammten Heereswesens in den fehlerhaften innern Institutionen und in dem Mangel tüchtiger Befehlshaber.

Die Reiterei wird im Allgemeinen aus der ackerbautreibenden Bevölkerung rekrutirt, und nur selten wird bei der Rekrutirung auch ein in einer größeren Stadt erzogener Militärpflichtiger einem Cavalerieregimente zugewiesen, da der Sohn des Dorfes gewöhnlich stärker und gesünder ist, auch mit Pferden besser umzugehen weiß, als das schwächliche nur an sein Gewerbe, den Kaufladen oder an den Schreibtisch gewohnte Stadtkind. Es entgehn dabei aber auch der Cavalerie alle jene Burschen, die in jeder größeren Stadt zu Hunderten und Tausenden zu finden sind und von ihren Eltern und Brodherren nur zu gern mit der Benennung „Taugenichts" bezeichnet zu werden pflegen, aber unter der strengen militärischen Zucht gewöhnlich sich in die unternehmendsten, geschicktesten und aufgewecktesten Soldaten verwandeln, sehr bald zum Unteroffizier und wenn es einen Krieg gibt auch zum Offizier vorrücken. Diese Gamins kommen daher meistens den Jägern und den technischen Waffengattungen zu Gute. Auch als Freiwillige treten aus dieser Classe nur wenige ein, da auf kein rasches Vorrücken — besonders zum Offizier zu hoffen ist, der Dienst strenger gehandhabt wird, die Regimenter meistens auf dem Lande stationirt sind und leidige Pferdputzen Manchen abschreckt. Auf diese Weise sind also unter der Mannschaft weniger bildungsfähige Elemente als bei andern Truppen, und die Bedingung „wenn er nur lesen kann und schreiben" ist noch heute diejenige, welche die Beförderung zum Unteroffizier besonders befürwortet.

Doch sind diese Verhältnisse mehr oder minder auch bei der Reiterei anderer Staaten zu finden. Desto mehr sollte also auf die Heranziehung tüchtiger, kenntnißreicher Offiziere gesehen werden. Leider sieht es aber in dieser Hinsicht ebenfalls ziemlich traurig aus. Die Infanterie und die andern Truppengattungen erhalten alljährlich aus den Akademien und Cadettenhäusern mehre in den Militärwissenschaften gut ausgebildete Offiziere. Außerdem gibt es bei jedem Regimente eine nicht unbedeutende Anzahl sogenannter Regimentscadetten, welche, obgleich höher gestellten Anforderungen nicht besonders genügend, doch im Allgemeinen eine bessere Erziehung genossen haben und aus welchen sich immer wenigstens einige ganz taugliche Individuen auswählen lassen. Auch werden zeitweilig besonders befähigte Unteroffiziere zu Offizieren befördert, wobei nicht allein auf praktische Kenntniß des Dienstes, sondern auch auf den Besitz einer hinreichenden gesellschaftlichen Bildung gesehen wird.

Nicht so bei der Cavalerie. Hier entschieden und entscheiden leider noch in den meisten Fällen die Geburt und das Vermögen des betreffenden Adspiranten über dessen Befähigung zum Offizier.

Man kann nicht sagen, daß das Offiziercorps der östreichischen Reiterei ein so ausschließlich adeliges sei, wie z. B. jenes der preußischen, denn es finden sich auch viele Bürgerliche vor. Aber es dürfte der besitzlose Militäradel und das arme Junkerthum, aus welchen sich das Offiziercorps der preußischen Cavalerie zum größten Theile ergänzt, immer noch Besseres liefern, als vor nicht langer Zeit in manchem östreichischen Cavalerieregimente zu finden war.

Denn der besitzlose Edelmann wird seinen Dienst mit wahrem Eifer verrichten und ihn als seinen Beruf, nicht aber als eine noble Passion betrachten; sein sich allenfalls kundgebender Stolz oder Uebermuth wird nur der Ueberschätzung der Wichtigkeit seines Standes entspringen und daher eher zu verzeihen und zu ertragen sein, ja in gewissen Fällen sogar gute Früchte tragen.

Die östreichischen Cavalerieoffiziere hingegen könnten am besten mit jenen der englischen Armee in eine Parallele gesetzt werden, und was von den letzteren gesagt werden kann, gilt oder galt wenigstens noch vor kurzer Zeit mit geringen Ausnahmen von den ersteren. War ja doch bis zum Jahre 1848 der Stellenkauf gesetzlich gestattet! Derselbe ist nun zwar gänzlich aufgehoben, — aber ist es etwas Anderes, wenn der Commandant eines Regimentes nur denjenigen als Cadetten aufnimmt, welcher zum mindesten 100 Gulden monatliche Revenüen besitzt und sich aus eigenen Mitteln zu equipiren und zwei Reitpferde zu halten verpflichtet? Bei manchen Regimentern werden noch übertriebenere Anforderungen gestellt. Nur selten verlangt ein Zögling einer Akademie zur Cavalerie versetzt zu werden; denn ihm, welcher gewöhnlich der Sohn eines Militärs oder solcher Eltern ist, welche ihren Kindern kein anderes Erbe als eine gute Erziehung zu geben vermochten, ist der Aufwand, zu welchem er als Cavalerie-

offizier verpflichtet wird, unerschwinglich. Er dient, um sein Fortkommen zu finden und sich eine gesicherte Zukunft zu gründen und würde neben seinen oft überreichen Kameraden nur eine traurige Rolle spielen.

So sind es denn die Cadetten, welche die Pflanzschule der Offiziere bilden. Nach dem Vorhergesagten läßt sich auf die Persönlichkeit derselben leicht schließen. Und wenn auch der Oberst mehr auf das wahre Verdienst, als auf Geburt und Vermögen sehen würde, so würden doch die übrigen Offiziere den Unbemittelten oder Nichtadeligen, den man in ihren Kreis „einschieben" wollte, nur in den seltensten Fällen dulden, sondern ihn auf jede mögliche Weise zu entfernen suchen. So besteht denn die Mehrzahl der östreichischen Cavalerieoffiziere aus Adeligen vom höchsten Range, geringeren Edelleuten und Bürgerlichen von oft ungeheuerem Vermögen, natürlichen Kindern einflußreicher Würdenträger und ausländischen Abenteurern, welche unter der Protection irgend eines Ministers, Gesandten oder selbst eines kleinen Souverains in Oestreich ihr Glück zu machen hoffen.

Man darf nur einen Blick in die Offizierslisten mancher Regimenter werfen, um von der Wahrheit des Gesagten überzeugt zu werden.

Vor wenigen Jahren befanden sich unter den Offizieren eines gewissen Regimentes drei Fürsten, zwölf Grafen, neun Barone, ein Ritter, ein Bojar aus der Moldau und elf andere Edelleute. Nur ein einziger Bürgerlicher verunzierte dieses hocharistokratische Kränzchen. Aber dieser Mann war weder durch Gewalt noch durch Ueberredung fortzubringen. Endlich gelang es durch die Auszahlung einer namhaften Summe, den Plebejer zu einem Tausche geneigt zu stimmen und an seiner Stelle einen Grafen für das Regiment zu acquiriren. Doch dauerte der Jubel der noblen Coterie nicht lange, da das Regiment bei der nächsten Besichtigung als gänzlich herabgekommen befunden und sein Offiziercorps deshalb nach allen Richtungen zerstäubt wurde*). Bei einem andern Regimente standen zwar sechzehn nichtadelige Offiziere, unter welchen sich freilich sieben Ausländer befanden, dafür aber gab es unter dem adeligen Theile außer einigen inländischen hohen Aristokraten einen Marquis, einen Vicomte, einen Viscount, zwei Esquire's und zum Ueberflusse einen spanischen Caballero. Nur bei den Husaren gab es viele geringere Edelleute und mehre Bürgerliche.

Persönliche Tapferkeit, ja Verwegenheit, Großmuth und Freigebigkeit chevalereskes — oft aber auch ein ziemlich burschikoses Benehmen, Stolz, Spiel-

*) Bei andern Regimentern ging man klüger zu Werke und ernannte immer einige — oft ganz unbemittelte Bürgerliche zu Offizieren, welche dann gegen Bezahlung oder wohl gar auf directen Befehl des Obersten die Dienste ihrer Kameraden verrichten mußten. Der geistreiche Witz der Aristokraten taufte diese Offiziere mit den Namen „Commißoffiziere" oder „Hausknechte".

sucht, Sorglosigkeit in allem, selbst im Dienste, und Unwissenheit oder wenigstens eine zur Schau getragene Verachtung jener Kenntnisse, die außer dem Bereiche des echten Sportsman liegen, sind die Eigenschaften der meisten dieser Offiziere, welche aber auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen kaum anders sein können. Denn so lange nicht nur der bei den Cavalerieregimentern bestehende gesellschaftliche Ton, sondern selbst die höhern Vorgesetzten übertriebene Anforderungen an die Kasse der Offiziere stellen, so lange können auch nur sehr Bemittelte sich in dieser Stellung behaupten. Nicht selten geschieht es, daß der Subalternoffizier bei der Auszahlung der Gagen nicht nur keinen Heller empfängt, sondern noch ein Bedeutendes aufzahlen muß. Unter den verschiedensten Titeln werden ihm von Diensteswegen Abzüge gemacht, er muß zur Erhaltung der Regimentsmusik, Bibliothek, Reitschule, Offiziersfechtschule und Schießstätte, eines Kasino's u. dergl. seinen Theil beitragen und muß an den Wettrennen, Ausflügen und namentlich an den sich ziemlich häufig wiederholenden, zu Ehren höherer Militärs veranstalteten Festdiners und Empfangsfeierlichkeiten sich betheiligen.

So ruinirt sich häufig selbst der Bemittelte während seiner Dienstzeit als Subalternoffizier und sucht sich dann als Rittmeister entweder auf Kosten seiner Schwadron zu revangiren, oder mit den Trümmern seines Vermögens in den Ruhestand zurückzuziehen. Andere thun das Letztere, weil sie den Dienst überhaupt satt bekommen haben oder weil sie von ihren avancementlustigen Kameraden dazu gedrängt werden. Auch pflegen zuweilen die gar zu unfähigen Subjecte auf diese Weise entfernt zu werden, da man bei der Beförderung zum Stabsoffizier doch etwas genauer vorgeht.

Leider wird nur diese Prüfung der Befähigung nicht auf alle ausgedehnt, da der aus einem Fürsten- oder angesehenen Grafengeschlechte Abstammende und derjenige, welcher sich einer besonders hohen Protection erfreut, immer als vollkommen befähigt betrachtet wird. Und so gelangen nicht nur viele Mittelmäßige, sondern auch ganz Unfähige zu den höhern Stellen. Von dem Offizier selbst wird wenig verlangt und kann nach den bestehenden Einrichtungen kaum dieses Wenige mit Recht verlangt werden. Der Cadett tritt nach Ablegung einer Prüfung, die von jedem Elementarschüler leicht bestanden werden kann und welche überdem in den meisten Fällen als eine nichtssagende Formalität behandelt wird, in das Regiment ein. Dort wird er nach einem Jahre, oft schon nach einigen Monaten zum Offizier ernannt. Söhne besonders vornehmer Adelsfamilien treten oft sogleich als Offiziere ein, und im Kriege erlangen auch niedere Adelige, ja selbst Bürgerliche dieselbe Begünstigung, da zu dieser Zeit das Kanonenfieber gewöhnlich eine Menge der blos „aus Plaisir Dienenden“ zu dem Ansuchen um ihren Abschied bewegt. Der Offizier wohnt gewöhnlich in einem Dorfe oder einer kleinen Landstadt bei seinem daselbst einquartirten

Zuge, man ist zufrieden, wenn er diesen zur Noth commandiren und erträglich reiten kann. Es würde selbst um die Grundabrichtung der Mannschaft und um die Dressur der Pferde sehr mißlich stehen, wenn nicht noch immer sehr viele altgediente tüchtige Unteroffiziere vorhanden wären.

Einem solchen überläßt dann auch der Offizier gewöhnlich die Hauptleitung seiner Abtheilung und erscheint nur zuweilen, um seine Zufriedenheit oder sein Mißfallen auszudrücken.

Wenn der Offizier also nicht aus eigenem Antriebe sich mit den Kenntnissen seines Berufes vertraut macht, so wird er in einer höhern Stellung gewiß eine traurige Rolle spielen. Zur Ehre der Offiziere aber muß gesagt werden, daß sich in jedem Regimente immer mehre finden, welche sich dem Studium, freilich mit zu großer Einseitigkeit widmen. Denn auf hundert vorzügliche Hippologen kommt vielleicht nur ein einziger Offizier, welcher auch von den Artillerie-, Generalstabs- und Ingenieurwissenschaften umfassendere Begriffe hat. Daher verstehen auch die aus der Cavalerie hervorgegangenen Generale — die Zahl derselben ist sehr bedeutend — nur selten die andern Truppengattungen zu verwenden und müssen dem Worte ihres Generalstabs- und Artillerieoffiziers unbedingt Gehör geben*). Doch trägt an dieser Einseitigkeit der Cavaleriegenerale auch die fehlerhafte Einrichtung der Friedensübungen, bei welchen die Reiterei nur selten in Verbindung mit den andern Truppengattungen und auch nur selten für sich allein — aber in größeren Massen verwendet wird, die größte Schuld. Es gibt unter den höhern Offizieren der östreichischen Reiterei wohl viele geschickte Parteigänger, während es an tüchtigen Anführern der Reiterei im großen Kriege fast gänzlich mangelt. Uebrigens sind letztere überall eine seltene Erscheinung und vielleicht noch spärlicher als große Feldherrn zu finden.

Nach dem Gesagten sind es also die verhältnißmäßig wenig zahlreichen, wahrhaft eifrigen, sowie ihren Beruf vollkommen erkennenden und erfüllenden Offiziere und hauptsächlich die Unteroffiziere, auf deren Schultern die Leitung des Ganzen ruht. Mit Recht konnte daher ein berühmter östreichischer General sagen, daß, wenn nur der Oberst ein tüchtiger Mann sei und bei jeder Division (zwei Schwadronen) sich nur ein einziger brauchbarer Offizier befinde, das ganze übrige Offizierscorps ohne Nachtheil beurlaubt werden könnte.

Aber trotz aller dieser Uebelstände bleibt die östreichische Reiterei, keinen

*) Der seiner witzigen Antworten wegen bekannte General Lindenau war einst Adjutant bei einem hocharistokratischen Reitergeneral und seinem Rathe waren die glücklichen Operationen des Letzteren zumeist zuzuschreiben. Seine Freunde befragten ihn später, warum er bei dieser Gelegenheit keinen Orden erhalten habe. Da antwortete der General: „Haben Sie schon gehört, daß man jemals dem Souffleur applaudirt hat?“

Uebrigens wäre es auch gut, wenn nur immer auf diesen Souffleur geachtet würde, was im letzten Kriege nur zu oft unterlassen worden ist.

einzigen Bestandtheil derselben ausgenommen, immer eine vortreffliche Truppe und, wenn man die wirklich ausgezeichneten Jäger abrechnet, das Beste des ganzen Heeres. Die Infanterie, obschon einige Regimenter sich von jeher durch Treue und Tapferkeit ausgezeichnet haben, bezieht im Allgemeinen ein zu ungleiches und mittelmäßiges Material und ist auch nationalen Einflüssen mehr als jede andere Truppe unterworfen, wie es 1859 die italienischen Regimenter bewiesen haben. Die Artillerie hat wohl an taktischer Ausbildung und auch hinsichtlich der Brauchbarkeit ihres todten Materials gewonnen, dagegen aber, was die gründliche Ausbildung und Auswahl der Mannschaften und Unteroffiziere betrifft, ersichtlich verloren und ist keinesfalls mit der östreichischen Artillerie zu vergleichen, welche unter Liechtensteins und Colloredo's Leitung sich über alle ihre Schwestern in Europa erhob und auch noch 1848 und 1849 zum Siege der östreichischen Waffen wesentlich beitrug. Die Specialtruppengattungen endlich sind zu unbedeutend, um hier in Betracht gezogen zu werden.

Zum Mindesten aber ist die östreichische Reiterei besser als die italienische und die französische, und es lassen auch noch jetzt die wichtigsten Reformen eine Aenderung dieses Qualitätsverhältnisses zu Frankreichs Gunsten nicht erwarten. Es fehlt nur an einem neuen Pappenheim, um diese Ueberlegenheit auch in dem Kampfe großer Massen auf das entschiedenste herzustellen.

Die wichtigste Eigenschaft jedoch, wodurch sich die östreichische Reiterei auszeichnet, ist ihre rein östreichische Gesinnung. Läßt man den hauptsächlich durch eigene Schuld und eine sich vielleicht nie wieder wiederholende Verknüpfung aller widrigen Umstände herbeigeführten Abfall der Husaren außer Beachtung, so muß die östreichische Reiterei in den ersten Rang derjenigen Truppen, welche der Dynastie unter allen Umständen treu anhängen werden, gesetzt werden. Die Kürassiere, Dragoner und Ulanen, sowie auch selbst die Husaren — wofern die letzteren nicht etwa in Ungarn gegen ihre eigenen Landsleute geführt werden — vergessen, daß sie Deutsche, Böhmen, Ungarn oder Polen sind, sie wollen nur „kaiserliche Reiter“ sein und gehen nur dorthin, wohin sie die Standarte mit dem Doppeladler ruft. Bei den Truppen, welche im Sommer des Jahres 1848 gegen die Südslaven geschickt wurden, befanden sich auch zwei Kürassierregimenter und das Ulanenregiment Schwarzenberg. Als aber die wahren Absichten der Ungarn offen an den Tag traten, trabten die Reiter ohne Säumen in das kaiserliche Heerlager hinüber, während die in gleicher Lage befindlichen nichtungarischen Infanteriebataillone und Artilleriecompagnien zögerten, bis es zu spät war, und in Gefangenschaft geriethen, wobei sie den Uebertritt vieler Einzelner nicht verhindern konnten.

Zwar hat sich die Artillerie von jeher ebenfalls durch ihre Treue ausgezeichnet, aber dennoch haben bei ihr, da sie ein rein bürgerliches Corps ist, liberale Ansichten Eingang gefunden und die Freiheitsbestrebungen des Jahres

1848 wurden wohl nirgends mit solchem Jubel begrüßt, als bei dem aus Jünglingen des Bürgerstandes bestehenden Bombardiercorps. Sollte das constitutionelle Princip in Oestreich einmal zur Wahrheit werden, so wird sicherlich die Artillerie zu den treuesten Stützen der Verfassung zählen. Separatistischen Bestrebungen dagegen wird diese Truppe freilich unerbittlich entgegentreten, da ihre Offiziere und die meisten Unteroffiziere deutscher Abkunft oder Erziehung sind.

Die Treue der Reiterei aber hat mehr ein dynastisches Gepräge, und in dieser Beziehung hat die große Zahl der Aristokraten allerdings ihr Gutes. So lange die Mehrzahl der deutschen, nordslavischen und theilweise auch der ungarischen Adelsfamilien dem Hause Habsburg-Lothringen ergeben bleibt, wird dasselbe auf die unbedingteste Ergebenheit seiner Cavalerie zählen können.

Gewiß würden durch zweckmäßige Reformen auch die östreichische Infanterie und Artillerie auf eine den gleichnamigen Waffengattungen anderer Heere gleiche, ja selbst höhere Stufe gebracht werden können, und man hat auch wirklich in dieser Beziehung bereits manches Gute geschaffen. Doch ist diese Vervollkommnung nur eine mögliche, erst zu erwartende Sache, und es folgt daraus keineswegs, daß man dasjenige, was bereits auf einer höhern Stufe steht, verschlechtern und vermindern müsse. Nachdem sich im letzten Kriege abermals die Ueberlegenheit der östreichischen Reiterei gegenüber der französischen und italienischen Cavalerie gezeigt hatte, wäre es eine von der Klugheit gebotene Maßregel gewesen, dieses Uebergewicht, welches man von der einen Seite besaß, sich dauernd zu sichern und noch zu vermehren, nebenbei aber auch der Verbesserung der übrigen Truppengattungen die gehörige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Statt dessen verminderte man, um die drückende Last des Budgets zu erleichtern, die Reiterei, ohne zu bedenken, daß ein reducirtes Cavalerieregiment nicht so rasch wieder auf den Kriegsfuß gesetzt und eingeübt werden kann, als es bei allen andern Truppen, die Artillerie nicht ausgenommen, möglich ist. Zudem ist die geographische Lage des Staates eine solche, daß er verhältnißmäßig mehr Reiterei bedarf, als die meisten andern Staaten. Auf allen Kriegstheatern (Italien ausgenommen), auf welchen östreichische Truppen in Thätigkeit kommen können, wird eine zahlreiche und gute Cavalerie immer die besten Dienste leisten, und auch im eigenen Lande ist dieselbe unentbehrlich. Ja man kann sogar die Beibehaltung des erhöhten Standes der Reiterei eine den Finanzen günstige Maßregel nennen, da in diesem Falle mindestens die doppelte Anzahl anderer Truppen entbehrt werden könnte. So wurde z. B. in einem Bezirke in Ungarn der Dienst, welchen früher sechs Infanteriebataillone mit Mühe und nur ungenügend verrichten konnten, von vier Ulanenschwadronen mit Leichtigkeit und dem besten Erfolge bestritten.

Seit 1859 wurde die östreichische Reiterei nach und nach um 108 Schwa-

dronen, also um den dritten Theil ihres früheren Bestandes vermindert, außerdem aber auch die Stärke der einzelnen Schwadronen herabgesetzt. Die Stärke der Reiterei ist jetzt beinahe bis zu dem Minimum herabgesunken, welches bei der Armee eines pferdearmen und gebirgigen Landes noch als zulässig angenommen wird. Dafür hat man in anderen Theilen des Armeehaushaltes, wo Ersparungen nicht nur ohne Nachtheil durchzuführen, sondern sogar dringend nothwendig wären, alles beim Alten gelassen, ja noch vermehrt und erweitert.

Und so ist denn die mit so großer Ostentation ins Werk gesetzte und mit der wärmsten Anerkennung begrüßte Reduction des östreichischen Heeres, besonders die der Cavalerie, eine Maßregel, welche eher einem erpreßten Zugeständnisse, als einem reiflich überdachten Plane und einem aus freiem Antriebe gefaßten Entschlusse zugeschrieben werden mag.

Sie ward zur unrechten Zeit und in unrechter Weise, vielleicht gar zu spät ausgeführt, und man hatte — wie es oft geschehen ist — nur die Abhülfe der augenblicklichen Noth vor Augen, ohne an einen ausreichenden Schutz für die Zukunft zu denken.

Wohl mögen die Reichsrathsabgeordneten, als sie jüngst eine abermalige Herabsetzung des Heeresstandes begehrten, vom besten Willen beseelt gewesen sein, und es war ihnen leicht zu verzeihen, wenn sie, gleichmäßig zu verfahren vermeinend, auch die Administrations- und Controlsbehörden nur um etwa ein Fünftel verringert wissen wollten. Aber jene Militärs, welche dort eine maßgebende Stimme hatten, hätten auftreten und darthun sollen, daß die Reiterei nur scheinbar der kostspieligste, wohl aber der am schwersten zu ersetzende Theil eines Kriegsheeres ist, und daß nicht die Erhaltung der kärglich genug besoldeten und verpflegten Truppen, sondern die unverhältnißmäßig große Anzahl der Militärbeamten das Budget auf jene fast unerträgliche Höhe hinaufschraubt, auf welcher sich dasselbe gegenwärtig befindet.

Eine solche Eröffnung würde schwerlich einen offenen Widerspruch erfahren, sondern den Beifall des größten Theiles der Abgeordneten erhalten haben.

A. D.

Eine Negerrepublik in Afrika.

Vor einigen Wochen sah man in Berlin, dann in Leipzig und Dresden zwei Schwarze erscheinen, welche die Aufmerksamkeit des Publicums doppelt in Anspruch nahmen. Waren sie dem Volk des Binnenlandes schon durch ihre Farbe und Gesichtsbildung seltene Vögel, so mußte noch mehr auffallen, daß sie offenbar nicht wie die große Mehrzahl ihrer hier durchreisenden Stammgenossen der niedern Classe angehörten, sondern Leute von Distinction waren.

Der Mohr, so denkt das Volk bei uns in der Regel, gehört auf das Schild des Tabakladens, in die Sklavenplantage, im günstigern Fall in die Bedientenstube, in die Kombüse des Kauffahrers oder in die Bereiterbude. In unserm Fall sah man die beiden Neger in Gesellschaft angesehener Kaufleute die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein nehmen, in Begleitung der jüngern Diplomatie ausfahren, sogar den Ministern in ihren Hotels Besuch abstatten. Man fragte hin und her über die interessanten Gäste, erfuhr dies und jenes, horchte heraus, daß sie ein ganz gutes Englisch mit einem Anflug des amerikanischen Nasentons sprachen, und wurde endlich, wenn man es sehr eilig mit der Lösung des Räthsels hatte, vom Fremdenbuch des Hotels, wenn man warten konnte, von der Abendnummer seiner Zeitung belehrt, daß die schwarzen Gentlemen in der That distinguirte Persönlichkeiten, nämlich Se. Excellenz, Herr Stephen Allen Benson, Präsident der Republik Liberia, und dessen Secretär waren, wozu das Gerücht die Nachricht fügte, daß die Herren die europäischen Höfe bereisten, um im Namen ihres Staats den Abschluß von Handelsverträgen zu betreiben.

Von den Personen wird sich bei Vielen das Interesse dem Lande, aus dem sie kamen, zugelenkt haben, und da dieses bei der jetzigen Verwickelung in Amerika eine gewisse Rolle spielen könnte, so glauben wir den Lesern ein kurzes Capitel über dasselbe schuldig zu sein, zu dem wir das Material aus officieller Quelle *) entnehmen.

Die Republik Liberia ist das Resultat eines Privatunternehmens. Sie wurde, zunächst nicht als Republik, durch das Wohlwollen der Amerikanischen Colonisations-Gesellschaft zu Washington in der Absicht gegründet, freien Farbigen in den Vereinigten Staaten, welche sich wegen des dort gegen alle Neger herrschenden Vorurtheils nicht wohl fühlten, in Afrika ein Asyl zu schaffen. Später kamen zu denen, die dieses Anerbieten durch Auswanderung benutzten, noch alle die Schwarzen, welche durch amerikanische Kreuzer von Sklavenhändlerschiffen befreit wurden, auch schlossen sich eine beträchtliche Anzahl von Landeseingebornen dem neuen Gemeinwesen an, so daß der kleine Staat gegenwärtig eine halbe Million Einwohner zählt, worunter sich circa 16,000 von Amerika Eingewanderte befinden.

Liberia liegt in dem Theil von Guinea, welcher wegen seiner reichen Reisfelder die Kornküste heißt. Seine südöstliche Grenze ist der San Pedro, 78 engl. Meilen östlich vom Cap Palmas, seine nordwestliche der Schebar, 125 engl. Meilen von Monrovia, der größten Stadt des Landes. Die Küstenlinie des Staats ist ungefähr 600 Meilen lang, die Breite desselben beträgt durchschnittlich 100 Meilen,

*) Der Abhandlung Gerard Ralstons, des Londoner Generalconsuls für Liberia. „On the Republic of Liberia, its Products and Resources“, enthalten im Journal der Society of Arts, 23. Mai 1862.

doch ist derselbe einer fast unbegrenzten Ausdehnung nach dem Innern hin fähig, da die Eingebornen sich gern an das mehr Sicherheit gewährende Land anschließen. Das Gebiet von Liberia ist durch mehr als zwanzig Verträge mit den Wilden im Innern zusammengekauft worden. Sein Hauptaugenmerk richtete man dabei auf die Striche an der See, welche die verschiedenen Niederlassungen einst trennten und jetzt zu einem compacten Ganzen verbinden, und durch deren Erwerb erst die Möglichkeit erlangt war, den Sklavenhandel, der früher hier in größter Ausdehnung betrieben wurde, vollkommen auszuschließen. Friedlicher Ackerbau und immer mehr aufblühender Handel verbreiten ihre Segnungen jetzt, wo vor wenigen Jahrzehnten noch Raub und Verkauf von Menschen fast das einzige lebhaft betriebene Geschäft der Stämme dieser Küste war.

Die ersten Ansiedler kamen am 25. April 1822 in Liberia an. Sie stiegen am Cap Mesurado ans Land, zogen, sich als Colonie der Vereinigten Staaten betrachtend, die amerikanische Flagge auf und gründeten Monrovia, die jetzige Hauptstadt des Landes. Ein Vierteljahrhundert verblieben sie hier unter der Obhut der genannten Colonisationsgesellschaft, die sie von Gouverneurs regieren ließ. Am 24. August 1847 endlich wurden sie und die später Hinzugekommenen zu einem freien und unabhängigen Staat erklärt, der den Namen der Republik Liberia erhielt und sofort von England und Frankreich, dann allmählig auch von den übrigen Seemächten Europa's anerkannt wurde. Später erfolgte die Anerkennung mehrer amerikanischer Staaten. Nur die Nordamerikaner hielten bis jetzt zurück, doch ist zu hoffen, daß bei der jetzigen Lage der Dinge auch von dieser Seite die Sanction der Existenz Liberia's als unabhängigen Staats demnächst stattfinden wird.

Obwohl Liberia ursprünglich nur eine Colonie freigeborner Farbiger aus den Vereinigten Staaten sein sollte, so öffnete man doch bald auch den Freigelassenen hier eine Zufluchtsstätte, und es kam dahin, daß viele Sklavenbesitzer ihre Schwarzen unter der ausdrücklichen Bedingung sofortiger Abfahrt nach Liberia freigaben. Beispiele der Art waren in den Südstaaten nichts Seltenes, eines der letzten war der Fall einer Miß Mattie Griffith in Louisville, welche, mündig geworden, ohne Verzug nicht nur allen von ihr ererbten Negern die Freiheit, sondern zugleich die Mittel zur Auswanderung nach Afrika gab. Mehr als sechstausend Bewohner von Liberia gehören in diese Kategorie, und von der großen Mehrzahl derselben läßt sich die erfreuliche Wahrnehmung berichten, daß sie nützliche und werthvolle Angehörige ihrer jetzigen Heimath geworden sind, während sie, hätte man sie in Amerika gelassen, unter dem Druck der Geringschätzung von Seiten der Weißen nur den Pöbel der großen Städte verstärkt haben würden.

Die Erziehung der Colonisten durch die Colonisationsgesellschaft ging aber nicht blos auf Gewöhnung zum Fleiß, zur Ordnung und zur Sparsamkeit aus,

durch welche Tugenden der Wohlstand der Ansiedler herbeigeführt und gesichert wurde; man trug vielmehr Sorge, sie zu vollen civilisirten Menschen werden zu lassen, sie fähig zu machen, sich mit der Zeit selbst zu regieren, und auch das ist wohl gelungen. Die weißen Gouverneurs, welche die Gesellschaft den Liberianern gab, waren umsichtig genug, die klügsten und redlichsten unter den Farbigen sich zur Hülfsleistung in der Administration beizuordnen, und dieses Verfahren hatte so guten Erfolg, daß nach dem Ableben des letzten weißen Gouverneurs Buchanan im Jahre 1841 beschlossen werden konnte, künftig alle Stellen der Regierung mit Einschluß der höchsten mit Farbigen zu besetzen. Der erste schwarze Gouverneur war J. J. Roberts, der diesen Posten sechs Jahre versah, und als die Colonie sich dann in eine unabhängige Republik verwandelte (beiläufig mit Genehmigung der Gesellschaft, von der sie bisher abgehangen) wiederholt die Würde des Präsidenten bekleidete.

Unsere Quelle fließt über von Lobeserhebungen in Betreff dieses ersten Präsidenten Liberia's. Wir lassen einige Stellen daraus folgen, um den Styl und Bildungsgrad der bessern Classe in dem interessanten Negerstaat zu charakterisiren. Mr. Ralston sagt: „Man hätte kein thatkräftigeres, umsichtigeres, wahrhaft achtungswertheres und erfolgreicheres Regierungshaupt finden können, als Mr. Roberts, selbst wenn man die ganze Welt darnach durchsucht hätte. Er kam im Alter von zwanzig Jahren aus Virginien hierher, und obwohl er unter Umständen erzogen worden, die gerade nicht sehr günstig für literarische und wissenschaftliche Entwickelung waren, bewies er sich doch tüchtig in allem, was seine Landsleute von einem obersten Beamten verlangten, und that gleich dem großen Eisernen Herzog (wie Wellington von der Times genannt wird) gewissenhaft seine Pflicht in allen den merkwürdigen Lagen seines vielgestaltigen Lebens. Nachdem er sich wieder in die Reihen des Volks zurückgezogen, wurde er berufen, das hochwichtige Amt eines Präsidenten der Universität von Liberia und eines Professors der Jurisprudenz zu bekleiden, als welcher er die Errichtung eines prächtigen Universitätsgebäudes leitete. Mr. Roberts ist ein Beispiel, wie sehr wir die Geschöpfe der Erziehung und der Verhältnisse sind. Er würde in Virginien ein leibeigner Knecht oder ein Barbier geworden sein, durch seine Wegführung nach Liberia wurde er ein geschichtlicher Charakter."

Das heißt den Mund ein wenig vollgenommen. Das „prachtvolle" Universitätsgebäude dürfte nach unsern Begriffen ein ziemlich bescheidenes Haus sein. Der Vergleich mit dem Eisernen Herzog wird den Engländern sehr wenig passend erscheinen. Auch der geschichtliche Charakter schmeckt stark nach Ueberschwänglichkeit. Indeß darf man es dem Neger nicht zu sehr verargen, wenn er, der aus Amerika schon den bombastischen Styl mitgebracht hat, in seiner Freude über das Gedeihen seiner Race im Vergleich mit dem gedrückten und

verachteten Zustand derselben in der alten transatlantischen Heimath in Uebertreibung verfällt.

Der gegenwärtige Präsident von Liberia ist der schwarze Herr, der uns vor Kurzem besuchte. Stephen Allen Benson kam als Knabe von sechs Jahren von Maryland nach Afrika und schwang sich hier, nachdem er mancherlei Schicksale gehabt, Gefangner unter den Wilden der Grenze gewesen, dann als Kaufmann Vermögen erworben, durch seine Talente zuerst zum Mitgliede des Senats, dann zum Vicepräsidenten und Oberbefehlshaber der das Land gegen die Eingebornen vertheidigenden Miliz und endlich zu seinem jetzigen Posten empor, den er bereits zum vierten Mal ausfüllt. Er besitzt große Kaffeepflanzungen, denen er sich nach Ablauf dieser seiner letzten Präsidentur vermuthlich ganz widmen wird.

Liberia hat, wie unsre Quelle sagt, alle Vortheile des Klimas und des Bodens, um ein reiches und mächtiges Land zu werden — eine Behauptung, die durch das Folgende, wenn man zugeben will, daß Schwarze einen Großstaat bilden können, großentheils gerechtfertigt wird. Alle Arten tropischer Producte gedeihen hier vortrefflich. Man baut Reis in Menge, und zwar nicht blos in den nassen Niederungen der Küstengegend, sondern auch in den höherliegenden Strichen des Innern. Ferner werden Mais, süße Kartoffeln, Cassawawurzel, Bohnen, Erbsen, Wassermelonen, Orangen, Ananas, Bananen, Tamarinden, Mangos und Pawpaws in solchen Massen erzeugt, daß ein beträchtlicher Theil davon ausgeführt wird. Die Wälder bieten schönes Holz zum Häuser- wie zum Schiffbau, die Flüsse und das Meer vortreffliche Fische, die Berge Eisen in Menge. Die Pflanzungen der Liberianer liefern dem Handel bereits werthvolle Exportartikel, vor allem Kaffee, Zucker, Baumwolle, Pfeffer, Ingwer, Indigo, Erdnüsse, Arrowroot und Palmöl. Fast alle diese Erzeugnisse sind dem Lande einheimisch. Der Kaffeestrauch wächst an vielen Stellen wild in den Wäldern und ist dieselbe Species, wie die in Arabien und Habesch, könnte aber durch Pflege bedeutend verbessert werden. Eine ziemlich große Anzahl der Einwohner beschäftigt sich mit diesem Zweig der Landwirthschaft, da derselbe sich mit weniger Capital als der Bau von Zucker und Baumwolle betreiben läßt, und Proben von Liberia-Kaffee, die nach den Vereinigten Staaten und England gesandt wurden, sind dort von Kennern dem besten Mokkah an die Seite gestellt worden.

„Die civilisirte Bevölkerung," so fährt Mr. Ralston fort, „ist indeß so gering an Zahl, daß Exporte von großer Bedeutung nicht eher erwartet werden können, als bis sehr vermehrtes Kapital und ein starker Zufluß von den freien Negern der Vereinigten Staaten her uns mehr geschickte und fleißige Unternehmer schaffen, die mit Befriedigung sehen würden, daß sich im ganzen Lande Ueberfluß an eingebornen Arbeitern für den geringen Lohn von drei Dollars und

Kost für den Monat findet. Liberia ist bereits soweit, daß es jährlich recht gut 7 bis 8,000 Negereinwandrer aufnehmen könnte, und jedes Jahr wird seine Fähigkeit zur Aufnahme weiterer Tausende steigern, bis zuletzt 25 bis 30,000 Einwandrer nicht als Unbequemlichkeit empfunden werden dürften. Die Vereinigten Staaten haben vier Millionen Sklaven und eine halbe Million freie Farbige. Liberia könnte alle diese binnen 30 Jahren in seinem Gebiet unterbringen mit großem Vortheil für die afrikanische und die amerikanische Republik". (Der Verfasser vergißt hier nur, daß der alljährliche Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle unter seinen fünfthalb Millionen Negern allein schon weit mehr als 30,000 Köpfe geben würde).

„Die Menschenfreundlichkeit und Großmuth der Liberianer haben erst vor Kurzem ihre Probe bestanden, als man plötzlich im Verlauf weniger Monate an ihren Küsten fast fünftausend Wilde ausschiffte, die von Sklavenschiffen weggenommen worden waren. Aber die Energie der Regierung und die wohlgeleiteten Bemühungen der gutgesinnten Bewohner des Landes ermöglichten es, daß man für diesen unerwarteten Zufluß zu der Bevölkerung auf das Beste sorgte und sich der sichern Hoffnung überlassen kann, diese aus den Händen der schändlichen Sklavenhändler gerissenen Unglücklichen werden zu achtbaren und nützlichen Bürgern auferzogen werden. Ein wichtiger Zug dieser neuen Einwanderung liegt darin, daß sie großentheils aus jungen Leuten, Knaben und Mädchen unter zwanzig Jahren, besteht, die sich leichter an ein gesittetes Leben gewöhnen lassen, als Leute von vorgerückten Jahren. Die amerikanische Regierung hat kürzlich ein Uebereinkommen mit der von Liberia getroffen, nach welchem sie letzterer für jeden wieder weggefangenen Negersklaven, der hier gelandet wird, je nach dem Alter über oder unter acht Jahren 100 oder 50 Dollars gewährt, und dafür wird von den hiesigen Behörden den Betreffenden die nöthige geistige und körperliche Pflege gewissenhaft zugewendet. Schon sind von den früher hierher gebrachten Kongo-Negern mehre nützliche und verhältnißmäßig wohlhabende Bürger geworden, einige sogar bekleiden Beamtenposten oder sind Mitglieder der Gesetzgebung oder Missionäre."

Das Klima Liberia's ist zwar warm, aber durch häufige Regen und tägliche Seewinde gemäßigt. Das Jahr zerfällt in zwei natürliche Hälften: die Regenzeit, die Mitte Mai, und die trockne Zeit, die Mitte November beginnt. Indeß gibt es auch in der trocknen Jahreszeit nasse und auch in der nassen klare und trockne Tage. Der heißeste Monat im Jahre ist der Januar. Die Neger aus den Vereinigten Staaten finden die Hitze zu keiner Zeit übermäßig beschwerlich, und sehr auffällig ist, daß, während das Klima dem Weißen in den meisten Fällen verhängnißvoll wird, die Neger sowie die Farbigen überhaupt nicht nur keine üble Wirkung davon spüren, sondern sich unter diesem Himmel besonders wohl zu befinden scheinen. Niemals ist eine der vielen

Niederlassungen, die von Franzosen und Engländern, Holländern, Portugiesen und Dänen hier gegründet wurden, gediehen, alle empfanden die tödtliche Kraft des hiesigen Klimas. Dagegen finden in Sierra Leona und Liberia farbige Menschen, deren Vorfahren hundert oder zweihundert Jahre in Ländern gemäßigter Zone gelebt, das Klima gesund und leben so lange als andere Angehörige der Race in Amerika. Alle Einwanderer haben indeß kurz nach ihrer Ankunft das sogenannte Acclimatisirungsfieber durchzumachen, ein Gallenfieber, welches gewöhnlich in die intermittirende Form übergeht. Die ersten Ansiedler litten von dieser Krankheit heftig, jetzt aber ist deren Behandlung besser begriffen, und so fürchtet man es bei weitem nicht mehr so sehr als früher. Noch rechnet man etwa drei Todesfälle auf hundert Einwanderer, doch hat man bemerkt, daß verhängnißvolle Ausgänge der Krankheit fast nur bei solchen Personen vorkommen die entweder schon vorher von schwacher Gesundheit waren oder die Vorsichtsmaßregeln außer Acht ließen, welche die Erfahrung solchen Ankömmlingen vorschreibt. In vielen Fällen dagegen finden Einwanderer, daß ihre Gesundheit sich mit dem Wechsel des Landes wesentlich bessert. Eine merkwürdige Thatsache ist, daß Fremde, die des Morgens um 6 oder 8 Uhr ans Land stiegen und den ganzen Tag über hier verweilten, mit Sonnenuntergang aber wieder an Bord gingen und dort schliefen, niemals von dem Klima zu leiden hatten. Ohne Zweifel entwickelt sich das schädliche Miasma, welches das Fieber erzeugt, lediglich oder doch vorzüglich bei Nacht. Muß ein Fremder daher die Nacht am Lande zubringen, so beobachtet er in der Regel die Vorsichtsmaßregel, sein Zimmer wohl zu verschließen und ein Feuer darin anzuzünden, welches die Feuchtigkeit verzehrt. Nie hat man gehört, daß solchen das Klima mehr als ein paar Tage ungewöhnlicher Mattigkeit gebracht hätte.

Große Flüsse finden sich innerhalb der jetzigen Grenzen von Liberia nicht. Die beiden größten sind der Cavally, der für Schiffe von 15 Fuß Tiefgang 80 englische Meilen, und der St. Pauls im Nordwesten, der für Fahrzeuge von 11 Fuß Tiefgang 16 Meilen schiffbar ist und mit einem Lauf von circa 300 Meilen ein sehr fruchtbares und anmuthiges Land durchfließt. Von den zahlreichen kleinern Flüssen, unter denen manche bis auf 50 Meilen von der Küste Betten von einer halben Meile Breite haben, ist keiner weiter als 30 Meilen stromaufwärts mit größern Booten zu befahren. Ihr Lauf wird meist von Wasserfällen unterbrochen, die später Gelegenheit zu vortheilhafter Anlage von Fabriken geben werden. Am Junk River und am St. Pauls wird von den Anwohnern viel Zuckerrohr cultivirt, am St. John widmet man sich mehr dem Kaffeebau. Baumwolle wächst in Liberia allenthalben ungepflanzt und bedarf nur der Pflege, um ein Hauptausfuhrartikel zu werden. Da sie von guter Qualität, das Land im Vergleich mit Indien und Australien dem Liverpooler Markt sehr nahe und die Fracht deshalb sehr billig ist, so sollte England hier-

her vor allem sein Augenmerk richten. Es würde hier die beste Gelegenheit finden, einerseits sich von der Abhängigkeit seiner Fabrikdistricte von den amerikanischen Südstaaten allmälig zu befreien, andrerseits der dort herrschenden Negersklaverei die Wurzeln abzugraben.

Wir schließen mit einigen Mittheilungen über die staatlichen Einrichtungen und die gesellschaftlichen Zustände unsrer kleinen Negerrepublik. Die ersteren sind, wie man erwarten wird, denen der Nordamerikaner nachgeahmt. Die Executive ist in den Händen eines Präsidenten, die gesetzgebende Macht wird durch zwei Häuser, Senat und Repräsentantenhaus vertreten, die richterliche durch einen Supreme Court (Appellationsgericht) und eine Anzahl von Untergerichten. Präsident und Vicepräsident werden vom Volke für zwei, die Repräsentanten ebenfalls für zwei, die Senatoren für vier Jahre gewählt. Das Oberhaus besteht aus acht, das Unterhaus aus dreizehn Mitgliedern. Jede Grafschaft sendet zwei Vertreter in den Senat. Um das Amt eines Präsidenten zu bekleiden, bedarf es eines Alters von 35 Jahren und eines Grundbesitzes im Werth von 600 Dollars. Dasselbe wird von dem Vicepräsidenten verlangt, der im Fall der Abwesenheit oder des Ablebens des Präsidenten dessen Posten einnimmt und zugleich den Vorsitz im Senat führt. Der Senat hat außer seiner Eigenschaft als eines Zweigs der Gesetzgebung die eines Rathes für den Präsidenten der Republik, dem letzterer alle Verträge zur Ratification und alle Ernennungen zu öffentlichen Aemtern zur Bestätigung vorzulegen hat. Die Wahlen werden nicht blos von den eingewanderten oder von Immigranten stammenden Liberianern vollzogen. Das Recht zu wählen steht auch denjenigen von den Eingebornen zu, welche seit drei Jahren civilisirte Gewohnheiten angenommen und beibehalten haben, und wird von solchen sehr häufig ausgeübt. Es gibt eingeborne, städtische und Staatsbeamte und ebenso Geschworne. In Bassa-County fungiren zwei derselben als Hülfsrichter.

Ein stehendes Heer ist in Liberia unbekannt. Dagegen sind alle Einwohner männlichen Geschlechts, Geistliche und Richter ausgenommen, vom 15. bis zum 50. Jahre genöthigt in der Miliz zu dienen, die, wie unsre Quelle sagt, wohlgeübt ist und mit den 1500 Musketen, die ihr der Kaiser der Franzosen zum Geschenk gemacht hat, recht wohl ausreicht, der Regierung unter den wilden Stämmen der Nachbarschaft Achtung und nach Befinden Gehorsam zu verschaffen. Die Marine besteht aus einem mit fünf Geschützen armirten Schooner, der ein Geschenk der britischen Regierung ist und aus einem Avisoboot, dem Dampfer Seth Grosvenor. Diese Schiffe werden mit Nutzen als Küstenwache sowie zur Verhütung des Sklavenhandels verwendet.

Die Einkünfte der Republik beliefen sich in dem Finanzjahr, welches mit dem 30. September 1861 endigte, auf 149,550, die Ausgaben auf 142,831 Dollars. Ein Theil der Einkünfte und ebenso der Ausgaben floß aus dem,

was für die befreiten Negersklaven von den Vereinigten Staaten gezahlt und für jene von der Regierung Liberia's verwendet wurde. Haupteinnahmequellen sind die Ein- und Ausfuhrzölle, die in dem genannten Jahre zusammen 44,000 Dollars in die Staatskasse lieferten. Für die Gesetzgebung wurden 4,050, für die Gerichtshöfe 7,900 ausgegeben. Die Civilliste des Präsidenten beträgt 6,400 Dollars.

Für die Zwecke der Verwaltung und der Justiz ist die Republik in Counties abgetheilt, die wieder in Townships zerfallen. Counties gibt es vier: Montserrado, Grand Bassa, Sinoe und Maryland. Die Townships sind in der Regel acht Quadratmeilen groß. Jeder Ort bildet eine besondre, von selbstgewählten Behörden verwaltete Gemeinde. Die oberste Leitung der Administration ist in den Händen von Superintendenten, welche der Präsident der Republik wählt und der Senat bestätigt.

Die Sprache der aus Amerika stammenden Bewohner Liberia's ist die englische. Die Eingebornen sprechen ihre Negeridiome, doch nimmt auch unter ihnen das Englische mehr und mehr überhand. Nichts ist gewöhnlicher, als daß die Häuptlinge und alle Leute von Wichtigkeit unter den Stämmen innerhalb der Grenzen der Republik und selbst weit über dieselben hinaus ihre Kinder für mehre Jahre nach Monrovia schicken, um in dortigen Familien Englisch zu lernen und sich Bildung und Gesittung anzueignen, und schon wird unter allen Negern der Küste die Kenntniß des Englischen als nothwendiges Erforderniß für die Beherrscher der hauptsächlichsten Orte betrachtet.

Monrovia, die Hauptstadt Liberia's, hat ihren Namen von Monroe, dem fünften Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, der ein lebhaftes Interesse für die Besiedelung von Liberia an den Tag legte. Der Ort liegt recht anmuthig am Cap Mesurado, 75 Fuß über dem Meeresspiegel, und hat 3,500 Einwohner. Seine Lage ist für den Verkehr sehr günstig, da letzterer durch die Flüsse Mesurado und Stockton, St. Pauls und Junk gute Wasserstraßen in das Innere erhält. Hier ist der Sitz des Obergerichts, des Präsidenten und der Gesetzgebung. Man findet hier ferner mehre Kirchen, verschiedene Schulen und Missionsanstalten und eine Zeitung, den „Liberia Herald", die schon seit 1826 erscheint. Endlich ist hier auch die obenerwähnte Universität. Die letztere wurde großentheils durch die Freigebigkeit der Bewohner von Boston in Amerika gegründet, welche nicht nur das Geld zur Erbauung des Gebäudes hergaben, sondern auch die Bibliothek und ein geologisches Cabinet schenkten. Die Regierung von Liberia dotirte die Anstalt mit 4,000 Ackern Land, je tausend in den vier Counties des Staates. Präsident oder Rector der Universität und Professor der Jurisprudenz und des Völkerrechts ist der frühere Staatspräsident Roberts, Moral, Philosophie, englische Sprache und Literatur trägt ein Herr Alexander Crummell vor, der auf der Universität

Cambridge in England gebildet ist, über griechische und lateinische Sprache und Literatur endlich liest der Geistliche Blyden, ein talentvoller junger Mann, der zugleich eine höhere Knabenschule leitet. An einer solchen Schule für Mädchen fehlt es noch.

Wie in Amerika, so herrscht auch in Liberia vollständigste Glaubensfreiheit. Als Beispiel hierfür mag erwähnt werden, daß Professor Roberts Methodist, sein College Crummell Mitglied der englischen Hochkirche, Professor Blyden endlich Presbyterianer ist und daß demungeachtet unter ihnen das beste Einvernehmen herrscht. Ebenfalls aus dem Lande der Yankees importirt ist der Eifer und die Genauigkeit, mit welchem die Einwohner Monrovia's das Gebot der Sonntagsheiligung oder, wie man hier sich ausdrückt, der Sabbathsruhe befolgen. Sie versäumen niemals die Kirche, beobachten sorgfältig, was die Regeln des Gottesdienstes vorschreiben und halten so streng auf die Stille des Sabbaths, daß sie es wiederholt — einmal selbst dem Prinzen von Joinville gegenüber — ablehnten, wenn fremde Schiffe sich am Sonntag erboten, die hier wehende liberische Flagge zu salutiren.

Die Politik der liberischen Regierung in Betreff der Einwanderung geht dahin, den neuankommenden Ansiedlern zehn bis zwanzig, mitunter auch dreißig englische Meilen entfernt von der Küste Wohnsitze anzuweisen, wo das Land hügelig und gesünder als am Meere ist. Carysburg, Whyte Plains und Clay Ashland sind wohlgediehene Colonien dieser Art. Ist man im Begriff, eine neue Niederlassung zu gründen, so begleiten gewöhnlich mehre Familien aus Monrovia oder anderen älteren Städtern die Fremden an Ort und Stelle und weihen sie in die Kunstgriffe und Gewohnheiten des Lebens der hiesigen Ansiedler ein, was ein sehr verständiger Gebrauch ist. Jeder neu eintreffende Colonist ist berechtigt zu einem Stadtloose oder zu einem Stück Land, auf dem sich eine Pflanzung anlegen läßt. Ob zu dem oder jenem, wird durchs Loos entschieden. Zieht er ein Stadtloos, so legt ihm dies die Verpflichtung auf, binnen zwei Jahren ein Haus von Steinen oder Ziegeln zu bauen, geräumig genug, um seine ganze Familie aufzunehmen. Zieht er ein Plantagenloos, so muß er, um in den urkundlich verbürgten Besitz des betreffenden Stückes Boden zu gelangen, im Lauf von zwei Jahren zwei Acker Landes unter Cultur bringen. Jedermann erhält dann fünf Acker guten Landes für sich, zwei für seine Frau und einen für jedes einzelne Kind, vorausgesetzt, daß dann nicht mehr als zehn Acker auf die ganze Familie kommen. Jeder Grundbesitzer ist gehalten, seine Grenzen durch Pfosten, die an den Ecken derselben einzurammen sind, zu bezeichnen. Niemand darf Palmbäume fällen als der Eigenthümer des Grund und Bodens, auf dem sie sich befinden.

Liberia hatte nicht blos in Amerika, sondern auch in England viele hochgestellte und freigebige Gönner, unter denen wir nur den verstorbenen Herzog

von Sussex, den Dichter Martin Farquhar Tupper, den bekannten Quäker Samuel Gurney und Lord Bexley nennen. Von allen diesen und namentlich von Gurney ist ungemein viel, vorzüglich für die Förderung geistigen Lebens in Liberia geschehen. Man sandte Bücher, ließ auf seine Kosten junge Liberianer in England und Schottland zu Aerzten, Ingenieuren oder Geistlichen bilden und stiftete Preise und Medaillen, um die Jugend der Republik zum Wetteifer in den Wissenschaften anzuspornen. Sehr viel Gutes ist dadurch zu Stande gebracht worden, und mehr noch steht zu erwarten.

Der Bericht, aus dem wir schöpfen, schließt mit folgenden Worten:

„Viele sagen, daß Liberia eine Fehlgeburt sei, daß es nicht so gewachsen sei, wie es gesollt, und daß die Resultate viel geringer seien, als erwartet worden. Aber wenn wir die geringfügigen Summen bedenken, die für Liberia verwendet worden sind (für Sierra Leona hat man Millionen von Pfund Sterling, für Liberia nur Tausende von Dollars ausgegeben) und wenn wir ferner erwägen, daß bis jetzt nur 16,000 amerikanische Neger hier eingewandert sind, daß diese in den vierzig Jahren seit ihrer Ankunft in diesem wilden Lande bei weitem mehr Fortschritte gemacht haben, als einst die englischen Ansiedler in Virginien sechzig Jahre nach Gründung ihrer Colonie, und daß letztere jetzt eine Nation von 32 Millionen Seelen bilden — was könnten wir nicht von Liberia erwarten, wenn die fünfthalb Millionen Neger, die jetzt in Amerika so unglücklich leben, in den nächsten dreißig Jahren nach dem „Lande der Freien" an der Westküste Afrika's auswanderten! Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß Liberia für die amerikanischen Neger weit geeigneter als Hayti ist, welches eine andere Religion, die katholische, und andere Sitte und Sprache hat, während die Liberianer Protestanten sind, englisch sprechen und Gewohnheiten, die man in Amerika hat, mit sich in die neue Heimath herübergenommen haben." Die freien Neger der Vereinigten Staaten sollten begreifen, daß die Gründung eines blühenden Negerreiches mit englischer Sprache und Sitte und freien Institutionen an der Küste ihres alten Stammlandes nicht unmöglich, sondern bereits begonnen ist und nur ihrer Theilnahme harrt, die, da eine behagliche Existenz durch die Vorarbeiten der ersten Pioniers gesichert ist, keinen Heroismus mehr erfordert.

Catania.

Die Nachricht, daß Garibaldi in Catania eingerückt ist, wurde mit Recht als die wichtigste angesehen, welche der Telegraph in der letzten Woche aus Italien brachte. Mag es Ungeschick oder Abgeneigtheit der Truppen, gegen den Volkshelden zu kämpfen, mag es trotz allem Schein des Gegentheils Connivenz der italienischen Regierung selbst sein, was diesen Erfolg ermöglichte,

genug, daß es ein fast ebenso großer Erfolg ist, wie einst die glückliche Landung des kühnen Mannes und seiner tausend Rothhemden in Marsala.

Freuen wir uns dessen, und hoffen wir, daß wieder das Ende den Anfang kröne. Die Schwierigkeiten, die zwischen Catania und Rom liegen, scheinen allerdings unübersteiglich groß, aber lassen wir das Weissagen. Garibaldi hat in den letzten Jahren manche nicht sehr verständige Rede gehalten und mehr als ein ungeschicktes Manifest erlassen. Als Soldat aber hat er bis jetzt noch nie etwas Unverständiges und Ungeschicktes gethan. Er und sein Stern haben schon einmal Unmögliches möglich und damit sehr kluge Propheten zu schanden gemacht. Sehen wir jetzt nur, welcher Art der Ort ist, wo der Führer der neuen italienischen Revolution sich gegenwärtig befindet.

Catania ist mit seiner Bevölkerung von nahezu siebzigtausend Seelen nach Größe und Einwohnerzahl die dritte Stadt Siciliens. Etwa in der Mitte der östlichen Küstenlinie der Insel am Ausfluß der Giaretta in das jonische Meer und etwa vier Tagemärsche von Messina gelegen, ist es das Centrum des besten Theiles von Sicilien. Die Umgegend, sehr fruchtbar und fleißig angebaut, heißt die Kornkammer des Landes, die Stadt wegen der Herrlichkeit ihrer Lage am südöstlichen Fuß des zehntausend Fuß hohen Aetna und der Pracht ihrer öffentlichen Gebäude „die schöne". Wiederholt auf das furchtbarste von den Ausbrüchen des Aetna heimgesucht, durch Lavaströme, Aschenregen und Erdbeben zerstört, wurde sie von der Energie und dem Geschmack ihrer Bevölkerung stets freundlicher und regelmäßiger wieder aufgebaut. Breite luftige Straßen, darunter die schnurgerade Strada Etnea, in welche überall der rauchende Aschenkegel des Vulkans hereinblickt, wechseln mit großen freien Plätzen, in deren Mitte mannigfach gestaltete Brunnen und grüne Oasen, den Londoner Squares ähnlich, erscheinen, aus welchen die Blüthenpracht des Südens leuchtet, und deren aromatische Düfte die ganze Stadt durchströmen. Allenthalben trifft man buntverzierte Paläste und Kirchen, die zum Theil von ihren Kellergewölben an bis zur Bekrönung des flachen Daches die Spuren zweier Jahrtausende in griechischen, römischen, mittelalterlichen und modernen Elementen zeigen. Außerordentlich lebendig und farbenreich ist das Treiben am Hafenquai, unter dessen Bäumen in der Dämmerstunde des Sommerabends der Improvisator einen dichten Kreis horchenden Volkes um sich sammelt. In fürstlicher Pracht glänzt uns von seiner Höhe das große Benedictinerkloster San Nicolo entgegen, dessen breite weiße Marmortreppe in ganz Europa kaum ihres Gleichen findet, und aus dessen Kirche uns die Töne einer der vortrefflichsten Orgeln zum Besuch des mit werthvollen Gemälden geschmückten Innern einladen. Nicht viel weniger fesseln den Blick die blendendweiße Domkirche, das Rathhaus — Palazzo de comune, insgemein aber il Senato genannt — und mehre Häuser hoher Adeliger, unter denen sich der

Palast des Fürsten Biscari mit seinen Sammlungen auszeichnet. Sehr stattlich ist der gewaltige Elephantenplatz, so bezeichnet nach dem großen aus einem Lavablock gehauenen Elephanten, der ihn schmückt.

Auch an interessanten Alterthümern fehlt es der uralten Stadt nicht. Um die Mitte des achten Jahrhunderts vor Christus von Griechen, die aus Naxos kamen, gegründet, gehörte Katana, wie die Stadt damals hieß, schon vor der Zeit der Perserkriege zu den blühendsten Städten Siciliens. Später von dem ersten Dionys zerstört, erhob sie sich unter der Herrschaft der Römer abermals zu hohem Wohlstand. Im Mittelalter litt sie sehr durch die Einbrüche erst der Gothen, dann der Vandalen, zuletzt der Araber und noch mehr durch die Angriffe, die ihr furchtbarer Nachbar, der Aetna, auf sie machte, und die sich bis in die neueste Zeit wiederholten. Der früher sehr gute Hafen Catania's wurde durch Lavaströme verschüttet, der Molo großentheils zerstört, und so gibt es jetzt hier nur eine offne, von einem kleinen Fort vertheidigte Rhede. Die Stadt selbst wurde durch den Vulkan nicht weniger als viermal in einen Trümmerhaufen verwandelt, aber ihre herrliche Lage und ihre überaus fruchtbare Umgebung ließen sie stets von Neuem aus den Ruinen wieder erstehen. So erklärt sich das moderne Aeußere der Stadt, die fast so alt wie Rom ist. Jene Reste des Alterthums aber, die aus der Römerzeit stammen, bestehen aus den mehr oder minder gut erhaltenen Ruinen einer Wasserleitung und einer Naumachie, ferner aus einem Cerestempel, Bädern, einem Odeum und einem Theater, vor allem aber aus einem der größten Amphitheater, welche vom Alterthum auf uns gekommen sind. Daß diese antiken Baudenkmale unter den Lavamassen, die wie ein zackiges Gebirge vom Monte Rosso hinab zwischen Häusern und Gärten hindurch bis zum Hafen hinüber gehen, wieder sichtbar geworden sind, verdankt die Stadt den Bemühungen des Fürsten Biscari, der einen großen Theil seines beträchtlichen Vermögens zu diesem Zweck verwandte.

Der Menschenschlag in Catania ist schön, und namentlich machen die hochgewachsenen Frauen der Stadt und ihrer Umgebung in ihrer ernsten schwarzen Seidentracht einen sehr angenehmen Eindruck. Die Männer unterscheiden sich durch kräftigen Bau und Adel der Gesichtszüge ebenso wesentlich von den Bewohnern des Südens und der Mitte Siciliens wie ihr reiches wohlcultivirtes Land von jenen öden und vernachlässigten Hochebenen und Thälern. Selten trifft man Bettler, überall mehr oder minder geistige Regsamkeit, allenthalben erfreut das Volk durch artiges, feines Auftreten, wie man es unter den Halbbarbaren der Südküste vergeblich suchen würde.

Wir bemerken noch, daß Catania der Sitz eines Erzbischofs, eines Großpriors des Malteserordens und mehrer Obergerichte ist, und daß sich hier eine Universität, eine Kunstakademie, eine öffentliche Bibliothek und ein Museum sowie verschiedene andere der Pflege der Wissenschaft gewidmete Anstalten be-

finden. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Bewohner der Stadt die besten Seidenstoffe in ganz Süditalien und ebenso eine sehr geschätzte Leinwand verfertigen, und daß man hier einen lebhaften Handel mit den Erzeugnissen der Nachbarschaft, vorzüglich mit Getreide, Wein, Oel, Südfrüchten, gebleichtem Wachs, Holz und Soda treibt.

Wohin Garibaldi sich von hier wenden wird, ist noch ein Geheimniß. Schwerlich nach Montenegro oder Griechenland, wahrscheinlich nach Rom, und vermuthlich zunächst nach Messina. Begleiten wir ihn auf diesem Wege, so haben wir zuerst die große grüne, von zahlreichen Bächen, Gräben und Sümpfen durchschnittene Ebene zu durchwandern, die sich hinter dem Flecken le Giarre vom Abhang des Aetna bis zu den Bergen von Mola an der Küste hinstreckt. Wenn wir bei den weißen Häusern der Rhede von Giardini anlangen, erblicken wir auf der Höhe des klippenreichen Monte Toro das Städtchen Taormina mit den Ruinen von Tauromenium. Von hier fährt man mit guten Pferden in zehn Stunden nach Messina. Truppen werden die Strecke in jetziger Jahreszeit, wo in Sicilien fast tropische Hitze herrscht, nicht rascher als in drei Tagen zurücklegen. Die Landschaft ist herrlich, sie übertrifft die Gegenden bei Amalfi und Salerno, mit denen sie Aehnlichkeit hat, entschieden. Zwischen den hohen und steilen Abhängen des Küstengebirgs öffnen sich von Zeit zu Zeit Schluchten, deren gähnende Spalten in der sonnenbeleuchteten Umgebung fast schwarz erscheinen. Dann treten wieder plötzlich die Berge zurück, und die Kluft erweitert sich rasch zum Thale, das Thal zur kesselförmigen Ebne. Ein Kranz vielgestaltiger Höhen schließt letztere ein, an beiden Enden Vorgebirge bildend, die schroff nach der See abstürzen. Ueber diese Vorgebirge windet sich die Straße nach neuen Strandebnen. Ueber die mit Kies und Geröll bestreute Fläche steigen Hügel empor, auf denen uns aus Rebengärten und Olivenbäumen weiße Bauernhäuser entgegenschimmern. In der Mitte dieser Anhöhen erscheint im Hintergrnnde der Flecken Savoga, auf drei hohen Felsenspitzen wunderbar erbaut. Seltsame thurmartige Klippen zeigen sich in der Ferne, hier und da hängt eine Schloßruine aus der Normannen- oder Sarazenenzeit an den Gipfeln. Besonders schön ist diese Gegend am Spätnachmittag, wo die Felshäupter von der sinkenden Sonne glühendroth angestrahlt sind, während breite Schattenmassen in den Thälern und auf den Ebnen lagern, breite dunkle Streifen sich über die helle Meeresfläche ausdehnen und die Bergwände der calabresischen Küste goldig vom Festland herüberleuchten.

Weiterhin gelangen wir, unter senkrechten Felsen hinwandernd, auf denen, nur durch eine frei in der Luft schwebende Zugbrücke mit einander verbunden, die Stadt und das Castell von St. Alessio liegen, nach dem kleinen Dorfe Zia Paola, und von hier geht es dann weiter nach Norden hinauf zwischen Ricinusgebüsch und reihenweise gepflanzten Sträuchern einer Aloëart, zwischen Orangen- und Citronenhainen, zwischen immer dichter aufeinanderfolgenden Häusern, die zierlich mit glasirten Ziegeln decorirt sind, und alten Sarazenenthürmen, die einsam und verlassen auf den meernahen Felsvorsprüngen liegen, bis wir endlich das Thor der großen Handels- und Hafenstadt des nordöstlichen Sicilien erreichen, von der Garibaldi schon einmal auszog, um dem süditalienischen Volke einen andern König zu geben. Tausend haben damals Hunderttausend geschlagen — allerdings nicht ohne schließliche starke Hülfe der regelmäßigen Gewalten. Hoffen wir, daß auch jetzt sich alles zum Besten wende.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die deutsche Flotte vor der Marinecommission des Abgeordnetenhauses.

Wenn die deutsche Nation, und voran das preußische Volk, mit seltener Energie die Herstellung einer Kriegsflotte forderte, wenn die Nation sich eine freiwillige Besteuerung von mehr als einer halben Million Thaler auferlegte, um den Ernst ihres Wunsches darzuthun, so waren es zwei Motive, welche dieser in Deutschland außerordentlichen Erscheinung zu Grunde lagen, — ein allgemeines und ein der momentanen Lage entnommenes Motiv.

Das allgemeine — die Nation hält sich nicht länger für bestimmt, unter dem Zwiespalt ihrer hohen und höchsten Regierungen zu Grunde zu gehen, sondern glaubt, daß auch sie ein Recht habe, unter den Völkern Europa's ebenbürtig dazustehen, weiß aber, daß ihre Geltung in der Welt von dem Besitz einer Flotte abhängt, daß ihr Wohlstand durch die Blüthe ihres Welthandels, dieser aber durch den Schutz ihrer Kriegsmarine bedingt ist.

Dazu kommt aber ein besonderes Motiv. Die deutsche Nation, und vor allem Preußen, haben nicht nur geduldet, daß eine nach dem legitimsten Rechte und nach dem Rechte der Nationalität zu Deutschland gehörige Bevölkerung von Deutschland abgerissen ist, und von einem kleinen Nachbarvolke noch jetzt mißhandelt wird, sondern die Herzogthümer Schleswig-Holstein sind sogar durch deutsche Truppen entwaffnet und den Dänen überliefert worden. Es geschah das gleichzeitig mit der Verauctionirung der deutschen Flotte. — Selbst dem blödesten Auge ist es klar, nicht nur daß die Befreiung der deutschen Herzogthümer ein höchstes und letztes Gebot der nationalen Ehre ist — Preußen und Deutschland werden unter den Völkern Europa's ohne Geltung sein, so lange als bis jene Schuld gesühnt ist. Diese Sühne ist aber nur durch eine Flotte möglich. Dänemark, der unterdrückende Feind, ist wesentlich Inselstaat, und wenn auch eine der kleinsten Seemächte — immerhin eine Seemacht, die mehr Schiffe besitzt, als das sechzehn Mal größere Deutschland. Wer von Sympathien für die von den Dänen wegen ihrer deutschen Gesinnung zertretenen Herzogthümer spricht, ohne die Herstellung einer, wenn auch nur sehr mäßigen deutschen Flotte zu wollen, ist entweder Dummkopf oder Heuchler.

Wenn wir die Begeisterung, welche sich für den Gedanken einer deutschen Flotte kundgegeben hat, richtig auffassen, so sind die Empfindungen, welche sich an das traurige Schicksal der deutschen Herzogthümer knüpfen, die Ge-

fühle der Selbstbeschämung und des Mitleidens, weit stärker mitwirkend, als die abstracten Empfindungen, welche politischen Betrachtungen entfließen, oder von nationalem Ehrgeiz eingegeben werden. Jedenfalls ist die schleswig-holsteinische eine unmittelbar praktische Frage — eine Frage, welche zum Herzen spricht und wo es sich für die Nation nicht darum handelt, ein Neues zu gewinnen, sondern ein Altes nicht zu verlieren, — darum, deutschen Grund und Boden mit seinen Bewohnern nicht definitiv Preis zu geben.

Die preußische Volksvertretung hat seit Jahren den engen Zusammenhang der schleswig-holsteinischen Frage und der Marine erkannt. Wenn sie der Regierung ihre warmen Sympathieen für die Herzogthümer aussprach, so drängte sie zugleich dahin, daß die während der Manteuffelschen Periode stark vernachlässigte preußische Marine einer raschen und entschiedenen Entwickelung entgegengeführt werde. Jene Resolutionen zu Gunsten der Herzogthümer waren in der That auch nur durch dieses gleichzeitige Drängen nach einer Flotte zu rechtfertigen, denn ohne dieses Drängen waren sie verbrecherisch, weil sie zur natürlichen Folge haben mußten und hatten, daß sich der auf den Herzogthümern lastende dänische Druck steigerte.

Seit dem Anfang dieses Jahres ist nun für die Entwicklung der preußischen Marine eine niemals zu erwartende Gunst der Verhältnisse eingetreten. Das Gefecht auf der Rehde von Hampton hat festgestellt, daß nur noch Panzerschiffe überhaupt Kriegsschiffe sind; die Ueberlegenheit Dänemarks an Segelschiffen und an hölzernen Dampfschiffen ist keine Ueberlegenheit mehr, sobald Preußen rasch und entschlossen zum Bau von Panzerschiffen übergeht. Dänemark besitzt noch keine Panzerschiffe, aber es hat die Vorbereitungen getroffen, um sich solche zu erwerben, die dänische Volksvertretung hat in diesem Jahre dem dänischen Marineministerium einen außerordentlichen Credit von 590,175 Thlr. pr. zur Verfügung gestellt und dasselbe ist außerdem in Stand gesetzt worden, ein Linienschiff in eine Panzercorvette zu verwandeln und eine Panzerfregatte zu bauen; zwei Schraubenschooner mit Seitenpanzerung sind schon fertig.

Die Frage ist, ob Preußen? ob Dänemark? zuerst und mit größerer Energie an den Bau einer Panzerflotte geht? Wer dem anderen vorankommt hat nicht erst nach vielen Jahren, sondern schon morgen das Uebergewicht und kann, da der Notenwechsel zwischen Berlin und Kopenhagen einen immer herberen Ton annimmt und in nicht ferner Zeit in einen Krieg oder in eine schimpfliche Umkehr übergehen muß, im Fall eines Krieges die endgültige Entscheidung herbeiführen.

Die Frage, ob Preußen noch in diesem Jahre zum Bau von Panzerschiffen übergehen soll, ist daher nicht eine bloße Frage der Zeit, nicht blos die Frage Eines Jahres, sondern allem Anschein nach die Frage der definitiven Entscheidung des deutsch-dänischen Streites. Bei der Gründung einer Flotte ist der Vorsprung Eines Jahres in vielen Jahren nicht nachzuholen.

Jene Frage hat daher eine außerordentliche praktische Bedeutung, nicht nur für das Schicksal der Herzogthümer, sondern auch bei einem nahen Seekrieg für die Blüthe des deutschen Handels und die ganze europäische Stellung Preußens.

Noch vor einigen Wochen konnte es zweifelhaft sein, ob die preußische Regierung sich entschließen werde, Dänemark in der Herstellung einer Panzerflotte voranzueilen?

Diese Zweifel sind jetzt vollständig gelöst. Die preußische Regierung hat die wiederholt ausgesprochenen Wünsche der Volksvertretung und der Nation und zugleich die durch die letzte Thronrede des Königs wach gerufenen Erwartungen vollständig erfüllt.

Die Regierung hat der Marinecommission des Abgeordnetenhauses ihre Absichten in festgezeichneten Grundzügen vorgelegt. Diese Grundzüge sind im Wesentlichen folgende: Es soll innerhalb längstens sieben Jahren eine Flotte von vier schweren und sechszehn leichteren Panzerschiffen, (jene mit einem Kostenaufwand von 1,800,000 Thlr., diese von 510,000 Thlr. für jedes Schiff), nebst den erforderlichen Avisos und Transportschiffen hergestellt sein. Innerhalb zwei Jahren soll der Nordseehafen der Jahde, innerhalb sieben Jahren der Ostseehafen des Jasmunder Boddens zur Aufnahme von Schiffen fertig sein. Im Maße des Wachsens der Flotte soll das Personal derselben erweitert und damit es im größeren Maßstabe ausgebildet werden könne, sollen sofort drei Uebungsschiffe, gewöhnliche Segler, angeschafft werden.

Wir übergehen, daß die Regierung für Handelszwecke noch einige Holzschiffe bauen will.

Die Kosten der ganzen Anlage sollen 42,550,000 Thlr. betragen. Davon fordert die Regierung für dieses Jahr, um den Bau von drei Panzerschiffen sofort zu beginnen, einen Credit von 600,000 Thlr., außerdem zum Ankauf von Uebungsschiffen 200,000 Thlr., zur Fortsetzung der Holzbauten 220,000 Thlr. und für den Hafenbau auf Rügen 380,000 Thlr.

Wir werden später auf jene Grundzüge eingehend zurückkommen, wollen indeß hier schon bemerken, daß dieselben den Zweck: in größter Beschleunigung eine Flotte herzustellen, welche jeder kleineren Seemacht, also namentlich der dänischen überlegen sein wird, vollständig erreicht. Und fügen wir hinzu: dieser Zweck wird durch die beabsichtigte und, wie der sofortige Beginn der Panzerbauten zeigt, ernstlich beabsichtigte Raschheit der Ausführung, in dem Maße erreicht, daß schon nach zwei bis drei Jahren die preußische Flotte der dänischen ohne Zweifel überlegen sein würde. Das preußische Marineministerium will den Bau der ersten drei Panzerschiffe einem englischen Unternehmer, bei dem auch die englische Regierung Panzerboote bauen läßt, übergeben. Dieselben können im nächsten Jahre fertig sein. Dänemark ist bei fast zehnfach geringerer Finanzkraft natürlich nicht im Stande, in diesem Wettspiele Stein um Stein zu setzen.

In der Lage der deutschen Marinefrage ist daher eine große Veränderung eingetreten. Die Frage reducirt sich jetzt einfach darauf, ob die preußische Volksvertretung dem energischen Auftreten der Regierung folgen wird? — einem Auftreten, wie sie es selbst seit einem Jahrzehnd gefordert und wie ganz Deutschland es gewünscht hat.

Und könnte an dieser Billigung ein Zweifel obwalten?

Dieser Zweifel konnte erst entstehen, als die Verhandlungen der Marinecommission bekannt wurden, — in denen, so weit den Berichten der Zeitungen zu glauben ist, sich bei nicht wenigen Mitgliedern factiöser Parteihaß, Mangel an patriotischer Gesinnung und Unkenntniß um den Vorrang streiten.

Wir haben die hauptsächlichsten Gründe, welche man gegen die Forderung von 1,400,000 Thlr. für dieses Jahr vorgebracht hat, schon besprochen. Wir wollen, da inzwischen die Commissionsverhandlungen zu dem Resultate geführt haben, die Verweigerung jenes Credits beim Abgeordnetenhause zu beantragen, hier einige fernere Bemerkungen folgen lassen, um die Gründe, welche man gegen jene Forderung der Regierung vorgebracht hat, und die Sachkenntniß dieser Commission noch einer Beleuchtung zu unterziehen. Wir wenden uns zunächst zu einigen allgemeinen, vom Referenten der Commission, Herrn Harkort, vorgebrachten Gründen. Derselbe war bisher, so lange die Regierung keinen Ernst für die Marine zeigte, der eifrigste Redner für dieselbe, ist jetzt aber, da das Ministerium energisch vorgehen will, wie umgewandelt. Er meint, daß, wenn man den geforderten Credit bewillige, das fernere Bewilligungen nach sich ziehe. Als ob eine Flotte mit Einer Million hergestellt werden könnte!

Er geht aber weiter und will fürs Erste überhaupt Nichts von rascher Herstellung der Flotte wissen, er will die Erweiterung der Flotte davon abhängig gemacht haben, daß fertige Kriegshäfen vorher vorhanden seien. Er schließt seine Hauptrede mit der Mahnung, „erst Häfen, dann Schiffe". Mit einer Sachkunde, die wir noch näher kennen lernen werden, verwirft er die beiden Häfen der Jahde und Rügens, weil sie, wie jeder Kriegshafen, eine Landbefestigung verlangen und fordert den Kieler Hafen: „Kiel, das sei der rechte Hafen, Holstein müssen wir haben."

Also Preußen soll so lange auf eine Flotte verzichten, bis Holstein preußisch ist. Und wie soll es preußisch werden? Etwa ohne Flotte? Sollten die gemachten Erfahrungen darüber nicht einigen Aufschluß gegeben haben!

Der Mangel an Sachkenntniß gibt aber der Confusion jener Forderung nichts nach. Denn der Kieler Hafen ist, wie schon zur Zeit des Reichsministeriums festgestellt wurde, wenn auch ausgezeichnet als Flottenstation, fast unbrauchbar als Kriegshafen. Denn dieser Hafen, von der Seeseite so gut wie unangreifbar, erfordert, um die in ihm geborgene Flotte gegen einen Landangriff zu schützen, eine Befestigung, die der von Paris an Um-

fang sehr wenig nachgeben, an Stärke dieselbe weit übertreffen müßte. Denn der Kieler Hafen ist auf seinen beiden Seiten in einer Ausdehnung von fünf Meilen von Höhen umgeben, welche mit Forts versehen werden müßten. Der glückliche Landangriff gegen ein einziges dieser Forts würde aber die im Hafen liegende Flotte im günstigsten Falle am Auslaufen verhindern, im ungünstigsten Falle der Vernichtung oder dem Feinde überliefern. Herr Harkort scheuet die Kosten einer Landbefestigung an der Jahde und auf Rügen und will die zehnfach größeren Kosten für die Befestigung des Kieler Hafens hergeben — natürlich, denn er weiß sehr wohl, daß bei seiner Behandlung der Marinefrage es niemals dazu kommen würde. Die Idee, den Kieler Hafen zum Kriegshafen machen zu wollen, wird nur von der überboten, bis zu der Eroberung Holsteins die ganze Marinefrage zu vertagen.

Die Feinheit der politischen Auffassung, welche überdies in jener Aeußerung liegt, ist denn auch sogleich von der dänischen Regierung ausgebeutet worden; dieselbe denuncirt in ihrem französisch redigirten Blatte der Welt jene Aeußerung des Herrn Harkort: „Da seht Ihr, es ist Preußen nicht um das Recht der Herzogthümer (dieses ist nur der Vorwand) zu thun, sondern es will einem kleinen inoffensiven Nachbar eine Provinz nehmen, um für sich einen Hafen zu gewinnen."

Nicht viel besser als bei Herrn Harkort ist der Cirkelschluß, den ein anderes Commissionsglied macht. Dasselbe ist der Ansicht, „daß die Herstellung einer so großen Flotte, wie die Regierung sie wolle, nur dann möglich sei, wenn eine große Situation vorliege, welche große Opfer rechtfertige." Also etwa wenn der Seekrieg ausbricht? Dann würde es natürlich zu spät sein, mit dem Bau einer großen Flotte zu beginnen. Oder, wie es nach einer Andeutung scheint, wenn die deutsche Frage zur Entscheidung kommen soll? Wenn man erst dann durch eine energische Vertretung der deutschen Seeinteressen die deutsche Nation für Preußen gewinnen will, möchte es auch hierfür zu spät sein.

Aber die Marinecommission hat nicht nur aus allgemeinen, sondern auch aus technischen Gründen jene Creditforderung zurückgewiesen, die wenigstens zum Theil einer Erwähnung verdienen. Zunächst jedoch eine allgemeine Bemerkung. Eine schlimme Seite der Verhandlungen der Marinecommission ist das tiefe Eingehen derselben auf Fragen des technischen Details. Es kann dies schon an sich für die Sache nicht förderlich sein, es ist aber um so weniger förderlich, als die preußische Volksvertretung kein einziges Mitglied besitzt, welches Marinetechniker ist. Das preußische Haus der Abgeordneten hat dieses mit den meisten Volksvertretungen der europäischen Seestaaten gemein, und dieser Mangel ist, da legislative Versammlungen keineswegs dazu da sind, das technische Detail zu prüfen, da vielmehr dieses Sache der Executive ist, keineswegs beklagenswerth. Selbst in einer Versammlung wie dem eng-

lischen Parlament, in welchem Seeoffiziere, frühere Mitglieder der Admiralität und frühere Marineminister, allen politischen Parteien angehörig, sitzen, ist der Einfluß der Techniker doch nur ein sehr untergeordneter. Dieselben begnügen sich, ihre Sachkenntniß dazu zu benutzen, Mängel der Administration mit Nachdruck zur Sprache zu bringen und das Ministerium zu Reformen zu veranlassen. Nur sehr selten kommt es vor, daß das englische Parlament sich in technische Fragen gegen Vorlagen des Ministeriums einläßt; es geschieht dieses nur dann, wenn diese Fragen schon einen allgemeinen Charakter angenommen und die öffentliche Meinung in Bewegung gesetzt haben.

Dieses dem englischen Staatsleben eigenthümliche Maßhalten führt natürlich dazu, daß die Dilettanten und Halbwisser im englischen Parlamente in technischen Angelegenheiten gar nicht zu Worte kommen. In der Berliner Marinecommission scheint dies leider anders zu sein. In der vorliegenden Angelegenheit sehen wir mehre Mitglieder der Commission Vorlagen des Ministeriums wesentlich auch von technischen Gesichtspunkten bekämpfen und unzweifelhaft sind die definitiven Beschlüsse der Commission namentlich den entschiedenen und zuversichtlichen technischen Behauptungen des Referenten, Hrn. Harkort zuzuschreiben. Denn derselbe weiß in Marinesachen vollkommen Bescheid, er kennt alles, nie wird bei ihm ein Zweifel laut; nach der Natur jedes Halbwissers gibt es für ihn nur abgemachte Sachen. Und doch, so weit wir Hrn. Harkort nach den vorliegenden Zeitungsberichten und einer kleinen, im vorigen Jahre erschienenen Schrift zu beurtheilen vermögen, weiß er über Marine im Wesentlichen nicht mehr, als jeder, der etwa eine kleine Seereise gemacht und einige Mal seinen Fuß auf ein Kriegsschiff gesetzt hat. Sehen wir uns einige der von ihm vorgebrachten technischen Gründe an.

Herr Harkort verwirft die Kanonenboote als Mittel der Küstenvertheidigung und erklärt, daß Strandbatterien dafür am besten seien. Im Gegentheil ist z. B. in England die Ansicht allgemein, daß die Küstenvertheidigung nur durch ein combinirtes System von permanenten und beweglichen Vertheidigungsmitteln hergerichtet werden kann, ja in neuester Zeit werden die festen Vertheidigungsmittel entschieden zurückgedrängt. Von derselben Ansicht ist die technische Bundescommission und sind bisher noch alle Regierungen ausgegangen. Sollte Herrn Harkort das Fahrwasser der Rügenschen Gewässer vielleicht bekannt sein, so würde es interessant sein zu erfahren, wie er ohne Schiffe die südöstlichen Küsten Rügens und die gegenüberliegende pommersche Küste vertheidigen würde.

Herr Harkort findet es ferner unmöglich, daß Preußen bei 16,000 Matrosen der Handelsmarine seine Flotte mit 8000 Mann bemanne. Daß die englische Kriegsflotte nicht die Hälfte, sondern etwa ebenso viel Mannschaft erfordert, als die Handelsmarine überhaupt Matrosen besitzt, daß ein ähnliches Verhältniß in den meisten Ländern Statt findet, ist ihm, wie es scheint,

ebenso unbekannt, als daß der preußischen Kriegsmarine, mit Einschluß der Handelsmarine, nicht 16.000, sondern 23.000 Mann zur Disposition stehen*).

Hr. Harkort betrachtet ferner den Umstand, daß die von der preußischen Regierung in England gekauften Schiffe vor ihrem Auslaufen einer Reparatur unterzogen werden sollen, als ein schlechtes Zeugniß für diese Schiffe und scheint nicht zu wissen, daß schwerlich irgend ein Schiff, welches eine längere Zeit außer Thätigkeit gewesen ist, ohne Reparatur in Dienst gestellt werden kann. Dagegen empfiehlt er als Uebungsschiffe für die preußische Marine ein ehemaliges Postschiff und zwei Dampfaviso's, ja sogar größere Kanonenboote. Selbst so kleine Nationen wie die dänische haben als Cadettenschiffe Fregatten, weil die Eigenthümlichkeiten des höheren Marinedienstes sich nur auf Schiffen mit gedeckter Batterie lernen lassen und weil eine Trennung der Cadetten und Matrosen wünschenswerth ist. Für die Ausübung der Schiffsjungen genügen kleinere Fahrzeuge, aber es müssen immer Schiffe mit der Takelage eines Kriegsschiffes, es können aber nicht Räderdampfschiffe, wie einige der genannten Schiffe sind, dazu gebraucht werden. Für Hrn. Harkort ist das gleichgültig. Auch die übrigen Techniker der Marinecommission erklären das sehr motivirte Verlangen der Regierung, daß ihr 200.000 Thlr. für Uebungsschiffe bewilligt werden, für durchaus unbegründet, die vorhandenen Schiffe seien ausreichend. Nie würde selbst das englische Parlament sich darauf einlassen, eine solche thatsächliche Frage zu entscheiden.

Es versteht sich von selbst, daß bei den übrigen Mitgliedern der Commission, welche sich auf technische Erörterungen einlassen, eine Sachkenntniß zu Tage kommt, die der des Herrn Harkort vollkommen gerecht wird. So scheint z. B. ein Mitglied anzunehmen, daß die englischen Kriegsschiffe bei Seeassecuranzen versichert werden und weiß, daß man in England im Bau von Panzerschiffen mit großer Vorsicht vorgehe. Er wirft der Marineverwaltung vor, in England mehre schlechte Schiffskäufe gemacht zu haben, und doch ist überhaupt nur Ein preußisches Schiff in England gekauft und dieses, die Thetis, ist von anerkannt ausgezeichneter Beschaffenheit.

Wollten wir die halb wahren und verkehrten Behauptungen, welche nach dem Berichte der Zeitungen in den Commissionsverhandlungen aufstoßen, hier aufzählen, so würden wir das Maß dieser Blätter überschreiten. Das Angeführte möge genügen, um zu zeigen, daß das Haus der Abgeordneten keine Ursache hat, sich auf die Sachkunde seiner Marinecommission zu verlassen.

---

*) Ueberhaupt sind die thatsächlichen Angaben des Herrn Harkort, ungeachtet aller Zuversicht, mit der sie vorgetragen werden, nicht durchaus zuverlässig. In der obenerwähnten kleinen Schrift finden sich dafür verschiedene Beispiele. So gibt er die Zahl der adligen Seeoffiziere und älteren Cadetten in der preußischen Marine auf 49, statt auf 15 an. Aehnlich verhält es sich mit anderen Zahlenangaben z. B. bei der oldenburgischen Handelsmarine.

Wir zweifeln aber auch, daß das Haus die politischen Gesichtspunkte der Mehrheit dieser Commission theilen wird. Dieselben laufen in ihrem praktischen Resultat darauf hinaus, daß Preußen in seiner inferioren Stellung als schwächster Seestaat zu verbleiben haben wird, und daß eine wirkliche Flotte, wie die Regierung sie vorschlägt, vom Uebel sei, weil sie zu viel Geld koste. Ein Commissionsglied spricht ohne Scheu ausdrücklich aus: „hier heiße es principiis obsta" d. h. auch künftig soll nichts Ordentliches bewilligt werden. Es handelt sich also nicht blos darum, diesem Ministerium die für eine Flotte erforderlichen Fonds zu verweigern, sondern einige Mitglieder würden sie nach den von ihnen angegebenen Motiven allen Ministerien überhaupt verweigern.

Bei solcher Auffassung darf es denn nicht Wunder nehmen, daß diese Commissionsverhandlungen von einer Aeußerung nicht frei geblieben sind, die von einem bedenklichen Standpunkt der politischen Moral zeugt. Ein Mitglied, Herr Reichenheim, sagte: „Zu einem Panzerboote reichten die Flottenbeiträge aus, die könne man verwenden und damit das nöthige Lehrgeld bezahlen." Durch den Vorsitzenden, den General Stavenhagen, den Einzigen, der in der Commission alle Forderungen der Regierung befürwortete, wurde diese unwürdige Aeußerung sofort richtig beantwortet: „Lehrgeld müsse man mit eigenem, nicht mit fremdem Gelde zahlen, nicht mit Flottenbeiträgen."

Das Resultat der Commissionsverhandlungen ist gewesen, daß die Forderung der Regierung durch die Mehrheit nicht empfohlen werden, Dänemark also im Bau von Panzerschiffen Deutschland vorankommen soll. Dagegen soll die Regierung aufgefordert werden, in der nächsten Session einen Plan zur „schleunigen" Entwicklung der Kriegsmarine, nebst Nachweis der zur Ausführung des Planes erforderlichen „der Finanzkraft des Landes entsprechenden" Deckungsmittel vorzulegen. Diesem Beschluß der Commission haben auch diejenigen Mitglieder zu gestimmt, welche von gar keiner Entwicklung der Flotte etwas wissen wollen, welche die Forderung zurückweisen, weil sie überhaupt einen Anfang maritimer Entwicklung enthält. Der Schwerpunkt des Beschlusses liegt eben darin, daß die Finanzkraft des Landes betont ist.

Der Antrag geht von demselben Mitgliede aus, welches jenen niedrigen Vorschlag zur Verwendung der freiwilligen Flottenbeiträge machte. Die „schleunige" Entwicklung ist offenbar hineingebracht, um im preußischen Volke und in Deutschland vorläufig noch die Illusion aufrecht zu halten, als ob man durchaus eine Flotte haben wolle und dieselbe gar nicht rasch genug bekommen könne. Indessen die Phrasen thun es nicht mehr.

Die Wahrheit ist, daß die preußische Regierung in dieser Sache alles gethan hat, was von ihr gefordert werden konnte; daß aber ein Ausschuß der preußischen Volksvertretung empfiehlt, klein, engherzig, niedrig zu handeln,

und die Erwartungen zu täuschen, welche die deutsche Nation auf Preußen gesetzt hat.

Es scheint uns nicht zweifelhaft, daß das Haus der Abgeordneten keine Neigung tragen wird, in der deutschen Flottenfrage sich mit dem Bundestage zu identificiren. Die Anfänge einer deutschen Flotte vernichten, und die rasche Weiterführung der Anfänge verhindern — dazwischen ist nur ein geringer Unterschied.

Die Aussichten für eine Entwicklung der preußischen Marine.

Die Marinecommission des preußischen Hauses der Abgeordneten wird allem Anscheine nach die von der Regierung gestellte Forderung auf Bewilligung außerordentlicher Mittel für die Verstärkung der preußischen Flotte dem Hause nicht empfehlen.

Dies wäre denn das vorläufige Ergebniß der großen und ernsten Bewegung, welche im vorigen Jahre die deutsche Nation zu Gunsten einer preußischen und deutschen Marine ergriff, dies die vorläufige Bethätigung der von der liberalen Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses in einer Reihe von Resolutionen wiederholt feierlich niedergelegten Sympathien für das Schicksal der deutschen, von Dänemark mißhandelten Herzogthümer.

Das vorläufige Ergebniß — denn es ist nicht völlig unmöglich, daß das Haus der Abgeordneten mehr Patriotismus und Einsicht an den Tag legt, als die meisten Mitglieder seiner Commission.

Nach der büreaukratischen Geschäftsordnung des Hauses, welche die wirkliche parlamentarische Thätigkeit in den Commissionen concentrirt, läßt sich indeß die Befürchtung nicht zurückdrängen, daß dasjenige, was die Commission beantragen wird, vom Hause beschlossen werde.

Jedenfalls aber wird es die Pflicht der liberalen Presse sein, vor einem Beschlusse zu warnen, welcher, indem er das Ministerium treffen soll, nur die wesentlichsten Interessen des Vaterlandes verletzt.

Das preußische Ministerium mag noch so viele Ursache zu gerechten Beschwerden gegeben haben, in der Frage der preußischen Marine stimmt die Forderung desselben durchaus mit derjenigen überein, welche noch vor Kurzem alle preußischen und deutschen Patrioten gestellt haben.

Die Forderung der Regierung geht in ihrem wesentlichen Punkte dahin, die Mittel zu bewilligen, um mit dem Bau von Panzerschiffen einen Anfang

zu machen. Dieselbe ist durch die Vorlage von „leitenden Grundsätzen für die Entwicklung der Kriegsmarine“ motivirt, welche zeigen, in welcher Weise die Regierung innerhalb sieben Jahren die Flotte und die Häfen auf einen Stand zu bringen denkt, der Preußen im Kampfe mit kleineren Seemächten, namentlich aber mit Dänemark das Uebergewicht sichern würde.

In Betreff der Deckungsmittel ist für die erste Rate auf den Staatsschatz verwiesen.

Wenn man den Zeitungsberichten über die Commissionssitzungen Glauben schenken darf, so stellt man jener Forderung im Wesentlichen Gründe entgegen, welche kaum ernsthaft gemeint sein werden. Wir wollen heute wenigstens einige dieser Gründe erwähnen.

Leitende Grundsätze, sagt man, nach denen das Ministerium künftig die Marine entwickeln wolle, genügten nicht, sondern ein Gründungsplan müsse vorliegen, und dieser müsse dann bindend festgestellt werden.

Schwerlich ist es den Herren ganz klar, daß die bindende Feststellung des Gründungsplans einer Marine ein vollkommnes Ding der Unmöglichkeit, und auch noch in keinem europäischen Lande versucht ist. Die Fortschritte der Marinetechnik kehren sich sehr wenig an die Lucubrationen der Bureaukratie, und die parlamentarische Versammlung sollte am wenigsten von der Fixirung bureaukratischer Phantasien die Vertheidigungsmittel des Landes abhängig machen. Jeder Gründungsplan ist heute eine solche Phantasie. Man sehe auf England, wo man weder die neue Schraubenflotte auf Grund einer bureaukratischen Vorlage gegründet hat, noch jetzt die Panzerschiffflotte auf solcher Basis gründet. Man sehe auf Dänemark, wo man in diesem Jahre dem Marineministerium außerordentliche Mittel für Panzerschiffe zur Verfügung stellte, obwohl dasselbe sich positiv weigerte, irgend eine Verpflichtung für das einzuschlagende System zu übernehmen. Wo man im letzten Jahrzehnt Gründungspläne aufstellte, z. B. 1857 in Frankreich, sind dieselben längst in den Papierkorb gewandert.

Die Hauptsache ist, daß Preußen und Deutschland schleunigst eine Flotte und zwar jetzt eine Flotte von Panzerschiffen erhalten. Wie dieselben gebaut werden, ist Sache der Executive, wie viele Schiffe nach zehn Jahren vorhanden sein sollen, hängt nicht von dem Urtheil der Gegenwart ab, sondern von den Bedürfnissen, wie sie sich in der Zukunft darstellen werden. In diesem Sinne ist man bisher in England und überall verfahren, wo die Gründung einer neuen Marine mit Ernst betrieben worden ist, und nach dem heutigen Stande der Technik läßt sich nicht anders verfahren. Selbst im englischen Parlamente, welches frühere Marineminister, Mitglieder der Admiralität und Seeoffiziere, d. h. Autoritäten im Seewesen, enthält, hat man stets alle Versuche zurückgewiesen, die Regierung in der Art und Weise zu binden, wie sie die Flotte

vermehren wolle, oder heute festsetzen zu wollen, was nach mehren Jahren geschehen solle.

Diejenigen, welche im vorigen Jahre für die Verstärkung der preußischen und deutschen Flotte Beiträge zeichneten, sind nicht so ängstlich, wie die preußische Marinecommission gewesen. Dieselben haben nicht erst gefragt, wie man das Geld nach vielen Jahren verwenden wolle, sondern nur, ob jetzt eine preußische Flotte nothwendig sei und ob die Regierung eine solche gründen wolle.

Ein andrer Grund lautet: „Die in Aussicht gestellten Summen könne Preußen allein nicht aufbringen.“

Es handelt sich um etwa fünf Millionen jährlich, welche während sieben Jahren herstellig zu machen sein werden. Wenn freilich Preußen zu arm wäre, um für seine Nationalvertheidigung allein zu sorgen, wenn es in jetziger Zeit Handel und Schifffahrt, aber keine Kriegsflotte haben wollte, dann würde es nicht nur der Stellung einer Großmacht, sondern schließlich der eines unabhängigen Staates entsagen müssen und würde besser thun, seine Küsten unter fremden Schutz zu stellen. Wir glauben indeß nicht, daß das Ehrgefühl des preußischen Volks sich mit jener, den Feinden Preußens ohne Zweifel sehr erfreulichen Ohnmachtserklärung in Einklang finden wird, und glauben, daß Preußen, welches halb so groß und verhältnißmäßig ebenso reich als Frankreich, ohne Beschwerde für seine Marine ein Fünftel Desjenigen verwenden könne, was Frankreich dafür ausgibt.

„Die Regierung,“ heißt es weiter, „verweise zur Deckung der künftigen Marinebedürfnisse auf einzubringende Steuervorlagen, nicht aber auf eine Anleihe.“

Die Regierung hat für das erste Jahr zur Deckung die Mittel des Staatsschatzes angegeben, ist also für die Frage, die jetzt vorliegt, in dieser Hinsicht mit der Commission im Einklang. Wenn die Regierung aber in Zukunft es zu vermeiden wünscht, die Staatsschuld ohne dringende Noth zu vermehren, so werden sich wenige Kenner des Finanzwesens in Europa finden, welche diese Rückkehr zu der in der Manteuffelschen Periode leider aufgegebenen altpreußischen Finanzpolitik nicht billigen werden. Schulden zu machen ist freilich populärer als Steuern zu bewilligen, indeß besser ist es nicht. Sollte der Finanzzustand des Landes in den künftigen Jahren nicht gestatten, Steuern für alle Marinebedürfnisse zu bewilligen, so hat das preußische Abgeordnetenhaus es noch immer in seiner Macht, Steuervorlagen abzulehnen und die Regierung dadurch zu nöthigen, durch eine Anleihe wenigstens einen Theil der Bedürnisse zu decken und die Last über mehre Jahre zu vertheilen.

Das sind indeß überhaupt Fragen der Zukunft.

Für die erste Rate sind die Deckungsmittel im Staatsschatze bereit, das

Bedürfniß, die Flotte zu vermehren, ist aber um so dringender, als es zweifellos ist, daß die schleswig-holsteinischen Verwicklungen zu einem Kriege mit Dänemark führen werden.

Als im vorigen Jahre die Agitation für eine deutsche Flotte begann, wurden vielfach Stimmen laut, welche bezweifelten, ob die preußische Regierung bei den Schwierigkeiten, welche ihre Forderungen für das Militär fanden, die Entwicklung der Marine jetzt mit Ernst und Nachdruck in die Hand nehmen werde. Die Regierung hat lange gezögert, ehe sie diesen Ernst und Nachdruck zeigte. Aber sie hat jetzt jeden Zweifel durch die That niedergeschlagen und wenn man ihren Forderungen einen Vorwurf machen kann, so ist es, von Einzelheiten abgesehen, der, daß sie dieselben nicht höher gestellt hat.

Daß die preußische Landesvertretung die Regierung je hindern werde, rasch und energisch mit der Herstellung der maritimen Nationalvertheidigung vorzugehen — das fiel freilich Niemand ein, und wir halten es auch jetzt noch für kaum möglich, daß die Mehrheit des Hauses der Abgeordneten die Ansichten, welche sich in der Marinecommission geltend gemacht haben, ihren Beschlüssen zum Grunde legen werde.

Ludwig der Bayer.

Schauspiel von Paul Heyse.

In zwiefachem Sinne ist die Dichtkunst die Herzenskündigerin ihrer Zeit. Nicht nur bleibt dem Dichter das schöne Recht, herauszusagen, was die Gemüther der Zeitgenossen in ihren Tiefen bewegt: offener noch tritt das innerste Wesen einer Epoche zu Tage in der Gesinnung, welche Hörer und Leser dem Dichter entgegenbringen. Daß die Ideen unsres Jahrhunderts wirklich mit einer vordem unerhörten Raschheit sich verwandeln, daß wir wirklich binnen wenigen Jahrzehnten andere Menschen geworden sind: keine Thatsache der politischen Geschichte zeigt es so klar, wie die von Grund aus veränderte Stellung der Gebildeten zu den Werken der Poesie. Als nach einer langen Zeit ausschließlich literarischer Thätigkeit die ersten Keime freien politischen Lebens in Deutschland sich schüchtern aus dem Boden hoben, da galt es noch als ein Wagniß, dem ästhetisch verbildeten Publicum politische Geschäftssachen in nüchterner geschäftlicher Form vorzutragen, und Herr v. Bentzel-Sternau kleidete weislich den trockensten aller Stoffe, einen Bericht über die ersten bayrischen Landtage, in die phantastische Hülle eines Briefwechsels zwischen Hochwittelsbach und

Reikiavik. Nur zwanzig Jahre vergingen, und jede Spur andächtigen Schönheitssinnes schien hinweggefegt von der politischen Leidenschaft. Alles jubelte, wenn die Meute gesinnungstüchtiger Zeitpoeten wider die vornehme Ruhe des Fürstenknechtes Goethe lärmte, und das Vaterland forderte, wie ein Heros jener Tage selbstgefällig sagt, „von der Dichterinnung,

statt dem verbrauchten Leiertand
nur Muth und bied're Gesinnung".

Von diesem Aeußersten unästhetischer Rohheit freilich, von diesem Selbstmordsversuche der Poesie sind wir zurückgekommen. Der schwere Ernst der staatlichen Arbeit lehrte uns die verschwommenen Phrasen der Tendenzlyrik mißachten, und jener schlichte Sinn für das Wahre, welcher das köstlichste Gut der Gegenwart bildet, wandte sich mit Ekel von poetischen Gestalten, die kein eigenes Leben lebten, nur das Mundstück waren für des Dichters politische Meinungen.

Aber, die Hand aufs Herz, haben unsere Männer in Wahrheit jene banausische Denkweise überwunden, haben sie, inmitten aufreibender wirthschaftlicher Arbeit und staatlicher Kämpfe, wieder gelernt, größer von der Kunst zu denken? Wir wollen nicht allzubitter beklagen, daß die gesammte Lyrik heute lediglich von den Frauen gelesen und geliebt wird und nur selten ein Mann von Geist in verschämter Stille sich an seinem Horaz oder an den römischen Elegieen erquickt: die Aufregung, die Härte, der Weltsinn des modernen Lebens verträgt sich wenig mit lyrischer Empfindsamkeit. Und wenn in sehr zahlreichen und sehr ehrenwerthen Kreisen ein junger Mann, von dem man nur weiß, er sei ein Poet, mit vornehmem Lächeln empfangen wird, wenn man von ihm erwartet, er werde jenes Durchschnittsmaß von Verstand und Willenskraft erst beweisen, das wir bei allen anderen Sterblichen voraussetzen: so sehen wir keinen Anlaß sentimental und verstimmt zu werden ob dieser nothwendigen Folge der poetischen Ueberproduction. Aber versucht es, in einem Kreise gebildeter Männer die triviale Wahrheit zu verfechten, daß die Kunst für ein Culturvolk täglich Brod, nicht ein erfreulicher Luxus sei: und Widerspruch und Gleichgültigkeit wird Euch zeigen, wie sehr die politische und wirthschaftliche Arbeit den Formensinn verkümmert hat. Oder seht die Schlagworte der modernen Aesthetik, wie sie lediglich am Stoffe haften und aus dem Bereiche der Aesthetik hinausfallen. Patriotische Stoffe, ruft man, soll der Dichter wählen, nicht weil er durch die Empfindungen seines heimathlichen Bodens den Leser am sichersten und tiefsten erschüttern wird, sondern weil auch die Kunst den prosaischen Zwecken des nationalen Interesses dienen müsse. Politische Dramen, heißt es, wollen wir schauen, nicht weil in den großen staatlichen Kämpfen die Leidenschaft in den gewaltigsten Formen erscheint, sondern weil die Bühne ihr Scherflein beisteuern müsse zur politischen Volksbildung.

Das Edle und Tüchtige einer solchen, von politischen Ideen durchaus beherrschten Zeit begeistert zu empfinden, ihr Leben mitzuleben und dennoch von seinem künstlerischen Schaffen jede unästhetische Einwirkung dieser übermächtigen Zeitbestrebungen kalt und streng hinwegzuweisen, das ist die unsäglich schwere Aufgabe des modernen Dichters. Vor diesem fortwährenden quälenden Kampfe schrecken feine Naturen von gebildetem Schönheitssinne leicht zurück, sie wenden sich ab von der prosaischen Arbeit der Zeitgenossen und verschmähen es, selbst jene Ideen der Epoche dichterisch zu verkörpern, die der künstlerischen Verklärung sehr wohl fähig sind. Dieses Wegs ist Paul Heyse gegangen, und wir sind weit entfernt mit einzustimmen in den Ruf der Gesinnungstüchtigen unsrer Tage, welche jeden, der nicht sein gesammtes Dichten und Trachten der nationalen Bewegung verpfändet, als einen Mattherzigen verketzern. Wer unter Franz Kuglers Augen einer beneidenswerthen ästhetischen Bildung genoß und in frühen Jahren schon an den Werken der italienischen Kunst Herz und Auge sich erquickte, dem verarge Keiner, daß die gothische Derbheit, die formlose Unbestimmtheit unserer politischen Kämpfe ihm nicht das ganze Herz erfüllt. Unser Volk ist reich genug, auch solche Naturen zu ertragen und zu würdigen. Aber ernstlich müssen wir protestiren, wenn die Bewunderer dieses Dichters so gern auf Goethe und die stolz abweisende Gemüthsruhe seines Alters hinweisen — auf ihn, der in seiner Jugend als ein Revolutionär in das Leben unsres Volkes trat, der in den Tagen seiner größten Dichterthaten so recht im Mittelpunkte jener Ideen stand, die seine Zeit erschütterten. Und eine starke, wuchtige Selbständigkeit müssen wir verlangen von einem Dichter, der die Wege der Zeitgenossen geflissentlich vermeidet, an dessen Werken nur die Sprache verräth, weß Volkes Kind er sei. Er muß im Stande sein, aus dem Reichthum seiner Seele heraus das zu geben, was andere Dichter zum guten Theile der Gedankenarbeit ihrer Zeit verdanken. Diese stolze Eigenart der Persönlichkeit haben wir in Paul Heyse's Schriften vergeblich gesucht. Ueberall trat uns ein seltener Adel des Formensinnes entgegen, der sich wahrlich in Größerem offenbart als in der Glätte des Verses und dem Wohllaut der Perioden, ein großer Reichthum der Farben und ein ungemeines Geschick, die rechte Stimmung zu erwecken in dem Gemüthe des Lesers. Aber diese glückliche Beherrschung der Form ist in der That der Kern seines dichterischen Talentes. Sichtlich enthüllen sich seinem inneren Auge zuerst die Umrisse und Farben seiner Gestalten und später erst ihre Seele. Er bedarf der schönen farbenreichen Umgebung, wenn die ächte Dichterwärme sein Herz durchströmen soll; kein Zufall wahrlich, daß die italienischen Stoffe sich am glücklichsten unter seiner Hand gestalten. Auch das Innere der Menschenbrust erschließt sich diesem Dichter, wenn es gilt, naive, vornehmlich weibliche Charaktere zu schildern, solche Naturen, deren Erscheinung schon die einfältige Schönheit des Herzens wiederspiegelt. Darum werden die

beiden Novellen „Das Mädchen von Treppi“ und namentlich „La Rabbiata“ eine Zierde unsrer erzählenden Dichtung bleiben und durch ihre maßvolle Kraft immer bekunden, daß Paul Heyse jener „weichliche“ Künstler nicht ist, wofür seine Gegner ihn ausgeben. Rathlos jedoch tastet sein Talent umher, wenn er ein reiches, widerspruchsvolles Manneherz zu zeichnen versucht. In solchem Falle kann Paul Heyse in die verzwickteste Künstelei verfallen, so in jener vielgerühmten Novelle „Der Kreisrichter“, die eine erkältende Absonderlichkeit ist, mag ihr immerhin eine „wahre“ Begebenheit zu Grunde liegen. Oder auch seine Kraft erlahmt völlig, er versucht nicht einmal, die ernste psychologische Aufgabe zu lösen. In der Novelle „Andrea Delfin“ begegnen wir einem politischen Fanatiker, der Mord auf Mord wagt, um Venedig vom Joche der Aristokratie zu befreien; doch vergeblich harren wir, daß der Dichter uns zeigen werde, was diese vulkanische Seele erfüllt. Wir werden gejagt durch Scenen des Grauens, wir zittern, wenn der Mörder durch die Verstecke der finstern Gassen sich windet — und dieser sinnliche Reiz des Schreckens bildet den einzigen Inhalt der Erzählung!

Dieses virtuose Formtalent hat in wenigen Jahren kaum ein Gebiet der Poesie unbetreten gelassen, von der Römertragödie und der in Wahrheit herrlichen Uebersetzung italienischer Volkslieder bis herab zur Biergemüthlichkeit einer Schnaderhüpfl-Novelle. Mustern wir die bunte Fülle dieser Schriften, so finden wir keine, die nicht geschmackvoll geschrieben und angenehm zu lesen wäre, aber auch keine, die der Herzschlag unsrer Zeit und unsres Volkes durchzitterte, und nur wenige, die der Hauch einer tiefen, gewaltigen Empfindung erfüllt, nur wenige, bei denen wir, wie bei jenem „Italienischen Liederbuche“ freudig rufen: dies mußte er schreiben. Die Reihenfolge der Werke bezeugt das zunehmende technische Geschick, doch nicht die Vertiefung der Ideen des Dichters und noch minder die Nothwendigkeit seiner Entwicklung.

Jenes Vorherrschen des Formensinnes in Paul Heyse erklärt es auch, daß er Stoffe bearbeiten konnte, welche der modernen Empfindung so fremd sind wie die Fabel der „Sabinerinnen“. Ein Fehlgriff war diese Preistragödie, nicht weil der Stoff einige Jahrtausende alt ist, nicht weil der Romulus in so ganz modernen Worten redet — oder wie sonst der landläufige ungerechte Tadel lauten mag — sondern weil der Conflict modernen Augen nimmermehr tragisch erscheinen kann. Eine Welt, worin die Jungfern dutzendweise geraubt werden, ist nach unserem Gefühle so brutal barbarisch, daß der Dichter der Gegenwart sich mit Widerwillen davon abkehren müßte — gäbe es nicht einen sehr nahe liegenden Weg, selbst diese Situation für moderne Hörer poetisch zu idealisiren. Welchem modernen Menschen kann das sehr starke komische Element dieses Stoffs entgehen? Welch ein Reiz für einen schalkhaften Poeten, in einer muntern Novelle, die auch das Wagniß nicht scheute, zu schildern, wie der Ehestand

das Widerstreben des Mädchenstolzes bricht. Die Frage, ob wohl unseren Mädchen das Ehebett eines römischen Helden gar so gräßlich dünken würde, ist in der That so unabweisbar, das komische Element der Fabel so auffällig, daß wir noch kein ehrliches Weltkind gefunden haben, welches der Aufführung dieses Trauerspieles, trotz seiner zahlreichen schönen Scenen, mit unerschüttertem Ernste zuschauen konnte.

Zu allgemeiner Ueberraschung bietet uns Paul Heyse jetzt die dramatische Bearbeitung eines Stoffes aus der deutschen Geschichte. Doch leider ist unter den deutschen Königen des Mittelalters kaum Einer, der das Interesse des Politikers in so hohem Grade und zugleich die ästhetische Theilnahme so wenig erregte wie „Ludwig der Bayer". Das mißgünstige Urtheil des Theaterpublicums — desselben Publicums, welches die Philippine Welser des Herrn v. Redwitz bewundert — darf uns nicht hindern, das Schauspiel, und zunächst seinen geschichtlichen Stoff, zu betrachten. Zwei ganz verschiedene Arten historischer Stoffe bieten dem Dramatiker das dankbarste Feld. Wagt sich der Dichter auf jene glänzenden Höhepunkte der Weltgeschichte, welche jedem Hörer begeisternd in der Erinnerung leben, so wird er zwar Gefahr laufen, an dem prosaischen historischen Besserwissen seiner Hörer zu scheitern, doch diese leidenschaftliche Theilnahme der Zuschauer an dem Stoffe selber wird ihn zugleich fördern und heben. An einigen Scenen von Zacharias Werners Luther mag man erkennen, wie auch die Kraft eines phantastischen unklaren Poeten durch die Großheit und Tiefe eines welthistorischen Stoffs über ihr Maß hinaus gesteigert wird. Weit glücklicher aber wird sich der Dichter fühlen auf jenen Gebieten der Geschichte, welche entweder — wie das Schicksal Wallensteins und der Maria Stuart — einen sehr feinen und vieldeutigen psychologischen Proceß darbieten, oder — wie die Geschichte des falschen Demetrius — sich nur leise aus sagenhaftem Halbdunkel emporheben. Hier hat die schöpferische Phantasie den erwünschtesten freien Spielraum. Keinen dieser Vorzüge besitzt die Geschichte Ludwigs des Bayern. Sie ist wohl zu bekannt, als daß sie nicht der Erfindungslust des Dichters ziemlich enge Schranken setzen sollte, und dennoch entbehrt sie jenes begeisternden stofflichen Reizes, der die Herzen der Hörer zu liebevollem Entgegenkommen stimmt. Ein wohlmeinender Herr von gesundem Verstande und gut deutschem Sinne, aber mehr geschoben von der öffentlichen Meinung denn ein Führer seiner Zeit, ein Charakter voll der seltensten Widersprüche, gutmüthig und doch habgierig, mit nahezu ketzerischer Kühnheit vorschreitend wider die Kirche, und doch unfreien Gemüths, sichtlich gebeugt und verschüchtert durch Roms geistliche Waffen — so das Bild des historischen Ludwig. Dem Politiker ist sein Wirken lehrreich, weil unter ihm der alte Kampf unsres Volks wider die Herrschsucht der Päpste neue Formen annimmt. Aus dem Schooße der Kirche selber erstehen dem Kaiser Bundesgenossen: die Minoriten verfechten

zum ersten Male die Lehre, daß das Concil über dem Papste stehe, und eine gedankenreiche Schule ghibellinischer Schriftsteller tritt ihnen an die Seite. Die popularen Mächte Oberdeutschlands schaaren sich um den Kaiser wider die ritterliche Macht des habsburgischen Gegenkönigs. Gegen Frankreich und seinen Knecht, den Papst, vertheidigen die Kurfürsten mannhaft die Freiheit der Kaiserwahl, bis endlich Ludwig selbst durch seine Ländergier sich die Genossen entfremdet und ein ruhmloses Ende nimmt. Dramatische Gegensätze bietet dieses bewegte Leben in Fülle, aber nirgends concentriren sie sich zu einem schönen Bilde, der erschütternde tragische Abschluß fehlt, wie so oft in unserer Geschichte, und das gesammte Culturleben dieser Zeit erkältet uns durch seine prosaische Nüchternheit. In jenen oberdeutschen Städten, die, für Hab und Gut besorgt, zum Kaiser hielten, lebt kaum der Schatten jener großen wagenden Ehrsucht, die zur selben Zeit die Bürger der Hansa beseelte. Und nicht minder alles poetischen Zaubers baar ist die Ritterschaft der Habsburger mit ihrer Rohheit, ihrem krämerhaften Sinne, der dem König Friedrich gewissenhaft jedes auf der Kriegsfahrt verlorene Hufeisen in Rechnung stellte. Einen epigonenhaften Charakter trägt die ganze Epoche; die Anfänge eines neuen Lebens sind so unreif, so sehr beschränkt auf die innerliche Welt des Gedankens, daß sie den Dramatiker nur wenig reizen können.

Wie ein so ganz unpolitischer Dichter sich gerade für diesen, lediglich politisch interessanten Stoff erwärmen konnte, das ist wahrlich ein Räthsel. Wir haben nicht zu fragen nach der Wahrheit der Behauptung, Allerhöchsten Orts sei ein wirkliches und wahrhaftiges königlich bayrisches Nationaldrama gewünscht und darum wohl oder übel jener Abschnitt der deutschen Geschichte gewählt worden, welcher ausnahmsweise das Haus Wittelsbach einmal nicht im Kampfe gegen Deutschlands Recht und Ehre zeigt. Sehen wir vielmehr, wie Paul Heyse diesen spröden Stoff gestaltet hat. Wollte der Dichter sein gutes Recht gebrauchen und herrisch mit den Thatsachen der Geschichte schalten, um ihren Ideengehalt desto herrlicher hervortreten zu lassen, so war es zwar sehr schwierig, doch keineswegs unmöglich, König Ludwig zu einem tragischen Helden zu erheben. Er mußte erscheinen als der Vorkämpfer der bürgerlichen und nationalen Gewalten wider den Adel, den Reichsfeind und den Stuhl von Rom, er mußte, beseelt von leidenschaftlichem Ehrgeiz, den schweren Kampf in sich durchfechten zwischen diesem klar erkannten königlichen Berufe und der dynastischen Habsucht und in diesem Widerstreite endlich unterliegen. Ein solches Drama hätte ungeheuere Hemmnisse überwinden müssen, zumal die Zerrissenheit der Handlung; manche Scene würde die Nüchternheit einer Staatsaction nicht ganz verleugnet haben; aber das Werk konnte trotz alledem lebensfähig werden durch die Kraft und Größe seines Helden. Paul Heyse hat alle diese Klippen umgangen, er schreibt ein Drama der Freundschaft und wählt zu seiner Fabel die berühmte „deutsche

Treue“ Friedrichs von Oestreich — eine poetische, herzerwärmende Episode ohne Zweifel, aber eine Verwicklung ohne alle dramatische Kraft und Spannung, die dem Dichter nur zu einem kurzen Gedichte, wie jene schönen Verse Schillers, oder zu einer Novelle den Stoff bietet. Verlockend genug war dieser Ausweg für den Anhänger jener abstracten Aesthetik, welche immer wieder versichert, der Dichter könne nur das „Reinmenschliche“ schildern — als ob die staatlichen Gedanken unmenschlich wären. Aber wer es wagt, die harten und rauhen Kämpfe der geschichtlichen Welt poetisch zu verklären, von ihm fordern wir auch den Muth und die Kraft, daß er den politischen Gehalt der Geschichte erfasse, den menschlichen, jedes Herz ergreifenden Sinn des staatlichen Lebens verstehe und verkörpere. Will ein Dichter in einem historischen Drama diese politischen Ideen ängstlich umgehen, dann rächt sich die Geschichte, dann verfällt er nur um so sicherer in die trockenste Nüchternheit, freilich nicht in die Prosa der klüglich vermiedenen Staatsaction, aber in die Langeweile einer ärmlichen Chronik. Für diese Wahrheit gibt Heyse's Ludwig der Bayer ein unwidersprechliches Zeugniß.

In den Mittelpunkt seines Drama's stellt Paul Heyse den Gegensatz der beiden Jugendfreunde, die um Deutschlands Krone hadern. Beide Charaktere sind verständlich und folgerichtig gezeichnet, aber keiner von beiden ist ein dramatischer Held. Aufgewachsen an einem ärmlichen Hofe, von klein auf gewohnt den Heller zu sparen, ist Herzog Ludwig von Bayern der Herr eines armen Landes geworden. Ein Wahrer des Rechts stützt er sich auf die schlichte Tüchtigkeit seiner Städte, ein kalter Rechner steckt er seinem Ehrgeiz nahe Ziele und war darum nie gezwungen einen Plan aufzugeben. Sein ganzes Wesen ist so kühl und nüchtern, so klar und bieder, daß von einem erschütternden Bruche und Kampf in der Seele dieses Mannes nicht die Rede sein kann. Noch weit reizloser ist der Charakter des Gegenkönigs. Wie nahe lag es, in dem schönen Friedrich von Oestreich einen jener Männer zu schildern, welche — was die Gegenwart theoretisch zu läugnen liebt, aber thatsächlich immer anerkennt — durch den Glanz und Adel ihrer Erscheinung das karge Maß ihrer Begabung vergessen machen. Aber von solchem bezaubernden Dufte dämonischer Liebenswürdigkeit ist an diesem Friedrich wenig zu spüren. Ein verwöhnter Jüngling, der stolze Sproß des hochmüthigen Kaisers Albrecht, liebt er den fürstlichen Prunk, hat eine gewisse schwächliche Vorliebe für den Glanz des Ritterthums, läßt seine Phantasie fessellos ins Weite schweifen und gefällt sich in knabenhaften Träumen von einem neuen Kaiserthume Karls des Großen. Dem nüchternen älteren Freunde steht der weiche unreife Mensch sehr klein gegenüber, und wenn Ludwig einmal erzählt, Friedrich sei der gebende Theil gewesen in ihrem Freundschaftsbunde, so wird ihm dies kein Hörer glauben. Der leitende Kopf des habsburgischen Lagers ist jene vielbesungene Blume der

Ritterschaft, Herzog Leopold, sicherlich der interessanteste Charakter des Drama's, herrisch nach der Weise seines Hauses, der Todfeind des Bürgerthums und des Wittelsbachischen Bürgerfürsten. Es ist der feinste Zug des Stückes, wie der Dichter verstanden hat, die politische und die persönliche Leidenschaft dieses Mannes mit einander zu verschlingen. Leopold liebt seinen Bruder grenzenlos und haßt in dem Bayern zugleich den Freund, der ihm das Herz des Lieblings gestohlen. In gleichem Sinne treibend und reizend wirkt auf Friedrichs Ehrgeiz seine Gemahlin, die hochfahrende spanische Königstochter Isabella. Auf Ludwigs Seite stehen nur einige sehr ehrenwerthe, aber sehr gleichgiltige Nebenfiguren, der nicht ohne gute Laune gezeichnete brave Schweppermann, der brave Bürgermeister von München, ein braver Gerbermeister, dessen braver Sohn u. s. w.

Der erste Act ist der dramatisch wirksamste; denn hier allein gelingt es dem Dichter, einen Aufruhr in der Seele seines Helden zu erregen. Soeben ist ein glücklicher Krieg Bayerns wider Oestreich beendet, Herzog Ludwig kommt an Friedrichs Hof, die Freunde versöhnen sich und vertragen ihre Späne. Ludwig verspricht dem Freunde, der die Kaiserkrone erstrebt, seinen Beistand. In diesem Augenblicke, da Friedrich sich gerade entfernt hat, bringt der Bürgermeister von München die Kunde, daß die Mehrheit der Kurfürsten den Vorsatz hegt, Ludwig zum Kaiser zu küren. und in einer kurzen, mäßig erregten Scene spielt sich der einzige Kampf ab, den dieser Held in seinem Herzen durchzufechten hat. Die Mehrzahl der Stimmen, das ist klar, wird das im Reiche verhaßte habsburgische Haus nie gewinnen, das Herzogthum Bayern, dem Ludwigs ganze Sorge gilt, wird furchtbar leiden unter einem östreichischen Ritterkaiser, alle Guten im Reiche rufen nach einem „ganzen Mann" — „hätt' ihn die Welt in Dir gefunden, Friedrich?" Diese Gründe schlagen durch, und als die weitere Kunde kommt, daß Herzog Leopold damit umgehe, den gehaßten Bayern gefangen zu nehmen, rettet sich Ludwig durch schleunige Flucht. Leopold will ihm nachsetzen, steht aber sonderbarerweise davon ab auf die Bemerkung Isabella's „das wäre unser nicht würdig", obwohl er soeben noch, weit unwürdiger, das Gastrecht zu brechen gewillt war. Angesichts dieses niedrigen Verrathes schwört Friedrich dem kaum wiedergefundenen treulosen Freunde seinen Haß. Die Weise, wie Ludwig „aus Freundeshaus sich wie ein Dieb hinwegstiehlt", ist sehr unwahrscheinlich und sehr häßlich, aber dramatisch gerechtfertigt. Denn sie allein erklärt die blinde Erbitterung seines Feindes, und hier mindestens hält der Dichter sich noch frei von jenem schwächlichen Idealisiren, worin die folgenden Acte sich gefallen — wenn nur nicht die entscheidende Bewegung in der Brust des Helden gar so matt und leise sich vollzöge!

Nun erwarten wir zu schauen, wie des bescheidenen Bayernherzogs innerstes Wesen erschüttert wird und sich wandelt, da das Schicksal ihn aus der dürf-

tigen Enge seiner Provinz hinausreißt in die ungeheure Verwirrung der Reichspolitik. Und ferner, wir verlangen theilzunehmen an den politischen Planen, die fortan Ludwigs Thaten bestimmen. Jenes zu schildern hat der Dichter kaum versucht, diese Theilnahme zu erwecken nimmt er mindestens einen Anlauf. Sollen wir einen politischen Gedanken nicht blos mit dem Hirn verstehen, nein, leidenschaftlich uns für ihn begeistern, dann müssen wir sehen, wie sein Gegensatz entsittlichend auf die Menschen wirkt. Jedermann mag diese dem Künstler wichtige Wahrheit alltäglich beobachten an dem sicheren Gefühle der Frauen, die lediglich durch eine schöne sittliche Entrüstung zum Verständniß einer politischen Idee gebracht werden. Will also der Dichter uns die politische Nothwendigkeit poetisch erklären, daß Ludwig, der Freundschaft zum Trotz, festhalte an der königlichen Würde, so soll er uns die sittliche Verwilderung des meisterlosen Reiches zeigen. Er muß — mag sich dies noch so schwer einfügen in den Bau des Drama's — uns schauen lassen, wie das Reich, zerfleischt von seinen Söhnen, zuckend am Boden liegt, aufschreit nach eines Königs starker Hand. Vielleicht hat Paul Heyse dies gefühlt. Er führt uns zu Beginn des zweiten Aufzugs während der Kaiserwahl auf die Frankfurter Brücke. Kriegsknechte plündern — — den Waffelnkorb einer Hökerin, zwölf Batzen an Werth, und meinen lachend, das sei der Brauch in kaiserloser Zeit! O du gewaltiges Mittelalter unsrer Väter! Sind wir Nachgebornen wirklich so lendenlahm, so nervenschwach, daß wir Deine unbändige Sinnenlust, Deine gräßliche Wildheit nur in der Form eines Waffelndiebstahls, zwölf Batzen an Werth, ertragen können? Lassen wir uns belehren von diesen wohlerzogenen Poeten: wir irrten, wenn wir meinten, es sei des Dichters schönes Recht, alle Kümmerniß und Leidenschaft, die im Leben nur getrübt und gedämpft erscheint, zu verstärken und zu sammeln in erschütterndem Bilde. — Währenddem ist die Kaiserwahl vollzogen. Ludwig, von der Mehrheit gekürt, tritt in Sachsenhausen in das Zelt des Gegners und mahnt ihn zur Unterwerfung. Friedrich hat das deutliche Gefühl seines Unrechts, aber die Erinnerung an Ludwigs Verrath und das Zureden des Bruders und der Gemahlin hält seinen Trotz aufrecht. Er verlangt ein Gottesgericht.

Da liegt mein Handschuh. Wenn in Wahrheit Du
Nie an der Freundschaft fehltest — heb' ihn auf!

In diesem Augenblicke — beginnen die Glocken von St. Bartholomäi das Festgeläut, und die Bürger Frankfurts grüßen Ludwig als König. Also durch die handgreiflichsten Mittel an seine Würde erinnert weigert er den Zweikampf, und der Krieg ist erklärt.

Den ganzen dritten Act füllt mit undramatischer, eines Chronisten würdiger Breite die Entscheidungsschlacht vor Ampfing. Abermals versucht der Dichter eine dramatische Bewegung in der Seele des Helden hervorzurufen,

aber diese Bewegung wird zu einer nüchternen politischen Betrachtung, weil der Dichter nicht vermag, das politische System des Helden in künstlerischer Weise als eine Leidenschaft darzustellen. Ein Brief Leopolds an seinen Bruder wird von den Bayern aufgefangen: Friedrich solle keine Schlacht wagen, in drei Tagen erst könne der Bruder zu ihm stoßen. Sofort verlangt natürlich Schweppermann, daß Ludwig die Schlacht anbiete, bevor Leopold dem Feinde zuzieht. Der König verweigert es, weil die verheißene Hülfe seiner bayrischen Städte ausgeblieben ist:

ich schlage keine Schlacht, wenn Baiern fehlt.
— — — Die Bundsgenossen
und Freunde schätz' ich wie ich soll. Doch wahrlich,
mein bester Bundsgenosse sei mein Volk.
— — — Thor, wer im eignen Boden
nicht feste Wurzeln schlug und davon träumt,
mit seines Wipfels Krone fremdes Land
zu überschatten.

Wie nun, wenn ein Zuschauer sich erhübe: „Mit Verlaub, König Ludwig! In der Weltgeschichte heißest Du zwar Ludwig der Bayer und hast Dein bestes Glück Deinen Bayern verdankt. Aber was kümmert mich auf der Bühne die Historie! Du bist deutscher König. Die Du Bundesgenossen nennst, sind Dein Volk. Nicht fremdes Land begehrst Du; das verwirkte Leben eines aufsässigen Vasallen willst Du dem Reiche erhalten. Der brave Schweppermann versteht's, er räth zur Schlacht. Also schlag' los." Was wollte Ludwig antworten? Solchen unbequemen Fragen setzt der Dichter sich aus, wenn er zum Hirn statt zum Herzen der Hörer redet.

Dieser ganze Handel ist übrigens müßig; denn unmittelbar nachher erscheint das ersehnte Heer der bayrischen Bürger, voran die braven Münchener Sauerbecken. Der König schenkt den ehrenfesten Sauerbecken ein Haus, als welches der wißbegierige Wandersmann noch heute im Thale zu München schauen mag. Dann bietet der Bedächtige die Schlacht, und Friedrich, im blinden Ungestüm, nimmt sie an. So geschehen am 28. Septbr., wie der Münchner Gerbermeister ausdrücklich bemerkt. Getümmel. Flucht der Ritter. Gefangennahme Friedrichs. Jammerschade, daß der brave Schweppermann nicht noch zum Schluß seine beiden welthistorischen Eier verspeist. Er ißt sie leider erst im vierten Act, und blos in der Erinnerung. Der dramatische Werth dieses Actes hätte durch solchen Abschluß keineswegs verloren, die historische Treue aber erheblich gewonnen.

Nach diesem ganz verfehlten Höhepunkte der Handlung erwarten wir, daß die Lösung des Streites durch die entsagende Großmuth beider Könige uns menschlich nahe trete. Jede Theilnahme muß erlahmen, wenn wir nicht schauen,

daß beide Theile sich zu dieser Lösung erst nach schwerem Kampfe hindurcharbeiten. Die höchste Noth muß Ludwig bedrängen, kein Weg der Rettung sich zeigen, denn allein die Hinrichtung des gefangenen Feindes. Sehr glücklich hat der Dichter dies empfunden, aber wie matt und arm ist die Ausführung. Leopold, mit Frankreich verbündet, verlangt gebieterisch die Freilassung des Bruders, doch spurlos geht diese trotzige Botschaft an den Zuschauern vorüber, die in den früheren Acten Leopold wieder und wieder im selben Tone reden hörten. Ein neuer Feind des Königs tritt auf — der Legat des Papstes, aber nochmals bewährt der Dichter seine Gabe, den Ernst und die Macht der Geschichte verdünnend abzuschwächen. Wer kennt sie nicht, jene furchtbaren Flüche Roms wider Ludwig — das Gräßlichste vielleicht, was vermessene Gotteslästerung je gewagt? Ein bloßes Abschreiben der Geschichte wäre hier poetisch wirksam gewesen, und mit unheimlichen Worten allerdings bereitet uns der Legat auf das Grauen vor:

meine Botschaft
ist wie des Himmels Donner. Irdisch Wort
verhallt nach ihr an den betäubten Ohren.

Und nun höre man den wohlgesetzten Canzleistil der Botschaft selber:

Zu Tage liegt,
daß Deiner Pflicht als Sohn der Kirche Du
abtrünnig wardst und des Gehorsams Fessel
zu sprengen trachtetst. — — Darum
ergeht an Dich die Mahnung, Herzog Ludwig:
thu ab die angemaßte Majestät. — —
Versäumt er Eins von diesen, spricht Johannes,
so fällt der große Bann auf seinen Scheitel.
Solches ward der gemeinen Christenheit
durch Anschlag ans Portal von Avignon
verkündet u. s. w. u. s. w.

Der König nimmt diese Botschaft mit der entsprechenden nüchternen Gemüthsruhe entgegen, und auch als seine Stände Angesichts solcher Gefahren auf Friedrichs Hinrichtung dringen, gibt er ihnen zwar Recht, aber verharrt in einer so behaglichen Kühle, daß jedermann sieht: dieser furchtbare Gedanke ist seinem Herzen gar nicht nahe getreten. Er wählt vorerst den Weg der Güte, und nun folgt der bewegteste Auftritt des Stücks. Ludwig besucht den Feind im Kerker, er beweist ihm, daß Leopold durch den Bund mit Frankreich des Reiches Ehre verrathen und bewegt ihn endlich zur Huldigung. Friedrich verspricht, seine Brüder mit Ludwig zu versöhnen, wo nicht, zurückzukehren in die Haft. Leider tritt auch in dieser lebendigsten Scene störend hervor, daß nicht ebenbürtige Gegner mit einander kämpfen. Der großherzige Entschluß wird

dem Habsburger abgerungen; sein Wort „Ludwig, halt ein! Du thust Gewalt mir an“ bezeichnet die unsichere Schwäche seines Wollens.

Um so nothwendiger war es, daß im letzten Acte dieser unfreie Entschluß zur freien That geläutert werde. Wäre es doch sogar möglich, die Fabel also zu behandeln, daß das höchste dramatische Interesse sich auf jene Scenen concentrirte, worin Friedrich versucht wird seinen Eid zu brechen. Jetzt galt es daher alle Hebel anzusetzen, um dem Fürsten die Ausführung seines edlen Vorsatzes zu erschweren. Der Dichter mochte seinem Friedrich den Sieg der habsburgischen Sache in lockender Nähe zeigen; denn auch er konnte, der Chronologie zum Trotz, die Schlacht von Morgarten in diese Zeit verlegen. Wenn Friedrich sein hohes Haus geschändet findet durch die schweizer Bauern, die Genossen Ludwigs, so muß sein Stolz erwachen und ihn mahnen, sein Wort mit Füßen zu treten, Rache zu nehmen für die Schmach des Bruders. Statt dessen hat der Dichter unbegreiflicherweise sein Bestes gethan, dem Herzog seinen Entschluß zu erleichtern. Die Beiden nämlich, welche früher seinen Trotz aufstachelten, findet Friedrich in ganz veränderter Lage. Isabella ist erblindet vom vielen Weinen und hat allen hochfliegenden Gedanken entsagt. Leopold aber liegt im Sterben, und es versteht sich von selbst, daß die Raserei des Fieberkranken den Vorsatz des Bruders nicht ins Wanken bringt. Nach diesen Scenen wissen wir ganz sicher: der Sühneversuch ist mißglückt, also wird Friedrich unfehlbar am bestimmten Tage sich zur Haft stellen, wenn ihm nicht auf der Fahrt ein Menschliches widerfährt. Paul Heyse jedoch wagt ein denkwürdiges Mittel, um die eingeschlafene Spannung nochmals zu erregen. Der entscheidende Tag bricht an, die Stände Bayerns sind versammelt, die Köpfe erhitzt durch das Gerücht, ein östreichisches Heer ziehe drohend gegen München. Da stellt König Ludwig den braven Schweppermann ans Fenster, um zu schauen, ob ein weißes Fähnlein am Petersthurme Friedrichs Ankunft verkünde. Während des Haders der Stände eilt der brave Schweppermann zum Throne und meldet, das Fähnlein wehe, aber leider — das *rothe*, die Kriegsfahne! Verrath, Verrath! Tumult. Sturmglocken. Allgemeine Verzweiflung. Da — öffnet sich die Thür, und ein Herold ruft:

Friedrich, Herzog von Oesterreich, sammt seiner
Gemahlin, Herzogin von Oesterreich.

Angenehme Enttäuschung. Aufklärung des Mißverständnisses. Nun theilt Ludwig sein Herrscherrecht mit Friedrich, und unter den üblichen Versicherungen daß, „dieses Reich, das herrlichste der Welt“ sieghaft stehen werde „furchtlos und gefürchtet, ein Hort des Rechtes, des Friedens und der Treue“ — fällt der Vorhang. Sehr zur rechten Zeit. Denn bliebe uns noch ein Augenblick zur Besinnung, so würde dem Dichter der heftigste Widerspruch begegnen.

Die Würde und der dämonische Tiefsinn der dramatischen Kunst offenbart

sich am klarsten in der dämonischen Thatsache, daß vor der Bühne alle Kräfte des Hörers zugleich aufgerüttelt werden, die Gluth der Leidenschaft wie die Schärfe des kritisch ungläubigen Verstandes. Und nimmermehr wird sich dieser unbarmherzige Verstand moderner Hörer bei der Theilung der Kaiserkrone, „die bisher untheilbar schien", beruhigen. Hinweg mit dieser politischen Mystik, welche den Ludwig von seinem Mitkaiser sagen läßt: „Er geht in mir, in ihm bleib' ich zurück." Solche Phantasterei mochte sich begeben in einer Zeit unreifer verschwommener Gesittung. Unsere Tage der hellen Bildung ertragen und glauben sie nur, wenn sie von der erzählenden Dichtung in eine duftige Ferne gerückt wird. Vor den greifbaren Gestalten der Bühne aber rufen wir alle: „das ist unmöglich!", und hierin liegt abermals ein Grund, der diesen Stoff von der dramatischen Behandlung ausschließt. — Uebrigens ist das Stück sehr sorgfältig und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, rhythmisch componirt, die Sprache zwar zumeist matt, aber correct und frei von jener Geschmacklosigkeit, wozu mittelalterliche Stoffe so leicht verleiten. Nur das häufige Gerede von „Wittelsbachs Gestirn" u. dgl. wirkt störend; denn dem Sinne des Mittelalters lag solche dynastische Vergötterung sehr fern, und modernen Menschen erscheint sie sehr komisch.

Paul Heyse hat sich rühmlich frei gehalten von der tendenziösen Verbildung der Gegenwart, welche die Poesie fast allein nach ihrem Stoffe zu schätzen weiß; das Schöne hat er schaffen wollen und Nichts als das Schöne. Um so tiefer müssen wir es beklagen, daß er seine Begabung so gänzlich verkannt hat. Solche historische Stoffe fordern einen Dichter, in dessen Seele der politische Gedanke sich zur persönlichen Leidenschaft gesteigert hat; eine unpolitische Natur darf ihnen nicht nahen. Wir beklagen diese Verirrung, weil sie das große Publicum nur bestärken wird in seiner tendenziösen, unästhetischen Sinnesrichtung. Denn wahrlich, tausendmal lieber ein derbes, gründlich unpoetisches Tendenzstück als die wässrige Langeweile dieser vornehmen Mattherzigkeit, die nur durch rechtzeitiges Glockengeläute und rothe Fähnlein den Hörer vor dem Schlummer des Gerechten zu bewahren vermag. Als wir den Heinrich von Schwerin von G. v. Meyern über die Bretter gehen sahen, da verließen Hunderte das Haus in gehobener Stimmung. Eine ästhetische Erregung war das freilich nicht, aber wir hatten doch hineingeblickt in das edle Herz eines wackern Mannes, dem die Schande seines Landes am Leben frißt, und bis zu einem gewissen Punkte kann solche Wärme des Herzens den Mangel der Phantasie ersetzen. Von diesem Ludwig dem Bayern aber scheiden wir mit der trostlosen Betrachtung: hätt' ich doch nimmermehr mir zugetraut, daß ich so ruhig mit ansehen könnte, wie Freunde im Zorne von einander gehen und sich befehden in gräßlichem Bruderzwist, wie Reiche wanken und sinken und Völker kämpfen für die höchsten Güter der Welt. — H. v. Treitschke.

Römisches Straßenleben.

1.

Keine Stadt des Continents hat eine so interessante Physiognomie wie Rom. Der weite Mauernkreis umschließt drei in ihrem inneren und äußeren Wesen durchaus verschiedene Städte. Die eleganteren, civilisirteren Stadttheile in der Nähe des Corso, der Via Babuina, des Spanischen Platzes und auf den Abhängen des Pincio zeigen meist breite Straßen, wohlgetünchte Häuser, Gasbeleuchtung, sauber gekleidete Menschen, viele und elegante Equipagen; es ist das Fremdenviertel. Wendet man sich seitwärts in die Stadttheile des alten Marsfeldes zwischen dem Corso und der Tiber, in jenes Chaos von Gassen, Gäßchen, kleinen Plätzen, fünf bis sechs Stock hohen Häusern, Schmutz- und Kehrichthaufen, so ist man mitten in dem lärmenden Treiben einer ächt römischen Bevölkerung. Wo irgend Raum vorhanden, haben Trödler und Obsthändler sich etablirt, die Parterres der Häuser sind abwechselnd zu unscheinbaren Läden, dunklen Cafés und Trattorien, zu Stallungen, Waaren- und Wagenremisen, Handwerksstätten 2c. benutzt; zuweilen das geschwärzte, architektonisch prächtige Portal eines Palazzo, der dem Wappen an den Mauern zufolge Eigenthum einer Nepotenfamilie, oder auch Sitz irgend eines fremden Consuls ist; zuweilen Reste antiken Mauerwerks, marmorne Säulen und Friese, häufig die zopfige Facade einer Kirche. Aus allen Fenstern der höheren Stockwerke hängt Wäsche auf langen Leinen, die mittelst hölzerner Stangen von den Mauern abstehend erhalten werden, zum Trocknen hinaus, und trübe Fensterscheiben, vergilbte Vorhänge lassen auf keine sehr wohlhabende Bevölkerung schließen. Auf den Straßen mischt sich der Städter in gleicher Zahl mit dem Landmann; Menschen, Thiere und Wagen drängen sich in regem Verkehr bunt durcheinander; trübe Oellampen der Straßenbeleuchtung und vor den Heiligenbildern dienen mehr dazu die Finsterniß erkennen zu lassen, als sie zu erhellen. Es sind dies die Stadtviertel, in denen die Mittelclasse, die Handel und Gewerbe treibende Bevölkerung wohnt. Die Stadttheile von Trastevere, ai Monti, die Villen und Vignen, die das große Trümmerfeld des Esquilin, Cälio, Palatin und Aventin bedecken, sind von der niederen städtischen oder einer durchaus ländlichen Bevölkerung eingenommen; der Verkehr ist dort kein bedeutender, desto größer aber Koth und Unrath in und außer den Häusern.

Es ist um die Zeit des Frühlingsanfangs, Morgens 7 Uhr. Wir wohnen an der Piazza Barberini, die in der Nähe des Fremdenviertels gelegen ist; denn die Via Felice und ihre Fortsetzung, die Via delle quatro Fontane durchschneiden sie, während von der anderen Seite, von der Porta Salara und Porta Pia her, der Verkehr des Campagnavolkes, das die Stadt mit Lebensmitteln versieht, sich über den Platz durch die Via del Tritone weiter in die

Stadt hineinzieht. Wir sind erwacht von dem Geräusch des regen Verkehrs, von dem Lärm rollender Wagen und der Verkäufer, die ihre Waaren mit lauter Stimme ausrufen; die Morgensonne scheint freundlich in unser Zimmer hinein, wir treten ans Fenster, öffnen dasselbe, um die kühlende, erfrischende Luft eindringen zu lassen.

Vor uns baut sich auf dem Nordabhange des Quirinal der prächtige Palast Barberini auf, alle anderen Gebäude der Nachbarschaft weit überragend. die Häuser, welche den Platz einfassen, haben ein freundliches Aussehen; zu ebener Erde Bildhauerateliers, Cafés, kleine Läden von Handwerkern, Bäckern, Schlächtern &c.; das erste und zweite Stockwerk von Fremden bewohnt, was aber keineswegs hindert, daß zu allen Fenstern Bettwäsche und Leibwäsche beiderlei Geschlechts hinaushängt; dem Himmel zunächst die großen Bogenfenster von Malerateliers. In den Hausthüren stehen Frauen und Mädchen, welche ihr volles, schwarzes Haar kämmen und ganz ungenirt ihre Morgentoilette beenden; Handwerker arbeiten vor den Thüren im Freien; hier ein Schuster, umgeben von Hügeln alten Schuhwerks, er im lauten Selbstgespräch; dort ein Tischler, noch weiter ein Böttcher. Am Fuße der Häuser haben sich Boutiquen von Straßenküchen, Grünzeug und Obsthändlern etablirt, vor denen ein reger Verkehr von Landleuten und Dienstmägden stattfindet. An einer Stelle, wo sie den Raum freigelassen haben, steht mißmuthig herabhängenden Hauptes, auf einer mageren Streu ein rauhhaariges Maulthier, dessen Hautfarbe man wegen des anklebenden Schmutzes nicht erkennen kann; da ist unter freiem Himmel, trotz Frost, Regen und Unwetter des Thieres Nachtquartier den ganzen Winter hindurch gewesen, nachdem es die mühevolle Arbeit des Tages vollbracht hatte, und das seines Herren in der Nähe unter dem Karren. In der Mitte des Platzes sprudelt die Fontaine del Tritone, das Meisterwerk des barocken Bernini, ihren dünnen Wasserstrahl hoch in die Luft; der Boden ist eingesunken und bildet eine sumpfige Pfütze, zu welcher Pferde, Ochsen, Esel und Maulthiere zur Tränke gebracht werden. Ein Verkäufer alter und neuer Kleidungsstücke hat sich auf der Einfassung des Bassins niedergelassen, ist in eifriger Unterhandlung mit einem Trupp von Landleuten begriffen, deren einer soeben ein Paar Hosen anprobirt. Zahlreiche Ausrufer bewegen sich über den Platz: „Ricotta fresca!“ eine Lieblingsspeise der Italiener. „Eccolo pesce! Eccolo fravole!“ so die Verkäufer von Fischen oder Kirschen; „Cerase col' padrone in casa!“ d. h. „Kirschen mit dem Herrn (Made) im Hause“, auch ein Vorzug, den nur Italiener zu würdigen verstehen; und an dem Tonfalle des gesangartigen Rufes erkennt man den Verkaufsartikel, ohne die Worte zu verstehen. Mit furchtbar gellender Stimme tragen die Weiber Grünzeug und Brod herum; alle Lebensbedürfnisse werden ins Haus gebracht, denn die Sitte beschränkt das Auslaufen weiblicher Dienstboten auf ein Minimum, und beim Miethen der-

selben wird von den Angehörigen sehr oft die Bedingung gestellt, das Mädchen nie allein auf die Straße zu lassen, eine Bedingung, die in dem heißen Blute wohl genügenden Grund haben mag. Die Donna aus dem Bürgerstande geht Arm in Arm mit ihrem Mädchen, wenn sie Einkäufe zu besorgen hat, beide gegenseitige Tugendmeisterinnen oder — gemeinschaftliche Sünderinnen.

Eine Ziegenheerde rastet dort an der Straßenecke, die Köchinnen kommen mit Töpfen herbei, jede ihren Bedarf an Milch unmittelbar vom Thiere entnehmend; ist die eine Straße versorgt, so zieht die Heerde zur nächsten weiter, bis ihr Rayon durchtrieben ist, da, wo sie Halt macht, mannigfache Spuren ihrer Gegenwart hinterlassend. Die Ziegen mit ihrem gutmüthigen Humor sind ein Gaudium für die Kinder, ein Schrecken der Hunde, und nur der weiße langhaarige Genosse des Hirten ist ihnen eine vertraute Persönlichkeit, mit der sie auf dem besten Fuße leben. Schnüffelnd und blasirt schlendert der Campagnahund an den Häusern entlang, verächtlich seine städtischen Geschlechtsgenossen ignorirend, wie der kräftige, rauhe Sohn des Sabiner Gebirges den römischen Stutzer, den Païno, geringschätzt. Gegen Mittag treiben die Hirten wieder zur Stadt hinaus, den Weideplätzen in der Campagna zu.

Von der Porta Salara klingelt und bimmelt ein langer Zug beladener Pferde daher. Das Campagnapferd ist ein kleines, starkknochiges, ungemein dauerhaftes Thier, mit zottigem Haar, struppiger Mähne, langem Schweife. Im Frühjahr, wenn die unabsehbaren Flächen im üppigsten Grün prangen, wenn sie mit einem Teppich der duftigsten Blumen und Kräuter sich schmücken, dann ist es ein prächtiger Anblick, diese Thiere zu vielen Hunderten auf den Weideflächen zu sehen, wie die berittenen Hirten mit ihren langen lanzenartigen Stäben, den Carabiner vorn quer über den Sattel gelegt, die Heerde überwachen; wie sie in den geschicktesten Wendungen eins der Thiere umkreisen, erst im weiten Bogen, dann immer enger und enger; wie sie mit vollendeter Gewandtheit ihm endlich den Lasso um den Hals schleudern und das kluge Pferd, welches wohl weiß, um was es sich handelt, den Verfolgern zu entgehen strebt; wie, wenn der Wurf mißlungen, die ganze aufrührerische Heerde mit erhobenem Haupte und Schweife und geöffneten Nüstern über die Fläche dahin jagt und der Hirt sein „accidente si ammazato, si scanato“ in den Bart murmelnd, die mühevolle Arbeit von Neuem beginnt. Man züchtet das Pferd hauptsächlich für den Gebrauch als Lastthier. Frühmorgens ziehen ganze Karavanen zur Stadt hinein; voran auf hohem Sattel, die mit langen Ledergamaschen geschützten langbespornten Beine hin und herbaumelnd, der kriegerisch aussehende padrone des Zuges, den Mantel über die linke Schulter geworfen, so daß er den unteren Theil des Gesichts verbirgt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, das Pferd mit scharfer Kandare gezäumt. Andere lanzenbewehrte Reiter trotten hinter und neben dem Zuge. Eins genau hinter dem anderen, jedes mit

Klingeln am Halse, ohne Zaum, das Getreide oder die Waaren auf mächtigem Packsattel, so ziehen die Lastpferde langsam den Speichern in der Stadt zu. Ist die Last abgeliefert, dann versammeln sie sich zu Hunderten um die öffentlichen Brunnen; gegen Mittag wird der Rückweg angetreten. Der Leitgaul kennt genau den Weg durch die winkeligen Gassen zum Thore hinaus; in kurzem paßartigem Trabe, die Führer nachlässig hinter dem Zuge, zuweilen durch Zuruf die Heerde ermunternd, eine Wolke Staubes aufwirbelnd, so geht es wieder in die Campagna; zwanglos bleiben einzelne Thiere bei besonders verlockenden Grasbüscheln am Wege stehen, um nachher in langem Galopp den Zug wieder einzuholen. Und noch lebendiger ist das Bild, wenn eine Heerde junger Pferde, um von einem Tiberufer auf das andere zu gelangen, durch die bevölkerten Straßen der Stadt getrieben wird. Trübselig nagt der mit allen Knochenfehlern behaftete Karrengaul an dem Heubündel, das ihm sein Peiniger vorn an den rechten Arm der Gabeldeichsel gebunden hat und schaut theilnahmlos auf die munteren, springenden, hintenausschlagenden Füllen hin; in einem Fiakergaul regen sich vielleicht jugendliche Erinnerungen und verlocken ihn zu einigen Extravaganzen; der stolze Clevelander vor der Karosse spitzt ganz verwundert die Ohren; uns aber, den polizeilich so gut geschulten Deutschen, will solche Zwanglosigkeit gar nicht recht in den Sinn passen.

Zahlreich kommen hohe zweirädrige Ochsenkarren zu den Thoren herein. Ein merkwürdiges Gestell, solch ein Karren, ein Gefährt der allerprimitivsten Art; die Räder 8 bis 9 Fuß im Durchmesser, das Geleise wohl 7 Fuß breit. Auf der Achse balancirt eine Bretterlage, die mit Fässern, Kisten und Kornsäcken thurmartig beladen ist, und da, wo die Deichsel beginnt, ein aus Holz und Häuten construirter Schirm, welcher, drehbar, dem Karrenführer Schutz gegen die Sonne, den Wind und den Regen gewährt. An einem solchen Karren hängt ein Wirrwarr von Töpfen, Flaschen, Bündeln und Stricken herum, das die ambulante Einrichtung des Führers ausmacht, der oft mehre Tagereisen weit herkommt und gewohnt ist im Freien zu campiren. Der Mensch steht aufrecht und lenkt mit einem langen Stabe das Gespann der weißen, breit und gewaltig gehörnten Stiere von demselben Schlage, wie ihn schon die Reliefdarstellungen der Alten aufweisen. Das Campo Vaccino, das Forum Romanum, in dessen Nähe die Magazine der Regierung, ist der Sammelplatz dieser Karren, wo sie in eine Art von Wagenburg auffahren, die Thiere aber träge und wiederkäuend im Sonnenschein lagern.

Auf leichtem Vehikel, das Pferd phantastisch mit Federbusch, bunten Quasten und Messingbeschlägen aufgeputzt, jagt ein mercante di campagna oder Tenutenbesitzer über den vor uns liegenden Platz, seine schwarzäugige Donna neben sich auf dem Sitze. Auch eine Rinderheerde kommt daher, von berittenen Hirten geleitet; einer der Stiere, von Heimweh erfaßt, wie von einer fixen Idee

besessen, macht plötzlich Kehrt und jagt des Wegs zurück, den er eben gekommen ist; der Hirt aber wirft sein Roß auf dem Hintertheile kurz herum, jagt dem Flüchtlinge nach und sucht ihm den Vorsprung abzugewinnen; hat das flüchtigere Pferd ihn überholt, so bringt ihn ein schwerer Schlag auf das Haupt zur Vernunft; der Reiter schneidet ihm den Weg ab, und der Ochs trabt wieder seinen Genossen nach, um zur Schlachtbank geführt zu werden.

Unweit der Piazza Barberini liegt die merkwürdige Kirche und das Kloster der Kapuziner, der Proletarier unter den Mönchen, welche deshalb die einzigen sind, die sich noch einer gewissen Popularität erfreuen; einen Theil ihres Klosters haben sie rothen französischen Husaren abtreten müssen, und die Glocken der Kirche mischen ihre Töne mit kriegerischen Trompetensignalen. Paarweise ziehen diese Mönche, ich weiß nicht wohin, an uns vorüber; die braune Kutte, emporgehoben, läßt die nackten Beine von den Sandalen der schmutzigen Füße bis zum Knie sehen. Es sind schöne, charakteristische, ehrwürdige Köpfe, aber auch manche Galgenphysiognomien darunter. Ihnen folgt eine Schwadron Husaren, die Reiter abgesessen, vorsorglich die Pferde auf dem Steinpflaster am Zügel führend.

Man sieht in Rom mehr wie in irgend einer anderen Stadt die Nationaltracht des niederen und des Landvolkes auf den Straßen. Das liegt zum Theil daran, daß das Volk mit großer Zähigkeit an seinem Costüm festhält, zum anderen Theil, weil der weite Mauernkreis eine ländliche Bevölkerung von Ackerbauern, Winzern und Gärtnern umschließt. Es ist ein ungemein buntes, unterhaltendes Treiben auf diesem Barberini'schen Platze.

Wir aber kleiden uns an und begeben uns ins Café Greco auf der Via Condotti, um unser Frühstück nach römischer Sitte nicht zu Hause, sondern im Café einzunehmen. Wir biegen vom Platze ab in die Via Felice. Aus dem Eckhause ruft uns die weißgekleidete Gestalt eines Kochs und Trattoriewirths ein deutsches „Guten Morgen" zu; neben der niedrigen unscheinbaren Eingangsthür steht in großen Lettern „deutsche Küche". Es ist der Carlyn, eine der besten und zugleich eine der unsaubersten Trattorien, die namentlich von deutschen Künstlern und päpstlichen Offizieren viel besucht wird. Ein feister Hammel lagert, wie anderwärts wohl ein Hund in der Hausthür, ein lebendiges Aushängeschild, das auch wohl in der Nachbarschaft umherspaziert, um aus dem Straßenkehricht die Reste der Kohl- und Salatblätter sorgsam auszulesen, und das an Feiertagen mit rothen, in die Wolle eingeflochtenen Bändern geschmückt ist. Weiter die Via Felice nach dem Pincio hinaufgehend, schauen wir an den Fenstern blauäugige und blondhaarige Köpfe und englische Gesichter, denn wir sind in der Fremdenstraße par excellence. Ueber jeder Hausthür die Inschrift „chambres et appartements à louer, camere d'affitare". An der nächsten Straßenecke und vor der Thüre der Madonnenkirche haben Kinder auf

einem Stüblchen eine elende Lithographie mit dem Bilde der Mutter Gottes und dem Christuskindlein oder auch wohl eine bunte Puppe mit einem Lichtstümpfchen davor aufgestellt und betteln den Vorübergehenden an um einen bajocho per la Madonna, per la pupazza; und weiter oben, an der Ecke der Via Pinciana jene Bude der Gemüse- und Fettwaarenhändler, um den die reizende Gruppe der Landleute in den allermalerischsten Costümen gelagert ist, Männer, Frauen und Kinder, ist festlich geschmückt, wie alle ihres Gleichen, mit Laubgewinden und bunten Lämpchen. Denn ist die Fastenzeit vorüber, so verwandeln sich die Buden aller Kleinhändler in Tempelchen; in der Umgebung von Kohlköpfen, Apfelsinen, Wurst, Käse und Schinken, das Bild, nicht des Wurst- oder Käse-Gottes, sondern dieses oder jenes Schutzheiligen oder irgend eine Darstellung aus dem Leiden Christi, in naivster Weise aufgefaßt. Die Landleute, im malerischen Costüm der Abruzzen, jene schönen Weiber, stattlichen Männer und lieblichen Kinder sind — Modelle; das harmlose Völkchen hat in der Nähe seine Wohnungen und treibt sich den ganzen Tag auf der Via Felice oder auf der großen Treppe des Spanischen Platzes herum, zur Disposition für die Bedürfnisse der Maler und Bildhauer. Schade, daß diese Gestalten, diese Köpfe, würdig des Pinsels eines Velasquez, diese wunderbar kleidsame Tracht, daß das alles Flitterwerk, alles unächt ist, denn nur wenige von ihnen haben das Land gesehen, welches sie darstellen. Das italienische Volk sieht durchaus anders aus, als wir gewohnt sind, es auf Bildern zu sehen; wer längere Zeit in Rom gewesen, erkennt, nach Deutschland zurückgekehrt, auf den italienischen Bildern der Ausstellung alle bekannte Gesichter heraus; in einer reizenden Albanerin, Cervaresin, Nettuneserin 2c. die Stella, die Tota, Alessandra, wie sie alle heißen, die in Rom in der Purificazione Nr. so und so wohnen, und das Albaner und Sabiner Gebirge, die Küsten von Nettuno nur von Rom aus gesehen haben; aber gerade in Italien bewahrt jeder Ort seine durchaus charakteristische Eigenthümlichkeit, die sich nicht blos in der Tracht, in der Art und Weise, die Tovaglia zu falten, sondern im ganzen Wesen ausspricht, und ein geübtes Auge erkennt unter den Massen des Landvolkes in Rom an dieser oder jener Eigenthümlichkeit genau den Heimathsort eines jeden heraus. Das Volk ist in seiner Heimath über alle Maßen schmutzig und eignet sich selten dazu, in lieblichen Genrebildern wiedergegeben zu werden.

Steigen wir nun von der Trinita del Monte die Königin aller Treppen nach dem Spanischen Platze hinab, so finden wir wieder auf den Stufen malerisch gruppirt die Modelle, und ist es im Herbste ihre guten Freunde die Pifferari. Diese kommen im November aus den Bergen nach Rom, räuberartige Gestalten, singen vor den Madonnenbildern zum Dudelsack und zur Flöte ihre eigenthümlichen Weisen, wie einst die Hirten des gelobten Landes zur Wiege Christi kamen. Da steht auf einem der Treppenabsätze ein französischer Wacht-

posten, um zu verhindern, daß dieser frequentirte Ort, ein Centrum der eleganten Welt, nicht verunreinigt werde, und der deshalb jedes Stillestehen durch ein herrisches „Passez" verhindert. Italiener verrichten ohne Scheu auf öffentlicher Straße, an Thüren, Mauern, Säulenhallen und auf Spaziergängen dasjenige, wozu man bei uns abgelegene Winkel und womöglich behagliches Alleinsein hinter Schloß und Riegel aufsucht; sie lösen jene Fragen, die der Berliner Straßenpolizei so viel zu schaffen machen, auf eine ebenso einfache als natürliche Weise. Ein „dieser Ort darf nicht verunreinigt werden" würde in Rom nur eine lächerliche Forderung sein, wo man Kreuze und Heiligenbilder vergeblich an diejenigen Stellen malt, die man rein zu erhalten wünscht und wo man an die Kirchenmauern durchaus erfolglos: Rispettate la casa di San Pietro Apostolo, della Santissima Madonna, etc. schreibt. Vielleicht ist das Drohen mit dem göttlichen Zorn im alten Rom erfolgreicher gewesen; denn daß man schon damals seine Zuflucht dazu nehmen mußte, beweist eine alte Inschrift, die man in dem Titus-Thermen fand: „Si quis hic minxerit aut cacavit, iratos deos habeat Jovem, Dianam etc." Ein alter Krüppel ohne Beine ist die einzige Person, die der französische Soldat dort oben neben sich duldet, der Alte, der jedem Vorübergehenden buon giorno Signore oder Signorina zuruft und mit seiner Bettelei ganz gute Geschäfte macht; denn er soll eine seiner Töchter bereits durch eine Mitgift von 12,000 Scudi ausgestattet haben und jetzt an der Mitgift für die zweite sammeln. Am Fuße der Treppe hat ein Mensch Platz genommen, der aus dem Scheeren von Hunden ein Gewerbe macht. Vor dem Café Greco in der Via Condotti sind Stühle, Bänke und Tische weit in die Straße hinausgerückt; denn es ist italienischer Mai, und man zieht den Aufenthalt im Freien dem höhlenartigen Raum des Inneren vor; es ist eins der vornehmsten Café's, hauptsächlich von Fremden, namentlich von deutschen Künstlern besucht. Die Augsburger Allgemeine ist ein gesuchter Gegenstand, das einzige deutsche Journal in Rom, fast in allen Cafés vorhanden; sie ist natürlich von zwei und drei und mehr Personen schon im Voraus mit Beschlag belegt, und so geben wir der Aufforderung eines der vielen Jungen nach, die mit einem kleinen Apparat zum Schuh- und Kleiderreinigen herbeieilen und erfahren, wie schmutzig wir seien. Während der Operation des Gereinigtwerdens schlürfen wir unsern Kaffee und verspeisen ein Gebäck, das man hier nach den Wiener Gipfeln: „guipfle" benennt. In dem Hause drüben wohnt im Parterre Herr Spillmann, der berühmteste Restaurateur Roms, nicht ein Restaurateur alter Bilder, sondern der Bereiter feiner, schmackhafter Speisen, die derjenige genießen kann, welcher im Stande ist, für sein Couvert an der table d'hôte einen Scudo, ohne Wein, zu bezahlen. Aber die künstlerisch arrangirte Gruppe von Wild, ein Rehbock, ein Stachelschwein auf einem Hügel von Schnepfen, Fasanen und den verschiedensten Arten wilder Enten würden

das Auge jedes Gourmands und jedes Jagdliebhabers entzücken. In den höheren Regionen des Hauses scheinen Neulinge angekommen zu sein, von denen sicherlich einer die Prätension gestellt hat, daß seine Garderobe im Hause gereinigt werde, denn wir sehen, wie die Dienstmagd, nachdem sie eine Ladung trüben Wassers auf die Straße hinabgegossen hat, erst ein Pantalon, dann einen Oberrock zum Fenster hinaushält und einige Mal damit hin und her weht, wie sie die Schuhe angreift und mit dem Aermel ihres Kleides ein oder zweimal flüchtig darüber hinstreift. Das ist es, was das liebe italienische Kind Kleiderreinigen nennt. Daß wir, seit wir unsere Wohnung verlassen haben, schon unendlich oft angebettelt worden sind, versteht sich von selbst; man wird in Rom sehr bald so daran gewöhnt, daß man es gar nicht mehr merkt. Nur vor dem ersten Male des Gebens muß man sich hüten; denn von diesem Augenblicke an wird man von dem Empfänger als eine regelmäßig auszunutzende Domaine betrachtet, während die Bettler den Nichtgeber allmälig kennen und ignoriren lernen. Gewiß werden sie sich nie an einen Römer, sondern nur an Fremde wenden. Die Männer verstehen sich ebenso wenig auf das Geben wie die Weiber auf das Verweigern, sagt ein Sprichwort. In keinem Lande der Welt gibt es so bedeutende Vermächtnisse, Stiftungen, Verbrüderungen zur Linderung und Abhülfe der Armuth, so großartige öffentliche Anstalten zur Heilung kranker oder verunglückter Menschen. Charità ist eine Sache des bürgerlichen Lebens und berechtigt auf künftige Berücksichtigung im Himmel; weil aber ein jeder zeitig und regelmäßig Bedacht nimmt, dieser Pflicht seine Schuld abzutragen, seine Termine und Fristen hat und beobachtet, so fühlt sich niemand verpflichtet und aufgelegt, der Detailbettelei entgegenzukommen. Geht man um die Mittagsstunde bei einer Klosterpforte oder Kasernenthüre vorüber, so wird man dicht gedrängt, Kopf an Kopf, Haufen von Männern, Weibern und Kindern bemerken, jeder einen Topf in der Hand; es sind die Pranzatori, die Mittagesser; die Mönche und die französischen Soldaten geben von dem Ueberflusse ihrer Mahlzeit.

Begleite uns nun, gütiger Leser, auf einem Spaziergange, einem Kreuz- und Querzuge durch die Stadt.

Wie classisch doch diese Menschen aussehen! Keine unklaren verschwommenen Gesichter; markirte, scharfgeschnittene Profile, dunkle Augen mit langen Wimpern und geschwungenen Brauen, wie schön der Ansatz des Haupthaares an die Stirn! Welche vollen, kräftigen Gestalten bei Männern und Frauen! Unter den Männern bemerkt man wahrhaft ideale Schönheiten; unter den Frauen mehr wirklich schöne, als verhältnißmäßig bei uns, indeß weniger hübsche Gesichter; der Teint ist nicht so frisch, als im Norden, blühende Farben sind selten. Aber die Häupter eines Antinous, Augustus, Tiber, Marc Aurel, der Livia, Julia oder Faustina, die Du im Vatikanischen Museum bewunderst,

kannst Du täglich auf den Gassen wandeln sehen, es ist noch immer derselbe Typus. So intensiv, so lebenskräftig ist dieses römische Blut, daß es sich immer wieder zur Racenherrschaft emporgearbeitet, alle andere Vermischung verwischt hat, obgleich die altrömische Bevölkerung der Umgegend gänzlich, die Bevölkerung der Stadt selbst fast ganz vernichtet und durch gothische, longobardische und germanische Colonisation ersetzt worden ist. Schön ist bei den Weibern die Form des Kopfes, der Ansatz des Halses an den Nacken, die Büste, die Haltung, der Gang; sie haben Neigung zum Starkwerden deshalb volle Arme und Hände, voll, wohlgeformt der Fuß und die Wade, denn Du mußt wissen, daß die Römerinnen, weniger neidisch als unsere deutschen Damen, es lieben, beim Gehen das Kleid sehr hoch zu heben und daß die Frauen der niederen Stände kurze Kleider tragen. In ihrer Toilette lieben sie grelle Farben, Sammt und Seide, selbst junge Mädchen verschmähen andere Stoffe. Das niedere Volk weiß sehr wohl, wie schön und kleidsam die Nationaltracht ist; eine Trasteverinerin ist zu stolz, als daß sie sich a la francese kleiden würde; sie geht aber, wenn sie irgend kann, in Seide und Spitzen, mit Schmuck überladen und fährt im Miethwagen Sonntags auf dem Pincio auf und ab, wie eine Prinzessin. Die römischen Elegants haben das Aussehen geputzter Barbiere oder Friseure, sind alle sehr schön, keiner von ihnen aber anständig gekleidet. In Deutschland erkennt man den vornehmen Mann meist an der Art und Weise, wie er sich kleidet, am Gesicht, an der Sitte, am ganzen Habitus. Hier ist das nicht der Fall, hier sehen alle gleich schön, aber gleich gewöhnlich aus, der Fürst wie der Kellner, der Handschuhmacher; wie kann ein Mensch, der sich den Nacken kahl scheeren läßt, rothe, gelbe oder meergrüne Cravatten und Handschuhe trägt, anständig aussehen? Ein englischer Bediente hat ein vornehmeres Aeußere wie ein italienischer Conte; Piombino gleicht einem deutschen Bierbrauer und Torlonia einem Käsekrämer.

Es ist eine schöne Straße, diese Condotti. Welchen Reichthum, welchen gediegenen Geschmack, welche Pracht und vortreffliche Arbeit in Goldsachen, Mosaiken und geschnittenen Steinen entfalten diese Läden der Juweliere vor unseren Augen; welche Vollendung in der Photographie in dieser sechs Fuß breiten und zwei Fuß hohen Ansicht des Forums, in den vielen kleineren Ansichten aus Stadt und Land! Wir biegen in den Corso ein. Von der Piazza del Popolo, deren Obelisk wir in der Ferne wie einen mächtigen Zahnstocher in die Luft hineinragen sehen, bis zum Venetianischen Platze mit seinem kastellartigen, zinnengekrönten, so ernsten, imponirenden Palast, dehnt sich die lange Straße aus, eine Pulsader des Verkehrs, wo Kopf an Kopf sich auf den Trottoirs drängt Die Menschen eilen aber nicht geschäftig dahin, wie in London, Paris, Berlin, wo Zeit Geld ist; in breitem, trägem Strome fließt das Alltagsleben der ewigen Stadt dahin.

Rücksichtslos bleibt jeder vor den Läden stehen, mit denen aber auch der entschiedenste Flaneur bald fertig ist, denn sie können sich nicht mit denen messen, die andere große Städte aufzuweisen haben. Wie duldsam der Italiener ist! Hier liegt eine Gruppe von Arbeitern quer über das Trottoir gelagert; einige von ihnen verzehren ihr Mahl, andere spielen Karten, noch andere schlummern ruhig, auf dem Gesichte liegend, unbekümmert denjenigen Theil ihres Körpers, den die Natur am fleischigsten ausgestattet hat, der Bewunderung oder dem Neide Vorübergehender preisgebend. An einer andern Stelle hat ein Krämer seine Waaren auf dem Boden ausgebreitet und ein zahlreiches Publicum um sich versammelt, dem selbst die Wagen ausweichen. Aus dem Palaste Ruspoli, dessen lange Front im ersten Stock vom Café Nuovo eingenommen ist, weht eine mächtige französische Tricolore, denn General Goyon, der Dictator, wohnt dort; auf dem Balcon eines anderen Palastes an Piazza Colonna wiederum eine Tricolore, es ist der Cercle der französischen Offiziere; Tricoloren rechts, Tricoloren links, denn jeder General, jeder Oberst der Occupationstruppen hat seine Wohnung am Corso gefunden und sie mit einer Fahne gekennzeichnet. Aber es ist nicht blos auf diese Weise, es sind die Schaaren der französischen herumspazierenden Soldaten mit ihrem insolenten Wesen, durch die wir an die leidige Fremdherrschaft auf jedem Schritte erinnert werden. Französische Aushängeschilder! Französische Sprache um uns herum! Selbst der Bettler redet uns mit „Moussiou!“ an, und der Fiakerkutscher streckt den Zeigefinger empor und ruft: „Vole bon vatour Moussiou!“ Es ist unausstehlich. Eine rauschende Militärmusik in sehr lebendigem Tempo tönt die Straße herab; wieder ist es eine Compagnie von diesen fatalen pioupious die den Adler von ihrem Oberst abgeholt hat und nach dem Vatikan auf Wache zieht, um die Person des heiligen Vaters zu schützen.

Wenden wir uns lieber den Facaden aller dieser Paläste zu, hier Ruspoli, dort Fiano, Chigi, Nicolini, Simonetti, Doria, Sciarra, Bonaparte, Torlonia, wie sie alle heißen; wie sind sie aus dem Vollen gearbeitet, mit welchem Aufwand von Gestein und Marmor. Worin liegt der Reiz dieser anderen Häuser? Es ist nicht ihre vorwaltende künstlerische Vollendung, nicht ihre prachtvolle Erhaltung, ihr malerischer Verfall, es liegt nicht in den flachen Dächern und zahlreichen Balconen — sondern vornehmlich darin, daß keine allgemeine Regel hindurchgeht und zu vielen gleichartigen Wiederholungen, wie bei uns führt; so wie die Individualität des Italieners scharf ausgeprägt ist, so auch die seiner Häuser, Fenster, Dächer, Schornsteine, Loggien rc. ordnet jeder, wie es ihm gerade recht ist, unbekümmert um Gesetz, Urtheil der Nachbarn und Kritiker. Auf Schönheit gibt der Italiener wenig, er richtet sich nur praktisch ein und sieht vor allen Dingen auf große und luftige Zimmer, die ihm Schutz gegen die Hitze gewähren. Das solide Material erlaubt alle

Extravaganzen; braucht er eine Fenster- oder Thüröffnung, so wird einfach die Mauer durchgeschlagen.

Bewundre hier am Corso die wundervollen Blumenbouquets, die man für wenige Bajochi an jeder Straßenecke feil bietet; welche Farbenpracht und Fülle der Blumen! Wie geschmackvoll gewunden! Im Januar und Februar die Veilchen, Krokus, Kamellien und Frühlingsblumen aller Art, im Sommer die prächtigsten Rosen. Doch wende Dich ab von den lieblichen Kindern Flora's sieh, welche eigenthümliche, unheimliche Gestalt, an die Zeiten der Inquisition erinnernd, hier vor Dir steht und schweigend die Blechbüchse hinhält; es ist sicherlich ein kirchliches Gewand, welches die Gestalt umhüllt, aber viel schauerlicher als das der Weltgeistlichen und Mönche, denen wir bisher so häufig begegnet sind; ein Mann vom Kopf bis zu den Füßen in ein langes härenes Gewand gekleidet, das Haupt in eine spitzzulaufende Kappe gehüllt, welche nur die Augen durch wie in eine Maske eingeschnittene Augenlöcher hindurch sehen läßt, die Lenden mit einem Strick umgürtet! Die bloßen, mit Sandalen versehenen Füße sind weiß und zart wie die Hände und lassen auf einen Menschen aus den höheren Ständen schließen. Es ist einer von der büßenden Brüderschaft der Sacconi, welcher für die Armen Almosen einsammelt. Es gibt graue, gelbe, schwarze, blaue und rosenrothe Sacconi, Laien, die sich zu mildthätigen Zwecken, um ein Gelübde, eine Kirchenbuße zu lösen, vereinigt haben. Gespenstisch durchziehen sie zuweilen in der Fastenzeit die Straßen, in Reihen geordnet, die vordersten Menschenschädel und Knochen in der Hand, die anderen ein Licht tragend.

Doch wir verlassen den Corso und wenden uns in der Richtung des Navonaplatzes. Bald umfangen uns die engen und kleinen Gassen ächt römischer Stadttheile, himmelhohe Häuser, eine mephitische Ausdünstung. Da liegt auf einem officiellen Kehrichthaufen, den die Ueberschrift „Immondezzajo" an der Mauer des danebenstehenden Hauses legitimirt, ein todter Hund im Zustande weit vorgeschrittener Verwesung, und aus dem Fenster schaut aus einer reichen Garnirung von Strümpfen, Hemden, Unterröcken, Frauenhosen und Bettlaken eine elegante Frauengestalt herab; sie, deren Geruchsorgane sich beleidigt fühlen würden durch den Parfüm von Patschouli, Eau de Cologne, scheint keine Empfindung für die Dünste zu haben, welche dem Kehrichthaufen entströmen. Wir passiren den Platz della Minerva; ein Trupp päpstlicher Zouaven in geschmackvoller grauer, rothverbrämter Tracht, begegnet uns an einer Stelle, wo einer ihrer Kameraden jüngst durch Meuchelmord fiel; denn diese Truppe ist verhaßt, weil das Volk von ihr weiß, daß sie sich rücksichtslos für die Sache schlagen werde, der sie sich geweiht hat. Wir erreichen den Platz vor dem Pantheon. Da steht es vor uns durch anderthalb Jahrtausende geschwärzt, obschon seines äußeren Schmuckes beraubt, wiederholt

von Feuersbrünsten verheert, vom Strome überfluthet, dennoch das wohlerhaltenste Denkmal des Alterthums. Es ging mit geringen Veränderungen vom heidnischen zum christlichen Gottesdienste über, und der Lichtstrom, welcher dereinst durch die Rundung in der Wölbung auf den ganzen Kreis heidnischer Gottheiten quoll, schaut jetzt herab auf den Cultus der Madonna, auf das Grab des Raphael. Die grandiose Säulenhalle des Portikus ist mit einem Eisengitter umschlossen, innerhalb dessen Kinder mit Kupfermünzen a la boccia spielen, und Federviehhändler sich etablirt haben. Auf dem Platze aber um die Fontaine ist ein reges, buntes Leben von Leuten aus dem Volke; Gärtner, Fleisch- und Wildprethändler, Fischer ꝛc. haben auf der Erde oder in Buden ihre Producte ausgebreitet, um sie herum ist eine Art Börse für die Getreidehändler. Hier hat sich die Menge geschaart um neapolitanische Bänkelsänger, die zur Guitarre ein beliebtes Volkslied singen, in einem Dialekt, der uns gänzlich unverständlich ist; dort steht auf einem mit rothem Tuch und Goldfranzen ausgeschlagenen Wagen ein Marktschreier, ein reisender Medicus, welcher Mittel gegen Schlangenbiß, bösen Blick, Ungeziefer, ferner Liebestränke und Wichse anpreist und eben beschäftigt ist, einem Unglücklichen einen Backzahn auszureißen.

Laß uns vorüberwandern an diesen Bildern, die in italienischen Städten zu den Alltäglichkeiten gehören, weiter nach dem Navonaplatze. Ein päpstlicher Stallmeister kommt daher gesprengt und gebietet Raum zu geben, einzelne Nobelgarden folgen ihm und zwingen die Wagen zu halten oder in die Nebenstraßen auszuweichen; die Insassen steigen zur Erde herab. Der Papst fährt an uns vorüber im langsamen Trabe, umgeben von einem Trupp prächtig gekleideter und berittener Nobelgarden. Alle anderen Menschen und auch wir sinken auf die Knie. Es ist ein alterthümlicher Aufzug, der an längst verschollene Zeiten erinnert. Die acht schwarzen Hengste vor der reich vergoldeten Glaskutsche, die Geschirre der Pferde, die Reitknechte, die Bedienten, alles als ob es dem vorigen Jahrhundert entnommen sei; der Papst mit seinem milden, freundlichen Gesichte breitet segnend die Hände über die Menge aus. Mehre schwere, ebenso altmodische Wagen, mit Cardinälen darin, folgen. Aber die begeisterten Evviva's lassen sich schon seit langer Zeit nicht mehr hören, die den Papst vor vierzehn Jahren auf seinen Ausfahrten begleiteten; heut bringt man die Ovation dem heiligen Vater, nicht der Person des weltlichen Regenten dar. Die Kirche, von welcher der Zug herkommt, die heut irgend ein Fest gefeiert hat, ist äußerlich und innerlich prächtig geschmückt mit rothen, weißen und goldenen Drapirungen, mit Laubgewinden und Blumenkränzen. Die breite Freitreppe ist bestreut mit duftendem Buchsbaum; Schweizergarden, in der Tracht von Uri des 15. Jahrhunderts, mit dem großen Schwert an der Seite und der Hellebarde in der Faust, halten an den Thüren Wache; das Volk strömt

hinein und heraus. Von den 210 größeren Kirchen der Stadt feiert jede außer dem Stiftungsfeste noch den Namenstag irgend eines Heiligen, diese oder jene kirchengeschichtliche Begebenheit. Man kann sich also vorstellen, wie kein Tag vergeht, ohne mindestens eine dieser Kirchenfeierlichkeiten gesehen zu haben, und wenn sie auch mit dem vollendetsten Geschmacke, mit dem großartigsten Pompe, der in St. Peter, wenn der Papst in der Procession einherzieht, seinen Culminationspunkt erreicht, aufgeführt werden, so verlieren sie doch durch die ewige Wiederholung bald von ihrem Reize.

Wir sind auf dem Navonaplatz, dem umfangreichsten der Stadt, denn er nimmt den ganzen Raum des alten Circus agonale ein, dessen Form man deutlich erkennen kann. Ein großartiger Springbrunnen, zwei kleinere zu seinen Seiten zieren den Platz. Was Rom von allen anderen Städten unterscheidet, ist die Menge der Fontainen auf öffentlichen Plätzen und in den Straßen. Von den elf Wasserleitungen der Cäsaren und Consuln sind drei wieder hergestellt, um eine Fluth gesunden und kühlen Wassers in die Marmorbecken zu ergießen. Die Aqua Paolina versorgt den ganzen Stadttheil des rechten Tiberufers mit Wasser, füllt die unvergleichlichen Fontainen des Petersplatzes und speist, unter dem Ponte Sisto über den Fluß geleitet, die Brunnen am Farnesischen und Navonaplatz. Wer in Rom war, hat jene altberühmten Hügel des Janiculus besucht, die von Porsenna bis zu den Zeiten der letzten französischen Belagerung so manches feindliche Heer über der Stadt erscheinen sahen; wer hat nicht dort, wo die Aqua Paolina in mächtigen Wasserströmen hervorbraust, über San Pietro in Montorio hinweggeschaut über die ewige Stadt und das Land bis zu den fernen Bergen, die der Abend mit wundervoll farbigem Dufte, mit einem durchsichtigen Schleier bedeckt? Es ist bezaubernd schön, dort auf jener Höhe unter Wein- und Obstgärten und Ruinen. Auf dem weiten Trümmerfelde der Stadt sind, nächst dem Colosseum, die Ruinen der Thermen die bedeutendsten; geborsten strecken die gewaltigen Wölbungen und Mauern sich gen Himmel, zur Schmach der ungewaschenen Nachkommenschaft. Denn der moderne Römer hat einen Widerwillen gegen den äußeren und inneren Gebrauch des Wassers; „fa male“ sagt er, trinkt Wein und badet sich nie. Zu seiner Ehre müssen wir aber gestehen, daß Hoch und Gering einen ebenso billigen als anmuthigen Luxus mit Wäsche treibt, und daß das reichlich zur Schau getragene Weißzeug der Nationaltracht stets von blendender Frische ist.

Der Navonaplatz ist das Hauptquartier der Trödler und Antiquitätenkrämer, und der Sammler kann manchen interessanten Fund machen unter allen den Curiositäten, die vom elendesten rostigen Nagel, vom abgetragensten Schuh oder Hut bis zu vergoldeten Möbeln, römischen Alterthümern und den seltensten Büchern vor ihm ausgebreitet sind. Da ist neben der geschmacklosen Facade der Kirche S. Agnese ein Marionettentheater; ungeheure Anschlagezettel mit lebensgroßen,

buntgemalten Figuren des Arlechino, der Colombine, des Polichinell ꝛc. erregen das Entzücken der Kinder und Landleute, und will man sich an den harmlosen und wirklich geistreichen Witzen des Volkes erfreuen, so versäume man ja nicht den Besuch am Abende. Jeden Sonntag in den heißen Augusttagen wird der Navonaplatz durch Verstopfung der Abzugsröhren unter Wasser gesetzt; es entsteht ein See, in welchem die Römer in carozza umherfahren, die Damen in elegantester Toilette; die Kinder aber streifen Hosen und Kleider in die Höhe und waten und spritzen im See, und an den Häusern entlang sitzen auf Stuhlreihen diejenigen, welche über keine Karosse zu verfügen haben, und freuen sich der Kühle, die das Wasser verbreitet. Hat die Stunde des Ave Maria geschlagen, so öffnen sich die Schleußen und am nächsten Morgen sitzen die Höckerweiber auf ihren alten Plätzen; das Wasser hat weiter nichts zurückgelassen, als einzelne Schlammtheilchen und todte Ratten.

Wenige Schritte vom Navonaplatze steht an einer Straßenecke der Pasquino, eine vortreffliche, aber leider sehr verstümmelte antike Statue eines Kriegers. Ein poetischer Schuster wohnte im Mittelalter in der Nähe, ein witziger Hans Sachs, der die Erzeugnisse seiner satirischen Muse an diesen Torso klebte. Nach seinem Tode ging sein Name auf den Torso über, und in nachfolgenden Zeiten blieb dieser der Ort, wo alle satirischen Einfälle, alle Spottgedichte auf den Papst, das Governo, römische Zustände ꝛc. angeklebt wurden; gewöhnlich unterhält sich Pasquino mit dem Marforio, einer ähnlichen Statue auf dem Hofe des Conservatorenpalastes, oder mit Madame Lucrezia, dem obern sehr verstümmelten Theil einer Roma oder Minerva hinter dem Venetianischen Platz. Neuerdings las man am Pasquino eine Affiche „la polizia e sporca“ d. h. „Die Reinlichkeit (Polizei) ist schmutzig“ in Bezug auf die vielen Verräther innerhalb der Sicherheitsbehörden. Pasquino ist eine gefährliche Persönlichkeit, der die Gensdarmen jeden Morgen mit Sonnenaufgang ihren Besuch abstatten, und sie während des Tages nicht aus den Augen lassen; aber er ist beliebt beim Volke, und während wir vor ihm stehen, macht ein Gassenjunge uns auf einen Fleck auf unseren Schuhen aufmerksam, damit wir hinuntersehen und durch die Hauptneigung Pasquino unseren Respect bezeugen. Es existirt eine Sammlung von Pasquinaden, die einen interessanten Commentar zur Zeitgeschichte bildet.

Neben dem Platze der Cancellaria, auf deren Treppe die römische Revolution von 1848 mit dem Meuchelmorde Pellegrino Rossi's begann, über den Farnesischen Platz, an dem der durch seine Architektur so ausgezeichnete Palazzo Farnese steht, das Eigenthum des Königs von Neapel, das er jetzt ausbauen und einrichten läßt, erreichen wir das Ufer der Tiber und den Ponte Sisto, eine antike Brücke, die nach Trastevere hinüberführt. Welches Drängen von Fuhrwerk und Menschen auf dieser engen Brücke! Dennoch aber

bleiben wir einen Augenblick stehen, um den Tiber abwärts einen Blick auf das fremdartige und hinreißende Panorama zu werfen. Zu unseren Füßen strömt gelb und trübe der Fluß; an seinen Ufern zahlreiche Reste antiker Wasserbauten; thurmartig und in bizarren, wild durch einander geworfenen Massen steigen etagenförmig die Gebäude empor, mit Erkern, Balkonen, Blumentöpfen in den Fenstern, vielem an die Mauern gehängten Hausrath, mit jenem ruinenartigen Charakter, der allen italienischen Häusern eigen ist. Vor uns erblicken wir die Tiberinsel, welche der Sage nach durch in den Fluß hineingeschüttetes Getreide entstanden sein soll, jetzt aber einer mittelalterlichen Burg nicht unähnlich ist und durch hochgewölbte Brücken mit dem Festlande zusammenhängt. Der Fluß treibt einige Schiffmühlen, ein Fischer hebt träge das Netz; an den Ufern sieht es öde, wüst und unordentlich aus. Hinter der Tiberinsel schaut der kleine zierliche Vestatempel, neben der altbyzantinischen Kirche della Bocca della Verita hervor, überragt von dem schroff und felsig zum Fluß abfallenden Aventin, dessen Höhe mit den Klöstern San Sabina, San Alessio und dem Malthefer-Convent gekrönt ist. Links vom Aventin, der Palatin mit seinen gigantischen Ruinen der Kaiserpaläste; noch weiter links der Capitolinische Hügel; auf ihm, wie ein Castell mit Zinnen und Thürmen, das Capitol, die Kirche von Ara celi, der Palazzo Caffarelli, von dessen kleinem Gärtchen aus jüngst ein kranker König über die melancholische Stadt hinwegschaute. In der Ferne dehnen sich duftig mit schön geschwungenen Umrissen die Albaner Berge.

Die Trasteveriner rühmen sich, daß altrömisches Blut in ihren Adern fließe; sie sind stolz nicht blos auf ihr bon sangue, sondern auch auf ihr bel sangue und letzteres mit Recht, denn es ist ein ungewöhnlich schöner Menschenschlag, der sich an körperlichen Vorzügen selbst vor den übrigen Römern auszeichnet, sich höher dünkt, die Vermischung mit ihnen vermeidet und so eine gewisse Abgeschlossenheit bewährt hat. Selten sieht man in Trastevere eine modisch gekleidete Dame oder einen Cylinderhut, den die Leute bomba oder porto pranzo (Speisekorb) nennen: Wie schön ist aber auch die Tracht der Weiber! Eine rothe, mit Goldborten besetzte Jacke mit langen Aermeln, ein feines weißes Linnentuch um Hals und Busen, ein grünes, gelbes oder blaues einfarbiges Seidenkleid, unten mit Sammetstreifen eingefaßt; im Haar ein silberner Kamm und eine wie ein Schwert geformte Nadel, und den Zopf umwunden mit rothem Seidenband, dessen Zipfel herabhängen.

Laß uns ein ander Mal tiefer in Trastevere eindringen; heut wollen wir auf dem linken Tiberufer zurückkehren und die Richtung nach dem Capitol einschlagen. Leider müssen wir deshalb den Ghetto passiren, das Judenviertel, eine Hölle an Gestank und Koth. In einem Labyrinthe von hohen schwarzen Häusern, engen schmutzigen Straßen, die nicht befahren werden können, kaum

das Tageslicht eindringen lassen und eine mephitische Ausdünstung wie die Kloaken entwickeln, sitzen Männer, Weiber und Kinder, eine megärenhafte, von Schmutz starrende Bevölkerung mit struppigen, ungekämmten Haaren, im Ungeziefer fast verkommen, auf fußhohen Misthaufen, unter Lumpen und altem Hausgeräth und arbeiten, essen und trinken und flicken und scharren, als ob es gelte, der Welt ein Harlekinskleid zu nähen; wie die Ferkel wühlen die Kinder in denselben Düngerhaufen, auf denen Alt und Jung seine natürlichen Bedürfnisse verrichtet hat. Und welches Chaos von alten Uniformen, Männer- und Weiberkleidern, von allen Gegenständen, die andere Menschen schon lange als unbrauchbar weggeworfen haben, hängt in den Hausthüren. Wie sonst in der Welt, so beschäftigen sich auch die römischen Juden am liebsten mit Wucher und Kleinhandel; sie haben aber Verbindungen in den höchsten Regionen, und es soll einflußreiche Leute unter ihnen geben; gelangte doch ein jüdisches Geschlecht in der Person Anaklets auf den päpstlichen Stuhl. Die römischen Juden halten sich für die vornehmsten der Welt, durch directe Abstammung und Reinheit des Bluts vor anderen ausgezeichnet und betrachten jede Heirath in einen anderen Stamm als eine Mesalliance; sie haben ihre Aristokratie, und die Pracht und Herrlichkeit im Inneren ihrer Wohnungen soll seltsam contrastiren mit dem Elende des Aeußeren. Erst Pius der Neunte hat die entehrenden Gesetze aufgehoben, welche auf dem Volke lasteten, die Thore gebrochen, mittelst deren man sie allabendlich wie unreine Thiere einschloß und ihnen das Recht ertheilt, sich in der übrigen Stadt anzusiedeln. Wie ein Alp fällt es von unserer Seele, als wir bei dem Marcellustheater aus dem Ghetto heraustreten.

Ein mächtiger hoher Karren, aus Balken roh gezimmert, mit Blockrädern, beladen mit einem großen Marmorquader und gezogen von acht Büffeln, bewegt sich vom Tiberufer, von der Marmorata kommend, langsam bei uns vorüber, irgend einem Künstleratelier in der modernen Stadt zu. Wer weiß, in welches entfernte Land der Block einst wandert, wenn der Genius ihn mit Form und Schönheit belebt hat? In diesen Büffeln liegt etwas Aegyptisches, an den Nil, die Sphinx, die Pyramiden Erinnerndes. Es sind Thiere mit gedrungenem Gliederbau, langem zottigem Haar, das auf dem Nacken und über den Augen besonders buschig ist, mit kleinen, tückisch aussehenden Augen, von wildem Aussehen. Drei oder vier Menschen, Beine und Schultern im Ziegenfelle gehüllt, lenken mit starken, langen Stangen das träge Gespann. Die Tiberniederungen nach dem Meere zu, die Pontinischen Sümpfe sind die Heimat dieser Büffel; dort finden sie, bis an den Hals im Schlamm liegend, oft nur die Nase daraus hervorstreckend, in dem ihnen lieben Element Schutz gegen Fliegen und Hitze.

Durch die Straße des tor de Spechi, welche den Verkehr der südlich von

Rom gelegenen Campagna in die Stadt hinein vermittelt, erreichen wir den Fuß des Capitolinischen Hügels. Wir steigen die breite Freitreppe empor, welche zu dem vom Capitol, vom Conservatorenpalast und dem Museum eingeschlossenen Platz führt, der mit der Reiterstatue Marc Aurels geziert ist, und treten einige Schritte in die Via del Campidoglio hinein, von der Ecke des Tabularium's das Forum Romanum überschauend.

Das Forum Romanum heißt heut Campo Vaccino; der Ort, von dem aus einst die Welt beherrscht wurde, ist zum Kuhfelde herabgesunken! Und doch, welch ein Duft von römischer Größe und Gewaltigkeit weht uns an aus diesen Trümmern, der Tempel, der Basiliken, der Triumphbogen! Wie großartig ist das Bild! Es ist in diesem Rom nichts Halbes, nichts Kleines, nichts Verschwommenes; wie ist alles hier so aus dem Großen geformt, mit charakteristischen Zügen geschnitten, was die Natur und die Menschen geschaffen haben! Wie mächtig packt es unsere Seele! Kommt hierher alle, die ihr mühselig und beladen seid! Schaut herab auf das Feld der Geschichte von dritthalb Tausenden, auf das Grab so vieler Völker, auf diese untergegangene Herrlichkeit, so ergreifend noch in ihrem Verfall — und das Dichten und Trachten eines einzelnen Menschenlebens wird Euch kleinlich erscheinen, wie das Sandkorn im Weltall.

„Gleich wie die Blätter im Wald sind die Geschlechter der Menschen.
„Blätter verweht zu der Erde der Wind, dann andere wieder
„Treibet der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling;
„So der Menschen Geschlecht, dies wächst und jenes verschwindet.

Ilias VI, 146. ff.

Von Kirchen und Ruinen ist das Campo Vaccino umschlossen, mit aufrechtstehenden und zur Erde gestürzten Säulenresten besäet, die Aussicht geschlossen durch das Colosseum, dessen Mauern sich wie ein Gebirgsrücken auf einander thürmen, durch den sanften Abhang des Caelio, durch das Kloster von St. Bonaventura auf dem Palatin, mit seinen Palmen, in der Ferne durch den Monte Cavo der blauen Albanerberge. Quer über das Feld zieht sich eine von den Franzosen gepflanzte Akazienallee dahin. Da wo einst die Gräcostasis stand, unterhalb der Farnesischen Gärten, die neuerdings in den Besitz des Kaisers der Franzosen übergegangen sind, lagern Rinder-, Büffel- und Pferdeheerden. In den Hallen der Constantinischen Basilika exerciren päpstliche Soldaten, und unter den Akazien zieht die französische Wachtparade auf. Viel Volk ist auf dem weiten Platze, lärmend und nichts thuend. Dort auf den Stufen einer Kirche ist eine Gruppe von Männern und Weibern um einen Mann versammelt, der ein halb verschmachtetes Kind auf den Armen trägt; er ist ein Winzer aus der Gegend von Porta S. Giovanni und das Kind ein Findling; der Mann kommt weit her und will das Kind nach dem großen Spital und Findelhause von S. Spirito tragen. Es ist noch ein weiter Weg; der Mann sieht

sich nach einer Mutter um, die dem Kinde Nahrung reiche; aber es ist keine da, und die Weiber lamentiren.

Da geht eine schöne Dame vorüber, ein Mädchen mit einem Säugling im Arme neben sich. Sie hört, um was es sich handelt — gewaltsam bricht sie sich Bahn — läßt sich auf die Stufen nieder, streift unbefangen das Kleid von Schulter und Busen und reicht dem fremden Kinde Nahrung. Dieses trinkt gierig und mit vollen Zügen, und nachdem es sich gesättigt hat, schläft es im Arm der Dame ein. — Aber das eigene Kind fängt an zu schreien: behutsam giebt die Dame das fremde dem Manne zurück und legt ihren Säugling an den andern Busen. Sieh, das ist auch ein Zug römischer Charitâ, zu dem man bei uns aus conventionellen Rücksichten schwerlich gelangt wäre! Wie eine Königin ging dieses schöne Weib von dannen.

Uns aber, Freund, laß zu dem nächsten Fiaker eilen, auf daß er uns zum Lepre, oder bescheidener zum Carlyn bringe, denn die Mittagsstunde ist lange vorüber, und uns verlangt nach leiblicher Nahrung. Nach Tische wollen wir hinaufgehen auf den Pincio.

Der Fremde, welcher, von Florenz kommend, Rom durch die Porta del Popolo auf dem Platze gleichen Namens betritt, erblickt vor sich den großen Obelisk, den Augustus aus Heliopolis kommen, im Circus Maximus aufstellen, Pius der Fünfte aber hier aufrichten ließ; strahlenförmig erstreckten sich die Via della Ripetta, Via del Corso, Via del Babuino in die Stadt; links aber baut sich, Terrasse auf Terrasse, der liebliche Pincio auf. Seine gemauerten Rampen, seine Steinballustraden und Bildsäulen, seine Pinien, Cypressen, Palmen und Aloen gewähren einen höchst freundlichen Anblick; es ist nicht die umfangreichste, wohl aber die schönste Promenade der Welt. In den Stunden von vier Uhr bis zum Ave Maria versammelt sich dort die elegante Welt. Militairmusik spielt, Equipagen fahren auf und ab, Spaziergänger drängen sich auf den Wegen der Anlagen, die mit Springbrunnen und den Büsten berühmter Italiener geschmückt sind. Von der Stadt aus gelangen wir dorthin, indem wir die große Treppe des Spanischen Platzes hinaufsteigen, dann uns links wenden, vorüber bei der Villa Medici, jetzt Academie Francaise, und bei dem zierlichen Kaffeehause. Wir treten an die Ballustrade heran und erfreuen uns der herrlichen Aussicht über Rom. Wir überblicken die Stadttheile des Marsfeldes, jenseit des Stromes die Engelsburg, St. Peter mit seiner ungeheuren Kuppel, die Palast- und Häusermassen des Vatikan, der päpstlichen Residenz, dahinter steigt der Monte Mario auf, an dessem Abhange die verfallene Villa Madama, auf dem Kamme unter dunklen Cypressen die Villa Mellini und andere gelegen sind; weiter links der grüne Abhang des Janiculus; aus welchem zahlreiche Landhäuser, das Kloster von St. Onofrio mit der Tassoeiche, St. Pietro in Montorio, wo der Apostelfürst den Märtyrertod starb, und die

Aqua Paolina hervorblinken; über die Basteien auf dem Höhenrande ragen die Pinienhaine der Villa Pamphili hervor. Links schweift der Blick weiter über das große Hospiz von St. Michele hinweg in die Campagna, während er, wenn wir uns noch mehr nach dieser Seite wenden, begrenzt wird durch den Capitolinischen Hügel, durch den Torre della Milizie und durch den päpstlichen Palast auf dem Quirinal. Auf der anderen Seite des Pincio sieht man hinab in den Park der Villa Borghese und über das dunkle Laub der immergrünen Steineichen hinweg auf das Sabinergebirge und die Schneegipfel der Abruzzen. Von den Spaziergängern ist die Hälfte französische Soldaten, der Rest eine bunte Gesellschaft. Hier wandelt ein Cardinal im scharlachnen Mantel, ditto Strümpfen, Handschuhen und Band um den Hut, mit seinem schwarzen Gentiluomo auf und ab, gefolgt von drei Bedienten in schlotternden, abgeschabten Livreen; die rothe Carosse fährt langsam nebenher. Da kommt ein Zug von Jünglingen und Knaben daher in langem taftartigen Ueberwurf mit herabhangenden Aermeln, eine Schärpe um den Leib und auf dem Kopfe den Dreimaster der Jesuiten; paarweise gehen sie; ein komischer Contrast, die jugendlichen Gesichter und der ehrbare Anzug. Es sind Zöglinge der geistlichen Collegien, die Nationalitäten durch Farben geschieden, die rothen sind die Deutschen, die violetten Franzosen, die hellblauen Engländer und Schotten, die weißen Spanier und die schwarzen von der Propaganda Fide, junge Missionäre, in allen Sprachen der Welt redend. Außerhalb der Stadt sieht man zuweilen, wie diese Knaben die Ehrbarkeit bei Seite legen, das Gewand hoch schürzen, laufen, springen und spielen, wie andere ihres Alters. Um uns herum hören wir wenig Italienisch, etwas Deutsch, viel Englisch und noch mehr Französisch reden. Die Deutschen erkennst Du an der vernachlässigten Toilette und an der Bescheidenheit, mit der sie auftreten, die Engländer an ihrem praktischen, soliden, um die übrige Welt unbekümmerten Wesen und Anzuge, an dem schlanken Wuchse und dem frischen, gesunden, thatkräftigen Aussehen. Alle Franzosen und Französinnen haben einen fatalen Anstrich von demi monde. Die Römerin rauscht in Sammet und Seide mit stolzer Haltung und ruhigem Blicke an uns vorüber; der Mann an ihrem Arme trägt einen ganz neuen Hut, neue Handschuhe und einen frischbereiteten Scheitel, raucht aber die billigsten und übelriechendsten Cigarren. Man sieht viele sehr elegante Equipagen. Die Römerin von Stande zeigt sich öffentlich nie zu Fuß; hat sie Einkäufe zu besorgen, so läßt sie ihren Wagen vor dem Laden halten und der Kaufmann muß sich mit den gewünschten Waaren an den Wagenschlag begeben. Auf dem Pincio siehst Du sie täglich, wie sie in die Kissen nachlässig zurückgelehnt mit halb zugeschlossenen Augen, gelangweiltem Gesicht auf die Fußgänger herabschaut, diesen oder jenen Bekannten mit einer graziösen Kopf- und Handbewegung grüßend. Jahr aus Jahr ein fährt sie um vier Uhr in die Villa Borghese, dann auf den Pincio und nach dem Ave Maria den Corso auf und ab, und man sagt, daß viele nie die Campagna, nie das Colosseum gesehen haben. Horch! die Musik spielt soeben ein deutsches Lied: Kückens „Wer will unter die Soldaten" 2c. Uns hüpft das Herz; wir fragen einen rothhosigen Soldaten, was das für ein Stück sei, und er antwortet: „c'est le chant des cent gardes". Setzen wir uns auf eine Bank und lassen wir die Menschen an uns vorübergehen. Wer ist der dort? Es ist Lord X., der bei Sebastopol einen Arm verlor; jene Dame ist Lady Y., deren Mann in Indien umgebracht wurde und die nicht gleichgültig gegen den vornehm aussehenden Mann sein soll, der an ihrem Wagen steht; dieser aber ist der Expräsident einer südamerikanischen Republik, der, um ans Ruder zu gelangen, die ganze Notablenversammlung seines Vater-

landes en bloc umbringen ließ; ein interessanter Mensch! Da geht die magere Ludmilla A. mit ihrem spitzen unangenehmen Gesicht, und vorüber reitet Elpis Melena, sie, die besser ist, als ihr Ruf. Der Mann dort im abgetragenen Rock, mit der blauen Brille, ist Doctor B., vermuthlich in Rom, um in der schmutzigen Wäsche des päpstlichen Hofes zu kramen. Jene schwarze Dame ist Gräfin H. H., die einen Stoff für einen Roman sucht, wie Louise Collet im vorigen Jahre einen Consolateur. Unter jenem Baume steht eine Gruppe junger Leute, denen man auf 50 Schritte ansieht, daß es preußische Offiziere sind, und hier, der kränklich aussehende junge Herr ist der Correspondent der Augsburger Allgemeinen, der dieses Blatt so emsig mit Artikeln versieht, die das Staunen und den Humor der in Rom lebenden Deutschen erregen. Im leichten Ponywäglein rollt der liberale Piombino vorüber, und der kleine, ungeheuer dicke, wunderlich aussehende, bartlose Mensch, den Piombino so vertraulich grüßt, ist ein Bonaparte, der Duca di Musignano, Sohn Lucian's Canino, der sich neulich von der schönen siebzehnjährigen Tochter des Principe Aldobrandini einen so eclatanten Korb holte. In einem unscheinbaren Miethwagen sitzt Graf Trapani, Bruder des neapolitanischen Exkönigs, seine Frau, eine Gouvernante und drei Kinder. Graf Trani, des Königs jüngerer Bruder, Gemahl der jüngeren Schwester der Königin, lenkt selbst ein feuriges Viergespann; seine Frau aber fährt mit der Königin, beide einander zum Verwechseln ähnlich, in einem Wagen auf und ab, auf dessen Rücksitz wir fast den König übersehen hätten. Uns sind diese deutschen Fürstinnen höchst interessant, dem Römer aber vollständig gleichgültig, er ignorirt sie.

Die Schatten sind violet und lang geworden, die Landschaft ist gebadet in einem Meere goldigen Abendglanzes, die Sonne neigt sich hinter dem Dome von St. Peter ihrem Untergange zu. Die Musik verläßt den Pincio, die Menschen strömen heimwärts, denn es nahet die Stunde, wo es gefährlich ist im Freien zu weilen. Wir verbringen diese Stunde in einem der Cafés, schlendern dann noch einmal den Corso auf und ab, und auch unser Tagewerk ist vollbracht. Wenn, wie auf einen Zauberschlag, die Glocken des Ave Maria von allen Kirchthürmen erschallen, so halten die Wagen, die Fußgänger bleiben stehen, ziehen den Hut, und in der Nähe einer Kirche lassen sie sich auf die Kniee nieder; es ist ein erhebender Augenblick, aber nur ein Augenblick, denn sind die Glocken verhallt, so tritt das geräuschvolle Treiben wieder in seine alten Rechte. In der heißen Jahreszeit ist dies die Stunde, zu welcher das eigentliche Leben erst beginnt, um sich bis tief in die Nacht hinein auszudehnen. Mit der Dunkelheit erscheinen die schweigsamen Carabinieripatrouillen zu vier Mann, die langsam alle Straßen durchziehen; es sind aber aufgeregte Zeiten, und häufig ergreift die Behörde umfassendere Vorsichtsmaßregeln, so häufig, daß auf den öffentlichen Plätzen aufgestellte Bataillone, die Straßen auf und ab marschirende Compagnien zu den Alltäglichkeiten gehören, die niemand weiter beachtet. Die öffentliche Sicherheit ist in Rom so gut, wie in irgend einer anderen größeren Stadt, besser wie in London und Berlin, trotzdem man hier das Institut der Nachtwächter nicht kennt. Raubmorde sind selten, und erwägt man, daß in italienischen Häusern keine Thüre, kein Schloß schließt, daß die Straßen sehr mangelhaft erleuchtet sind, so muß man erstaunen über die geringe Zahl der Diebstähle.

Auch der Frühling hat seine milden Nächte. Indem wir uns felicissima notte zurufen, fächelt zu den offenstehenden Fenstern eine laue Luft herein, der Platz ist vom Mondlicht übergossen, die Fontana del Tritone rauscht und die Pinien und Cypressen im Garten des Palastes Barberini setzen sich dunkel und schwermüthig vom klaren Himmel ab. Im Schatten der Häuser stehen einige

Männer, die zur Guitarre und Mandoline ein Lied singen, dessen oft wiederkehrender Refrain ist:

Occhio morello, morino, moreto
Ha fatto occhietto, ha detto di si!

d. h. „das schwarze Auge hat mir zugenickt und mir Ja gesagt". Vermuthlich gilt dieses Ständchen einer von jenen Frauengestalten, die sich dort auf dem Balkone erkennen lassen, vielleicht ist es eine von ihnen, die dem glücklichen Amoroso das occhietto gemacht hat.

Noch einmal „felice notte!"

Siegels griechische Marmorbrüche.

Zu den interessantesten Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft der in Griechenland reisende Deutsche zu machen pflegt, gehört der schon seit zwei Jahrzehnten dort ansässige Bildhauer Siegel, ein geborner Hamburger. Vom König Ludwig hierhergesandt, um den Löwen auszuführen, der auf einem Felsblock bei dem vor den Thoren Nauplia's gelegenen Dorfe Pronia das Andenken an die in Griechenland gefallenen Bayern verewigt, entledigte er sich dieses Auftrags, trotz der von den Griechen gegen das Unternehmen gesponnenen Ränke mit Glück. Später fand er Anstellung als Professor der Sculptur an dem polytechnischen Institut zu Athen, in welcher Eigenschaft er mehre tüchtige Schüler, unter andern Dorsch, bildete, der zu großen Erwartungen berechtigt. Vor allem aber erwarb er sich Verdienste durch die Streifzüge, die er durch das Land und seine Inseln machte, und auf welchen er die seit Jahrhunderten verlorenen und vergessenen Brüche wiederauffand, aus denen die Alten, namentlich die Römer, ihren bunten Marmor bezogen.

Von großem Werth war unter diesen Funden des deutschen Professors besonders die Wiederentdeckung des Bruches, der den einst hochgeschätzten Ophites liefert. Noch wichtiger aber war seine Wiederauffindung anderer alter Brüche, aus denen Rom seinen grünen und seinen rothen Marmor — verde und rosso antico — erhielt, und die, von Siegel angekauft, jetzt schon seit Jahren ihr prächtiges Gestein wieder nach dem Abendlande senden.

Die Brüche, von welchen der grüne Marmor kommt, befinden sich auf der Insel Tinos; der, welcher den rothen liefert, liegt in der Nähe von Kakobule, am Kap Matapan, dem alten Tänaron. Tinos, einst Tenos, die bevölkertste der Cykladen, ist von Syra, dem Haupthandelsplatz Griechenlands und Centralpunkt aller Dampferlinien der Levante, nur zehn Seemeilen entfernt und kann daher von hier mit Dampfschiffen in einer Stunde erreicht werden, und die betreffenden Marmorbrüche liegen äußerst günstig für eine Ausbeutung und Verwerthung in großem Maßstab. Man trifft sie auf der nördlichen Seite der

Insel hart am Rande der Meerenge, die Tinos von Andros trennt, so daß die Transportschiffe unmittelbar an Ort und Stelle laden können. Ein anderer Vortheil ist, daß rings um dieselben eine zahlreiche Bevölkerung wohnt, die seit unvordenklichen Zeiten das Gewerbe von Steinmetzen betreibt und für Konstantinopel und Smyrna alle die Grabsteine, Waschbecken, Mörser und Springbrunnen meißelt, welche man dort in jedem wohlhabenden griechischen Hause trifft.

Die Untersuchungsreise, welche zur Wiederauffindung dieser alten Steinbrüche führte, wurde im Jahr 1846 unternommen. Sie schien anfänglich erfolglos werden zu sollen. Siegel hatte die Insel bereits von ihrer südlichsten Spitze bis zur nördlichsten durchstreift, ohne zu finden, was er suchte. Da stieß er eines Tages plötzlich zu seiner großen Ueberraschung auf einen zerschlagenen Block, in dem er den schönsten grünen Marmor entdeckte. Sofort kehrte er um, suchte aufmerksamer nach und sah seine Bemühung durch die Auffindung einer ganzen Reihe von Marmorfundorten belohnt, die entschieden das Gepräge von Steinbrüchen der Zeit an sich trugen, in der man sich zum Absprengen des Gesteins noch nicht des Schießpulvers bediente.

Siegel brachte einige dieser Brüche sofort käuflich an sich, später kamen andere hinzu, so daß er jetzt an sechs Stellen Besitzungen hat. Die bedeutendsten darunter sind die von Kap Tygania, wo zwei Marmorbrüche in vollem Betriebe sind. Das Gestein, saftgrün mit weißen und schwarzen Adern, ist in den zahlreichen Marmorwaarenfabriken Roms bereits sehr beliebt und wird hier nach dem Director der Akademie von San Luca, welcher den Bau der prachtvollen Basilika San Paolo fuori le mure leitet und dabei diese Marmorart zuerst wieder in großem Maßstab verwendete, Verde Poletti genannt. Auch nach Berlin lieferte dieser Bruch sehr bedeutende Sendungen seines edlen Gesteins. Ein zweiter Fundort ist das westlich von Tygania gelegne Turkoto Minima, wo ein Marmor von hellerem Grün sich findet, der indeß nur in kleinen Blöcken bricht. Sehr mächtig dagegen ist das Marmorlager von Chusla, welches eine ganze Reihe antiker Brüche in Bänken von 500 Meter Länge und 20 bis 30 Meter Höhe enthält. Das Grün des Steines ist hier verschieden, bald weiß und schwarz, bald violet und weiß, bald roth, gelb und weiß geädert. Die genannte römische Kirche erhielt von hier 44 Säulen, jede zu 10 Meter Länge und anderthalb Meter unterem Durchmesser — Monolithen, wie sie nur die alte Zeit Roms aufzuweisen hat. Jede dieser gewaltigen Säulen wiegt tausend Centner und ist im Rohblock zu 13,000 Franken veraccordirt.

In dem alten Schutt der zuletzt erwähnten Brüche hat man 16 antike behauene Blöcke von großen Dimensionen, mehre zerbrochene Säulen und eine Colonne von 7 Meter Länge gefunden, welche ebenso wie jene Trümmer geschliffen ist, woraus hervorgeht, daß die Alten die Säulen vollkommen fertig verschifften.

Die andern Fundorte sind Kap Colonna, wo ebenfalls ein alter Säulenbruch mit unerschöpflich reichen Bänken eines in drei Nüancen schillernden grünen Marmors ist, Kap Imsuna, von wo 1854 zwei Schiffsladungen dieses Gesteins für Rechnung des Königs von Preußen nach Berlin abgingen, endlich Aetetrypa und Kumala, wo sich längs der Küste eine Bank weißen Marmors hinzieht, dessen Natur bis jetzt noch nicht näher bestimmt werden konnte. Jeder von den genannten Brüchen ist so mächtig, daß er für sich allein die Grundlage zu einem Unternehmen bilden könnte, welches die Ausbeutung in großem Maßstab betriebe.

Nicht weniger Interesse beansprucht die Auffindung des alten Marmorbruchs am Kap Matapan. Im Jahre 1850 beauftragte die griechische Regierung drei Personen, das Königreich zu bereisen, um Proben griechischer Producte für die Londoner Weltindustrieausstellung zu sammeln. Dem Professor Siegel wurde dabei der Peloponnes zugewiesen. Derselbe begab sich nach den Ruinen von Megalopolis in Arkadien sowie nach Sparta, um hier nach Spuren des kostbaren Rosso antico zu suchen, dessen Fundstellen er im Süden der Halbinsel vermuthete. Seine Nachforschungen waren an beiden Orten erfolglos. Indeß verlor er den Muth nicht, fuhr in seinen Untersuchungen fort und fand endlich in der Nähe von Mistra in den Vorbergen des Taygetos Kalkablagerungen mit rothen Punkten, in denen er mit Hülfe der Lupe das Korn des Rosso antico entdeckte.

Einzelne schwache Spuren führten Siegel von hier längs der Kette des Taygetos bis nach Marathonisi, dem alten Gythion hinab, welches am innern Ende des lakonischen Meerbusens liegt und die Hauptstadt der jetzt mit dem Namen der Maina bezeichneten gebirgigen Halbinsel bildet. Hier fand er in einem Weinberg eine alte Säule aus rothem Marmor und ein Mosaikbild, in dem dasselbe Gestein verwendet war. Aber einige zerschlagene Kalkblöcke am Strande, in denen sich Spuren von Rosso befanden, waren die einzige Andeutung, daß jene antiken Reste Landeserzeugniß und nicht etwa zur See eingeführt waren.

Auf diesen schwachen Anhalt hin entschloß sich Siegel zu der schwierigen Untersuchung des südlichsten Ausläufers der Taygetoskette. Bis Kap Panagia drang er vor, ehe er eine schwache Schicht reinen Rosso fand. Als er aber darauf eine Anhöhe bestieg, von welcher er die westlichen Abhänge des Gebirgszugs auf weite Entfernung überschauen konnte, entdeckte er plötzlich durch das Fernrohr etwa zwei Stunden Wegs von seinem Standort senkrecht abfallende glatte Felswände mit daran sich lehnenden Schutthügeln — das unverkennbare Zeichen eines Steinbruchs. Rasch begab er sich nach der Stelle und ward hier inne, daß er sich endlich wirklich auf dem Boden der alten Rossobrüche befand.

Professor Siegel pachtete anfangs diese Brüche, welche sich über die Positionen Agios Ilias, Agios Joannes und Chilios erstrecken, und ließ sie von Leuten aus der Nachbarschaft bearbeiten. Später aber wurde er voller Eigenthümer derselben. Namhafte Vorschüsse des verstorbenen Königs von Preußen setzten ihn in den Stand, die zu nutzbringender Ausbeutung der Rossolager erforderlichen Wegebauten vornehmen zu lassen; denn diese Brüche stoßen nicht wie die auf Tinos unmittelbar an die See. Das Volk in der Nachbarschaft ist sehr arm, das dürre steinige Land der Maina vermag die Einwohner nicht zu ernähren, und so sind diese genöthigt, ihr Brod als Lastträger und Tagelöhner in den bessern Strichen des Landes zu suchen. Siegels Brüche ersparten ihnen zum Theil diese temporäre Auswanderung, er wurde Brodherr vieler Arbeiter und gewann damit nicht unbeträchtlichen Einfluß, so daß er schon wiederholt die Eifersucht der Capitanos in dem halbwilden Lande erregte. Indeß gelang es ihm durch verständiges Rücksichtnehmen auf die Umstände allmälig auch diese sich zu Freunden zu machen, und während ihm in den ersten Jahren leicht einmal ein tückisch abgefeuerter Flintenschuß das Weitergehen auf der mit Glück betretenen Bahn hätte hemmen können, arbeitet er jetzt völlig ungefährdet an der Verwerthung auch dieses seines mainotischen Marmorlagers.

Auf diese Weise sah Siegel sich in den Stand gesetzt, nicht nur sehr bedeutende Sendungen seines rothen Marmors, der von den Sachverständigen in

Rom, wo hierüber das beste Urtheil zu finden ist, für echten Rosso antico erklärt wurde, zur Ausschmückung des königlichen Orangeriehauses in Potsdam zu liefern, sondern auch das Material zu einem rings um das Innere der Basilika San Paolo fuori le mure laufenden Fries. Ueberdies aber beziehen eine große Anzahl der römischen Marmorwaarenfabriken ihren Bedarf an buntem Marmor aus den Siegelschen Steinbrüchen in der Maina. Außer dem Rosso antico befindet sich in dem Bezirk der dortigen Acquisitionen Siegels auch eine fast unerschöpfliche Bank weißen Marmors, von welchem man erwartet, daß er in Kurzem mit dem von Carrara in Concurrenz treten wird, da er feiner als dieser, trotzdem consistenter und bei diesen Vorzügen doch nicht theurer ist als jener. Endlich trifft man in der Nachbarschaft von Kakobule noch Lager des schönen grünlich grau gewellten Cipollino und des Pavonazetto, einer weißen violett und gelb geäderten Marmorgattung. Das Areal dieser Brüche ist jedoch so ausgedehnt, daß es bis jetzt bei weitem noch nicht vollständig durchforscht werden konnte. Bei genauerer Untersuchung desselben werden sehr wahrscheinlich noch weitere Marmorarten entdeckt werden.

Der Betrieb der Brüche auf Tinos und in der Maina hat indeß bereits so große Dimensionen angenommen, daß die Privatkräfte Siegels dazu nicht mehr hinreichen, wenigstens weitere Ausdehnung der Arbeiten nicht gestatten. Derselbe hat sich daher entschlossen, zu dem Zweck einer Ausbeutung der genannten Rosso- und Verdelager in großem Maßstab eine Actiengesellschaft zu gründen und ist zu diesem Ende bereits mit den bedeutendsten Firmen seiner Vaterstadt Hamburg sowie mit englischen Häusern in Verhandlung getreten. Wie wir vernehmen, haben die Hamburger den Beschluß gefaßt, einen Bevollmächtigten zu näherer Kenntnißnahme der Sache nach Griechenland zu schicken. Derselbe wird kaum etwas Anderes als die Bestätigung der Angaben Siegels über den Werth der wiederentdeckten Brüche zurückbringen. An Absatz für einen beträchtlich gesteigerten Betrieb derselben kann es auch nicht fehlen. Eine Störung der Arbeiten durch eine Revolution oder Krieg könnte nur kurze Zeit dauern und wenig Schaden anrichten. Sonach ist alle Aussicht vorhanden, daß diese von deutschem Scharfsinn und deutscher Beharrlichkeit wiedergeöffneten Schatzkammern der Natur auch von deutschem Unternehmungsgeist auf den Weltmarkt gebracht und verwerthet werden, und daß mithin hier einmal ausnahmsweise die deutsche Entdeckung nicht Fremde bereichern wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Organisation der deutschen Armeen.

Wenn eine totale Reform des preußischen Heerwesens vorgenommen werden mußte, weil das vom Grafen Dohna, von Scharnhorst, Schön und York eingeführte Landwehrsystem nicht mehr ausreichte, dann mußte vor allem eine zeitgemäße Bestimmung über die Ausführung der Dienstpflicht erlassen werden. Die neuerdings beliebten Einrichtungen haben die Mängel des alten Cantonsystems und der französischen Conscription, sind complicirter als das einfache System von 1812 und bei weitem kostspieliger. Daß die Einführung der Landwehr eine durchaus volksthümliche geworden, ist bekannt, aber auch daß in der langen Friedenszeit die Landwehr, um die Linienbataillone zu begünstigen, vernachlässigt worden und nichts für dieselbe gethan ist.

Der Verfasser dieses glaubt Ansichten, die er vor Jahren mit Befreundeten besprochen, von deren Ausführbarkeit die Erfahrungen von 1848 bis 50 im eigenen Lande ihn überzeugt, veröffentlichen zu dürfen, obwohl er sich sehr wohl bewußt ist, welchen Widerstand dieselben in der gesammten Büreaukratie, vor allem bei der Partei des kreuzritterlichen Junkerthums finden werden.

Nicht erst seit der Reorganisation der preußischen Armee unter dem jetzigen Könige ist über die Vorzüge und die Mängel der drei- und der zweijährigen Dienstzeit gestritten, sind zahlreiche Abhandlungen darüber geschrieben worden. Fast ohne Ausnahme finden die Offiziere der älteren Schule, von der Ueberzeugung ausgehend, daß nur durch strammes Exerciren der Mannschaft Disciplin beigebracht werden könne, eine dreijährige Dienstzeit noch zu kurz, die junge einundzwanzigjährige Mannschaft auszubilden, ihr militärische Haltung und kriegerischen Geist beizubringen, blinden Gehorsam in den Regimentern zu erhalten. Diesen Realisten entgegen behaupten die Idealisten, daß durch Turnen und durch Tirailliren im Terrain, nicht auf dem Exercirplatz, die körperlichen nicht nur, sondern auch die geistigen Fähigkeiten des jungen Soldaten zu entwickeln und auszubilden seien, daß bei gehöriger Leitung, mit dem Bewußtsein eigener Kraft und Fähigkeit die militärische Haltung und die Disciplin, ohne denselben zur willenlosen Maschine zu drillen, binnen Jahresfrist eingeführt und bei einer zweijährigen Dienstzeit erhalten werden könne.

Die einzige wahrhaft volksthümliche Errungenschaft aus der denkwürdigen Zeit der Freiheitskriege ward zuerst in der preußischen, nach und nach in den meisten deutschen Armeen eingeführt, die kurze Dienstzeit: eine Errungenschaft, auf die wir Deutsche stolz sein können, die wir der Tapferkeit der Landwehr und der Freiwilligen zu verdanken haben und die durch das wohlberechnete Krempelsystem des General Scharnhorst vorbereitet worden, die jedoch nothwendigerweise, der ursprünglichen Organisation gemäß, mit einer aus kräftigen, wohleingeübten Leuten gebildeten Landwehr verbunden sein muß. Diese Errungenschaft hat man neuerdings, nachdem schon geraume Zeit die Landwehr, die Reserve der Linie, vernachlässigt, möglichst geschmälert und aufgehoben, indem man die Dienstzeit verlängerte. Auf Unkosten der Landwehr hat man die Friedensbataillone verstärkt und glaubt damit die Armee selbst verstärkt zu haben.

Weit verbreitet ist diesseits der Ardennen und der Vogesen die Ansicht: „der französische Infanterist sei der Soldat par excellence". Derselbe bedarf aber, nach dem einstimmigen Urtheil kriegserfahrener französischer Marschälle, voller sieben Jahre und einer sehr strengen Gesetzgebung (die im Dienste selbst körperliche Strafen erlaubt, freilich nicht so barbarische Bestrafungen kennt, wie in der englischen und der russischen Armee gebräuchlich sind) um ein tüchtiger Soldat zu werden und den militärischen Geist in den Regimentern nicht verschwinden zu lassen. Der jetzige Kaiser bietet ferner alles auf, meist wohl aus politischen Gründen, um die Zahl der Recapitulanten zu vermehren, einen Stamm von Veteranen sich zu bilden, bestimmt, im eigenen Lande, ihm dem Kaiser völlig ergebene Prätorianer, im fremden Lande eine raub- und blutgierige Soldateska zu erziehen, die nothwendig dem eigenen Lande beschwerlich, der Regierung selbst endlich gefährlich werden muß, eine kostspielige und verderbliche Last, von der Frankreich dereinst nur durch einen Winterfeldzug, wie der in Rußland befreit werden kann.

Der so kaltblütige wie unerschrockene englische Soldat ist einer Capitulation von acht bis zehn Jahren unterworfen, kennt keine Beurlaubung.

Vom russischen Soldaten verlangte man bis vor wenig Jahren eine Dienstzeit von fünfundzwanzig, jetzt nur noch von zwölf Jahren, um die eisernen Mauern der russischen Regimenter einzuschulen.

Nur wir Deutsche leben der Hoffnung, eine Armee aus jungen Männern zu bilden, die nur zwei bis drei Jahre unter ihren Fahnen versammelt sind, und glauben durch eine milde und humane, auf das Ehrgefühl des Soldaten berechnete Gesetzgebung die Kriegszucht aufrecht erhalten zu können.

Daher bedürfen wir aber auch einer von der auf längere Dienstzeit berechneten Organisation abweichenden Recrutirungsgesetzgebung, das geistige Element muß bei uns das vorwiegende sein.

Daß die Militärpflicht eine allgemeine sei, ist ein Grundsatz, der durchgängig anerkannt wird, dem wohl alle beipflichten.

Die Ausführung der allgemeinen Dienstpflicht, die Dienstleistung, kann jedoch nicht durchgängig für alle gleichmäßig durchgeführt werden, ohne zu großen Härten, selbst Ungerechtigkeiten Veranlassung zu geben, dem Geiste unserer aus jungen Männern aller Stände bestehenden Armee verderblich zu sein. Dienstpflicht und Dienstleistung sind keineswegs gleichbedeutend. Die jetzigen Armeen, die neuere Art der Kriegführung erfordern einen höheren Grad von Intelligenz, erheischen mehr Patriotismus und Ehrgefühl als die früheren Ergänzungsarten, das Cantonsystem und die Werbungen sowohl wie die Conscription gewähren konnten.

Nicht allein die früheren mittelalterlichen Ansichten über Hörigkeit und Lehnspflicht, sondern auch der Glaube, daß der Landmann allein der tüchtigste Soldat sei, daß der junge Bauerbursche durch Abhärtung und körperliche Kraft der zum Dienst in der Garnison und im Felde geeignetste sei (ersterer leider fast allenthalben als Hauptsache angesehen) hat seinen Einfluß bis zum heutigen Tage bemerklich gemacht.

So lange die Ausbildung des Soldaten allein durch das Drillen erreicht ward, so lange der Frontmarsch, das Paradedefiliren, das Scharfschultern die Hauptsache, mochte dieses Princip seine Anwendung finden.

Jetzt aber verlangt man gutes Schießen, Benutzung des Terrains von jedem Einzelnen, rasches Vorgehen im Lauf — mithin genügen die körperlichen Kräfte nicht mehr ausschließlich.

Die jetzige Art der Aushebung, die Conscription, führt zu der großartigen Inconsequenz, daß einerseits die Söhne der gebildeten Classen möglichst wenig zur Erfüllung ihrer Dienstpflicht herbeigezogen werden, andrerseits die Dienstleistung viel schwerer auf ihnen ruht, als auf den Söhnen der arbeitenden Classen. In mehren Armeen hat man, wohl um den Unteroffizieren eine jedenfalls wünschenswerthe Soldzulage durch fremdes Geld zu ermöglichen, das System der Stellvertretung oder der Einstehergelder eingeführt, bedenkt jedoch nicht, daß nur reiche Väter mehre Söhne freikaufen können, daß für jeden Stellvertreter ein gebildeter junger Mann weniger in der Armee dient und daß im nächstfolgenden Jahre ein Recrut mehr ausgehoben werden muß.

Eine durchgreifende, auf das Wohl der Armee und des ganzen Landes berechnete, den ungeheuren Unkosten der jetzigen Armeen entsprechende Organisation muß mit dem ehemaligen Recrutirungssystem völlig brechen, muß das Princip annehmen, vorzugsweise die gebildeten Classen zum Dienst heranzuziehen. In Preußen war man durch die den Freiwilligen ertheilte Befugniß, mit einjähriger Dienstzeit die Dienstpflicht erfüllen zu können, auf bestem Wege, eine

den jetzigen Verhältnissen entsprechende Organisation einzuführen: zu frühe ist man auf halbem Wege stehen geblieben.

Bei den jüngeren Männern der gebildeten Stände ist eine glühende Vaterlandsliebe, ein starker Grad von Ehrgeiz vorauszusetzen; diese jungen Männer wissen, daß sie nicht nur berufen sind, ihr Vaterland zu vertheidigen, sie fühlen auch, daß sie für ihren dereinstigen Besitz, für ihre zukünftige Stellung im Staate zu kämpfen haben, und wissen sehr wohl, daß eine nicht zu lange Dienstzeit sie geistig und körperlich kräftigen, für ihren dereinstigen Beruf fähiger machen wird.

Nicht nur für die Armee selbst wäre eine solche Reform wohlthätig, indem sie ihr mehr geistige Kräfte zuführte, eine größere Auswahl unter den zu Ober- und Unteroffizierstellen tauglichen jungen Männern gestattete und die Regierung in die Nothwendigkeit versetzte, jüngere, kräftigere, fähigere, ihres schwierigen Berufes würdigere Männer an die Spitze der Regimenter und der größeren Abtheilungen zu stellen, sondern auch dem ganzen Lande würde eine solche Reform zum Nutzen und Frommen gereichen.

In der für alle gemeinsamen Schule der Armee, welche keinen Unterschied der Stände kennt, da sie nur ein Gesetz hat, dem alle, ob Hohe oder Niedere gleichmäßig zu gehorchen haben, verschwindet dieser Unterschied. Die jungen Männer lernen in der Armee ihren Kriegsherren ehren, ihr Vaterland lieben, kräftigen sich geistig und körperlich, gewöhnen sich daran zu gehorchen und zu befehlen, nehmen Zucht und Ordnung an und fügen sich dem Gesetze unbedingt; sie werden aus tüchtigen und ehrliebenden Soldaten selbständige, von kriegerischem Geiste beseelte Männer, nicht blos Gelehrsamkeit, blinde Unterwürfigkeit gegen Vorgesetzte oder das Geld allein achtende Beamte und Geschäftsleute. In der kurzen Dienstzeit verlernen die jungen Männer nicht die Kenntnisse, die sie sich erworben und deren sie dereinst bedürfen (es kann ja darauf, wie in der preußischen Armee Rücksicht genommen werden). Vorausgesetzt, daß alle jungen Leute der gebildeten Stände dienen müssen, nicht nur einzelne, wie jetzt der Fall, lernen die jungen Männer dieser Stände nicht nur einen beschränkten, exclusiven Kreis von Altersgenossen kennen, sondern bewegen sich in einem größeren, aus den verschiedensten Elementen bestehenden, lernen sich selbst richtig beurtheilen, sowie sie selbst kennen gelernt und richtiger gewürdigt werden, als dieses jetzt auf Schulen und Universitäten der Fall ist.

Sind die jungen Leute der gebildeten Stände vorzugsweise, wie bei den Römern während der ersten Jahrhunderte der Republik die Ritter und die römischen Bürger, wie bei den alten Germanen bis zu den Zeiten Karl des Großen die Freien, der Dienstpflicht unterworfen, so kann ihnen dagegen eine kürzere Dienstzeit zugestanden werden. In kürzerer Frist erlernen Recruten dieser Classen das Mechanische des Dienstes, eignen sich den militärischen Geist,

der jeden Soldaten durchdringen muß, an — sind schon aus Ehrgeiz muthiger und unerschrockener, als die Söhne der arbeitenden Classen. Wer von diesen jungen Soldaten nicht binnen Kurzem Rottenführer und Aspirant werden kann, der bringt es sicherlich im bürgerlichen Leben, im Staatsdienst, nie zu etwas Tüchtigem und Brauchbarem. Selbst wenn dereinst Dorf- und Stadtschulen das sind, was sie sein könnten, und sollten, wie in der Schweiz die Vorschule der Wehrpflichtigen, in der Turnen, Exerciren, Evoliren, die Kenntniß der Signale und der Mehrzahl der Commando's, geübt und gelehrt wird, so wird der Unterschied der Stände an Bildung und Befähigung dennoch nicht gänzlich verschwinden.

Die Söhne der arbeitenden Classen brauchen im Regimente nicht für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten, werden besser gekleidet und ernährt als zu Hause, und erwerben sich namentlich nicht nur in den Handwerkercompagnien, in den Pionier-, Sappeur- und Pontonnierabtheilungen, sondern auch in der Artillerie und Reiterei, selbst in der Infanterie, Kenntnisse und Erfahrungen, die ihnen in der Folge von Nutzen sind. In welche der verschiedenen Waffengattungen sie auch eintreten, sie gewöhnen sich an Reinlichkeit, Ordnung, Gehorsam, werden durch den Umgang mit gebildeten jungen Männern selbst gebildeter, ihr Selbstgefühl wird gehoben, keineswegs unterdrückt, und nach vollendeter Dienstzeit treten sie kräftiger und befähigter zurück zu ihrem früheren Erwerbe. Mithin ist es keine Ungerechtigkeit, wenn von ihnen eine längere Dienstzeit gefordert wird, als von den oben genannten jungen Männern.

Den hier ausgesprochenen Grundsätzen gemäß wäre die gesammte zwanzigjährige Mannschaft in drei Classen einzutheilen. Jeder junge Mann hat bei der Session anzugeben, welcher dieser Classen er beigezählt zu werden wünscht. Unter den zur dritten Classe sich Meldenden haben alle diejenigen, die Anspruch darauf machen, dereinst in den Staats- oder Gemeindedienst zu treten, sich anzumelden, um, ohne zu loosen, in die Listen eingetragen zu werden.

Erste Classe. Sie enthält diejenigen jungen Männer, die freiwillig Dienst nehmen, ohne Sold und Equipirung dienen und nur bei Concentrationen und größeren Uebungen der Regimenter außerhalb der Garnison, Lebensmittel und Rationen fassen. Sie wählen die Waffe und das Regiment, in die sie eintreten wollen. Der freiwillige Reiter stellt und unterhält das eigene Pferd, das vom Regiment als diensttüchtig angenommen sein muß. Dienstzeit: ein Jahr, die Schulzeit nicht einbegriffen. In der Landwehr zwei Jahre, wenn thunlich als Aspirant der Unteroffizier- oder Offizierclassen, je nach Fähigkeit und Tüchtigkeit.

Zweite Classe. Die Freiwilligen haben sich in der Reiterei und der Infanterie selbst zu equipiren, erhalten Sold, Portionen und Rationen, können

in der Reiterei wie die einjährigen Freiwilligen ihr eigenes Pferd einstellen. Dienstzeit: in der Infanterie ein Jahr ohne die Schulzeit. In der Reiterei zwei Jahr und wie die Infanterie zwei Jahr in der Landwehr. Bei den Handwerkercompagnien drei Jahr und ebenso viel in der Reserve. In der Artillerie und den besonderen Abtheilungen ist die Dienstzeit zwei Jahr und ebenso viel in der Landwehr.

Dritte Classe. Die sämmtliche übrige Mannschaft. Mit Ausnahme derjenigen, die in den Staatsdienst oder Gemeindedienst eintreten wollen, die sich dem Schulfache und dem geistlichen Stande widmen und daher sämmtlich dienen müssen, um dereinst eine Anstellung beanspruchen zu dürfen, loosen alle unter sich und werden je nach ihrer Befähigung unter die verschiedenen Waffengattungen vertheilt. Sie werden vom Staate besoldet, bekleidet und verpflegt. Dienstzeit: A. In der Infanterie: zwei Jahr ohne die Schulzeit in der Linie, ein Jahr in der Reserve, drei Jahr in der Landwehr, fünf Jahr im Landsturm. B. In der Reiterei: drei Jahr im Regimente, ein Jahr in der Reserve, drei Jahr in der Landwehr. C. In der Artillerie: wie in der Reiterei. Die Reserve und die Landwehr soweit thunlich nur bei der Festungs-Artillerie. D. Die speciellen Abtheilungen: a. Handwerker: vier Jahr und zwei Jahr Reserve; b. die übrigen Abtheilungen: wie bei der Artillerie.

Der Vorschlag, den Bataillonen nur jedes zweite Jahr Recruten zuzutheilen, wird jedenfalls administrative Schwierigkeiten haben und kann wohl nur von Nutzen sein, wenn schwachen Bataillonen nur geringe Lehrkräfte zu Gebote stehen. Wenn aber, wie hier beabsichtigt, das Regiment die Reserve und die Landwehr in sich vereinigt und die Mehrzahl der Offiziere, Sergeanten und und Unteroffiziere im Regimente, wenn auch nicht in den, in der Landwehr ihnen zukommenden Chargen dienstthuend sind, kann es an Lehrkräften nicht fehlen. Als Lehrern in der Recrutenschule wird den, zu Obersergeanten designirten Sergeanten und den Aspiranten Gelegenheit gegeben, ihre Befähigung zu einer höheren Stellung zu erweisen.

Sobald die Reserven in Kriegszeiten oder bei Entsendung der beiden Linienbataillone in entfernte Provinzen zusammengezogen worden, werden die Recruten in der Reserve eingeübt.

In der Regel legt man einen viel zu großen Werth darauf, eine möglichst große Anzahl von altgedienten Unteroffizieren im Regimente zu besitzen, bedenkt nicht, daß je rascher brauchbare Unteroffiziere befördert oder außerhalb der Armee angestellt werden, je mehr Aspiranten sich melden, desto leichter eine gute Auswahl zu treffen sein wird.

Unteroffiziere, die über zehn Jahre gedient haben, werden nur mit seltenen Ausnahmen sich zu einer höheren Stellung in der Armee befähigt zeigen, haben die größte Mühe, selbst beim besten Willen sich irgend welche Neuerung

anzueignen und sind nur in wenigen Fällen zu verwenden, wo ein rationelles System der Recrutenausbildung eingeführt worden.

Aus den intelligentesten und brauchbarsten jungen Soldaten, aus den Rottenmeistern, von denen später die Rede sein wird, aus den Aspiranten und den Zöglingen der Garnisonsschulen werden nach einjährigem Dienst im Regimente die Unteroffiziere ausgewählt und späterhin aus dieser Classe die Sergeanten, Fouriere oder Quartiermeister, die Wachtmeister oder Feldwebel, in der Artillerie die höheren Chargen.

Die Unteroffiziere brauchen nicht eine mehrjährige Capitulation einzugeben, erhalten nach sechsjährigem Dienst als Unteroffiziere eine Gehaltszulage, können nach zweijährigem musterhaften Dienst, wenn sie das vorgeschriebene Examen durchgemacht, in der Forstverwaltung und in den Landschulen und niederen Stadtschulen als Schul-, Turn- und Exercirlehrer angestellt werden. Aus den sechs Jahre gedienten Sergeanten werden die Obersergeanten erwählt, die in der Reserve und der Landwehr den Lieutenantsdienst verrichten und den Gehalt als Lieutenant beziehen.

Junge Freiwillige, die aus Secunda der gelehrten Schulen oder aus einer dieser entsprechenden Classe der Real- und polytechnischen Schulen dimittirt worden, können sich beim Regiment als Aspiranten melden, gehen nöthigenfalls, zu Unteroffizieren befördert, die Unteroffizierschule des Regimentes durch, in der die fähigeren, jungen Unteroffiziere zu Sergeanten vorbereitet werden und die dem Offizier nothwendigsten Kenntnisse sich erwerben. Als Aspiranten angenommen, zu Fähndrichen befördert, haben die jungen Männer die Offizierschule der Division durchzumachen und bilden sich schließlich, wenn sie Lust, Anlage und Fähigkeit besitzen, in der Kriegsschule der Armeecorps aus, um in den Stab, das topographische Bureau und in die Adjutantur eintreten zu können, um zu den höheren Stellen in der Armee berechtigt zu sein. Die Artillerieregimenter haben selbstverständig ihre eigenen Schulen, in denen ihre Unteroffiziere ausgebildet werden und die jungen Offiziersaspiranten den elementaren Unterricht erhalten, um seiner Zeit in die Kriegsschule eintreten zu können.

Daß bei den hier vorgeschlagenen Einrichtungen, die den Zweck haben, junge Leute, die Offiziere werden wollen, die unteren Grade rasch durchmachen zu lassen, um ihrer Befähigung zum Offizier sich zu versichern, keine Cadettenhäuser, Ritterakademien oder den französischen écoles militaires analoge Einrichtungen bestehen können, ist einleuchtend. Der Kriegsherr ertheile wohlverdienten Offizieren für ihre Söhne Freistellen in den gelehrten Schulen, den Söhen ehrenwerther Sergeanten Plätze in den Garnisonsschulen, und der doppelte Zweck wird erreicht, den Vätern eine wohlverdiente Zulage zukommen zu lassen, für die Söhne der in ihrem Beruf Gefallenen, der im Dienst Ergrauten oder invalid Gewordenen Sorge zu tragen, und zugleich dem Uebel-

stand vorzubeugen, daß Knaben ausschließlich zum Militär herausgebildet werden, die weder Neigung noch Beruf für ihren Stand haben, zu verhindern, daß ganz junge Leute, fast Kinder, aus den Cadettenhäusern entlassen werden, um als Offiziere in die Regimenter zu treten, oder daß, wie in Frankreich, die Berechtigung zu den Offiziersepaulets allein von dem Examen abhängig gemacht wird. Nicht minder verwerflich ist die Einrichtung in der k. k. Armee, die Cadetten, welche keiner besonderen Protection sich erfreuen, oft sechs Jahre und selbst längere Zeit auf eine Beförderung warten zu lassen.

Der in früheren Heften der Grenzboten gemachte Vorschlag: „ein Drittel der Offizierstellen an wohlverdiente und befähigte Unteroffiziere zu vergeben" scheint uns bei der bisherigen Ergänzungsart unthunlich, namentlich in größeren Armeen, weil in den verschiedenen Regimentsbezirken der Unterschied an Bildung und Gesittung zu groß ist, um gleichmäßig durchgeführt zu werden. Der unter Napoleon dem Ersten eingeführte Gebrauch, die Regimenter aus den verschiedenen Departements zu completiren, ist nur bei ununterbrochenen Märschen, Bivouaks und Gefechten durchzuführen. Niemand, der den Einfluß des provinziellen Geistes auf geschlossene Abtheilungen zu bemerken Gelegenheit gehabt, der die Schwierigkeit kennt, Leute, die sich gegenseitig nicht verstehen und sich stets fremd bleiben, zu befehligen und zu einem Ganzen zu vereinigen, wird die französische Einrichtung einzuführen Willens sein.

Unsere Niedersachsen gehorchen willig und gern nur den jungen Offizieren, vor deren Wissen und Können sie Achtung haben, die ihnen mit gutem Beispiel an Bildung und Gesittung vorangehen, nicht allein an Muth und Entschlossenheit, und wird jungen Männern, deren Name eines guten, in der Provinz bekannten Klanges und Rufes sich erfreut, die den Dialekt des Landes sprechen können, das Befehlen unendlich erleichtert.

Sollte diese Erscheinung nicht auch bei den übrigen deutschen Stämmen sich wiederholen?

Zu Offizieren beförderten, älteren Unteroffizieren fällt es dagegen sehr schwer, die gehörige Autorität bei den Leuten zu behaupten, in der Regel sind sie, um die Mannschaft für sich zu gewinnen, im inneren Dienst zu nachsichtig.

Das Beispiel, worauf man sich in jenen Aufsätzen der Grenzboten berief, scheint uns nicht glücklich gewählt. In der französischen Armee gibt es bekanntlich zwei Classen von Offizieren: 1) in der Kriegsschule gebildete junge Leute, 2) aus den Unoffizierclassen Beförderte.

Beide Classen vereinigen sich nie und verschmelzen zu keinem Ganzen, selbst nicht in den gleichen Graden, die in Frankreich bekanntlich völlig abgeschlossen und stets von einander getrennt leben. Einen Corpsgeist kennen die französischen Offiziere nicht; stets angeregter Ehrgeiz muß denselben ersetzen. Kameradschaftliches Benehmen der höheren Offiziere gegen die jüngeren hat seit

der ersten französischen Revolution völlig aufgehört in den Regimentern zu existiren.

Die Subalternoffiziere genießen aber auch im eigenen Lande wenig Achtung und Ansehen, die Mehrzahl ist zu roh und zu ungebildet.

Der französische Unteroffizier ist viel seltener verheirathet als der deutsche. Die Frauen der beförderten Sergeanten müssen eine andere Lebensweise annehmen, als die gewohnte, fühlen sich nie heimisch in der Gesellschaft der anderen Offiziersfrauen und wirken mithin stets deprimirend ein auf ihre Männer, deren Sold zudem nicht ausreicht, Frau und Kind der neuen Stellung gemäß zu halten und erziehen zu lassen. Eine Ehre wohl, aber keinen Dienst hat man dem Sergeanten erzeigt.

Das auch von anderen Militärschriftstellern hervorgehobene Beispiel der französischen Armee, in der unter Napoleon dem Ersten die Mehrzahl der ausgezeichnetsten Generäle und Marschälle aus der Classe der Unteroffiziere hervorgegangen, kann für unsere deutschen Armeen nicht als Grund angeführt werden, einen Theil der Offizierstellen gesetzmäßig den Unteroffizieren einzuräumen, wenigstens nicht in Friedenszeiten. Ganz andere Verhältnisse als die gewöhnlichen lagen in Frankreich vor in der langen Periode von 1792—1815. In der Zeit des Convents und des Directoriums, während der ganzen Schreckenszeit traten alle ehr- und freiheitliebende junge Männer in die Armee ein, weil sie nur dort Sicherheit, Ehre und Freiheit finden konnten; während der Herrschaft Napoleons als Consul und als Kaiser war der Verlust an Offizieren auf den Schlachtfeldern und in den Hospitälern so enorm, daß ein großer Theil der Offizierstellen mit Unteroffizieren besetzt werden mußte; die Militärschulen konnten nicht genug Zöglinge heranbilden.

In der ganzen langen Kriegsperiode der Republik und des Kaiserreichs fanden junge fähige und ehrgeizige Männer leicht und häufig Gelegenheit, sich auszuzeichnen und bemerklich zu machen, somit rasch von den unteren zu den höheren Stufen sich emporzuschwingen.

Unsre Vorschläge sind folgende: In Friedenszeiten gehe das Avancement bis zum Hauptmann oder Rittmeister auf gewohnte Weise fort, dann aber höre das Dienstalter auf der alleinige Maßstab zur Beförderung zu sein. Nur darauf ist streng zu halten, daß kein Offizier aus dem Generalstabe oder der Adjutantur zum Stabsoffizier vorrückt, der nicht wenigstens ein Jahr als Rittmeister oder Hauptmann im Regimente gedient und eine große Concentration als solcher mitgemacht, sowie ferner, daß keiner zum General ernannt werde, der nicht unter gleichen Bedingungen ein Regiment geführt. Der General muß den Soldaten und seine Bedürfnisse kennen, seine Untergebenen richtig beurtheilen können, wissen, was Mann und Pferd zu leisten vermögen, und diese Kenntnisse und Erfahrungen erwirbt man in Friedenszeiten nur auf längeren Märschen und im Lager.

Ob die Eintheilung des Bataillons in sechs oder in vier Compagnien vortheilhafter sei, können wir hier nicht untersuchen. Erstere Eintheilung gestattet Detachirungen von ein bis zwei Compagnien, ohne daß das Bataillon aufhört, ein selbständiges taktisches Ganze zu bilden, ein Vorzug, der bei kleineren Corps wohl zu berücksichtigen ist, und kann dann den Bataillonen eine größere Stärke zugetheilt werden. Die Stärke der Compagnien betreffend, sind wir der Ansicht, daß nicht mehr als 150 Mann unter Gewehr genügend von dem Compagnieführer geleitet werden können. Der Hauptmann kann eine größere Anzahl junger Männer bei kurzer Dienstzeit unmöglich genau kennen und richtig beurtheilen. Wir fügen nur noch die Bemerkung hinzu, daß die französische Einrichtung, die Flügelcompagnien bei den Evolutionen zu halbiren uns stets fehlerhaft erschienen ist. Sehr gerechtfertigt ist das wiederholt lautgewordene Verlangen, daß die Brigaden in geeigneter Jahreszeit und nicht zu offenem Terrain alljährlich ein festes Lager beziehen, um größere Uebungen durchzumachen, die jungen Soldaten an das Lagerleben zu gewöhnen. Das Lagerleben bildet den Soldaten vollständiger und rascher aus, als das Leben in der Garnison. Im Lager lernen Offiziere und Mannschaft erst sich gegenseitig kennen, das gemeinsame Leben vereinigt beide zu einem Ganzen; den nothwendigen Uebungen kann eine größere Ausdehnung und Mannigfaltigkeit gegeben werden, als dieses in der Nähe der größeren Städte zu ermöglichen ist, auch werden dem Soldaten die Uebungen erleichtert.

Die sardische Armee verdankte den alljährlich bezogenen Lagern ihre frühere musterhafte Ausbildung. Die Indelten schwedischen Regimenter, (eine eigenthümliche Landwehr, in welcher der Obrist sowohl wie der gemeine Mann anstatt des Soldes ein Gehöft bewirthschaftet) werden stets in Lager zusammengezogen und eingeübt. Kostspieliger Lager, wie die der Engländer bei Aldershott, der Franzosen im römischen Lager bei Chalons bedarf es nicht, so vortheilhaft sie in mehrer Beziehung, namentlich für die höheren Befehlshaber und die Herren vom Generalstabe auch sind. Luxuslager wie das k. sächsische unweit Großenhain und das russische bei Kalisch waren nur Luxuslager und sind daher verwerflich.

In Betreff der Ausbildung der Recruten, die freilich nach einem rationelleren Princip zu bewerkstelligen ist, als nach der bisherigen althergebrachten Routine, der zufolge der Unterricht damit begann, dem ungelenken Recruten eine stramme Stellung und Haltung beizubringen, ihn die Gewehrgriffe zu lehren, bevor er das ihm völlig unbekannte und fremde Gewehr anzufassen und in die Hand zu nehmen vermochte, haben wir zu bemerken, daß die königlich sächsische Armee den richtigen Grundsatz befolgt, die junge Mannschaft nicht in der Garnison, sondern in entfernten Dörfern zusammenzuziehen. Vortheilhafter wäre es freilich, die Recruten, anstatt sie bei den Landleuten einzuquartiren,

in stehenden Hüttenlagern lagern zu lassen und geräumige Exercirhäuser zu erbauen, um unausgesetzt und selbst in minder guter Jahreszeit die Ausbildung vornehmen zu können.

Eine bewährte, weniger Lehrer erfordernde und diese weniger angreifende Methode des Unterrichts ist der wechselseitige Unterricht, bei welchem als Mentoren ausgebildete Soldaten zu verwenden sind, die zugleich als Vormänner in jeder Hütte benutzt werden können. Der Recrut lernt alles Erforderliche in der Lagerhütte, das Reinigen und Putzen der Uniformen, des Lederzeuges, der Gewehre, nöthigenfalls das Zubereiten der Lebensmittel und das Kochen leichter und geschwinder von einem älteren Kameraden, als von seinen Schul-, Unter- und Oberoffizieren. Bei rationeller Einübung der Recruten müssen: Schritthalten nach der Musik, Handhabung des Gewehres und dessen Kenntniß, Tirailliren im Felde und im Walde den Anfang, das Paradedefiliren, das Präsentiren des Gewehres und das Tirailliren auf dem Exercirplatz aber den Beschluß der Uebungen machen.

Wenn der Verfasser des angeführten Aufsatzes behauptete, daß, um den aristokratischen Geist des Offiziercorps zu erhalten, die Offizierstellen großentheils wenigstens mit jungen Edelleuten besetzt werden müßten, so vergaß derselbe, daß nach wie vor die jungen Edelleute, vor allem die Söhne der älteren Offiziere in die Armee eintreten und vorzugsweise sich bestreben werden, das Offizierspatent zu erwerben und in der Armee eine Carriere zu machen, daß ferner allenthalben die entschiedensten Demokraten binnen Kurzem, zu Offizieren befördert, aristokratische Gesinnungen annehmen und daß in Niedersachsen, in Westphalen und allenthalben, wo es wohlhabende Bauern gibt, diese aristokratischer gesinnt sind, als selbst der Landadel.

In allen Ländern, die sich gut eingerichteter Schulen erfreuen, ist es nicht mehr als recht und billig, daß die Subalternoffiziere mehr gelernt haben müssen, als ihre Untergebenen, daß von ihnen mehr gefordert wird, als von den Unteroffizieren; daß aber letzteres nicht immer der Fall, hat die Erfahrung in den Herzogthümern gelehrt.

Ein guter militärischer Geist wird keineswegs durch die in den Cadettenhäusern und den Ritterakademien erzogenen jungen Leute in den Regimentern eingeführt. Wahrer und richtiger militärischer Geist erhält sich nur, wenn von Oben herab mit ritterlichem Geist auf die Offiziere eingewirkt wird, wenn die Offiziere selbst nichts Schlechtes und Gemeines unter sich dulden dürfen und jeden in ihrer Mitte nur nach seiner Ehrenhaftigkeit und Fähigkeit zu beurtheilen angehalten werden.

Der gedachte Aufsatz befürwortete die Aufstellung in zwei Gliedern und forderte mit Recht, daß die Aufstellung für alle Formationen, Fechtarten, Colonnenbildung gleichförmig sein müsse — mithin die Aufstellung auf drei Glie-

der zu verwerfen sei. Man sieht hierbei die Feuerlinie als die Fundamentalaufstellung an und hat unter dieser Voraussetzung ohnstreitig recht, die Aufstellung auf zwei Glieder hervorzuheben. In der neueren Fechtart sind aber Colonnen und Tirailleurketten zur Hauptsache geworden, geschlossene Feuerlinien nur eine selten anzuwendende Aufstellung.

Jedes gut organisirte Schützensystem erheischt, daß jegliches Glied in der Kette ein selbständiges Ganze bilde, befähigt, ein wohlunterhaltenes Feuer, möglichst gedeckt, abzugeben, einen selbständigen, widerstandsfähigen Körper zu bilden, mithin nach allen Seiten hin Front machen zu können. Es gehören mithin vier Mann zu jedem Kettengliede. Rotten und Kettenglieder sind die einfachsten taktischen Elemente, müssen identisch sein, mithin die Rotte eine Tiefe von vier Mann haben.

Wenn es gilt, eine längere Feuerlinie zu bilden, die geschlossen bleiben soll, würde in der vorgeschlagenen Aufstellung die Feuerlinie zu kurz sein, die beiden hintersten Glieder gar nicht oder doch nur ein unsicheres Feuer abgeben können. Man lasse successiv beim Aufdeployiren die halbe gerade hintere Rotte rechts von der ungeraden vorderen einrücken und stelle solchergestalt in derselben Zeit die längere Feuerlinie her.

Soll aus der Feuerlinie Colonne formirt werden, so treten die geraden halben Rotten zurück, und auf das Commando „Marsch" tritt das Ganze an, und die Rotten schließen auf.

Im Rottenmarsch hat die Fronte eine Breite von vier Mann; sollte diese Fronte zu breit sein, so treten die geraden halben Rotten hinter die ungerade halbe Rotte.

Da bei allen Formationen und Evolutionen die Aufstellung vier Mann tief ist, so führen sich alle Flankenbewegungen in der halben Zeit aus, als wo die Aufstellung zu zwei Mann angenommen ist.

Wird die Schützenkette durch zum Schwärmen aufgelöste Reiterabtheilungen angegriffen, so formirt jedes einzelne Kettenglied einen Klumpen, der nach allen vier Seiten Front macht und in dessen Mitte die hierzu eingetheilten Offiziere, Unteroffiziere oder Spielleute eintreten.

Jede Rotte wird beim Tiralliren durch einen Rottenführer befehligt, der, gleichviel in welchem Gliede steht, von der Mannschaft selbst ausgewählt und vom Hauptmann bestätigt worden ist.

Beim Tiralliren ist es sicherlich ein Vortheil, wenn jedes einzelne Glied von einem intelligenten Führer geleitet wird und kann beim Rangiren der Compagnie der Hauptmann leicht hierauf Rücksicht nehmen. Man gebe dem Rottenführer irgend welches Abzeichen, ernenne ihn zum Gefreiten, zum Führer kleiner Patrouillen und bilde ihn zum dereinstigen Unteroffizier aus.

Vor Jahren hat eine wohlgeübte Grenadiercompagnie nach einigen weni-

gen Uebungen in dieser Aufstellungsart alle zum Theil complicirten Evolutionen sich angeeignet und mit Sicherheit und Genauigkeit ausgeführt.

Dresden. General Otto Graf Baudissin.

Bulgarische Zustände.

Nach den Mittheilungen eines Bulgaren.

Daß der letzte Pariser Friede der Entwickelung des großen politischen Drama's, welches wir die orientalische Frage nennen, nicht auf die Dauer Halt gebieten, daß er diesen Proceß der Auflösung und Neubildung überhaupt nur scheinbar hemmen konnte, ist eine Thatsache, über die sich schon bei Abschluß jenes Vertrags nur solche zu täuschen vermochten, welche mit den hierbei zu beachtenden Verhältnissen unbekannt waren.

Die Türkei ist durch die neue Ordnung der Dinge nicht gestärkt worden, ihre Krankheit, eine Art politischer Altersbrand, rückte seitdem zwar nicht mehr so augenfällig, aber ganz ebenso stetig mit jedem Jahr der Krisis näher, die mit dem Aufhören der Herrschaft des Sultans in Europa enden wird. Sie davor zu bewahren ist unmöglich, weil es unmöglich ist, der Natur andere Gesetze zu geben, und weil es gegen die Naturgesetze verstößt, daß eine geistig niedrig stehende Minorität eine höher entwickelte Majorität beherrscht. Dies aber ist das Verhältniß, in dem sich die im Reich der Pforte lebenden Türken zu den dortigen Christen, zu der Gesammtheit der dortigen nichttürkischen Stämme befinden. Diese Stämme sind natürlich als Ganzes den Culturvölkern noch nicht beizuzählen — wie sollten sie das auch bei ihrer Geschichte! — wohl aber haben sie an Bildung und mit dieser an Selbstgefühl die letzten Jahre hindurch in aller Stille verhältnißmäßig sehr beträchtliche Fortschritte gemacht. Die Osmanli dagegen sind, wenn wir von dem schwächlichen unnatürlichen Jungtürkenthum absehen, geblieben, was sie zu Anfang der revolutionären Regungen unter den Rajah waren, und Stillstand ist Rückschritt.

Mit jenem Wachsthum der Bildung und Gesittung der Christen auf der illyrischen Halbinsel aber hat sich die Situation und unsre Stellung zu der ganzen Frage auch nach einer andern Seite hin wesentlich geändert. Noch vor

wenigen Jahren schien dem Czaren die Hinterlassenschaft des aus Europa nach Asien zurückkehrenden Padischah durch die blinden Sympathien der Christen der Türkei für das glaubensverwandte Rußland wo nicht ganz, doch in ihrem besten Theile so gut wie gesichert. Jene Christen waren eben weniger Nationen, als Massen von Angehörigen der orthodoxen Kirche. Jetzt stellen sich die Verhältnisse, auch abgesehen von der gegenwärtigen Schwäche Rußlands und der stärker als früher erregten Eifersucht Englands, vielfach anders. Es lag auf der Hand, daß Rußlands Einfluß auf die Völkerschaften der Balkanhalbinsel in demselben Maße abnehmen mußte, als sich unter diesen Stämmen Bildung verbreitete. Mit der Zahl der heller werdenden Köpfe mußte auch die Zahl derer wachsen, die ein Gefühl für den Werth ihrer Nationalität und für die Bedeutung nationaler Reiche hatten. Neben der Empfindung der Zusammengehörigkeit im Glauben gegenüber dem ungläubigen Moslem mußte allmälig die Erkenntniß des großen Unterschieds zwischen den betreffenden Völkern und dem russischen aufgehen. In Gemüthern ferner, welche die Freiheit zu ahnen begannen oder, wie die Serben, schon in lebhaftester Bewegung nach ihr strebten, mußte die Furcht vor russischen Regierungsmaximen rege werden. Ueberall endlich, so konnte man erwarten, wich vor der Sonne der Cultur nach und nach der Nebel, der den Egoismus der auswärtigen Politik des Petersburger Hofes dem uncivilisirten Urtheil verhüllt hatte.

Dies alles ist in der That bereits in großem Maßstab eingetreten. Wenn die Berichte, die uns vorliegen, nicht täuschen — und wir haben Ursache, ihnen zu glauben — so wird die Herrschaft der Pforte sehr wahrscheinlich noch in diesem Jahrzehnt durch das Nationalitätsprincip in Trümmer gesprengt werden, wie Italien durch dasselbe zur Einheit werden zu wollen scheint. Der Nutzen von diesem Ereignisse wird aber nicht der russischen Macht zufallen, sondern es werden sich aus jenen Trümmern nationale Reiche bilden, die, wenn die Westmächte und Preußen ihr Interesse richtig begreifen, ihre Unabhängigkeit gegen die drohende nordische Großmacht wie gegen den nicht minder gefährlichen östreichischen Nachbar sehr wohl zu bewahren im Stande sein werden.

Die Anfänge zu solcher Umbildung der Karte Osteuropa's, der Preußen ruhig zusehen, die es sogar fördern darf, sind vorhanden und in stärkstem Treiben nach weiterem Wachsthum. Wir sehen sie in dem unvollendeten Staatsbau des Königreichs Griechenland, in dem neuen Rumänenreich, vor allem aber in Serbiens Kernvolk vor uns, welches, seit Jahren schon zum Mittel- und Ausgangspunkt einer Erhebung der Südslaven organisirt, ohne den Dazwischentritt der Diplomatie schon jetzt im hellen Aufstand sein und aller Wahrscheinlichkeit nach binnen Kurzem mit den stamm- und glaubensverwandten Völkern im Westen sowie mit den Bulgaren ein Reich gründen würde, das gering veranschlagt acht Millionen Menschen umfaßte und durch Einheit der

Sprache, der Sitte und des Glaubens alle Bürgschaften der Kraft und der Haltbarkeit böte.

Was uns über die Dinge und Ereignisse in den Ländern am Ausfluß der Donau und am Balkan durch die Presse bekannt wird, kommt uns in der Regel über Wien zu, wo man ein sehr begreifliches Interesse hat, den betreffenden Nachrichten und Urtheilen eine andere als die ursprüngliche Farbe zu geben, nach Umständen auch Erfindungen zu verbreiten, die das vollständige Gegentheil der Wahrheit sind. So herrschen mancherlei falsche Meinungen über den Charakter, die Bildungsstufe und die Stimmungen der südslavischen Stämme, die wir im Vorigen als die wichtigsten bezeichneten, sowie über die Gründe, aus denen sie mit ihren jetzigen Zuständen unzufrieden und stets im Begriff sind, sich gegen die Türken zu erheben. Ueber die Griechen sind wir noch am besten unterrichtet, über die neueste serbische Bewegung schon weniger genau. Ueber die Bulgaren endlich, die durch ihre Zahl eines der wichtigsten Elemente der kommenden Revolution im Pfortenreich bilden werden, sobald sie erst ganz in dieselbe gezogen sind, hat man in Deutschland nur dürftige und unklare Vorstellungen, und so glauben diese Blätter einen nicht werthlosen Beitrag zum Verständniß der Zustände auf der illyrischen Halbinsel zu liefern, wenn sie im Folgenden nach den Mittheilungen eines Angehörigen dieser Nation über deren Charakter, deren Leiden unter der Türkenherrschaft und über deren Hoffnungen Ausführliches berichten.

Die Bulgaren sind ein Volk finnischen Stammes, das gegen das Ende der Völkerwanderung von der Wolga nach Mösien zog, hier schon im neunten Jahrhundert nach Christus südslavische Sitte und Sprache annahm und jetzt in seinem Habitus fast gar nicht von seinen nördlichen Nachbarn, den Serben, verschieden ist. Gegenwärtig ist das Gebiet, wo dieser Volksstamm am dichtesten sitzt, nahezu umschrieben durch die Donau, den Timok und eine Linie, welche durch die Städte Alexinatz (nordwestlich von Nisch) Banja, Tirgowitza Prisrend, Ochrida, Kastoria, Niausta, Salonik, Adrianopel, Siseboli und (nach starker Einbiegung gegen Westen hin) auf das fünf Meilen donauabwärts von Rustschuk gelegene Baba zuläuft. Innerhalb dieser Grenzen, die, wie man sieht, weit über das eigentliche Bulgarien hinausgehen*), liegen zwar viele, zum Theil ziemlich große türkische Ansiedelungen, aber außerhalb unsrer Linie gibt es dafür wieder eine bedeutende Anzahl von Vorposten oder Trümmern der bulgarischen Race unter Albanesen, Griechen, Türken, in der Walachei, der Dobrudscha und Bessarabien. Im letztgenannten Lande wohnen sie in starken Massen an den drei großen Seen östlich von der Mündung des

*) Unter Anderm ist fast ganz Macedonien von Bulgaren bewohnt.

Pruth in die Donau, und die 1856 oft genannte hübsche Stadt Bolgrad gehört zu ihren Colonien. In der Dobrudscha nehmen sie einen bedeutenden Theil der östlichen Hälfte, weiter im Süden das Küstenland zwischen Irlendschik und Kalije Köi ein, und noch weiter unten findet man Ansiedelungen von ihnen bei Varna und am obern Kamtschik.

Die Bulgaren sind wesentlich Ackerbauer, geschickt als Gärtner, im Allgemeinen friedlichen Charakters. Häufig trifft man unter ihnen Leute von kräftigem Wuchs, nicht selten intelligente Gesichtszüge, allen wird große Ehrlichkeit nachgerühmt. Dem Glauben nach gehören sie mit sehr geringen Ausnahmen, von denen später die Rede sein soll, der morgenländischen orthodoxen Kirche an. Ihre Gesammtzahl wird gewöhnlich auf etwa vier Millionen angegeben, überstiege aber nach der Meinung unsres Berichterstatters diese Angabe um mindestens zwei Millionen.

Die Bulgaren gehörten in der Zeit, wo sie ein eignes Reich und eine Geschichte hatten, zu den angesehensten und mächtigsten Völkern der illyrischen Halbinsel. Ihr Kaiser Simeon machte sich im zehnten Jahrhundert durch seine Siege nicht nur die Mehrzahl der benachbarten Völkerschaften zinspflichtig, sondern drang dreimal mit Heeresmacht bis Konstantinopel vor, sah hier den Nachfolger der Cäsaren zu seinen Füßen und dictirte ihm unter den Mauern seiner eignen Hauptstadt demüthigende Friedensbedingungen. Die spätern Beherrscher Bulgariens vermochten diese Höhe der Macht nicht zu behaupten. Allerdings war Byzanz nicht im Stande, gegen sie mit den Waffen in die Schranken zu treten, aber was sein Schwert nicht erzwang, erschlich seine Politik. Man verstand es, die Bulgaren in Kriege mit Russen, Serben, Walachen und Ungarn zu verwickeln, man säete Zwietracht im Innern, und so geschah es, daß das geschwächte Reich, als unter der Regierung Czar Susmans die Türken über Gallipoli gegen dasselbe anstürmten, nach kurzem tapfern Widerstand erlag, und das Volk (1392) seine Unabhängigkeit mit dem Joch der Knechtschaft vertauschte, das es noch heute trägt.

Einen großen Theil der Schuld, daß die Bulgaren dieses Joch bis auf die neue Zeit nicht abzuschütteln vermochten, tragen die Griechen von Konstantinopel und namentlich deren hohe Geistlichkeit, die sich seit Jahrhunderten von den Türken gegen gute Pfründen brauchen ließ, jeden Gedanken an nationales Wesen und jedes Aufstreben zur Cultur zu ersticken. Vom Fanar kam, wie den Rumänen, so auch den Bulgaren mindestens ebenso viel Unheil als von den Türken, und so erklärt sich's, wenn das Volk und namentlich die, welche jetzt an einer patriotischen Erhebung arbeiten, gegen diese griechischen Glaubensbrüder einen nicht weniger brennenden Haß hegen als gegen die Bedrücker im Turban. „Die Fanarioten," sagt unsre Quelle, „wollen wissen, daß der Name Fener (türkisch: Laterne) eine Leuchte bedeute; die Türken dagegen

behaupten, daß er von Fenajer (schlechtes Haus) abzuleiten sei, und in Anbetracht des nichtswürdigen Charakters der Einwohner darf man letztere Ansicht für die richtigere halten."

Der Patriarch von Konstantinopel, dem die Bulgaren als dem Oberhaupt der morgenländischen orthodoxen Kirche untergeben waren, sandte denselben als Bischöfe nur geborne Griechen, die weder die Sprache, noch die Sitten des Volks kannten, dem sie hätten Lehrer und Tröster sein sollen, und die zum großen Theil nicht einmal in ihrer eignen Sprache Bildung genossen hatten. Es waren rohe Gesellen, nur in Ränken und Schlichen aller Art wohlerfahren, ohne Herz für die ihrer geistlichen Fürsorge Empfohlenen, ohne ein wesentlich anderes Interesse als das ihres unersättlichen Geldbeutels, den sie ganz mit denselben niedrigen Mitteln und wo möglich mit noch größerer Rücksichtslosigkeit als die türkischen Blutsauger auf Kosten des Volkes zu füllen bemüht waren. Von Schulen war unter ihrem Regiment kaum die Rede, ja sie unterdrückten geflissentlich jede aufkeimende Regung nach dem Erwerb von Kenntnissen. Vor allem aber bestrebten sie sich, die Reste einer bulgarischen Nationalität und alles, was ein Wiederaufleben derselben hoffen — in ihrem Sinne fürchten — ließ, alles, was an einstige Macht und Bedeutung des Volkes erinnerte, zu vernichten und das Land zu gräcisiren, für welche letztere Bestrebung sie in neuester Zeit das Recht daher ableiten, daß manche Städte in Bulgarien, wie Adrianopel, Philippopel und Nikopel, griechische Namen haben. Sie arbeiteten damit ganz zum Vortheil des Sultans, dem die höhere griechische Geistlichkeit in der Türkei mit Ausnahme einer kurzen Periode immer ergeben war, und dem Bildung und Selbstgefühl der Bulgaren in diesen ebenso gefährliche Feinde schaffen mußten, als in den Serben. Und sie wirkten damit nicht weniger zu ihrem eignen Nutzen, da jene Eigenschaften nicht geduldet haben würden, daß man fortfuhr, dem Volke Bulgariens Fremde zu Bischöfen aufzudringen, die noch überdies unwissend, tyrannisch und fast ohne Ausnahme lasterhaft waren.

In welcher nichtswürdigen Weise diese christlichen Satrapen des Padischah noch in neuester Zeit gegen die bulgarischen Alterthümer verfuhren, mögen zwei Beispiele unter vielen andeuten.

In einer Kirche zu Ternowo, der einstigen Residenz der bulgarischen Herrscher, entdeckte vor etwa zwanzig Jahren ein Geistlicher ein bis dahin unbekannt gewesenes Gewölbe. Er zeigte seinen Fund dem Metropoliten an, und die Untersuchung des Gemachs ergab, daß es mit einer großen Menge alter Handschriften auf Pergament angefüllt war. Man hätte nun glauben sollen, daß diese Manuscripte sorgfältig aufgehoben und einer Untersuchung unterworfen worden wären. Ganz anders der Metropolit. Unter dem Vorwand, es seien heidnische Bücher, ließ er sofort den gesammten Inhalt des Gewölbes ver-

brennen — zur großen Betrübniß der gebildeteren Bulgaren; denn wie sich später herausstellte, wurde damit ein kostbarer Theil der alten Literatur des Landes der Vernichtung Preis gegeben.

Aehnlich verfuhr man in einer andern Kirche Ternowo's. Hier befinden sich zwei Säulen, welche bei genauer Betrachtung noch deutlich erkennen lassen, daß sie einst Inschriften trugen. Aber nicht die Türken, sondern die Fanarioten haben die Buchstaben abgefeilt, um ein aus der Vorzeit stammendes Denkmal zu nichte zu machen, welches durch die darauf verzeichneten Erinnerungen Kenner des Alterthums daran hätte erinnern können, daß die Bulgaren einst ein mächtiges Volk mit eignen Königen gewesen.

Die Bulgaren hatten nicht zu erröthen, wenn sie daran gedachten, daß sie der jungen noch in voller Kraft stehenden Türkenmacht erlegen waren. Hatten vor dem Halbmond doch großmächtige Kaiser in Wien gezittert. Daß Mitchristen sie in dieser Weise drückten, ihre nationalen Heiligthümer schändeten, ihr Streben nach bessern Zuständen hemmten und mit den Türken im Bunde den Geist des Volks zu entmannen suchten, war mehr als sich mit Geduld ertragen ließ. Aber die harte Nothwendigkeit zwang zur Unterwürfigkeit. Das Volk fügte sich ins Unvermeidliche, erhob sich gelegentlich gegen zu arge Mißhandlung und Auspressung durch Bischöfe oder Paschas in partiellen Aufständen, verstummte blutend wieder und galt lange Jahrhunderte als eines der friedlichsten im türkischen Reiche. Im Stillen aber lebten in alten Sagen und Liedern Reste von bessern Tagen fort und ebenso der alte Haß gegen die Unterdrücker, bis endlich in den letzten Jahrzehnten in weiten Kreisen auch die scheinbar erstorbene Nationalität mehr und mehr wieder offen zu Tage trat.

Bis vor dreißig Jahren etwa gab es im Lande nur sehr wenige, die bulgarisch (das heißt den südslavischen Dialekt, der hier statt der erloschenen finnischen Ursprache geredet wird) zu schreiben verstanden, da in den Schulen nur griechisch gelehrt und in den Kirchen, wenn überhaupt, nur griechisch gepredigt wurde. Seitdem ist es fast allenthalben anders geworden. Trotz großer Hindernisse, die im Wege standen, erhoben sich ernste kräftige Geister in der Nation, die sich Kenntniß und Bildung zu erwerben verstanden. Freilich konnten sie nicht, wie sie wünschten, öffentlich wirken für das werdende Vaterland; denn alle irgend einflußreichen Aemter waren und blieben mit Moslemin oder Griechen besetzt. Aber im Stillen arbeiteten sie nach Kräften und mit edler Begeisterung für die Erziehung ihres Volkes zu einer bessern Zukunft, und ihre Mühen blieben nicht ohne Erfolg. Viele Stumpfe wurden lebendig, viele Entmuthigte schöpften neue Hoffnung, und unmerklich für den Fernstehenden, aber um so deutlicher für den Eingeweihten reifte ihre Saat zur Ernte.

An mehren Orten fand man jetzt die Willkür der griechischen Bischöfe un-

erträglich. Man verbrannte die griechischen Bücher und setzte bulgarische an ihre Stelle, man erhob die Volkssprache, die bis dahin von der bessern Classe als nicht vornehm genug gegen die griechische zurückgesetzt worden war, wieder allenthalben zur Umgangssprache, man trat, aus einer bloßen Race immer mehr zur Nation sich entwickelnd, endlich auch gegen die Bischöfe auf. Deputationen gingen an die Regierung nach Stambul ab, um zu bitten, daß man dem Volke künftig nur geborne Bulgaren als Bischöfe sende. Es gab unter den Bulgaren Männer genug, die dazu die Befähigung besaßen. Man glaubte ferner, daß die Bitte Unterstützung bei den in der türkischen Hauptstadt residirenden Gesandten christlicher Mächte finden würde. Aber die Hoffnung wurde bitter getäuscht, das durch Bildung erworbene Recht nicht anerkannt. Die Pforte verweigerte auch das kleinste Zugeständniß in der Angelegenheit und erklärte kurz und barsch, daß es beim Alten zu verbleiben habe.

Bald erfuhr man, was der Abweisung zu Grunde gelegen. „Die uns gewordene Antwort," so sagt unser bulgarischer Berichterstatter, „war von einer Macht eingegeben, auf deren guten Willen man am meisten gebaut hatte. In Rom und Paris glaubte man Grund zu haben, sich über den Zwiespalt zwischen Volk und Kirche in Bulgarien zu freuen. Dauerte er fort, steigerte er sich — so rechnete man im Vatican — zum Bruch, dann war Hoffnung, daß das Land sich für den Papst und die römische Kirche gewinnen ließ, wie einst die Maroniten des Libanon. Wurde das Land — so lautete das Ergebniß des Studiums der bulgarischen Frage in den Tuilerien, — katholisch, dann gewann Frankreich die Sympathien desselben doppelt, einmal als Beschützer der unterdrückten Nationalitäten, andererseits als oberste und thätigste Schutzmacht aller Römisch-Katholischen in der Levante. Man hatte indeß die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Einige wenige ließen sich durch die Emissäre, die für den Plan werbend, unter den Bulgaren in Konstantinopel sowie in mehren Landbezirken umherzogen, gewinnen, aber auch diese nur deshalb, weil sie dadurch zu Schützlingen der französischen Gesandtschaft zu werden hoffen durften. Die große Mehrzahl des Volkes wies, dem angestammten Glauben treu, alle Anerbietungen der katholischen Propaganda von sich, und wenn die deutschen Zeitungen nach Pariser Berichten von bedeutenden Erfolgen jener Seelenfischer Roms erzählten, so tischten sie dem Publicum arge Uebertreibungen auf.

Wir wollen ebenso wenig Römische, als Griechische werden, erklärten die Bulgaren, und als die Regierung ihre Forderung nach einheimischen Bischöfen abgeschlagen, beschlossen sie sich, so weit möglich, selbst zu helfen. Sobald jetzt der griechische Bischof in der Kirche erscheint, entfernen wir uns. Niemand thut ihm etwas zu Leide, aber er lebt in der Stadt ohne allen Einfluß. Nur ein paar Panduren der Regierung, welche in den Dörfern umherziehen, um dem Volke ungerechte Abgaben abzunöthigen, halten zu ihm als zu ihrem

Gesinnungsverwandten*). Wollte ich alle die nicht selten durch blutige Gewaltthaten unterstützten Räubereien dieser fanariotischen Bischöfe hier aufzählen, so könnte ich viele Bogen allein mit dem füllen, was in den letzten Jahren geschah. Denkt man sich noch dazu die Mißhandlung und Aussaugung des Volkes durch die Türken, die nach dem Kriege, in welchem sie den „Muskoff" allein besiegt zu haben wähnen, da ihnen die Hülfe der Westmächte nur als die Leistung von Vasallen ihres Padischah erscheint, noch weit übermüthiger und rücksichtsloser auftreten als vorher, so kann man sich vorstellen, unter welcher Last von Leiden das unglückliche bulgarische Volk seufzen muß. Die Hats des Sultans sind reine Spiegelfechtereien, Stücke beschriebenen Papiers, schätzbares Material für eine zukünftige Geschichte des Untergangs der Türkei. In Konstantinopel mögen sie für die Christen einige Bedeutung haben, da man vor den Augen der Gesandten nicht wohl Skandale dulden kann. Für uns in der Provinz haben sie nicht den geringsten Werth als den, daß sie Zeichen der Schwäche des Pfortenregiments sind, welches nicht mehr wagen darf, die Forderungen der fremden Mächte trotzig zurückzuweisen, sondern diesen Forderungen wenigstens durch Versprechungen gerecht werden muß. Wären diese Erlasse aber auch aufrichtig gemeint, so haben sie doch keine Kraft, da das türkische Volk ihnen die Anerkennung versagt und die Beamten sie nicht zu vollziehen, ja an vielen Orten nicht einmal zu publiciren wagen dürfen.

Es ist die entschiedene Pflicht der christlichen Mächte, diesen Zuständen abzuhelfen. Nur politische Rücksichten, nur übelverstandener Eigennutz, unbegründete Furcht, falsche Vorstellungen von unsern Wünschen und Bestrebungen halten sie ab, uns diese Hülfe zu gewähren. Die Herren Diplomaten, die in London und Konstantinopel sitzen, sollten, statt auf althergebrachte Vorurtheile hin zu handeln, gerecht denkende und unbefangne Beobachter, Leute mit guten Augen und Herzen unser Land bereisen lassen. Sie würden erfahren, daß ihre Rücksichtnahme auf die Pforte unverständig, ihr Egoismus auf falscher Fährte, ihre Furcht eine eitle ist.

Vor einiger Zeit hatte ich die Ehre mit einem englischen Herrn von der Diplomatenzunft über unsere Angelegenheiten mich zu unterhalten. „Wir kennen eure traurige Lage recht wohl," äußerte er und nahm die Miene bekümmerter Menschenfreundlichkeit an, „aber wir müssen es leider mit den Türken halten, da wir niemals zugeben können, daß ihr an Rußland fallt. Allein könnt ihr euch nicht halten, und außerdem seid ihr Südslaven durchgehends mehr oder minder russisch gesinnt."

*) Vor einiger Zeit versuchte man mit den Bischöfen dahin zu unterhandeln, daß man ihnen ein bestimmtes Einkommen festsetzen wollte. Sie lehnten es aber ab, da ihre Kasse sich durch die bisherigen willkürlichen Erpressungen weit besser füllt.

Ich hatte leicht entgegnen. „Wer ist's denn aber, der die Türken hält?“ sagte ich. „Könnten die, alleinstehend, sich auch nur ein Jahr gegen einen russischen Angriff vertheidigen? Und warum wollen die Mächte, welche jetzt die Herrschaft der Moslems in Europa unterstützen, nicht lieber ihren christlichen Glaubensbrüdern Beistand gewähren? Zunächst gegen die Türken, dann, wenn dies noth thun sollte, gegen die russische Aggression? Warum will man uns nicht die Freiheit gönnen, die wir doch im Fall eines Kriegs nicht einmal so viel Unterstützung bedürfen würden als die Türken im letzten wie in jedem etwa folgenden Kriege mit dem Czaren?

Nach dem neuen Organisationsplan soll die disponible Streitmacht der Türkei allerdings 340,000 Mann zählen. Aber das ist Papier, Einbildung, Redensart, die wie die Dinge sind und bleiben werden, niemals Wahrheit werden wird. In diesem Augenblicke hat die reguläre Armee (Nisam) nicht mehr als 100,000, die Landwehr (Redif) bestenfalls 60,000 Mann. Wird die Armee, was ich als selbstverständlich betrachte, trotz des letzten Hat nach dem Gesetz des Koran auch künftig nur aus Moslems rekrutirt, so bieten sich hierzu in der europäischen Türkei unter 15 Millionen Einwohnern nur 3 oder 4 Millionen, in der asiatischen unter ungefähr 14 Millionen Einwohnern etwa 10 bis 11 Millionen Muselmänner, und so bleiben zur Rekrutirung der stehenden Armee kaum mehr als 15 Millionen Köpfe. Dieser Aushebungssatz von circa 1¼ Procent der Bevölkerung ist in einem wohlgeordneten Staat ohne Zweifel statthaft, scheitert aber in der Türkei an der Unordnung der Verhältnisse, der Bestechlichkeit der Beamten, den kläglichen Finanzen und vor allem an der Abneigung der Türken und Araber vor geregeltem Waffendienst. Selbst im letzten großen Kriege, der doch als Glaubenskrieg den Fanatismus der Mohammedaner wachrief, vermochte die Türkei in Europa nicht mehr als 13,000, in Asien kaum 40,000 Mann ins Feld zu stellen. Nehmen wir aber auch an, sie könnte im Fall eines Kriegs mit Rußland es durch ungewöhnliche Anstrengung auf 200,000 Mann im Ganzen bringen, so würden 100,000 kaum genügen, Bulgarien, Bosnien und die Herzegowina besetzt zu halten und die Grenzen Griechenlands, Serbiens und Montenegro's zu beobachten. Es blieben also nur 100,000 brauchbare Soldaten*), die dem von Norden in die europäische, von Osten in die asiatische Türkei eindringenden Feinde entgegengeschickt werden könnten, und dazu käme, daß der Krieg auf einem Boden zu führen wäre, dessen Einwohner ihrer großen Mehrzahl nach eine Niederlage der Pforte mit Jubel begrüßen und — wie die Bevölkerung der Lombardei im letzten östreichisch-italienischen Kriege — durch allerlei Hülfsleistung für den Feind

*) Von den Baschibosuks spricht unser Berichterstatter mit Recht nicht, da diese Irregulären mehr ein Hinderniß für einen Feldherrn als eine Unterstützung sind.

des Sultans, namentlich durch Kundschafterdienste, zu einer solchen Niederlage mitwirken würden.

Ganz anders würden sich die Dinge gestalten, wenn wir selbständig wären. Nach der eignen Angabe der Türken beläuft sich die Zahl der in den europäischen Provinzen der Pforte lebenden Christen auf 12 Millionen. Starke Sonderinteressen trennen die einzelnen Stämme derselben nicht, und ob Bulgar oder Serbe, ob Bosnier oder Herzegowiner, käme in diesem Fall nicht in Betracht. Unser aller Herzen beten zu einem Gott, unsre Zungen sprechen mit geringen Unterschieden die eine südslavische Sprache, wir alle haben ein und dasselbe Ziel: Selbständigkeit und freie Ausgestaltung unsres nationalen Wesens. Wir sind ferner kräftige und zum großen Theil kriegerisch gesinnte Völker, die nur der Organisation bedürfen, um ein starkes Heer aufzustellen. Wenn das kleine Fürstenthum Serbien mit nicht mehr als einer Million Seelen ein Heer von mindestens hunderttausend Mann Militär und Landwehr auf die Beine zu bringen vermag, sollten wir, Bulgaren, Serben, Bosnier und Montenegriner, vereint nicht im Stande sein, eine wenigstens dreimal so starke Armee für die Vertheidigung unsrer Selbständigkeit aufzubringen? Jeder würde mit Freuden zu einem solchen Heer stoßen oder seine Söhne stellen, niemand würde sich dagegen erheben, niemand den heranrückenden Feind unterstützen." —

„Doch Sie sagen ja," so fuhr ich zu meinem Engländer fort, „daß wir russisch gesinnt sind. Nun, darauf kann ich nur mit der Frage erwidern, ob Sie die Engländer, die 1853 mit den Franzosen gegen Rußland, oder ob Sie die Italiener, die 1859 gegen Oestreich ins Feld rückten, französisch gesinnt nennen wollen. Natürlich scheint mir zu sein, daß die Verfolgung eines gemeinsamen Zieles, des Ziels der Verdrängung des Halbmonds aus unserm Welttheil bei uns Sympathien für Rußland wachrief. Die Griechen, die Serben, die Bewohner der jetzt vereinigten rumänischen Fürstenthümer haben mit Rußland sympathisirt, weil sie von ihm Hülfe erwarteten. Sie haben dann, als sie ihre Selbständigkeit errungen hatten, noch auf diese Macht geblickt, so lange sie glauben konnten, sie sei Wächter dieser ihrer Selbständigkeit gegenüber den Türken. Diese Neigung der Südslaven zu Rußland ist eine rein diplomatische nach dem Grundsatz: Wer mit mir ist, mit dem bin auch ich. Sie müßte sofort aufhören oder sich doch theilen, sobald eine andere Großmacht mit uns dieselben Zwecke verfolgte, und sie hat sich bereits getheilt. Sie würde dem Gegentheil Platz machen, sobald Rußland Anstalten träfe, die Stelle der Türken einzunehmen.

Wollen Sie Beispiele und Beweise, so kann ich damit dienen. Als die Russen 1854 gegen die Donau vorrückten, befanden sich bei ihrem Heere gegen zehntausend Bulgaren, die ein eignes Corps mit bulgarischer Fahne und bulgarischen Offizieren bildeten, und die — ich war selbst dabei — den alten Fürsten Milosch Obrenowitsch zum König zu proclamiren beabsichtigten, sobald

das Heer in Bulgarien einmarschirt sein würde. Als die Russen sich nach Bessarabien zurückzogen und diese Hülfstruppen bemerkten, daß der Krieg nicht mehr für ihr Interesse, sondern nur noch für das russische geführt werden sollte, gingen sie ohne Verzug auseinander. Als später die Tartarenauswanderung aus der Krim stattfand, gab sich die russische Regierung große Mühe, das menschenleere Land mit Bulgaren aus den türkischen Provinzen zu besiedeln, wobei ihr zu Statten kam, daß sie auf ältere Bulgarencolonien der Halbinsel hinweisen konnte, die wohlgediehen waren. Massen meiner Landsleute ließen sich gewinnen, als sie aber an Ort und Stelle ankamen und fanden, daß jene Bulgaren nicht mehr bulgarisch, sondern russisch sprachen, kehrten sie fast ohne Ausnahme wieder heim. Endlich ist zu erwähnen, daß, seit wir erfahren haben, daß Rußland in Konstantinopel die griechische Partei unterstützt, der russische Einfluß bei uns beinahe allenthalben aufgehört hat.

Wir Bulgaren haben ganz wie unsre serbischen Freunde sehr gute Gründe, nicht an Rußland fallen zu wollen. Wir streben nach Selbständigkeit, nach freier Entwickelungsbahn für unsre Talente. Wir wissen, was es bedeutet, unter einer Weltherrschaft zu stehen, wir haben durchaus keine Neigung, unsre Bestrebungen von Befehlen aus Petersburg durchkreuzen, uns von kaiserlichen Generaladjutanten dictiren zu lassen, was Recht ist, wir kennen das russische Tschinownikwesen zur Genüge. Es ist uns nicht entfernt darum zu thun, blos den Gebieter zu wechseln. Im Gegentheil, so lange wir unter türkischem Joch schmachten, haben wir Hoffnung, uns einmal zu befreien und unsrer Nationalität in Gemeinschaft mit den Serben staatliche Gestalt zu geben. Sind wir eine russische Provinz geworden, so ist es damit zu Ende, nach wenigen Jahrzehnten wären wir in Russen umgewandelt.

Ja aber, der Panslavismus, sagt man, wenn der nicht wäre! Der Panslavismus die Vereinigung aller slavischen Stämme unter der russischen Krone ist, so viel ich weiß, eine von verdrehten Köpfen in Böhmen erfundene, in Wien zum Schreckbild für das übrige Europa großgezogne Phantasterei, an die bei uns ebenfalls nur ein paar verdrehte Köpfe glauben, die sich nie realisiren wird, die schon durch das Verhältniß Polens zu Rußland für alle Verständigen widerlegt wird. Das deutsche Volk, welches Eine Sprache und Literatur innig verbindet, welches dicht beisammen wohnt, hat sich bis jetzt nicht unter Einem Herrscher vereinigen können, und die Slaven, die in Nord und Süd zerstreut sind, deren Sprachen wohl ähnlich, aber doch so verschieden sind, daß die einzelnen Stämme sich theils gar nicht, theils nur schwer einander verständlich machen können, diese Slavenstämme, sage ich, von denen jeder seine eigne Geschichte und Literatur, seine eignen Sitten, Gebräuche und Bestrebungen hat, sie sollten sich unter einen Hut bringen lassen?

Ist dies aller menschlichen Berechnung nach unmöglich, so ist dagegen ein

Anderes sehr möglich, sehr wahrscheinlich und, mit Ausnahme Oestreichs und vielleicht Rußlands, für alle europäischen Mächte sehr wünschenswerth — die Vereinigung der Bulgaren, der Bosnier, der Herzegowiner und der Montenegriner mit Serbien zur Bildung eines großen südslavischen Reiches."

Unser Diplomat sah aus, als hätte ihn das überzeugt, und meinte nur noch Bedenken wegen unsrer geringen Bildung hegen zu müssen, die nicht hinreichen würde, einen Staat selbständig zu regieren. Im Folgenden gebe ich den Hauptinhalt dessen, womit ich auch diesen Einwurf zu widerlegen suchte.

Man klagt über die geringe Bildung der Bulgaren. Darf man etwa die Türken ein gebildetes Volk nennen? Hat die Diplomatie der Pforte in den letzten Jahren Erfolge aufzuweisen, hat sie überhaupt einen fruchtbaren Gedanken gehabt, einen solchen auszuführen verstanden? Weist die Gegenwart einen türkischen Dichter, einen Gelehrten, einen Arzt von Ruf auf? Wird hier in Konstantinopel irgend etwas anders als zum Schein für höhere Bildung des Volkes gethan? Niemand wird ja dazu sagen können.

Vollkommen anders in Serbien, sehr viel anders auch unter uns Bulgaren, die wir später und unter ungünstigeren Verhältnissen in die Bahn der Aufklärung und des Strebens nach Bildung eintraten.

Ich sehe ab von unsrer alten Literatur und spreche nur von der Gegenwart. Ein Bulgar, Namens Beron aus Katel am Balkan, hat mehre Werke in bulgarischer, französischer, griechischer und deutscher Sprache veröffentlicht, in deutscher zu Prag eine slavische Philosophie, in Berlin Ansichten über den Planeten Saturn. Die tüchtigsten Aerzte, welche gegenwärtig in Bukarest leben, sind Bulgaren. Wir haben endlich eine ganze Anzahl gutgeleiteter und vielgelesener Zeitschriften: „Carogradski Westnik" — „Bulgaria" — „Bulgarski Knieizi" (Literaturzeitung) in Konstantinopel, „Bradski Trud" zu deusch: Brüderliche Mühe, von den in Moskau studirenden Bulgaren herausgegeben; ferner „Dunawski Lebed" in Belgrad, „Severnazwesda" in Odessa und „Philologia" in Smyrna*). Wir wissen sehr wohl, daß wir damit uns den alten Culturvölkern Westeuropa's nicht entfernt an die Seite stellen können, aber es sind

*) Die beiden letztern haben seit einigen Jahren aufgehört zu erscheinen. Redacteur von „Dunawski Lebed" ist Rakowsky, welcher gegenwärtig der bedeutendste bulgarische Schriftsteller ist und sich als Sammler von Volksliedern, Sagen, Sitten und Gebräuchen seines Volkes, durch Verbesserung der Sprache vermittelst Rückkehr zu den reinern alten Formen und durch Herausgabe nützlicher Schulbücher große Verdienste um die Hebung der Nation erworben hat. Seine Zeitung gibt die Nachrichten aus Bulgarien auch in französischer Sprache. Rakowsky ist übrigens nicht nur ein Gelehrter, der in der bulgarischen Literatur denselben Rang einnimmt wie in der serbischen Wuk Karatschitsch, sondern auch ein tapferer Patriot. Im letzten russisch-türkischen Kriege that er den Baschibosuks im Balkan als Führer einer Schaar von Bulgaren erheblichen Abbruch, und als im Juni d. J. das Bombardement Belgrads die Serben zu den Waffen rief, war er, die Feder weglegend, einer der ersten, die zur Flinte griffen und Barrikaden bauen halfen.

doch vielversprechende Anfänge, die mit Liebe gepflegt werden. Die Herren Türken haben in ihrer Sprache nur eine einzige Zeitung, die in Konstantinopel erscheint und trotz der Unterstützung, welche ihr die Regierung angedeihen läßt, kaum fünfhundert Abonnenten zählt.

Wenn in Bulgarien selbst kein bulgarisches Blatt existirt, so liegt das einfach daran, daß die Regierung hier keine Druckerei duldet. Als im Jahr 1852 ein Herr Zankoff aus Wien in Sistow eine Buchdruckerei anlegen wollte, wurde ihm die Erlaubniß dazu abgeschlagen, und er mußte das Geschäft nach Konstantinopel verlegen. So müssen bulgarische Schriftsteller wohl oder übel ins Ausland gehen, wenn sie ihre Werke gedruckt sehen wollen.

Ueberall an den Stätten europäischer Wissenschaft trifft man jetzt junge Leute aus Bulgarien, die sich mit Eifer den Studien widmen. Die Mehrzahl derselben geht freilich nach Rußland, aber nur, weil man sie dort am meisten unterstützt. Aber auch in Paris und Pesth, sowie in Prag und Wien studiren viele von ihnen. Im Ausland studirende Türken sind eine außerordentliche Seltenheit, und wenn sie (die sich dann immer zu Aerzten auszubilden beabsichtigen) so viel Kenntnisse mit nach Hause bringen, als die jungen Militärs, welche die Pforte in östreichische und preußische Fähndrichsanstalten zu schicken pflegt, so ist das Land, dem sie mit ihrem Wissen dienen sollen, wahrlich nicht zu beneiden; denn dann würde ihre Einbildung unzweifelhaft um dreihundert Procent größer sein als ihre Ausbildung.

Weshalb aber widmet sich der Bulgar den Studien? Wir antworten: Nur aus Liebe zum Wissen und in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft seines Landes. Die Gegenwart hält ihm jeden Weg, in der Heimath mit den Früchten seiner Mühen zu nützen und von ihnen selbst Nutzen zu ziehen, verschlossen. Jedes Amt ist ihm entrückt, seine Dienste werden weder im Civil- noch im Militäretat angenommen. Als nach dem letzten Kriege der Haradsch (die Kopfsteuer der Christen) abgeschafft werden und die Christen Zutritt zum türkischen Militär haben sollten, meldeten sich mehre Bulgaren zur Militärschule. „Ja," sagte man ihnen da, „wir haben wohl versprochen, Christen zu Soldaten zu nehmen, aber nicht, sie zu Offizieren zu machen." Dabei blieb es, und nicht einmal das Erstere wurde erfüllt, sondern man benutzte nur die Gelegenheit, eine neue Steuer statt der alten einzuführen. Der Haradsch wurde in Bedel umgetauft, und diese neue Militärsteuer mußte jeder militärpflichtige Bulgar entrichten, auch wenn er sich bereit erklärte, als gemeiner Soldat zu dienen.

So aber verhält sichs mit allen Zusagen von 1856. Europa wird sich, so weit es auf die Balkanhalbinsel ankommt, erst dann eines gesicherten Friedens erfreuen, wenn die christlichen Völker dort frei und selbständig sind. So lange der Muselmann hier herrscht, ist kein Aufschwung möglich. Die allgemeine Spannung und Aufregung, die stete fieberhafte Erwartung einer plötzlichen all-

gemeinen Revolution verhindert die Begüterten, etwas für Bauten, für Ackerbau, Gewerbe und Handel zu thun. Wer sich Einfluß erwirbt, beschwört die Intriguen der Türken gegen sich herauf und hat sich zu hüten, daß er nicht durch Mord beseitigt wird, wie mehre unsrer tüchtigsten Männer, Tuliolu aus Karlowo, Hadschi Minzo aus Ternowo, Tzorbotzi aus Eski Zachara und andere, die als Opfer türkischer Eifersucht fielen.

Seit Jahren liegt der Handel in Bulgarien fast gänzlich darnieder. Die Türkei hat weder Wechselrechte noch Creditanstalten, nirgends wird uns eine Möglichkeit geboten, auf Hypotheken oder sonstige Werthgegenstände Geld aufzunehmen. Wer von uns zehntausend Thaler besitzt, lebt, als ob er nur tausend hätte; denn wo die türkischen Beamten Geld vermuthen, machen sie sofort Anspruch, daß man mit ihnen theile. Nicht selten geschiehts, daß in unsern Dörfern sich ein Türke zu einem Bulgaren begibt, bei dem er Vermögen vermuthet, und ihm eine freundschaftliche Mittheilung folgenden Stils macht. „Höre mal," sagt der Muselmann, „ich brauche tausend Piaster. Gibst Du mir willig das Geld, so bleiben wir gute Nachbarn. Wo nicht, so wird morgen Dein Haus angesteckt oder Deine Schafheerde niedergemetzelt. Du wirst mich dann freilich verrathen können, und ich werde dann vielleicht eingesteckt; aber meine Brüder bleiben frei, und dann sieh Dich vor, Nachbar, daß nicht blos Deiner Heerden Blut, sondern Dein eignes oder das Deiner Kinder fließt." Der Bedrohte gibt dann schweigend das Geld her; denn es bleibt ihm nichts Anderes übrig. Die Beamten, der Dorfrath (Medschlis) sind türkisch, und eine etwaige Klage würde als Verläumdung zurückgewiesen werden.

Eine große Zahl von Privatleuten und Gemeinden ist durch die türkische Justiz zu Grunde gerichtet worden. Im Jahre 1848 entspann sich zwischen den beiden wohlhabenden Städten Sopota und Troja ein Streit wegen ausgedehnten Weiden im Gebirge, die jede der beiden Parteien für sich allein beanspruchte Es kam zum Prozeß, und die Parteien entschlossen sich, nach Carograd — so nennen wir in unsrer Sprache Konstantinopel — Deputirte zu schicken, um die Sache zu betreiben. Die Leute waren dort sehr willkommen, weil sie volle Säcke mitbrachten, aber eben deshalb dauerte der Proceß bis 1860, d. h. bis aus den vollen Säcken leere geworden waren. Da endlich, nachdem die Paschas die beiden Gemeinden hinreichend ausgesaugt hatten, erging das Urtheil und wie lautete es? Die Ländereien, so ließ sich der türkische Richter vernehmen, gehören weder der einen, noch der andern Partei, sondern der Regierung. Betrübt entfernten sich die also Beschiedenen. Die beiden Orte waren ruinirt, und man gab ihnen nicht einmal das Streitobject in die Hand, an dem sie sich einigermaßen hätten erholen können.

Von Polizei ist nicht die Rede. Häufig geschieht es, daß türkische Räuberbanden bulgarische Kinder stehlen, die von den Eltern dann mit großen Sum

men ausgelöst werden müssen, wenn sie nicht ermordet oder in die Harems gebracht werden sollen. Weite Strecken des fruchtbarsten Bodens liegen unbebaut, die Meisten cultiviren nur so viel Land, als zur Ernährung ihrer Familie ausreicht. Man hat eben keine Neigung für die Räuber zu arbeiten, auch ist der furchtbar schlechten Wege halber an Ausfuhr nur an wenigen Stellen zu denken, und die Producte sind in Folge dessen hier so wohlfeil, daß sie die Mühe des Erzeugens nicht lohnen.

Der bulgarische Bauer ist factisch nichts als ein Feldsklave des Türken. Fast die Hälfte seiner Einnahmen verschlingen die Steuern. Die Zehntelabgaben in den Dörfern werden an den Meistbietenden verpachtet und diese sogenannten Jusehurzeit ist der Gipfel der Ausbeutung des Landvolkes; denn wird ein türkisches Dorf von 50 Familien mit etwa 10,000 Piastern besteuert, so muß ein gleich großes bulgarisches mindestens das Fünffache entrichten. Ganz in der Ordnung, sagen die Türken. Man kann den Moslem doch nicht wie einen Gjaur behandeln. In den letzten Jahren begnügte man sich nicht einmal mit den sonst üblichen Abgaben. Früher forderte man den Zehnten als zehn Procent von Waare in Waare ein, also etwa von hundert Schafen zehn. Jetzt erhebt man die Abgabe in baarem Gelde, und dabei taxirt man so, daß ein Besitzgegenstand, der tausend Piaster vollen Werth hat, auf mindestens dreitausend geschätzt wird, der Bauer also statt hundert wenigstens dreihundert Piaster zahlen muß.

Sonst war der Seidenbau ein gut lohnender Erwerbszweig für die niedere Classe der bulgarischen Bevölkerung. Jetzt ist derselbe durch die Türken fast ganz zu Grunde gerichtet. Früher entrichtete man für einen bestimmten Flächenraum, welcher der Zucht der Seidenraupen gewidmet war, eine Steuer von 2½ Piastern. Nicht sobald aber merkten die Türken, daß der Seidenbau ein einträgliches Geschäft sei, als sie die Steuer erhöhten, und jetzt zahlt der Bauer das Zehn- bis Fünfzehnfache dessen, was er früher zu geben hatte. Außerdem aber geschieht die Versteuerung vor der Spinnzeit, wenn die Raupen vollkommen gesund sind; später stirbt oft ein großer Theil der Thiere, und so beläuft sich die Steuer bisweilen höher als der Verdienst der Leute.

Seit einiger Zeit sind ferner die Schweine mit einer so hohen Steuer belegt worden, daß man glauben möchte, es sei auf die Ausrottung dieser dem Moslem verhaßten Vierfüßler abgesehen. Jedes Schwein, das über drei Monate alt ist, unterliegt jener Abgabe. Da indeß das arme Thier keinen Geburtsschein aufweisen kann, so haben die Türken ein anderes sinnreiches Mittel erfunden, um das Alter desselben zu bestimmen. Die türkischen Behörden, welche die Steuer erheben, legen das Schwein in ein Gefäß, welches an der Seite eine Oeffnung hat, und suchen dann das Thier durch einen hindurchgeschobenen Stock aufzustacheln. Ist das Schwein kräftig genug, sich der schmerzhaften Be-

rührung zu entziehen und aus dem Gefäß zu springen, so erklärt man es für volljährig und legt ihm die vorgeschriebene Steuer auf, kann es nicht herausspringen, so ist es noch nicht drei Monate alt, mithin noch steuerfrei.

Während fremde Waaren bis jetzt eine Eingangssteuer von fünf Procent vom Werth zahlten, mußten unsre Erzeugnisse eine Ausgangssteuer von zwölf Procent entrichten, ja von manchen Artikeln, z. B. den Eiern der Seidenraupe, erhob man vierzig Procent.

Viele Türken leben fast nur von dem, was sie ihren bulgarischen Nachbarn abpressen. Das gilt namentlich von den Soldaten und unter diesen vorzüglich von den Baschibosuks. Der Sold wird nur unregelmäßig ausgezahlt, und dann kommen zunächst die in der Hauptstadt, hierauf die in türkischen Provinzialstädten garnisonirenden Truppen an die Reihe, zuletzt erst die in bulgarischen und andern christlichen Orten liegenden. Selten aber reicht das Geld bis zu diesen, und so bekommen sie nur höchst ausnahmsweise einmal ihre Gebühr, dennoch aber hat der Soldat immer die Taschen voll Geld.

Der Türke ist nur selten ein unternehmender Geschäftsmann, der bulgarische Städter dagegen ist von lebhaftestem Speculationsgeist beseelt. Der Bauer ist nur da nicht fleißig, wo ihm seine Mühe nichts einbringt. Man gebe diesen fruchtbaren Ländern Schutz gegen die Willkür böser Nachbarn und habgieriger Beamten, man schaffe geregelte Justiz, vernünftige Steuern, eine gute Polizei und fahrbare Straßen nach der Donau hin, und sie werden in wenigen Jahren sein, was sie schon längst sein könnten: die Kornkammer Europa's.

Serbien erfreut sich der Freiheit erst seit vier Jahrzehnten. Nach Beendigung des Unabhängigkeitskampfes war es eine Wüste. Dörfer und Städte lagen in Asche, die Felder waren weit und breit verheert, die Heerden großentheils vernichtet. Jetzt ist das Land allenthalben mit freundlichen Dörfern bedeckt, in den Städten blühen Handel und Gewerbe, und selbst die Wissenschaften finden Pflege und Förderung. Das Land hat eine wohlgeschulte Armee, gut gefüllte Zeughäuser und Pulvermagazine, eine vollkommen geregelte Rechtspflege, ein Netz von Straßen und Chausseen, das sich jährlich erweitert und vervollständigt, endlich ein System höherer und niederer Schulen, das wenig zu wünschen übrig läßt. Ebenso weit und, da wir mehr fruchtbares Land als das gebirgige Serbien besitzen, noch weiter könnten wir Bulgaren sein, wenn uns das Joch der Türkenherrschaft nicht hinderte.

Man kann uns nun fragen, weshalb wir uns nicht gleich den Serben und den Griechen gegen dieses verhaßte Joch erhoben haben. Ich antworte: Der Bulgar ist eine bedächtige und vorsichtige Natur, und er hat gefunden, daß er allein gelassen keine Aussicht hat, in einem Kampfe mit der Pforte zu siegen. Serbien liegt an der Nordgrenze der Türkei, weit entfernt von Asien, wo die Türkenherrschaft ihre stärksten Wurzeln und Hülfsquellen hat, ihm kamen bei

seinem Aufstande seine Gebirge, seine undurchdringlichen Wälder zu statten. Griechenland war ebenfalls durch seine gebirgige Natur und überdies durch seine Lage an der Meeresküste begünstigt, auch hatte es den Nimbus seiner Vergangenheit, der ihm die Sympathien einflußreicher Kreise im Westen zuwandte. Wir Bulgaren, deren Land großentheils flach ist, deren Städte fast ohne Ausnahme türkische Festungen sind, denen nur mit Schwierigkeit Waffen zugeführt werden können, während die unmittelbare Nähe Asiens den Türken gestattet, uns sofort mit Truppenmassen zu überschwemmen, würden ohne starke Unterstützung von außen in kurzer Zeit unterworfen sein.

Demungeachtet erhoben sich von Zeit zu Zeit kühne Männer, unfähig, sich länger zu fügen, aber stets nur, um dem gewissen Untergang entgegenzugehen. Als im Jahre 1851 ein Theil der Bulgaren aufstand und die Türken mit dem Muth der Verzweiflung angriff, ließ man die Rebellen anfangs gewähren, nahm aber Rache an deren unschuldigen Weibern und Kindern, die von wilden Horden überfallen und grausam niedergemetzelt wurden. Als ferner 1856 ein gewisser Nikola, Leibschneider des Paschas, in Ternowo sich mit einigen Gleichgesinnten gegen die grausame Willkür erhob, die er, ein begabter und patriotisch gesinnter Mann, in der Umgebung des Paschas täglich gegen seine Landsleute üben sah, mußten die Insurgenten nach kurzem Kampf der Uebermacht weichen. Die meisten fielen, Nikola entkam zunächst, wurde aber bald nachher auf Befehl des Paschas, während er bei Gebrowo in einem Garten schlief, von türkischen Gendarmen ermordet. Es wäre ein Leichtes gewesen, ihn lebendig einzubringen und vor Gericht zu stellen. Das aber lag nicht im Interesse des Paschas. Nach Konstantinopel gebracht, würde Nikola dort die Schändlichkeit der türkischen Beamten in Bulgarien aufgedeckt haben, die Gesandten der fremden Mächte würden es erfahren, und die Pforte würde Ungelegenheiten davon gehabt haben.

Seitdem haben sich die Verhältnisse geändert. Das Volk in Bulgarien ist besser vorbereitet, Serbien steht in Waffen, eine bulgarische Legion, mehre tausend Mann stark, lagert an der Südgrenze des Fürstenthums, die Skuptschina, die demnächst in Belgrad zusammentreten wird, wird ohne Zweifel der Pforte den Krieg erklären, und wenn uns die fremden Mächte gewähren lassen, so wird weder Omer Pascha noch ein anderer türkischer Heerführer im Stande sein, den Sturm aufzuhalten, der sich dann allenthalben in den südslavischen Ländern wie in Bulgarien erheben wird." — — —

So weit unser bulgarischer Berichterstatter, der in dem Einen und dem Andern vielleicht zu sanguinische Hoffnungen hegt, dessen Mittheilung über die Leiden seiner Landsleute aber ohne Zweifel begründet und dessen Räsonnement über das Verhältniß der Südslaven zu Rußland überzeugend, mindestens beachtenswerth ist. Rußland allein hätte uns Deutschen in dieser Angelegenheit Besorgniß ein-

flößen können. Ist diese Besorgniß hierdurch widerlegt, so haben wir alle Ursache, uns mit Theilnahme dem im Südslavenland sich vorbereitenden Schauspiele zuzuwenden. Längst verstorben geglaubte Völker erstehen hier aus ihren Särgen, stumpfe Greise werden in der Auferstehungsluft des Jahrhunderts wieder zu raschen Jünglingen, tausend verschüttete Lebensbrunnen brechen wieder auf, und es beginnt sich eine Nation und ein Reich zu bilden, die sehr wahrscheinlich der habsburgischen Macht Verlegenheiten und mit andern im Bunde Verluste bereiten, nimmermehr aber Deutschlands Interessen Schaden bringen, unter Umständen sogar für uns von erheblichem Nutzen sein werden. Denn nicht genug können wir den Wahn widerlegen, als ob ein Angriff auf das jetzige Oestreich — so weit es nicht zum deutschen Bunde gehört — unter allen Umständen auch ein Angriff auf Deutschland sei. Eine solche Solidarität der Interessen könnte erst mit neuen völkerrechtlichen Verträgen eintreten, erst mit solchen Verträgen, wie sie das politische Programm andeutet, dem d. Bl. zu dienen die Ehre und Freude haben.

Römisches Straßenleben.

2.

Wir standen neulich auf dem Capitol und schauten hinab aufs Forum. Laß uns heut weiter wandern in die Ruinenstadt hinein.

Wenn der geniale Hadrian, der in seinem ganzen Wesen so viel Aehnlichkeit mit Friedrich Wilhelm dem Vierten hatte, heute von der Capitolinischen Arx die ewige Stadt überblickte, wahrlich, er würde sie nicht wieder erkennen; er, der eine Stadt mit Prachtbauten verschönerte, die Augustus als eine von Holz erbaute übernommen, Nero als eine von Marmor hinterlassen. Da wo sonst das üppige Leben der vornehmen römischen Welt wogte, wo das Forum mit seinen Tempeln, Gerichtshallen und Triumphbögen lag, wo auf dem Palatinischen Berg die Kaiserpaläste mit ihren Gärten, weiterhin die Bäder des Caracalla, des Titus mit unermeßlichen Kunstschätzen sich ausdehnten, wo auf den Hügeln des Aventin, des Coelius, des Esquilin, des Viminal Palast an Palast, Haus an Haus sich reihte, da würde er nichts als zerklüftete Trümmer schauen, hervorragend aus den Vignen und Gärten einer

zerstreut wohnenden Bevölkerung. Er würde manche moderne palastähnliche Villa bemerken, die auch schon wieder dem Verfalle überlassen ist; denn die Malaria hat allmälig Besitz genommen von jenen Gegenden, seitdem Robert Guiscard sie in Schutt und Asche legte. Aber im Norden, auf dem ehemaligen Marsfeld, einst ein Besitzthum der Tarquinier, seit der Vertreibung derselben zum kriegerischen Uebungsplatze des Volks bestimmt und ausdrücklich zu bewohnen verboten, wo erst seit den Kaiserzeiten sich allmälig öffentliche Gebäude erhoben, die Bäder des Agrippina, das Pantheon, das Mausoleum des August, das Theater des Pompejus, da zeigt Rom sein junges Gesicht; und der Corso, die Pulsader des modernen Lebens, folgt der alten Flaminischen Straße bis zum Thore und die Fortsetzung in gerader Linie bis zur Milvischen Brücke. Hadrian würde vergeblich die Millionen seines Roms suchen, aber er würde dennoch das alte Volk wieder erkennen, das nach Brod und Spielen ruft.

Wenn wir der Schilderung des alten Roms folgen, wie sie Papencordt in seinem verdienstvollen Werke liefert, so beschrieb die alte Stadt auf dem Höhenpunkte ihres Glanzes einen Umkreis von 10 deutschen Meilen, die Vorstädte hinzugerechnet; 37 Thore führten in das Innere, 7 Brücken über den Fluß. 27 große gepflasterte Heerstraßen, welche von allen Seiten einmündeten, mochten kaum hinreichen, der aus der Stadt in das weite Gartenland hinausströmenden Menge, den aus der ganzen Welt dem gemeinsamen Mittelpunkt zueilenden Massen Ein- und Austritt zu gewähren. 11, nach andern 18 weit hinausragende, auf Bogen gestellte Wasserleitungen, welche 30 und 40 Miglien weit her eine Fülle frischen Wassers nach der Stadt brachten und 15 großartige, 1352 kleinere Brunnen speisten, und die wundervoll gebauten unterirdischen Kloaken vereinigten sich, um die Stadt von schädlichen Ausdünstungen zu befreien. Dicht gedrängt standen Tempel an Tempel, denen die modernen 210 größeren Kirchen, von denen allein 44 der Madonna geweiht sind, würdig an die Seite gestellt werden können. Von den beiden großen Amphitheatern des alten Roms konnte eins 80,000 Menschen fassen, von den 8 Rennbahnen erstreckte sich die größte von einem Hügel zum andern mit einem Raum für 300,000 Zuschauer, und 5 besondere Naumachien gab es für Seegefechte. Die Pracht und Ausdehnung von 16 öffentlichen und 856 Privatbadeanstalten wird nur dadurch begreiflich, daß jeder nachfolgende Bauherr seinen Vorgänger zu übertreffen suchte. In den Thermen fanden sich die herrlichsten Statuen, die jetzt das Vatikanische Museum schmücken, Gymnasien, Ballplätze, Bibliotheken, und die des Diocletian hatten 3200 marmorne Badestellen. Die Berechnung der Volksmenge schwankt zwischen 2 und 4 Millionen, und noch zu Honorius Zeiten waren viele römische Familien, welche ein jährliches Einkommen von 1,500,000 Thlr. genossen. Die Armuth war verboten; denn schlechte Häuser

durften selbst auf dem Marsfeld nicht erbaut werden. Rom zählte allein 1780 jener umfangreichen Paläste, die man Inseln nannte; die Armuth war unschicklich und gehörte dem christlichen, nicht dem heidnischen Rom an. (? d. R.) So lange Rom reich war, hatte das Heidenthum die Oberhand, und wollte die Kirche auf die Vornehmen wirken, so mußte sie sich mit der Pracht vermählen; allein auch der Aermste konnte mit einem Luxus leben, wie sonst nirgends. Umsonst setzte er seinen Fuß in die Wunderbauten der Welt, die für ihn, das Mitglied des erdbeherrschenden Volkes, geschaffen waren; umsonst weidete er sein Auge an den blutigen Hinrichtungen der Thier- und Menschengefechte; umsonst erfreute er sich an Nero's nächtlichen Cirken, wo die gepfählten und in Pech getränkten Christen als Fackeln brannten; umsonst badete er in schattiger Kühlung unter den Säulenhallen; für ihn verwendeten die Vornehmen ungeheure Summen zu Kornankäufen.

So war Rom, die Stadt, die nach einander die Beinamen: patria communisque urbs, maxima, augusta, venerabilis, aeterna, endlich urbs sanctissima erhielt, sie, die jetzt vergeblich danach ringt, die Hauptstadt Italiens zu werden. Dreizehnmal ist die alte Stadt der Cäsaren verwüstet, mehre Male von ihren Einwohnern gänzlich verlassen worden. Zur Zeit Martins des Fünften im Anfang des 14. Jahrhunderts zählte sie kaum 17,000 Einwohner; in den Kirchen wuchs das Gras; in ihnen und auf dem Capitol weideten Ziegenheerden. Erst seit dem 15. und 16. Jahrhundert hat man angefangen an der Erhaltung und Restauration der Ueberbleibsel aus der Römerzeit zu arbeiten, und damals wurden die berühmtesten Baumeister und Künstler herbeigezogen. Wenige Zeiten sind für die Schönheit der Form so empfänglich und so productiv gewesen, wie diese, wo große Päpste wie Julius der Zweite, Leo der Zehnte, Sixtus der Fünfte von dem Genie eines Raphael, Michel Angelo, Bramante, Fontana ꝛc. unterstützt wurden, wo jedes Pontificat durch schnelle Erhebung einer neuen Familie gekennzeichnet wurde, die auf Kosten der Kirche und des Landes bereichert, ihre Schätze zur Erbauung prächtiger Paläste, zur Verschönerung der Stadt verwendeten. Rom ist stets ein religiöser Mittelpunkt gewesen. Als Romulus es gründete, bestimmte er $^1/_3$ des Grund und Bodens dem Dienste der Götter; jede bürgerliche Einrichtung, jede wichtige staatliche Unternehmung wurde vorbereitet und begleitet von religiösen Gebräuchen; die Priester gehörten der Aristokratie an, und die Würde eines Pontifex maximus war eine so erhabene, daß der kluge Augustus sie für sich selbst in Anspruch nahm, als er in seinen Händen die bürgerliche und militärische Macht des Staates vereinigte. Aus dem heidnischen Pontifex maximus ward ein christlicher; die Macht, welche die Welt mit dem Schwerte bezwang, ist seit 15 Jahrhunderten umgewandelt in eine geistige und dehnt sich aus von Pol zu Pol, und derjenige, welcher sie zur Stunde ausübt, windet sich wie Laokoon mit

seinen Söhnen gegen die umstrickende Schlange, gegen den modernen gallischen Cäsar, und seine nächtliche Ruhe wird gestört durch das drohende Gespenst des piemontesischen Italiens. Rom war stets eine Freistätt der Könige. Johann von Brienne, König von Jerusalem, Schwiegervater und Gegner Kaiser Friedrich des Zweiten, Thomas Paläologus von Morea, Catharina von Bosnien, Charlotte von Cypern, Gemahlin und Erbin des letzten Königs, die ihre Ansprüche an das Haus Savoyen vermachte, weshalb die sardinischen Könige auch noch den Titel eines Königs von Cypern führen, Christine von Schweden, die vertriebenen Stuarts von Jacob Edward bis zum Cardinal von York, Carl der Vierte von Spanien, Carl Emanuel der Vierte von Sardinien, die Napoleoniden, Don Miguel von Portugal, Christine von Spanien und endlich in neuester Zeit die ganze neapolitanische Königsfamilie fanden in Rom gastfreie Aufnahme; auch Prinz Heinrich von Preußen schloß hier sein Leben.

Nach den officiellen Angaben des Generalvicariats betrug die Volkszahl Ende 1861 194,587 Menschen, davon 40 Bischöfe, 1385 Weltgeistliche, 2474 Ordensgeistliche, 2032 Nonnen, 2613 Zöglinge in Klöstern und Conventen, 283 Akatholiken, 4226 Juden. Hierzu kommen noch die Fremden, deren Zahl man auf 25,000 jährlich schätzt, und die Garnison, Franzosen und Italiener, etwa 12,000 Mann. Mithin kommen auf 34 Menschen ein Geistlicher, auf 16 ein Soldat. Das sind eigenthümliche Verhältnisse. Die Bevölkerung ist auf 54 Pfarrkirchen vertheilt, welche 32 Bischöfen unterworfen sind. Nimmt man den Straßen Roms die Geistlichen, Soldaten und Bettler, so werden sie nicht allein bedeutend öder, sondern nehmen auch ein durchaus charakteristisch verschiedenes Aeußere an.

Wir steigen hinab aufs Forum. Die Straße ist hoch aufgemauert; links unter ihr, am Fuße des Capitols schauen wir auf die zu Tage gelegten Trümmer des Alterthumes unter dem Tabularium. Dort liegen der Bogen des Severus, die gewaltigen Säulenreste der Tempel der Concordia und Fortuna und manches andere Räthsel der Archäologen; da wandeln Inglesi umher mit dem Murray in der Hand, einzelne träge Arbeiter liegen neben ihren Schubkarren, denn arbeitsunfähige Arme sind es, die man dort unten mit den Ausgrabungen beschäftigt. „Wie sie elend sind“ sagt eine alte Frau zu uns, und „weshalb?“ „weil sie arbeiten müssen“. Dort steht die Rednerbühne, von welcher aus Cicero seine schöngesetzten und der modernen Gymnasialjugend so qualvollen Reden ans Volk hielt. Das Forum sah manche Versammlung thatkräftiger Republikaner. Wie staunten die alten ehrwürdigen Trümmer, als nach tausendjähriger Ruhe in neuester Zeit wiederum das Volk unter ihnen zusammenströmte. Es war im März dieses Jahres, am Giovedi grasso, dem Haupttage der Carnevalswoche, als fast 30,000 Römer sich auf dem Forum versammelten zu einer Demonstration gegen das Governo; denn dieses, obgleich ihm alles daran lag,

dem Carneval sein altes fröhliches Gesicht, dem Volke seine Spiele zu lassen, hatte doch, wie im vorigen Jahre, das Tragen der Gesichtsmasken verboten. Kein Römer ließ sich auf dem Corso blicken; das Confetti- und Blumenwerfen blieb ein Vergnügen und zwar ein recht brutales, poesieloses, für die Fremden und für die Gassenbuben; die liberalen Römer aber zogen aus der modernen Stadt in ihre großen Erinnerungen aufs Forum; schweigend wandelte die Masse auf und ab, bis die Glocken des Ave Maria ertönten. Es lag doch etwas Feierliches, Sinnvolles in dieser Demonstration.

Man muß die Römer seit zwei Jahren kennen, um zu wissen, wie jede Fiber in ihnen dem Gedanken des einigen Italiens entgegenschlägt, wie sie jede Gelegenheit benutzen, um dem gegenwärtigen Governo ihre Abneigung zu erkennen zu geben, mit welcher Geschicklichkeit das revolutionäre Comité die Fäden der Bewegung in Händen hat. In der auf jene Demonstration folgenden Nacht schlug aber der Blitz in die Italianissimi; denn nach jahrelanger vergeblicher Bemühung gelang es endlich der Polizei, jenes Comité mit allen Listen, Geldern, Waffendepots in einer seiner Sitzungen zu überraschen und aufzuheben. Da in allen Schichten der Bevölkerung, bis in die höchsten Beamtenregionen, sich Compromittirte befanden und sofort zu den umfassendsten Verhaftungen geschritten wurde, so war am stillen Freitage die Stadt unter dem dumpfen Drucke eines panischen Schreckens, man fürchtete eine revolutionäre Erhebung. Da, plötzlich um Mittag besetzten 6000 Franzosen den Corso und sperrten ihn hermetisch ab; erst gegen Abend ward die freie Circulation wieder gestattet. Die öde Straße, weiß von dem Gipsstaube der in den vorigen Tagen geworfenen Confetti, gewährte einen eigenthümlichen Anblick; erstaunt schauten die Menschen von den mit bunten Teppichen und Blumen geschmückten Balkonen und aus den Fenstern herab, neugierig, wie sich die Sache weiter entwickeln würde. Die Römer aber sind ein leichtfertiges Volk, denn als wenige Tage darauf, am letzten Carnevalsabende, der Corso in dem mährchenhaften Glanze der Moccoli leuchtete, da jauchzte das Volk in wahrhaft bachantischer Lust, rief sein „senza moccoli!“ und trieb seine tollen Späße mit harmloser, ausgelassener Heiterkeit. Tausende und aber Tausende wogten in den buntesten Costümen auf und ab — als ob keine Trübsalswolke am Horizonte, als ob nicht das Damoklesschwert über jedem schwebe. Der Römer kann alles dulden, allem entsagen, aber von seinem Moccoliabend lassen, das kann er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wahlen im Großherzogthum Hessen.

Die Bewegung, die gegenwärtig im Hessen-Darmstädtischen vor sich geht, beansprucht, so klein das Land im Verhältniß zu andern deutschen Vaterländern ist, ein besonderes Interesse auch außerhalb der Grenzen desselben. Zunächst ist es immerhin von einer gewissen Bedeutung, wenn in einem der kleineren Mittelstaaten sich von unten herauf ein Umschwung der Dinge vorbereitet, der mit der großen nationalen Bewegung im Wesentlichen zusammenfällt. Sodann aber bildet das Großherzogthum Hessen durch seine Lage wie durch die Art seiner Bewohner einen der Uebergänge aus dem Norden zum Süden Deutschlands, und je nachdem es sich dahin oder dorthin neigt, wird es mehr oder minder bestimmend für die öffentliche Meinung im Süden. Wie ein Land gleich dem Königreich Sachsen sich entscheidet, ist für den Bayern, den Schwaben und den Badener weit weniger bedeutsam, als die Richtung, die das dreimal schwächere Großherzogthum Hessen einschlägt. Man erinnere sich, daß letzteres der erste deutsche Staat war, der sich dem von Preußen beabsichtigten Zollverein in seiner vollen Ausdehnung anschloß, und man bedenke, welche Wirkung der Beitritt desselben zu dem preußisch-französischen Handelsvertrag gegenwärtig auf die Regierungen in den beiden südlichsten Staaten der Würzburger Coalition ausüben würde.

Aber auch an sich schon ist es eine Freude, zu sehen, wie das hessische Volk nach sechsjähriger systematischer Ertödtung seines constitutionellen Lebens rüstig ans Werk geht, sich sein Recht wieder zu gewinnen. Der Kampf, zu dem es sich in den Wahlen anschickt, ist derselbe, der vor einigen Jahren in Bayern mit dem Sturz des Pfordtenschen Regiments endigte, und die Persönlichkeit, der es hier gilt, ist nicht weniger eine Stütze aller illiberalen und antinationalen Bestrebungen gewesen, als der ehemalige bayerische Premier. Noch erhöht aber wird das Interesse, wenn wir bemerken, wie Wind und Sonne hier weit ungleicher vertheilt sind als dort, und wie trotzdem das Volk mit derselben Energie und Siegeszuversicht an die politische Arbeit geht.

Das hessische Wahlgesetz, von einer octroyirten Kammer gutgeheißen, ist eines der abnormsten und ungeheuerlichsten in ganz Deutschland. Es macht den Sieg der Fortschritts- und Rechtspartei dem Anschein nach fast unmöglich, wird aber in diesem Fall zum Beweis werden, daß ein überwiegend freisinnig denkendes Volk auch mit dem schlechtesten Wahlgesetz gute Wahlen zu Stande bringt, falls es nur zweckmäßig organisirt ist und einmüthig zusammensteht. An guten Beispielen dazu hat es nicht gefehlt, an geschickten Führern ebenso wenig. Preußen lieferte in seinen letzten Wahlen das Vorbild, der Nationalverein hat trefflich gewirkt, aufzuklären, zu gewinnen und zu bestärken; das Ergebniß dieser Einflüsse wird eine Kammer sein, die in ihrer Mehrheit das Gegentheil von dem darstellen wird, was die Schöpfer des Wahlgesetzes beabsichtigten. Nach letzterem ist die Wahl eine in-

directe, das Recht der Urwahl ein ziemlich ausgedehntes. Ist aber schon die Wählbarkeit zum Wahlmann an einen ziemlich hohen Census geknüpft, so ist die Wählbarkeit zu Abgeordneten durch einen geradezu ungeheuerlichen bedingt, so daß von den 856,808 Bewohnern des Großherzogthums 854,404 nicht wählbar sind, die Zahl derjenigen mithin, von denen das hessische Volk sich vertreten lassen darf, nur 2,404 Personen umfaßt, wovon überdies mehr als ein Drittel aus solchen besteht, die als Beamte, Offiziere und Pensionäre von der Regierung abhängig sind, und wer Hessen-Darmstadt kennt, wird wissen, was es hier heißt, von der Regierung abhängig zu sein.

Mit Hülfe dieses Wahlgesetzes kam denn auch jene wohlbekannte Gesellschaft Dalwigkscher Marionetten, ministerieller Ja-Sager und politischer Nullen zusammen, welche die letztverfloßnen sechs Jahre als „hessische Volksvertretung" figurirte, und dasselbe Gesetz sollte jetzt wieder seine Dienste thun. Aber die Zeit hatte sich geändert. Umsonst erschöpfte das Ministerium alle die reichlich zu Gebot stehenden Mittel, um die Kräfte, die trotz des Wahlgesetzes den Sieg zu gewinnen drohten, zurückzudrängen, umsonst drohte, vergeblich schmeichelte man durch seine Organe, vergeblich versuchte man alle die Künste der Pression, die man dem Manteuffel-Westphalenschen Regimente abgelernt. Schon ist kein Zweifel mehr, daß die liberale Partei in der Kammer die entschiedene Majorität haben wird.

Die Bewegung hat so große Dimensionen angenommen, wie nie seit 1848, und was mehr werth ist, sie ist eine reinere und klarere als damals; denn die Jahre der Heimsuchung unter den Dalwigks sind zugleich Jahre der Läuterung gewesen. Fast allenthalben erscheint das Volk massenhaft auf der Wahlstätte. Der unfruchtbare Pessimismus, der die Geister in den Jahren der Reaction für alle politische Thätigkeit brach legte und höchstens auf eine über Nacht, wer weiß woher, kommende Revolution speculirte, ist Dank der durch Dalwigks Maßregeln aufs beste geförderten nationalen Bewegung in weiten Kreisen gewichen, der Horizont hat sich erweitert und erhellt, und mit der gemeinsamen Parole: „Weg mit diesem Ministerium!" sah man überall Constitutionelle und Demokraten sich zum letzten entscheidenden Kampfe schaaren. Eben erst hat die Stadt Offenbach, bekannt seit lange als die freisinnigste des Landes, in letzter Zeit oft genannt wegen des tapfern Auftretens ihrer „Einhundertneun", von 2050 Wahlberechtigten 1483, also mehr als zwei Drittel an die Wahlurne treten sehen, von denen mehr als 1200 für die Liste der Fortschrittspartei stimmten. Ja selbst in der Residenz, dem guten, wohlgezogenen Darmstadt, wo die Zöpfe bisher alle Jahre besser zu gedeihen schienen, weht die Morgenluft einer neuen Epoche, und wie durch Zauber ist hier über Nacht eine imposante Fortschrittspartei entstanden, die — keine Seele hätte sich dies noch vor Kurzem träumen lassen — nicht blos Beamte zu Führern, sondern in sehr hohen Kreisen unsichtbare Verbündete hat, und die trotz aller Umtriebe von Seiten der Regierung bei den Abgeordnetenwahlen mit 1700 gegen 1620 Stimmen Siegerin geblieben ist. Aehnlich verhält es sich in den meisten andern Städten des Großherzogthums, und selbst das platte Land hat sich mit kaum geahnter Lebendigkeit der Bewegung angeschlossen. Von überall her werden Siege der Fortschrittspartei gemeldet, von den 50 Abgeordneten der zweiten Kammer sind 25 bis 30 gewählt, und davon gehören höchstens 3 zu den Anhängern der ministeriellen Politik, die andern vertheilen sich ziemlich

gleich unter die Fahnen der Altliberalen und der Fortschrittsmänner. In Kurzem wird Deutschland das interessante Schauspiel genießen, den an drei Orten zugleich gewählten Hofgerichtsadvocaten Metz als Führer einer imposanten Linken seinem hohen Verfolger, Hrn. v. Dalwigk, Auge in Auge in der Ständekammer gegenübertreten zu sehen.

Und so wie der Regierung ist es auch ihrer bisherigen Bundesgenossin, der ultramontanen Partei ergangen. Die Provinz Rheinhessen hat bei der Wahl fast einmüthig ihre Mißbilligung des Regiments kundgegeben, welches Bischof Ketteler führt. In andern Landestheilen waren eine Reihe katholischer Orte besser disciplinirt, indeß wurden sie, in gemischten Wahlbezirken gelegen, fast allenthalben überstimmt, und so werden die Ultramontanen diesmal im Ständesaal schwerlich mehr als zwei oder drei Vertreter haben.

Die Wahlen sind allerdings noch nicht vollendet, aber der Sieg der liberalen Partei ist vollkommen sicher, und würde der Kampf in einem Lande gekämpft, wo das parlamentarische System herrscht, so könnte man ihn als beendigt ansehen. Wie er unter den hier obwaltenden Umständen enden wird, ist zur Stunde noch nicht zu sagen. Es gibt in Deutschland Minister mit ehernen Stirnen, und Hr. v. Dalwigk, der die ungestümsten Angriffe der Presse ausgehalten, wird, der Gnade seines großherzoglichen Herrn sicher, vermuthlich auch die Kammer bis auf Weiteres nicht zu sehr fürchten. Möglich aber, daß sich allmälig zu der Opposition der bessere Theil der Beamten gesellt.

Bekannt sind die Enthüllungen über „hessische Zustände" (I — V) in der „Wochenschrift des Nationalvereins". Eine schwere und schneidende Verurtheilung des Ministeriums Dalwigk-Crève, fielen sie wie platzende Petarden in Darmstadts idyllische Stille hinein. Das Aufsehen und der Schrecken, den sie erregten, war um so größer, als man bald erkannte, daß selbst hohe Beamte mit der Nationalpartei im Einverständniß sein mußten; denn ohne die eingehendsten Mittheilungen von solcher Seite war es unmöglich, das System der Dalwigks in dieser Weise bis in seine geheimsten Getriebe bloszulegen. In jenen Enthüllungen wurde dem Lande und ganz Deutschland ein betrübender Blick in das eröffnet, was im großherzoglichen Hessen in dem letzten Jahrzehnt alles möglich gewesen. Man sah Zustände vor sich, welche die vielbescholtenen Verhältnisse im Kurstaate noch um vieles überboten. Denn traf man hier einen offenen Gewaltact der Regierung, und war hier die einfache Losung: „Hie Verfassung von 1831 — hie Verfassung von 1860," so wurde dort im Großherzogthum ein für die öffentliche Landesmoral höchst gefährliches Spiel mit dem Schein getrieben, und unter der Decke constitutioneller Formen eine der verbrieften Freiheiten nach der andern hinwegescamotirt und in den großen Dalwigkschen Papierkorb geworfen. Unwahrheitsgetreu zu reden und zu handeln wurde zur zweiten Natur. Die gleißnerische Lüge, die sich gelegentlich selbst in Parallelen zwischen hessischen Zuständen und den Zuständen in den freiesten Ländern Europa's gefiel, war die Signatur dieser Periode und fraß sich als glatter Wurm in den selbst unter du Theil noch ziemlich unbescholtenen, hessischen Beamtenstand ein. Jene „Enthüllungen" der Wochenschrift führten mit unwiderleglichen Thatsachen den Beweis, daß unter der Herrschaft der Dalwigks der Freiheitsbrief des Landes, der vom 6. März 1848 datirt und vom jetzigen Großherzog gezeichnet, von „Heinrich Gagern" gegengezeichnet war, fast

gänzlich vernichtet, dagegen die Steuern seit 1851 um fast die Hälfte ihres damaligen Betrages erhöht, und die hessische Staatsschuld in derselben Zeit nahezu verdoppelt wurde. (Steuern: jetzt elf Kreuzer vom Gulden Steuerkapital gegen acht Kreuzer damals. Staatsschuld: 6,970,000 Fl. gegen 3,669,000 Fl.) —

Von dem Vernichtungskrieg, den der Freiherr von Dalwigk gegen die Freiheiten des Hessenvolkes führte, sei hier nur das Hauptsächlichste erwähnt: Vernichtet wurde die Freiheit der Gemeindeverfassung (Classenwahl zum Gemeinderath, den die Regierung jederzeit auflösen kann, und aus dessen Mitte sie sich einen gefügigen Bürgermeister aussucht); die Freiheit des Vereins- und Versammlungsrechts auf Grund einfacher Cabinetsordonnanzen*) (Verfolgung des Nationalvereins!); die Freiheit der Presse (in Hessen wurde jede entschiedene Oppositionspresse zu Tode gemaßregelt, und ein mit dem letzten Landtag zurechtgemachtes, eben jetzt veröffentlichtes Preßgesetz knebelt die in- und ausländische Presse in ganz unerhörter Weise). Weiter kam zur Durchführung die bedeutsamste Beschränkung des Instituts der Geschwornen (Entziehung der politischen und Preßvergehen). An die Stelle des früheren freisinnigen Wahlgesetzes trat ferner das jetzige, oben charakterisirte; endlich schloß Herr von Dalwigk das berüchtigte Concordat mit dem Bischof Ketteler von Mainz. —

Wir nannten nur Einiges, und glauben damit das ganze System zur Genüge gekennzeichnet zu haben. Schlimmer aber ist ein Anderes. Ein später kommendes liberales Regiment kann die zerstörten Freiheiten rascher wieder herstellen, als man sie vernichtete; weit schwieriger dagegen ist es (wie das Beispiel Preußens aus der Manteuffelzeit zeigt), die tiefeingerissene Corruption des hessischen Beamtenstandes auszurotten.

Auch diese dunkelste Seite des neuesten hessischen Staatslebens versprach uns die „Wochenschrift" s. Z. zu enthüllen, denn, wie wir bestimmt wissen, sind die Führer der Nationalpartei in Hessen zur Kenntniß einer langen Reihe von Thatsachen gelangt, welche, an's Licht der Oeffentlichkeit gezogen, eine große Anzahl der angesehensten Administrativ- und Justizbeamten in empfindlichster Weise compromittiren würden, und wenn man noch zögert, damit hervorzutreten, so mögen dem wohl nur Rücksichten der Menschlichkeit zu Grunde liegen. Aber es können Zeiten kommen, wo diese wie überhaupt jede Rücksicht vor dem Gebot der Nothwehr verstummen muß. Daß auch sonst in der Beamtenhierarchie Manches faul war und noch ist, wird man sich vorstellen. Es ist ein vom Herrn v. Dalwigk selbst wohl nicht geleugnetes Factum, daß unter seiner Herrschaft nur der Beamte Carriere macht, welcher ein offner Liebediener seiner Gewalt ist. Glänzende Avancements und Gehaltszulagen erhielten, mit rücksichtslosester Umgehung älterer und befähigterer Beamten, lediglich solche, welche die Gabe zu schmeicheln, sich zu demüthigen und sich zu accommodiren besaßen. Die auf solche Weise übergangnen und ebenso die auf solche Art beförderten Persönlichkeiten ließen sich mit Namen nennen; es gäbe ihrer eine lange Reihe! Von einer

*) Bekannt ist die Entscheidung der Heidelberger Juristenfacultät in Sachen Dalwigk gegen die 109 Offenbacher: daß Verordnungen, welche ohne Mitwirkung der Stände von der Regierung einseitig erlassen wurden, für den Richter nicht verbindlich sind, — eine Entscheidung, der soeben noch der deutsche Juristentag in Wien beitrat. Welch' neue beschämende Niederlage für die hessische Regierung!

anderen als der hier berührten indirecten Bestechung wollen wir für jetzt nicht reden. Aber das muß noch gesagt werden, daß ein förmliches Controlsystem nicht nur für das politische Verhalten, sondern auch für die politische Gesinnung der hessischen Beamten eingerichtet wurde, und wehe dem, dessen Name einmal im schwarzen Buche verzeichnet stand!

Die hessische Fortschrittspartei hat sich in ihrem Wahlaufruf an das hessische Volk streng auf den Boden seiner Magna charta, d. h. des Edicts vom 6. März 1848 gestellt; sie will ehrlichen Vollzug und zeitgemäßen Ausbau der 1820er Verfassung auf der Basis jenes landesherrlichen Edictes. In der deutschen Frage steht sie auf dem Programm des Nationalvereins, in der handelspolitischen will sie Erhaltung des Zollvereins und Anschluß an den preußisch-französischen Handelsvertrag.

Und dieses Programm der jüngst im „Landsberg" zu Frankfurt am Main versammelten Führer der hessischen Fortschrittspartei erfreut sich, wie das Ergebniß der Wahlen beweist, des Beifalls der großen Mehrheit des hessischen Volkes, um dessen Aufklärung sich außer den Führern des Nationalvereins namentlich die Frankfurter Presse namhafte Verdienste erworben hat. Kein Zweifel ist, daß die neue Volksvertretung für die bisherigen östreichischen und ultramontanen Einflüsse in allen Beziehungen ein Damm sein wird. Kein Zweifel auch, daß die Führer der Bewegung das Maßhalten gelernt haben und sehr wohl wissen, wie weit die Umstände ihnen zu gehen erlauben. Unter solchen Conjuncturen aber kann man sich der sichern Hoffnung hingeben, daß der jetzige große Wahlsieg nur der Anfang eines gänzlichen Umschwungs der Dinge im Großherzogthum Hessen ist. Keinen Augenblick zweifelhaft war uns von jeher, daß die gute und gerechte Sache in dem von so aufgeklärtem und regsamem Volk bewohnten Lande endlich siegen müsse. Noch vor sechs Wochen aber hätte niemand gewagt, zu prophezeien, daß die Wahlen ausfallen würden, wie sie ausgefallen sind. Und wie die Wendung zum Bessern hier so rasch eintrat, könnte sie auch in ihrem weiteren Verlauf mit größerer Schnelligkeit dem Ziele zueilen, als wir erwarten.

Die frühere oder spätere Entscheidung des nun eröffneten Kampfes zwischen Ministerium und Volk hängt selbstverständlich vor allem von der Stellung ab, welche den Landesfürst einer liberalen Kammermehrheit gegenüber einnehmen wird. Wird er eher seine getreuen Stände oder eher seine seitherigen Minister nach Hause schicken? Wahrscheinlich ist, daß er geruhen wird, sich für das Erstere zu entscheiden. Jedenfalls wird „das Ministerium um jeden Preis" auf einen solchen Entschluß nach Kräften hinwirken. Aber man kann eine Kammer, die nach dem Herzen des Volks und nicht nach dem des Monarchen ist, einmal, zur Noth auch zweimal auflösen. Nicht gut möglich schon ist das dritte Mal, und das gefährliche Auskunftsmittel noch öfter anzuwenden und inzwischen ohne verfassungsmäßig zu Stande gekommenes Budget weiterzuregieren, würde selbst dem Freiherrn v. Dalwigk schlechterdings unmöglich fallen. Das hessische Volk aber hat an dem Beispiel des Bruderstamms im benachbarten Kurstaat gelernt, wie man durch getreues Ausharren und tapferes Protestiren auch die hartnäckigste Unbeugsamkeit nöthigt, Recht sein zu lassen, was Recht ist, und wenn sein Handeln nach seinem Wissen ist, so wird man gegnerischer Seits trotz aller granitnen Mienen mit der Zeit genöthigt sein, nachzugeben, wenn man sich nicht mit Bewußtsein ruiniren will.

Der Großherzog wird von dem Berichterstatter, der uns das Material zu diesen Betrachtungen lieferte, als persönlich wohlwollend und nur zu ängstlich geschildert. Wir hätten dazu noch einige andere Bemerkungen zu machen, wollen indeß aus Gründen, die auf der Hand liegen, davon absehen, wie wir vorhin von einer Parallele zwischen hessischen und sächsischen Zuständen absehen mußten. Es genüge also, zu bemerken, daß Ludwig der Dritte von einem Theil seiner Unterthanen als von den Ministern über die wahre Stimmung des Landes schlecht unterrichtet angesehen wird, daß er sich vor jeder kräftigen Regung des Volkslebens sofort in die innersten Gemächer seiner Hofburg zurückzieht oder zu seinem königlichen Schwager nach München, nach Befinden auch auf die Villa seines Schwiegervaters zu Edenkoben flüchtet, daß er die Bewegung, die durch sein Volk geht, als eine vom Nationalverein und dem Advocaten Metz, die ihn mediatisiren wollen, künstlich aufgestachelte ansieht, und daß er, wie alle unsre großen Herren, überhaupt keine Vorstellung davon hat, was im Volke vorgeht, und wie die Welt sich anschickt, eine andere Gestalt anzunehmen. Aber wenn nicht in Darmstadt, so doch in München wird man ihm endlich doch rathen, zu sorgen, daß er „Friede habe mit seinem Volke", schon deshalb, weil die im benachbarten Baden herrschende Eintracht zwischen Fürst und Volk ein so fatales Licht auf die hessischen Zustände wirft und weil andrerseits Illiberalität und Particularismus zusammen auf die Dauer nicht ertragen werden. Endlich aber ist der Firma Dalwigk u. Co. neuerdings im Fürstenhause selbst eine nicht gering zu achtende Gegnerin erstanden. Wir meinen die in constitutionellen Grundsätzen erzogene junge Gemahlin des präsumtiven Thronfolgers, der selbst für liberal denkend und zugleich Preußen zugeneigt gilt, und dessen erlauchte Schwiegermutter das größte Interesse dabei hat, daß ihre Tochter einst keinen wankenden, sondern einen in der Liebe des hessischen Volkes festbegründeten Thron besteige.

Auch über das Verhältniß des Großherzogs zu seinem wahrscheinlichen Nachfolger ließe sich noch mehr sagen. Genug aber. Wie sich auch die Dinge zunächst gestalten mögen, zweierlei ist gewiß: Es ist ein Stück deutscher Geschichte, das hier gemacht wird, und es gibt nimmermehr eine Versöhnung zwischen dem hessischen Volke und den Dalwigks. Sie sind für jetzt und alle Zukunft unmöglich geworden.

t.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Zur Charakteristik der innern Schweiz.

Culturhistorische Bilder aus der Schweiz von E. Osenbrüggen. Leipzig, Verlag der Roßbergschen Buchhandlung. 1863.

Wenige Länder Europa's umschließen in ihren Grenzen eine solche bunte Fülle culturhistorischer Gegensätze als der kleine Bundesstaat der Eidgenossen. Als Ganzes in sehr wesentlichen Stücken ein Muster für die deutschen Bestrebungen in nationaler und liberaler Richtung, durch die außerordentlichen Fortschritte, die sie auf volkswirthschaftlichem Gebiet seit der Umgestaltung von 1857 gemacht hat, und den festen Zusammenhalt aller ihrer Theile gegenüber den Ansprüchen der Nachbarn ein Beweis und ein Trost für jeden Bedenklichen, offenbart die Schweiz diese Eigenschaft nur noch mehr, wenn wir jene Gegensätze betrachten. Welch ein Unterschied zwischen dem Ton der Gesellschaft in Basel und der in Genf, zwischen Bern und den Urcantonen, zwischen dem Züricher und dem Tessiner! Hier altdeutsche Bürgersitte, dort modernes Franzosenthum, hier ein Fabrikland mit allen seinen Vorzügen und Mängeln, dort ein Hirtenvölkchen mit urthümlichen Sitten und Einrichtungen, in denen sich Menschen des fünfzehnten Jahrhunderts kaum fremd fühlen würden, hier am Ruder ein bigotter Katholicismus, dort ein liberales Regiment, das in der Handhabung des Rechts nicht entfernt durch Glaubensunterschiede gehindert wird, und doch das Ganze fest verbunden unter der Gesammtverfassung, vollendetes Selbstregiment in allem Besondern, Landschaftlichen neben strenger Centralisation in allem Gemeinsamen, Vaterländischen, treffliches Gedeihen des Einen durch das Andere.

Freilich ist dabei nicht ausgeschlossen, daß dem modernen Menschen manche der einzelnen Glieder dieses Körpers Anlaß zur Verwunderung und zum Tadel geben, daß uns namentlich in den der allgemeinen Cultur lange verschlossen gebliebenen Thälern der Urschweiz manches begegnet, was mehr romantisch als human erscheint, ja daß manches nicht mit Unrecht barbarisch genannt werden kann, was dem Volke dieser oder jener Landschaft als werthes Erbtheil der Väter gilt und als ganz in der Ordnung betrachtet wird. Indeß sind das nur Ausnahmen von der Regel, auf kleine Cantone beschränkt, Curiositäten, die den alten Blockhütten gleichen, welche wir in amerikanischen Großstädten bisweilen

mitten in eleganten Straßen stehen sehen, wie diese entweder aus egoistischen Gründen oder aus Liebe des Besitzers zur alten Zeit erhalten und wie diese zu baldigem Abbruch, zum Abbruch wenigstens durch die nächste Generation bestimmt.

Ein Theil des im Folgenden Mitgetheilten fällt in dieses Capitel, anderes ist ein schöner und der Erhaltung werther Rest altschweizerischen Lebens. Das Ganze wird neben dem oben angedeuteten Zweck auch der Belehrung juristischer Leser dienen. Die Quelle, aus der es stammt, ist das angeführte Buch des Prof. jur. Osenbrüggen, welches außer sehr hübschen Beobachtungen auf dem Gebiet des Rechtslebens in den Cantonen Appenzell, Unterwalden, Zug und Graubündten auch manches andere gute Bild, vorzüglich sauber ausgeführte kleine Landschaften, z. B. Ufenau, die Hutteninsel, bringt.

Wir schildern zunächst eine Landsgemeinde in Appenzell-Innerrhoden, wo die alte Form dieser Volksversammlungen, die auch in Uri, Unterwalden und Glarus vorkommen, am besten erhalten ist. Die jährliche ordentliche Landsgemeinde hat am „Sonntag vor eingehenden Maien", d. h. am letzten Sonntag im April statt, ist also nichts Anderes als eine altgermanische Maiversammlung. Alle „Landlüt" (der moderne Name Bürger oder Staatsbürger ist nicht gebräuchlich), die achtzehn Jahre alt sind und das Landrecht haben, erscheinen bei derselben und zwar noch jetzt nach alter Sitte mit einem Seitengewehr versehen — ein Nachklang des Taciteischen „ad negotia procedunt (Germani) armati". Das Seitengewehr des Appenzellers ist das Symbol seiner bürgerlichen Ehre. „Ehr- und wehrhaft" heißt, wer im Vollgenuß dieser Ehre ist, „von Ehr und Gewehr setzen" bedeutet, ihm diese Ehre gesetzlich entziehen. Noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts trug man in Appenzell das Seitengewehr bei Gericht, bei Hochzeiten (wie noch jetzt in schwäbischen Dörfern), auf Jahrmärkten, sogar bei der Communion.

Am Tage der Landsgemeinde begeben sich sämmtliche erste Landesbeamte auf das Rathhaus, dann in die Kirche zum Gottesdienst und dann mit der einfachen alten Musik von Trommeln und Pfeifen nach dem Landsgemeindeplatz. Die Musikanten sind halb weiß halb schwarz gekleidet und tragen auf der Brust silberne Schilde. Am Ziel der Procession angekommen, besteigt der Landammann, welcher „die Gemeinde führt" (präsidirt), ein in den Landesfarben schwarz und weiß angestrichenes Gerüst, den „Stuhl", an welchem zwei mächtige alte Schlachtschwerter angebracht sind. Ihm zur Rechten steht der Landweibel in seiner Amtstracht, ihm zur Linken der Landschreiber, der das Landbuch führt. Die Landlüt stehen davor nach Rhoden geordnet, mit ihren Hauptleuten an der Spitze. Der Landammann eröffnet die Verhandlungen mit einer Rede, die wie alle Ansprachen dieser Art mit den Worten „hochgeachtete, hochgeehrte Herren, getreue liebe Landlüt" beginnt, und nach deren Beendigung alle die Hüte abnehmend, die Drei auf dem „Stuhl" knieend, ein stilles Gebet

um den Beistand des Himmels bei den Berathungen sprechen. Dann fragt der Landammann die Hauptleute der Rhoden, ob sie mit der Landesrechnung zufrieden, worauf man zu den Wahlen der Landesbeamten schreitet. Gewöhnlich wird der Landammann auf ein zweites Jahr wiedergewählt. Tritt er nach diesem ab, so wird er Alt-Landammann Pannerherr, als welcher er früher die große Landesfahne zu tragen hatte, wenn die Rhoden ins Feld zogen. Dem neugewählten Landammann wird das Landsiegel übergeben, und er übernimmt dann sofort den Vorsitz bei der Landesgemeinde.

Die durch letztere zu besetzenden großen Aemter sind nach der Verfassung von 1829 außer dem genannten das des Statthalters, des Seckelmeisters, Landeshauptmanns, Landesbauherrn, Landesfähndrichs und des Landeszeugherrn, sowie das des Armenleuten-Seckelmeisters, des Armenleuten-Pflegers und des Kirchenpflegers. Das Verfahren bei diesen Wahlen beginnt damit, daß der Vorsitzende die Hauptleute der Rhoden fragt, wen sie für das betreffende Amt vorschlagen oder, wie der herkömmliche Ausdruck ist „wen sie dazu namsen". Nach der Umfrage an die Hauptleute kann jeder Landmann seinen Vorschlag thun. Dann wird abgestimmt, wozu der Führer der Landgemeinde mit den Worten auffordert: „Welchem wohlgefällt und gut dünkt, daß N. N. das hürig Jahr uwer regierender Landammann (oder Landeshauptmann, Seckelmeister u. s. w.) sei, der heb die Hand uf".

Ist man mit den Wahlen zu Stande, so wird, was sonst zu besprechen und zu ordnen ist, vorgenommen, wobei es oft sehr stürmisch zugeht und schließlich wie bei den Wahlen durch Handaufheben, „Handmehr" die Entscheidung herbeigeführt wird. Ist auch dieser Theil der Geschäfte erledigt, so bitten der Landsweibel und der Landschreiber um Bestätigung in ihren Aemtern für das folgende Jahr, und dann folgt zum Schluß die feierliche Beeidigung der sämmtlichen Beamten. Die Besoldungen der obersten Beamten sind sehr gering, ihre ziemlich viel Arbeit erfordernden Aemter mithin wenig gesucht. Früher war dies anders und Bestechung an der Tagesordnung, weshalb sich im Landbuch strenge Strafen für das sogenannte „Prakticiren" oder „Trölen" finden. Sehr begehrt sind die niedern Aemter des Landschreibers und Landweibels, die auch die „bittenden Aemter" heißen und um die sich der Humor der Appenzeller bisweilen in recht wunderlichen Formen bewirbt.

Nachdem die Landsgemeinde beendigt ist, treten die sieben Rhoden weiter auseinander, um ihre besondern Angelegenheiten zu verhandeln, zunächst, um ihre Hauptleute und ihre Vertreter im Großen und Kleinen Rath zu wählen. In jeder Rhod alterniren zwei Hauptleute in der Leitung der Geschäfte. Der regierende wird Amtshauptmann genannt.

Wir ersuchen jetzt den Leser, uns nach dem Rathhause in dem Flecken Appenzell zu folgen. Zur Rechten der in dasselbe führenden Thür sieht man

eine Holzbank und darüber das Halseisen. Der Rathssaal ist ein mäßig großes Zimmer mit gebräunten Wänden, an denen Gemälde die Heldenschlachten des Appenzeller Volks darstellen. Einen unbehaglichen Eindruck macht die hier aufgestellte Prügelbank, der man, obwohl sie in der hiesigen Rechtspflege eine sehr wichtige Rolle spielt, recht wohl einen bescheidenern Platz hätte anweisen können. Sie heißt „das Bocksfutter" und bildet nicht nur ein sehr wesentliches Glied im Strafensystem Appenzells, sondern wird von der Weisheit der Herren Richter auch fleißig als „Wahrheitserforschungsmittel" oder „uneigentliche Folter" gebraucht.

Beiden Zwecken dienen auch die höchst primitiven Gefängnisse, die mit Pentonville verglichen die unterste Stufe der Entwicklung des Gefängnißwesens neben der höchsten vergegenwärtigen. Auf dem Boden des Rathhauses, unmittelbar unter dem Dache stehen, den Käfigen in Menagerien vergleichbar, aus Bohlen gezimmerte Kasten, die aber nicht wie jene Käfige eine Lichtseite, sondern nur ein kleines Loch zum Hineinreichen der Speisen haben. Von Bewegung ist in diesen Kasten, in denen ein langgewachsener Mensch nicht einmal aufrecht stehen kann, nicht die Rede, und wer in ihnen Ruhe sucht, dem bleibt nur die Wahl, sich auf der Streu am Boden zusammenzukauern oder sich auf das darin angebrachte schmale Bret zu setzen.

Unser Berichterstatter äußerte gegen das Mädchen, das ihn herumführte, daß die Inquisiten in diesen Kasten sich wohl leicht zum Geständniß bequemten. Ja, erwiderte sie, namentlich im Winter. An eine Erwärmung des Bodenraums ist nämlich nicht zu denken.

Außer den geschilderten kleinen Käfigen befindet sich auf demselben Dachboden ein größerer mit einem Bett, den man fast ein Zimmerchen nennen kann, und der für Honoratioren und Eheleute bestimmt ist. Zu bemerken ist, daß alle diese Gefängnisse auch auf dem Gebiet des Civilrechts ihre Leistungsfähigkeit bewähren. „Wenn eine Appenzellerin jemand als Vater ihres unehelichen Kindes angibt, dieser aber die Vaterschaft ablehnt, so werden falls ihre Aussage Grund zu haben scheint, beide eingesperrt, sie in dem Anstandsgefängniß, er in einem der kleineren Kasten. In kurzen Fristen wird ihm die Paternitätsfrage wiederholt vorgelegt; er fügt sich ins Unvermeidliche, unterschreibt das betreffende Papier und ist wieder ein freier Appenzeller. Auf diese Weise erlangen die Gemeinden den Vortheil, nicht mit der Ernährung unehelicher Kinder behelligt zu werden."

Man sieht aus dem „Bocksfutter" und den Bohlenkäfigen des Appenzeller Rathhauses, daß die Väter dieses Volkes das ganze Gewicht der Vorschrift, mit den kleinsten Mitteln das Mögliche zu erreichen, begriffen haben, und der Jurist hat in ihnen die unmittelbare Anschauung eines Stücks mittelalterlicher Rechtsgeschichte vor sich.

Nur langsam wich hier die germanische Blutrache dem öffentlichen Straf-

recht, und bis in die neueste Zeit diente den Landleuten Appenzells, die nach dem alten deutschen Satze „Selbst ist der Mann“ keine Neigung hatten, die Gerichte mit Injurienklagen zu incommodiren, eine eigenthümliche Art des Zweikampfes als Mittel Genugthuung zu erlangen. Der Beleidigte forderte den Beleidiger zum Faustkampf heraus, der nach unserer Quelle folgendermaßen geregelt war:

„1) Ein solcher Kampf soll immer unter freiem Himmel abgemacht werden, nicht in einem Hause, besonders nicht in einem Wirthshause. 2) Es sollen mehre Zeugen zugegen sein. 3) Es muß eine förmliche Herausforderung stattgefunden, und es müssen beide in den Kampf gewilligt haben. 4) Die Kämpfer sollen keine Schlagringe und andere Fingerringe tragen, einander nicht boshafter Weise auf den Bauch schlagen oder stoßen, noch an andere empfindliche Theile gefährliche Griffe thun; wer dawider handelt, soll als schlechter Kerl angesehen werden.“ Ist einer von den Kämpfenden vollständig zu Boden geschlagen, so ist der Streit entschieden. Kämpfer und Zeugen gehen dann in ein Wirthshaus, um „den Frieden zu trinken“. Kann ein Landmann die Herausforderung wegen zu großer Ueberlegenheit des Gegners nicht annehmen, so mag er diesem durch den Landweibel Frieden anbieten lassen, der bei Strafe an Leib und Ehre gehalten werden muß.

Schlägereien außerhalb dieses Faustrechts sind als Frevel bei Geldbuße untersagt. Trifft ein Appenzeller Leute bei einer ungesetzlichen Schlägerei, so hat er die Pflicht „Frieden zu gebieten“. Die Streitenden müssen seiner Aufforderung, wenn sie nicht gestraft werden wollen, gehorchen. Selbst Weiber können Frieden gebieten. Hand und Mund derer, denen Frieden geboten ist, sind gebannt, so daß jeder weitere Angriff auf den Andern als Bruch des höhern Friedens, den man als Verstärkung des allgemeinen Landfriedens nehmen kann, schwere Folgen hat. Ein anderes Stück des alten Friedensrechts hat sich darin erhalten, daß Frevel und Schlägerei an Kirchweihen, Jahrmärkten und Landsgemeinden sowie zu Neujahr und Aschermittwoch mit der großen Buße belegt werden; doch muß diese zuvor vom Landweibel ausgerufen worden sein.

Interessant ist das Criminalverfahren in Appenzell. Die Verhaftung des eines Verbrechens Verdächtigen verfügt der Landammann, in dessen Abwesenheit der Statthalter. Die Untersuchung wird vom Wochenrath geführt, der sich in wichtigen Fällen durch einen „Zuzug“ zum Blutrath constituirt. Der Angeschuldigte ist in dieser Untersuchung ein Object, welches bearbeitet wird — auch mit dem „Bocksfutter“ des Ochsenziemers. Hiebe wirken auf das Geständniß hin, Hiebe strafen etwaige Lügen, Contumazialprügel und Aehnliches figuriren in der Gerichtsordnung.

Nach Beendigung der mit solchen Kraftmitteln geführten Untersuchung kommt der Inculpat vor den Großen Rath, der als Criminalgericht über Leben

und Tod entscheidet. Die Sitzung wird bei offenen Thüren gehalten. Der als öffentlicher Ankläger auftretende Beamte führt noch den alten Namen „Reichsvogt", der Armenpfleger spricht als Vertheidiger — „der eine macht die Gerechtigkeit, der andere die Barmherzigkeit" sagen die Appenzeller. Haben beide ihre Vorträge gehalten, so bemerkt der Landammann, daß wenn jemand von der ehrwürdigen Geistlichkeit oder von den Verwandten des Angeklagten eine Fürbitte einlegen wolle, er es jetzt thun möge. Dieses Bitten um Gnade findet fast immer statt; denn hat der Betreffende keine Freunde, so kann er doch darauf rechnen, daß die Kirche, „die nicht nach Blut dürstet", in dem entscheidenden Augenblicke die Richter zur Milde mahnt. Der Inculpat tritt darauf ab, und nun wird, bei verschlossenen Thüren, das Blutgericht gehalten. Jeder Rathsherr hat seine Stimme abzugeben. Die absolute Majorität entscheidet. Bei Stimmengleichheit vertritt die Stimme des Landweibels zu Gunsten des Angeklagten den calculus Minervae. Die Thüren thun sich hiernach wieder auf, und die Verkündigung des Urtheils erfolgt. Lautet es auf Tod, so tönt die große Glocke und folgt das hochnothpeinliche Halsgericht. Der Landammann zerbricht den Stab und wirft mit den Worten: „Wenn denn keine Gnade stattfindet, so gnade ihm Gott!" die Stücke unter das Volk, worauf ohne Verzug zur Hinrichtung geschritten wird.

Vor einigen Jahren noch geschah es, daß eine zum Tode verurtheilte Kindesmörderin von den Appenzeller Franciskanerschwestern losgebeten wurde, die sich anheischig gemacht, die Sünderin bei sich aufzunehmen und zu bessern. Noch eigenthümlicher ist ein anderer derartiger Fall, bei welchem die Besitzer von Grundstücken in der Nähe des Hochgerichts gegen den Vollzug des Todesurtheils protestirten, „weil man ihnen dabei ihre schönen Weiden zertreten werde", und die Hinrichtung in Gefängnißstrafe umgewandelt wurde. Im Gegensatz dazu soll ein anderes Mal, als auf lebenslängliche Zuchthausstrafe erkannt war, die Plätze aber, welche Appenzell-Innerrhoden sich im Zuchthaus von St. Gallen erkauft hatte, besetzt waren, die Verwandlung in Todesstrafe stattgefunden haben, was beiläufig nach den Mittheilungen eines Freundes der Redaction auch in den Cantonen der Urschweiz wiederholt geschehen wäre*).

Die Leser werden nach dem Gesagten vermuthlich erwarten, daß auch die Civilrechtspflege in Appenzell-Innerrhoden sich durch große Einfachheit auszeichne, und dies ist in der That der Fall. Nirgends hat das germanische Recht sich einfacher erhalten als hier, wo man nie ein Corpus juris und nie einen Juristen hatte. Zum Fürsprech kann eine der Parteien nach altdeutscher Weise einen der Richter wählen, z. B. ein Mitglied des Wochenraths. Bei der bloßen mündlichen Verhandlung der Streitsachen sind keine Speicher voll

*) Namentlich in solchen Fällen, wo es sich um sogenannte „Heimathslose" handelte.

Acten entstanden, obwohl ein Proceß vom Hauptmann der Rhod bis zum Großen Rath mehre Instanzen durchlaufen kann.

Diese letztern Einrichtungen erscheinen sehr zweckmäßig für die meisten Fälle. Indeß darf man nicht glauben, hier keine Klagen über Parteilichkeit und Ungerechtigkeit zu hören. Beide Parteien haben natürlich Recht, und doch bekommt nur die eine Recht. Das ist überall so in der Welt, aber nicht überall ist wie in Appenzell auch gesorgt, daß die verlierende Partei diese Wahrheit auch aussprechen darf. Nach unsrer Quelle nämlich gestattet man hier jedem, der einen Proceß verloren hat, einen Tag lang nach Belieben auf Gericht und Obrigkeit zu schimpfen. „Ein Ueberrest des Urtheilscheltens im ältern deutschen Recht", bemerkt Osenbrüggen dazu, „liegt darin wohl nicht, wohl aber findet sich auch im altfranzösischen Recht der Satz: „il faut laisser 24 heures aux plaideurs pour maudire ses juges."

Die Appenzeller machen sich diese Vergünstigung wacker zu Nutze, und wie sie sich dadurch das Herz erleichtern, bereiten sie als witzige Zungen auch ihren Mitmenschen bei solcher Gelegenheit eine angenehme Unterhaltung, und die Frau zu Hause hat den Verdruß des Mannes nicht allein zu genießen.

Gemüthlichkeit und Billigkeit im Urtheil zeigt folgender scherzhafte Fall. „Seit Jahren," so erzählt unser Berichterstatter, „ist in Appenzell ein häufiger, beliebter Gast Herr S. von St. Gallen. Wenn er im Flecken anlangt, reicht ihm die Gastwirthin aus dem Schranke seinen Appenzeller Anzug, die rothe Weste, das schwarze Käppchen, er kämmt sein Haar à l'Appenzell, näselt und schreit wie ein Senn, kurz, wird ein Appenzeller wie er leibt und lebt. Eines Abends, als er in etwas erhöhter Vitalität vom Weißbad heimkehrt, trifft er auf der Straße in Appenzell den Nachtwächter, der gerade die Stunde abrufen und die Einwohner mahnen will, den Schlaf der Gerechten zu suchen:

Jez betet und jez göhnt ins Bett,
Und wer e rüeihig Gwisse hat,
Schlof sanft und wohl! Im Himmel wacht
E heiter Aug die ganzi Nacht.

Herr S. hatte wohl ein ruhig Gewissen, aber die Phantasie war unruhig. Es überkommt ihn die unwiderstehliche Lust, einmal den Nachtwächter von Appenzell zu spielen. Er überredet den Diener der Nacht, ihm Rock, Mütze, Horn und Morgenstern zu borgen, und alsbald ruft er die Stunde ab, als wenn er ein geborner Nachtwächter wäre. Die Appenzeller erkannten aber den Unterschied von Nachtwächter und Nachtwächter, und als am andern Morgen der bisherige wohlbestallte Wächter vor „die Herren" gefordert wurde, merkte er wohl, daß seine Stunde geschlagen habe, nur eine andere als die gewöhnlichen Stunden, deren Herold er war. Aber zu seiner angenehmen Ueberraschung

lautete das Erkenntniß: In Erwägung, daß er das ihm anvertraute Amt eigenmächtig einem Fremden überlassen habe, sei es Recht, daß er dieses Amt verliere. Aber in weiterer Erwägung, daß den Bitten des Herrn S. in Appenzell niemand widerstehen könne, wolle man Gnade für Recht ergehen lassen, eine Wiederholung der Art jedoch strenger Ahndung vorbehalten."

Aehnliches theilt das Buch aus Unterwalden mit. Auch in den beiden Halbcantonen Ob- und Nidwalden hat die Rechtspflege noch eine sehr antike Färbung, die große Reform des strafgerichtlichen Verfahrens, die in andern Theilen der Schweiz Eingang gefunden hat, blieb hier unbekannt, und die hiesige Beweislehre enthält daher bedenkliche Stücke. Dem Scharfrichter spricht noch eine Taxordnung von 1839 „für sein Erscheinen bei dem Examen eines Inhaftirten" 30 Schillinge zu, und dasselbe bewilligt die Taxordnung vom nächstfolgenden Jahre „für das Ausstreichen mit Ruthen im Folterstüble" und „für das Haarabschneiden". Diese scharfe Examenpraxis reicht bis in die neueste Zeit. In einem Protokoll von 1855 heißt es: „Bei des Inquisiten Vorführen ins Examen wird der Profoß vorgestellt", dann: „Inquisit wird im Folterstüble mit 10 Ruthenstreichen gezüchtigt, nachher wieder vorgeführt. Jetzt wird ihm eröffnet, wenn er nicht aufrichtiger sein wolle, so müsse er abermals ins Folterstüble abgeführt und mit Strenge behandelt werden." Einem solchen Verfahren entspricht auch das materielle Strafrecht. Kein Land auf deutscher Erde, das eine Antiquität juristischen Bereichs wie diese aufzuweisen hätte. Die Strafmittel sind großentheils Kirchenstrafen, und wo irgend eine schwere Strafe verhängt wird, fehlt es nicht an einer kirchlichen Zulage. Sieht man ein derartiges Erkenntniß an, so erscheint es wegen der Menge der neben einander zur Anwendung kommenden Strafen streng, und doch sind letztere in weit kürzerer Zeit zu verbüßen, als die auf dasselbe Vergehen gesetzten in einem Staat, der wie das benachbarte Luzern ein Strafgesetzbuch des neunzehnten Jahrhunderts besitzt. Der Contrast der beiden Cantone ist in dieser Hinsicht ungeheuer. Auf Zuchthäuser als Besserungsanstalten sind die Unterwaldner nicht eingerichtet, und zum Ernähren fremder Verbrecher, über die bei ihnen geurtheilt werden muß, halten sie sich nicht für verpflichtet. Sie helfen sich in solchen Fällen einfach mit Verbannungsdecreten, welche wohlfeile Strafe bisweilen auch auf Cantonsangehörige angewendet wird. So wies man 1854 einen Züricher wegen qualificirten Diebstahls auf Lebenszeit aus Obwalden, so verwies man in demselben Jahre einen Luzerner Knaben wegen grober Unzucht auf fünfzehn Jahre aus dem Canton, und so verhängte man über Franz Lüthold von Alpnacht (in Unterwalden) wegen Diebstahls mit Einbruch Cantonsverweisung auf sechs und Ehrlosigkeit auf zehn Jahre.

Der Verbannung gegenüber steht die Eingrenzung. 1854 wurde Johann Bäbi, Sohn des Melchior, wohnhaft gewesen in Giswyl, wegen Diebstahls

und Unzucht auf vier Jahre in seine Heimathsgemeinde eingegrenzt. Die Eingrenzung geschieht auch auf unbestimmte Zeit und wird bisweilen durch das Verbot, des Nachts auszugehen, verschärft, in der Regel auch durch Untersagung des Besuchs von Märkten, wovon 1855 ein Fall vorkam.

Besonders häufig sind, für Männer wie für Frauen, die Ehrenstrafen: „Einstellung im Activbürgerrecht", Ehrloserklärung u. s. w. Fälle der Art waren in letztverflossenen Jahrzehnt: Peter Joseph Sigrist, Steiniseps, von der Schwendi, wegen qualificirten Diebstahls und Vagantität, auf zehn Jahre ehrlos erklärt, auf vier in der Schwendi eingegrenzt, ferner Eugen von Aa, wegen Diebstahls auf zwei Jahre mit nächtlichem Hausarrest belegt; auf acht ehrlos erklärt, wozu noch auf zwei Jahre das Verbot Handelschaft zu treiben kam, endlich Franz Joseph Zumbühl, Mühlefranzen, von Stanz, der wegen Bankerotts durch Urtheil des Regierungsraths ehrlos gemacht und aus Obwalden verwiesen wurde. „Wer daher," so schloß das Erkenntniß, „diesem Zumbühl hierorts Aufenthalt gestattet, verfällt in die durch Art. 13 der Verordnung für Fremdenpolizei festgesetzte Strafe von 10 bis 50 Franken."

Oft kommt die Ausstellung auf dem „Lasterstein" mit der Ruthe in der Hand vor. In Obwalden verurtheilte das Gericht noch 1855 einen Mann und dessen Frau wegen schlechter Erziehung und Verpflegung ihrer Kinder, ersteren außerdem wegen Spiel- und Trunksucht, zu solcher öffentlichen Ausstellung, wobei über dem Lasterstein die Worte „pflichtvergessene Eltern" zu lesen waren. Die Ruthe ist das Zeichen verwirkter körperlicher Züchtigung, im Mittelalter konnte jeder dieselbe nehmen und den Missethäter damit schlagen. Gewöhnlich ist der Lasterstein nicht eine selbständige Strafe, sondern gehört in die Kategorie der Zugaben.

„In Nidwalden lautete 1851 das Urtheil gegen eine Brandstifterin, sie solle 1) eine Viertelstunde lang unter Läutung der Glocke und Verlesung des Strafurtheils auf den Lasterstein gestellt werden, 2) an einem Sonntag unter dem vormittägigen Gottesdienste in der Pfarrkirche Stans vorknien und es solle zugleich eine auf das Verbrechen der Brandstiftung bezügliche Predigt gehalten werden, 3) werde sie auf zwei Jahre zum Zuchthaus condemnirt, 4) nach verbüßter Zuchthausstrafe solle sie vier Jahre lang an Sonn- und gebotenen Feiertagen den vor- und nachmittägigen Gottesdienst besuchen und alle zwei Monate ihre Andacht verrichten (beichten und communiciren?), 5) sie sei nach Entlassung aus dem Zuchthause der Aufsicht der Polizei und der Freundschaft unterstellt, welche letztere nöthigenfalls für ihren Unterhalt zu sorgen habe, 6) sie sei der Ehrenfähigkeit verlustig erklärt." Der Ehemann dieser Frau, welcher der intellectuelle Urheber ihres Verbrechens gewesen, bekam acht Jahre Zuchthaus. Da er diese Strafe ungerecht fand, so entwich er, aber nur, um beim Bundespräsidenten in Bern sein heimisches Criminalgericht zu verklagen.

Nach Nidwalden zurückgekehrt, wurde er wegen Beschimpfung der Obrigkeit mit der (auch in andern Cantonen früher nicht ungewöhnlichen) Strafe belegt, eine Viertelstunde unter Läutung der Glocke und mit einem Knebel im Munde auf dem Lasterstein stehen zu müssen.

Nicht minder merkwürdig war das 1855 in Sarnen gegen ein Mädchen Katharine Berchtbold ergangene Erkenntniß. Dieselbe traf wegen Unsittlichkeit und lügenhafter Aussage in eidlichen Verhören: Ausstellung am Lasterstein, Vorknien in der Kirche, viermonatliche Kettenstrafe (im elterlichen Hause zu verbüßen!) Eingrenzung in die Gemeinde mit nächtlichem Hausarrest und Anweisung eines besondern Stuhls in der Kirche, dies alles auf drei Jahre, endlich 100 Franken Geldstrafe und Ersatz der erwachsenen Kosten. Ein wohlgemischter Speisezettel, wie man sieht, zu dem die Kirche den Senf und den Pfeffer gibt.

Als Beispiele der Betheiligung der Kirche bei der Strafvollziehung mögen noch folgende Fälle dienen: Einer, der aus einer Kirche eine Ampel gestohlen, mußte während des Gottesdienstes unter der wiederaufgehangnen Ampel stehen. Drei Kinder von elf bis fünfzehn Jahren wurden wegen Diebereien zu nächtlichem Hausarrest auf drei Jahre, Vorknien während einer Christenlehre und dreijährigem Besuch der Christenlehren und Gottesdienste in der Pfarrkirche zu Kerns, wozu ihnen ein eigner Stuhl angewiesen wurde, verurtheilt. Endlich figurirte 1854 in dem Strafenregister eines Todtschlägers sogar „das Vorknien in allen Pfarrkirchen des Landes behufs einer angemessenen Strafpredigt".

Ungemein oft ergehen gegen falsche Spieler und Händelmacher wie als Zuthat zu andern Strafen Erkenntnisse folgenden Inhalts: „Dem N. N. ist der Besuch der Wirthhäuser und alles was räuschig macht, zu trinken und jedermann ihm dergleichen geistige Getränke zu verabreichen verboten" mit dem Beisatz: „ist auszukünden und auf die öffentlichen Trinkzettel zu schreiben." Wirthe, welche dem Verbot zuwiderhandeln, und solche, die dem Betreffenden geistige Getränke aus dem Wirthshaus holen, werden mit Geldbußen bestraft, letzterer kommt auf die Prügelbank. Die Verbannung aus der Schenke ist keineswegs eine leichte Strafe, da der Schweizer es allenthalben liebt, nach Sonnenuntergang seinen Platz am Stammgaststische des Wirths einzunehmen.

Wir übergehen andere interessante Mittheilungen des Buchs, um noch einen Blick auf die Handhabung des Criminalrechts im Canton **Zug** zu thun. Hier führte man noch im Jahre 1738 die furchtbare Tragödie eines so großen und vollständigen Hexenprocesses auf, wie er sonst auf deutschem Boden im achtzehnten Jahrhundert nicht vorgekommen ist.

„Ein schwachsinniges Mädchen von siebzehn Jahren hatte sich nach einer Unterredung mit den Jesuiten bei dem Hexentribunal in Zug als Hexe angegeben. Auf ihre Aussage wurden Männer, Frauen und Mädchen, darunter

eine siebzig- und eine achtzehnjährige, allen erdenklichen Folterqualen unterworfen. Ein Mann und seine junge Tochter hielten alle Qualen aus, ohne zu gestehen und wurden endlich freigesprochen. Ein armes Weib, die Liederfrau aus dem Thurgau, hatte auch nicht gestehen wollen, aber Marter, Hunger und Frost machten ihrem Leben ein Ende; man fand sie am 29. Januar 1738 in einem Winkel ihres grabähnlichen Kerkers zusammengekauert und todt. Die Uebrigen starben den Henkertod: die Angeberin wurde nur enthauptet, dreizehn Frauen und Mädchen wurden verbrannt oder strangulirt; einigen von ihnen schärfte man noch die Todesstrafe durch vorangehendes Reißen mit glühenden Zangen; einer Frau wurde vorher die rechte Hand abgehauen und die Zunge mit einer feurigen Zange aus dem Munde gerissen. Das Alles geschah im Jahr des Heils 1738!"

Noch jetzt zeigt man das Lokal, wo die Folterungen der „Unholden" vorgenommen wurden. Es ist der innen vollkommen dunkle „Kaibenthurm". Osenbrüggen gibt davon folgende Schilderung: „Nachdem zwei Kerzen angezündet waren, stiegen wir einige steile Treppen hinan zu der alten Folterkammer ganz oben im Thurme, in welcher die peinliche Frage der Hexen stattgefunden hat. Von dem gebrauchten Apparat war nur noch wenig vorhanden. Wie man ein ziemlich großes Korbgeflecht in Form einer Muschel, „die Hexenwanne" gebraucht hat, ist mir nicht recht klar geworden. Ein Querholz mit Löchern gehörte dazu, und jedenfalls sind die Quästionirten in dieses Instrument eingezwängt und in exquisiter Weise gewaschen und gemartert worden. Vollständiger ausgerüstet ist die neue Folterkammer, welche in diesem Jahrhundert bezogen wurde. Man sieht den ganzen Apparat zum „Aufziehen", die Balken, das Rad, die Rolle und die drei sauber behauenen Steine, von denen der größte zwei Centner wiegen soll. In der Gradation der Folter wurde bei hartnäckig Leugnenden bis zum Anhängen des größten Steins an die Beine, dem dritten Grade, vorgeschritten; bisweilen wurden gar alle Steine auf einmal angehängt. Der eiserne „Kranz", welcher den Unglücklichen aufgesetzt wurde, ist nicht mehr vorhanden, wohl aber die „Geige" und der „spanische Bock".

Die Folter ist in Zug bis gegen das Jahr 1830 angewendet worden, obwohl in etwas milderer Weise als früher, d. h. man begnügte sich seit Anfang des Jahrhunderts allmälig mit dem Aufziehen ohne angehängte Steine, mit dem Anlegen von Daumenschrauben und dem Hinstrecken des Angeschuldigten auf den Boden, in welchem Krampen angebracht sind, an die man den Unglücklichen befestigte, um ihn durch Ruthenstreiche zum Geständniß zu nothwendigen. Noch im Jahre 1824 hat eine Folterung wegen Incest statt gehabt, und der Daumenschrauben bediente man sich noch später, „aber nur", wie der Führer unsres Berichterstatters naiv meinte, „wenn die Schuld gewiß war und blos das Geständniß fehlte."

Ein schwacher Trost dieser republikanischen Gerechtigkeitspflege gegenüber ist, daß in einem europäischen Königreich, in dem weiland Königreich Neapel, die Folter noch volle dreißig Jahre später in kräftigster Weise politische Untersuchungen unterstützte.

Der Kaibenthurm enthält auch noch jetzt gebrauchte Gefängnisse, die eine vollkommene Isolirhaft möglich machen. Es sind Balkenkasten, in deren absoluter Finsterniß der Gefangne nur noch ahnt, daß Sonne und Mond in der Welt sind, und in denen man dem hartnäckig leugnenden Inquisiten die Kost zu ganz unregelmäßigen Zeiten reicht, so daß auch diese Erinnerung an Tag und Nacht ihm verloren geht. Er kennt nur die lange bange Zeit. Die Stadt mag abbrennen, er weiß es nicht, nur ein Erdbeben würde ihm Kunde von der Außenwelt geben. Einen starken Gegensatz gegen diese Isolirhöllen bilden die im alten „Zeitthurm" von Zug eingerichteten Gefängnisse, ebenfalls Bohlenkäfige, aber in unmittelbarer Nähe der großen Uhr, von welcher der Thurm seinen Namen hat, angebracht, so daß der Gefangne hier jede Viertelstunde von dem Arbeiten dieser eisernen Zunge der Zeit aufgeschreckt wird.

Im Jahr 1851 ließ sich der Regierungsrath über das Gefängnißwesen Bericht erstatten. Derselbe ging dahin, „daß die Gefängnisse einen abschreckenden Contrast zu der Humanität der Zeit bildeten," wurde aber ad acta gelegt, und noch jetzt ist alles beim Alten. Zug hat nur die erwähnten Käfige — sowohl für Straf- als Untersuchungshaft. Doch werden schwere Verbrecher jetzt bisweilen im Zuchthaus von Zürich untergebracht, während man sie früher häufig auf die Galeeren Italiens schickte*) was unter andern im Jahre 1735 dem antifranzösisch und demokratisch gesinnten Landammann Schuemacher durch die Partei der „Linden", d. h. die Aristokraten und Franzosenfreunde geschah.

Endlich hatte man in Zug bis auf die neueste Zeit noch ein sehr eigenthümliches Surrogat für die Zuchthausstrafe, welches in den dreißiger Jahren in der ganzen innern Schweiz verbreitet war. Der Verurtheilte wurde an den Mindestfordernden versteigert, so daß dieser ihn in seinem Hause an einer Kette zu halten und zu füttern hatte.

„Noch vor einigen Jahren," so erzählt Osenbrüggen, „war ein solcher Unglücklicher in Aegeri oder Menzingen in eine an der Wand des Hauses befestigte Kette gelegt. Spielende Kinder gingen ab und zu, um sich mit ihm zu unterhalten und sich kleine Papparbeiten von ihm machen zu lassen."

*) Kam im siebzehnten Jahrhundert auch in der freien Stadt Nürnberg sowie in Landschaften vor, die jetzt zu Baden gehören. D. Red.

Neue historische Literatur.

Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft von Cl. Th. Perthes. 1. Band. Das südliche und westliche Deutschland. Gotha. 1812.

1.

Zu dem ausgezeichneten Werk, welches der Titel den Lesern d. Bl. anzeigt, war Perthes vor vielen andern befähigt. Durch seine Schriften über das deutsche Staatsleben vor der Revolution und das Leben von Friedrich Perthes hat er bewährt, wie vertraut er mit der Geschichte jener Zeit ist, namentlich das letzte Buch stellt einen großen Fortschritt in der politischen Biographie vor. Friedrich Perthes war selbst keine große Persönlichkeit, aber durch seine vielseitigen Verbindungen und die Ereignisse wurde er ein Ohr der Zeit, und die an ihn gerichteten Briefe, welche uns der Sohn mittheilt, bieten treffliches Material für die Geschichte jener Tage. Daneben ist das Buch sehr gut geschrieben, und wir können nur bedauern, daß nicht die Aufgabe Steins Leben zu schildern einer ähnlich kunstfertigen Hand zugefallen ist. Diesmal löst Perthes eine größere Aufgabe: Darstellung der Einwirkungen, welche die französische Umwälzung auf Deutschland in politischer und socialer Beziehung gehabt, und er thut dies in der belehrendsten Weise. Es war lange zu beklagen, daß in den Geschichten des Zeitalters der Revolution alle Aufmerksamkeit auf die Begebenheiten in Paris und die Feldzüge gerichtet war, erst Sybel und Tocqueville haben, was Frankreich betrifft, die tiefern socialen Gründe der Bewegung enthüllt, für Deutschland aber gebrach es, mit Ausnahme Preußens, bisher an einer eingehenden Schilderung der innern Verhältnisse. Offenbar aber liegt für uns doch die größte Bedeutung der ganzen Revolution in dem Einfluß, den sie auf die heimischen Zustände gehabt hat, das Werk von Perthes füllt daher um so mehr eine große Lücke aus, als unsrer Ansicht nach die gestellte Aufgabe auf das glücklichste gelöst ist.

Die Einleitung zeigt, wie am Ende des 18. Jahrhunderts das Bewußtsein der gemeinsamen Nationalität im deutschen Reiche vollkommen geschwunden war; gleich Leichensteinen standen Kaiserthum und Reichstag, Reichsgerichte und Reichsarmee umher, verwitterte Denkmale untergegangener Größe, die nur Spott oder Schmerz erweckten. Mit den politischen Formen war allmälig auch das politische Leben erloschen, das die Voraussetzung für die Dauer jedes andern nationalen Gutes bleibt, in den einzelnen Territorien waren die staat-

bildenden Kräfte erstarrt, die Erschöpfung des dreißigjährigen Krieges hatte den fürstlichen Absolutismus ermöglicht, der Staat sah im Menschen keinen berechtigten Bürger, sondern nur den Unterthan, das zu regierende Object. Nur mächtige Stöße konnten die träge Masse aufrütteln und als solche traten Friedrich der Große und die französische Revolution auf. Wir wollen uns hier bei ersterm nicht aufhalten, nachdem uns seine Bedeutung noch kürzlich Freytag so trefflich dargestellt hat und wenden uns zu der letztern. Die Revolution traf Deutschland nicht unvorbereitet; wenn keine lebendigen Parteien da waren, welche wie im Mittelalter und in der Reformation auf dem Boden der Wirklichkeit erwuchsen, so hatte doch die philosophische Speculation durch die Theorien der naturrechtlichen und Montesquieu'schen Schule vorgearbeitet. Da das Mitwirken am lebendigen Staat versagt war, so zimmerte man sich einen besten Staat in der Einbildung, in dem alles nach dem Richtmaß der Vernunft aufgebaut war, und begrüßte daher den Versuch der Franzosen, einen solchen Idealstaat in die Wirklichkeit zu übersetzen, mit lautem Beifall. Aber richtig bemerkt Perthes, daß durch Parteien, welche auf bloßen Theorien fußten, noch nie Staaten gestürzt oder reformirt sind, und daß jede eingreifende Veränderung auch in Deutschland nach 1789 aus den besonderen Zuständen, Personen und Ereignissen der Territorien hervorging, welche mit der Revolution zusammentrafen. Gerade in dem Theil des Reiches, das französischen Angriffen offen lag, war die Zerstücklung am kläglichsten, während im entlegneren Osten Preußen und Oestreich einen Halt gaben; im Westen hatten also Revolution und Napoleonismus verhältnißmäßig leichtes Spiel, nachdem erst jene größern Mächte diesen Theil Deutschlands den Fremden überlassen hatten. Das deutsche linke Rheinufer theilte sich wesentlich unter die drei geistlichen Kurfürstenthümer Mainz, Köln und Trier und die beiden Reichsstädte Köln und Aachen. Nur die beiden letzteren hatten ein selbständiges Leben gehabt. Bereits in der Römerzeit hatte Köln eine Rolle gespielt, in der Einbürgerung des Christenthums auf deutschem Boden nahm es eine hervorragende Stellung ein, es wuchs während der Herrschaft der Merovinger und Karolinger und stieg im Mittelalter zu immer größerer Bedeutung. Es gehörte zu den wenigen deutschen Städten, in denen sich zu allen Zeiten ein Kern freier Geschlechter behauptete, die dann im zwölften und dreizehnten Jahrhundert den Kampf für die Unabhängigkeit von bischöflicher Herrschaft in erster Reihe und mit größtem Erfolge fochten, die Schlacht von Woringen (1288) stellte Köln dauernd vor dem Priesterregiment sicher. Im vierzehnten Jahrhundert folgten die Kämpfe der Geschlechter mit den Zünften, welche mit dem Siege der letzteren endeten, auf dem Verbundbrief von 1396 ruhte fortan die Verfassung der Stadt, die neue städtische Obrigkeit, Rath und Gaffelfreunde, ging aus der gesammten zünftigen Bürgerschaft hervor. Das bewegte politische Leben hatte

ein starkes Geschlecht groß gezogen, das sich auch nach außen kräftig geltend zu machen mußte; weithin erstreckten sich Kölns Handelsbeziehungen, und bis zum fünfzehnten Jahrhundert leitete es mit Lübeck die Hansa; in Kunst, Wissenschaft und Handwerk stand es keiner deutschen Stadt nach. Aber der Geist wich aus den Formen, als Köln die Reformation zurückwies und die Dunkelmänner beschützte. Der Handel sank zur Krämerei, die Malerschule zur Anstreicherzunft, das Handwerk war auf den Bedarf der Nachbarn beschränkt, nicht einmal die vorhandenen Denkmäler wußte man vor dem Verfall zu bewahren. Während in den erzbischöflichen Residenzen Mainz, Koblenz und Bonn die Aufklärung wenigstens ein gewisses Leben in Verwaltung und Wissenschaft brachte, lag Köln wie Aachen regungslos in den starren Formen des Katholicismus, welche die Gegenreformation erzeugt hatte. Je bedenklicher der Erzbischof in Bonn dem neuen Geist huldigte, desto leidenschaftlicher warf sich das in Köln gebliebene Domcapitel mit seinen reichsfürstlichen und reichsgräflichen Domherren und Domicillaren, Vicaren und Capellanen in eine bigotte Opposition. Die zusammengeschmolzene Bevölkerung lag ganz in der Hand eines zahllosen Klerus. In den drei Gymnasien ertheilten Priester im Priesterkleid den Unterricht an Schüler, welche in allen Classen Rosenkranz und Gebetbuch stets bei sich führen mußten. Die Universität war halb eine kirchliche Anstalt, halb eine reichsstädtische Zunft, welche jeden Nichtkölner eifersüchtig fern hielt. Die wenigen Versuche, etwas von dem Licht der Zeiten Lessings oder auch nur Sailers in die dumpfen Zellen einer hochmüthigen Orthodoxie zu leiten, mißlangen vollständig. In dem Bestreben, die Stadt so rein von Gedanken zu erhalten wie die Hörsäle, wurde die Universität von dem erzbischöflichen Official, dem päpstlichen Nuntius und einem Dominicaner unterstützt, welcher aufgestellt war als Inquisitor gegen ketzerische Schlechtigkeit; sie mit einander übten eine vierfache Censur. Es lebten nicht wenige Protestanten in Köln, aber sie durften weder ein Amt bekleiden noch ein Haus besitzen, weder eine Kirche noch einen Betsaal haben: auf einem im Rheine ankernden Schiffe durften sie sich versammeln. „Köln ist," schreibt ein reisender Franzose, „in jedem Betracht die abscheulichste Stadt in Deutschland; die meisten Häuser drohen den Einsturz, ein großer Theil derselben steht ganz leer. Privilegirte Bettler machen ein Drittheil der Bevölkerung aus; vor jeder Kirche sitzen sie reihenweise auf Stühlen und folgen einander nach der Anciennetät; stirbt der Vorderste ab, so rückt sein nächster Nachbar vor."

Bei solchen Zuständen mußte auch das Verfassungsleben in vollkommnen Verfall gerathen; die Gaffelfreunde hatten ihre alte Stärke verloren, weil bei ihrer Wahl die Zünfte sich fast nur durch die Größe der Geldspenden leiten ließen, der Rath wurde thatsächlich zu einem sich selbst ergänzenden Körper, unter dessen Mitglieder fast alle Aemter der städtischen Gerichtsbarkeit und Verwal-

tung vertheilt waren. Und die Regierung des Rathes war eine klägliche, die Finanzen lagen in der ärgsten Verwirrung, die Beschwerden stiegen mit jedem Jahr, während der Rath sich bei seinen Versammlungen mit den nichtigsten Gegenständen beschäftigte. Die Rathsleute erschienen in Talar und Barett, die Bürgermeister im pelzverbrämten Scharlachmantel, um feierlich zu erklären, daß der Wittib Jungblut die Erlaubniß abgeschlagen werden solle mit Nägeln zu handeln, widrigenfalls dem Nagelschmiedamt erlaubt sei, sich die vorfindenden Nägel mittels behörig zu ersuchenden gewaltigen Beistands hinwegzunehmen, oder, als zwei Kölnische Soldaten gestohlen hatten, daß der eine 30 Stockschläge ad posteriora erhalten und an die kaiserlich königliche Werbung übergeben, der andere gleichfalls 30 Stockschläge ad posteriora erhalten, aber an die königlich preußische Werbung übergeben werden solle. Die kleinste innere Schwierigkeit zu beseitigen war dagegen der Rath unfähig, ohnmächtig stand er den Bewegungen gegenüber, welche die Zulassung der Protestanten oder die Beschwerden über Unterschleife in der Stadt herbeiführten.

Ganz ähnlich waren die Zustände in der alten Krönungsstadt Aachen, wo die Parteiungen und Unruhen in den letzten Jahren vor der Revolution einen so ernsten Charakter angenommen, daß 1787 eine Reichskammergerichtscommission unter Dohm zur Untersuchung der vorgefallenen Rechtsstörungen und zur Abstellung der Mißbräuche eintraf.

Solche Gemeinwesen konnten natürlich keinen Damm gegen das Ueberfluthen der Revolution bilden. Aber nicht weniger kläglich sah es in den geistlichen Landen aus. In Bonn, Coblenz und Mainz war das städtische Leben schon weit früher als in Köln und Aachen vollkommen verfallen, der Rath zur untergeordnetsten Verwaltungsbehörde herabgesunken, die sich wesentlich damit beschäftigte, die Privilegien der verkommnen Zünfte aufrecht zu erhalten. Da wurde die funfzehnjährige Gertrud in Neuendorf verurtheilt, dreimal 24 Stunden bei Wasser und Brod im Hundehaus zu sitzen, weil sie sich wiederholentlich an Mohrrüben vergangen, oder die nothgedrungenen Vorstellungen sammt fußfälliger Bitt der Perrückenmacherinnung gegen die Pfuscher und deren nöthige Abhelfung berathen. Und wie in den Städten, so fehlte es auch auf dem Lande an jedem selbständigen Leben, die Landstände traten nicht mehr zusammen, der Adel suchte Stellen und Vergnügungen an den sittenlosen geistlichen Höfen, die Bauern wurden durch Steuern und Frohnden gedrückt und ausgesogen. Die Regierung der letzten geistlichen Kurfürsten bot ein Durcheinander von starrer Bigotterie, Frivolität und Aufklärung, jede Hinneigung zum Protestantismus ward verfolgt, aber zahlreiche Stellen an Illuminaten vergeben und ein heftiger Krieg mit dem Papste darüber geführt, ob der Nuntius in Gegenwart des Erzbischofs sein schwarzes Käppchen aufbehalten dürfe. Heinse war Vorleser des Erzbischofs von Mainz, Eulogius Schneider ward an die Bonner

Universität berufen, der Hofadel lebte in Rousseau's Träumereien und hätte es doch als tolle Anmaßung empfunden, wenn sich jemand in das Capitel hätte eindrängen wollen, dem die 16 Ahnen fehlten. Je nachdem eins dieser widersprechenden Elemente die Oberhand gewann, änderte sich die Regierung des betreffenden Kurfürstenthums, und neigte sich entweder Oestreich oder Preußen, entweder dem Papst oder den Lehren der Selbständigkeit zu, welche in der Emser Punctation ihren Ausdruck fanden. Solche Zustände mußten beim Zusammenstoß mit der Revolution rettungslos, fast wehrlos fallen und der Umwälzung den günstigsten Boden bieten.

Die merkwürdigste Erscheinung bei dieser Lage der Sache bleibt, daß dennoch die Franzosen von der Bevölkerung nirgends gut aufgenommen wurden; es waren einzelne Enthusiasten wie Forster und Görres, oder die anarchischen Elemente, welche der neuen Freiheit und Brüderlichkeit zujauchzten, aber Bürger und Bauern zeigten ihren Widerwillen gegen die Neuerungen sehr nachdrücklich und konnten nur durch Terrorismus dazu gebracht werden, um den Freiheitsbaum zu tanzen. Als der französische General Dampierre in Aachen eine Volksversammlung berufen, um durch sie die bisherigen Behörden zu beseitigen, riefen alle auf die Frage, ob sie mit ihrer Verfassung zufrieden seien, ja! ob sie keine Aenderung wünschten, nein! und liefen sofort wieder nach Hause. Aehnlich war es in Köln und andern Städten, in Coblenz protestirten alle Zünfte gegen die Erklärung der Republik, es war unmöglich, die Bürger zur Unterzeichnung einer Adresse zu bewegen, und da man einmal viele Unterschriften brauchte, wurden die Knaben aus der Schule herbeigerufen und mußten ihre Namen, doch ohne Angabe ihres Berufes, eintragen. Das Landvolk war in der besten Disposition, und wenn sich ein leitender Kopf in den Regierungen gefunden, so wäre der Widerstand leicht zu organisiren gewesen. Davon war aber freilich nichts zu sehen; zuerst suchte man die Vorgänge zu ignoriren, das Bonnische Intelligenzblatt erwähnte bis zum Sturm der Bastille wegen Mangel an Raum nichts von den Unruhen in Frankreich, der hochedele hochweise Rath von Köln verwarnte die Zeitungsschreiber, „welche über die Grenzen der ihnen blos zustehenden Geschichtserzählungen mit allerlei unpassenden und anzüglichen Zusätzen, Vernünftelungen und Ausschweifungen hinausgehen". Als dies Mittel nicht mehr half, erfolgten eindringliche Mahnungen zur Anhänglichkeit an die angestammte Obrigkeit, aber zu gleicher Zeit packten die Kurfürsten und der Hofadel ihre Kostbarkeiten ein und flohen bei der ersten Annäherung der französischen Schaaren. Das erweckte nun wohl Erbitterung gegen die erstern, aber keine Vorliebe für die letztern, um so weniger als die französischen Brüder anfangs leise, dann sehr laut mit Anforderungen hervortraten; alle erdenklichen Dinge wurden von den Gewalthabern requirirt, alle bestehenden Steuern mit der äußersten Härte forterhoben; der Zwangscurs der Assignaten durch Militär-

gerichte durchgeführt. Da die Generale fürchteten, daß das Land sich gegen den Druck auflehnen werde, griffen sie zu den schärfsten Vorsichtsmaßregeln, alle Waffen mußten abgeliefert werden, jedes gefährliche Gespräch sollte vor die Revolutionstribunale gebracht werden; dagegen lösten sich ungestraft alle socialen Bande, Raub, Plünderung, Erpressung waren an der Tagesordnung; bald begann auch das Hinwegschleppen der Kunstschätze nach Paris. Aber während die Bevölkerung keinerlei Grund hatte sich des Einbruchs der Franzosen zu freuen, so gab es wohl enthusiastische Köpfe, welche von den neuen Ideen berauscht und von der Verkommenheit der alten Zustände angewidert, die Republikaner mit Begeisterung begrüßten; die bedeutendsten von ihnen waren Georg Forster und Joseph Görres. Forster ist von Perthes mit besonderer Vorliebe behandelt, eigentlich in einer vollständigen Biographie, die uns zu sehr aus dem Rahmen des Buches herauszutreten scheint. Dies war kaum nöthig; denn kaum wird noch jemand der Ansicht von Gervinus sein, der Forster als großen deutschen Staatsmann empfiehlt, während er doch nur ein hochbegabter Mensch war, der in allem Dilettant blieb. Nicht allein im Mangel religiöser Gesinnung, sondern auch namentlich in dem männlicher Kraft, welche dem Unglück fest die Stirne bietet, lag Forsters tragisches Verhängniß, das ihn bei seiner beweglichen Natur von einer Verirrung zur andern trieb, bis er enttäuscht ein einsames Grab in Paris fand. Anders stand es mit Görres. Weit jünger als Forster erfaßte er die Idee der Republik mit Begeisterung, aber die wirklichen Republikaner enttäuschten ihn bald gründlich, und auch er ward ihnen schnell verhaßt, als er gegen Corruption und Gewaltsamkeit seine Stimme unerschrocken erhob. Wie für Forster schwanden für ihn durch einen Besuch in Paris alle Illusionen, aber er kam geheilt von dort zurück, und nun entwickelte sich in ihm eine heilsame Reaction.

Die cisrhenanische Republik, welche trotz aller Bemühungen von Schwärmern und Ehrgeizigen keine einzige Gemeinde des linken Rheinufers für sich hatte und nur durch Militärgewalt durchgeführt ward, war eine flüchtig vorübergehende Erscheinung, die Lehre von den natürlichen Grenzen verlangte die Einverleibung; französische Gouvernementscommissare übernahmen die Verwaltung, endlich wurden 1802 die vier rheinischen Departements den französischen gleichgestellt. Eine vollkommene Umwälzung aller Rechtsverhältnisse trat ein. Adel, Klerus, städtische und gutsherrliche Obrigkeiten hatten ihre Stellung verloren. Alle Prärogative, Exemtionen und Privilegien wurden aufgehoben, die Adelstitel und Substitutionen abgeschafft, die Klöster säcularisirt, später der code civil eingeführt. Dies waren große Vortheile für das Volk, die Bauern wurden von allen gutsherrlichen Lasten befreit und erwarben die Güter als Eigenthum, die sie bisher nur in erblicher Nutzung gehabt, gar mancher harte Amtmann zog jetzt höflich vor dem citoyen den Hut. Die Aufhebung der Zünfte.

die Gleichheit vor dem Gesetz gab dem Bürgerstande neues Leben, die Rheinschiffahrtsoctroi ward geordnet, Köln ward Freihafen. Allmälig verbesserte sich auch die Verwaltung, seit Napoleon am Ruder war, wurden keine Unterschleife und Vergewaltigungen geduldet, mit Nachdruck ward für die Herstellung polizeilicher Sicherheit gesorgt, das Schulwesen ward neu organisirt, der katholische Cultus wiederhergestellt. Alle diese Resultate der Regierungsthätigkeit Napoleons wurden anerkannt und führten eine für die französische Herrschaft nicht ungünstige Stimmung herbei. Dazu kam, daß die unmittelbaren Kriegsdrangsale dem Lande erspart blieben, der Durchzug der Heere gab neben einzelnen Lasten auch viel Verdienst, bei den hohen Kornpreisen machten die Bauern große Gewinne an den Lieferungen für die Armee. Aber neben diesen Wohlthaten eines wenigstens äußerlich aufbauenden Regimentes machten sich auch von Anfang an große Schattenseiten geltend, vor allem der Druck, der auf dem geistigen Leben lag, das ganze Kaiserreich war eben doch ein großer intelligenter Despotismus. Kirche, Schule und Presse wurden unter strengster Aufsicht gehalten; dabei mußte natürlich eine vollständig mechanische Behandlung eintreten, mehr und mehr ward alles nach französischem Schnitt eingerichtet, die Lyceen bekamen einen klösterlich militärischen Charakter, Franzosen drängten sich in die Lehrerstellen ein, man suchte den deutschen Unterricht so viel wie möglich zu beseitigen. Dies wurde unmuthig gefühlt, aber das Gefühl ging noch nicht tief, das linke Rheinufer hatte mit dem übrigen Deutschland die Zeit der geistigen Erstarrung, aber nicht die Erweckung gekannt, Lessing und Klopstock waren spurlos an ihm vorübergegangen. Der Unmuth drang in die Massen erst, als der materielle Druck durch Steuern und Conscription sich unter den unaufhörlichen Kriegen von Jahr zu Jahr steigerte, besonders seit dem Beginn des russischen Feldzuges.

Einzelne bedeutendere Männer aber fanden sich auch früher, welche den Geistesdruck fühlten und nur im festen Anschluß an das nationale deutsche Leben Rettung sahen; von ihnen sind Görres und Boisserée die bedeutendsten. Bitter über seine geträumte Republik durch die Republikaner getäuscht, hatte Görres nach seiner Rückkehr von Paris sich auf eine Lehrerstelle am Gymnasium in Coblenz zurückgezogen und sich poetisch-philosophischen Studien hingegeben. Er schloß sich an die aufblühende romantische Schule, Arnim und Brentano fesselten ihn, er warf sich auf Kunst und Poesie des Mittelalters und ward in der Stille seiner von französischen Behörden unbeachteten Arbeiten aus einem Dekadenspötter zu einem katholischen Deutschen, dessen seit 1810 in Perthes vaterländischem Museum erscheinende Aufsätze den tiefsten Ingrimm gegen die Fremdherrschaft athmeten. „Da ist keine Achtung für Besonderheit und Nationalität," schrieb er 1811, „jener altfranzösische Gartengeschmack, der aus Bäumen Menschen schnitt, schneidet jetzt Menschen zu Wänden und Hecken. In der

und Neuseeländer würden Präfecten, Code und Censur bekommen, wenn sie uns erst angehörten, sie haben das kleinste Maß von Menschen als Grundmaß angenommen, alles Andre wird abgehauen und wie die Rasenplätze glatt geschoren und gleich gewalzt." — In andrer Weise wirkte Boisserée für deutsches Wesen. Aus Köln gebürtig, hatte er in Hamburg in Reimarus' Kreise einige Jahre zugebracht, die ihn der deutschen Literatur gewannen; nach seiner Rückkehr begann er die Kunstschätze seiner Vaterstadt zu studiren und mit gleichgesinnten Freunden Bilder der deutschen Schule anzukaufen; mit seinem Bruder erforschte er am Dome die Gesetze der gothischen Baukunst. Wie die Gebrüder Grimm die mittelhochdeutschen Dichtungen wieder entdeckten, so haben die Boisserée's deutsche Malerei und Baukunst wieder gefunden und durch geschichtliche und künstlerische Forschung und Darstellung dem Verständniß näher gebracht.

Perthes theilt den zweiten Abschnitt seines Buches in vier Theile, Dalberg und sein Land, die unselbständigen Rheinbundstaaten des westlichen Deutschlands, Bayern und Würtemberg.

Dalberg ist ein schlagendes Beispiel für die Wahrheit, daß alle Begabung ohne Charakter in öffentlichen Verhältnissen zu nichts führt. Aus einer alten reichsritterlichen Familie entsprossen, zeichnete er sich früh aus und ward bereits im 28. Jahre zum kurmainzischen Statthalter in Erfurt ernannt. Ohne gründliches Wissen und wirkliche Durchbildung hatte er einen lebhaften Trieb Kenntnisse zu verbreiten und den unruhigen Eifer seine Untergebenen aufzuklären, er schrieb bald über Aesthetik, bald über Chemie, heute über Christenthum und morgen über Criminalgesetze, er trat in Verbindung mit dem weimarschen Hofe, er förderte Schiller und stand in lebhaftem Verkehr mit Wilhelm von Humboldt, der an ihn seine Ideen über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates richtete, um die Vielregiererei zu bekämpfen, freilich ohne Erfolg. Er gewann vielfache Anerkennung, aber kein volles festes Vertrauen, wie es für den Staatsmann nothwendig ist; dieser Mangel zeigte sich weniger in Erfurt, wo er als Statthalter ein kleines Gebiet regierte, aber desto mehr, sobald er in größere Verhältnisse übergriff. Er wünschte Coadjutor und Nachfolger des Kurfürsten von Mainz zu werden, benahm sich aber so, daß die preußische Partei ihn für östreichisch, die östreichische für preußisch gesinnt hielt. Als er endlich durch preußischen Einfluß gewählt ward, trat er zwar dem Fürstenbunde bei, sandte aber gleichzeitig ein Schreiben an Kaiser Joseph, das demselben als Beweis vollkommener politischer Hingebung erschien. Als die Stürme der Revolution ausbrachen, suchte Dalberg seine Befriedigung in theoretischen Untersuchungen über Regierungskunst und schöne Künste; als die Gefahr näher rückte, verlangte er die Ernennung Erzherzog Karls zum Dictator; als er sah, daß nach dem Frieden von Campo Formio die Säcularisation unvermeidlich war, warf er sich Napoleon in die Arme. Durch dessen Gunst behielt er allein von allen geistlichen Herren eine

landesherrliche Stellung, und nur durch Napoleon konnte er dieselbe behaupten und erweitern. Der gewaltigen Persönlichkeit des Kaisers gegenüber zeigte sich die weiche Willenlosigkeit des Primas. Als er vor der Schlacht von Austerlitz im Glauben an das Sinken von Napoleons Stern die Stellung von Truppen geweigert und eine wunderliche Proclamation erlassen, mußte er sich die härteste Behandlung gefallen lassen; er suchte sein Unrecht vergessen zu machen, indem er Napoleon zur Regeneration der Reichsverfassung aufforderte, deren Grundzüge im Rheinbund ihre Verwirklichung erhielten. Cardinal Fesch, ein Corse, der kein Wort deutsch verstand, dessen einziger Titel für geistliche Würden seine Verwandtschaft mit Napoleon war, ward auf seinen Wunsch Coadjutor, Dalberg selbst Großherzog von Frankfurt. Ehre genug ward dem eiteln, schwachen Mann zu Theil, aber er fühlte stets, daß er ein Werkzeug in fremder Hand sei, er, der mit Königen an einer Tafel speiste, wagte nicht sich für die Milderung von Steins Acht zu verwenden und führte, seinen früher ausgesprochenen Grundsätzen entgegen, die ganze Napoleonische Gesetzgebung in seinem Großherzogthum ein. Das Geschöpf folgte dem Schicksale seines Schöpfers; mit der Schlacht von Leipzig fiel Dalbergs Staat, er hatte schon vor der Ankunft der Verbündeten Land und Leute in Stich gelassen und starb vergessen, ein warnendes Beispiel für Fürsten, die ihre Stütze im Auslande suchen. Richtig urtheilt gewiß Perthes, wenn er sagt: „Er ist weder unberechtigter noch selbstsüchtiger und niedriger aufgetreten als die andern südwestlichen Rheinbundsfürsten, aber er hatte reichere Gaben als sie und ebenso wenig geleistet, er hatte größer geredet als sie und ebenso klein gehandelt."

Die Länder, wo unleugbar die neue Ordnung der Dinge am wenigsten schonungslos durchgeführt ward, waren Baden, Nassau und Hessen-Darmstadt. Sie folgten zwar dem neuen Sterne, der das Markgrafenthum zehnfach vergrößerte und dem Landgrafenthum zur doppelten Einwohnerzahl verhalf; die Verschmelzung der verschiedenartigen kleinen Territorien zu einem neuen Staate konnte auch ohne durchgreifende, die bestehenden Rechte oft schwer verletzende Maßregeln nicht geschehen, aber in den drei Ländern wirkte die Persönlichkeit des Fürsten mildernd ein. Karl Friedrich von Baden zeigte sich vor allem als ein ehrenwerther religiöser Fürst, der die allgemeine Liebe seiner Unterthanen genoß, wenn auch freilich von einer Unabhängigkeit des Charakters den Franzosen gegenüber keine Rede war. Unterrichtswesen und Kirche erfreuten sich einer ernsten und gesunden Gesetzgebung, die Universität Heidelberg ward reorganisirt und hob sich rasch durch ausgezeichnete neuberufne Lehrer; Armenpflege, Steuerverfassung und die gesammte Verwaltung wurden zweckmäßig geordnet.

In Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau fand sich wenigstens ein Kern, der eine Vergangenheit hatte, und an den sich die neuen Erwerbungen an-

schließen konnten, namentlich Fürstenhäuser, welche die Rheinbundsouveränetät mit der Vorzeit verknüpften. Aber wie Dalbergs frankfurtischer Staat, so waren das Großherzogthum Berg und das Königreich Westphalen reine Erzeugnisse des Zufalls und der Willkür, aus einem Gemenge von früheren Territorien zusammengewürfelt und einem Verwandten Napoleons als Versorgung gegeben. Die Wirthschaft Jerome's, welche König in seinem Carneval behandelt, findet eine scharfe Charakteristik bei Perthes; die Sünden des preußischen Adels, der sich vor den französischen Abenteurern willfährig beugte, glücklich war, ihnen seine Töchter geben zu können und selbst am liederlichen Hofe zu prassen, werden so strenge hervorgehoben, wie die feige Weisheit Johannes v. Müllers, der sich plötzlich umzudenken wußte vor dem, dem Gott die Welt in seine Hand gegeben. Doch hätte Müller wohl eine etwas ausführlichere Behandlung verdient, und namentlich der unvergleichliche Absagebrief von Gentz citirt werden sollen, denn wie Dalberg unter den Vornehmen, so steht Müller unter den Gelehrten als warnendes Beispiel da.

Anders als diese unselbständigen oder durch die Laune des Zufalls gebildeten Staaten stellten sich Bayern und Würtemberg im Zeitalter der Revolution. „Das bayrische Volk ist geistlich, schlecht und gerecht, läuft gern wallfahrten, legt sich mehr auf Ackerbau und Viehzucht als auf den Krieg, bleibt gerne daheim, trinkt sehr, hat viele Kinder, ist etwas unfreundlich und hartnäckig." Mit dieser Schilderung des Chronisten Johannes Aventinus aus dem fünfzehnten Jahrhundert stimmt der bayrische Charakter noch heute vollkommen; dem sinnlichen Behagen zugewendet, kennt dieser Stamm das innere Drängen und Suchen des deutschen Geistes wenig, schwerlich, bemerkt Pertz, hätte unter ihm die Faustsage entstehen können. Hervorragende Persönlichkeiten, Erfinder und Entdecker sind nicht aus ihm hervorgegangen, seine Bedeutung für Deutschland liegt in dem Stamm als Stamm, den er um so leichter fest und geschlossen erhalten konnte, je ärmer er an Persönlichkeiten war. Er blieb unter einem alten Fürstengeschlecht in einem Herzogthum vereinigt, während Schwaben und Franken sich zersplitterten. Durch die Geschlossenheit aufgefordert eine Bedeutung zu erstreben und durch die geographische Lage doch wieder von einer großen politischen Stellung ausgeschlossen, ward Bayern im Widerspruch zwischen Wollen und Können dahin gedrängt, sich durch ausländische Hülfe zu verschaffen, was es aus eigner Macht nicht erreichen konnte, es gab sich in inneren Verhältnissen Rom, in ausländischen Frankreich hin. Bayern war das einzige Territorium Deutschlands, in welchem der Protestantismus nie Wurzel faßte, wo daher aber auch der Katholicismus am meisten entartete. Der vierte Theil des Jahres bestand aus Feiertagen, Cultus und Unterricht waren den unwissendsten Mönchen anvertraut, von 100, ja 200 Menschen konnte nur einer

lesen. Unterricht in der deutschen Sprache ward als lutherisch gefürchtet. Erstorbne Zünfte, Bann und Stapelgerechtigkeiten hielten jeden frischen Aufschwung von Handel und Gewerbe danieder. Dieses Volk und dieses Land ward von einem verschwenderischen, liederlichen Hofe regiert, an welchem der reiche Adel in Sittenlosigkeit und üppigem Müßiggang lebte, der arme um die Gunst der Maitressen und Beichtväter buhlte. Alle Aemter bis zu dem der Wäscherin herab waren Gegenstand des Handels, an einem Orte stand ein Fräulein als Oberforstmeister an der Spitze einer zahlreichen Verwaltung. In diesen verkommenen Zuständen prosperirten die Illuminaten, an deren seichte Aufklärung sich viele anschlossen, denen die Fortdauer des gegenwärtigen Treibens unmöglich schien. Es bedurfte einer rücksichtslos durchgreifenden Persönlichkeit, um diesen Augiasstall auszuräumen, sie fand sich in Montgelas. Aus alter savoyischer Familie entsprossen, war er als Illuminat in München mißliebig geworden und kam erst zurück als Max Joseph v. Zweibrücken, dessen Vertrauter er geworden, als Kurfürst in München einzog. Er wurde damals Minister und blieb es neunzehn Jahre. Montgelas war ein in seiner Art bedeutender Mann. Politischen Adel, sittliche und religiöse Tiefe durfte man freilich nicht bei ihm suchen, Naturen wie Stein waren ihm vollkommen unverständlich, aber sein scharfer Blick, sein Wissen, seine skrupellose Gewandtheit, die sich Napoleon gefügig unterzuordnen wußte und den Kleinen gegenüber vor keiner Gewaltsamkeit zurückschreckte, wurde von großer Bedeutung für seine Zeit.

Nach dem allgemein gültigen Musterbilde in Paris verfuhr der Minister, dem sein wohlwollender aber unbedeutender Herr freie Hand ließ, in München. Alles was Landstände und Gemeinden noch an Selbständigkeit besaßen, ward vernichtet, die Regierung zur Quelle aller Gewalt gemacht und von oben bis unten alles bureaukratisch organisirt. Aber dieser Ministerialdespotismus war für Bayern vielleicht ein nothwendiger Durchgang zu einem geordneten Staatsleben. Lehensverband und Leibeigenschaft wurden aufgehoben, Wüsteneien urbar gemacht, Dienstbarkeiten abgelöst, Brod- und Bierzwang beseitigt. Eine neue Polizeiordnung schritt scharf gegen das Bettelwesen ein, erleichterte aber die Niederlassung. Unter Feuerbachs Leitung wurden die Gefängnisse umgestaltet, die Folter abgeschafft und ein neues Strafgesetzbuch abgefaßt, Krankenhäuser wurden gebaut und die Kuhpockenimpfung eingeführt. Das Unterrichtswesen ward neu geregelt, die Jesuitenuniversität Ingolstadt hob Montgelas auf und gründete Landshut; Jacobi, Schelling, Jacobs, Thiersch und Savigny wurden Mitglieder der Münchener Akademie. Die Beschränkungen der Protestanten mußten fallen, alle christlichen Religionsverwandte erhielten durch das Edict von 1803 gleiche Rechte, in München bildete sich eine evangelische Gemeinde, waren doch auch beide Gemahlinnen des Kurfürsten evangelisch! Gleichzeitig ward die

Allmacht der katholischen Kirche sehr eingeschränkt, die Geistlichkeit sollte nicht mehr einen Staat im Staat bilden, das Placet ward verschärft, das Kirchenvermögen unter Aufsicht der Regierung gestellt und die Klöster zum großen Theile eingezogen; unbeachtet verhallten die Klagen des Papstes, daß Max Joseph die preiswürdigen Fußtapfen seiner Vorfahren verlassen, welche ihm das gesegnete Land in schönster Blüthe des katholischin Glaubens ohne Makel überliefert hätten.

Es konnte nicht fehlen, daß dieses gewaltsame Eingreifen sehr verschieden beurtheilt ward, aber im Ganzen war die Stimmung der Bevölkerung der Richtung des Ministers günstig, weil es eben klar zu Tage lag, daß das Bestehende nicht dauern konnte; in dem scheinbar so bigott katholischen Lande fand er überall willige Werkzeuge gegen die Kirche, mit stumpfer Gleichgültigkeit sah die Menge den Verwüstungen der Klöster zu, dies war das Ergebniß einer zweihundertjährigen unbedingten Priesterherrschaft. Eben deshalb aber war das Montgelassche Regiment in Tyrol unmöglich, wo ein freier, mit seinem Loose zufriedener Bauernstand mit Gewalt in neue widerwärtige Formen gezwängt werden sollte. Die auswärtige Politik Bayerns liegt außerhalb der Aufgabe unsres Verfassers, ihre unheilvolle Richtung ist nur zu klar, wenn man auch entschuldigend anführen mag, daß es die Kurzsichtigkeit Thuguts wesentlich war, welche den Kurfürsten in die Arme Frankreichs trieb.

Die reformatorische, oder wenn man will revolutionäre Rolle, welche Montgelas in Bayern spielte, übernahm in Würtemberg der Souverain selbst. Die Aufgabe war ähnlich, aber an einen sehr verschiedenen Stoff gestellt. Im Gegensatz zum bayrischen Stamme ist der schwäbische individualisirt, in Dichtung und Spekulation, in Theologie und im handelnden Leben hat Schwaben immer aufs neue bedeutende Persönlichkeiten hervorgetrieben, Schiller, Uhland, Kerner, Hegel, Bauer, Strauß und Schelling, die beiden Moser, Schubert, Pfizer entstammen in neuerer Zeit dem Boden, auf dem die Wiege der Hohenstaufen und Hohenzollern stand. Der individualistischen Richtung entsprach auch die territoriale Zersplitterung, nur die Grafen von Teck hatten ein ansehnliches Gebiet zusammengebracht, aber ihrem Bestreben dasselbe zu erweitern, nachdem sie Herzoge von Würtemberg geworden, stand ein starker Adel und eine sehr selbständige Kirche gegenüber. Noch im achtzehnten Jahrhundert, der Zeit der Fürstenwillkür, konnte Herzog Karl es mit aller Gewaltsamkeit nicht durchsetzen, sich als Alleinherrscher anerkannt zu sehen und mußte 1770 den Erbvergleich abschließen; erst Herzog Friedrich sollte, auf die auswärtige Macht des Rheinbundes gestützt, die unbeschränkte Souverainetät durchführen. Der Eindruck, den er von Friedrich dem Großen empfangen, wirkte in ihm nach, aber während der König den Staat in sich verkörperte, wollte der Herzog Würtemberg mit sich Eins sein lassen, weil er es für die Bestimmung seines Landes hielt,

seiner persönlichen Willkür zu folgen. Jede Hemmung schien ihm Auflehnung, Rechte anerkannte er sich gegenüber nicht, der zähe Widerstand des Bestehenden trieb ihn zu Heftigkeit und Starrsinn, der Grund seines Charakters war nach der Aeußerung eines Zeitgenossen grauenvoller Despotismus, den man noch nie in dieser Gestalt auf deutscher Erde gesehen. Diese fürstliche Machtvollkommenheit suchte er vor allem im Aeußern darzuthun, indem er sich mit einem ebenso glänzenden als entsittlichten Hofe und feierlichem Ceremoniell umgab. Dem Adel ward bei Verlust des vierten Theils seiner Einkünfte geboten, jährlich drei Monate in Stuttgart sich aufzuhalten, prächtige Bauten, Parks, Jagden und Feste verherrlichten den Erwerb der Königskrone von Napoleons Gnaden; wenn der König nach Heilbronn oder Friedrichshafen fuhr, mußten die Stuttgarter Zeitungen melden, er sei in die nördlichen oder südlichen Provinzen seiner Staaten verreist. In den neuen Erwerbungen, den verkümmerten Reichsstädten und erstarrten reichsfreiherrlichen und gräflichen Parcellen fand der Eigenwille Friedrichs wenig Widerstand, aber Altwürtemberg war im Kampfe mit seinen Herzögen um das Landesrecht groß gewachsen und ließ sich dasselbe auch nicht leichten Kaufes nehmen, und Herzog Friedrich hatte gleich beim Regierungsantritt feierlich die althergebrachten Rechte beschworen. Aber gleich darauf begann er seine Uebergriffe und suchte beim Reichshofrath Hülfe, die derselbe blind gewährte; der landständische Ausschuß hielt sich tapfer in seinem Widerstande und wurde erst überwunden, als der Herzog von Oestreich zu Napoleon überging, am Reichsfeinde fand Friedrich die Stütze, welche ihm erlaubte, die Landstände aufzulösen, die beschworne Verfassung ward als „eine nicht in die itzige Zeit passende Einrichtung" aufgehoben. Alles ward nunmehr nach französischem Vorbilde zugeschnitten, das neue Königreich ward in 12 Departements getheilt, Tabacksregie und Conscription eingeführt, eine gefügige Büreaukratie geschaffen, die bis in die untersten Kreise des Lebens reichte. Von 1806—1814 wurden 2342 Rescripte, Decrete, Manifeste und Verordnungen erlassen, welche bald zum Heil bald zum Uebel des Landes Altes zerstörten und Neues einführten. Die beste Seite des neuen Staatsmechanismus waren die Finanzen, der König häufte nicht wie Montgelas Schulden auf Schulden, er wußte strenge Ordnung durchzuführen und erreichte es durch harte Auflagen, daß die Kassen niemals leer waren. Der Sultanismus, der alle Institutionen auf weltlichem Gebiete brach, konnte auch eine selbständige Landeskirche nicht dulden. Altwürtemberg war ein ebenso entschieden protestantischer Staat wie Altbayern katholisch war; König Friedrich nahm durch ein Rescript der Kirche ihr gesammtes Vermögen von 30 Millionen Gulden und hob den Kirchenrath auf, die Universität Tübingen und das gesammte Unterrichtswesen kam unter die Staatsverwaltung.

Wir schließen hier unsern Rechenschaftsbericht und wünschen, daß er dem

Buche, welches bereits in zweiter Auflage erschienen, neue Leser zuführe. Perthes hat lebensvoll und mit strenger Gerechtigkeit seine Aufgabe durchgeführt, er hat kein Bedauern für die verkommenen alten Zustände und anerkennt, daß eine Radicalkur nothwendig war diesen Schutt zu beseitigen, er sieht es als verhältnißmäßig vortheilhaft an, daß die Revolution von oben herab durchgeführt ward und Deutschland so vor dem wüsten Durcheinander der Pöbelanarchie bewahrt ward, welche Frankreich dulden mußte, aber seine nationale Gesinnung erhebt sich mit Ingrimm dagegen, daß deutsche Fürsten sich auf das Ausland stützen mußten, um im Innern umzubilden und daß das „l'état c'est moi" der Vorwand werden mußte, um abgestorbene Institutionen zu beseitigen.

Römisches Straßenleben.

Schluß aus voriger Nummer.

Laß uns weiter schreiten über das Forum, über das Campo Vaccino mit seinen Düngerhaufen, seinen lagernden Stieren und Büffeln, dem Titusbogen zu. Wir wandeln auf den breiten Pflastersteinen der Via Sacra; unter dem Bogen laufen wir Spießruthen zwischen einer Doppelreihe blinder Bettelweiber oder Krüppel, die ihre Blechbüchsen schütteln, indem sie uns ihr „povera cieca; povero stroppiato" zurufen. Mit Mangel an kleinem Geld kann man sich nicht entschuldigen, denn die blinde Frau ist vermögend genug, um selbst einen Scudo wechseln zu können. Ein Bettler sitzt an der Straße, seine Nothdurft verrichtend; auch er streckt uns, ohne seine Stellung zu ändern, die Hand entgegen: „ho fame, donate qualche cosa Moussiou!" sagt er. Auf der grünen Anhöhe links, da wo einst die Säulenhallen des Doppeltempels der Roma und Venus standen, sind Gruppen von Vassalli (Leuten aus dem Volk) und Soldaten gelagert; sie spielen das Lotto; der Bankhalter ruft seine Zahlen, ähnlich wie in Deutschland beim Kegelschieben, in nur den Eingeweihten bekannten Ausdrücken, und wenn einer der Spielenden eine Quaterne besetzt und so einen Preis gewonnen hat, so erheben die andern ein Wuthgeschrei: „si ammazato, si scanato" d. h. sei ermordet, sei erdolcht und

alle sind mit einen Eifer beim Spiele, den kaum eine hineinschlagende Bombe zu stören vermöchte, wie sie vor Sebastopol nicht die Gesellschaft um den Kochtopf vertrieb. Blicken wir aber vor uns in die Thalsenkung herab, so gewahren wir in geringer Entfernung die gigantischen, himmelanstrebenden Wölbungen des Colosseums. An seinem Fuß halten winzigklein einige Fiaker, Reitknechte tränken ihre Handpferde an der Meta sudans, in der die Gladiatoren ihre verwundeten Glieder wuschen; eine Gesellschaft von Herren und Damen naht, zu einem Ritt in die Campagna.

Titus baute das Colosseum, er, der jeden Tag für einen verlorenen erklärte, an dem er nicht ein gutes Werk gethan habe. Ob er den Tag der Zerstörung Jerusalems und der Vernichtung des jüdischen Volks auch unter seine guten Werke rechnete? Es gibt folgende Fabel: Als Titus mit den Schätzen des mosaischen Tempels beladen zu Schiffe heimkehrte, überfiel ihn ein heftiger Sturm. Titus rief spottend, der alte Judengott scheine nur Gewalt über das Wasser zu haben, denn die alten Riesengeschlechter habe er durch die Sündfluth, den König Pharao durch das rothe Meer vernichtet, auf dem festen Lande spotte er seiner. Da rief eine Stimme vom Himmel: „Gottloser, von Gottlosen stammend, das kleinste und schwächste meiner Geschöpfe des Festlandes soll dir meine Macht zeigen.“ Der Sturm legte sich, Titus landete, und als er unter dem Jauchzen des Volks in Rom einzog, flog ihm eine Mücke ins Ohr, wühlte sich bis ins Gehirn hinein und verursachte ihm schreckliche Qualen durch sieben schmerzvolle Jahre. Einst ging er an einer Schmiedewerkstatt vorüber; bei den Ambosschlägen hörte die Mücke auf zu summen. Tag und Nacht mußte nun ein Schmied im Palast arbeiten. Dreißig Tage war die Mücke stille, dann gewöhnte sie sich an den dröhnenden Schlag und fuhr fort, im Kopfe des Kaisers zu quälen bis zu seinem Tode, und als man sein Gehirn öffnete, fand man darin die Mücke, so groß wie eine Faust, mit kupfernen Krallen und Scheeren! Andere behaupten, es sei eine Grille gewesen.

Wir treten durch eine von den Bogenhallen in das Innere des Colosseums. Nicht die Fahrstraße, wohl aber der Weg für die Fußgänger nach dem Lateran führt hindurch. Wie thürmt sich in gewaltigen Kreisen um uns herum Bogen auf Bogen! Welche üppige Vegetation von Schlingpflanzen, wildem Lorbeer, Ginster und gelben Levkoyen wuchert in den Spalten und auf den Zinnen des alten Gemäuers! Wilde Tauben und Raben nisten in den Mauerlöchern, durch die Wölbungen und Fensteröffnungen heult der Wind. Wie mächtig wird unsere Phantasie gefaßt von dem Eindrucke des Gigantischen dieses Bauwerks! In lebendigen Zügen und gaukelnden Bildern treten die wechselvollen Schicksale, welche diese geschwärzten Mauern erlebt haben, vor unsere Seele. Wir sehen die 80,000 reihenweis um das Gebäude herumlaufenden Sitzplätze

besetzt mit römischem Volke; dort sind die Logen des Senats, unter und neben diesen die Reihen der Ritter und der Matronen. Das niedere Volk strömt durch die 64 vomitoria aus und ein, denn dies war der passende Name, mit welchen man die Thore bezeichnete. Die Brüstungen der Ballustraden sind behängt mit seidenen Teppichen, am kostbarsten diejenigen, welche die kaiserliche Loge schmücken, die aber nicht im Stande sind, die Pracht der Bildsäulen und seltensten Marmorarten, Erzeugnisse der Blüthe griechischer und römischer Kunst, mit denen das Gebäude aus- und inwendig geschmückt war, zu verdunkeln. Der Dichter, welcher die Spiele des Carinus um 224 n. Chr. in der Sprache eines Schäfers beschreibt, der durch den Ruf ihrer Pracht in die Stadt gelockt worden, sagt, daß die zum Schutz gegen die wilden Thiere aufgespannten Netze von Golddraht, daß die Säulengänge vergoldet und daß die Scheidewände, welche die verschiedenen Abtheilungen der Zuschauer von einander trennten, mit Edelsteinen, Bernstein, Silber und Gold eingefaßt wären. Mit feinem Sande war die Arena bestreut; ein ungeheures ausgespanntes Zeltdach schützte gegen die Strahlen der Sonne und unterirdische Kanäle führten eine Fülle kühlen Wassers herbei, welches in zahlreichen Springbrunnen emporsprudelte oder die glatte Fläche in einen See verwandelte, der bewaffnete Schiffe trug und mit den Ungeheuern des Meeres gefüllt war. Was jetzt eine Wasserfläche, vermochte sich, gleich den Gärten der Hesperiden, emporzuheben und im nächsten Augenblicke die Felsgebirge Thraciens zu zeigen. Der Kaiser in weiter faltenreicher Toga tritt an die Brüstung seiner Loge heran und gibt das Zeichen zum Beginn der Spiele. 1000 Strauße, 1000 Rehe, 1000 Dammhirsche und 1000 wilde Eber sind der Jagd und Mordlust des großen Haufens Preis gegeben; Elephanten, Löwen, Tiger, Büffel, alle reißenden Thiere der Wildniß sehen wir im Kampfe gegeneinander und gegen den Menschen. Wir sehen, wie Trajan 10,000 Gladiatoren gegen einander kämpfen läßt; wir hören das Geheul der christlichen Märtyrer, welche unter dem Jauchzen der Menge ihr Leben qualvoll verbluten.

Dann kamen die Zeiten der tiefsten Schmach. Alles was von Werth, was trag- und zerstörbar war, die Statuen der Götter und Helden, die kostbaren Verzierungen der Bildhauerei, in Erz gegossen oder mit Silberplatten belegt, waren der erste Raub der siegreichen Barbaren oder fanatischen Christen. Die dichtgefügten Steine des Baues waren mit Erzklammern festgehalten; auch diese verschmähte nicht das Auge des Raubes, denn noch heute sehen wir die vielen Löcher, welche man hineinbrach, um sich des Metalls zu bemächtigen. Der Raum der Arena ward ein Marktplatz, und friedliche Handwerker schlugen ihre Stätten in den Gewölben auf, wie man das gegenwärtig im Theater des Balbus vor Augen hat. In dieser prunklosen Majestät sahen die Pilger des Nordens das Flavische Amphitheater; sie gaben ihm den Namen des Colosseums

und ihr roher Enthusiasmus brach in die Prophezeihung aus: So lange das Colosseum steht, wird Rom stehen; wenn das Colosseum fällt, wird Rom fallen; wenn Rom fällt, wird die Welt untergehen."

Im kriegerischen Mittelalter richteten die Barone, deren eine Fraction Vatican und Capitol, die andere Lateran und Colosseum inne hatte, letzteres zu einer gewaltigen Burg ein. Um diese Zeit sehen wir noch einmal die theilweise wieder hergestellten Sitzplätze gefüllt mit einer glänzenden Zuschauermenge. Jacova di Rovera, Savella Orsini und eine aus dem Geschlecht der Colonna sehen wir auf der Kaisertribune, umgeben von der Blüthe der römischen Damen, sie die Schiedsrichterinnen in einem Stiergefecht, zu welchem bis nach Rimini und Ravenna hin die Einladungen ergangen waren. In drei Parteien getheilt, unter den mannigfachsten Devisen und Farben fochten die Vornehmsten der Ritterschaft; wir finden die berühmtesten Namen des Kirchenstaats, der Malatesta, Polenta, della Valle, Caffarella, Savelli, Capoccio, Conti, Annibaldi, Altieri, Corsi. 18 wurden getödtet, 9 verwundet, und 11 der Stiere blieben auf dem Platze. Es war aber wohl die letzte Festlichkeit, welche die Räume des Colosseums sahen; denn im 14. Jahrhundert sicherte ein Eintrachtsvertrag beiden Parteien das Recht, darin Steine zu brechen, und die Thorheit der Römer verbrannte den Marmor zu Mörtel. In den Ruinen nisteten sich Gesindel und Verbrecher aller Art ein, bis Papst Eugen der Vierte den weiten Raum mit einer Mauer umschloß und ihn dem nahen Olivetanerkloster schenkte. Nach seinem Tode ward die Mauer in einem Volksaufstande niedergerissen, das edelste Denkmal Roms ging wieder in Privathände über, es wurden Kalköfen, eine Salpeterfabrik, Heumagazine ꝛc. darin angelegt und Paul des Dritten Nepoten erbauten aus seinen Steinen den Farnese'schen Palast. Hätte man früher daran gedacht, das Colosseum zur christlichen Kirche umzuschaffen, dann wäre es zu diesem Grade der Verwüstung nicht gekommen. Erst Benedict der Vierzehnte, der Edelste der Päpste, heiligte eine Stätte, welche Verfolgung und Fabel mit dem Blute so vieler Märtyrer getränkt hatte, indem er das Kreuz in der Mitte der Arena und rund herum die 14 Leidensstationen errichtete. Seit jener Zeit begannen die Restaurationen des Colosseums, die so weit gediehen sind, daß sie weiterem Verfalle vorbeugen.

Führen wir noch ein anderes Bild vor unser geistiges Auge. Es war am 8. November 1848, als sich diese Räume abermals mit Tausenden von Menschen füllten. Alt und Jung im festlichsten Schmucke harrte unter den sonst öden Wölbungen, um den neu erwählten Papst vorüberziehen zu sehen, der vom Quirinal herabkam, um in üblicher Weise Besitz vom Lateran zu nehmen. Nicht Neugier allein trieb die Menschen zu diesem Schauspiel, sondern Ehrfurcht und liebevolle Zuneigung eines jauchzenden Volkes, das nach sechzehnjährigem Drucke einen populären Fürsten auf dem Stuhle Petri sah. Das

war Pius der Neunte, der Freiheitsheld. Der prächtige Zug bewegte sich vom Monte Cavallo abwärts über das alte Forum, durch den Titusbogen, am Colosseum vorüber, weiter nach dem Lateran, auf einem Wege, der mit Blumen und geputzten Menschen geschmückt war. Voran die päpstlichen Truppen, die stattlichen Nobelgarden, die geharnischten Schweizer, die alterthümlichen Trachten der Palastbeamten, der Principi, der violetten Monsignore's und der rothen Cardinäle, in ihren weiten Mänteln und breitrandigen Hüten, alle zu Pferde; dann die Träger der Kircheninsignien, der Crocifero auf weißem Maulthier, endlich im goldenen von acht prächtig geschmückten Rossen gezogenen Gallawagen, zu den Seiten die großen Pfauenwedel, der Papst selbst mit seinem milden freundlichen Gesicht, die jubelnde Menge segnend. Es war ein alterthümliches Bild, an die Zeiten Karl des Fünften erinnernd, an Pracht würdig des Triumphzuges eines römischen Cäsar. Pius der Neunte sprach damals auf dem Culminationspunkte seines Glücks: „Um meine Pläne durchzuführen, bedarf es nur einer starken Brust und eines Lächelns.“ Wie schnell zerstob dieser Wahn! Ein Jahr später und Pius saß flüchtig in Gaëta und auf welche Art von Versammlung das Colosseum am letzten Faschingsdonnerstag herabschaute, haben wir schon oben erwähnt. Oh! die Zeiten ändern sich!

Was sehen wir aber im Colosseum? Ein rothhosiger Soldat steht Wache in der Nähe des Crucifix; vor einer der Stationen kniet eine elegante Donna mit einem Bedienten hinter sich; Inglesi klettern auf den Mauern herum und zählen die Fensterlöcher, ob sie auch mit den Angaben ihres Murray übereinstimmen; eine sentimentale Dame zeichnet eine schauderhafte Skizze in ihr Album. Zur Zeit des Advents und der Fasten indeß wandelt der Zug einer vermummten Brüderschaft mit Lichtern in der Hand von einem Bild zum anderen, bis er vor der hölzernen Kanzel Halt macht, von welcher zum Schlusse eine Kapuzinerpredigt schauerlich an dem Gemäuer wiederhallt.

Wir verlassen das Colosseum, schreiten durch den Konstantinsbogen, die Via San Gregorio entlang in dem Thale zwischen dem Celio und dem Palatin, auf dem die Ruinen der Kaiserpaläste in den blauen Aether emporragen. Welch infernalischer, betäubender Lärm beleidigt unser Ohr? Es sind die Tambours und Hornisten der Garnison, welche ihre Uebungsstunden auf diesem Wege oder in den danebenliegenden Baumpflanzungen abhalten. Laß uns weiter eilen in der Richtung des Paulsthores. Bald umschließen endlose Mauern von Gärten und Vignen unsern Weg zu beiden Seiten, so daß sie jegliche Umsicht hindern; die Gegend ist ungemein öde, selten begegnet uns ein Mensch; man könnte hier, innerhalb der Ringmauern einer großen Stadt, ein Einsiedlerleben führen.

Unfern des Paulsthores liegt eine Weidefläche, die den stolzen Namen Prati del Popolo romano führt, und über ihr erhebt sich der Monte Testaccio,

der Scherbenberg; sein Fuß ist umkränzt mit einer Reihe von Weinkellern und einzelnen Osterien. Weißt Du, was eine Osterie ist? Eine Osterie ist ein in ländlicher Umgebung, meist an einer Verkehrsstraße gelegenes stallartiges Gebäude, in dessen dunkler, oft sehr schmutziger Halle an einem einfachen Herde die Speisen bereitet werden, und die Gäste auf rohen Bänken an unsauberen Tischen sitzen. Aber vor den Osterien am Testaccio stehen herrliche Ulmen, unter deren Schatten wir an schönen Frühlings- und Herbsttagen allerlei Volks aus allen Ständen finden. Das glückliche Italien hat so zwei Wonnemonate, den Mai und den Oktober; dann zieht der Römer mit Weib und Kind, Freunden, Freundinnen und Dienstboten hinaus und lagert sich auf dem Rasen, speist seine bescheidenen Salami, seinen Salat, trinkt seine Foliette Orvieto oder Marino mit wahrhaft entzückender Harmlosigkeit und Heiterkeit. Die Männer ziehen den Rock aus, spielen Ball und werfen die Scheibe des Diskus auf gebahntem und ungebahntem Boden, unbekümmert um die Düngerhaufen, die Schienbeine der Menschen, Pferde und Esel. Die Weiber schlagen das Tambourin und ist kein Forestiere in der Nähe, so lassen sie sich wohl bis zum Tanze hinreißen. Der Saltarello ist der römische Nationaltanz. Ein Mädchen, nie ein Mann, schlägt das Tambourin, zwei andere tanzen einander gegenüber, andere lösen sie ab, ohne den Tanz zu unterbrechen. Es ist ein Hüpfen auf einer oder beiden Fußspitzen, ein Drehen, Wenden, sich Haschen, Enteilen, bei dem der Oberkörper und die Arme ebenso betheiligt sind, wie die Beine. Das tanzende Italien fängt erst südlich von Terracina an; der Römer ist in seinem ganzen Wesen ernster wie der Neapolitaner, und man muß Glück haben, wenn man den Saltarello sehen will. Einer römischen Osterie würde jede deutsche Dorfschenke den Rang ablaufen, ihre Genüsse sind von der einfachsten Art; der Tagearbeiter sitzt neben dem vornehmen Manne, unter ihren Füßen treiben Hühner, Hunde und Schweine ihr gemeinsames Wesen, und der Kellner ist ein Bursche, welcher in hoch aufgestreiften Hemdsärmeln, die rothe wollene Mütze auf dem Haupte, seine Pflicht thut. Sieh dort jene beiden malerischen Reiter auf dem zottigen, nervigen Gaul, beide mit Lanze und Carabiner bewaffnet; dort jene Gruppe von Morraspielern, wie sie für nichts Anderes Auge und Ohr haben, als für die Augen, den Mund und die zehn Finger ihres Gegners. Es liegt etwas Ursprüngliches, Naives in dieser römischen Heiterkeit, die von dem Comfort keine Ahnung hat, mit dem andere Völker ihre Vergnügungen würzen, ihnen aber auch jeden nationalen Duft nehmen. Zuweilen schlägt auch in die römische Harmlosigkeit die brutale Unverschämtheit französischer Soldaten; wo der Römer den Lärm der letzteren hört, geht er ihnen gern aus dem Wege; hat er ihnen doch schon seinen lieben Pincio fast gänzlich eingeräumt! Oben vom Testaccio, da wo die Garibaldi'schen Schanzen vom Jahre 1849, mit denen sie die französischen Belagerungsbatterien auf dem jenseitigen

Flußufer in der Villa Pamphili enfilirten, sich noch deutlich erkennen lassen, hat man eine prachtvolle Aussicht über die ganze Stadt, über die Campagna bis zu den Sabiner und Albaner Bergen und bis zum Meere. Im Vordergrunde zieht sich die Aurelianische Stadtmauer hin; an ihrem Fuße, bei der Pyramide des Cestius, neigen schlanke, dunkle Cypressen schwermüthig ihre Gipfel über dem Kirchhofe der Protestanten. Unter dem Testaccio auf den Prati del Popolo weiden Schaf- und Rinderheerden; dort feierte in früheren Jahren das Volk während der Carnevalstage seine Spiele, Pferde und Eselrennen, Thierhetzen, Erinnerungen an die Saturnalien der Heidenzeit.

Wir leeren unsere Foliette feurigen Weines von Marsala und treten unseren Heimweg an auf der Straße, die zwischen dem Aventin und dem Fluß an dem Ufer der Marmorata entlang, vom Paulsthor kommend, sich in die Stadt hineinzieht. Da steigen rechts von uns, untermischt mit antiken Mauern und Wölbungen die schroffen Felshänge des Aventin empor; sie sind fast bedeckt mit dem vielfach schattirten Grün von Lorbeeren, Aloen, Cypressen und Epheu. Auf der Höhe des Berges schauen wir mittelalterliche Bastionen, von Schlingpflanzen umwuchert, überragt von den Gebäuden des Maltheserconvents und mehrer Klöster. Links unseres Weges, unmittelbar am diesseitigen Tiberufer liegen unzählige Blöcke carrarischen und griechischen Marmors; ein Künstler wandert eifrig prüfend unter ihnen umher, hier ist der Stapelplatz der Marmorhändler. Auf der Straße sehen wir jene malerischen Büffelkarren, wir sehen den Campagnolen zu Wagen, zu Fuß, zu Pferd, zu Esel, wir sehen Caravanen von Lastthieren an uns vorüberziehen, denn wir befinden uns auf einer der Hauptverkehrsstraßen aus der Stadt in den südwestlich gelegenen Theil der Campagna hinein. Der Strom wälzt seine gelben, schlammigen Fluthen dahin, die Ufer sind mit vielen kleinen einmastigen Seeschiffen bedeckt, welche Getreidelasten nach der Stadt gebracht haben, aber nicht weiter flußaufwärts vordringen können, weil die aus dem Wasser hervorragenden schwarzen Mauerreste der Sublicischen Brücke das Fahrwasser sperren, das dort nach jedem Hochwasser sich ändert und höher hinauf zu seicht wird. Die Schiffe und die Menschen, welche mit dem Löschen der Ladung beschäftigt sind, sind Neapolitaner. Die Schiffe haben hohe, mit einem Türkenbund gezierte, buntbemalte Schiffsschnäbel und große dreieckige Barbareskensegel, die Menschen sind nur mit einer hoch aufgestreiften Hose bekleidet, sonst völlig nackt; es sind kräftig gebaute dunkelbraune Gesellen mit funkelnden Augen und auf dem schwarzen wolligen Haar die rothe phrygische Beutelmütze. Drüben am jenseitigen Ufer am Quai des Porto di Ripa grande unter dem großartigen Hospital von S. Michele, liegen noch zahlreicher die Schiffe, auch einige Dampfer, und das Treiben dort hat etwas von dem einer Handelsstadt, die einzige derartige Reminiscenz in Rom. Auch erblicken wir außerhalb der Porta Portese

den Bahnhof der nach Civita Vecchia führenden Eisenbahn und sehen hoch beladene Omnibus hin und herrollen.

Die Gebäude, welche nun bald beide Seiten der Straße einnehmen und nur von Zeit zu Zeit einen Blick über den Fluß, Trastevere und auf den Janiculus freilassen, sind Regierungsspeicher, auch die gewaltigen Hallen des Aemilianischen Portikus sind dazu verwendet. Wir erreichen den kleinen Platz der Bocca della Verita, wo rechts die kleine altbyzantinische Kirche gleichen Namens, links der zierliche kleine Vestatempel steht. Französische Infanterie exercirt auf dem Platze; ein Theil derselben springt durch einander in den allerbizarrsten Wendungen, rechts oder links um kehrt, hüpft vorwärts, rückwärts oder in die Höhe, schwenkt und stößt mit dem Gewehr; so muß es ungefähr sein, wenn man eine Hand voll Flöhe auf den Tisch wirft. Das hier aber ist das Bajonnetfechten. Das Exerciren der Truppen im Gliede geschieht mit einer Nonchalance und einem Mangel an Anspannung, der lebhaft an einen Exercirplatz der seligen Bürgerwehr erinnert. Wir wenden uns rechts bei dem Janusbogen, dem zierlichen kleinen Bogen der Goldschmiede und der Kirche St. Giorgio in Velubro vorüber. Seitwärts gähnt die Höhlung der Cloaca maxima, treten wir näher an dieselbe, so ist es keine Wassernixe, die unserer harrt, sondern es sind mehr wie funfzig Wäscherinnen, hochgeschürzt, um ein Steinbassin versammelt, eine jener öffentlichen, in Rom so zahlreichen Waschanstalten. Geschwätzig durcheinanderschnatternd, wie die Capitolinischen Gänse, wäre dieser Chor eine passende Begleitung zu dem Chaos der hüpfenden Franzosen.

Wiederum schließen Regierungsmagazine die Straße ein; da wo sie ins Forum einmündet, liegen Schmieden, an denen Büffel beschlagen werden. Das Thier ist in einen Nothstall gezwängt, mit Stricken emporgezogen und festgehalten, zuckt und sträubt sich krampfhaft, meist vergeblich; zuweilen aber gelingt es ihm dennoch die starken Bande zu sprengen, wie Zwirnfäden; dann flüchtet alles in der Nähe, und wehe dem Gegenstande, an dem das Thier dann seine Wuth auslläßt.

In dem Augenblicke, da wir das Forum betreten, schlagen die Klänge eines kriegerischen Marsches an unser Ohr; wir schauen auf und erblicken eine Procession, die eben aus der Kirche S. Giuseppe über den Mamertinischen Gefängnissen hervortritt. Da fällt uns plötzlich ein, es ist ja heut der S. Josephstag, der voriges Jahr zur Erinnerung an Garibaldi mit einer schwächlichen Demonstration gefeiert wurde und heute früh war in der Nähe unserer Wohnung viel Geschrei und Gelächter der Weiber, weil man vor der Hausthür eines neuvermählten Paares einen prächtigen Blumenkranz gefunden hatte. Wie das zusammenhängt? S. Giuseppe spielt auf den unzähligen Bildern der heiligen Familie in den Kirchen Roms stets eine höchst alberne Rolle, und der naive Volkswitz hat ihn zum padrone dei cornuti d. h. zum Schutzheiligen aller

derer gestempelt, denen ihre Eheweiber Hörner aufsetzen; einen Ehemann am S. Josephstage zu beglückwünschen, heißt so viel, als ihm höhnend sagen: „Deine Frau betrügt Dich.“ Was also der Kranz an der Hausthür des jungen Ehepaares heute früh zu bedeuten hatte, wirst Du Dir zu erklären wissen; ob aber Grund zu dem Glückwunsch vorhanden war, oder sich ein abgewiesener Liebhaber zu einem perfiden Streiche der Rache hatte hinreißen lassen — das vermögen wir Dir nicht zu sagen.

Die Procession sieht merkwürdig aus. Voraus marschirt das Musikcorps eines päpstlichen Infanterieregiments, kriegerische Märsche oder Tänze spielend, dann folgen Capuzinermöche, paarweise, einzelne Brüderschaften der vermummten Sacconi, jeder eine Kerze in der Hand, Gassenjungen laufen mit großen Papierdüten neben jedem Licht her, um das herabträufelnde Wachs aufzufangen. Crucifixe, Heiligenbilder, Fahnen und Kirchenbanner, bunte Laternen bilden den Vortrab für die mit Blumen und Laubguirlanden geschmückte Bildsäule des heiligen Joseph; sie ist umgeben von dem Klerus der Kirche, der ein eintöniges Lied singt, das aber nicht zur Geltung kommt, denn ihm folgt wieder ein Militärmusikcorps mit seinen Märschen und Polkas, dann eine Abtheilung Infanterie und endlich eine große Masse Volks, hauptsächlich Weiber. Bei den Männern ist S. Giuseppe im Allgemeinen in keiner großen Gunst; eine Ausnahme davon machen nur die Tischler und Zimmerleute, deren legitimer padrone er ist, und die kleine Kirche über den Mamertinischen Gefängnissen heißt deshalb S. Giuseppe dei falegnami d. h. der Tischler. Tischler und Zimmerleute stehen aber in Rom in dem Rufe, daß sie jeden erworbenen Bajocco in dem Wirthshause vertrinken und verjubeln zum Aerger ihrer Ehehälften, und der S. Giuseppe soll mit seinen Schützlingen seine liebe Noth haben. Da erzählt nun das Volk sich folgende Legende:

Einst klopfte ein Tischler, Einlaß begehrend an die Thüre des Himmels. Petrus steckte den Kopf zum Thürfensterlein hinaus und fragte, wer draußen sei. Als er den Tischler erkannte, erklärte er, ihn nicht einlassen zu können und schloß wieder das Fensterlein. Der Tischler aber pochte von Neuem heftig und verlangte durchaus, eingelassen zu werden; er habe sein ganzes Leben lang S. Giuseppe eifrig verehrt, und wenn Petrus ihm nicht glauben wolle, so solle er S. Giuseppe herbeirufen. S. Giuseppe ward gerufen und als er seinen Schützling erkannte, verlangte er, daß Petrus die Thüre des Himmels öffne; aber Petrus weigerte sich nach wie vor. Darüber entstand nun am Himmelsthor ein gewaltiger Spektakel, Lärm und Gezänk zwischen Petrus einerseits, S. Giuseppe und dem Tischler andererseits, so daß Gott Vater aufmerksam wurde und fragte, was es denn dort draußen gäbe. Beide Parteien trugen ihre Sache vor und Gott Vater entschied zu Gunsten des Petrus. Da erklärte nun S. Giuseppe, wenn der Tischler nicht in den Himmel käme, dann würde

er selbst hinaus wandern; er gab wie ein moderner Minister in optima forma seine Demission, und diese ward angenommen. Bevor er aber abzog, winkte er seiner Frau „Maria komm mit". Wie es einer guten Frau geziemt, folgte Maria ihrem Manne. Maria aber winkte ihrem Sohne Christus, dieser den Aposteln, die Apostel ihren Jüngern und so setzte sich ein langer Zug in Bewegung zum Himmelsthore hinaus. Als Gott Vater sah, wie leer es um ihn her wurde, erschien ihm die Sache doch bedenklich; er gab nach, rief S. Giuseppe zurück und befahl, daß der Tischler eingelassen werde. S. Giuseppe räumte diesem in seinem Palaste ein Zimmer mit anständiger Kost und täglich einer Foliette Wein ein: hereingebracht habe er ihn, nun solle er sich aber auch anständig betragen. Anfangs ging die Sache auch ganz gut. Petrus hatte sich indeß die Lection gemerkt und ließ nun rücksichtslos jeden Tischler und Zimmermann ein; in S. Giuseppe's Palast wurde es immer voller und lärmender; die Tischler und Zimmerleute hielten allmälig Abends Trinkgelage, sangen Lieder, fingen auch an vor dem Hause Ball, Morra, mit Kupfermünzen à la boccia zu spielen, genug sie störten die anständige Ruhe, anfangs blos der Nachbarschaft, nachher auch in weiteren Kreisen. S. Giuseppe's Ermahnungen fruchteten nichts, er sann vergeblich nach, wie er sich der lästigen Gäste entledigen könne. Da kam er eines Abends sehr vergnügt und aufgeheitert nach Hause. Seine Gäste fragten, was ihm denn passirt sei; er erwiderte, er habe nur eine halbe Miglie vor dem Himmelsthore eine Osterie entdeckt, in welcher ein vortrefflicher billiger Wein zu haben sei. Sofort beschlossen die Tischler und Zimmerleute in pleno hinauszuziehen und den Wein zu kosten. Sobald sie aber draußen waren, rief S. Giuseppe dem Petrus zu: „Jetzt, Petrus, schließe zu und laß mir die wüsten Gesellen nicht wieder herein." Seit jener Zeit ist die Ruhe im Himmel wieder hergestellt. Es wird den Tischlern und Zimmerleuten gerade so schwer gemacht in den Himmel zu gelangen, wie den übrigen Menschenkindern; sie haben sich aber die Lection nicht gemerkt.

Wir haben diese Legende möglichst genau dem Munde des Volks nacherzählt als Beweis, wie naiv dessen Vorstellungen sind, wie neben religiöser Bigotterie das Profane einhergeht, ohne daß letzteres der ersteren Abbruch thut.

Der Platz vor der Kirche ist mit grünen Reisern, das Portal und das Innere mit bunten kostbaren Drapirungen geschmückt; die Menge liegt vor dem Hochaltar andächtig auf den Knieen. Unten in den Gefängnissen, die heut dem Publicum geöffnet sind, wo Petrus und Paulus schmachteten und aus einem durch ein Wunder emporsteigenden Quell ihre Kerkermeister tauften, drängt sich Kopf an Kopf. Der Brunnen ist noch vorhanden und hält sich stets auf gleichem Niveau, er soll an gewissen Tagen besondere Heilkräfte besitzen; heut ist einer dieser Tage; wir sehen Blinde und Krüppel ihre kranken

Glieder benetzen. Es ist mit dem Wunderglauben wie mit jenem Heiligen, der nachdem er enthauptet worden war, mit dem Kopf unter dem Arme davon ging. Ce n'est que le premier pas, qui coute.

Vermischte Literatur.

Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von F. A. Gfrörer. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von J. B. Weiß, Professor der Geschichte an der Universität Gratz. 1. bis 3. Band. Schaffhausen. Verlag der Fr. Hurterschen Buchhandlung. 1862.

Vorlesungen, welche Gfrörer bis kurz vor seinem Ableben an der Universität Freiburg gehalten hat — mit welcher Tendenz, ist nicht nöthig ausführlich darzulegen, da Verfasser und Verlag hinreichend bekannt sind. Es ist ein vom Protestantismus ins römische Lager übergegangner Gelehrter, der hier zu uns spricht, es ist ein Geschichtschreiber, der in den herrschsüchtigen Bestrebungen Oestreichs, in der spanischen Intriguenpolitik des Hauses Habsburg nur das patriotische Bestreben sieht, die Ehre Deutschlands zu retten und die Einheit des Reichs wiederherzustellen. Neue Quellen sind nirgends benutzt, überhaupt geht der Verfasser nur selten in die Tiefe. Im Uebrigen ist anzuerkennen, daß die Vorzüge, die Gfrörers Schriften im Allgemeinen haben, frische, kräftige Darstellung, künstlerische Gruppirung der Begebenheiten und große Uebersichtlichkeit bei vollem Eingehen in die Einzelnheiten, lebendige Auffassung des innern Zusammenhangs der Dinge und scharfe Charakterisirung der Situationen und Personen, so weit sein Auge nicht durch die angeführte Tendenz eine schiefe Richtung erhält, auch hier nicht mangeln. Am freiesten und unbefangensten ist der erste Band gehalten, der neben feurigen Lobpreisungen Kaiser Josephs des Ersten und andrer bedeutender Oestreicher, vor allem Eugens von Savoyen, auch Worte der Anerkennung für Wilhelm von Oranien hat, und in dem wir Urtheile über die Jesuiten, die Jansenisten und die Aufhebung des Edicts von Nantes finden, die keineswegs gut katholisch aussehen und welche die Gelehrten der „historisch-politischen Blätter" schwerlich für koscher erklären werden. Besser werden in jenem Kreise die beiden folgenden Bände gefallen, wo Preußen in der bekannten Weise großdeutsch-katholischer Geschichtsbehandlung verarbeitet wird, und wo der Verfasser unter anderm nachweist, daß die Salzburger nicht durch den Fanatismus Erzbischof Firmians von Haus und Hof verjagt, sondern von Friedrich Wilhelms Sendlingen, etwa in der Weise brasilischer Auswanderungsagenten, aus ihrer behaglichen Lage unter dem milden Krummstab hinweggelockt worden sind, weil der Preuße Menschen brauchte, um seine wüstliegenden östlichen Provinzen zu bevölkern. Friedrich der Große ist dann selbstverständlich nicht viel mehr als ein großer Räuber, wahrhaft groß nur Maria Theresia. Im voraus beklagt wird, daß der Plan, den letztere bei Beginn des siebenjährigen Kriegs nach Gfrörers Meinung hatte, nicht zur Ausführung kam. Nach diesem Plan würde Mitteleuropa sich nach dem Siege der Coalition gegen Friedrich folgendermaßen gestaltet haben: Preußen getheilt, die

pommerschen Striche den Schweden überlassen, das Magdeburgische den Kursachsen, die Gebiete in Ost- und Westpreußen der Krone Polen gegeben, Friedrich auf die Marken beschränkt — Hannover als wegen Felonie verfallnes Reichslehen eingezogen — Rußland mit den polnischen Provinzen Semgallen und Kurland, Frankreich mit einem Theil Flanderns abgefunden, die Krone Polens im Hause Wettin erblich gemacht, die deutschen Lande des letztern zum Theil an eine jüngere Linie übertragen, zum Theil mit Oestreich vereinigt, welches auch Hannover erhalten hat, alle andern deutschen Fürsten in ihrer Bedeutung herabgedrückt. Der Verfasser findet diesen Plan bewundernswürdig; denn er habe „das deutsche Reich ehemaliger Herrlichkeit herstellen wollen". Wir unsrerseits danken für solche Herrlichkeit und freuen uns der Einrichtung, nach welcher die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Die Weltgeschichte vom christlichen Standpunkt aufgefaßt von Dr. J. Möller. 1. Lief. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 1862.

Der Verfasser ist Professor der Geschichte an der eifrig katholischen Universität Löwen und selbst ein eifriger Kämpfer für seine Kirche. „Der Grundgedanke, der in dem Werke festgehalten wird, ist die Leitung des Menschengeschlechts durch die göttliche Vorsehung, um dasselbe seinem in der Zeit zu erfüllenden Zwecke, sowie seinem ewigen Ziele zuzuführen." Also erbaulich. Warum nicht lieber gleich eine Weltgeschichte in Predigten. Wer die Berechtigung hierzu anerkennt, der wird sich auch nicht wundern dürfen, wenn nächstens eine Weltgeschichte vom jüdischen, mohammedanischen oder vom Pickwickierstandpunkt angefertigt wird. Von historischem Sinn aber ist bei ihm nicht die Rede.

Wesen und Geschichte des Lustspiels. Vorlesungen von Dr. J. Mähly. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1862.

Ein hochklingender Titel für ein Büchlein von 144 Seiten, welches so gut wie nichts Neues bringt und in dem dürftigen Abriß, den es vom deutschen Lustspiel gibt, den äußersten Grad von Ungeschmack bekundet. Wer wie der Herr Doctor nie hat begreifen können (S. 141), weshalb Heinrich v. Kleists „Zerbrochner Krug" ein beliebtes Stück ist, und wer Gutzkows Lustspielen unter allen Versuchen der Neuzeit die Palme zuerkannt, „Zopf und Schwert" für „das beste historische Lustspiel der Deutschen" erklärt, der hat, abgesehen von allen übrigen Faseleien, auf diesem Gebiete nicht das Recht mitzureden.

Die Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch von Jacob Burckhardt. Basel, Verlag der Schweighäuserischen Buchhandlung. 1861.

Der Verfasser ist ein Freund und Mitstrebender des verewigten Kugler, sein Buch die ausführliche Einleitung zu einer Geschichte der bildenden Künste zu Anfang der neuen Zeit, der Grundgedanke desselben, daß die Cultur der Renaissance nicht, wie bisher angenommen wurde, ein Wiederaufleben des classischen Alterthums, sondern nach Ursprung wie nach Charakter eine Neubelebung des italienischen Geistes ist, neben welcher das Alterthum nur als secundärer Factor wirkt. Dies, oder um es mit andern Worten zu sagen, die Thatsache, daß die Renaissance aus dem Wesen und den Zuständen Italiens als eine durchaus spontane Erscheinung hervorging und daß das Alterthum das in diesem nationalen Wesen Wurzelnde nur rascher reifen ließ, ihm einen Theil seiner Farben mittheilte, ist hier mit echtem historischen Sinn, tiefdringendem Scharfblick und einer Fülle von Beispielen bewiesen, wie sie

nur gründlichster Forschung zu Gebote steht. Auch die Form des Buches ist glänzend, doch will es, um verstanden zu werden, wiederholt gelesen sein, indem durch das Ganze ein gewisses Schwanken des Verfassers zwischen dem Streben, die Erscheinungen auf Allgemeinbegriffe zurückzuführen, und dem Zweifel an der Berechtigung dazu geht, und indem Vieles nur angedeutet, nicht in den klaren, scharfen Umrissen und Farben des Vordergrundes gezeigt wird. Bei diesem Verfahren kommt es gelegentlich zu Behauptungen, die mehr geistreiches Spiel als probehaltige Wahrheit sind. So, wenn es heißt, im Italien der Renaissance trete zuerst voll und ganz der moderne Mensch hervor. Wir fragen nach einer Charakteristik des modernen Menschen und erhalten sie in dem Satze: „Benvenuto (Cellini) ist ein Mensch, der alles kann, alles wagt und sein Maß in sich selbst trägt. Es lebt in dieser Gestalt ein ganz kenntliches Vorbild des modernen Menschen." Wir meinen, daß diese Definition auch auf Menschen gewisser Perioden des Alterthums, z. B. auf Alcibiades, auf Sulla und Cäsar und ebenso auf manchen Charakter des Mittelalters paßt. Und wo bleiben, wenn die Geburt des modernen Menschen auf Italien beschränkt wird, die Heroen der gleichzeitigen germanischen Cultur Luther und Shakespear?

Männer der Zeit. Biographisches Lexikon der Gegenwart. Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck. 1862.

Tausend Biographien von Männern, die sich im politischen oder Culturleben der letzten Jahre mehr oder minder bekannt gemacht haben, einige darunter, die wohl nur ein Leipziger für Männer der Zeit halten wird. Als Supplement folgen Frauen der Zeit. Das Ganze ist ziemlich gut geschrieben und kann als Nachschlagebuch im Allgemeinen empfohlen werden. Doch sind die Daten, wie dies bei derartigen nur selten aus erster Quelle geschöpften Compilationen nicht wohl anders zu erwarten, oft unzuverlässig, die Charakteristiken oberflächlich. Ein Theil der Unrichtigkeiten ist durch einen Anhang gutgemacht, andere warten noch der Berichtigung. So in der Biographie v. Willisens, wo man S. 465 liest: „Im Winter 1848 begab sich Willisen nach Italien, um den soeben beendeten Feldzug der Sardinier gegen die Oestreicher an Ort und Stelle zu studiren. Der neue Feldzug zwischen diesen Mächten stand bevor, und Willisen beging die Unvorsichtigkeit, nachdem er zuvor die Kriegsrüstungen der Sardinier gesehen, sich bald darauf in das östreichische Lager zu begeben und an der Seite Radetzky's dem Feldzuge gegen die Sardinier in Person beizuwohnen, ein Schritt, der zu vielen Mißdeutungen Veranlassung gegeben hat." Diese Sätze sind von Anfang bis zu Ende unwahr. Nicht Willisen, sondern sein Biograph hat sich einer Unvorsichtigkeit schuldig gemacht. Er hat erstens Wilhelm v. Willisen mit Adolf v. Willisen, Oberstallmeister des Königs und Bruder des ehemaligen schleswig-holsteinischen Generals verwechselt. Und die Beschuldigung trifft zweitens ebenso wenig den einen als den andern der beiden Brüder. Wilhelm v. Willisen saß damals in der ersten Kammer in Berlin. Sein Bruder aber war erst in Paris, dann in Turin, von wo er, ohne den nahen Ausbruch des Kriegs zu ahnen, nach Rom ging. Hier hörte er, daß der Kampf wieder ausgebrochen, und um demselben beizuwohnen begab er sich dahin, wohin er nach den Verhältnissen, in denen er sich befand, allein gehen konnte, zu den Oestreichern, und zwar als einfacher Zuschauer. Unvorsichtig war dies nicht; denn jedermann weiß, daß den Oestreichern aus dem sardinischen Lager nichts mehr zu verrathen

war, und überdies kam A. v. Willisen bei jenen an, als die Entscheidung mit dem Ausgang der Schlacht bei Mortara eigentlich schon erfolgt und der Marsch nach Novara schon angetreten war. (Auch was in den Biographien von G. Freytag und J. Schmidt über das jetzige Verhältniß des erstern zu den „Grenzboten" gesagt wird, ist wesentlich unrichtig. Unser Freund Freytag hat sich zwar von der Redaction zurückgezogen und zwar schon seit mehren Jahren, aber er betheiligte sich bis heute lebhaft — in den letzten neun Monaten lebhafter sogar als früher — durch größere und kleinere Beiträge für das Blatt. D. Red.)

London und seine Umgebung nebst Reiserouten vom Continent nach England und zurück. Handbuch für Reisende von K. Bädecker. Coblenz, Verlag von K. Bädecker. 1862.

Wie alle früheren Reiseschriften dieses in seiner Art classischen Unternehmens durchweg praktisch und zuverlässig, praktisch namentlich auch darin, daß von einer erschöpfenden Beschreibung des Gegenstandes abgesehen und nur das ins Auge gefaßt ist, was für jeden Reisenden von Bildung Interesse hat, sowie in der Eintheilung des beigegebenen großen Plans von London, der kein unbequemes Entfalten auf lebhaften Straßen erfordert, sondern sich wie ein Taschenbuch handhaben läßt. Andere Beilagen von Werth sind ein kleinerer Plan der großen britischen Hauptstadt, eine Karte der Umgebung von London, und Pläne von Hamburg, Brüssel, Antwerpen und Ostende, der Westminsterabtey, des Britischen Museums, der Zoological-Gardens und des Krystallpalastes von Sydenham sowie eine Eisenbahnkarte.

Handbuch der vergleichenden Statistik der Völkerzustands- und Staatenkunde. Für den allgemeinen praktischen Gebrauch von G. Fr. Kolb. Dritte umgearbeitete Auflage. Leipzig. A. Förstnersche Buchhandlung. 1862.

Das Werk ist von uns bei Erscheinen der zweiten Auflage ausführlich charakterisirt worden. Die vorliegende dritte ist eine wesentliche Umgestaltung, indem nicht nur die Ergebnisse der neuesten Volkszählungen und Staatsrechnungsabschlüsse nachgetragen, sondern auch vielfach Abänderungen und Ergänzungen bei den aus den Daten und Zahlen gezogenen Schlüssen gegeben sind. Eine werthvolle Bereicherung hat namentlich der letzte Abschnitt über „allgemein menschliche Verhältnisse" durch die Abhandlung über Sterbelisten erfahren, die Finanzrath Hopf in Gotha dem Herausgeber geliefert hat. Mit den Ansichten Kolbs über militärische Verhältnisse befinden wir uns, soweit sie die Militärverfassung der Schweiz als auch für Deutschland mustergültig hinstellen, nicht im Einklang. Die Schweiz ist ein neutrales Land, ihr Heer hat sich erst noch zu bewähren, die geringen Kosten desselben erklären sich zum guten Theil daraus, daß sehr viele Einzelne sich selbst equipiren, der Sonderbundskrieg kann nicht als Probe für die Güte der Truppen angeführt werden, leisten sie einmal Tüchtiges, so wird der beste Theil davon auf Rechnung der Offiziere und Soldaten zu bringen sein, welche in regulären Armeen ihre Schule genossen haben. Im Uebrigen empfehlen wir das Werk bestens. Volle Zuverläßigkeit aller Zahlen wird man freilich nicht beanspruchen können, doch wird an etwaigen Unrichtigkeiten nicht sowohl der Verfasser, als die Quelle, aus der er schöpfen mußte, schuld sein.

Die preußische Armee und die Junker. Von W. Rüstow. Oberst-Brigadier. Hamburg, Otto Meißner. 1862.

Fünf Briefe an einen militärischen Freund, der im Wesentlichen mit dem

Inhalte der Flugschrift „das preußische Militärbudget für 1862" einverstanden ist, viel Wahres darin, aber leider ebenso viel Uebertreibung, ja offenbare Unwahrheit. Folgendes in Kurzem der Inhalt: Die Roonsche Reorganisation ist nichts Anderes als ein Mittel, die Hülfsquellen der großen Versorgungsanstalt des preußischen Adels, welche man das preußische Heer nennt, zu vermehren. Man sollte statt dessen den Offiziersstand reformiren, was jedenfalls nothwendiger noch ist als die Herabsetzung des Präsenzstandes der Soldaten auf zwei Jahre. Die Statistik beweist, daß der Adel im Offiziersstande durchschnittlich etwa zwanzigmal so stark vertreten ist, als er im Verhältniß seiner Zahl zu der Zahl der Gebildeten in Preußen vertreten sein sollte. Der vierte Theil des gesammten preußischen Adels lebt vom Militärbudget, die Summe, die ihm der Staat aus diesem jährlich zahlt, beläuft sich auf mindestens acht Millionen Thaler. Folgt dann eine höchst wunderbare, mit verschiedenen Späßen gewürzte Geschichte der Entstehung des deutschen Dienstadels und insbesondere des preußischen, eine Geschichte, die darauf hinausläuft, daß sich dieser Adel nicht gebildet hat, sondern von den Fürsten zu selbstsüchtigen Zwecken geschaffen worden ist, und in der wieder fast allenthalben die Wahrheit in der Grimasse der Uebertreibung auftritt, und das Gute, was der Dienstadel als beharrender Kern und Träger des Staatswesens hat, vor den Uebeln, die sich mit ihm verbinden, gänzlich verkannt wird. Das ungefähr wäre die Anklage, deren zum Theil beachtenswerthe Belege (wir rechnen zu letztern vorzüglich was über die Zahl der adeligen Offiziere in den höhern Chargen gesagt ist) man in der Schrift selbst nachlesen möge. Die positiven Vorschläge sind: Wie in der Schweiz soll nur etwa ein Achtel der Offiziere, welche der Krieg verlangt, aus Berufsoffizieren bestehen, die übrigen eilen erst, wenn der Kampf ruft, zu den Fahnen. Dann zerfallen die Offiziere wie in Frankreich in zwei Classen, „von denen die eine, mit einer tiefgehenden militärischen Bildung ausgerüstet, wesentlich bestimmt ist, die höhern Stellen auszufüllen, die Generalstäbe zu bilden, während die übrigen bei der Truppe, in dem engsten Verbande bleiben. Jene eigentlich militärisch gebildeten Offiziere werden so auf natürliche Weise den andern imponiren; es wird nicht in den untern Schichten jeder Befehl bekrittelt werden; der Gehorsam wird viel prompter, sicherer, überzeugungsvoller sein." Wir bedauern, daß man die Schrift in Preußen verboten hat. Besser wäre gewesen, sie in dem, was nach Abzug der vielen Uebertreibungen als Rest bleibt, zu beachten, die unschickliche Schreibart aber, die Hrn. Rüstow einmal zur andern Natur geworden ist, mit jenen Uebertreibungen dem Urtheil der öffentlichen Meinung zu überlassen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die
Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

21. Jahrgang.

II. Semester. IV. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1862.

Register.

Jahrgang 1862. Viertes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Bilder und Schilderungen.

Die auswärtige Politik Frankreichs während der Julimonarchie.

Guizot mémoires pour servir à l'histoire de mon temps.

Die orientalische Frage.

(Fortsetzung.)

In einem früheren Aufsatze haben wir die Entwicklung der orientalischen Frage bis zum Rücktritt des Ministeriums Soult und der Sendung Guizots nach London ausführlich besprochen und den weiteren Verlauf der Begebenheiten mit wenigen Worten angedeutet. Der seitdem erschienene fünfte Band von Guizots Memoiren schildert die fruchtlosen Bemühungen Frankreichs, die Wirkungen der Note vom 27. Juli 1839 zu entkräften, das Einverständniß zwischen Rußland und England zu lösen und dadurch zugleich sich aus seiner Isolirung zu befreien, ohne seinen principiellen Standpunkt in der vorliegenden Frage aufzugeben oder auch nur zu modificiren. Wir haben schon bemerkt, daß von dem Augenblicke an, wo Rußland sich an die Politik Lord Palmerstons anschloß, die Lösung der Frage in einem den französischen Wünschen ungünstigen Sinne entschieden war, und daß Frankreich, falls es sich nicht zu einem Aufgeben seines schroffen Standpunktes entschließen wollte, fortan im Grunde nichts Anderes übrig blieb, als den Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen oder dem Vorgehen der Mächte einen Protest entgegenzusetzen. An ein kriegerisches Vorgehen Frankreichs glaubte indessen niemand, und eben deshalb mußte auch ein Protest unfruchtbar und wirkungslos bleiben. Die Situation gewinnt also den Charakter der Unbeweglichkeit, der stets da eintritt, wo ein auf die Spitze getriebenes Princip, von einem andern Princip überwunden, es nicht über sich gewinnen kann, seine Niederlage einzugestehen. Guizots Sendung war daher von vorn herein eine hoffnungslose, und nicht daraus ist ihm vom französischen Standpunkte aus ein Vorwurf zu machen, daß es ihm nicht gelungen ist, dem Pascha den erblichen Besitz Syriens, und damit Frankreich die leitende Rolle in der europäischen Politik zu verschaffen, sondern höchstens daraus, daß er, nachdem die diplomatische Niederlage bereits völlig entschieden war, noch einen Augenblick an die Möglichkeit eines Sieges mit diplomatischen Mitteln glaubte.

Somit ist Guizots Gesandtschaft wohl eigentlich eine fortdauernde diplomatische Agonie, deren Zuckungen durch alle Phasen hindurch uns Guizot mit Offenheit darlegt. Er bemüht sich keineswegs, die Irrthümer der französischen Politik, die er, wie er selbst schon im vierten Bande der Memoiren eingesteht, in vollem Maße getheilt hat, zu beschönigen oder zu verhüllen. Seine Darstellung trägt so entschieden das Gepräge der Aufrichtigkeit und ist so vielfach mit bedeutenden Documenten, unter welchen seine Berichte an das Ministerium, so wie seine Unterhaltungen mit seinen nicht blos durch diplomatisches Talent, sondern auch durch die Gunst der Umstände überlegenen Gegnern die erste Stelle einnehmen, belegt und beglaubigt, daß dieser fünfte Band der Memoiren einen wichtigen und interessanten Beitrag zur Geschichte jener Periode bildet. Guizot ist sich der Gefahren der Lage offenbar klarer bewußt, als Thiers, der völlig von seinen Irrthümern beherrscht ist. Wo sich die Gelegenheit zu einem Einlenken, freilich nur mit Aufgeben des bis dahin festgehaltenen Standpunktes bietet, ist Guizot geneigt, dieselbe zu ergreifen; aber es fehlt ihm, dem sonst so energischen Staatsmann, durchaus an der Entschlossenheit, dem Minister gegenüber seine Ansicht kräftig zur Geltung zu bringen. Er legt es Thiers nahe, den richtigen Entschluß zu fassen, aber er scheut sich das entscheidende Wort auszusprechen; seine Verantwortung lastet zu schwer auf ihm; daher ist sein Verhalten völlig correct, d. h. aufs strengste seinen Instructionen entsprechend. Stets hat er dem Standpunkte seines Cabinets mit Ausdauer und Zähigkeit den angemessenen Ausdruck zu geben gesucht, stets die vorliegende Frage mit Geschick und geistreicher Dialektik discutirt; doch war damit, wie die Dinge lagen, nicht viel gewonnen. Auf Thiers und die öffentliche Meinung in Frankreich hat er keinen Einfluß geübt, und konnte es nicht, da seine Auffassung ebenso sehr von den alten Vorurtheilen, wie von den in London empfangenen neuen Eindrücken bestimmt wurde, und er daher nicht fest und klar genug in seiner Ansicht war, um Irrthümern gegenüber, von denen er selbst sich noch nicht völlig losgesagt hatte, die wirkliche Lage der Dinge mit Unbefangenheit zu erwägen und darzulegen.

Die ganze Situation tritt uns in dem sehr ausführlich mitgetheilten ersten Gespräch, welches Guizot mit Palmerston über die orientalische Frage hatte, entgegen.

Guizot hebt, dem französischen System gemäß, in diesem Gespräche hervor, daß der Knotenpunkt der ganzen Frage in Konstantinopel liege; die ägyptische Frage, obschon die Veranlassung, daß Europa sich mit Konstantinopel zu beschäftigen habe, sei selbst von secundärer Bedeutung, müsse aber, um Konstantinopel vor jeder Erschütterung zu bewahren, durch ein friedliches Abkommen zwischen dem Sultan und dem Pascha entschieden werden. Denn jede Anwendung von Gewalt im Orient schlage zum Vortheile von Rußland aus. — Die

weitere Schlußfolge aus diesen Prämissen war klar: Weil vorauszusehen ist, daß Mehemed Ali nicht freiwillig auf Syrien Verzicht leisten wird, so muß man ihm dasselbe lassen. Denn ein Kampf, der nur Rußland Vortheil bringen würde, muß vor allem vermieden werden. — Lord Palmerston setzt dieser Argumentation entgegen, daß es vor allem darauf ankomme, die Türkei zu stärken; das beste Mittel dazu sei, den Pascha zu zwingen, ihr Syrien zurückzugeben. Was Rußland betreffe, so zeige dies guten Willen, im Einverständniß mit Europa zu handeln; man müsse diese günstige Stimmung benutzen. Ein militärisches Einschreiten Rußlands im Namen Europa's hält er nicht eben für bedenklich, deutet auch auf eine Cooperation Oestreichs hin. An einen erfolgreichen Widerstand Mehemed Ali's glaubt er nicht; das Hauptargument der französischen Diplomatie macht daher gar keinen Eindruck auf ihn. Unverhüllt läßt er sein Mißtrauen gegen die Pläne Frankreichs hervortreten. Frankreich wolle sich in Mehemed Ali einen Alliirten erziehen und so die ganze Küste des mittelländischen Meeres von Marokko bis zum Golf von Alexandrette unter seine Botmäßigkeit oder seinen Einfluß bringen. Dies könne England nicht anstehen (Cela ne peut nous convenir). Damit hatte Lord Palmerston offenbar die Seite der Frage getroffen, die ein Einverständniß zwischen den beiden Westmächten unmöglich machte. Der Verdacht eigennütziger Herrschaftspläne, mochte Guizot ihn auch in das Gebiet der Zukunfts- und Conjecturalpolitik verweisen, war unvertilgbar, so lange Frankreich auf seinem Standpunkte beharrte; er heftete sich an jeden Schritt, den Frankreich zu Gunsten des Pascha that.

Guizot fragt im weiteren Verlauf des Gesprächs, ob hinter dem Rücken Frankreichs die Frage bereits abgeschlossen, ob die gegen Mehemed Ali anzuwendenden Zwangsmittel bereits geregelt seien. Lord Palmerston verneint dies, legt aber Guizot zwei Entwürfe vor, den einen von Palmerston selbst, den andern, wie Guizot vermuthet, von östreichischer Seite aufgestellt. Beide enthielten 1. die Verpflichtung der fünf Mächte, die Türkei gegen jeden neuen Angriff des Pascha und jede Invasion diesseits des Taurus sicher zu stellen; 2. die eventuelle Anordnung der Besetzung Konstantinopels und des Marmormeers; 3. die Angabe der im Falle der Widersetzlichkeit gegen Mehemed Ali anzuwendenden Coercitivmittel. Der Entwurf Lord Palmerstons war ein Tractat zwischen den fünf Mächten und der Pforte; in dem zweiten Entwurfe verhandelten die fünf Mächte unter einander, und die Pforte nahm einfach ihre Vorschläge an.

Nicht erfolgreicher waren Guizots Bemühungen, auf die andern Cabinetsmitglieder einzuwirken. Von allen Seiten lebhafte Wünsche für das Bestehen der englisch-französischen Alliance, aber keine Aussicht auf Nachgiebigkeit in der vorliegenden Frage! Mochten die übrigen Minister das Mißtrauen ihres Col-

legen gegen Frankreich theilen oder nicht. Lord Palmerston hatte durch seine diplomatischen Maßregeln den Knoten zu fest geschürzt, als daß ihm aus dem Schooße des Cabinets so leicht ein Widerstand erwachsen konnte. Er hatte sein System zu einer vollendeten Thatsache gemacht. Gewiß der Wahrheit gemäß konnte er versichern, daß hinter Frankreichs Rücken keine weiteren bindenden Verabredungen getroffen waren. Es bedurfte derselben eben nicht, da alle weiteren Maßregeln sich mit Nothwendigkeit aus der von ihm geschaffenen Situation entwickeln mußten.

Wir können nicht behaupten, daß Guizot die aus dieser Verwickelung für Frankreich mit Nothwendigkeit entspringenden Gefahren verkannte. In einem Schreiben an Thiers vom 12. März behauptet er, was uns freilich nur sehr bedingt als richtig erscheint, das englische Cabinet wünsche mit Frankreich im Einverständniß zu handeln und sei zu Concessionen geneigt, um dies Einverständniß herzustellen. Wenn indessen, fährt er fort, wir zu nichts Positivem kommen, wenn wir immer nur zu vertagen und alle Schwierigkeiten in Unmöglichkeiten zu verwandeln scheinen, so würde, glaube ich, ein Augenblick kommen, wo das großbritannische Cabinet in Folge eines plötzlichen Entschlusses vorziehen würde, lieber ohne uns und mit andern zu handeln, als nichts zu thun. Aber eine große Selbsttäuschung war es, wenn er bei der Mittheilung, daß Rußland die Zulassung des türkischen Bevollmächtigten bei den Verhandlungen zugegeben hatte, und daß derselbe nächstens erscheinen würde, noch, wenn auch nicht mit völliger Sicherheit, die Alternative glaubte aufstellen zu können: entweder Frankreich zieht sich ganz von der Angelegenheit zurück, oder es setzt sich in Einverständniß mit England, indem es mit ihm in der konstantinopolitanischen Frage gemeinschaftlich handelt und in der syrischen Frage Concessionen von ihm für Mehemed Ali erhält. Als ob England in diesem Augenblicke irgend eines Dienstes von Seiten Frankreichs bedurft hätte, den es mit Concessionen hätte erkaufen müssen. Das war ja eben der Meisterstreich der Politik Lord Palmerstons, daß er die konstantinopolitanische Frage ganz beseitigt hatte, um nicht nöthig zu haben in der syrischen Frankreich Concessionen zu machen. In der That war die Alternative vielmehr so zu stellen: Entweder Frankreich zieht sich von der Angelegenheit zurück, oder es gibt seine Anschauung in der syrischen Frage völlig auf. — Guizot hatte allerdings von diesem Wandel der Dinge eine Ahnung, suchte sich ihrer aber zu erwehren und zwar, wie aus vielen Stellen hervorzuleuchten scheint, gegen seine innere Ueberzeugung; der König dagegen war völlig Sanguiniker. „Seien Sie überzeugt, mein lieber General," sagte er zum General Baudrand, „daß die Engländer über einen derartigen Gegenstand niemals eine Convention mit den andern Mächten abschließen werden, ohne daß Frankreich eine der verhandelnden Mächte ist. Ich wünschte, daß unser Gesandter davon ebenso überzeugt wäre, wie ich

es bin." — Thiers nahm die Angelegenheit allerdings nicht so leicht, wie der König, konnte jedoch zu einem festen positiven Entschlusse nicht kommen. Statt zu handeln blickt er rückwärts, kritisirt und tadelt. Alle Schuld der gegenwärtigen Verwickelung schiebt er auf die Note vom 27. Juli 1839, womit durchaus nichts gewonnen war, abgesehen davon, daß diese Ansicht auf einer völlig einseitigen Auffassung der Dinge beruhte. Guizot bemerkt mit Recht, daß, wenn sich Frankreich der Note nicht angeschlossen hätte, dies nur die Folge gehabt haben würde, daß die Isolirung Frankreichs schon früher eingetreten wäre. Die Instructionen, die Thiers Guizot ertheilt, tragen den der Situation genau entsprechenden Charakter eines Gemisches von Rathlosigkeit und Vertrauen auf unhaltbare Voraussetzungen. Guizot solle Zeit gewinnen, sagen, daß das französische Cabinet durchaus keine absolute Meinung hätte, er solle die Inconvenienzen der Politik Lord Palmerstons nachweisen und jeden definitiven Entschluß verzögern. Sodann solle er sich von jeder gemeinschaftlichen Berathung mit den vier Mächten fern halten und so das französische Cabinet von den Banden freimachen, welche die Note vom Juli 1839 ihm auferlegt hätte. Er selbst wollte sich jedes Versuches, unter der Hand ein directes Arrangement zwischen der Pforte und dem Pascha zu Stande zu bringen, enthalten. Aber er hoffte ein solches von dem natürlichen Laufe der Dinge; ja er erwartete, daß durch ein Hinzögern die Mächte mürbe gemacht werden und sich zu dem Entschlusse gedrängt sehen würden, selbst den Status quo zwischen der Pforte und dem Pascha zu garantiren. Die Naivetät dieser Instructionen würde unbegreiflich sein, wenn man nicht erwägt, daß die Auskunftsmittel der absoluten Verlegenheit in der Regel so beschaffen sind, daß sie die Verlegenheit nur steigern, und daß es im Privatleben, wie in der Politik nichts gibt, was so viel Selbstüberwindung kostet, als eine fixe Idee aufzugeben, wenn man Jahrelang auf dieselbe, wie auf eine Karte, Ehren, Einfluß, Macht, kurz ein ganzes politisches System gestellt hat.

Der Fehler in Thiers Politik tritt nur um so schärfer hervor dadurch, daß ein Factor in seiner Berechnung in der That nicht ganz unrichtig war. Allerdings erweckte die Unbeweglichkeit der Situation in den Vertretern der Continentalmächte ein gewisses Unbehagen, welches aber natürlich nicht so weit ging, daß sie sich den Standpunkt des französischen Cabinets anzueignen geneigt waren. Eine Annäherung fand indessen statt. Der Wunsch nach einem Einverständniß aller Mächte führte zu dem von dem östreichischen Bevollmächtigten v. Neumann aufgestellten Plane, Syrien zu theilen und zwar in der Art, daß Acre an Aegypten fiele. Dieser Concession trat auch, wiewohl mit Widerstreben und schwerlich aufrichtig und ohne Hintergedanken, Lord Palmerston bei. Darüber aber, und dies blieb der wesentlichste Differenzpunkt Frankreich gegenüber, waren die vier Mächte einig, daß gegen Mehemed Ali im

Widersetzungsfalle Zwangsmaßregeln anzuwenden wären; auch wurde ihm der Besitz Syriens nur auf Lebenszeit zugestanden. Thiers beharrt diesem Vorschlag gegenüber, der das äußerste Zugeständniß enthielt, auf welches Frankreich rechnen konnte, auf seinem Standpunkt: der Vorschlag ist für Mehemed Ali nicht annehmbar, also müssen auch wir ihn ablehnen. In dem Sinne schrieb er noch am 19. Juni an Guizot.

Bisher hatte sich die Pforte an den Verhandlungen durch ihren Gesandten in Paris, Nuri Efendi, der zu dem Zwecke nach London gegangen war, betheiligt. Jetzt erschien ein neuer türkischer Bevollmächtigter, in der Person des sehr befähigten Chekib Efendi. Dieser forderte alsbald unter Hinweis auf die Gefahren, welche die Verlängerung des Status quo mit sich brachte, dringend eine definitive Lösung und rasches Handeln. Jede der beiden Parteien suchte seine Schilderung der Lage des ottomanischen Reiches zu ihrem Vortheile auszubeuten. Im Ganzen trugen seine Erklärungen dazu bei, den Muth und die Hoffnungen der französischen Diplomatie neu zu beleben. Das Bedürfniß, bald zum Ziele zu kommen und der Verdruß darüber, daß die Angelegenheit seit Monaten ihrer Lösung scheinbar um keinen Schritt näher gekommen war, ließ im englischen Cabinete, so wie im Parlament, den Wunsch nach einer Vereinigung mit Frankreich lebhaft werden. Auch die Gesandten der Mächte, selbst der russische Gesandte, Baron Brunnow, setzten ihre vermittelnden Bemühungen fort, drangen in Guizot, sich mit Palmerston zu verständigen und versprachen, im Sinn einer billigen Ausgleichung bei ihm zu wirken. Neumann war sogar bereit, ganz Syrien, allerdings nicht erblich, zu opfern. Klar ist es allerdings nicht, ob dies Entgegenkommen, besonders von Seiten Brunnows, mehr war, als ein Versuch, die Verantwortung für einen Conflict mit Frankreich auf Palmerston zu werfen. Jedenfalls aber hätte Thiers die gebotene Hand ergreifen sollen, auch wenn sie nur zum Schein gereicht war. Denn nur durch eine rückhaltlose Annahme der Vorschläge konnte Palmerston die ausschließliche Leitung der diplomatischen Action entzogen werden, was für Frankreich immerhin ein bedeutender Gewinn gewesen wäre. Denn daß Palmerston in der That an nichts weniger, als an Concessionen dachte, trat bald hervor. Er schien durchaus noch nicht in der Stimmung zu sein, die Angelegenheit zu beschleunigen, und erklärte die Gerüchte über den traurigen Zustand des ottomanischen Reiches für übertrieben. Es kam Guizot vor, als ob er auf einen für seine Pläne günstigen Zwischenfall warte. So viel war klar, daß er mit der Nachgiebigkeit, die Preußen und Oestreich gezeigt hatten, nicht zufrieden war. In Thiers fand er einen Bundesgenossen. Nach den Eröffnungen Neumanns, der mit Bülow zusammen sich bereit erklärt hatte, von Palmerston förmlich zu verlangen, daß er der Concession: „Syrien lebenslänglich, Aegypten erblich" beiträte, bat Guizot Thiers dringend um bestimmte Instructionen;

er erklärt, daß die Krisis herannahe, hebt die Wichtigkeit einer Entscheidung hervor. Es erscheint uns unzweifelhaft, daß Guizot für ein Eingehen auf die Vorschläge der Gesandten war. Warum aber machte er diese Meinung nicht mit aller Entschiedenheit geltend? Thiers erklärt, in seiner abwartenden Haltung verharren zu wollen, gewiß der größte Dienst, den er seinen Gegnern leisten konnte. Denn Palmerston, für den jetzt der Augenblick des Handels herannahte, konnte, wenn Frankreich im Moment der Krisis sich schmollend mit der Rolle des mißvergnügten Zuschauers begnügte, sicher sein, sowohl im englischen Cabinet, wie in der Diplomatie seiner Anschauung den unbedingtesten Sieg zu verschaffen. Wohl hatte Guizot alle Ursache, ein nahes Abkommen unter Vieren zu befürchten.

Ein Ereigniß in Konstantinopel, welches Thiers ebenso in seiner Sicherheit bestärkte, wie es Palmerstons Eifer verdoppelte, trug wesentlich dazu bei, die Krisis zu beschleunigen. Es war dies die plötzliche Absetzung des Großwesirs Khosrew Pascha, der für den erbittertsten Feind Mehemed Ali's galt. Der Vicekönig war außer sich vor Entzücken, als er vom französischen Generalconsul Cochelet die Nachricht vom Falle seines alten Widersachers empfing. Er sprang von seinem Divan auf, weinte vor Freude und sah, von seiner feurigen Phantasie fortgerissen, seinen Zwist mit dem Sultan als bereits gelöst an. Cochelet mahnte zur Mäßigung, Thiers ging so weit, ihm den Rath zukommen zu lassen, sich mit der Forderung des lebenslänglichen Besitzes von Syrien zu begnügen. Auf derartige Concessionen ging der sanguinische Greis jedoch nicht ein, er glaubte sich seiner Sache so sicher, daß er sofort beschloß, dem Sultan seine Flotte auszuliefern, an einem directen Arrangement mit der Pforte zweifelte er keinen Augenblick länger.

Gerade ein solches wollte aber Palmerston um jeden Preis verhüten. Auch ihm lag weniger an dem Detail der Friedensbedingungen, als daran, daß der Friede durch die Mächte vermittelt werde, weil jedes directe Abkommen ein Triumph Frankreichs gewesen wäre. Die Gefahr eines directen Abkommens lag aber um so näher, da Frankreich im Sinne eines solchen sowohl in Konstantinopel wie in Alexandria thätig war. Zwar bemühte sich Thiers, um dem Verdachte doppelten Spiels zu entgehen, diese Versuche als ganz unverfänglich und durchaus nicht den Charakter einer förmlichen Vermittelung an sich tragend darzustellen. Wo sollte man aber die Grenze zeichnen zwischen der Rolle eines Rathgebers und eines Vermittlers? Jedenfalls gab man Palmerston durch jeden Schritt in dieser Richtung eine Waffe in die Hand, die dieser nicht säumte, zu benutzen. Er erklärte im Cabinet unter Hinweisung auf die diplomatischen Bemühungen der französischen Agenten in Konstantinopel und Alexandria, da Frankreich sich von den vier Mächten getrennt habe, sei von Seiten dieser auch auf Frankreich keine Rücksicht mehr zu nehmen. Auch ein

Aufstand in Syrien gegen Ibrahim Pascha, der von vielen Seiten englischem Einflusse zugeschrieben wurde, kam ihm zu Hülfe. Guizot findet sich mehr und mehr vereinsamt, er sieht die Katastrophe herannahen, auch Thiers wird in seiner Sicherheit wankend. In einem Schreiben an Guizot vom 16. Juli hat er nur noch den Trost, daß die Engländer sich in ein gefährliches Unternehmen einlassen, daß eine Isolirung von Frankreich (er glaubt also endlich an dieselbe) für sie folgenreicher sein würde, als sie sich einbilden, daß man sich übrigens aber nicht einschüchtern lassen dürfe. Beim Beginn des Conflicts habe man eine andere Haltung wählen können, seit der Note vom 27. Juli 1839 sei dies nicht mehr möglich. Am 17. Juli erhält Guizot von Palmerston die Mittheilung, daß am 15. Juli der Vertrag zwischen der Pforte und den vier Mächten abgeschlossen sei.

Eine Betrachtung des Vertrags und seiner Ausführung so wie einige allgemeine Bemerkungen über die Krisis behalten wir einem folgenden Artikel vor.

Z.

Römisches Straßenleben.

3.

(Geschrieben im April 1862).

Will man Roms elegante Damenwelt in der Nähe bewundern, so muß man Sonntags in den Mittagsstunden den Corso besuchen.

Die Römerin geht sehr gewissenhaft jeden Sonntag in die Messe. Wenn solche beendigt ist, rauscht sie in den schweren Stoffen ihrer kostbaren Toilette, das saubergebundene Meßbuch in der tadellos behandschuhten Hand, den Corso einige Mal auf und ab — nie allein, sondern entweder in Begleitung ihres Mannes oder von Mutter und Tochter. Es sind stolze Weiber mit dem Blick und dem Gang von Königinnen.

Es gehört in diesen Stunden nicht zum guten Ton, auf dem Corso zu fahren; nur Fremde verstoßen dagegen zuweilen. Aber die jungen und alten Flaneurs stehen an den Straßenecken, lassen die beau monde an sich vorüberwallen und rauchen ihre feuchten, qualmenden Scelti.

Im Frühjahr pflegt das Governo in den Räumen der Villa Borghese an einem oder zwei Sonntagen dem Volke eine Tombola zu geben. Es ist dies eine Art öffentlichen Lotto's, aus welchem der Staat eine beträchtliche Einnahme zieht, ohne jene anständigen Skrupel, welche die Spielbanken in Baden-Baden, Ems oder Wiesbaden den deutschen Kammern zuweilen erregen. An solchen Tagen findet von den Mittagsstunden an eine wahre Völkerwanderung den Corso und die gleichfalls nach der Porta del Popolo einmündenden Ripetta und Babuina hinab statt. Alte und Junge, Hohe und Geringe, Arme und Reiche ziehen festlich geputzt hinaus in die Räume der lieblichen Villa Borghese.

Es gehören diese in der Nähe Roms gelegenen Landsitze der vornehmen römischen Familien zu dem Reizendsten, was man sehen kann. Da keiner dem andern gleicht, überall die anmuthigsten Abwechselungen herrschen, jeder einen anderen Blick auf Rom bietet, so ist schon an gewöhnlichen Tagen der Besuch lohnend — um wie viel mehr heut am Tombola-Tage.

Wenn wir zum Thore hinaustreten, so streckt sich vor uns die lange gerade Straße nach Ponte molle zu. Rechts unterhalb der hohen Mauern des Pincio, die dem Volksglauben zu Folge sich senkten, als Petrus und Paulus zur Richtstätte geführt wurden, die in neuester Zeit aber mit einer Umkleidung versehen worden, erblicken wir ein triumphbogenartiges Portal, den Eingang zu den Räsen- und Waldflächen, den Hügeln und Thälern der Villa.

Die Fürsten Borghese sind sehr reich. Sie sind Sanesischen Ursprungs, groß geworden durch Paul den Fünften. Der älteste Sohn hat den Titel: Fürst von Sulmona. Eine jetzt mit der Hauptlinie verbundene Secundogenitur bildet die Aldobrandinische Erbschaft, von Papst Clemens des Achten Familie kommend, mit dem Titel Fürst Aldobrandini.

Die Anlagen der Villa hatten während der Belagerung 1849 furchtbar gelitten; denn Garibaldi's Freischaaren hatten dort ihr Bivouak aufgeschlagen; namentlich war der zunächst an die Stadt stoßende Theil, die ehemals Giustinianischen Gärten, welche Don Camillo Borghese, des ersten Napoleon Schwager, in den Park hineinzog, mit Raphaels Casino und dem Hause, welches man nach der einstigen Besitzerin, der unseligen Cenci benannte, gänzlich verwüstet. Leider blieb das geschmacklose weiter im Innern gelegene Aegyptische Thor stehen. Andere kleinere Wirthschaftsgebäude waren niedergebrannt worden; ihre Ruinen ragen hier und da aus dem hohen Grase und Gebüsch hervor. Einen Theil der Pinien hatte man zu Bivouaksfeuern verbrannt. Noch immer wird an der Wiederherstellung der Gebäude gearbeitet, und dies ist vielleicht der Grund, weshalb der Fürst gegen die testamentarischen Bestimmungen der Cenci den Park an Montagen ganz geschlossen, an den übrigen Tagen nur von Mittag bis zum Ave Maria geöffnet hält.

Grüne, mit duftigen Kräutern und im Frühling mit einem Teppich von

Veilchen bedeckte, von hohen Pinien, Cypressen und Steineichenwaldungen unterbrochene Wiesengründe und Hügel, durchschnitten von Fahr- und Fußwegen und schattigen Laubgängen, zerstreut liegende Casinen und Meiereien, zertrümmerte antike Statuen, Fontainen, halb versteckt unter Aloe-, Citronen- und Lorbeergebüsch, mit Epheu umrankt, murmelnde Bäche, ein Kirchlein rc. und das Ganze übergossen mit jenem ruinenartigen poetischen Dufte, jenem Aussehen des sich selbst überlassenen Verfalls, der allen italienischen Gärten eigen ist — das ist Villa Borghese.

An schönen Nachmittagen sehen wir dort buntfarbige Gruppen von allerlei hohem und geringem Volke auf dem Rasen unter dem Schatten der Bäume gelagert, spielend oder dem dolce far niente hingegeben. Die vornehme Welt fährt oder reitet dort spazieren; die altfränkisch gekleideten Zöglinge der Conservatorien schürzen ihre Talare in die Höhe, werfen die Dreimaster bei Seite, laufen und jagen sich wie andere Knaben ihres Alters.

In einem thalartigen Rasengrunde, umgeben von einzelnstehenden Pinien, ist eine gemauerte Vertiefung, eine Arena mit mehren Reihen herumlaufender steinerner Sitzplätze für die Zuschauer; in diesem Raume wird die Tombola abgehalten. Für den Tag derselben sind an mehren Stellen Tribünen errichtet, mit rothem Sammet, Seite und Goldborten ausgeschlagen, für die Honoratioren und die Schiedsrichter. In der Arena selbst ist eine kreisförmige Rennbahn durch Buchsbaumhecken für das Publicum abgegrenzt, so daß in der Mitte ein großer freier Raum bleibt, auf welchem einige thurmartige Holzgerüste sich erheben, von denen herab die gerufene Nummer der Tombola dem Volke gezeigt wird. Der Raum, die Sitzplätze und weithin die Rasenflächen sind mit einer ungeheuren Volksmenge, meist den mittleren und niederen Classen angehörig, besetzt. An verschiedenen Orten spielen Militärmusikcorps; französische Bataillone sind zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgestellt; in der Rennbahn reiten rothe Husaren, um sie frei zu halten, auf und ab. Das lärmende Volk, die Frucht- und Backwerkhändler, die ihre Waaren ausrufen, die Musik, die buntfarbigen Trachten der Weiber — das alles gibt ein Bild voll Leben, voll heiterer Stimmung.

Der Italiener liebt leidenschaftlich das Lotto, und ein Loos ist deshalb schon viele Tage vorher nicht mehr zu haben; man muß sich glücklich schätzen, noch am Thore eine Eintrittskarte für zwei Paul zu erstehen.

Die Vergnügungen der Tombola beginnen nun zunächst damit, daß hier und da Haufen von Gassenbuben hinter den auf und abreitenden Husaren unter Jauchzen die gezogenen Schranken gewaltsam durchbrechen, welche gloriose Handlung jedes Mal von den Zuschauern mit einem Beifallsgebrüll begleitet wird. Dann folgen drei Pferderennen, denen das Volk großes Interesse zuwendet. Es sind elende Gäule und elende Reiter in schmutzigen Jockeijacken. Die Sieger empfängt bedeutendes Händeklatschen, die letzten Pferde Grunzen und

Pfeifen. Nun beginnt das Hauptvergnügen, das Lotto. Jeder, der im Besitze eines Looses ist, sucht sich mit Hülfe seiner Ellbogen bis in die Arena in die Nähe der Tribünen durchzuarbeiten, wo die Nummern von einem Knaben gezogen werden. Die Preise bestehen in 400, 200, 100, 50 Scudi und mehren kleinern Gewinnen. Die ersten drei Nummern, die man auf seinem Loose in einer Reihe, als gerufen angestrichen hat, berechtigen zum niedrigsten Gewinne, die vier folgenden zum höheren und sofort, so daß derjenige, welcher zuerst alle Nummern seines Blattes gerufen sieht, den Hauptgewinn davonträgt. Jede von den Schiedsrichtern auf der Tribüne mit lauter Stimme ausgerufene Nummer wird auf den Holzthürmen mittelst großer Tafeln gezeigt und von einem Trompetentusch begleitet. Jedes Mal kräht und schreit die Menge die Nummer nach, den Ausrufer verhöhnend, bis das neue Trompetensignal die Aufmerksamkeit auf die nächste Nummer fesselt; dann wiederholt sich dasselbe Schauspiel. Sind die ersten drei Nummern in einer Reihe, eine Terne, heraus, so steigt der glückliche Gewinner unter den Verwünschungen, dem Pfeifen, Grunzen und Heulen der Menge zur Richtertribüne empor. Wehe ihm, wenn er sich in seinen Nummern getäuscht hat, denn in diesem Falle empfängt ihn ein wahrhaft infernalisches Hohngeschrei und ein Bombardement von Apfelsinen und Nußschaalen, vor dem er sich nur durch die schleunigste Flucht retten kann. Das alles hat aber keinen brutalen, bösartigen Anstrich, sondern mehr den Charakter der ausgelassensten, heitersten Lust. Die Landleute und Trasteveriner sind, so harmlos vergnügt, bieten uns von ihren Pagnatellen an, erkundigen sich nach unserem Vaterlande und rufen: che brutto paëse!" wenn wir ihnen erzählen, wie kalt es um diese Zeit bei uns im Norden ist, wie die Landschaft mit Schneebedeckt ist und man auf dem „Slit" fährt. Die Kinder klatschen vor Freuden in die Hände, daß die Knaben bei uns einander mit Schneeballen werfen — denn wenn in Rom einmal Schnee fällt, so daß er einen Tag liegen bleibt, so fallen in den Schulen die Unterrichtsstunden aus, damit die Kinder sich an dem ungewöhnlichen Schauspiel erfreuen können. Einstmals soll es sogar so stark in Rom gefroren haben, daß einer „de queli tedeschi" auf dem Eise ganz wunderlich umhergefahren ist, nur einer, denn in ganz Rom war nur ein Paar Schlittschuhe aufzutreiben. — Wenn nun der letzte der Hauptgewinne gezogen ist, findet ein letztes Rennen zwischen den drei Siegern der vorigen Rennen statt. Sodann strömt die Menge dem Thore zu, wenn schon die Abendsonne hinter der Kuppel von St. Peter verschwindet und das großartige Panorama der ewigen Stadt mit einem magischen, unbeschreiblichen Lichtglanze tränkt. Will man diesen Anblick in seiner ganzen Herrlichkeit genießen, so steige man zum nahen Pincio hinauf. Das Bild, welches sich vor den Augen aufrollt, wird heut belebt durch die über den Popoloplatz hereinströmenden Massen des Volks und der heimkehrenden Truppen.

Auch die Feste, welche General Goyon, der französische Befehlshaber, dem Volke veranstaltet, d. h. die Paraden der Truppen, feiert er in den Räumen der Villa Borghese. Es will dem deutschen Soldaten nicht recht in den Sinn, daß er sich zu einem Schauspiel hergeben soll; wenn gleich bei uns in Deutschland militärische Revuen für das Volk ein Schauspiel sind, so tritt doch in ihnen für den Soldaten das militärische Element in den Vordergrund. Bei dem Franzosen ist das anders; eine französische Revue ist nur für das zuschauende Volk bestimmt; der Soldat will glänzen, sich bewundern lassen und entfaltet eine Menge theatralischen Flitterwerks, das zur Sache selbst durchaus nicht gehört.

Man sagt von General Goyon, daß er sehr eitel sei, und daß es nur eines Wunsches aus schönem Munde bedarf, um die ganze Garnison auf die Beine zu bringen. Heut gilt es die weiße Hut-Plüme des General en chef, die ihm jüngst vom Kaiser verliehen worden, dem Publicum zu zeigen.

Es ist zwölf Uhr Mittags. Auf der Piazza del Popolo treffen wie durch einen Zauberschlag gleichzeitig aus den einmündenden Straßen die Colonnen der Truppen ein, keine Minute zu früh und keine zu spät, und wälzen sich zum Thore hinaus. Mit den Gassenjungen laufen auch wir neben der Musik her, hinein in die Villa Borghese. Eine Masse Volks zieht denselben Weg. Ordonnanzen und Offiziere sprengen mit einer Rücksichtslosigkeit hin und her, die in Deutschland Stoff zu den fulminantesten Zeitungsartikeln geben würde. Am Thore halten zahlreiche Ordonnanzen und Reitknechte mit Handpferden, denn die Generalität mit ihren Stäben zieht es vor, bis zum Thore zu fahren und dann mit abgespreizten Beinen und langen Zügeln dem Aufstellungsplatze der Truppen zuzujagen. Je nachdem nun die Windungen der Fahrwege in dem Park sich dehnen, folgen ihnen die Linien, Bögen und Winkel der Truppenstellung. In Reih und Glied stehen ein Geniedetachement, 1 Bataillon Jäger, 12 Bataillone Infanterie, 2 Escadrons Husaren, 2 Batterien, d. h. die ganze Besatzung von Rom, eine Division; die andere garnisonirt in den Provinzen. Die Zuschauer sind auf den Rasenflächen vertheilt; wir bemerken absonderlich viel Franzosen, den französischen Gesandten in eleganter Equipage, einige Wagen mit mehr oder weniger schönen Damen und allem, was Rom an Demimonde hat, die sich mit Vorliebe den Franzosen zuwendet, übrigens nicht besonders zahlreich ist. Die päpstlichen Zuaven sehen doch mit Wohlgefallen das militärische Schauspiel ihrer Landsleute und politischen Widersacher.

Solch ein französischer Soldat hat alle Farben des Regenbogens in der geschmacklosesten Zusammenstellung und Form an sich, hat aber doch ein kräftiges, gesundes, echt militärisches Aeußere. Man sieht den Leuten an, daß sie nicht blos pro forma, sondern wirklich von Beruf Soldaten sind, von erprobtem Schrot und Korn, Glieder eines gewaltigen, selbstbewußten Ganzen; viele

von ihnen sind altgediente Leute mit den Medaillen der afrikanischen, russischen und italienischen Feldzüge. Die Sappeurs mit ihren ungeheueren Bärenmützen, den großen weißen Schurzfellen und blanken Aexten sehen gut aus. Der Tambourmajor ist mit Goldtressen und bunten Federn wie ein Bajazzo aufgeputzt. Hinter der Musik stehen die Marketenderinnen, die auf dem Bilde recht graziös anzuschauen sind, in Wirklichkeit aber einen widerlichen Anblick gewähren; die meisten von ihnen haben manchen Sturm erlebt und sind über die Jahre der Versuchung schon lange hinaus.

General Goyon kommt mit glänzender Suite vom Thore daher; vorauf zwei Husaren mit aufgesetztem Carabiner, hinter der Suite ein Trupp Husaren mit der rothen Flagge, welche den commandirenden General anzeigt. Goyon sieht militärisch aus und sitzt gut zu Pferde, obgleich er vor einem halben Jahr herunterfiel und ein Bein brach; der Großcordon der Ehrenlegion, die goldene Stickerei seines Fracks, die weißen engen Beinkleider und hohen glänzenden Reiterstiefel stehen ihm gut; das Zaumzeug seines Pferdes ist mit Goldborten besetzt, Sattel und Schabracke mit rothem Sammet überzogen und reich mit Gold gestickt. Die Musikbanden stimmen das „partant pour la Syrie" an, die Truppen präsentiren, und Goyon lüftet, langsam an der Front entlang reitend, vor jedem Adler sehr graziös den Hut, eine Ehre, die auch jedem der mit Damen besetzten Wagen widerfährt. Von den Offizieren im Gefolge rauchen einige; ihnen folgen eine Menge Equipagen, Reiter und Reiterinnen, auch läuft das Publicum ungehindert zwischen den Truppen umher. Der König von Neapel, Graf Trapani und General Bosco stehen bescheiden in der Ferne.

Nachdem Goyon seinen Umritt beendigt, rücken die Truppen zu einem großen Quarré um die Arena zusammen. Goyon hält mit weittönender Stimme eine Anrede, worin er mittheilt, daß der Kaiser drei Offizieren der Division das Kreuz der Ehrenlegion verliehen habe. Die drei Offiziere treten vor; Goyon und sein Stab steigen vom Pferde; er spricht den Eid der Ehrenlegionsritter, die drei Offiziere schwören den Eid, Goyon schlägt sie mit seinem Degen zu Rittern und heftet das Kreuz auf ihre Brust, die Fahnen neigen sich, die Musikbanden spielen einen kriegerischen Marsch. Alsdann defiliren die Truppen vor den Neudecorirten vorüber. Auf der Piazza del Popolo versammeln sich die Truppen, bevor sie in ihre Quartiere abrücken, um den heimkehrenden Generalen einen Abschiedsgruß zu geben.

Uebrigens scheint das Kreuz nach sehr liberalen Principien verliehen zu werden und wie die Epaulets zur Offiziercharge zu gehören.

Laß uns andere Scenen aufsuchen. Wir wandeln hinüber auf das linke Tiberufer. Wie die Gegend südlich des Forums die untergegangene altrömische Herrlichkeit, so zeigt Trastevere die verschwundene Pracht der Zeiten eines Ra-

phael, Giulio Romano, Sangallo, Bramante ꝛc. Die Lungara, welche in langer gerader Linie den Stadttheil, der Tiber parallel, durchschneidet, war einst, was der Corso jetzt ist. Da reihte sich Palast an Palast. Jetzt aber hat eine ärmliche Bevölkerung dort Platz genommen. Die Häuser machen einen ruinenhaften Eindruck; Lappen, Holz- und Rohrbündel hängen zu den scheibenlosen Fenstern hinaus; Blumen stehen in zerbrochenen Scherben auf den Brüstungen; zum Theil sind Thüren und Fenster mit Brettern vernagelt. Nur in der Nähe der Brücken ist ein reges Leben; weiter entfernt davon sind die Straßen todt und öde. Vor der Hausthür sitzen Wochentags die Weiber, spinnen und nähen, die Familien eines Hauses, umgeben von allerlei Hausgeräth und Handwerkszeug. Sonntags aber sind sie im Festkleid, in der goldgestickten rothen Jacke und dem rothen Haarschmuck, reich mit goldenen Haar- und Brustnadeln und langen Ohrgehängen und Halsbändern geschmückt. Die geöffneten Thüren lassen in ein schmutziges Innere hineinschauen, Handwerksstätten, ärmliche Läden oder Osterien, in denen die Männer bei einer Foliette Weines schwatzen. Wer, der in Rom mit Künstlern gelebt hat, wäre nicht einmal Sonntag Abends hinausgewandert nach der Osterie der Cinciarella, um einen Blick in das harmlose Trasteveriner Sonntagstreiben zu werfen, wenn Alt und Jung heimkehrt aus den Räumen der Villa Pamphili. Der Römer kennt nicht unser deutsches Kneipenleben, unsere sonntäglichen Wirthshaustänze oder Concertvergnügungen.

Von der Tiberbrücke, dem Ponte Sisto wenden wir uns durch einen wirren Straßenknäuel der Lungara zu. Kurz bevor wir solche erreichen, liegt an einer Straßenecke ein kleines unscheinbares Häuschen; das Mauerwerk desselben zeigt einige mittelalterliche Reste, ein Fenster mit gothischer Einfassung. Ein Bäcker wohnt in dem Hause wie vor 400 Jahren — aus jenem Fenster schaute einst Raphaels Fornarina.

Wir betreten die Lungara und passiren ein antikes Thor der Aurelianischen Mauer. Da liegt zur Linken der stolze, wohlerhaltene und von der fürstlichen Familie bewohnte Palast Corsini, den Clemens des Zwölften Neffe, der Cardinal Corsini auf den Grundmauern eines älteren Palastes Riario erbauen ließ. Im Palast Riario lebte und starb Christine von Schweden, Gustav Adolphs Tochter, von welcher Pasquino sagt: „Regina senza regno, Christiana senza fede, Donna senza vergogna“, die aber trotzdem in Sanct Peters Dom ein Grabmal erhielt. Von dem Hof dieses wahrhaft fürstlichen Palastes blickt man auf die dunkeln Laubgänge und auf die Wasserkünste eines Parks von großer Schönheit, welcher am Janiculus emporsteigt, und durch den kolossalen Befestigungswall begrenzt wird. Villa Lanti, umgeben von malerischen Piniengruppen, krönt die Höhe. Links am Abhange liegt unter dunklen Gebüschen von Cypressen, Steineichen und Orangenbäumen ein kleines Casino; dort hält

während der heißen Tage die Gesellschaft der Arkadier ihre Sitzungen, deren Mitglied auch Goethe einst war. Die in die obern Räume des Palastes Corsini, in die Gemäldegalerie, führende prachtvolle Doppeltreppe ersteigt jeder Fremde, um die Meisterwerke des Carlo Dolce, Guido Reni, Guerchino, Rubens, van Dyk 2c. zu bewundern.

Dem Palast Corsini gegenüber liegt hinter hoher Mauer in einem Garten die reizende Farnesina, der zierliche Palast, den der berühmte Sienesische Banquier Chigi zur Zeit Julius des Zweiten bauen ließ und der mit den Raphaelschen Fresken, die Fabel des Amor und der Galathea vorstellend, dem berühmten Sodoma von Vercelli und Michel Angelo's kolossalem, mit Kohle an die Wand gezeichnetem Kopfe geziert ist, mit jener Visitenkarte, die letzterer einem seiner Schüler hinterließ, wie man jetzt photographische Bildnisse zu gleichem Zwecke benutzt. Es ist alles schon dagewesen. Die Farnesina kam von den Chigi an die Farnese und von diesen an die neapolitanischen Bourbon's. König Franz der Zweite hat sie auf 99 Jahre an einen Privatmann, man sagt an den spanischen Gesandten, verkauft.

Die Lungara aufwärts folgt nun eine Reihe von öde aussehenden Klöstern, Arbeitshäusern, Palästen, der botanische Garten und endlich Palazzo Salviati, gänzlich verfallen, durch ungeheure Strebebalken gestützt. Ihm gegenüber wird eine Brücke nach der Kirche San Giovanni dei Fiorentini über den Fluß geschlagen.

Unter den gewaltigen Bastionen von S. Spirito betreten wir durch ein triumphbogenartiges unvollendetes Portal den Borgo. Wir lassen das großartige Hospital von S. Spirito mit seinen Krankenhäusern, seinem Findelhause, Blinden- und Taubstummeninstitut, seiner Kirche 2c. zur Rechten liegen und wenden uns der Piazza di San Pietro zu. Es ist ein ergreifender Contrast, wenn man plötzlich aus der engen, ärmlichen und schmutzigen Straße hervortritt und den weiten Platz mit dem majestätischen Dome und den umschließenden Colonnaden vor sich hat. Welche ungeheure Dimensionen! Wie ist alles so aus dem Großen gearbeitet, so bequem, das Kolossale des Gebäudes, der Obelisk, die riesenhaften Fontainen mit ihrer unerschöpflichen Wassermasse, die Colonnaden, überragt von den Häusermassen des Vatican! Vielleicht ist die Façade des Domes nicht architektonisch richtig und schön; die Menschen, welche sich dort in der Loggia und in den Fenstern bewegen, sehen aus wie Ameisen, die auf den Brüstungen umherkriechen; der Obelisk steht nicht genau in der Mitte, und die 284 gewaltigen Säulen mit dem Heer von Statuen ertragen vielleicht nicht die Kritik der Kunstrichter — aber das Ganze bringt einen Eindruck der Harmonie des Gigantischen, Unermeßlichen, Heiterbehaglichen hervor, der unauslöschlich und unwiderstehlich sich wie ein beseligender Frieden auf das Gemüth herabsenkt. Wie Atome verschwinden die Menschen und Fuhrwerke auf dem Platz!

Man muß den Platz an großen Festtagen sehen, wenn Tausende und aber Tausende ihn bedecken. Welche Pracht der Uniformen, der Equipagen, der Pferde und Geschirre, der Dienerschaft, der bunten Trachten von Landleuten aus allen Gegenden Italiens! Welches Leben in jenem Rahmen!

Es ist die Osterzeit, der Culminationspunkt aller Feste in S. Peter. Am Sonntag vor Ostern ist das Fest der Palmenweihe; der Gottesdienst wird in S. Peter in Gegenwart des Papstes celebrirt, welcher die Palmen weiht und sie den Cardinälen, der Geistlichkeit, den Mitgliedern des diplomatischen Corps, den höheren Offizieren und Fremden von Distinction austheilt. Während der heiligen Woche wird kein Spiel gerührt, keine Glocke geläutet. Um die Mittagsstunde und zur Zeit des Ave Maria laufen Knaben mit Knarren und Klappern durch die Straßen und zeigen mit gräßlichem Lärm die Tageszeit an. In der Sixtinischen Kapelle ist täglich in Gegenwart des Papstes Gottesdienst, wobei man das Miserere nach den berühmten Compositionen des Allegri, Palestrina, Baini, Anerio und Scoletti singt. Am grünen Donnerstage ist das Fest der Fußwaschung; am Sonnabend die Judentaufe im Lateran.

Am grünen Donnerstage legen wir den Frack und die weiße Halsbinde an, spannen zum Schutze unseres Cylinders den Regenschirm auf. Der Wind bläst rauh aus Nordwest, es ist ein furchtbarer Koth auf den Straßen, Regenschauer jagen einander — es regnet stets am grünen Donnerstag, wie der Römer behauptet. Jedermann ist heute in seinem größten Staate. Von der Engelsbrücke her durch den Borgo nuovo strömt die Volksmenge Kopf an Kopf, Equipage hinter Equipage, auf den Petersplatz. Dragoner und Gensdarmen halten die Ordnung aufrecht. Die Cardinäle, der Senat, der Governatore von Rom, die Principi, die Gesanden halten in großer Gala ihre Auffahrt. Truppen rücken in die Kirche hinein. Auch wir verlassen heut die Straße, steigen die große Freitreppe empor und betreten das Innere des festlich geschmückten Domes.

Der Papst liest heute die Messe in der Sixtinischen Kapelle im Vatican, trägt das heilige Sacrament aus der Sixtinischen in die Paulinische Kapelle, begibt sich alsdann auf die Loggia über dem Portal der Peterskirche, um den Segen über das draußen harrende Volk auszusprechen; doch reicht dieser Donnerstagssegen, dem Sprichwort zu Folge, nicht über den Fluß hinaus. Von der Loggia steigt der Papst in die Kirche hinab, um an zwölf armen Geistlichen die Ceremonie der Fußwaschung vorzunehmen und zum Schluß werden diese zwölf Geistlichen in den Sälen hinter der Loggia gespeist, wobei der Papst und die Cardinäle sie bedienen.

Wir verzichten auf den heutigen kleinen Segen, vertrösten uns vielmehr auf den weiterreichenden des Ostertages; wir verzichten auch auf die Feierlichkeiten in der Sixtinischen und Paulinischen Kapelle; uns interessiren absonderlich die zwölf Apostel.

Die in die Kirche eingerückten Truppen sperren das Mittelschiff, den Raum um den Hochaltar und das rechte Kreuzschiff, wo die Fußwaschung vorgenommen werden soll, ab. Hier sind rechts und links Tribünen errichtet für die vornehmste Welt und für die Damen, die an großen Kirchenfesten schwarz gekleidet, mit schwarzem herabwallendem Schleier erscheinen müssen. Wir sind durch Frack und Cravatte befähigt das Parterre zwischen den Tribünen zu betreten. Nachdem wir Paletot und Regenschirm der Obhut eines Garderobiers, der hinter der Kolossalstatue des heiligen Andreas sich etablirt hat, übergeben und den kritischen Blick zweier in Stahl geharnischten, mit Partisanen bewehrten Schweizer ertragen haben, drängen wir uns in die bunte Versammlung jenes Parterre's hinein. Da sind deutsche, englische, französische, spanische Uniformen, die reiche Nationaltracht der Ungarn und Polen neben dem langen Kaftan der Armenier und dem bescheidenen schwarzen Frack. Auch Sir John X., unser alter Bekannter, ist da, als Schotte gekleidet, mit dem roth und grün gewürfelten Plaid seines Clans, mit Tartsche und Degen, nackten Beinen, in Erwartung eines Schnupfens, und Lady Fanny X. und die hübschen Misses sitzen oben auf der Tribüne, und Mstr. Y. und Mstr. Z. stolzieren in der Tracht der Yeomanry von Lancashire und Devonshire einher. Alle Sprachen der Welt werden um uns gesprochen, rücksichtslos werden wir bald nach dieser, bald nach jener Seite gestoßen. Auf den Tribünen sehen wir die alte spanische Königin mit ihrem Gemahl Munnoz, Herzog von Rianzares, die neapolitanische Königsfamilie, von der Königin Mutter bis zum jüngsten Sprößling herab, die Gesandten aller Potentaten, die französische Generalität und auf den Damenplätzen eine Anzahl Nonnen. Jedermann plaudert nach Belieben mit seinem Nachbar; die ganze Versammlung ist sehr vergnügt, von religiöser Spannung keine Rede. Einen Augenblick erregt ein russischer Offizier in abgetragener Uniform, der betend mit dem Haupte auf den Stufen des päpstlichen Thrones liegt, die allgemeine Aufmerksamkeit. Ein Bekannter, ein Kurländer, erzählt uns von ihm folgende Geschichte: Der Mann war nach zwanzigjähriger Dienstzeit mit dem Offiziercharakter belohnt worden und hatte beschlossen sich zu verehelichen. Bevor er aber in die Ehe hineintrat, wollte er zu Gott beten und sich reinigen, so sein eigener Ausdruck. Dieses Gebet und diese Reinigung bestand in einer Wallfahrt nach Jerusalem zum Grabe des Erlösers und nach Rom zum Grabe Petri. Er unternahm die Wallfahrt mit funfzig Rubel in der Tasche und ohne Kenntniß einer anderen Sprache als der russischen, hatte bereits den ersten Theil seiner Pilgerreise vollendet und war eben im Begriff den zweiten zu erfüllen. Welche Einfachheit, welche Demuth, welche Erhabenheit in der Auffassungsweise von der Heiligkeit der Ehe in der Seele dieses Steppensohnes!

Mittag ist fast herangekommen, als neue zur Kirche hereinströmende

Menschenmassen uns anzeigen, daß der Segen gesprochen sei und daß nun die Fußwaschung vor sich gehen werde. Bald zeigt sich auch die nahende Procession. Voran die sogenannten zwölf Apostel d. h. die Geistlichen, denen der Papst die Füße wäscht; es sind dies fremde Priester, welche durch die katholischen Mächte empfohlen werden; gekleidet sind sie, wie man auf Bilderbogen die ägyptischen Magier darstellt, in ein langes weißes Hemd und eine zuckerhutförmige Mütze. Sie nehmen auf einer erhöhten Tribüne Platz, beschützt durch die Nobelgarden. Dann folgt ein bunter Haufe von Cardinälen, Bischöfen, geistlichen Würdenträgern aller Kategorien, der weltliche Hofstaat des Papstes, der Senat von Rom, die Municipalität, der Majordomus mit den Camerlengo's, alle in altspanischer Tracht, theils roth und gelb, theils schwarz, die Offiziere der Schweizergarde mit blauem goldeingelegtem Stahlpanzer, endlich der Papst in schlichtem weißem Gewande. Viele von den Cardinälen werden von den Tribünen her freundlich begrüßt. Als Antonelli's schöner Kopf mit dem lauernden Blick zum Vorschein kommt, erhebt sich Jedermann auf die Fußspitzen.

Der Papst kommt demüthig zu Fuß. Der Chor stimmt das „Mandatum mandavi vobis etc.“ an. Alles sinkt auf die Knie, nur die wilde, meist protestantische Rotte im Parterre nicht, und erhebt sich erst wieder, nachdem der Papst auf dem Throne Platz genommen. Man nimmt nun mit ihm eine Menge unverständlicher Ceremonien vor; bald setzt man ihm die Mütze auf, bald nimmt man sie ab, hängt ihm bald dieses Tuch, bald jenen Mantel um, endlich bindet man ihm eine Schürze vor, und während Waschbecken und Handtuch voraufgetragen werden, setzt er sich zu den Aposteln in Bewegung, welche mittlerweile vom rechten Fuß möglichst unbemerkt Schuh und Strumpf abgestreift haben. Das Parterre drängt sich möglichst nahe heran; der Papst wäscht und trocknet den nackten Fuß — doch kaum hat er diese Ceremonie am ersten, zweiten Apostel vorgenommen und die Neugier der Menge befriedigt, so stürzt diese, in rücksichtslosem Drängen alles mit sich fortreißend, die Schranken durchbrechend trotz der Protestation der Schweizer dem Ausgange zu; denn es gilt einen guten Platz in den Sälen oben frühzeitig zu erreichen, wo die Speisung vor sich gehen soll; der Papst aber wäscht der letzten Hälfte der Apostel die Füße vor einem leeren Raume. Die Söhne Albions sind wieder die Urheber dieser Unmanierlichkeit; sie verachten selbst die Anwendung ihrer Fäuste nicht, um sich Bahn zu schaffen. Bei allen derartigen Gelegenheiten in großen tonangebenden Schaaren gegenwärtig, betrachten sie sich als die berechtigten Zuschauer eines Schauspiels, über welches ihre Auffassungsweise erhaben ist, ohne auf die Heiligkeit des Orts, die religiösen Gebräuche des Katholicismus oder die Gewohnheiten des Volks die geringste Rücksicht zu nehmen.

So werden auch wir hinausgeschoben und gestoßen, erreichen mit Mühe und eingedrücktem Hut den heiligen Andreas, den Beschützer unseres Paletots, und suchen den Weg nach oben hinauf. Aber bereits steht dort die Menge Kopf an Kopf, die Hitze ist groß und die Luft nichts weniger als angenehm. Ueber die Häupter hinweg ragt eine mit goldenem und silbernem Geräth, Blumen und vielen Schaugerichten besetzte Tafel, vor welcher die Apostel in einer Reihe Platz nehmen, so daß sie ihr den Rücken, dem Publicum aber das Gesicht zukehren. Der Papst mit den Cardinälen erscheint, wir sehen kaum, wie die Apostel einige Bisquits zu Munde führen, als wieder dasselbe Drängen nach den Eingangsthüren stattfindet, denn nun will ein jeder möglichst schnell zu seinem Wagen gelangen.

Laß uns in die Galerien des Vaticans schlüpfen, die heute auch dem niedern Publicum geöffnet sind; ruhen wir unsere vom langen Stehen ermüdeten Glieder und ergötzen wir uns an den naiven Bemerkungen der Landleute, die an den Reihen der antiken Statuen entlang ziehen. Eccolo Nerone! Eccolo Tiberio! das sind die Ausrufungen, welche wir am häufigsten hören. Tiber und Nero jucken noch immer in den Köpfen der Leute. Der Mensch hat nun einmal mehr Gedächtniß für das ihm zugefügte Böse als für das Gute.

Noch einmal wollen wir hinausziehen auf den Petersplatz und zwar am heiligen Ostertage, um uns unter den großen apostolischen Segen zu beugen. Auf dem Platz ist fast die ganze Garnison von Rom, Papalini und Franzosen mit Pferden und Geschützen aufgestellt und eine unermeßliche Volksmenge zu Fuß und zu Wagen versammelt. In der Kirche werden die Reliquien gezeigt, der Papst celebrirt das Hochamt, und während er die heilige Hostie emporhält, schmettert ein Chor von Posaunen durch die weiten Räume, die Töne schwingen sich an den Wölbungen entlang, bis sie als Echo vom anderen Ende der Kirche zurückbrausen. Das bringt einen ergreifenden, mysteriösen Effect hervor, es ist als ob der Ruhm des Kreuzes in die Welt hinein erschalle und vom fernsten Ende derselben zurücktöne. Nach Beendigung der Messe tritt General Goyon aus der Kirche hervor, steigt mit seinem Stab zu Pferde und durchreitet die Linien der Truppen. In der Loggia wird es lebendig, allmälig füllt sie sich mit Cardinälen; über die Menschenmenge verbreitet sich eine feierliche Stille und erwartungsvolle Spannung. Endlich erscheinen die weißen Pfauenwedel des päpstlichen Gefolges und über den Häuptern der Cardinäle auf erhabenem Throne die Gestalt des Papstes. Die Menge sinkt demüthig auf die Knie — es ist so still auf dem weiten Platz, daß man das Gesumme einer Fliege vernehmen kann. — Der Papst erhebt sich, breitet die Arme zum Segen aus; wir können aber der Entfernung halber seine Worte nicht verstehen; und kaum hat er sich wieder niedergelassen, so präsentiren die Truppen, die Musikbanden schmettern, von der Engelsburg her schallt Kanonendonner, alle Glocken der

Stadt beginnen wie auf einen Schlag zu läuten, und ein unermeßlicher Jubel bemächtigt sich der Menschen. Es ist ein gegenseitiges Beglückwünschen, ein Jauchzen, ein Evviva-Rufen, ein Winken und Wehen mit Hüten und Tüchern ohne Ende, eine Freude, als ob eine drückende Last vom Herzen der Menschheit gehoben sei. Es ist ein Augenblick voll ergreifender Feierlichkeit. — Da fällt unser Blick auf einen wohlbeleibten Abbate, welcher in der Nähe vor uns kniet und fein säuberlich sein Taschentuch untergebreitet hat, und das schlägt wie das Ende eines Heyne'schen Liedes in unsere Festesstimmung hinein.

Abends ist die Illumination des St. Peter. Mit Anbruch der Dunkelheit hüllt sich der Dom und die ihn umgebende Colonnade in ein Meer von Licht. Magisch setzt sich die ungeheure Masse von dem dunkelen Himmel durch unzählige kleine Lampen ab, die, mit vollendetem Geschmack an einander gereiht, die Architektur vortrefflich wiedergeben. Nachdem die Illumination wohl eine Stunde gewährt hat, flammen plötzlich, wie auf einen Schlag die ganze Façade, die Kuppeln und die Colonnaden in eine glänzende Feuermasse auf, die das Licht der bisherigen Beleuchtung vollständig todt macht. 300 Menschen haben auf ein gegebenes Signal diese Steigerung des Lichts durch Anzündung von fast 2000 Pechpfannen und damit einen Effect bewirkt, der wahrhaft imponirend ist. Gleichzeitig läuten alle Glocken des Domes. Weithin strahlt oben das Kreuz von der Spitze der Kuppel in die Nacht hinein — fürwahr eine schöne Allegorie. Die Zuschauermasse ist einen Augenblick stumm vor staunendem Entzücken, dann bricht sie in ein über den Platz dahinrollendes und immer wieder sich erneuerndes Händeklatschen des Beifalls aus.

Am Ostermontag wird die Girandola auf dem Pincio abgebrannt. Wochenlang vorher werden dazu schon Schuppen und Gerüste auf dem Passeggio publico gebaut, die diesen dann Monate lang verunzieren, weil sie bis zum Feuerwerk des Petersabends, bis in den Juli hinein stehen bleiben. Auch auf der Piazza del Popolo errichtet man Tribünen für den Hof und die Honoratioren. Der Platz wird mit Truppen besetzt, um etwaige politische Demonstrationen zu verhindern. Musikbanden spielen, und die Zuschauer drängen sich wieder in großen Massen. Feder und Worte sind zu schwach, um einen Begriff von der wahrhaft imposanten Großartigkeit, von der mit raffinirtem Kunstgeschmack arrangirten Mannigfaltigkeit, von dem Licht und Farbenreichthum, von der blendenden Pracht dieses Feuerwerks zu geben. Ununterbrochene Artilleriesalven begleiten dasselbe. Massen von Raketen, Feuerfontainen, Cascaden, Blumenbouquets, Palmen, Sonnen und Feuerrädern folgen einander; die Façade des ganzen Pincio und eines improvisirten Palastes glänzt in bengalischen Flammen und in Brillantfeuer; endlich zum Schluß sprudelt die gewaltige Feuergarbe der Girandola, die dem Ganzen den Namen gibt, zum

Himmel empor. Es ist überwältigend, berauschend, die Lichtmasse, die Musik, das Volksleben, die Localität. Dergleichen bietet nur Rom.

Das ist der Schluß der Osterfeier. —

Obscuranten und Protestanten in Hannover.

Von einem unbekannten Wohlthäter geht uns mit interessanten Anmerkungen begleitet, der vollständige Text der Adresse zu, welche am 3. September mit den Unterschriften der Bevollmächtigten von fünfzig Schulgemeinden bedeckt*) aus dem Osnabrückschen an den König von Hannover abgesandt worden ist, um gegen die noch immer eifrig fortbetriebene Vermuckerung des Landes Einspruch einzulegen und gründliche Abhülfe zu verlangen. Die Adresse hat, da in Hannover der Geist des Grafen v. Borries fortregiert, von der dortigen Presse nur theilweise wiedergegeben werden können. Es ist aber wünschenswerth, daß man sie sowohl ihrem Inhalt als ihrer Form nach in weiteren Kreisen ganz kennen lerne, und so möge im Folgenden ein ausführlicher Auszug aus derselben einen Platz finden als ein Beispiel, wie tief der garstige Krebsschaden in der protestantischen Kirche Hannovers bereits gefressen hat und wie er trotz des Erlasses vom 19. August, die Nichteinführung des Katechismus betreffend, noch immer weiter frißt, wie aber auch andrerseits der Widerspruch des Volks gegen die Ordres der lutherischen Muftis sich gesteigert hat und schon nicht mehr im Stande ist, seine Erregtheit mit der üblichen allerunterthänigsten Rücksicht auszudrücken.

Die Absender der Adresse beginnen mit der Bemerkung, daß der Erlaß vom 19. August von ihnen mit um so größerer Freude begrüßt worden sei, nicht blos weil sie sich „den neuesten Landeskatechismus niemals mit Bereitwilligkeit angeeignet haben würden", sondern auch weil der Erlaß des Königs in den Worten, es liege ihm am Herzen, „die Gewissen zu schonen, der Kirche den Frieden zu erhalten, und nicht durch Zwang den Segen zu verkümmern, welcher durch freie und freudige Aneignung bedingt ist", die Beendigung ihrer langjährigen kirchlichen Wirren verbürge.

*) Bis zum 17. September waren der Adresse noch weitere zehn Schulgemeinden des Fürstenthums Osnabrück beigetreten.

Schonung der Gewissen, Erhaltung des kirchlichen Friedens aber lasse sich, so fährt die Adresse fort, nur auf dem Wege des Rechts, zunächst durch Beseitigung des vom Consistorium vor mehren Jahren „einseitig und rechtswidrig eingeführten" Katechismus und Wiedereinführung des frühern hannoverschen Landeskatechismus erreichen.

„Wir würden es für eine grobe Pflichtverletzung halten," sagen die Protestanten Osnabrücks in ihrer Klagschrift über die Obscuranten weiter, „wenn wir dieses nicht offen und freimüthig aussprächen, und wir halten es deshalb geradezu auch für undenkbar, daß wir jemals in unserm Widerstand gegen die uns verhaßten Bücher nachlassen könnten. Wir haben aber leider Veranlassung, diesen unsern Standpunkt um so fester zu halten, als unser Consistorium auch nach dem königlichen Erlaß vom 19. August der von den Gemeinden beschlossenen Wiederherstellung des hannoverschen Landeskatechismus in den Schulen entgegengetreten ist und den Fortgebrauch seines vor mehren Jahren einseitig und rechtswidrig eingeführten Katechismus befohlen hat. Wir müssen es dem Consistorium überlassen, aus Ew. Majestät Worten vom 19. August die Berechtigung dieses seines Verfahrens herzuleiten — wir wollen vor Ew. Majestät mit ihm nicht über die Bedeutung der Worte Ew. Majestät streiten. Das aber steht für uns ganz fest, daß die Auslegung des königlichen Consistoriums nur möglich ist, wenn man dem Sinne und Geiste des Erlasses Ew. Königlichen Majestät geradezu ins Gesicht schlägt."

Die Unterzeichner der Adresse wenden sich darauf an den König mit dem „ganz gehorsamsten Antrage, geruhen zu wollen, dem Consistorium aufzugeben, daß es den von ihnen begehrten Gebrauch des hannoverschen Landeskatechismus in den Schulen veranlasse."

„Für ebenso nöthig halten wir," so heißt es in der Adresse weiter „die Wiedereinführung unsers verfassungsmäßigen osnabrücker Landgesangbuchs an Stelle des einseitig und, wie wir glauben, rechtswidrig uns vom Consistorium aufgezwungenen Schulgesangbuchs*). Daß wir das Schulgesangbuch nicht frei und freudig uns aneigneten, daß unsern Schulkindern zum Theil für das den Eltern zwangsweise abgepfändete Geld das Buch in den Schulen gereicht ist, wird Ew. Majestät aus dem Gesangbuchsstreite noch bekannt sein. Das Buch hat sich seitdem bei uns nicht einzubürgern vermocht. Und die Freude über den königlichen Erlaß vom 19. August gründet sich großentheils auf die Hoffnung, daß in Gemäßheit der darin von Ew. Majestät ausgesprochenen Grundsätze, auch

*) Wir denken von den „Kernliedern" desselben in anderm Zusammenhang demnächst ein paar anmuthige Proben zu geben. D. Red.

dieses Machwerk des Consistoriums fallen muß. Dürfen wir doch jetzt hoffen, daß auch unsere innerste Ueberzeugung von dem Unwerth des Gesangbuchs, unsere Anhänglichkeit an das von unsern Vätern überkommene osnabrücker Landgesangbuch von Ew. Majestät berücksichtigt werden wird. Sprechen wir es daher offen aus: unsere Gewissen sind bedrückt durch das Schulgesangbuch, wir erachten durch dasselbe unsern evangelischen Glauben bedroht, wir nehmen an vielen Sätzen Anstoß und finden die Ausdrucksweise veraltet, stellenweise unpassend und lächerlich; unsere Schulen werden nicht eher den Frieden bekommen, als das Schulgesangbuch daraus beseitigt ist, zumal neben demselben für Leichenversingungen und die Kirche das Landgesangbuch von den Schülern gebraucht werden muß und somit der Streit zwischen beiden Büchern in unsern Schulen gewissermaßen in Permanenz ist. Und auch wir Eltern werden nicht eher ruhig werden, ehe das Schulgesangbuch nicht ganz beseitigt ist, denn so lange dies nicht geschehen ist, werden wir in steter Besorgniß leben, das uns verhaßte Schulgesangbuch vom Consistorium auch in die Kirchen eingebracht zu sehen; zwar fürchten wir nicht den Versuch der offenen Einführung desselben in die Kirchen und sind bei unserer dem Consistorium bekannten einmüthigen Anhänglichkeit an das osnabrücker Landgesangbuch, vor einer offenen Verdrängung desselben sicher. Allein wir fürchten eine Einbringung des Schulgesangbuchs in die Kirchen nach Art der Einführung des Katechismus. Und ist uns recht berichtet, so ist derartiges bereits im Werke. Darnach soll nämlich bei der jetzigen neuen Auflage des Landgesangbuchs statt des jetzt dem Landgesangbuche nachgedruckten Anhangs das Schulgesangbuch als Anhang dem Landgesangbuche nachgefügt werden. Damit wäre das Schulgesangbuch in die Kirchen eingebracht und wir fürchten, es würde dann nicht lange dauern, daß thatsächlich in den Kirchen nur das Schulgesangbuch benutzt würde. Dieser Gefahr gehen wir nur sicher aus dem Wege durch gänzliche Beseitigung des Schulgesangbuchs."

Die Unterzeichner schließen diese Vorstellung mit der Bitte, der König „wolle geneigtest geruhen zu befehlen, daß das Schulgesangbuch beseitigt und das osnabrücker Landgesangbuch wieder in unsern Schulen gebraucht werde," und fahren hierauf fort:

„Die Herstellung des hannoverschen Landeskatechismus und des osnabrücker Landgesangbuchs in unsern Schulen hilft nur unserm augenblicklichen Gewissensbedruck ab. Soll uns dauernd geholfen werden, so muß die Synodalverfassung eingeführt werden. Es ist unsere feste Ueberzeugung, daß uns die kirchlichen Kämpfe der letzten Jahre mit ihren unseligen Folgen, ihrem Unfrieden zwischen Lehrern und Gemeinden, ihrem Hader zwischen Geistlichen und Gemeinden, ihrem verderblichen Einfluß auf das in diesen Kämpfen den Schulen entwachsene jüngere Geschlecht erspart wären, wenn wir die, uns

dem Wesen nach seit 22 Jahren, den Worten nach seit 14 Jahren verfassungsmäßig zugesicherte Synodalverfassung gehabt hätten. Und es ist unsere ebenso feste Ueberzeugung, daß wir, ohne baldige Einführung der Synodalverfassung, auch in Zukunft nicht ohne Kampf mit unserm Consistorium auskommen werden.

Die Mitglieder desselben haben zu abweichende Ansichten. Ihr Paradies ist die Orthodoxie des siebzehnten Jahrhunderts, dahin muß man zurückkehren; uns dagegen widersteht ein Zurückkehren zu den Ansichten und Lehren jener Zeit, wo Deutschland an den Wunden des dreißigjährigen Krieges darniederlag, wo es den Glauben an seine Einheit und Größe verloren hatte, und wo die Theologen, statt die Nation wieder aufzurichten durch die Erweckung der Vaterlandsliebe, nichts eifriger zu thun hatten, als sich in subtilen Sylbenstechereien zu befehden. Auch halten wir nichts von jener strengen Richtung des Consistoriums, die Ansichten Luthers und der Reformationszeit, die sich überlebt haben und die als unbiblisch von der Wissenschaft längst nachgewiesen sind, noch jetzt für untrügliche evangelische Wahrheit starr verficht.

Daneben freilich finden wir auch eine Erklärung eines sehr eifrigen Mitglieds des Herrn Münchmeyer, die unsere gerechte Verwunderung erregt. In seiner Schrift „Ueber das Dogma der sichtbaren und unsichtbaren Kirche". Göttingen 1854, spricht er von einer nothwendigen Fortbildung der Lehre Luthers, gesteht, in diesem Punkte von der Lehre der symbolischen Bücher der lutherischen Kirche abzuweichen, ja sogar, daß er in die Lage kommen könne, aus der Kirche ausscheiden zu müssen (doch wohl, um katholisch zu werden? d. Red.), wenn dieselbe in diesem Punkte auf ihrem Bekenntnisse bestehe (pag. 170). Ja, geschähe das nur! oder träte der Herr Consistorialrath auch nur aus eignem Antriebe zurück aus seiner hervorragenden Stellung in unserer Kirche, aus seinem Consistorialposten. Dann würde es sich voraussichtlich auch nicht wiederholen, daß die Gemeinde Buer, deren Seelsorger er ist, die Abhaltung des Gustav-Adolf-Festes in ihrer Kirche nicht erreichen kann, weil ihr Pastor sie (aus Haß gegen die Reformirten! d. Red.) zwar wohl zu Missionsfesten, aber nicht zu Gustav-Adolf-Festen hergeben will. Und, urtheilen Ew. Majestät selbst, ob wir, die wir Landleute sind, mit einem Manne nicht in fortwährendem Streite leben müssen, der, wie derselbe Herr Consistorialrath Münchmeyer — nach dem nicht widerlegten Berichte der Zeitung für Norddeutschland vom 26. August 1862 — auf dem letzten Jahresfeste der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig*)

*) Es war die in Leipzig viel besprochne Versammlung, in welcher der Herr Pastor Dr. Ahlfeld aus Leipzig den Brüdern in Christo den Genuß jener „zufälligen Andacht" von der Zwiebel und dem Trichter gewährte, die, später durch befreundete Hand dem größern Publicum um Mitgenuß dargeboten, auch unter profanen Gourmands durch anmuthige Kühnheit in

folgende haarsträubenden Gedanken von sich gab. „Wo noch keine Lust zum Lesen (beim Volke) sei, rege man sie nicht an. Es ist nicht zu wünschen, daß der Bauer Zeitungen liest. Auch das Verlangen nach guter Lectüre soll, wenigstens unter Landleuten, nicht hervorgerufen werden. Selbst Erbauungsbücher reiche man nur sparsam. Bibel, Gesangbuch, Katechismus, eine Hauspostille, ein Gebetbuch genügen, dazu am ehesten noch ein Missionsblatt."

Und dieser Mann steht mit an der Spitze unseres Kirchen- und Schulwesens! — und das im neunzehnten Jahrhundert!

Der Name eines zweiten Mitgliedes des Consistoriums, des Herrn Regierungsraths Wyneken, knüpft sich in der letzten Zeit vornämlich an die Lengericher Sache. Der Lengericher reformirten Gemeinde wurde bekanntlich vom Consistorium, ihrer vorgesetzten Behörde, aufgegeben, eine nach den Aussagen des eigenen Sachverständigen des Consistoriums sehr wohl auf mehre Jahre zu vertheilende Reparatur ihrer großen und schönen Kirche alsbald zu beschaffen, und als die Gemeinde das Geld nicht auf ein Mal aufbringen konnte, ihr zugemuthet, ihre an 80,000 Thaler werthe Kirche für 13,000 Thaler an die Katholiken zu verhandeln, um sich von dieser Kaufsumme dann erst wieder ein neues Gotteshaus zu bauen. Die Gemeinde bat um eine Collecte, das Consistorium schlug sie ab, und auch die Beihülfe des Gustav-Adolf-Vereins für diese bedrängte evangelische Kirche ist vom Consistorium mindestens nicht erleichtert worden, und ist nicht den Lengerichern in der That ihre Kirche gerettet, trotz des Consistoriums!"

Lieber katholisch als reformirt, ist der Wahlspruch unsrer lutherischen Zionswächter. Wynecken (er ist Consistorialdirector) äußerte, wie uns verbürgt wird, bei jener Gelegenheit zu dem Lengericher Kirchenvorsteher Veltwisch: „was sie nun anfangen wollten? Geld hätten sie nicht, eine Collecte würde ihnen nicht zugestanden, und dafür, daß ihnen der Gustav-Adolf-Verein nicht hülfe, würde man schon zu sorgen wissen".

Die Adresse schließt dann folgendermaßen:

„Solche Thatsachen, die wir nur andeuten können, haben unsere Verachtung (!), ja unsern Haß (!) gegen seine Urheber gerichtet, und es ist das Vertrauen zu unserm Consistorium völlig geschwunden. Ja, wir sprechen es geradezu aus, daß, so lange es besteht, unserer Kirche der Frieden fehlen wird. Das gilt auch noch in anderen Beziehungen: in dem Seminar erzieht es ein Geschlecht Lehrer, das seine starren Grundsätze in sich aufnimmt und bereits mit ihnen Streit und Unfrieden in die Schulgemeinden trägt. Von den Kan-

---

der Mischung der Ingredienzien, pikanten Beigeschmack und schönes Verständniß der Natur von Gemüsen und Küchengeräthschaften manches Gemüth wohlthuend berührte und nach mehr von der Sorte verlangen ließ.

zeln predigen seine Anhänger die Unduldsamkeit, und die Religion der Liebe droht zu einer Religion des Zwistes verkehrt zu werden. In der That rasche Abhülfe thut Noth.

Wir erklären noch, daß unsers Wissens und festen Dafürhaltens die fast einstimmige Mehrzahl unserer Glaubensbrüder im Fürstenthume sich zu den vorstehenden Grundsätzen bekennt und daß lediglich die Furcht vor Maßregelungen des Consistoriums und die Scheu, an die Oeffentlichkeit zu treten, vielleicht auch der Gedanke, gegen das Consistorium doch nichts auszurichten, unsere nicht vertretenen Glaubensbrüder von der Betheiligung an dieser Adresse zurückgehalten hat. Eine Befragung der Gemeinde durch die weltlichen Kirchencommissarien wird die Wahrheit vorstehender Behauptungen ins klarste Licht stellen." —

Wir theilen diese Adresse zunächst wegen ihres Inhalts, dann aber auch deshalb mit, weil sie mit ihrem tapfern Ton ein Zeichen der Zeit ist.

Die Sprache, die sie spricht, ist sehr deutlich. Einige Stellen sind, was man bei uns zu Lande hagebüchen nennt. Statt der von uns mit Ausrufungszeichen begleiteten Ausdrücke hätten wir andere gewählt, schon weil uns die hier bekämpfte Richtung mehr zu humoristischen Betrachtungen als zur Entrüstung reizt. Dem protestantischen Geist des norddeutschen Volkes werden jene deutschen Puseyiten auf die Dauer nichts anhaben können. Das Münchmeyersche Dunkelmännerthum predigt sich selbst die Kirchen von allen Vernünftigen leer, und auf die Andern kommt nicht viel an. Wozu sich also echauffiren? Wohl aber werden die, welche den Herren von oben herab Vorschub leisten, sehr bald inne werden, wie sehr sie sich dadurch die Geister auch auf politischem Gebiete entfremden. Die Unterzeichner der Adresse sind Bauern, der conservativste Theil des Volkes, und sie reden hier in einem Ton, wie er vor gesicherten Thronen fast unerhört ist. Sapienti sat!

Das preußische Abgeordnetenhaus und die Militärfrage.

Während diese Zeilen geschrieben werden, bringt fast jede Stunde neue Gerüchte über die Krisis, in welcher das Verfassungsleben des preußischen Staates schwebt. Solche Zeit ist ungünstig für ein ruhiges Urtheil, aber es ist

gerade jetzt Pflicht jedes Blattes, seiner Ueberzeugung entschiedenen Ausdruck zu geben, zumal nicht zu erwarten ist, daß der Conflict zwischen Regierung und Volksvertretung auch durch eine jetzt bevorstehende Umgestaltung des Ministeriums beendet wird.

Die leidenschaftliche Theilnahme, mit welcher auch außerhalb Preußens die Commissionsverhandlungen und der Beginn der Militärdebatte verfolgt wurden, war längere Zeit nicht frei von der Besorgniß, daß die Opposition, reich an junger ungeübter Kraft, durch aufgeregte Stimmung des Volks in die Kammern gesendet, fortwährend gereizt durch grollende Aeußerungen der Regierungskreise, bei der Debatte im Plenum an einer von den Klippen anstoßen würde, welche gerade die Militärfrage darbot. Diese Befürchtung ist durch die Verhandlungen der vergangenen Woche glänzend widerlegt worden, die Haltung der Opposition war im Ganzen betrachtet würdig und taktvoll. Sie vermied den Geldpunkt vorzugsweise zu betonen, sie vermied auf das technische Detail einzugehen, sie hielt ihre Redner in guter Zucht, fast jede der gesprochenen Reden popularisirte einige Wahrheiten in eindringlicher Weise. Die Wirkung des parlamentarischen Kampfes entsprach dieser Behandlung. Die Schwäche des Ministeriums, die Unhaltbarkeit seiner gegenwärtigen Zusammensetzung wurde der Krone fühlbar, wie sie es schon längst dem Volke gewesen war. Die Consequenz der Abstimmungen erschütterte, auch wo sie schwer verletzte, die ganze Verhandlung hat wesentlich dazu beigetragen, die Bedeutung und Wucht der preußischen Volksvertretung auch denen imponirend zu machen, welche dem Resultat der Abstimmungen bitter zürnten.

Wie lebhaft aber auch das Interesse in Deutschland an den Parteikämpfen der Preußen ist, Autorität und Macht, Einfluß und Bedeutung des preußischen Staates für die letzten Interessen Deutschlands stehen uns höher. Wir beurtheilen die Parteien nach der Einwirkung, die sie auf die Stimmung in Deutschland auszuüben im Stande sind. Von diesem Gesichtspunkte aus hat auch dies Blatt im Frühjahr die Auflösung der altliberalen Partei als eine unvermeidliche Nothwendigkeit bedauert, die Bildung der nationalen Partei mit Freuden begrüßt. Es ist sehr zu wünschen, daß sich Niemand in Preußen der Ueberzeugung verschließen möge, daß sich in dieser neuen Partei, welche allerdings ihre Vereinigung und Organisation noch nicht ganz beendet hat, auf längere Zeit der größte und frischeste Theil der Volkskraft concentriren wird. Sie ist nicht gleich dem Schaume einer brandenden Küste über das preußische Land geschleudert, und sie wird nicht in den Strahlen einer volksthümlichen Majestät vertrocknen, sie stellt in der That eine Majorität der Volksstimmungen dar und wird für alle nächsten Entwicklungsphasen der Hauptfactor sein, dessen Zuneigung jede verständige Regierung suchen, dessen Unterstützung sie nicht ohne Gefahr entbehren wird. Auch wer durch seine persönlichen Sympathien auf Seite

der Altliberalen oder Conservativen gestellt ist, soll das nicht verkennen, sich selbst einer unwillkommenen Nothwendigkeit fügen. Es ist Zeit, daß das Gezänk und gegenseitige Beargwöhnen in der Presse der sämmtlichen Fractionen aufhöre, und daß die Altliberalen sich aufrichtig mit der nationalen Partei versöhnen. Denn als die frühere liberale Majorität von einem Theil der alten Führer verlassen wurde und als die Unsicherheit ihrer Minister bewirkte, daß die Partei im Volk selbst das Vertrauen verlor, da war es ein Glück für Preußen, daß eine neue liberale Organisation die Führung übernehmen konnte, eine Partei, noch unfertig und keineswegs ohne Mängel, aber eine solche, welche die letzte Quelle aller parlamentarischen Kraft, Zutrauen und Sympathien der Bevölkerung nicht nur zu gewinnen, auch geschickt zu behaupten wußte, und welche den Kampf in einem Augenblick aufnahm, wo eine rücksichtslosere Opposition zum Heil des Staates nothwendig war. Es ist leicht, die Schwächen dieser neuen Partei zu übersehen, sie enthält noch einige Elemente, denen man das Prädicat politischer Gesundheit nicht ohne Vorbehalt geben kann, sie ist vielleicht noch ebenso zu ängstlich bemüht, sich dem unsichern Tagesurtheil der Menge anzubequemen, wie die altliberale Partei zu sehr versäumt hat, sich mit ihren Wählern im Einverständniß zu erhalten; mehren ihrer Führer fehlt vielleicht noch etwas von der Ruhe und Sicherheit des politischen Urtheils, welche durch längere Beschäftigung mit großen Staatsfragen gewonnen wird, aber so wie sie ist, besteht sie als ein volksthümliches Product der Vergangenheit und Gegenwart Preußens. Der Politiker aber hat mit den vorhandenen wirklichen Größen zu rechnen, nicht mit idealen. Die politische Verkümmerung, an welcher Preußen durch fast vierzig Jahre seit den Freiheitskriegen gelitten hat, wird nicht nur in den Regierungskreisen fühlbar, das ganze Volk hat darunter gelitten. Nicht die Redlichkeit, der Eifer, die Hingabe an die Interessen des Staates haben in Preußen abgenommen, wohl aber ist die Einsicht nicht immer groß genug, und dem politischen Charakter fehlt noch eine gleichmäßige Entwicklung, theils der Besonnenheit theils der Energie. Das sind politische Mängel, an denen wir Alle unser Theil haben, gegen die jeder Einzelne kämpfen muß. Aber die gute Zuversicht darf uns darum doch nicht fehlen; denn wie ungeübt die politische Tüchtigkeit des Volkes auch sei, sie ist in reichem Maße vorhanden. Gerade jetzt haben die letzten Maßregeln der Regierung eine Annäherung zwischen den liberalen Parteien des Hauses bewirkt; es ist sehr wünschenswerth, daß ihr ein gemeinsamer Plan und einmütbiges Handeln folge. Denn erst der offene Beitritt sämmtlicher Altliberalen im Hause und Volke, welche in Wirklichkeit noch das Recht haben, sich zu dieser Fraction zu zählen, wird der nationalen Partei die volle Kraft geben, deren die Majorität der preußischen Volksvertreter jetzt dringend bedarf.

Denn der Widerstand der höchsten Staatsgewalt gegen die Forderungen der

Opposition setzt den Staat in eine neue Gefahr. Nicht ohne Sorge muß bereits die Majorität des Hauses auf die zuchtlosen radicalen Elemente blicken, welche im Volke selbst das Haupt emporheben. Keine erwähnenswerthe Namen und, so weit sichtbar, keine politischen Talente, aber überall Persönlichkeiten, welche einem Pessimismus und republikanischen Wallungen ungestümen Ausdruck zu geben suchen. Es wäre noch kein größer Nachtheil, wenn, wie bei fortdauernder Krisis zu erwarten steht, die nächsten etwa bevorstehenden Wahlen zehn bis zwölf solche Entschlossene unter die Vertreter des Volkes senden sollten, aber es ist vorauszusehen, daß bei einem Beharren der Krone auf der betretenen Bahn allmälig eine gewisse Verzweiflung an der Möglichkeit der gesetzlichen Entwickelung auch in dem Volke überhandnehmen und die republikanischen Stimmungen populärer machen wird. Eine solche Eventualität wird nur dann ungefährlich, wenn die gesammte politische Intelligenz des Volkes zu einer großen zusammenwirkenden Partei verschmilzt.

In der Militärfrage selbst, der Veranlassung des schwebenden Conflicts, steht unzweifelhaft die große Majorität des Volkes auf Seiten der verwerfenden Majorität. Allerdings aus sehr verschiedenen gemüthlichen Motiven: Furcht vor Steuerdruck, Groll gegen die privilegirte Stellung des Offiziercorps im Staate, Pietät gegen die Idee der Landwehr, Abneigung gegen das gegenwärtige Ministerium. Aber wir meinen, daß die Festigkeit der Opposition zugleich die beste politische Berechtigung hat. Denn nur ein entschlossener Widerstand gegen eine Forderung, welche einmal durch ausgezeichnetes Ungeschick in ihrer Behandlung entschieden unpopulär geworden ist, vermag der Volksvertretung in Preußen, gegenüber einflußreichen Stimmungen, die Stellung zu geben, welche zum Wohl des Staats unentbehrlich ist. Das noch bestehende Ministerium vermochte nicht Preußens Ansehen in Europa aufrecht zu erhalten, es vermochte nicht, die nothwendigsten innern Reformen durchzuführen, es vermochte es schon deshalb nicht, weil es das Vertrauen des Volkes unwiederbringlich verloren hatte. Es darf aber in Preußen keine Regierung, welche in Feindschaft mit der großen Majorität des Volkes und seiner Vertreter dahinlebt, conservirt werden, ohne den Staat in die größten Gefahren zu setzen, es darf fortan auch keine neue Regierung gebildet werden, welcher nicht dies Vertrauen zur Stütze wird.

Ob die Militärfrage die beste Kampfstätte war, um eine Wahrheit zur Geltung zu bringen, auf welcher die ganze Zukunft Preußens ruht, das zu untersuchen, ist unnütz geworden. Die Frage war einmal da, durch eine Reihe von Zufällen und Regierungsfehlern war sie zur brennenden Frage geworden. Dem starken Unwillen des Volkes über einzelne Militärexcesse und über die ministerielle Behandlung der Organisationsfrage verdankten die Männer der Opposition zum großen Theil ihre Wahl zu Volksvertretern. Schon dadurch

war ihre Politik bestimmt, sie durften in dieser Frage nicht nachgeben, sie müssen den Kampf durchführen, wenn sie nicht sich selbst vernichten und, was wichtiger ist, das Vertrauen des Volkes zu seiner guten Sache vernichten wollen.

Nun sind wir allerdings der Meinung, daß der Stavenhagen-Twesten'sche Antrag in der Sache selbst, d. h. in der Militärorganisationsfrage, das etwa jetzt Erreichbare zweckmäßig formulirte, so sehr wir überzeugt sind, daß die Ersparnisse, welche durch ihn bewirkt werden könnten, schon durch die nächsten der Opposition wünschenswerthen Verbesserungen, z. B. Erhöhung des Tractaments, des Servises und durch bessere Stellung des Unteroffiziercorps vollständig aufgewogen werden würden. Auch hätte es andere Uebelstände der preußischen Heeresorganisation gegeben, welche für einen aussöhnenden Vermittlungsvorschlag ebenso gut geeignet waren, z. B. Aufhebung der ausgedehnten Militärgerichtsbarkeit. Aber das Hauptziel des Kampfes war durchaus nicht ein momentaner Vergleich, der mit dem gegenwärtigen Ministerium geschlossen wurde, sondern die Beseitigung des nach jeder Richtung unzeitgemäßen Ministeriums selbst, ein Ziel, welches zu erreichen im wahren Interesse des Staates lag. Es war deshalb durchaus richtige Taktik der Fortschrittspartei, daß sie zur Zeit auf einen sachgemäßen Compromiß nicht einging. Festhalten war das Einzige, was sie thun konnte und durfte. Daß sie nicht in einer parlamentarischen Schlacht erreichen würde, was für Preußen die beste Hülfe wäre, einen völligen Umschlag der Stimmungen in den höchsten Kreisen, das war vorauszusehen. Noch ist sie weit vom Siege entfernt, ja sie steht erst im Anfang der ernstesten Verwickelungen. Aber gerade deshalb muß jetzt fester, consequenter gesetzlicher Widerstand ihre Politik sein. Es handelt sich in Preußen sicher nicht darum, ob Krone, ob Parlament, sondern darum, ob das erlauchte Haus der Hohenzollern mit dem Volk oder ohne Volk regieren kann. Im ersten Fall wird es Freude, Stolz, Hoffnung Deutschlands, eine maßgebende Stimme im Rathe Europa's, im andern Falle ein deutsches Fürstengeschlecht, wie andere auch, nur in weit gefährlicherer Stellung. Für das preußische Königsthum, seine Dauer und seine höchsten Aufgaben kämpft jetzt die Opposition, und am besten, wenn sie fest bleibt.

Aber eine Bitte legen wir den Mitgliedern der Majorität an das Herz. Sie betrifft die Organisation des Heeres selbst. Wenn der Zeitpunkt kommt, wo eine Versöhnung mit der Regierung möglich und für besonnenes Urtheil geboten ist, dann möge die nationale Partei der preußischen Volksvertreter die schwierige Frage der Militärverfassung so behandeln, wie ihre Haltung in der letzten Debatte war, mit Mäßigung.

Die Aufregung in der letzten Zeit hat das Auge für Mängel der preußischen Heerverfassung sehr geschärft, und die Preußen scheinen zuweilen zu vergessen, wie vortrefflich trotz aller einzelnen Uebelstände auch jetzt noch die

letzten Grundlagen der preußischen Heerverfassung sind. Die allgemeine Dienstpflicht ohne Stellvertretung, die kurze Dienstzeit, mag diese nun 1½ oder 2½ Jahr dauern, und die tüchtige technische Bildung des Offiziercorps müssen ihnen noch immer von jeder Nation Europa's beneidet werden, Frankreich nicht ausgenommen. Es ist wahr, Vieles bleibt zu wünschen übrig, um das Heer mit der fortgeschrittenen Entwickelung des Staatskörpers in Einklang zu bringen, aber ebenso deutlich ist, daß die Umänderungen zum Theil nur langsam als nothwendige Consequenz nationaler Fortschritte sich entwickeln können, und daß bei dem größten Theil derselben nicht der Landesvertretung, sondern einem Ministerium, zu welchem die Kammer Vertrauen hat, die Initiative überlassen werden muß.

Deshalb darf es auch ferner nicht die Höhe des Militäretats an sich sein, wogegen die Opposition ankämpft. Wenn günstige Sterne früher oder später der gegenwärtigen Opposition die Leitung der Geschäfte in die Hand geben, dann würde dieselbe weit mehr als 41 Millionen für das Herr beanspruchen müssen und mit gutem Grunde. Und das Volk wird die vergrößerte Steuerlast sehr wohl tragen, ohne zu verarmen. Denn was an Steuern in Preußen etwa jetzt drückt, ist doch nicht die Steuerlast überhaupt, sondern die Vertheilung derselben, der verhältnißmäßig geringe Procentsatz, welchen die Grundsteuer im Verhältniß zur Gewerb- und Einkommensteuer ausmacht, ferner die verhältnißmäßige Langsamkeit des industriellen Fortschritts in den östlichen Grenzprovinzen, welchen durch russische Zölle, östreichische Valuta und die Vernachlässigung ihrer Flußwege die Kraft gelähmt ist, endlich die Hindernisse, welche das Dahinsiechen des Zollvereins einer starken Zunahme der Finanzzölle in den Weg legt. Daß aber Preußen einen höhern Etat für seine Wehrbarkeit erhalten muß, wird aus den Forderungen deutlich, welche alle liberalen Fractionen mit gutem Grunde erheben. Die Regierung gibt sich jetzt Mühe, 63,000 Mann jährlich einzustellen, wir fordern militärische Ausbildung der gesammten waffenfähigen Jugend des Jahres, Einstellung von etwa 80,000 Mann. Allerdings muß es möglich sein, dies in möglichst kurzer Dienstzeit zu bewirken, und daß eine systematische Vorbildung der Jugend wesentliche Hülfe für Verkürzung der Dienstzeit werden könne, steht zu hoffen. Aber sicher wird mehr als ein Jahrzehnt, vielleicht ein Menschenalter, hingehen, bevor solche Vorbildung in genügender Weise bei unsern Dorfbewohnern durchgesetzt wird, auch dann wird die Kürze der Dienstzeit eine Grenze haben, unter welche im Interesse eines disciplinirten und waffentüchtigen Heeres nicht herabgegangen werden darf. Deshalb wird eine Verminderung des sogenannten stehenden Heeres zuverlässig auch dann nicht eintreten, wenn die Führer der gegenwärtigen Opposition einmal die Ministerstühle besetzen sollen. Aber auch die neu gebildeten Bataillone werden bei noch stärkerer Rekrutenaushebung

mehr als vollauf zu thun haben, die Ausbildung der Mannschaft zu bewältigen und dabei die eigene Feldtüchtigkeit zu bewahren. Die Zahl der Unteroffiziere und Offiziere, schon jetzt kaum ausreichend, wird bei der besten Methode sie selbst zu ziehen und bei der volksthümlichsten Organisation nach einer so beträchtlichen Vermehrung der Mannschaft nicht ausreichen. Das alles sind sehr nahe liegende Betrachtungen, die Jedermann in Preußen anzustellen vermag. Es ist in der Ordnung, daß die Opposition jetzt keinen Grund hat, dergleichen Erwägungen auszusprechen, aber sie würde sich selbst in gefährlicher Weise ihre Zukunft bedrohen, wenn sie in der guten Stunde eines Compromisses die Kosten und die Vermehrung der Cadres zum Mittelpunkt eines Widerstandes machen wollte.

Der Uebelstand der neuen Heeresorganisation ist im Ganzen betrachtet nicht der, daß sie zu viel, sondern daß sie zu wenig gefordert hat, daß sie noch nicht genug leistet, um den Preußen die volle Waffentüchtigkeit zu geben, und daß den maßgebenden Gesichtspunkten die Größe gefehlt hat, welche Wärme und Sympathien des Volkes aufzuregen vermag.

Das freilich sind Erwägungen und Wünsche für die Zukunft. Was zunächst geschehen wird, ist ganz unberechenbar. Ein Eingehen der Regierung auf die Wünsche des Volkes ist zur Zeit noch höchst unwahrscheinlich. Mit kleinen Concessionen aber ist gegenwärtig eine Versöhnung nicht möglich. Was aber auch geschehen möge, wir in Deutschland haben das feste Vertrauen, daß die Parole des preußischen Volkes bleiben wird: loyal, aber fest.

Neue Nachrichten aus dem Mormonenlande.

Wir haben in frühern Jahrgängen*) ausführlich über die Geschichte und die Lehre der Mormonen berichtet, und später noch Auszüge aus dem Berichte Dr. Schiels über seinen Besuch in Utah gegeben. Seitdem sind in Remys „Voyage au Pays des Mormons“ (Paris, 1860) und in Burtons „The City of the Saints“ (London, 1862) neue Mittheilungen über dieses merkwürdige

*) Im 14. Jahrgange der Grenzboten.

Volk erschienen, von denen namentlich die des letztgenannten Reisenden viel Interessantes enthalten. Im Folgenden geben wir einige Auszüge aus diesen Schriften, die theils als Belege, theils als Ergänzungen und Berichtigungen unsrer frühern Nachrichten dienen mögen.

Utah, das Land der Mormonen ist, ungefähr 140 deutsche Meilen lang und etwa 80 breit, fast so groß als Frankreich. Eine gewaltige beckenförmige Hochebene bildet die Mitte, von der sich verschiedene Bergketten und Thäler abzweigen. Letztere haben ziemlich reichen Baum- und Graswuchs, während die beckenförmige Ebne, einst ein See, eine pflanzenlose Wüste ist. Am Rande der Ebne finden sich mehre Landseen, die Berge sind zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt. Das Klima in den Thälern hat Aehnlichkeit mit dem von Hochasien. Der Frühling tritt hier so plötzlich ein, daß nach Verlauf weniger Tage Alles grünt und blüht. Der Sommer währt, je nach der höhern oder tiefern Lage der einzelnen Striche, drei bis vier Monate und hat nur sehr selten Regen. Die Hitze ist vom April bis zum September außerordentlich stark, der trocknen Luft wegen aber nicht ungesund. Gesäet wird in den tiefern Thalgründen im April, geerntet zu Anfang des Juli. Der Winter beginnt im December und dauert bis in die ersten Wochen des März. In den Ebnen und auf den Bergen wehen dann sehr heftige Stürme, fast täglich fällt Schnee, aber nur dann und wann sinkt das Quecksilber des Thermometers unter den Gefrierpunkt. Das Klima sagt vorzüglich schwächlichen Naturen zu. Doch sind Augenkrankheiten, wie in allen Nachbarländern von Wüsten, z. B. in Aegypten, auch hier sehr häufig, auch sollen Wunden hier schwerer als anderwärts heilen.

Das Land eignet sich vorwiegend zur Viehzucht, doch wird auch Acker- und Gartenbau getrieben. Ein großer Nachtheil für die Colonisten ist der Mangel an Holz in den Ebnen, doch glaubt man dieses mit der Zeit durch Steinkohlen ersetzen zu können, von denen schon jetzt an einzelnen Punkten schöne Lager entdeckt und in Angriff genommen sind. Auch Eisen wird bereits gewonnen, und selbst Gold soll sich in den Gebirgen finden. Salz aber liefert der große Salzsee in der Nähe der Hauptstadt des Landes, dessen Wasser so stark mit Salz imprägnirt ist, daß man in ihm nicht untersinkt, und daß Fische in ihm nicht zu leben vermögen. Er hat einen Umfang von 56 deutschen Meilen und eine durchschnittliche Tiefe von 8 Fuß. Die neun felsigen Inseln, die sich über seinen Spiegel erheben, haben Berge, welche zum Theil über 3000 Fuß über die Wasserfläche emporragen. Einige Meilen südlich von diesem See streckt sich ein anderer, der Utahsee, von den Mormonen Genezareth genannt hin. Er hat süßes Wasser und ist sehr fischreich. An seinem Abfluß in den Salzsee, dem Jordan oder, wie die profane Welt sich ausdrückt, dem Timpanagos und am Fuß der Wahsatch-Mountains liegt die Hauptstadt

der Mormonen, von diesen Zion oder New-Jerusalem getauft, von der amerikanischen Regierung prosaischer Great-Saltlake-City genannt.

Ein Theil der Stadt steigt in Gestalt eines Amphitheaters am Abhange einer Höhe empor, der Rest zieht sich in der Ebne hin. Der Plan gleicht dem aller neueren Städte Amerikas, d. h. er hat die Form eines Schachbrets mit rechtwinklig sich schneidenden sehr breiten Straßen, welche die Häusermassen in ziemlich gleich große Vierecke (Blocks) zerschneiden. Doch stehen die Häuser hier nirgends dicht neben einander, sondern liegen in kleinen Gärten, die sie, wie von den benachbarten Gebäuden, so auch von der Straße trennen. Jede Straße ist 130 Fuß breit und zu beiden Seiten mit einer Reihe von Cottonwood-Bäumen, einer Pappelart bepflanzt; auch ist durch dieselben überall Wasser geleitet, welches sie im Sommer kühlt und zur Abführung von Unrath dient. Die Häuser, größtentheils aus Adobes oder an der Sonne getrockneten Lehmziegeln erbaut, sind meist klein und nur einstöckig. Die Vorsteher der Sekte bewohnen größere Gebäude, das, in welchem Brigham Young, der Prophet, residirt, macht sogar einen sehr stattlichen Eindruck. Es ist circa 100 Fuß lang, 40 Fuß breit, mit ziemlich viel Geschmack aus verschiedenen Steinarten erbaut und soll über 30,000 Dollars gekostet haben.

Die Stadt zerfällt in 21 Districte (Wards) deren Nummern von Südosten nach Nordwesten laufen. Sie ist mit einer Lehmmauer umgeben, die zum Schutz gegen die Angriffe der benachbarten Indianerstämme nöthig erschien. Die Zahl der Einwohner, die schon vor mehren Jahren von den Schriftstellern der Sekte auf 15,000, ja auf das Doppelte angegeben wurde, beträgt nach Burton nicht mehr als höchstens 12,000. Wenn jene Schriftsteller die Wohlfeilheit und das bequeme Leben im neuen Zion priesen, so scheint nach Burton das Gegentheil davon das Richtigere zu sein. Allerdings hat man durch künstliche Berieselung das benachbarte Land in Felder umgeschaffen, die gute Ernten geben, und zwar kann der Ansiedler hier mit seiner Familie von selbst erbautem Getreide und Gemüse und von der Milch und der Butter, welche ihm seine Kühe liefern, sehr wohl existiren, die Befriedigung andrer Ansprüche aber kommt ihm theuer zu stehen, und wer nicht selbst Feld und Vieh besitzt, bedarf zur Befriedigung selbst der allereinfachsten Lebensbedürfnisse fast viermal so viel als in London. Das Bushel Weizen kostete 1860 anderthalb Dollars, ein Preis, der doppelt so hoch als der des Weizens in Missouri und Ohio ist. Fleisch ist nur bisweilen zu haben. Thee und Kaffee kosten viermal so viel als in Neuorleans. Die Fracht für alle vom Osten importirte Gegenstände beläuft sich bei der ungeheuren, monatelangen Reise, die sie zu machen haben, auf 14 Cents (circa 6 Sgr.) per Pfund, bei denen, die von Westen (Californien) kommen, sogar auf das Doppelte. Der Tagelohn beträgt 2 Dollars, Dienstboten erhalten 30 bis 40 Dollars monatlich. Se

sind die weniger Bemittelten auf Hausindustrie angewiesen, und ein großer Theil der Einwohner von Neujerusalem kleidet sich in Stoffe, die von ihren eignen Frauen gesponnen und gewebt sind.

Die Führer der Sekte sind von der Gründung ihres Staats in der westlichen Felsenwüste an immer darauf bedacht gewesen, Unterrichtsanstalten zu schaffen und zu fördern und Gewerbe und Ackerbau zu heben. Sie bemühten sich nicht ohne Erfolg um die Herbeiziehung von Handwerkern, um die Einführung von Maschinen, um die Benutzung von Erfindungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Agronomie und der Fabrikthätigkeit. Es wurden Sägemühlen errichtet, Steinkohlengruben eröffnet und der Bau von Baumwolle versucht. Verschiedene Maschinen, mit beträchtlichen Kosten aus den Staaten im Osten bezogen, begannen zu arbeiten, Bücher kamen an und wurden eifrig studirt. Die Sendboten der Sekte sandten aus fernen Ländern Pflanzen und Sämereien ein, deren Cultur dem Lande Nutzen bringen konnte. 1853 entstand eine landwirthschaftliche Gesellschaft und eine Universität, die sich freilich nicht entfernt mit einer deutschen Hochschule vergleichen lassen wird. Seitdem sind eine ganze Anzahl neuer Institutionen zur Pflege der Wissenschaften hinzugetreten, und auch für die Kunst, besonders für die Musik, die bei den Mormonen sehr in Ehren gehalten wird, ist mancherlei geschehen. Es gibt jetzt in Utah nicht weniger als zehn der Wissenschaft und Kunst gewidmete Anstalten und Gesellschaften, von denen man allerdings nicht so viel erwarten darf, als ihre Namen: Deseret Universal Scientific Institution, Polysophic Society, Deseret Theological Institution u. s. f. besagen, die aber immerhin als Zeichen gelten mögen, daß der neue Staat auch andere als materielle und kirchliche Interessen kennt und verfolgt. 1860 kam dazu noch eine Akademie, welche Unterricht in Wissenschaften und Künsten ertheilt und den Schülern, welche sich verpflichten, später dem Lande Utah zu dienen, unentgeltlich Zutritt gewährt. Auch der Elementarunterricht ist gut geordnet, obwohl es bei den eigenthümlichen Verhältnissen Utahs und namentlich bei dem in Vergleich mit dem Tagelohn für die niedrigste Arbeit sehr geringen Lehrergehalt schwer fällt, Lehrer zu finden. Jeder Bezirk besitzt seine Schule, und Jedermann lernt wenigstens Lesen und Schreiben.

Die Seele aller dieser Einrichtungen ist der gegenwärtige Prophet, der die Mormonen nun schon seit länger als anderthalb Jahrzehnten führt und factisch regiert. Brigham Young, von den Mormonen der „Löwe Gottes" zubenannt, während die ihm an Ansehen am nächsten stehenden unter den „zwölf Aposteln", andere mystische Namen führten (Heber Kimball hieß „der Herold der Gnade", Orson Pratt das „Panier der Weisheit", Lyman Wight der „wilde Widder vom Gebirge"), war es überhaupt, der die Sekte nach dem Tode Joe Smiths zusammenhielt und durch seine Energie und Klugheit das Bestehen der Colonie

in Utah unter allerlei Stürmen ermöglichte, und so wollen wir die neueste Geschichte der Mormonen an eine kurze Lebensbeschreibung desselben anknüpfen.

Brigham Young ist 1801 zu Whitcham im Staat Vermont geboren, also ein Yankee im engern Sinn des Wortes. Sein Vater war ein kleiner Farmer, der sich zu den Presbyterianern hielt. Der Sohn erlernte das Zimmermannshandwerk. 1832, also zwei Jahre nach Stiftung der Mormonensekte durch Smith, trat er zu letzterer über, und schon im Jahr 1834 galt er, durch seinen Eifer als Missionär rasch beliebt geworden, und in den Rath der „Zwölfe" aufgenommen, als einer der Ersten im Volke Gottes. Später ging er als Werber für das mormonische Himmelreich nach England, wo seine Predigten nicht geringern Erfolg als in Amerika hatten, namentlich als er sie durch eine Zeitung „The Millennial Star" unterstützte. Bei Smiths Ermordung im Jahr 1844 wieder in Amerika, brachte er es durch sein kühnes und schlaues Auftreten dahin, daß Sidney Rigdon, der Mitstifter der Sekte, mit seinem Versuch, die Stelle des Propheten einzunehmen, durchfiel, und von jetzt an war Young, zuerst factisch, bald aber auch formell das Oberhaupt der Mormonen. Er führte die Pioniere des „Exodus" durch die große Indianerwüste nach Utah, er vorzüglich bewirkte, daß der Rest der aus Nauvoo Vertriebenen glücklich nachfolgte, er wußte die Gemeinde zusammenzuhalten, als erst die Hungersnoth, die auf einen Heuschreckenfraß folgte, und dann die Entdeckung der californischen Goldschätze Zerstreuung derselben drohte. 1850 wurde Utah zum Territorium der Vereinigten Staaten erklärt und Young auf das Verlangen der Mormonen zum Gouverneur ernannt. 1854 sollte er in dem Obersten Steptoe, einem Nichtmormonen, einen Nachfolger erhalten, doch lehnte Steptoe, mit dem Widerwillen der Sekte gegen einen nicht zu ihr gehörigen obersten Beamten bekannt, die Ernennung ab und bat in Washington um Wiederbestätigung Youngs. Präsident Pierce ging darauf ein, aber die republikanische Presse benutzte diese Nachgiebigkeit zu heftigen Angriffen auf das demokratische Regiment und wußte so viele Anklagen gegen Young und die Mormonen vorzubringen, daß die öffentliche Meinung in äußerstem Grade gegen die Sekte erbittert wurde. Von diesen Anklagen waren die meisten übertrieben, nur die, daß in Utah Vielweiberei herrschte und daß die Mormonen die unter ihnen wohnenden „Heiden" (Andersgläubigen) geringschätzig behandelten und in ihrem Erwerb hinderten, wahr, die dagegen, daß Young die Ermordung von Bundesbeamten und die Verbrennung der Bundesarchive veranlaßt habe, durchweg Erfindungen. Indeß forderte die öffentliche Meinung Einschreiten gegen die verhaßte Sekte, und Buchanan sah sich bald nach seinem Amtsantritt genöthigt, diesem Verlangen nachzugeben und den Versuch zu machen, durch Soldaten die Einsetzung eines andern Gouverneurs von Utah zu erzwingen. 10,000 Mann zogen gegen Utah heran, die Mormonen machten Miene, sich zu vertheidigen. Doch gelang es, hauptsächlich durch die

Vermittlung Thomas Kanes von Philadelphia, der schon früher sich der Sekte als Freund in der Noth erwiesen, den Kampf zu verhüten. Im März 1858 traf Letzterer in der Salzseestadt ein. Der Prophet zeigte sich zu Unterhandlungen bereit, und im Juni kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem die Mormonen sich verpflichteten, den von Buchanan ernannten neuen Gouverneur Cumming nebst den übrigen Bundesbeamten für das Territorium bei sich aufzunehmen und anzuerkennen und der Armee den Durchzug durch ihre Hauptstadt zu erlauben. Letztere bezog vierzig Meilen von Neujerusalem ein Lager. Young verließ die Stadt und begab sich mit einem Theil seiner Leute nach Provo, einer neun deutsche Meilen südlich vom großen Salzsee entfernten Stadt. Als die Truppen der Vereinigten Staaten 1860 den Rückmarsch nach Osten antraten, kehrte er zurück und übernahm die Regierung seines theokratischen Gemeinwesens wieder, in der er seitdem unbeirrt geblieben ist, obwohl die Reibungen zwischen den „Heiligen" und den „Heiden" in Utah fortdauerten.

Seit dem ersten Eindringen in das Becken von Utah haben sich die Mormonen, vorzüglich durch Zuwanderung von England, Wales und Dänemark, beträchtlich vermehrt und neben der Salzseestadt noch verschiedene andere Niederlassungen (Stakes) gegründet. Diese Colonien dehnen sich vorzüglich nach drei Richtungen aus, nach Süden bis über das Städtchen Fillmore hinaus, dann am Humboldt-River hin und durch das sogenannte Carsons-Valley, endlich zwischen diesen beiden Verzweigungen an der „Egans Route", einer der Poststraßen entlang, die vom Osten nach Californien führen. Die Städtchen, die sich hier finden, haben große Aehnlichkeit mit den alten Ansiedelungen in den von Franzosen bewohnten Theilen von Canada, sie sind (der Indianer wegen) nicht so weitläufig angelegt, wie die Hauptstadt, sondern bilden immer eine Gruppe von Häusern um die Kirche. Die Zahl der Bezirke, in die das Land zerfällt, war im Jahr 1860 auf neunzehn gestiegen. Ueber die Zahl der Bevölkerung Utahs herrscht viel Streit. Die Mormonen, die ein Interesse daran haben, daß sie 60,000 Seelen übersteigt, wo das Territorium das Recht erlangt, sich als Staat zu constituiren und seinen Gouverneur selbst zu ernennen, wollen natürlich zahlreicher sein, als Andere zugeben, die jenes Interesse nicht haben. Sicher ist zunächst, daß das Territorium 1849 von etwa 12,000 Menschen bewohnt war, von denen circa 5000 auf die Hauptstadt und 7000 auf die verschiedenen Colonien kamen. Der 1856 (wohlzubemerken von mormonischen Autoritäten) aufgenommene Census ergab 70,335 Seelen, was, wenn man nicht eine ungeheure Vermehrung durch Ueberwiegen der Geburten über die Sterbefälle annehmen will, nach einem Blick auf die Zahlen der Einwanderung als starke Uebertreibung erscheint. Die stärkste Einwanderung fand 1851 bis 1852 statt, in welcher Zeit gegen 10,000 neue Ansiedler in Utah eintrafen. Die gesammte Einwanderung von 1850 bis 1854 belief sich auf 17,195, die

im nächsten Jahre auf 4,716 Seelen. Gesetzt nun auch den nicht wohl denkbaren Fall, daß die 12,000 Mormonen von 1849 sich ohne Einwanderung bis 1858 verdoppelt hätten, so ergäbe das mit der Einwanderung von circa 26,000 Seelen für das letztgenannte Jahr nicht mehr als etwa 50,000 Seelen. In den folgenden Jahren nahm die „Ansammlung" (gathering) der Heiligen im gelobten Lande merklich ab; denn von Mitte 1855 bis Mitte 1860 kamen nur 6,828 neue Einwanderer hinzu.

Die Angaben der „Heiden" sind daher jedenfalls richtiger als die der Mormonen, welche gegenwärtig in Utah 90 bis 100,000 Menschen wohnen lassen. Die Commissäre der Regierung in Washington, welche 1858 nach dem Mormonenlande gesandt wurden, um den Frieden zu vermitteln, lassen in ihrem dem Präsidenten erstatteten Bericht die Bewohner Utahs höchstens 50,000 Seelen zählen. Remy sagt, daß ihre Zahl 1859 ungefähr 80,000 betragen habe. Der officielle Census vom Jahre 1860 ergab aber nur 40,295 Seelen, wobei freilich die Mormonen behaupteten, daß der mit der Zählung beauftragte Beamte falsch gezählt habe. Um viel hat er sich schwerlich verrechnet, und wir werden eher zu viel als zu wenig annehmen, wenn wir meinen, daß Utah jetzt ungefähr die Zahl von 60,000 Bewohnern erreicht hat, welche nothwendig ist, um Anspruch auf die Verwandlung des Territoriums in einen Staat der Union erheben zu können.

Gleichfalls sehr übertrieben sind die Angaben der mormonischen Schriftsteller in Betreff der Verbreitung der Sekte außerhalb Utahs. Nach ihnen betrüge die Zahl der noch nicht nach „dem Land der Honigbiene" gesammelten Gläubigen mindestens 300,000. Remy gibt diese Zahl auf 106,000 an. Wir glauben, daß auch dies viel zu hoch gegriffen ist. Allerdings sollen in England, Schottland und Wales gegen 40,000 Mormonen wohnen, hat doch allein London siebzehn Bethäuser der Sekte, und sind auch in Liverpool und in den Fabrikdistricten starke Gemeinden. Ferner mögen in Dänemark und Norwegen zahlreiche Mormonen leben. Dann hat man auf den Südseeinseln mit Erfolg das Evangelium Joe Smiths gepredigt. Die übrigen Länder der alten Welt aber haben so gut wie gar kein Contingent gestellt, in den Vereinigten Staaten östlich vom Mississippi befinden sich höchstens einige Hundert zerstreute Mitglieder der Sekte, in den Territorien zwischen Kansas und den Felsengebirgen sowie in Kalifornien und Oregon im äußersten Fall einige Tausend, und so vermögen wir mit allem guten Willen außer Utah allerhöchstens 50 bis 60,000 Latterday-Saints zusammenzubringen, von denen etwa 40,000 auf Großbritannien, 5 bis 6,000 auf die Vereinigten Staaten und ihre westlichen Territorien, 1000 bis 1500 auf die skandinavischen Länder, 2 bis 3,000 auf die Südseeinseln und ein paar Hundert auf die übrigen Länder der Erde gerechnet sind.

Wir schließen mit einigen Mittheilungen über die Verbreitung der Vielweiberei in Utah, die, wie die Lehre der Sekte sich jetzt gestaltet hat, nicht

blos erlaubt, sondern unter Androhung von Einbuße an der ewigen Seligkeit geboten ist. Der Mormone wird im Jenseits in dem Grade selig, als er eine zahlreiche Familie gegründet, viele Kinder hinterlassen hat, und um viele Kinder zu gewinnen, heirathet er möglichst viele Frauen. Nach dem Census von 1858 lebten diesen Grundsätzen in Utah nicht weniger als 3617 Männer nach, und zwar gab es deren mit sieben und mehr Frauen 387, deren mit fünf 730, deren mit vier 1100, deren mit mehr als einer und weniger als vier Frauen 1400. Wie viele Männer so wenig für ihr zukünftiges Heil thun, daß sie in Monogamie leben, ist nicht angegeben; dagegen wird bemerkt, daß — vielleicht gerade in Folge der Polygamie — im Mormonenland weit mehr Mädchen als Knaben geboren werden.

Damit die Gläubigen in ihrer Wahl nicht zu sehr beschränkt sind, geht das Gesetz so weit als möglich über die Grenze der von der englischen Sitte verbotenen Verwandtschaftsgrade hinaus. Der Mormone darf Schwestern, zu gleicher Zeit eine Mutter mit ihrer Tochter, ja selbst seine Stiefschwester heirathen. Die erste Frau nur führt den Titel „Gattin" und den Namen des Mannes, die später „angesiegelten" Damen werden gewöhnlich nur Schwestern genannt. Ehebruch soll wie unschuldig vergossenes Blut mit dem Tode bestraft werden. Scheidungen kommen selten vor. Die Wittwen des Propheten hat dessen Nachfolger als Inventar des Amts in sein Harem zu übernehmen, „gleichwie David die Frauen Sauls zu sich nahm". Doch machte gleich die Hauptfrau des ersten Propheten, Emma Smith, in diese Vorschrift ein Loch, indem sie, statt sich dem Haushalt Brigham Youngs einverleiben zu lassen, vorzog, die Gemeinschaft der Mormonen zu verlassen und die Lebensgefährtin eines „Heiden" zu werden, welcher den lockenden Namen Brideman führte.

Sehr wunderbar, aber nach mormonischen Grundsätzen nur folgerichtig sind die Heirathen durch Stellvertretung, Abzweiger der jüdischen Leviratheche und der Prattschen Paradieseslehre. Es sind hier vorzüglich vier Fälle möglich: 1) The glorifying proxy, wo Jemand für diese Erde eine Frau heirathet, welche früher einem Andern für die Ewigkeit „angesiegelt" und in dieser „geistigen Ehe" Wittwe geworden ist. Die Kinder, die aus der zweiten, nur zeitweiligen Ehe hervorgehen, gehören dem ersten Mann, dem ihr Dasein mehr Seligkeit (glory) verschafft, woher die Bezeichnung dieses Stellvertreterverhältnisses. 2) The retroactive proxy, wo man sich zeitweilig mit Lebenden, aber im Namen von Verstorbenen für die Ewigkeit verheirathet. Ein Beispiel dafür ist eine der Frauen des jetzigen Propheten Young, die von diesem zur Gattin genommen wurde, damit sie im Jenseits zu den Königinnen des verstorbenen Joe Smith gezählt werde. Auch bei dieser Art Ehe gehören die Kinder dem Gatten in der Ewigkeit, nicht dem Stellvertreter derselben auf Erden. 3) The substitutive proxy, eine Eheform, die vorzüglich für solche,

welche lange von ihrer Familie entfernt leben müssen, z. B. für Missionäre erfunden ist. Sie können sich durch gute Freunde bei Frau und Kindern vertreten lassen, um nicht Einbuße an zahlreicher Nachkommenschaft und damit Einbuße an der zukünftigen Seligkeit zu erleiden. 4) The redeeming proxy, wo man um des jenseitigen Wohlergehens unverheirathet Gestorbener willen eine Ehe eingeht. Wer wenige Kinder hinterläßt, hat wenig, wer keine Kinder hinterläßt, gar keine Seligkeit zu erwarten. Letzterer verbleibt so lange in unseligem Zustand, bis sich ein Mitleidiger seiner erbarmt, für ihn heirathet und ihm Nachkommen erwirkt.

Man sieht die Consequenz der mormonischen Dogmatiker ist groß, und sehr gut verstehen sie das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden.

Die Zahl der Nichtmormonen in Utah ist gering, sie beträgt kaum mehr als 300 Köpfe. Dagegen verhalten sich die von fremd her Eingewanderten zu den in Amerika Gebornen vermuthlich wie 5 zu 2. Daher auch die geringe Anhänglichkeit der Bewohner von Utah an die Union, die starken Sympathien für die Secession, die allerdings auch daher rühren, daß die Mormonen von jeher zur demokratischen Partei hielten. Das Princip dieser Partei, möglichst wenig Centralisation, möglichst ausgedehntes Selfgovernment der Einzelstaaten sicherte den Mormonen für die Zeit, wo Utah selbst Staat geworden, volle Macht, sich eine Verfassung und Regierung zu geben, wie sie ihnen ihre Religion, die Offenbarungen ihres Sehers und Propheten, oder sagen wir lieber, die Launen und Interessen dieses Propheten und der obersten Priesterschaft vorschrieben. Zerfällt die Union, so können wir unter gewissen Umständen noch erleben, daß auch Utah sich emancipirt und als Theokratie in der Staatenfamilie eine Rolle zu spielen sucht.

Literatur.

Garibaldi auf Caprera. Erinnerungen des Obersten C. Augusto Vecchj. Aus dem Italienischen. Eingeführt von A. Stahr. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1862.

Stahr sagt in seinem Vorwort, daß Niemand dieses kleine Buch ohne tiefe Bewegung aus der Hand legen werde. „Denn dies einfache Tagebuch eines Freundes, das den großen Volkshelden in seiner idyllischen Einsamkeit auf der meerumbrandeten Felseninsel, umgeben von seinen Kindern und ein paar treuen Freunden, in seinen häuslichen Zuständen, seinen unschuldigen Genüssen und Beschäftigungen als Ansiedler und Landmann, als Maurer, Gärtner und Viehzüchter schildert, enthält eine Fülle von Zügen, die jedes Herz bewegen und zur Bewunderung der einfach großen Natur dieses Mannes hinreißen müssen.“ Wir schließen uns diesem Urtheil an und empfehlen das Buch, dessen Lectüre in mancher Beziehung besser wie viele Erbauungsbücher wirkt, angelegentlich.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der Geist der Nation wider den Geist der Universitäten*).

„Suum cuique“ ist die Losung, mit der Preußen an der Spitze der allmälig zu Freiheit und Größe fortschreitenden Neugestaltung unseres nationalen Lebens steht und einzig stehen bleiben kann. Das Princip des constitutionellen Rechtsstaates, welches diese Losung verkündigt, wird um so mehr eine Wahrheit, je mehr die Achtung vor dem Gesetze sich als ein unwillkürlich wirksames, zur andern Natur gewordenes Gefühl befestigt und eine von persönlichen Willkürlichkeiten unabhängige Norm aller öffentlichen Verhältnisse darstellt. Ehe dies Gefühl Gemeingut des ganzen Volkes und dadurch unüberwindlich werden kann, muß es im Bewußtsein derer unumstößlich befestigt sein, die theils als handelnde Organe des Staats für die Ausübung der Gesetze einzustehen berufen sind, theils überhaupt dem ganzen Volke als bevorzugte Träger seiner geistigen Bildung vorangehen. Bei ihnen muß der Gedanke der individuellen Willkür als öffentlicher Macht zuerst schwinden. Nichts ist also für die nächste Zukunft unserer politischen Entwickelung wichtiger, als daß in der Erziehung des kommenden Geschlechts, insbesondere in der höheren Ausbildung der Führer desselben auf den Universitäten die Gewöhnung an eine unerschütterliche Gesetzesachtung zu einem Hauptaugenmerk gemacht werde. Denn sie kann später durch nichts mehr ersetzt werden. Es ist zur Genüge bekannt, wie geflissentlich die Führer der Unterdrückung jeder freieren geistigen und insbesondere politischen Entwickelung des deutschen Volkes sich in dem sitten- und gesetzlosen Zustande der Universitäten, in dem Scheinbilde der sogenannten akademischen Freiheit ein Mittel der Uebersättigung der Jugend mit äußerlicher Ungebundenheit, der Abstumpfung

*) Uebereinstimmend mit den leitenden Ideen der folgenden Aufsätze, haben wir dieselben nicht ablehnen zu sollen geglaubt, obwohl wir einigen Einzelnheiten in der Motivirung nicht beizutreten vermögen, und obwohl man meinen kann, eine Nebenfrage wie diese könne erst mit und nach der allgemeinen deutschen Frage zur Lösung gelangen. Wo wir von dem Verfasser abweichen, haben wir dies in Anmerkungen ausgesprochen, und in Betreff des zweiten Bedenkens bemerken wir, daß die im hohen Zuge voranwehende Fahne der allgemeinen deutschen Frage doch nur im Kampf um die Einzelfragen, die sie enthält, mehr und mehr entfaltet werden kann. D. Red.

gegen geistigeren Aufschwung und insbesondere der Entwöhnung von festen Rechtsbegriffen zur Hand gehalten haben. Daran sollen sich die politischen Reformbestrebungen der Gegenwart ein Beispiel nehmen und ernstlich daran denken, was bisher nur zuweilen und ganz beiläufig öffentlich verhandelt worden ist: wie wenig der Zustand der Universitäten jener Aufgabe entspricht, wie wenig in denselben ein festes Rechtsgefühl als Gemeingeist lebendig ist und gepflegt wird, und wie dringende Reformen also hier unumgänglich nöthig sind.

Fragt man, wie es an den berühmten und beliebten Musensitzen Deutschlands mit der Achtung vor festen Gesetzen steht, wie hier die Jugend an das Gefühl der Bedingtheit des öffentlichen Lebens durch die Macht des Rechts praktisch gewöhnt wird — „difficile est, satiram non scribere“. Es ist aber Pflicht, dieser Versuchung zu widerstehen. Es ist schon viel zu sehr bei uns Allen in Deutschland und besonders auf den Universitäten selbst eingebürgert, die grellen Widersprüche von Gesetz und Praxis im akademischen Leben nur mit Heiterkeit von der lächerlichen Seite aufzufassen. Wo nur Professoren oder Studenten, geistreiche oder dumme, aus den verschiedenen Gauen des Vaterlandes zusammenkommen, bilden derartige Anekdoten ein Lieblingsthema bequemer scherzhafter Conversation. Dies ist selbst der schlagendste Beweis, wie tief das schleichende Gift der Gewöhnung die Ueberzeugungen bereits verdorben hat. Tacitus konnte von den Deutschen rühmen: „nemo illic vitia ridet“. Die Zeiten sind freilich jetzt überhaupt vorbei; aber so naiv wie auf den Universitäten wird doch wohl noch immer in keinem Kreise unseres Volkes das gesetzlich Unstatthafte öffentlich besprochen. Dieser frivolen Naivetät gegenüber ist es Zeit, endlich einmal einfach mit sittlichem Ernst das Kind beim rechten Namen zu nennen. Es wird dafür auch im Einzelnen gar nicht viel Neues zu berichten, sondern an die fast allgemein bekannten und fast in allen einzelnen Landen gleichen Zustände der gerade Maßstab eines unverdorbenen Rechtsbewußtseins anzulegen sein. Dies kann am leichtesten in Kürze durch eine Beleuchtung von drei im Einzelnen schon mehrfach discutirten Institutionen des akademischen Lebens geschehen, welche, wie leicht zu zeigen sein wird, im innigsten Zusammenhange stehen und daher auch nur zusammenhängend einer Reform unterworfen werden können; es ist der eximirte Gerichtsstand, die Studentenverbindungen und das Studentenduell. Auf diese stützt und in diesen manifestirt sich der Geist der Verhöhnung von Recht und Sitte, welcher die Universitäten auszeichnet.

1.
Der eximirte Gerichtsstand.

Die Grundlage der eigenthümlichen Stellung, welche das akademische Leben gegenüber dem gemeinen bürgerlichen einnimmt und welche unter dem Namen der akademischen Freiheit viel gefeiert wird, liegt in dem besondern Rechtszustande

wonach den Studenten (und an manchen Orten auch den Professoren) ein eximirter Gerichtsstand vor den akademischen Senaten oder deren Organen angewiesen ist. Diese akademische Gerichtsbarkeit leidet nicht nur in Hinsicht auf das Verfahren an den auffallendsten Mängeln, indem dasselbe zu wenig geregelt, der patriarchalischen Willkür zu viel Spielraum gegeben und die Handhabung der Gesetze zu lax ist, sondern zeigt ihre gefährlichen und schädlichen Seiten hauptsächlich auch darin, daß sie neben den officiellen Gesetzen noch viele nur officiös existirende, darum nicht minder wirksame, nur minder klar geregelte Grundlagen hat. Die Folge von Beidem ist, daß sich unvermeidlich mit und neben diesem eigenthümlichen Rechtszustande auch eine eigene eximirte Moral der des einfachen bürgerlichen Gemeinlebens gegenüber bei allen Betheiligten ausbildet.

Zuerst also in Betreff des Verfahrens ist die akademische Gerichtsbarkeit herzlich schlecht und wird fast von allen gemeinen Gerichten in deutschen Landen weit übertroffen. Die akademischen Gerichte haben den Studenten gegenüber alle Zweige des Rechts mit Ausnahme peinlicher Criminalfälle zu vertreten und, während der gemeine Proceß jetzt überall die wohlgeregelten und scharf unterschiedenen Proceduren des Civil- und Strafprocesses besitzt und bei letzterem namentlich die Voruntersuchungen von der öffentlich-mündlichen Hauptverhandlung streng gesondert werden, hat das patriarchalische Forum der Senate für alles dies nur das wüste Chaos eines fast für alle Fälle gleichen Disciplinarverfahrens. Schuldenklagen, Strafsachen, Injurien werden ganz willkürlich bald nur in Folge besonderer Anträge von Betheiligten, bald auf Grund von bloßen Denunciationen der Cognition der Behörde unterworfen und ebenso willkürlich nach Befinden unterdrückt oder abgeurtheilt. Die Studenten werden vorgeladen und vernommen nicht als Ankläger oder Beschuldigte, Kläger und Beklagte, sondern kommen nur überhaupt und als der Disciplinargewalt der Behörde unterworfene Subjecte in Betrachtung. Hieraus entsteht zunächst der ganz gewöhnliche Gebrauch, daß die Studentenmoral sich in allen Fällen auf das Recht des Läugnens stützt, das im gemeinrechtlichen Proceß nur dem beklagten Verbrecher zugestanden wird, während im Civilverfahren nöthigenfalls die Verpflichtung zur Wahrheit durch Eideszuschiebung eindringlich gemacht werden kann. Ferner ist hieraus die natürliche Abneigung leicht verständlich, die der Student haben muß, von freien Stücken als Verletzter vor einem solchen Gerichte aufzutreten und seine Sache gegen einen Beschuldigten zu führen. Denn er wird dadurch nicht handelnde Person im Rechtsstreit, sondern wirkt nur einleitend als Denunciant und wird im Verlauf einfach Mitverwickelter. Er kann auch schließlich kein Erkenntniß auf eine, etwa einem von ihm zu stellenden Antrage entsprechende und ihm zu leistende, Satisfaction erlangen, sondern nur eine Disciplinarbestrafung eines andern herbeiführen. Dies sind die unvermeidlichen Folgen

der unklaren Formen des Gerichtswesens. Dazu ist nun ferner das Beweisverfahren ein Kinderspott. In Civil- und Injuriensachen ist von dem gemeinrechtlichen Beweismittel der Eideszuschiebung fast nie die Rede. In Streitsachen können Dinge, die jedes Kind in der Stadt weiß, nicht constatirt werden, weil von einem Indicienbeweise, wie ihn jedes gemeine Gericht täglich anwendet, keine Rede ist. Trotzdem wird stets die Komödie langer Untersuchungen aufgeführt; es wird nach diesem und jenem gefragt, und hinterher lachen meist die Untersuchenden ebenso gemüthlich wie die Studenten darüber, daß nichts zu entdecken war, obgleich sie beiderseits recht gut Bescheid wissen. Diese Laxheit wird aber auch schon sehr mit Unterschied dessen geübt, was durchgelassen und was genau verfolgt werden soll. Zum Ersteren gehört gewöhnlich das gemeine Duell; zum Letzteren haben namentlich früher die burschenschaftlichen Vereine gehört, denen gegenüber verordnet war, auch ohne stricten Beweis abzuurtheilen. Dazu kommt die ganz gewöhnliche absichtliche Vermeidung von Untersuchungen Seitens der Behörden. Dieselben weisen oft geradezu die Officianten an, gewisse Dinge nicht zur Anzeige zu bringen und, wie die Sache einmal liegt, sparen sie damit unnütze Zeitvergeudung. Doch ist es auch nicht begünstigten Ausschreitungen gegenüber gar nichts Ungewöhnliches, daß man sich scheut sie heranzuziehen, um Entfernungen von Studenten und Ungunst derselben zu vermeiden, und das wird nicht aufhören, so lange die Justiz in Händen der Professoren ist, die ja vor allen Dingen möglichst viele Studenten bei der Universität zusammenzuhalten ein Interesse haben und persönlich bei ihnen unbeliebt zu werden stets besorgen. So ist mir ein Fall bekannt, in welchem ein Prorector, als er eine offenkundige Prügelei zwischen Studenten zu verfolgen genöthigt war, das Odium der Initiative dadurch von sich fern zu halten suchte, daß er sich Mühe gab, die eine betheiligte Partei durch kleine Künste zur Denunciation heranzuziehen. Wagt aber einmal einer, wie Schenkel in Heidelberg, endlich dreinzufahren, wenn die Excesse kein Ende nehmen, so stürmen die Collegen mit Zetergeschrei (in der Augsburger Allgemeinen Zeitung) über ihn her, weil er ihnen vielleicht für einige Zeit den Markt verdirbt. Endlich haben auch die Strafen, welche, wenn ein Vergehen erkannt ist, verhängbar sind, keinen einfach rationellen Maßstab. Theils sind sie gänzlich wirkungslos, wie Rügen u. dgl., bei der geringen Achtung, in welcher die Urtheile als solche mit Recht stehen, theils sind sie ganz maßlos störend in ihren Consequenzen für die Zukunft des Betroffenen und meist noch mehr für seine Eltern.

Dieser faulen Executive, für die es überflüssig ist mehr Beispiele zu geben, entspricht nun auch das schwankende Ansehen, in welches die Gesetze gestellt sind. Es gibt zweierlei akademische Gesetze, officielle, über die man sich lustig macht, und officiöse, die zu achten guter Ton ist. Was für lächerlich illuso-

rische Vorschriften die officiellen Gesetze aufstellen, weiß Jeder. Ich erinnere nur an den oft citirten Paragraph der Göttinger: „Wer sich soweit vergißt sich zu betrinken, soll auch ohne Rücksicht auf die Folgen, nach den Umständen mit Carcerstrafe oder Wegweisung bestraft werden.“ Von solchen Bestimmungen wimmelt es überall, und auf solche Gesetze läßt man jeden Studenten durch Handschlag an Eides Statt verpflichten. Besonders muß er meist versprechen keiner Verbindung beizutreten, während er oft bei dem feierlichen Acte schon ganz vergnügt das Band umhängen hat. Ein Prorector verpflichtete die Neuzugehenden auf die Gesetze mit Ausnahme derer, welche als veraltet zu betrachten seien. Damit war zwar die ganze Sache zwecklos gemacht, da natürlich Jeder für veraltet halten konnte, was er wollte; aber es war doch so das Schlimmste vermieden, die Abtödtung jedes Gefühls für die Heiligkeit eines feierlich gegebenen Worts. Ein anderer beseitigte diesen Uebelstand noch einfacher, indem er den jungen Commilitonen nur das Versprechen abnahm, die Gesetze einmal zu lesen, und ihnen so die gewissenlos machende Unklarheit dessen, was sie nun zu halten sich verpflichtet hätten, ganz ersparte. Wenige sind darum so besorgt. Denn nicht nur deuten die meisten, nach abgethaner Förmlichkeit persönlich befragt, offen an, daß es nicht auf alles so genau ankommt, sondern viele scheuen sich auch nicht, die officiösen Gesetze, die nicht geschrieben sind, aber mit mehr Treue gepflegt werden, z. B. die Ordnungsmäßigkeit der Duelle geradezu einzuschärfen. Natürlich kann dergleichen nicht öffentlich ausgesprochen werden, weil es jedem gemeinen Rechte Hohn spricht. Doch fehlt es selbst im erklärten Gesetze nicht an groben Ungerechtigkeiten gegen Privatinteressen z. B. in den sogenannten Crediteдicten. Natürlich ist bei der Unaussprechlichkeit und dem Schwanken der Normen dessen, was als Recht gilt, der persönlichen Willkür viel Raum gelassen und kann deshalb auch von einem gleichmäßigen Gerichtsgebrauch keine Rede sein, so daß es also für den akademischen Bürger unmöglich ist, jemals zum Gefühle einer festen Rechtssicherheit zu gelangen. Die willkürliche Weiterbildung des anstatt der Gesetze geltenden Gebrauchs erhält aber ihre stärkste Förderung von dem Triebe der verschiedenen Universitäten, es sich darin zuvorzuthun. Ueber die Concurrenz in der Herabstimmung der Forderungen für die Ertheilung des Doctortitels ist kürzlich ein heiliger Eifer entbrannt; über die Concurrenz in Toleranz gegen studentische Rohheit, durch welche die Frequenz mancher Universitäten gehoben wird, schreit Niemand; und doch handelt es sich hier nicht um den Mißbrauch eines leeren Titels, sondern um die systematische Verwilderung der kommenden Generation.

Doch diese unmittelbar praktischen Folgen sind nicht die schlimmste Wirkung der regellosen Rechtsverhältnisse der Universitäten, sondern der hemmende Einfluß, den sie auf die Ausbildung einer staatsbürgerlichen Gesinnung und Achtung vor dem Gesetz im Bewußtsein aller Betheiligten dadurch ausüben, daß

ihnen mit dem eximirten Standesrecht auch das Gefühl einer eximirten Standesmoral und Standesehre, welche die gemeinen bürgerlichen nicht nur vielfach überbieten, sondern ihr auch geradezu entgegenlaufen kann, zur Gewohnheit werden muß. Hierin wurzeln viele der kümmerlichsten Vorurtheile des sogenannten Professorendünkels. Jedem andern Staatsbürger ist es nicht nur erlaubt, sondern Pflicht, sich für öffentliche Angelegenheiten zu interessiren und, wenn er kann, die Ueberzeugung, die er sich darüber gebildet hat, auch öffentlich geltend zu machen, entgegengesetzte entschieden zu bekämpfen; aber alles das ist „unakademisch". Das möchte nun sein, obgleich es traurig ist, daß die, welche in intellectueller Beziehung die Ersten in der Nation sind, für deren gemeinsame Angelegenheiten oft weniger Sinn und Verständniß haben als der gemeinste Bierhauspolitiker; man hat sich aber nun einmal gewöhnt und die Erfahrung der letzten Generation hat es wohl noch für mehre folgende unzweifelhaft gemacht, daß wir im politischen Leben von Professorenregiment nichts Lebenskräftiges zu erwarten haben*). Ungleich verderblicher aber ist jene Gewöhnung an die privilegirte Willkür für die Studenten, aus denen die ganze Masse der gebildeteren Träger des öffentlichen Lebens hervorgehn soll. Im ersten Spiele lernt der Knabe schon Achtung vor dem Gesetz; beim Ballschlagen fügt er sich der untrüglichen Consequenz der fest bestimmten Regeln; und auch in der Schule wird wenigstens der Schein der Willkür nach Kräften vermieden. Aber die daraus erwachsenen kindlichen Vorurtheile werden auf der Universität gründlich ausgetrieben. Hier lernt der reifende Jüngling, daß die höhere Bildung und Großartigkeit der Weltanschauung darin besteht, zu wissen, daß die Gesetze dazu da sind, um nicht gehalten zu werden, und daß man verstehn muß, aus ihrer schwankenden Anwendung sich selbst eine möglichst bequeme Stellung über den Köpfen der dummen Menge herauszuprakticiren. So wird durch die eximirte Rechtsstellung der Universitäten derselbe Geist feudaler Willkür gehegt und gepflegt, dem sie auch ihr Dasein verdankt.

Wie unnatürlich die Abnormität eines so schreienden Widerspruches der Praxis des öffentlichen Lebens in einem einzelnen Kreise mit der aller anderen ist, zeigt sich am deutlichsten in der krampfhaften Plötzlichkeit, mit der Jeder beim Eintritt und Austritt in und aus demselben sich anstrengen muß, ein anderer Mensch zu werden, sich wie in einen Kriegszustand aus der übrigen Welt herauszusetzen und dann endlich abgetrieben in dieselbe zurückzukehren. Der Knabe hat keine Verantwortlichkeit, dafür aber auch keine Freiheit. Der Mann soll für alles einstehn, was er thut, dafür aber auch in allem Thun

*) Der Verfasser wird uns die Erinnerung gestatten, daß die seinen Behauptungen zu Grunde liegende Regel mehr als eine Ausnahme zeigte, auf welche mit Freude und Stolz zu blicken die Nation alle Ursache hat. D. Red.

sich selbst bestimmen können. Der Student wird zu der unsinnigen Prätension verführt, Beides vereinigen zu wollen, den Vortheil der Unzurechnungsfähigkeit und der Freiheit, die kindliche Naivetät des Spiels mit männlicher Würde selbständiger Stellung im Ernst des Lebens. Dafür wird durch die halb väterliche halb bürgerliche Rechtsstellung, die keins von Beiden recht ist, gesorgt, und diesen abscheulichen Zwitterzustand nennt man mit Pathos akademische Freiheit, ein trauriges Beispiel, wie unklar uns der Begriff der Freiheit im Ganzen noch ist. Mag dieser Mißstand in größeren Städten sich von selbst mehr abschleifen, so verdienen die kleinen Universitäten nicht minder Berücksichtigung und Befreiung von dem Unwesen, mit dem sie sonst unfehlbar selbst dem Untergange zugeführt werden; und das wäre sehr zu beklagen, da nur diese zerstreuten Musensitze es so vielen Unbemittelten möglich machen, in den Stand der wissenschaftlich Gebildeten einzutreten, der mehr als irgend ein anderer beständiger Erneuerung bedarf. Gerade die jungen Kräfte aber, die wir auf den kleinen Universitäten aus meist sehr bescheidenen Umgebungen in den Strudel der in einem geordneten Staate sonst undenkbaren Unabhängigkeit geschleudert sehen, sind es vor allen, die in der Entwickelung dadurch verdorben werden, daß sie sich an diesen Zustand gewöhnen und nachher als elende „Philister" in der ganzen langen Zeit der wahren männlichen Reife auf seine Unregelmäßigkeit als verlorenes Paradies mit ohnmächtiger Sehnsucht zurückblicken.

Die Bedeutung des Lautes in der Sprache.

Die Sinne führen uns in das ganze Gebiet der Außenwelt, das Auge in die Welt des Lichtes mit aller Herrlichkeit der Farben, das Ohr in die Welt der Töne und so die übrigen Sinne in die ihnen entsprechenden Gebiete. Die dadurch erhaltenen Eindrücke, die Anschauungen und Vorstellungen bleiben nicht unwirksam in uns; es prägt sich uns, wenn wir den äußern Eindrücken unsere Aufmerksamkeit zuwenden, nicht nur ein Bild derselben ein, so daß wir sie in späterer Zeit bei gegebener Gelegenheit wieder hervorrufen können, sondern die Lebenskraft, die Seele ist auch sofort thätig, in dem Körper eine solche Veränderung hervorzubringen, welche dem von außen kommenden Eindruck genau entspricht. Nicht blos wird die Außenwelt psychisch gemacht,

d. h. in die Seele aufgenommen und in Vorstellungen umgesetzt, sondern die Innenwelt wird auch somatisch gemacht, d. h. äußerlich an dem Körper dargestellt, was im Innern vorgeht. Die Seele kommt nicht nur dem von außen kommenden Eindrucke entgegen (denn wenn sie das nicht thut, nicht aufmerkt, kommt ja überhaupt kein Eindruck zum Bewußtsein, ist also gleichsam für die Seele überhaupt nicht vorhanden); sondern sie ruft auch in dem Körper wiederum solche Vorgänge hervor, welche zeigen, wie die Seele davon afficirt worden ist. Einige Beispiele werden dies klar machen. Wenn etwa die tiefe Dunkelheit, in der wir uns befinden, durch einen Lichtstrahl erhellt wird, so wenden wir ganz unwillkürlich das Auge nach dem leuchtenden Gegenstande hin; wir sehen nicht blos (passives Verhalten), sondern wir blicken hin (activ). Ebenso wenn in lautloser Stille plötzlich ein Ton vernehmbar wird, so hören wir nicht blos (passiv), sondern wir horchen (activ); die ganze Aufregung, die sich der Seele bemächtigt hat, prägt sich auch im Körper, in den Bewegungen des Auges und der Gesichtsmuskeln, in den Wendungen des Kopfes, in der Anspannung der Sehnen u. s. w. aus. Die thätig gewordene Seele setzt auch sofort den Körper in eine entsprechende Thätigkeit.

Diese Thätigkeit nun, insofern sie eine unbewußte ist, ist auch nicht von unserm freien Willen abhängig und ist daher auch in allen Menschen unter gleichen Umständen überall ein und dieselbe, daher denn auch Jedem sofort unmittelbar verständlich. Wir erinnern hier nur an die Symbolik der Mienen und Geberden, durch welche die innern Zustände äußerlich kund werden; sie sind symbolisch, d. h. sie haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den geistigen Zuständen, die sie ausdrücken sollen, und erwecken daher in demjenigen, der sie wahrnimmt, die entsprechenden Vorstellungen. Wir erkennen, um einige Beispiele anzuführen, sofort mit dem ersten Blicke, ob Einer in Zorn oder in Angst geräth. Der Zorn macht roth, die Angst blaß, ganz naturgemäß: der Zornige kämpft gegen etwas an, er möchte darüber herfallen und es vernichten; das Blut nun ist gleichsam der flüssige Leib und so strömt es denn mit Gewalt nach der Oberfläche des Körpers hin; man möchte „aus der Haut fahren", wie wir sehr bezeichnend sagen. Der Aengstliche dagegen möchte sich verstecken, um nicht gesehen zu werden; er möchte sich klein machen, um „in ein Mäuseloch zu kriechen"; ganz analog diesem Streben strömt nun auch das Blut von der Oberfläche des Körpers nach dem Innern; er wird blaß. Wer außer Fassung geräth, macht „ein langes Gesicht"; was er etwa in der Hand hält, läßt er fallen: natürlich, wo die Seele ihre Fassung verloren hat, verliert sie auch der Körper, die Muskeln werden schlaff, daher das lange Gesicht. Dagegen wer den in ihm aufsteigenden Zorn beherrschen will, runzelt die Stirn und preßt den Mund zusammen; er will seiner Empfindung gleichsam alle Aus-

gänge versperren und Jeder erkennt, was sich auf seinem Gesichte darstellt. Wer einen Entfernten zu sich bescheiden will, winkt mit der Hand; in dem Winken liegt Bewegung und Richtung angedeutet, und Keiner wird diesen Gestus mißverstehen.*) Wer dagegen die Faust mit dem Stocke erhebt, gibt deutlich genug zu erkennen, was er will, so daß selbst das Thier es versteht und sich womöglich davon macht. Der schleichende Gang mißfällt uns; wir wissen, auch der Neid, der Verrath schleicht, und so trauen wir keinem Schleicher etwas Gutes zu. Wer von einem großen Unglück betroffen wird, hebt ringend die Hände über den Kopf empor; hat nicht wirklich seine Lage Aehnlichkeit mit der desjenigen, der im Wasser versinkt und zu ertrinken droht? Wie das Wasser so geht das Unglück über den Menschen hinaus, und nach einem rettenden Anhaltspunkte haschend streckt er die Hände empor.

Wir werden sogleich sehen, daß diese Erscheinungen, die sich durch viele andere noch erweitern lassen, in engem Zusammenhange mit unserm Gegenstande stehen und zur Aufhellung desselben wesentlich beitragen. Als Resultat also halten wir fest, daß die Affectionen der Seele sofort auch in dem Körper ein Correlat, ein Entsprechendes in den Lebensäußerungen, in den Bewegungen finden und daß zwischen dem innern Vorgange und dem äußerlichen Ausdrucke desselben eine so entschiedene Verwandtschaft oder Aehnlichkeit besteht, daß wir in dem letztern sofort den erstern wiederfinden.

Gehen wir jetzt zum Laute über. Der Laut ist in der ganzen Natur von der größten Bedeutung. Er wird bekanntlich hervorgebracht durch die Schwingungen, in welche die Theile eines Körpers gebracht werden; diese Schwingungen theilen sich der Luft mit, setzen diese in wellenförmige Bewegungen, und diese dringen nun in das Ohr, wo sie die Gehörsnerven afficiren. Wie die Gehörsnerven am tiefsten, gleichsam hinter festen Bollwerken verschanzt, in dem Kopfe liegen, so ist auch das Gehör der tiefste, innerlichste Sinn. Das Auge offenbart nur die Oberfläche der Gegenstände, lehrt uns nur, was sie zu sein scheinen; das Ohr dagegen, welches den aus dem Innern hervorquellenden Ton der Dinge vernimmt, läßt uns erkennen, was in ihnen geschieht, lehrt uns, was sie sind. Das eigentliche innere Wesen eines Dinges spricht sich am meisten und reinsten aus in dem Laut, Ton, Klang, Schall, oder wie wir es sonst immer nennen mögen. Das Auge täuscht leicht; das Ohr aber lehrt uns leicht das Volle von dem Leeren, das Feste von dem Losen, das innerlich Regelmäßige von dem Unregelmäßigen unterscheiden. Am Klange erkennen wir das falsche Geldstück leicht, so täuschend sein Aussehen auch sein mag.

Klarer noch tritt uns die Bedeutsamkeit des Lautes entgegen, wenn wir

*) Dagegen ist zu bemerken, daß man im Orient mit der Hand von sich ab winkt, wenn man Jemand zu sich heranzuwinken wünscht. D. Red.

die Töne beachten, die von den Thieren hervorgebracht werden. Je eintöniger die Laute sind, die ein Thier hervorzubringen vermag, desto geringer ist sicherlich auch der Umfang der Empfindungen, deren es fähig ist, und umgekehrt. Bekanntlich vermag von allen Hausthieren keines seine Stimme in so mannigfacher Weise zu moduliren als der Hund; an seinem Bellen, Knurren, Heulen, Winseln u. s. w. und den verschiedenen Tonarten, worin es geschieht, erkennen wir leicht, wie wechselnd seine Empfindungen sind; er besitzt eine feinere Unterscheidungsgabe, als irgend ein anderes Thier, und darum steht keins dem Menschen so nahe, keins begleitet ihn so durch alle Zonen vom glühenden Sande der Wüste bis zum starrenden Eise des Nordens als gerade der Hund. Der feurige Muth des Rosses spricht sich deutlich genug aus in seinen heftigen, brausenden, tief aus der Brust kommenden Tönen, in seinem Wiehern und Schnauben; und so ist denn auch das muthige Roß von jeher des Menschen treuer Gefährte auf dem blutigen Schlachtfelde gewesen. Dagegen das sanfte, geduldige, hülflose Wesen des Schafes offenbart sich deutlich genug in seinem monotonen Blöken; ebenso deutet der tiefe, meist sich gleichbleibende Ton des Rindes darauf hin, daß seine Natur ruhig, zu sklavischem Dienste bestimmt, zu Opfer und Hingabe geschaffen ist, und so muß es denn von seiner Geburt an bis zu seinem gewaltsamen Tode unter dem Beil des Metzgers sich in Allem dem Dienste des Menschen weihen. Wie sehr die Stimme der Thiere ihrem Wesen entspricht, erkennen wir sofort, wenn wir uns einmal vorstellen, ein Pferd solle etwa blöken wie ein Schaf oder eine Kuh brüllen wie ein Löwe. Wie ungereimt dieses wäre, erkennen oder vielmehr fühlen wir sofort. Ein blökendes Pferd ist kein Pferd mehr; soll es bleiben, was es ist, so muß es wiehern.

Am mächtigsten zeigt sich das Wesen des Lautes, des Tones bei der menschlichen Stimme: der Laut der Stimme läßt am besten die Beschaffenheit des Innern, die „Stimmung" erkennen und wirkt hinwiederum am unmittelbarsten auf das Innere, die Stimmung des Hörenden. Ich spreche hier nur von dem Laute als solchen, von dem Klange und sehe noch völlig von der durch ihn getragenen Vorstellung ab. Wie mächtig ist nicht der Zauber einer schönen, klangvollen Stimme, selbst wenn wir die Worte nicht verstehen! Welche wunderbaren Wirkungen weiß nicht der Redner, der Schauspieler in uns durch die Gewalt des Lautes hervorzubringen — denn daß es keineswegs die Vorstellungen allein sind, die uns bewegen, ergibt sich sogleich ganz deutlich, wenn dasselbe Stück ohne Aufbietung solcher Tonmittel, gleichgiltig und nachlässig vorgetragen wird. Darauf beruht auch die Wirkung der Musik, namentlich des Gesanges, der ja das menschliche Gemüth auf die wunderbarste Weise zu ergreifen vermag. Bekannt ist die Erzählung von dem alten nordischen Sänger, der am Hofe des Norwegerkönigs Olaf erschien: zuerst sang er lustige

Weisen, so daß die eben gewiß sonst nicht sehr empfindsamen Krieger, die am Königsmahle theilnahmen, in die heiterste Lust, in die ausgelassenste Fröhlichkeit versetzt wurden. Dann stimmte er einen ernsten, traurigen, klagenden Ton an, und bald sah man die Helden in Thränen ausbrechen, schluchzen und weinen. Und wiederum griff der Skalde in die Saiten und begann ein feuriges, wildes Lied, und sofort faßte die Recken wilde Kampflust, sie griffen zu den Waffen, und es hallte der Saal wieder von dem Geklirr der Schwerter und den Schlägen der Streitärzte. Es war gewiß ebenso sehr der Klang der Lieder als ihr Inhalt, der die wilden Krieger zu diesem bunten Wechsel der Gefühle hinriß. Aehnliches wird von einem arabischen Sänger berichtet, der am Kaliphenhofe zu Bagdad erschien.

Es ist etwas Wunderbares um die menschliche Stimme. Sie ist in ihrem Ursprunge eine Bewegung, insofern sie nämlich ausgeht von den in Bewegung gesetzten Stimmbändern des Kehlkopfes. Aber während alle übrigen Körperbewegungen unmittelbar an uns in den betreffenden Körpertheilen vor sich gehen ohne fremde Vermittelung, werden diese Schwingungen hervorgebracht durch ein uns ursprünglich Fremdes, durch die eingeathmete Luft, die mit größerer oder geringerer Kraft durch die Stimmritze getrieben wird. Durch eben diese Luft wird nun auch diese Bewegung fortgepflanzt, also einem uns fremden Elemente übergeben und somit außer unserer Gewalt gebracht. Ein uns entschlüpfter Laut, ein einmal gesprochenes Wort steht nicht mehr in unserm Bereich, es ist unwiederbringlich. Die Luft ist zum leiblichen Leben und seiner Entwicklung ebenso nothwendig, als das Wort zum geistigen Leben; die Luft strömt ein und aus, wie die Worte kommen und gehen. Alles was irdisch ist, kann in letzter Potenz in luftförmigen Zustand versetzt werden, und in ähnlicher Weise wird Alles, was geistig ist oder in dem Geist als Vorstellung oder Empfindung aufgenommen ist, wieder zum Wort. Die Luft ist das mächtigste und verbreitetste Element, zugleich das feinste und durchdringendste, und das Wort wiederum beherrscht die Welt; es erregt die Stürme in der Menschenbrust und Menschenwelt und besänftigt und stillt sie wieder.

Wir haben guten Grund anzunehmen, daß der im Munde des Menschen zum Worte geformte Laut ursprünglich ein Symbol der Vorstellung gewesen ist.

Auch der Laut ist eine Bewegung, gleichsam eine Geberde. Er wird, wie oben bemerkt wurde, im Kehlkopfe hervorgebracht. Am obern Ende desselben befinden sich zwei elastische Bänder, die Stimmbänder, die durch eine Spalte, die Stimmritze von einander getrennt sind. Die Stimmbänder können vermittelst besonderer Muskeln mehr oder weniger angespannt, die Stimmritze kann verengt und erweitert werden. Sind nun die Stimmbänder nicht gespannt, so gleitet die Luft aus der Luftröhre an ihnen vorbei, ohne sie in Schwingung

zu versetzen. Dadurch entsteht ein Hauch, der also völlig tonlos ist. Sind aber die Stimmbänder gespannt, so setzt die durchströmende Luft sie in Schwingungen, deren Kraft und Höhe sich nach dem Grade der Spannung und der größeren oder geringeren Gewalt richtet, mit der die Luft durch sie hindurchgestoßen wird. Der auf diese Weise gebildete Ton, die Stimme, wird dann in der Mundhöhle durch die Sprachorgane geformt, er wird zum Vocale der also seiner Natur nach tönend ist. Die Consonanten, die aus dem durch die Sprachorgane geformten Hauche bestehen, sind an und für sich tonlos oder stumm.

Diese Sprachlaute nun besitzen im Großen und Ganzen noch jetzt eine symbolische Kraft, und in dieser Thatsache liegt der Beweis, daß in der ursprünglichen Sprache (oder den ursprünglichen Sprachen. D. Red.) die Symbolik der Laute, oder vielmehr der aus ihnen zusammengesetzten Worte eine ganz durchgreifende gewesen ist. So sehr auch der denkende Geist im Laufe der Zeit die Sprache zu seinem willenlosen Werkzeug gemacht hat, so viel scheinbare Willkür auch darin herrschen mag, so macht sich doch, zumal in den Stammsprachen, in denen sich natürlicher Weise ein viel lebendigeres Sprachgefühl erhalten hat, als in den secundären Sprachen, diese Symbolik noch in sehr fühlbarer Weise geltend. Um dieses nachzuweisen, müssen wir die einzelnen Sprachlaute etwas näher betrachten und ihre Charakteristik geben.

Der Vocal überhaupt entspricht der bloßen Empfindung, dem Gefühl; der Ton der Stimme entspricht der „Stimmung" des Gemüths. Je höher die Kraft ist, mit der die Stimmbänder angespannt werden, die Luft durchgetrieben wird, je größer also die innere Erregung ist, desto höher und lauter wird der Ton und umgekehrt. Die Verschiedenheit der Vocale wird lediglich durch die verschiedene Gestaltung der Mundhöhle bedingt. Sprechen wir die Vocale in der Reihenfolge i e a o u aus, so finden wir bei einiger Aufmerksamkeit leicht, daß dabei die Zunge immer weiter zurückgezogen, dagegen die Lippen immer weiter vorgeschoben werden; bei i ist also die Mundhöhle am kleinsten, bei u am größten, also auch die schwingende Luftsäule dort am kleinsten, hier am größten; also ist i der höchste, u der tiefste Vocal, gerade wie etwa beim Clavier die höchsten Töne von den kürzesten Saiten, die tiefsten von den längsten hervorgebracht werden. Sprechen wir die Vocale in der Reihenfolge a e i o u, so stellt sich wiederum leicht heraus, daß die äußere Mundöffnung, die Entfernung der Lippen, fortwährend kleiner wird; bei a ist sie am größten, bei u am kleinsten. Die Hauptvocale sind a i u. Sehen wir jene beiden Reihenfolgen an, so finden wir, daß e und o allemal zwischen zwei andern stehen; sie sind auch in der That durch Trübung und Vermischung entstanden; e liegt zwischen a und i, o zwischen a und u. Das a klingt hervor, wenn die Stimme durch die natürlich, ohne allen Zwang geöffnete Mundhöhle hindurch-

strömt. A ist der reinste, schönste, tonhafteste Vocal, der erste reine Laut des Kindes; das i liegt dem Gaumen, das u den Lippen näher, letztere haben also schon etwas Consonantisches an sich und verdichten sich auch am ersten zu consonantischen Lauten, zu den Halbvocalen j und w. Die Vocale nun entsprechen besonderen Empfindungen und bei ihrer Charakterisirung müssen wir von den reinen Empfindungslauten ausgehen. Was Heyse in seinem „System der Sprachwissenschaft" über das Charakteristische der Vocale sagt, ist so treffend, daß wir seine Worte unverändert folgen lassen wollen.

„Da die Vocale erst in den, durch äußern Sinneseindruck erregten Empfindungslauten rein und specifisch gesondert auftreten, so können sie auch vorzugsweise nur als Ausdruck solcher Empfindungen charakterisirt werden, welche durch objective Sinneswahrnehmung geweckt werden.

Das a ist im Allgemeinen der Ausdruck des gleichschwebenden, klaren, sanften Gefühles, der ruhigen Anschauung, der Betrachtung (ah!), aber auch des dummen Gaffens. In jedem Falle drückt es ein mehr ruhiges, passives Verhalten des Gemüthes aus, das sich nur im Allgemeinen als empfänglich für die Sinneseindrücke zeigt. Es hat von allen Vocalen am meisten den Charakter der Objectivität.

Das u, der äußerste, tiefste Vocal, drückt die Empfindung des Widerstrebens, der Abwehr, Furcht, Grausen, Entsetzen aus (hu!), also eine negative, abstoßende Richtung des Subjects gegen die Objecte seiner Wahrnehmung; daher auch objectiv das dieser Empfindung Analoge oder dieselbe Erregende: das Stumpfe, Dumpfe, Dunkele, Schauerliche, Furchtbare u. s. w.

Das i im Gegentheil, der innerste und höchste Vocal, drückt die Empfindung des Verlangens, der Liebe aus, gleichsam das Insichziehen des sinnlichen Eindrucks, das Assimiliren des Wahrgenommenen, überhaupt jede innige, intensive Empfindung; daher auch, zum Ausdruck des Objectiven verwendet, analoger Weise: Intensität der Kraft oder Bewegung, das in sich Concentrirte, das Spitze, Fliehende, Durchdringende, Blitzende u. s. w.

Das o als Mittellaut zwischen a und u vereinigt beider Charakter in sich. Die ruhige Klarheit, das passive Betrachten wird zu einer lebhafteren Empfindung gesteigert, die aber nicht die der Innigkeit und Sehnsucht ist, sondern des Staunens vor dem Hohen, Großen, Vollen u. s. w. Der Gegenstand, welcher die Empfindung erregt, wird außerhalb des Individuums gehalten, nicht demselben assimilirt (wie in dem i), aber auch nicht von demselben abgestoßen, wie in dem u.

Das e ist der charakterloseste und tonloseste Vocal. Er hat als Empfindungslaut die geringste Bedeutung, greift dagegen in der Sprache immer mehr um sich und drängt sich an die Stelle der tonhafteren, empfindungsvolleren Vocale, je mehr die Sprache Verstandessprache wird (wie im Neu-

hochdeutschen). Er ist der völlig indifferente, neutrale Vocal, farblos wie das Wasser und nur als das flüssige Element der Aussprache und Verflößung der Consonanten dienend. Es spricht sich darin die Stimmung der leidenschaftlosen, verständigen Rede, des gleichgiltigen, kalten Ernstes aus." So weit Heyse.

In der ausgebildeten Sprache verlieren allerdings die Vocale ihre selbständige Geltung; sie werden am Ende in ganz willkürlicher Weise gebraucht, und bei ihrem schwankenden, unbestimmten Wesen gehen sie leicht in einander über oder wechseln (singe, sang, gesungen!), während die Consonanten unverändert bleiben. Die Consonanten gehören dem unterscheidenden Bewußtsein, dem klaren Verstande, dem denkenden Geiste an. Sie erfordern zu ihrer Erzeugung eine viel größere bewußte Thätigkeit als die Vocale; Kinder bringen ziemlich früh reine vocalische Laute hervor, aber es dauert geraume Zeit und erfordert Uebung, die sämmtlichen Consonanten auszusprechen, ebenso verliert der Mensch bei schwindendem Bewußtsein leicht die Fähigkeit, scharf gesonderte Consonanten hervorzubringen: der Trunkene lallt nur noch; darin zeigt sich deutlich genug die enge Verbindung, in der der denkende Verstand mit der Erzeugung der Consonanten steht. Sie werden hervorgebracht durch das Gegeneinanderstemmen der Sprachorgane, die allemal je zwei dabei betheiligt sind. Es sind nämlich Ober- und Unterlippe, Vorderzunge und Zähne und Hinterzunge und Gaumen. (Von den Gurgellauten einzelner Sprachen sehen wir hier ab.) So entstehen die drei Consonantenreihen der Lippen-, Zahn- oder Zungen- und der Gaumenlaute. Während die Vocale schwankend ineinanderlaufen, wie ja auch die Gefühle schwankend und unbegrenzt sind, dienen die Consonanten dazu, die Laute zu gliedern und zu sondern und dem flüssigen Elemente der Vocale Schranken zu setzen.

Es ist allerdings außerordentlich schwer, die Consonanten zu charakterisiren, weil die Urbedeutung der Wörter schwer, oft gar nicht zu ermitteln und in den abgeleiteten Bedeutungen natürlich die Natur der Consonanten nicht mehr zu erkennen ist. Indeß Einiges, was auf der Hand liegt, wollen wir doch anführen.

Bemerkenswerth ist zunächst, daß durchweg der Name der Sprachorgane durch die Laute gebildet ist, die mit ihrer Hülfe gebildet werden, vgl. Kehle, guttur, Gaumen, Zunge, Zahn, dens, Lippe, labium, Mund, Nase, nasus, u. s. w. Das ist gewiß nicht zufällig. Bei den Zungenlauten (d, t, z.) wird die Zunge vorwärts an die Zähne geschoben, sie zeigt gleichsam vorwärts, daher beginnen die Wörter für die zweite angeredete Person, du, tu, dein, ferner der, dieser, tantus, talis, τοῖος, also die Demonstrativa, sodann die Verba, die ein Deuten, Zeigen, Hinweisen bezeichnen, δείκω, dico, do, δίδωμι, auch digitus u. s. w. oft mit Zungenlauten. Die Bildung des l entspricht, wie dieses schon dem Plato auffiel, einer leisen, linden Bewegung, während das r

eine raschere, lautere Bewegung bezeichnet, daher rollen, rinnen, rauschen, reiben, reiten, ritzen, rund, Rad, rota, ruo. Auch w dient zum Ausdruck einer Bewegung, aber einer solchen, die der weichen, gehauchten Natur des w entspricht, daher Wogen, wallen, wehen, wälzen, Wind, Wasser, volare, volvere, via, Welle. Bei m werden die Lippen geschlossen, der Laut soll gleichsam nach Innen gedrängt werden; daher verbindet er sich gern mit der Vorstellung des Geheimnißvollen, Versteckten: murren, munkeln, vermummen, murmeln, Maus, mutus, mysterium, μυέω (in die Mysterien einweihen), μύζω und μνάω, μῦθος u. s. w., wobei überall die Verbindung mit dem dumpfen u und v in die Augen fällt. Ferner drückt das Schließen der Lippen sehr treffend das Zurückbeziehen auf das redende Subject aus, woher es sich erklärt, daß die Casus obliqui der ersten Person und das entsprechende Possessivum fast in allen Sprachen mit m gebildet werden: mein, meus, ἐμός, mir, mich, ἐμοῦ, ἐμοῖ, me, u. s. w. Auch geistige Thätigkeit wird durch m bezeichnet: meinen, mahnen, monere, memini, mens, μιμνήσκω etc.

In ähnlicher Weise könnten wir die übrigen Consonanten durchgehen, doch würde dies zu weit führen: das Gesagte wird hinreichen, dem Leser wenigstens einigermaßen einen Begriff von der Symbolik der Sprachlaute zu geben und es zur Klarheit zu bringen oder doch zum mindesten ahnen zu lassen, daß in der ursprünglichen Sprache keine Willkür, sondern Naturnothwendigkeit geherrscht hat, daß also die Wörter der Ursprache (Ursprachen der Racen. D. Red.) gerade so lauten mußten, wie sie eben lauteten, und daß in den Stammsprachen sich noch allerlei, wenngleich sehr verdunkelte Anklänge an diese wunderbare Lautsymbolik erhalten haben.

Die Ursprache existirt nicht mehr; statt der einen Sprache der geschichtlichen Menschheit finden sich jetzt zahllose Völkersprachen, die auf den ersten Blick nichts mit einander gemein zu haben scheinen. Die vergleichende Sprachforschung, diese jüngste Schwester in dem ehrwürdigen Kreise der Wissenschaften, hat nun die Verwandtschaft vieler, höchst verschieden klingender Sprachen evident dargethan: so erfüllt beispielsweise der indogermanische Sprachstamm fast den ganzen Raum vom Ganges bis zum atlantischen Ocean, und es ergibt sich mit zweifelloser Gewißheit, daß Inder, Perser, Slaven, Germanen, Kelten, Griechen, Römer u. s. w. stammverwandt sind, d. h. ursprünglich vor Jahrtausenden zu einem einzigen Stamme gehörten; ihre Sprachen sind aus einer gemeinsamen Wurzel entsprossen. Wenn wir auch von der babylonischen Sprachverwirrung absehen, die nebenbei bemerkt gewiß nicht eine neue Schöpfung wildfremder Sprachen, sondern gerade, was das Wort sagt, eine Verwirrung, Confusion der einen Ursprache bezeichnen soll, so mußten sich doch bei der Fortentwickelung des Menschengeschlechtes oder Menschenvolkes zu einer Reihe von getrennten Stämmen und Völkern auch eine Reihe verschiedener Sprachen entwickeln. Und

zwar mußte diese Entwickelung in der Weise vor sich gehen, wie sie durch die Naturanlage des Volkes, sowie durch die äußerlichen Bedingungen seiner Existenz, Wohnsitze, Klima, Lebensweise u. s. w. vorgeschrieben wurde. Allein für diese spätere Zeit, wo sich der naturnothwendige Zusammenhang zwischen dem lautlichen Ausdruck und der auszudrückenden Vorstellung mehr und mehr gelöst hatte, ist dem freien Menschengeiste, dem die Sprache zu seinen vernünftigen Zwecken diente, eine bedeutende Einwirkung zuzuschreiben. Der Geist schaltet frei mit dem Sprachmaterial, aber doch nicht so willkürlich, daß sich nicht doch noch, wie wir sahen, Reste der ursprünglichen Bedeutsamkeit erhalten hätten.

Aus der Art und Weise aber, wie das einzelne Volk mit dem Sprachmaterial verfahren ist, läßt sich ein bedeutsamer Rückschluß auf den Geist des Volkes machen. Sprechen ist lautes Denken; wie ein Volk spricht, so denkt es auch, und mit Recht nennt man die Sprache ein getreues Abbild des Volksgeistes. In der Regel denkt man bei dieser Behauptung nur an die begriffliche Seite der Sprache, und diese ist in der That auch vor Allem wichtig in dieser Beziehung. Daß indeß auch die lautliche, die phonetische Seite von großer Bedeutung sei, wird nach dem vorher Gesagten nicht mehr zweifelhaft sein. Diese wollen wir nunmehr bei einigen concreten Sprachen etwas genauer ins Auge fassen und das Charakteristische daran hervorheben.

In den ältern Sprachen herrscht durchaus der Vocalismus vor; nicht blos die Stammsilben, auch die Endungen sind voll und tönend, die ganze Sprache klangreich, ganz entsprechend der größern sinnlichen Empfänglichkeit, der innigen Hingabe der jugendlichen Naturvölker an die sinnlichen Eindrücke. Keine Sprache vermag uns in dem Laufe ihrer Entwickelung so interessante Beispiele zu geben, als gerade die deutsche. Vergleichen wir die alten Entwickelungsstufen derselben mit unserem Neuhochdeutschen, so springt die sinnliche Tonfülle jener sofort in die Augen. Wir nennen beispielsweise nur den Anfang des gothischen Vaterunsers: Atta unsar thu in himinam, veihnai namo thein, quimai thiudinassus theins u. s. w. Oder vergleichen wir einen Vers der alten Edda mit der Uebersetzung Simrocks:

Sol tekr sortna, sigr fold i mar,
hverfa af himni heidar stiörnor,
geisar einir vid aldurnara,
leikr har hiti vid himin sialfan.
Schwarz war die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,
Vom Himmel fallen die heitern Sterne,
Gluthwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe beleckt den Himmel.

Oder endlich einige Verse aus dem Heliand, dem herrlichen altsächsischen Liede vom Leben Jesu:

Warth eft lioth cuman	War wieder Licht gekommen,
moragan te mannon,	Der Morgen zu den Menschen;
mahtigan crist	Den mächtigen Christ
gruottun is jungron.	Grüßten seine Jünger.

Wie voll und mächtig erklingen diese Laute gegenüber unserm abgeschwächten Hochdeutschen! Wir erkennen in diesen markigen Tönen das lebendig empfindende Jünglingsalter unseres Volkes, während die Tonlosigkeit, zumal der Endungen, in unserer heutigen Sprache auf das reflectirende Mannesalter hinweist.

Wie es mit der deutschen Sprache hinsichtlich ihrer vocalischen Entwickelung gegangen ist, so ähnlich mit den übrigen Stammsprachen. So klingt bekanntlich das Griechische in den homerischen Versen weit volltönender, reicher, zum Theil auch weicher als in der spätern attischen Sprache.

Interessant ist es, einen Blick auf das Verhältniß der Consonanten zu den Vocalen in den einzelnen Sprachen zu werfen; eine in dieser Beziehung angestellte Vergleichung führt zu charakteristischen Resultaten. Da die Vocale der Empfindung, die Consonanten dem Verstande angehören, so läßt sich der Schluß ziehen, daß der größere Reichthum in der einen oder andern Beziehung auf das Vorwiegen entweder des Gefühles oder des Verstandes in einem Volke hindeutet. Hier legt nun die deutsche Sprache ein eigenthümliches Zeugniß für die Deutschen ab. Im Deutschen verhalten sich die Vocale zu den Consonanten wie 5 zu 9, so daß also fast doppelt so viele Consonanten als Vocale verwandt werden. Unter den Consonanten hat das dumpfe n ein entschiedenes Uebergewicht und unter den Vocalen das tonlose e; dieses kommt ungefähr ebenso oft vor, als alle übrigen Vocale zusammen: unter hundert vocalischen Lauten befinden sich nämlich 43 e, 23 Diphthonge, 10 i, 10 u, 9 a und 5 o. Auch die Hauchlaute h und ch finden sich verhältnißmäßig häufig und deuten darauf hin, daß der deutsche Charakter tiefinnerlich und leidenschaftlicher ist, als z. B. der italienische, da das Italienische dieselben fast entbehrt. (Daß der Hauch eine lebendigere Empfindung, lebhaftere Aufregung ausdrückt, ergibt sich leicht, wenn wir die Empfindungslaute ah mit ha und uh mit hu! vergleichen.) Die deutsche Sprache ist durchaus nicht bestrebt, Härten und Mißklänge zu vermeiden; ein Modificiren und Assimiliren der Laute kennt sie fast nicht; sie nimmt sie, wie sie sie vorfindet und läßt sich so zu sagen Alles von ihnen gefallen. Daher kommen denn auch Bildungen vor, die in andern Sprachen unerträglich hart und steif klingen würden, wie Pfropfreis, Rechtspflege, Spreizsprung, Volkskraft. Die Sprache ergibt sich in solche Mißklänge, wie das Volk sich bisher schließlich in so Vieles ergab, getreu dem sehr bezeichnenden Sprichwort: Was man nicht kann ändern, muß man lassen schlendern.

Ganz andere Verhältnisse zeigen die beiden antiken Sprachen. Die wohlklingendste von allen Sprachen überhaupt ist die griechische. Unter 100 Lauten sind im Griechischen 46 Vocale; unter ihnen herrschen (im attischen Dialekte) die leichteren ε und ο und unter den Consonanten die härtern κ, π, τ entschieden vor. Außerdem accommodiren und assimiliren sich die Laute, so daß die harten zu den harten, die weichen zu den weichen und die gehauchten wiederum sich zu ihres Gleichen gesellen. Stammsilbe und Endung verbinden sich überall auf eine höchst geschmeidige Weise; wo eine Härte entstehen könnte, schiebt sich sofort ein Bindevocal ein. Ganz so wie die Sprache an Formenschönheit unübertroffen dasteht, so zeichnen auch die Griechen vor allen Völkern sich durch feinen Formensinn und ein lebendiges Kunstgefühl aus; ihre Kunstschöpfungen sind so maßgebend, daß selbst unsere Zeit bei ihnen noch in die Schule geht. Wie die Sprache geschmeidig und beweglich ist, so waren auch die Griechen das geschmeidigste und beweglichste Volk der alten Welt.

Das Lateinische dagegen zeichnet sich durch das Festhalten der vollen Vocale a, i, u aus und hat dadurch einen vollen kräftigen Klang, ruhigen Ernst und eine gewisse feierliche Würde behalten. Unter 100 Lauten sind etwa 44 Vocale, und diese wechseln fast gleichmäßig mit einander ab. Gleich die 3 ersten Wörter der Aeneis zeigen alle 5 Vocale: arma virumque cano. Unter den Consonanten kommen die weichern b, d, g, f, l verhältnißmäßig seltener vor, am meisten t, r und s, dann m, n und c. Die dritte Person Singular und Plural beim Verbum schließt überall mit t, im Passiv mit tur, was beides höchst energisch klingt, und die so oft vorkommenden Schlußsilben tus und tum haben auch etwas sehr Entschiedenes an sich. Der Römer trachtete weniger nach feinem Wohllaut und leichtem Fluß der Rede, als nach energischem Ausdruck und Fülle des Tones. Sie haben mit echt römischer constantia an den alten Lautgesetzen festgehalten, und den Beherrschern der Welt geziemte auch eine Sprache, die schon durch ihren Klang Achtung einflößte.

Unter den neuern europäischen Sprachen ist das Italienische wohl unbestritten die wohlklingendste. Hier finden sich auf 10 Vocale 11 bis 12 Consonanten und unter den letztern herrschen die liquiden l m n r und s am meisten vor; die Vocale a e i o kommen alle ungefähr gleich oft vor; u seltener. Schon hieraus ist der weiche, klangvolle Charakter der Sprache ersichtlich, zugleich aber auch eine gewisse Verschwommenheit und Zerflossenheit derselben. Mit dieser Eigenthümlichkeit ihres Idioms steht im engsten Zusammenhange die Neigung der Italiener, ihren Gedanken und Gefühlen in wortreichen Reden oder in lautem Gesange einen Ausdruck zu geben. Es ist gleichsam die Musik der sprachlichen Töne, die sie dazu verführt. Daher wird denn auch in den Schulen hauptsächlich eine rhetorische Ausbildung der Zöglinge erstrebt, und die Italiener selber sind so wort- und phrasenreich, wie

kaum irgend ein anderes Volk. Schwerlich hat jemals ein Volksführer so viele Ansprachen und Proclamationen erlassen, als in unsern Tagen Garibaldi; aber er bewährt sich in dieser Wortfülle als echten Italiener, und die wortkargen Deutschen, die etwa diese überschwänglichen Redereien belächeln, vergessen, daß sie in ihm keinen Landsmann vor sich haben.

Das Französische ist hauptsächlich gesellige Umgangssprache; der Franzose plaudert und schwatzt gern und viel und rasch, und diesem Bedürfniß hat sich denn auch die Sprache anpassen müssen. Der lautliche Ausdruck der gegenwärtig gesprochenen Sprache hat sich wesentlich von dem der früheren entfernt; daher der große Unterschied zwischen dem geschriebenen und gesprochenen Worte; jenes hat durchweg viel mehr consonantische Laute als dieses und das unbetonte e ist völlig stumm geworden. Das Verhältniß der hörbaren Consonanten zu den hörbaren Vocalen ist etwa wie 10 zu 7; die Sprache ist also vocalischer als die deutsche. Der Verstand allein herrscht in ihr vor; der Franzose drängt beim Sprechen so sehr zur Eile, daß er Alles, was nicht zum Verständniß unbedingt nothwendig ist, ohne Weiteres fortläßt. Daher kommt es auch, daß der Accent durchweg auf der letzten Silbe liegt, wodurch natürlich ein rascherer Fluß der Rede hervorgebracht wird, ganz dem unruhigen, beweglichen, raschen Wesen der Franzosen entsprechend.

Umgekehrt ziehen die Engländer den Ton möglichst weit von der Endung zurück und lassen die Schlußsilben tonlos fallen. Da sie den Mund nicht recht aufthun oder vielmehr nicht recht aufthun wollen, so werden die sprachlichen Laute gleichsam zurückgehalten, und daher sind die Vocale meist unrein und gequetscht. Die Flexions- und Bildungssilben hat die englische Sprache großentheils abgeworfen; nur die nackten Stämme stehen noch da, und dadurch hat sie eine lautliche Gedrängtheit und sinnliche Energie bekommen, wie sie keine andere europäische Sprache besitzt. Alle diese sprachlichen Eigenthümlichkeiten stimmen wiederum mit dem energischen und verschlossenen Wesen der Engländer völlig überein.

So viel von dem Charakter der besprochenen Sprachen hinsichtlich ihrer lautlichen Seite. Wir wollen nun zum Schluß noch einige Einzelheiten, concrete Fälle anführen, durch die das Gesagte anschaulicher wird. Wir müssen dabei natürlich von der Poesie ausgehen; denn, wie oben bemerkt, ist sie die Sprache des Gefühls, der Empfindung, und daher kommt in ihr auch der Laut wieder zu seinem Rechte, das die verstandesmäßige, nüchterne Prosa nicht anerkennt. In der Poesie ist bekanntlich die Harmonie zwischen dem Klange der Wörter und den damit bezeichneten Vorstellungen eines der wirksamsten Mittel, und bewußt oder unbewußt verwenden die Dichter dasselbe oft in ganz überraschender Weise. Wie klingt uns z. B. das brausende Tosen des angeschwollenen Stromes schon aus den bloßen Worten entgegen:

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort;

oder wie es gleich darauf heißt:

Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.

Wie unendlich verschieden dagegen ist Gedanke und Klang in Freiligraths Worten:

Fremdling, laß deine Stute grasen;
O zieh nicht weiter diese Nacht!
Dies ist die schönste der Oasen;
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Rasen
Wie zwischen schimmernden Topasen
Ein grüner glänzender Smaragd.

Die friedliche, anmuthige, einladende Stille der Oase klingt uns gleichsam schon aus den Worten entgegen, und an einem solchen Beispiele wird auch dem Unachtsamen leicht klar, wie wohl begründet das oben über den Charakter des a Gesagte ist. Man denke überall ein u statt eines a — und der Eindruck ist ein total verschiedener. Bekanntlich ist ai oder das gleichklingende ei ein Schmerzenslaut; nun lese man das Gebet Gretchens im Faust: Ach neige — du Schmerzensreiche u. s. w. und sehe, wie der Laut ei immer und immer darin wiederkehrt; sollte das ohne Bedeutung und Absicht sein? In Wilhelm Meisters Lehrjahren singen Mignon und der Harfenspieler ein Lied, das wir ganz mittheilen wollen:

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach! der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite!
Es schwindet mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß was ich leide.

Sehr treffend bemerkt über dieses Gedicht Poggel: „In den Reimklängen dieses Gedichtes, in den harten, abgebrochenen Lauten kennt, brennt u. s. w. und den weich und innig andringenden leide, Freude, Seite, Weite liegt etwas

mit dem Gefühl der Sehnsucht durchaus Analoges. Der erste Laut entspricht dem schneidenden Schmerze, welcher mit der lebendigen Vorstellung des unbefriedigten Verlangens verbunden ist, der zweite dem weichen und tiefen Anklange der sich immer wieder erzeugenden Sehnsucht. Indem nun diese zwei Klänge immer im höchsten Ictus der Strophe stehen und Gehör und Gefühl des Lesers auf sich hinziehen und mit steigender Heftigkeit durch seine Seele tönen, erhält das ganze Gedicht eine solche Eindringlichkeit, musikalische Kraft und Wahrheit, daß es sich uns unvertilgbar ins Gemüth prägt, wie der Klageton einer vor Sehnsucht sterbenden Liebe selbst."

Es ist einleuchtend, daß bei der Uebertragung solcher Stellen in eine andere Sprache die lautlichen Vorzüge meist ganz verloren gehen und daß schon deshalb ein gutes Originalstück von einer Uebersetzung schwerlich, vielleicht niemals ganz erreicht werden kann. Erst bei einer Vergleichung solcher Uebersetzungen mit dem Original kommen die Eigenthümlichkeiten des letztern zur klaren Anschauung. Wir wollen auch dieses an einigen Beispielen nachzuweisen versuchen.

Im Liede von der Glocke heißt es bei der Schilderung der Feuersbrunst:

Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth wie Blut
Ist der Himmel!
Das ist nicht des Tages Gluth!

A. Brochier übersetzt diese Stelle folgendermaßen:

Ecoutez, des tours les cloches gémissent!
Ah! c'est du beffroi
La lugubre voix;
Les cieux se rougissent
De couleur de sang,
Et non des feux du jour naissant.

Die wunderbar ergreifende Wirkung, die im Originale durch das wiederholte u, und die harten Consonanten hervorgebracht wird, geht in der sonst nicht schlechten Uebersetzung verloren. Ebendort heißt es an einer spätern Stelle:

Von dem Dome	De la tour sainte
Schwer und bang	En son grave et fort
Tönt die Glocke	La cloche tinte,
Grabgesang.	Un hymne de mort.

Den feierlichen Klang des a und o in Verbindung mit den dumpfen Nasenlauten hat Brochier in ein schwächliches Wimmern umgewandelt. In dieser Beziehung ist die Uebersetzung von Poyrelle, die sonst der erstern meistens

nachsteht, namentlich durch ihre Willkürlichkeit in Behandlung der Gedanken und des Versmaßes, jedenfalls besser gelungen:

Du dôme, triste, vibrante
La cloche à l'homme commande
Le chant de morts.

Allein auch hier vermissen wir die schweren Doppeltrochäen, die gleichsam den Doppelschwung der Glocke malen. Im „Erlkönig" flüstert die gespenstische Erscheinung dem bangen Knaben:

Du liebes Kind, komm', geh' mit mir,
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir.

Die Consonanten sind durchgehends weich, die Allitteration in „schöne Spiele spiel' ich" ist äußerst bezeichnend, vor Allem aber malt das überall vorherrschende i die Innigkeit und glühende Sehnsucht des Erlkönigs. Brochiers Uebersetzung lautete:

Charmant petit garçon, viens, oui viens avec moi;
J'ai de jolis joujoux; j'y jouerai avec toi.

Hinsichtlich der consonantischen Laute läßt sie gewiß nichts zu wünschen übrig; zumal das oft wiederholte dumpfe j gibt sehr gut das Flüstern wieder; aber die vocalischen Vorzüge sind völlig verloren. Selbst eine italienische Uebersetzung, die mir eben vorliegt, erreicht bei weitem nicht den wundersamen Wohlklang des deutschen Liedes:

Amabil fanciullo, deh! vieni con me!
Gran copia di doni hò in serbo per te.

Noch ein Beispiel wollen wir anführen, wo namentlich die harten consonantischen Laute von großer Wirkung sind; in „Winternacht" singt Lenau:

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fortgeschritten.

Die französische Uebersetzung lautet:

Tout se raîdit où l'air froid passe,
La neige craque et crie où je porte mes pas,
Et mon haleine fume et ma barbe est de glace:
Qu' importe voyageur, ne nous arrêtons pas.

Die consonantische Kraft ist offenbar nicht erreicht. Statt weiterer Vergleiche verweisen wir auf das „Studienbuch zum Vergleich der französischen und deutschen Sprache in Uebersetzungen gewählter Dichtungen der besten Classiker Deutschlands" von Al. Brochier. Hier bietet fast jede Seite Stoff zu sehr interessanten Vergleichen.

Doch wäre es falsch, wenn Jemand aus den angeführten Beispielen den

Schluß ziehen wollte, daß überall das Französische dem Deutschen nachstände; oft genug kann auch das Deutsche jenem nicht nachkommen. So singt Beranger in einem Liede:

Moi qui, même auprès des belles,
Voudrais vivre en passager,
Que je porte envie aux ailes
De l'oiseau vif et léger!
Combien d'espace il visite!
A voltiger tout l'invite:
L'air est doux, le ciel est beau.
Je volerais vite, vite, vite,
Si j'étais petit oiseau.

Ich möchte bezweifeln, daß es einem Uebersetzer gelingen würde, die Tonmalerei der zweiten Hälfte der Strophe wiederzugeben.

Gegen das Englische steht das Deutsche zurück hinsichtlich der Kraft und Energie des Ausdrucks; bei der außerordentlichen lautlichen Gedrängtheit desselben können viele Vorstellungen in verhältnißmäßig wenige Laute zusammengedrängt werden. Daher sind denn auch die Uebersetzungen englischer Dichtungen oft so hart und ungefüge im Deutschen. Wir verzichten darauf, hierzu Beispiele zu geben, um noch einen Blick auf die beiden alten Sprachen zu werfen.

Gegen diese steht das Deutsche vielfältig im Nachtheil. Weder den bezaubernden Wohlklang homerischer, noch die feierliche Würde virgilischer Hexameter vermögen wir in unserer Sprache wiederzugeben. Nur ein Beispiel. Berühmt ist der Vers der Odyssee, in welchem Homer die Qual des Sisyphos schildert, dem der auf den Berg gewälzte Stein immer wieder herab rollt:

αὖτις ἔπειτα πέδονδε κυλίνδετο λᾶας ἀναιδής.

Vielgerühmt ist auch die bekannte Uebersetzung von Voß:

Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

Vergleichen wir beide Verse, so tritt uns ein wesentlicher Unterschied in lautlicher Beziehung entgegen: Homers Vers ist außerordentlich leicht und weich; er malt die gleitende, leicht hüpfende Bewegung des Felsblocks, der mit dem Unglücklichen gleichsam spielt, seine Anstrengungen verhöhnt. Der Uebersetzer hat etwas hineingetragen, was im Originale gar nicht enthalten ist, nämlich ein polterndes Tosen des stürzenden Steines. Ist es nicht beinah, als ob schon in diesen beiden Versen Homer, der heitere Sohn des milden, schönen Kleinasiens, und Voß, der derbe Sproß des rauheren Nordens, ihr eigenes Land und Volk charakterisirten? Den bekannten virgilischen Vers:

Infandum, regina, jubes renovare dolorem,

der so voll und majestätisch, und dennoch wieder so weich und klagend klingt,

hat noch keine Uebersetzung erreicht. Ja selbst die Prosa bietet zuweilen gelungene Beispiele. Cicero schildert in seinem Buche über das Greisenalter das allmälige Hinschwinden desselben mit den Worten: sensim sine sensu senescit senectus; es ist unmöglich eine Uebersetzung zu finden, die die sanfte Alliteration, die in dem wiederholten s und den dumpfen Klang, der in dem u liegt, wiedergäbe.

Das Gesagte wird zu dem Beweise hinreichen, daß Laut und Begriff der Wörter sich keineswegs so fern stehen, als es im Allgemeinen den Anschein hat, ja daß wir allen Grund haben zu vermuthen, daß beide ursprünglich überall congruent gewesen sind. Ferner haben wir gesehen, daß je nach dem Charakter eines Volkes die lautlichen Verhältnisse sich anders gestalten und zwar so, daß in dem Charakter der Laute sich der des Volkes wiederspiegelt. Endlich fanden wir, daß in der Sprache des Gefühls, in der Poesie, die ursprüngliche Harmonie oft zur Geltung kommt, aber bei einer Uebertragung in eine andere Sprache in der Regel verloren geht.

Aus der Kanzlei eines Bischofs am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.

Das Formelbuch des Domherrn Arnold von Protzau; Namens des Vereins für Geschichte und Alterthümer Schlesiens herausgegeben von Dr. W. Wattenbach. Cod. dipl. Siles. V.

Es wäre vielleicht rathsam gewesen, zu verschweigen, daß es sich hier um einen Band eines Cod. dipl. handelt, um nicht Jemanden bei dem Gedanken erschrecken zu lassen, daß ihm hier eine Urkundensammlung zur dauernden Lectüre empfohlen werden solle. Gibt es doch noch genug Leser, die sich, wenn sie ein solches Buch nur nennen hören, eines Schauers von Langeweile nicht erwehren können, und die Jeden, der sich für ein solches wirklich interessirt, mit einem ähnlichen Gefühle scheuer Verwunderung betrachten, mit dem wir als Kinder begabtere Mitschüler Schieferstifte oder gar Glas verspeisen sahen, und die bei solchen eine absonderliche Organisation nicht weniger voraussetzen als bei denen, die den Messias ganz gelesen zu haben vorgeben, oder Raupachs

sämmtliche Hohenstaufen-Tragödien. Doch auch aufgeklärtere Naturen möchten leicht geneigt sein, die Besprechung eines solchen Buches auf die streng fachwissenschaftlichen Zeitschriften beschränkt wissen zu wollen. Solchen zur Beruhigung möge es vorausgeschickt sein, daß es sich hier nicht um eine eigentliche Urkundensammlung handelt, die auch der Historiker von Fach nur durchblättert, um hier und da ein Körnchen herauszulesen, sondern um eine jener seltenen, der Geschichtsforschung in ihrem Streben nach Vertiefung so willkommenen Publicationen, welche mit einem Male auf eine bisher dunkle Epoche ein helles Licht fallen lassen, und in deren reichem Nebeneinander sich leicht Züge von allgemeinerem Interesse finden lassen.

Das vorliegende Buch ist die Abschiedsgabe, welche der ebenso gelehrte als liebenswürdige Herausgeber vor seinem Abgange nach Heidelberg dem schlesischen Geschichtsvereine dargebracht hat, den er unter seiner Leitung so erfreulich emporblühen gesehen hat. Es behandelt vornehmlich die Zeit des Bischofs Heinrich 1301—19, reicht über die Sedisvacanz nach dessen Tode bis in die Zeit des durch seinen Streit mit König Johann von Böhmen bekannten Bischof Nanker hinein, welchem Letzteren es auch am 23. Mai 1332 überreicht wurde. Der Verfasser ist ein im bischöflichen Dienste namentlich als Hofrichter (während der Sedisvacanz sogar als Administrator) vielfach beschäftigter Geistlicher Namens Arnold v. Protzau. Das Werk ist ein Formelbuch, d. h. eine Sammlung von Documenten der verschiedensten Art, wie sie eben der Geschäftsgang in der bischöflichen Kanzlei hervorbrachte, zusammengetragen, um sie dann als Typen oder Formulare für ähnliche Fälle zu benutzen, weshalb auch größtentheils Namen und Datum weggelassen sind. Solche Formelbücher hat das Mittelalter in großer Anzahl hervorgebracht, und namentlich hat sich der Klerus ihrer bis in die neuere Zeit bedient, wie denn hier auch die grundsätzliche Stabilität in den Formen die Benutzung sehr alter Typen möglich machte. So kennen wir ein handschriftliches Formelbuch, welches der Bischof von Krakau am Ende des siebzehnten Jahrhunderts zusammenstellen ließ, und welches seine Typen zum Theile noch dem fünfzehnten Jahrhundert entnimmt.

Das vorliegende Buch hat seine hervorragende Bedeutung besonders nach drei Seiten hin. Zunächst insofern als es den Bischof Heinrich in einem wesentlich andern Lichte erblicken läßt als bisher, ein Resultat, um so wichtiger, als dieser Mann als Vormund der minderjährigen Söhne Heinrichs des Fünften eine Zeit lang der Regent des größten Theiles von Schlesien war. In der That stimmt der unermüdliche, rühmliche Eifer, mit dem ihn das vorliegende Buch an der Verbesserung der sehr gesunkenen Kirchenzucht arbeitend zeigt, sowie die Ordnung, welche die Organisation seiner Kanzlei noch für spätere Zeiten als Muster aufstellen ließ, zu der üblichen Vorstellung als eines

leichtsinnigen Verschwenders*) ebenso wenig wie die aus den breslauer Rechnungsbüchern entnommene Notiz, daß er die Burgen der Raubritter im Lande seiner Mündel zerstörte, vielmehr hat der Herausgeber sehr Recht (pag. VI.), die Unzufriedenheit über seine Strenge als den Hauptgrund jener gehässigen Beurtheilungen anzusehn.

Ferner aber verdanken wir unserm Werke auch ein deutliches und vollständiges Bild von dem Geschäftskreise einer bischöflichen Kanzlei. Dieser ist ein sehr umfassender, und es gibt in der That viel zu thun. Neben den mannigfachen Fällen, die das Gebiet der kirchlichen Disciplin betreffen, verursacht der Schutz des Diöcesanklerus überhaupt viel Arbeit und große Schwierigkeiten gegenüber dem gewaltthätigen und raublustigen Adel (die Fürsten obenan) wie den trotzigen Städtern, vor Allen auch wieder den Bürgern der nahen, vom Bischof unabhängigen und mächtigen Hauptstadt. Und dann die eigentlich episkopale Thätigkeit, die Aufsicht über das kirchliche Leben überhaupt. Da machen z. B. allerlei Ketzereien, die immer wieder auftreten, viel zu schaffen. Besonders in den Städten Breslau, Schweidnitz und Neiße grassiren sie; Bann und Interdict, selbst der Scheiterhaufen vermögen nicht davon zurückzuschrecken. Auch gilt es allerlei Nothständen durch öffentliche Gebete und Processionen zu begegnen, wobei nicht vergessen wird, den Diöcesanen bemerklich zu machen, daß derartige Calamitäten gemeiniglich eine Folge der Saumseligkeit in der Entrichtung des Zehnten seien (I, 103). Ein andres Mal handelt es sich um einen Brunnen, dem das Volk Wunderkräfte zuschreibt; das erscheint dem Bischof götzendienerisch und ketzerisch, selbst wenn neue Reliquien dort gefunden würden, dürften sie doch nicht ohne Billigung des Papstes verehrt werden (I, 100). Auch gegen die Juden zu kämpfen erschien als Pflicht des Bischofs; einer derselben, Salomo, hat es bis zum Hof- und Küchenmeister Herzogs Boleslaus gebracht, und es kostet große Mühe, ihn aus dieser Stellung zu verdrängen.

Andrerseits erzeugt das Verhältniß zum päpstlichen Stuhle und zu dessen Gesandten, den nirgends gern gesehenen Einsammlern des Peterspfennigs, sowie die Appellationen nach Avignon und an den Erzbischof von Gnesen, mit dem das Einvernehmen nie ein besonders gutes ist, mancherlei Verwickelungen; Bischof Heinrich selbst wird auf drei Jahre von seinem Amte suspendirt. Endlich ist noch eines Gebietes zu gedenken, auf dem, wie die zahlreichen Formeln zeigen, sehr viel zu thun ist, nämlich die Ehesachen. Hier handelt es sich bald darum, Ehen zu scheiden z. B. wegen zu naher Verwandtschaft (auch das Verhältniß der Pathenschaft gibt ein Ehehinderniß ab I. 22, 23), bald Ehe-

*) Dieselbe gründet sich übrigens auf die einzige Stelle in der Chron. princ. Polon. Stenzel, Script. rer. Siles. I. 125.

männer, die ihre Gattinnen verlassen, zur Erfüllung ihrer Pflicht zurückzuführen oder auch die Erfüllung eines Eheversprechens zu erzwingen. Ein Fall verdient besonders hervorgehoben zu werden. Dirsko hat eine gewisse Gernsa entführt und sich mit ihr vermählt; die Giltigkeit der Ehe wird angefochten, weil das Mädchen früher schon einem Andern verlobt gewesen sei, doch nachdem sich herausgestellt, daß diese Verlobung erfolgt war, ehe Gernsa das 10. Jahr erreicht, entscheidet sich der Bischof für die Giltigkeit der Ehe mit Dirsko. Dem Ganzen ist noch zuzufügen, daß diese Gernsa schon, ehe sie 7 Jahr alt war, einem Andern verlobt wurde, der aber bald starb (I, 13—16).

Da der Raum ein näheres Eingehen auf das hier gebotene Material verbietet, so mögen hier nur noch wenige Worte ihre Stelle finden, um zu zeigen, wie auch noch nach einer andern Seite hin unser Buch reiche Ausbeute gewährt, nämlich für die Kenntniß der Sittenzustände jener Zeit und speciell der des Klerus. Das Bild ist allerdings wenig erfreulich, so wenig wie das, was ein andrer Zeitgenosse, der päpstliche Gesandte, Galhard de Carceribus, in Theiners Monumenta Poloniae et Lithuaniae, I. entwirft. Zunächst muß man nun zugestehen, daß der Klerus selbst übel daran war in jener wilden und gewaltsamen Zeit, wo von wirklicher Religiosität recht wenig zu finden war. Aller Orten streckt der Adel seine Hand nach dem Kirchengute aus, als der Schlimmste aber erscheint hier der Herzog von Liegnitz und Brieg Boleslaus, ein auch sonst übel berüchtigter Fürst. Er brandschatzt fortwährend die Kirchengüter und bedrängt seinen ehemaligen Vormund Bischof Heinrich so, daß dieser oft nicht wagt, von seinen Gütern im Neißischen sich nach Breslau zu begeben. Sogar die Kirchen selbst und speciell die breslauer Domkirche werden wiederholt bestohlen. Und nicht viel besser waren die Bürger der Städte; der Geist des Bürgerthums hat nie rechte Hinneigung empfunden zu dem der Hierarchie; der Klerus war hier wenig beliebt, und der Bischof findet sehr häufig Gelegenheit, wegen Ueberhebungen der städtischen Obrigkeit, wegen Beeinträchtigungen oder directer Angriffe auf Geistliche seitens der Bürger zu klagen. Doch meistens schützt die Genossenschaft den Schuldigen, und die einzige Waffe, die der geistlichen Obrigkeit dann noch übrig blieb, Bann und Interdict, verlieren, zu oft angewendet, leicht ihre Kraft. Die Stadt fand für Geld Priester, die trotz des Interdictes Gottesdienst hielten, und spottete des Gegners. So schreibt einst während der Abwesenheit des Bischofs der Dompropst Heinrich und das Capitel an den Cardinal Gentilis, der wieder einmal das Interdict über Breslau ausgesprochen haben will, man möge sie mit dergleichen Aufträgen verschonen, die ihnen nur Haß und Gefahr brächten; schon sei es so weit gekommen daß er, der Propst, sich nicht mehr ohne Lebensgefahr in Breslau sehen lassen könne (III, 7). Aber auch der Klerus selbst war ungemein verwildert. Als Bischof Heinrich sein Amt antrat, fand

er allgemein die Unsitte herrschend, daß die Pfarrer von ihren Sprengeln entfernt nur ihrem Vergnügen lebten, nachdem sie die Pfarreien förmlich an Vicare verpachtet hatten; es fällt sehr schwer, diesem Mißbrauche zu begegnen. Andrerseits erklärt noch Bischof Nanker, er habe mit Betrübniß gehört, wie die Kleriker häufig bewaffnet zur Nachtzeit in Wirthshäusern und andern unehrbaren Orten herumschwärmten, Unfug trieben, Schaden anrichteten und öffentliches Aergerniß gäben (III, 75). Andern Geistlichen muß der Bischof entgegentreten, weil sie sich zu Spaßmachern und Goliarden erniedrigen. Auch an Beispielen von Gewaltthätigkeiten im Schooße des Klerus, Schlägereien selbst an heiliger Stelle, Verwundungen, ja Todtschlägen fehlte es nicht. Ein Mitglied der päpstlichen Gesandtschaft hat einen breslauer Kanoniker mit der Faust ins Gesicht geschlagen (III, 55) und im Sandstift hatte Abt Heinrich der Fünfte (erwählt 1319) seinen Vorgänger Philipp ins Gefängniß gesetzt und zu Tode gepeinigt und des Bannstrahles gespottet, so daß endlich der Herzog und der breslauer Rath gegen ihn einzuschreiten beschließen. Vorher aber haben schon die Mönche selbst ihren Abt ergriffen und ins Gefängniß gesetzt, wegen welcher Eigenmächtigkeit sie gleichfalls gebannt werden. Auch diese jedoch zeigen sich widerspenstig, und als der Bischof in jener Sache eine Untersuchung im Stifte abhalten will, verweigern sie ihm den Eintritt. Erst 1324 endigt päpstlicher Urtheilsspruch diese Händel (I, 60, 96, 107). Von der Wissenschaft ist natürlich in solchen Zeiten wenig die Rede; doch werden einige Urlaubsgesuche (meist gleich auf 7 Jahr) an Priester ertheilt, welche Studien z. B. in Bologna machen wollen. Schließlich wollen wir noch eines scherzhaften Briefes gedenken, in welchem der Verfasser des Buches, Arnold von Protzau, auf seine eigenen Verdienste aufmerksam macht und dem Bischof vorwirft, daß er Fremde begünstige und seine eigenen treuen Diener vergesse.

Die gelehrten und sachkundigen Anmerkungen des Herausgebers erklären die wichtigsten Beziehungen. Doch bleibt einem künftigen Bearbeiter noch immer Manches zu thun übrig, und dies ist kein Wunder, denn die Weglassung der Jahreszahlen und Namen oder wenigstens ihre Verstümmelung machen die Deutung jeder einzelnen Formel zu einer historischen Aufgabe und der unbekannten Größen sind so viele, daß das Resultat schwer mit Sicherheit herauszustellen ist. — Um aber das Maß von Mühe und Scharfsinn zu erkennen, das der Herausgeber an diese Arbeit gewendet hat, braucht man nur die Zusammenstellungen über das Leben Arnolds von Protzau und Nikolaus, Vorrede S. VII und XVII anzusehn. Das sind Meisterstücke biographischer Mosaikarbeit.

Was den Anhang, die Correspondenz des Domherrn Nikolaus anbetrifft, so ist derselbe etwas durchaus für sich Abgeschlossenes und dabei so reich an culturhistorischem Interesse, daß er eine besondere Besprechung verdient.

Weimar oder Frankfurt?

Aus Süddeutschland.

Die langwierigen Verhandlungen, welche der Versammlung zu Weimar vorausgingen, haben, wie unerquicklich sie zuweilen zu werden drohten, einen wesentlichen Gewinn gebracht: sie haben die Verhältnisse der deutschen Parteien zu einander klarer gestellt, sie haben insbesondre die großdeutsche Partei in ihrer ganzen Schwäche gezeigt. Die Großdeutschen wollten die weimarer Versammlung zu einer Parteiversammlung herabdrücken: ihre Bemühungen dienten nur dazu, unfreiwillig zu constatiren, daß die Partei ihrer Gegner die Nation selbst hinter sich hat; sie beabsichtigten der kleindeutschen eine großdeutsche Versammlung entgegenzusetzen, und der Erfolg war, daß gerade diejenigen Elemente, auf die sie rechnen mußten, wenn ihre Sache einigermaßen populär sein wollte, sich fern hielten, und nur ein Niederschlag zurückblieb, in welchem ein provincieller Particularismus überwog.

Man durfte mit Recht begierig sein, welche Haltung die Großdeutschen einer freien Versammlung deutscher Abgeordneten gegenüber einnehmen würden. An Betheurung ihres Eifers für die nationale Sache hatten sie es nie fehlen lassen. Aus der Sprache ihrer Organe zu schließen, glaubten sie sich sogar im Alleinbesitz patriotischer Gesinnung, und ebenso war bisher von dieser Seite das Bedürfniß einer durchgreifenden Reform des Bundes nicht geläugnet worden. Der Gedanke aber, die jährlichen Wanderversammlungen, bei welchen *nebenbei* so viel politisirt wurde, und die sich in der That nicht unwirksam erwiesen hatten, für die persönliche Verständigung der verschiedenen Stammesgenossen auf einmal auf die Politiker vom Fach auszudehnen, war ein sehr natürlicher; schon längst bildete er den Gegenstand vertraulicher Besprechungen, und die sich allmälig immer steigernde Schärfe der Gegensätze konnte am wenigsten ein Grund sein, ein Project aufzugeben, dessen Verwirklichung, ohne eine Entscheidung zu präjudiciren, wenigstens den Parteien eine gemeinsame Arena zum Austausch ihrer Meinungen darbot, und wo nicht zu Weiterem, doch jedenfalls zu einer Klärung der Lage führen mußte. Waren nur diejenigen Elemente, welche einer ernstlichen Reform überhaupt entgegen waren, selbstverständlich ausgeschlossen, so stand bei der Gleichartigkeit des Ziels eine Erweiterung der bestehenden Kluft durch die offene Debatte nicht zu befürchten. Strebte man eine legale Vertretung des deutschen Volkes an, was ja zugestandenermaßen das Ziel Aller war, so mußte eine solche doch Klein- und Groß-

deutsche in sich fassen, wie seiner Zeit das frankfurter Parlament, warum also eine freie Conferenz mit den entgegenstehenden Parteien vermeiden, mit denen man doch auf dem Boden einer legalen Institution, die man selber herbeiwünschte, gut zusammentreffen nicht vermeiden konnte?

Wollte also eine Partei sich im voraus dieser Conferenz entziehen, so war sie einem doppelten Verdacht ausgesetzt. Entweder sie erklärte damit, eine nationale Reform mit wahrhafter deutscher Volksvertretung überhaupt nicht zu wollen, oder sie bekannte stillschweigend damit ein Gefühl der Schwäche, das Bewußtsein der Unfähigkeit, der andern Partei angesichts der ganzen Nation mit offenem Visir gegenüber zu treten. Die großdeutsche Partei konnte sich nicht verhehlen, daß, wenn sie nicht erschien, sie freiwillig das Terrain räumte, sich selbst im voraus für geschlagen gab. Daher überwog auch von Anfang an die Ansicht, man müsse erscheinen; ein Besuch in Masse ward in Aussicht gestellt, mehre öffentliche Stimmen forderten zu möglichst zahlreicher Betheiligung auf, um wenigstens in dieser Hinsicht den Gegnern gewachsen zu sein. Auch in Wien, wo eben der Juristentag das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Deutschland neu erweckte, überwog diese Meinung. Schmerling selbst schien kein anderes Mittel zu wissen, der unbequemen Versammlung zu begegnen, als sie durch eine Massenbetheiligung der Großdeutschen möglichst in seinem Sinn zu lenken.

Allein gleichzeitig mußten sich auch sehr gewichtige Bedenken geltend machen; eine gewisse Unsicherheit war auf großdeutscher Seite von Anfang an zu bemerken. Schon der eben berührte Punkt der „Massenbetheiligung" war überaus charakteristisch. Dasselbe Motto, das am besten den Mangel der Partei an Selbstvertrauen kennzeichnet, war in den Vorbesprechungen noch besonders mit der Forderung aufgetreten, eine Vorversammlung aus einer je gleichen Anzahl von Genossen der beiden Parteien zu bilden. Die Furcht, überstimmt zu werden, war also die dominirende Rücksicht, man legte das Hauptgewicht auf die Menge, und ein wiener Blatt war geradezu so naiv, die Großdeutschen zu ermahnen, nur dann zu kommen, wenn sie der Mehrzahl gewiß seien. Als ob es darauf angekommen wäre, die Gegner zu überstimmen oder vielleicht zu überschreien, als ob eine zufällige Mehrheit in dem Gang der Dinge oder selbst in der Stellung der Parteien das Geringste hätte ändern können! Wo so ängstlich das Bestreben vorwaltete, wenigstens in großer Anzahl zu erscheinen, damit Einer am Andern einen genügenden Rückhalt hätte, da mußten noch andre Bedenken schwerer Art vorhanden sein.

Zwar diejenigen, die vorgeschützt wurden, waren so unhaltbar als möglich. Die Namen der Einladenden, hieß es, bürgten dafür, daß es nur auf eine Nationalvereinsversammlung abgesehen sei. Allein es war nicht die Schuld der Kleindeutschen, daß die Großdeutschen sich weniger für das Zustande

kommen der Versammlung interessirten. Der Charakter der letzteren hing zudem doch ganz von denen ab, welche sie besuchen wollten, und daß es wenigstens nicht auf Ausschließlichkeit abgesehen war, bewies doch hinlänglich die ausdrückliche Einladung an die Oestreicher, die auf Wunsch der Freunde Oestreichs förmlich beschlossen wurde, obwohl nachher die Oestreicher selbst die Miene von Verletzten annahmen, weil die specielle Einladung auf sie den Schein würfe, als befänden sie sich in Ausnahmsverhältnissen. Was dann weiter bedenklich gefunden wurde, der Ort der Zusammenkunft, die Form des Einladungsschreibens, die Wahl der Gegenstände der Tagesordnung, waren handgreiflich die nichtigsten Vorwände. Das Papier erröthete, auf dem sie niedergeschrieben wurden.

Dagegen war es allerdings ein sehr richtiges Gefühl, das durch diese Vorwände bemäntelt werden sollte. Es war das Gefühl, daß die Sache der eigenen Partei nicht die der Nation sei, das Gefühl, daß man im Begriffe stand sich in einen ungleichen Kampf einzulassen. Dies der Grund der Unsicherheit, die durch die wechselnden Entschließungen der Großdeutschen hindurchging. Waren sie aufrichtig, so mußten sie sich doch gestehen, daß die Namen Lerchenfeld und Onno Klopp nicht denselben Klang bei der Nation haben, wie die eines Bennigsen oder Häusser, und daß an ihre Bestrebungen, wie redlich sie von Einzelnen verfolgt wurden, doch unabwendbar sich der Troß der Ultramontanen und der Reformfeinde aller Art hängte, ja daß deren Mitwirkung für sie gar nicht zu entbehren war, sie konnten sich nicht verhehlen, daß, wenn heute eine allgemeine Reichsvertretung zu Stande käme, sie selbst höchstens die Bedeutung einer Minorität hätten, und zwar, was die Hauptsache ist, einer localen Minorität. Denn sehen wir von den Bundesgenossen aus dem ultramontanen Lager ab, die man doch am liebsten verläugnen möchte, so bestand das Heerlager aus dem Gros der Oestreicher, die aber — um einen Ausdruck aus unseren Zollwirren zu entlehnen — in der Hauptfrage nicht als Sachverständige, sondern als Betheiligte erschienen, ferner aus jenen bayrischen Abgeordneten, welche mit Herrn von der Pfordtens innerer Politik ebenso unzufrieden waren, als sie dessen auswärtigen Bemühungen Beifall klatschen, endlich aus den schwäbischen preußenfeindlichen Demokraten, deren Dogma freilich nicht in allen Stücken als orthodox gelten konnte, und deren Beistand jedenfalls sehr zweifelhaft war. Was sonst im übrigen Deutschland etwa zu dieser Fahne hielt, waren vereinzelte Politiker, die mit dem Boden, auf welchem ihre Originalität gedieh, in keinem Zusammenhang standen. Also eine Schaar, einig blos im Widerspruch gegen den preußisch-deutschen Bundesstaat, im Uebrigen aber ohne positive Interessen- und Meinungs-Gemeinschaft, ein Theil — und nicht der unbedeutendste — von unzuverlässiger Treue, das Ganze ohne Disciplin, weil ohne klare Ziele.

Der Mangel an Disciplin — dies war denn auch die Entdeckung, welche eben zur rechten Zeit noch von der Partei selbst gemacht wurde. Man fühlte den Mangel dessen, was man Parteiorganisation nennt, als ob der Mangel an innerem Zusammenhalt durch äußere Veranstaltungen gedeckt werden könnte, und dieser Grund wurde nun als der entscheidende vorangestellt, um damit die Ablehnung des Zusammentritts mit den Gegnern zu begründen. Es war dies nun allerdings zunächst eine innere Sache der Partei, mit der sie es halten konnte, wie sie wollte. Niemand konnte ihr verargen, Zusammenkünfte der Parteigenossen zu halten, Parteiprogramme zu entwerfen und anstatt der einzelnen großdeutschen Vereine, welche sich an der oberen Donau, an der Isar, an der Leine zu einem zweifelhaften Dasein hervorgewagt hatten, den wahren großdeutschen Verein zu begründen. Aber ein Anderes war es, mit diesem Bestreben, zu dem sie doch wahrlich Zeit genug gehabt hatten, in einem Augenblick hervorzutreten, wo im Gegensatz zu den einseitigen Parteibestrebungen ein allgemeiner Meinungsaustausch der reformfreundlichen Abgeordneten eingeleitet wurde. Indem sie der allgemeinen Conferenz den Rücken drehten, um sich als Parteiconferenz zu constituiren, wurde ihre Versammlung eine Gegenversammlung und forderte als solche die Kritik heraus.

Es soll nun nicht die Frage aufgeworfen werden, ob es besonders patriotisch war, der weimarer Versammlung ein Paroli zu biegen, ob es gerade dem Namen der großdeutschen Partei entsprach, eine an die Zeiten der Gegenkaiser und Gegenpäpste erinnernde Scene aufzuführen, noch, ob es politisch klug gedacht war, sich geflissentlich von der gemeinsamen Action auszuschließen. Alle diese Fragen sind um so überflüssiger, als es unzweifelhaft ist, daß die eigentliche Absicht, welche die Großdeutschen mit ihrer Taktik verfolgten, vollständig mißlungen ist.

Der Zweck war, wie gesagt, einerseits der weimarer Versammlung den Charakter einer Parteiversammlung aufzudrücken, andrerseits sich selbst den Anschein zu geben, als repräsentire man zum mindesten eine ebenbürtige, wo nicht die wahrhaft nationale Partei. Beide Zwecke sind verfehlt worden, und das Verdienst, diese Thatsache offenkundig gemacht zu haben, gebührt in erster Linie dem Verhalten der schwäbischen Fortschrittspartei.

Beide Theile zählten auf die schwäbischen Abgeordneten der Fortschrittspartei, und die Sache lag in der That so, daß deren Beitritt zur einen oder anderen Seite von erheblichem Gewicht war. Gingen sie nach Weimar, und dahin rief sie die nationale Gesinnung, so war dieser Versammlung ein allgemeinerer Charakter, als der einer Parteiversammlung gesichert; gingen sie nach Frankfurt, und dahin zogen sie die großdeutschen Sympathien, so war die nationale Sache unzweifelhaft geschwächt, und die großdeutsche Gegenversammlung erhielt einen Succurs, der sie wenigstens in einem Theile Deutschlands populär machen mußte.

Die Schwaben standen am Scheideweg, und die Wahl schien nicht ganz einfach zu sein. Sie mußten sich darauf gefaßt machen, zu Weimar in wesentlichen Dingen auf entschiedenen Widerspruch zu stoßen, während sie in Frankfurt mit offenen Armen aufgenommen wurden und hier sicher Alles geschah, um ein Compromiß mit ihnen abzuschließen. Die Abneigung gegen Preußen konnte durch die neuesten Vorgänge daselbst nur verstärkt werden, fand doch das Programm der Bundesstaatspartei seinen entschiedensten Gegner an der illiberalen inneren Politik des eventuellen Bundeshaupts. Dagegen hatten im Lauf der letzten Monate die großdeutschen Stimmungen einen gewaltigen Anlauf genommen. Das Schützenfest hatte in diesem Sinne nachgewirkt, die zahlreichen Gäste, welche in diesem Sommer auf östreichischem Boden erschienen, hatten die Kunde zurückgebracht von den Gefühlen der Anhänglichkeit, welche die Deutschöstreicher dem gemeinsamen Vaterland bewahrten, und die, wie unklar sie an sich sein mochten, doch ebendeshalb wohl zu unterscheiden waren von dem berechneten officiellen Deutschpatriotismus, welchen die Vertreter der Regierung bald bei den Juristen bald bei den Künstlern an den Mann zu bringen suchten. Die Verhältnisse lagen in der That für die Großdeutschen günstig wie nie. Durch die Allianz mit der großdeutschen Demokratie konnten sie vorübergehend zu einer Macht werden, welche, wenn sie auch der Natur der Sache nach nichts Positives zu schaffen im Stande war, doch den Widerstand gegen die klar gesteckten Ziele der Bundesstaatspartei verstärken mußte, und der demokratischen Fraction schien dabei immerhin eine Art Ehrenplatz gesichert, da sie wenigstens der populärere Theil war.

Aber andrerseits standen einer solchen Taktik die gewichtigsten Gründe entgegen. War es wirklich ein Ehrenplatz, den die Demokratie in Frankfurt eingenommen hätte? Sagen wir es geradezu: es war allerdings eine Frage der Ehre, bei der Gesellschaft in Frankfurt zu erscheinen oder nicht zu erscheinen. Aber, irren wir uns nicht, so war es zum Theil eben ein gewisses Anstandsgefühl, das davon abhielt, an der Demonstration einer Partei sich zu betheiligen, welche doch Patrioten sehr zweifelhaften Charakters zu den Ihrigen zählen mußte. Anderntheils war es freilich zugleich die wohlerwogene Einsicht, daß es ein politischer Fehler wäre, sich von den Berathungen zu Weimar auszuschließen, ja, man darf sagen, eine gewisse patriotische Selbstverläugnung, da man sich nicht verhehlen konnte, in vielen Punkten als eine kleine Minderheit der überwiegenden Mehrheit in Weimar gegenüberstehen zu müssen. Lieber die Minorität in Weimar, als mit dem großen Troß zu Frankfurt: dieser Entschluß ist aller Anerkennung werth.

Mochten nun auch Einzelne im Anfang schwanken, konnte man Stimmen hören, wie die: „dort ist das preußische, hier das östreichische Lager, weder hier noch dort ist für uns die rechte Stelle", — Stimmen, denen von allen demo-

kratischen Organen blos ein frankfurter Blatt öffentlichen Ausdruck verlieh; so muß doch gesagt werden, daß die große Mehrzahl keinen Augenblick im Zweifel war, und daß insbesondere diejenigen beiden Demokraten, auf welche wegen ihres ausgesprochenen Großdeutschthums die Rosenheimer ganz besondere Hoffnung gesetzt hatten, nämlich Probst und Schott, durch ihre entschlossene Haltung gegenüber den verlockenden Einladungen von großdeutscher Seite die Situation wesentlich klärten und vereinfachten.

Damit, daß Probst und Schott die Einladung nach Rosenheim ablehnten, sagte sich das schwäbische Großdeutschthum von dem bayrisch-östreichischen Großdeutschthum los. Dies war der entscheidende Augenblick. Denn nach der Versammlung in Rosenheim war vollends jeder noch bestehende Zweifel für Schwaben gelöst. Formelle wie materielle Gründe wirkten hierzu gleichmäßig mit.

Mit Erstaunen erfuhr man, daß bei einer Versammlung „liberal-großdeutscher" Notabilitäten, wie es ausdrücklich hieß, Württemberg durch den Frhn. v. Varnbühler vertreten war, einen Mann, der das eine Erforderniß zwar unbezweifelt im hohen Maße besaß, nämlich die großdeutsche Gesinnung, dessen Liberalismus dagegen bisher vollständig im Verborgenen blühte. Mit Hrn. v. Varnbühler, den man, sofern es in Württemberg überhaupt eine Junkerpartei gibt, allerdings das Haupt derselben nennen kann, konnte die schwäbische Fortschrittspartei nicht zusammengehen. War Frhr. v. Varnbühler, wie verlautet, sogar der Vorsitzende der rosenheimer Adelsversammlung, so beging man damit eine Taktlosigkeit, die nur daraus zu erklären ist, daß man sich über die Stimmung des schwäbischen Volkes gründlich täuschte.

Aber auch in materieller Beziehung waren die Beschlüsse der rosenheimer Versammlung, so viel davon in die Oeffentlichkeit drang, entscheidend. Man hatte sich dort im Wesentlichen für die Delegirtenversammlung und für das Bundesgericht ausgesprochen. Nun ist aber kein Gedanke bei der schwäbischen Fortschrittspartei, und vielleicht beim schwäbischen Volke tiefer gewurzelt, als der eines vollen, unverkürzten Parlaments, selbst als Abschlagszahlung konnte die Delegirtenversammlung keine Gnade finden. Bezüglich des Bundesgerichts kam noch ein besonderer Umstand hinzu. Man erinnerte sich nämlich, daß unter die Competenz eines solchen Bundesgerichts auch die in Württemberg seit Jahren schwebende Frage wegen den Nachtragsentschädigungen für die durch die Ablösungsgesetzgebung von 1848 und 49 beschädigten Privilegirten fiele. Die Angelegenheit ist zwar insofern bereinigt, als nach den entschiedenen Meinungsäußerungen der II. Kammer vorläufig nicht weiter davon die Rede ist. Für die Zukunft ist man dagegen noch immer nicht beruhigt, so lange Herr v. Linden am Ruder bleibt; und was nun ein merkwürdiger Zufall ist, gerade Herr v. Varnbühler war seiner Zeit der Hauptvertreter der Adelsinteressen, der eifrigste Vertheidiger der unconstitutionellen sogenannten Nach-

tragsentschädigungen gewesen. Ob nun diese allerdings sehr particuläre Einwendung gegen die Institution des Bundesgerichts begründet ist oder nicht, genug das Mißtrauen ward jedenfalls dadurch noch befestigt, und es blieb somit außer den unbestimmten und vieldeutigen auf die Beibehaltung Oestreichs gerichteten Wünschen und Bestrebungen nichts Gemeinschaftliches übrig, als etwa noch der Widerspruch gegen den deutsch-französischen Handelsvertrag. Allein dieser Punkt, über den die Fortschrittspartei Schwabens selbst keineswegs einig ist, war am wenigsten geeignet, für den Anschluß an die Großdeutschen den Ausschlag zu geben. Im Gegentheil wurde das Trennende so sehr als im Vordergrund stehend empfunden, daß selbst sehr entschiedene Gegner des Handelsvertrags doch keinen Augenblick sich besannen, wie die Einladung zu einer großdeutschen Parteiversammlung zu beantworten sei. So konnte denn das Resultat der häufigen Besprechungen, die in dieser Frage in Stuttgart gehalten wurden, nach allen Seiten hin kein anderes sein, als die Entscheidung für Weimar, gegen Frankfurt.

Freilich darf man sich durch diese Entschließung nicht zu der Annahme verleiten lassen, als ob die Schwaben nun ihre Vorbehalte und Bedenken, die sie bisher in gewisser Entfernung von der Bundesstaatspartei hielten, gänzlich aufgegeben hätten. Eben in jenen Vorbesprechungen war besonders das Bestreben sichtbar, als geschlossene Fraction in Weimar aufzutreten. Man gab sich alle Mühe, einstimmige Beschlüsse zu erzielen, für die dann die ganze Landsmannschaft einzutreten hätte. Dieser Zug muß als besonders charakteristisch hervorgehoben werden. Obwohl gerade hierdurch verhindert wurde, daß einzelne Mitglieder sich für die andere Seite gewinnen ließen, so ist doch nicht zu läugnen, daß in diesem landsmannschaftlichen Zusammenhalten ein Rest von provinciellem Sondergeist steckt; andrerseits konnte jene Einstimmigkeit in einzelnen Fragen nur durch unbestimmte, den Kern der Sache unberührt lassende Resolutionen erzielt werden, wie das namentlich bei der die Zollfrage betreffenden Resolutionsfrage hervortrat. Allein jener Rest von Particularismus läßt sich nur in der Berührung mit anders nuancirten Meinungen aufweichen, in freier Discussion — in persönlicher Reibung, in selbstloser Hingabe an das Ganze. Und ebendeshalb, weil die Schwaben — ungleich ihren großdeutschen Gesinnungsgenossen — einem Meinungsaustausch nicht aus dem Wege gingen, in welchem jede individuelle und jede provincielle Anschauung auf ihren wahren Werth zurückgeführt wird, ist die Bedeutung ihres Entschlusses nicht zu unterschätzen. Der Anschluß der Schwaben an die Nationalpartei, die dadurch offenkundig gewordene Spaltung innerhalb des großdeutschen Lagers ist ein Resultat, das schon die Einleitungen zur weimarer Versammlung herbeigeführt haben, und das als ein weiterer Schritt auf dem langsamen Weg der deutschen Reform freudig begrüßt werden darf.

γ.

Vermischte Literatur.

Geschichte des Feldzugs von 1815 nach neuen Aktenstücken von Edgar Quinet. — Aus dem Französischen von einem deutschen Offizier. Mit einer Uebersichtskarte. Cassel, August Freyschmidt. 1862.

Das Buch ist vor Allem für die Franzosen geschrieben. Es soll der Wahrheit gegenüber der Mythenbildung, die sich wie um alle Heroen so auch um Napoleon und sein Schicksal gruppirt hat, zu ihrem Rechte verhelfen und die Meinung widerlegen, als sei Napoleon nicht durch eigne Schuld, sondern blos durch die Fehler seiner Generale oder gar durch ein blindes Fatum, durch Versagen seines Glücks gefallen. Der Verfasser setzt damit nur die Arbeit von Charras fort, dessen Schrift er sammt der übrigen auf den Gegenstand bezüglichen Literatur studirt hat. Ein mehrjähriger Aufenthalt in der Nähe der Orte, wo die Entscheidungsschlachten bei Ligny, Quatrebras und Waterloo stattfanden, verschaffte ihm genaue Kenntniß des Terrains. Der Scharfsinn des geübten Historikers läßt ihn eine unerbittliche Kritik in Betreff der über den Feldzug umlaufenden, zum großen Theil durch Napoleons Memoiren hervorgerufenen Irrthümer üben. Das Endergebniß, zu dem das Buch gelangt, ist, daß der Feldzug von 1815 verloren ging, weil der Kaiser nicht mehr war, was er gewesen. „Das Erste, was sich in dem Menschen abnutzt, ist die Kraft des Wollens und Handelns. Dies war auch das Einzige, was sich in den hundert Tagen bei Napoleon geschwächt zeigte. Wie ein kühnes im Uebrigen unversehrt gebliebenes Gebäude: wenn den Grundlagen das Gleichgewicht mangelt, wankt das stolze Ganze, das die Augen blendete, und stürzt im selben Augenblick zusammen. So mangelte Napoleon nur Eines, um zu sein, was er bis dahin gewesen: der rasche, energische, unbeugsame Entschluß." Er zauderte bei Ligny wie bei Waterloo und verlor so die rechte Zeit zum Siege. Er änderte wiederholt seinen Plan, er verschlief sogar einmal die Gelegenheit zum Handeln. — Die Sprache des Verfassers ist glänzend, doch hat sie mit ihren kurzen Sätzen und ihrem seitenlangen Erzählen im Präsens etwas Fieberhaftes, Athemloses, welches bei den Schlachtgemälden am Orte ist, sonst aber wie langes Galoppreiten vor der Zeit müde macht. Erklärlich ist, wenn der Verfasser der Tapferkeit der französischen Soldaten in der Schlacht bei Waterloo wärmere Farben gibt, als dem kalten Muth der Engländer und dem Ungestüm der Preußen. Er ist eben Franzose. Abgeschmackt aber klingt es, wenn er die lebhafte Verfolgung der geschlagenen Armee durch Blücher wiederholt als eine von Haß dictirte Grausamkeit verurtheilt, nachdem er kurz vorher geklagt, daß die Preußen bei Ligny nicht energisch verfolgt worden. Als ob man sich die Schlachten aus Menschenliebe lieferte, und als ob die Verfolgung der bei Jena Geschlagenen auf den Comfort derselben Rücksicht genommen hätte.

Der Sommerfeldzug des Revolutionskriegs in Siebenbürgen im Jahre 1849. Von einem östreichischen Veteranen. Mit zwei Schlachtplänen. — Leipzig, J. L. Schrags Verlag. (A. G. Hoffmann.) 1863.

Die Fortsetzung der Berichte des Verfassers über den Winterfeldzug von 1848 und 1849. Im ersten Abschnitt werden die Ereignisse vom ungünstigen Ausgange jenes Winterfeldzugs bis zum Wiedereinrücken der kaiserlichen Truppen in Siebenbürgen, im zweiten die Operationen der alliirten Russen und Oestreicher bis zur Waffenstreckung der Insurgenten geschildert. Der Verfasser schreibt schlicht, sachgemäß und sachkundig, als Militair für Militairs, doch kann auch ein größeres Publicum das Buch mit Nutzen lesen.

Geschichte des Schleswig-Holsteinischen Kriegs. Von Graf Adelbert Baudissin. 3.—5. Lieferung. Hannover, C. Rümpler. 1862.

Setzt die Geschichte des unglücklichen Kampfs bis zur Schlacht bei Idstedt fort. Wie in den frühern Lieferungen heftige, zum Theil übertriebene, bisweilen unverständige Angriffe auf die Politik Preußens, starker, oft ungerechter Tadel des Verfahrens der Statthalterschaft. Zuletzt eine Verurtheilung des Generals von Willisen, der wir in einem der nächsten Hefte d. Bl. eine aus den Tagebüchern des Generals entnommene Darstellung der Vorgänge vor und während der Schlacht und der Ursachen, aus denen sie verloren ging, entgegenstellen werden. Graf Adelbert Baudissin — nicht zu verwechseln mit dem alten tapfern General Otto Baudissin — ist ein Laie in der Kriegskunst, und so bemerken wir im Voraus, daß wir der Relation Willisens, zumal dieselbe ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit, sondern mit dem Rest der Tagebuchsblätter nur für die Familie des Verfassers bestimmt war, entschieden den Vorzug geben. Den Brief an Krogh rechtfertigen auch wir nicht. Im Uebrigen werden sich die Schleswig-Holsteiner gewöhnen müssen, zuzugeben, daß auch sie einen guten Theil der Schuld an dem Verlust der Schlacht trugen. Der kühne Angriff war auf ein tapferes Vordringen aller Theile der bis auf die letzte Compagnie auf das Schlachtfeld gebrachten kleinen Armee berechnet, und es wäre ein glänzender Sieg errungen worden, wenn die 2. und 4. Brigade wie die 1. und 3. gefochten und den obersten Führer nicht in seinen Erwartungen getäuscht hätten.

Christian Ludwig Runde's oldenburgische Chronik. Dritte Ausgabe, bis zum Tode des Großherzogs Paul Friedrich August fortgesetzt von Dr. Justus Friedrich Runde. Oldenburg, Verlag der Schulzeschen Buchhandlung. 1862.

Ein recht guter Abriß der Geschichte Oldenburgs, bis zum Jahre 1731 nach v. Halems größerem Werke bearbeitet, dann andern Quellen und eigner Erfahrung des Verfassers folgend und in dieser letzten Periode vorzüglich das hervorhebend, was die Ausbildung des gegenwärtig im Großherzogthum geltenden Rechts betrifft. Der Verfasser und ebenso der Vervollständiger des Werks bekennen sich zu einem gemäßigten Liberalismus, und sie haben fast nur Erfreuliches zu berichten. Die oldenburgische Regierung ist in vielen Beziehungen eine musterhafte gewesen, und mit Wohlgefallen ruht das Auge auf der stetig fortschreitenden Entwickelung des Landes zu besseren Zuständen, größerer Freiheit und zeitgemäßeren Einrichtungen in Gesetzgebung und Verwaltung.

Die Republik Mexiko. Historische und sociale Betrachtungen über das Land und seine Bewohner von Max Moritz Welzhofer. Leipzig, Verlag von Otto Voigt. 1862.

Die ersten drei Abschnitte des kleinen Buchs beschäftigen sich mit der Geschichte Mexiko's von der Urzeit an, die sehr ausführlich, bis auf die neueste Epoche, die

sehr kurz und oberflächlich behandelt ist. Dann folgt ein viertes „Buch", in welchem Meriko's sociale Zustände, die Bevölkerung im Allgemeinen und die Einwanderung, die Indianer, die Rechtspflege, Handel und Industrie und schließlich die privilegirten Classen: Beamten, Klerus und Armee geschildert werden. Ein deutliches Bild bekommt man dadurch von den Zuständen des Landes nicht, dazu mangeln dem Verfasser offenbar die nothwendigen gründlichen Kenntnisse, und mit einigen brauchbaren Notizen in einem breiten Teig von Längstbekanntem ist dem Publicum wenig gedient. Wer Meriko kennen lernen will, der halte sich an Richthofens großes Werk.

Die Wiederherstellung Polens durch einen neuen europäischen Congreß von Dr. Johann Metzig. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1862.

Der Verfasser, ein Deutscher und Verfasser einer ganzen Anzahl von Broschüren zu Gunsten der polnischen Ansprüche, weist hier in Form einer Rede an das preußische Abgeordnetenhaus nach, daß nicht weniger als alles Mögliche, daß nicht blos der edle Charakter der Polen, die ihm ungefähr das Bild des Normalmenschen zu präsentiren scheinen, sondern auch der Wunsch nach einer friedlichen Gestaltung der europäischen Zukunft, das Streben nach der Einheit Deutschlands, dessen Bundesgenosse ein befreites Polen sein würde, der Wunsch nach Verminderung des Militairetats, die Nothwendigkeit „besseren Schutzes für den deutschen Auswanderer, als ihm Brasilien gewährt", die Ehre und Größe Preußens und des Hauses der Hohenzollern u. s. w., u. s. w. die Herstellung Polens befürwortet. Er sollte wissen, daß, wer zu viel beweist, nichts beweist. Auch die schwunghaften Stoßgebetlein, mit denen er beginnt und schließt, können das nicht ändern. Der Hinweis auf Italien paßt nicht, die Drohung mit dem nationenbefreienden Popanz in Paris aber verachten wir. Wer Zeit und Neigung hat, sich mit einer solchen Curiosität eine vergnügte Stunde zu bereiten, dem sei die Schrift empfohlen, überzeugen wird sie Niemanden, der die Geschichte kennt.

Aesthetik in Umrissen. Zur allgemeineren philosophischen Orientirung auf dem Gebiete der Kunst. Von Josef Bayer. 2. Theil. Prag, Heinrich Mercy. 1863.

Reich an feinen Gedanken, die in schöner klarer, von Vischerscher Ueberschwänglichkeit ebenso weit wie von der dunkeln Schulsprache andrer Aesthetiker entfernter Ausdrucksweise vorgetragen werden. Indem wir uns vorbehalten, später ausführlich über das Ganze zu berichten, geben wir hier nur einen kurzen Ueberblick über den Inhalt dieses Theils. Derselbe beschäftigt sich mit Betrachtung des Schönen nach seinen innern Momenten und Gegensätzen, behandelt zunächst das einfach Schöne und die allgemeinen ästhetischen Fragen, als: das Verhältniß der Phantasie zum Erkennen, des Schönen zum Wahren, zum Zweckmäßigen, zum sittlich Guten u. s. w., geht dann zu den Begriffen des Erhabenen und des Gefälligen, der Würde und der Anmuth über, behandelt hierauf das Tragische sehr eingehend zuerst im Allgemeinen, dann wie es in der antiken und wie es in der modernen Anschauung auftritt und geht dann zum Komischen über, welches von der sinnlichen Seite des Schönen oder dem Gefälligen hergeleitet wird. Ein letztes Capitel ist der Poesie gewidmet, die zunächst als Vereinigung der Gegensätze der bildenden Kunst und der Musik charakterisirt, dann in ihrem Verhältniß zu Mythus und Sage dargestellt und zuletzt in der Entwickelung ihrer verschiedenen Formen in der Geschichte betrachtet wird. Gegen ein-

zelne Ansichten des Verfassers lassen sich Einwendungen erheben, als Ganzes verdient es lebhafte Empfehlung.

Russische Fragmente. — Beiträge zur Kenntniß des Staats- und Volkslebens in seiner historischen Entwickelung. Eingeleitet und herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. 2 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1862.

Eine Zusammenstellung von Uebertragungen russischer Aufsätze über die verschiedenartigsten Gegenstände. Der erste Band enthält folgende Abhandlungen: Ueber das altrussische Gemeinwesen und die Landesversammlungen von K. Aksakoff, über das Familien- und Volksleben bei den alten Russen, von demselben, über das Volksleben und die Messen in der Ukraine, ebenfalls von Aksakoff, endlich über die historische Bedeutung der Verhandlungen der moskauer Synode im Jahre 1551 von einen anonymen Schriftsteller. Der zweite Theil bringt die Aufsätze: Ueber das Individuelle und das Allgemeine (Sociale), von N. Hilaroff, über die Bauerngemeinde und den Grundbesitz, von A. Koscheleff, ferner historische Fragmente von A. S. Chomjakoff (ein sehr wunderliches Durcheinander von großentheils sehr wunderlichen geschichtsphilosophischen Gedanken), dann über eine Handschrift aus der Zeit des Czaren Alexei Michailowitsch, herausgegeben von Bessonoff (höchst interessant, schon weil daraus hervorgeht, wie tief der Haß der Russen gegen die Deutschen schon im 17. Jahrhundert war), über die Arbeiterassociationen im Gouvernement Jaroslaw, von Iwan Aksakoff, endlich: Graf Morkoff, ein Beitrag zur Geschichte der russischen Diplomatie von P. Bartenjeff. Indem wir uns ausführliche Mittheilungen über einzelne dieser Aufsätze vorbehalten, bemerken wir nur, daß mehre derselben durch kritische Anmerkungen von Bluntschli ein erhöhtes Interesse gewonnen haben.

Rom und Jerusalem die letzte Nationalitätsfrage. Briefe und Noten von M. Heß. Leipzig, E. Wengler. 1862.

Die Juden sind das edelste Volk der Erde, die Juden müssen wieder eine Nation werden, Jerusalem wieder bekommen, das heilige Land wieder bevölkern, die Zeit der Rückkehr ist vor der Thür u. s. w. — Man vergleiche mit diesem wunderlichen Heiligen und seiner Prophetie, um wieder in das Bereich des Verstandes (durch Compensation) zurückzugelangen: „Die Juden und der deutsche Staat" 5. Auflage. Hamburg, Otto Meißner, 1862.

Der Untersberg. Deutsche Bilder im Spiegel der Sage und Geschichte von J. M. Söltl. 2 Thle. Augsburg. J. A. Schlossers Buch- und Kunsthandlung. 1862.

Wir müßten uns sehr irren, wenn der Verfasser nicht ein alter Herr wäre. Der Stil seiner Erzählungen wenigstens deutet auf die Art sich auszudrücken, die vor dreißig Jahren in der Leihbibliotheken-Literatur beliebt war, und die bis zum Extrem gehende Unfähigkeit, bei der Stange zu bleiben, das unwillkürliche Hinübergleiten in neue Geschichten, bevor die alten zu Ende sind, läßt ebenfalls auf einen hochbejahrten Erzähler schließen. Dagegen sind die politischen Ansichten, die hier vorgetragen werden, von neuestem Datum und fast rührender Kindlichkeit. Ein Beispielchen von vielen. Eine Gesellschaft unterhält sich über die Einigung Deutschlands. Nachdem verschiedene Mitglieder ihre Rathschläge, wie dieselbe zu bewerkstelligen, von sich gegeben haben, äußert sich der Felsenbauer, nach dem Ver-

fasser der Gescheidteste von allen, folgendermaßen: „Ich weiß ein Band, welches alle deutschen Fürsten und Völker stark und heilig zusammenhalten kann. Dieses Band kann ein deutscher Fürst ohne Mühe und Gewalt wie mit einem Zauberschlag hervorrufen und Millionen Herzen gewinnen. Er darf nur in allen seinen öffentlichen Urkunden oben an setzen: Deutscher Bund, oder Deutschland. Dann folge der Name seines Reiches oder Fürstenthums, das ihm Gott zu regieren anvertraut hat. Dieses Wort würde zum schirmenden Engel für alle deutschen Stämme und zur furchtbar dräuenden Riesengestalt werden für den Fremden, der sich scheuen würde, sie zu beleidigen." Folgt dann eine geistreiche Widerlegung der Kaiseridee und Empfehlung der Trias. „An diesem Dreibunde bricht sich die Sturmeswoge der List und Gewalt. Oestreich und Preußen mit Bayern als dem Vertreter und Hort (Hegemon) der Selbständigkeit der mittlern und kleinern Staaten Deutschlands." Dann Empfehlung des deutschen Bundes als „der Wiege des ewigen Friedens", der, nachdem ihm die Schweiz, Belgien, Holland und Skandinavien freiwillig beigetreten sind, die allgemeine Entwaffnung erzwingt. Zuletzt allgemeine Begeisterung, behaglichstes Wohlgefallen, das in dem Toast gipfelt: „Hoch der deutsche Bund! Hoch dem wahren deutschen Kaiser — der Einigkeit!" — Wie wir uns jene Alterthümlichkeit mit dieser Kindlichkeit vereinigen? Nun, die Geschichten werden von einem alten Herrn sein, der seinem Söhnchen, einem bayerischen Karlchen Miesnik, die Erlaubniß gab, einige seiner Schulpensa in den Text des Herrn Vaters einzuschalten. Natürlich wählte der Knabe, was eben Mode, also patriotische Phantasien.

Drei Novellen von Adelheid v. Auer. — Hamburg, Verlag von Boyes und Geisler. 1862.

Ein recht hübsches frisches Erzählertalent. Besonders die erste der drei Novellen „Brillanten vom reinsten Wasser" wird Vielen, vorzüglich Frauen, wohlgefallen.

Mein Eden. Eine Münchener Geschichte aus den Zeiten Karl Theodors. Von Hermann Schmid. München, 1862. E. A. Fleischmanns Buchhandluug.

Spielt in den letzten Regierungsjahren des genannten Kurfürsten, wo die Illuminaten verfolgt wurden und eine Partei am Hofe gegen den Willen des Volkes das Land östreichisch machen wollte. Das Colorit der Periode ist nicht übel getroffen, einzelne Partieen sind gut erzählt. Als Ganzes aber gehört der Roman zu dem vielen Mittelgut der heutigen Belletristik. Ebendahin gehören die „Novellen" von J. M. Hutterus (Iserlohn, J. Bädecker). „In ernsten und heitern Stunden" von Dr. R. Hase (Weimar, T. F. A. Kühn) und die „Memoiren eines sechzehnjährigen Mädchens" von Elise Halm (Berlin, J. Springer). Auch der dreibändige Roman „Oberndorf" von Robert Prutz (Leipzig, F. A. Brockhaus) erhebt sich nur wenig über diese Kategorie. Durch alle Charaktere, gute und schlechte, geht ein kränkliches, zwieschlächtiges Wesen, und was schlimmer ist, an keinen vermag man recht zu glauben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Eine Episode aus dem nordamerikanischen Kriege.

Reiseskizzen von C. M.

Das Kriegspanorama, welches der Läuterungsproceß der transatlantischen Republik vor dem staunenden Auge der Welt entwickelt hat, bietet in seinen kolossalen Dimensionen eine so merkwürdige Reihe von Contrasten, daß ein Gesammteindruck kaum möglich erscheint und der Beobachter sich in einen Zustand wahrhaft chaotischer Verwirrung versetzt fühlt, ohne einen Höhepunkt zur umfassenden Uebersicht gewinnen zu können. Es wird daher von Interesse sein, in kurzen Worten die verschiedenen Phasen jenes furchtbaren Kampfes zu recapituliren und die Bedeutung der Episode, welche wir dem Leser vorzuführen gedenken, für das Ganze festzustellen.

Die kurze Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges hat Großes und Erbärmliches, Vaterlandsliebe und Verrath, Gaunerei und Aufopferung unter den verschiedenartigsten Formen und in seltenster Mischung zu Tage gefördert. Die nördlichen Bundesstaaten haben ohne die geringsten Vorbereitungen in kurzer Zeit ein Heer von einer halben Million zusammengebracht und in kampffähigen Zustand versetzt, eine nationale That, wie die Weltgeschichte wenige aufzuweisen hat; aber dieser großartige Opfermuth ist von Eigennutz und Verrath so schmählich hintergangen worden, daß seine Wirkungen paralysirt werden mußten. Hier tritt uns ein Beispiel entgegen, welches an die republikanische Bürgertugend eines Regulus erinnert, während wir dort auf eine That blicken, deren sich der corrupteste Despotismus nicht zu schämen brauchte. Der Bericht des Investigationscomité über Regierungscontracte bildet ein Register von Schandthaten und Niederträchtigkeiten, dessen lange Reihe nur hier und da von dem Namen eines ehrlichen Mannes unterbrochen wird. Mit einer Heldenthat wurde der Krieg begonnen, von Beschränktheit und Verrath weiter geführt. — Die Nation ließ dies im Anfange geschehen, da sie nach der ungeheuren ersten Anstrengung einer gewissen, nur zu natürlichen Erschlaffung anheimfiel und noch nicht Kräfte genug zu einer gesunden Reaction angesammelt hatte. Nachdem man sich dann aber einmal an die Idee der kolossalen Bewegung gewöhnt hatte und dieselbe factisch im Gange sah, gewöhnte man sich auch an

die beispiellose Unordnung und Planlosigkeit, welche im Cabinet wie im Heere, im soldatischen wie literarischen Feldlager zu herrschen angefangen hatte, und der südenfreundliche Theil der nördlichen Presse that sein Mögliches, diesen verderblichen Zustand unter der Maske der Loyalität durch die künstlichsten Machinationen zu erhalten und zu steigern.

Während alle Bewegungen des Südens den Stempel fanatischer Einheit, wilder Entschlossenheit trugen, suchte der Norden ängstlich nach dem durchlöcherten Rechtsboden der Constitution, um den „südlichen Brüdern" ja nicht zu nahe zu treten, und verlor dabei über der Form die Sache aus den Augen. Während man sehnsüchtigen Herzens nach Washington schaute und energische, der Größe des Opfers entsprechende Maßregeln verlangte, sah man dort nichts als Halbheiten, welche nur geeignet sein konnten, die Hoffnungen des Südens zu beleben, die gehobene Stimmung des Nordens niederzudrücken und die Wirksamkeit der militärischen Führer zu lähmen.

So steht der Norden denn noch jetzt, nach fast anderthalbjährigem Kampfe, nach einem Opfer von circa 1500 Millionen Dollars und 200,000 Menschenleben, auf dem alten Standpunkte, ja vielleicht noch schlimmer als vor der ersten Schlacht bei Bull Run. Das ist allerdings eine traurige Thatsache, welche selbst den enthusiastischsten Anhänger des Nordens mit Zweifel erfüllen muß; aber man geht, wie früher auf der entgegengesetzten Seite, so auch hier leicht zu weit. In den Ursachen, welche dieses arge Dilemma herbeigeführt haben, liegt auch das Heilmittel, und dem, welcher genau dem inneren und äußeren Gange des Krieges gefolgt ist, erscheint die jetzige Lage, so sehr er auch die bisherige Vergeudung an Geld und Menschenleben bedauern muß, bei weitem nicht so verzweifelt, wie sie dem außerhalb Stehenden erscheinen muß.

Wenn wir in Amerika nach der eigentlichen Grundbedeutung und dem letzten Zwecke des Kampfes fragen, so hören wir gewöhnlich dieselbe Antwort. Union, Constitution sind die beiden Stichwörter nordamerikanischer Eitelkeit, welche allerdings wohl zu augenblicklicher Begeisterung aufregen, aber nicht auf die Dauer den Mangel eines festen, bewußten, idealen Princips ersetzen und in ihrer schillernden Bedeutung der Verwaltung kein leitendes Motiv an die Hand geben können. Jeder führt das Wort des alten Jackson im Munde: „Die Union soll und muß erhalten werden!" nur will sie jeder auf seine eigene Weise erhalten sehen, und bei Vielen ist die Bedeutung jener Worte nichts als eine angeerbte Phrase, der nur das hohle Phantom eines überspannten Patriotismus zu Grunde liegt.

Als Südcarolina sich von dem Bunde der Vereinigten Staaten lossagte und seine Erklärung durch Beschießung von Fort Sumpter bethätigte, verwies es auf die Constitution und schob der Regierung in Washington unconstitutionelle Absichten in Beziehung auf die Staatsrechte des Südens unter. Als

der Präsident die waffenfähige Mannschaft des Nordens aufrief, stellte er sich auf den Boden der Constitution und beschwor sein Volk, die heiligen darin niedergelegten Interessen, welche der Süden ruchlos zu vernichten strebe, zu schützen. Die demokratische, später Friedens-, Compromiß- oder Unions-partei, berief sich auf die Constitution, welche die Sklaverei im Süden sanctionire und jeden einzelnen Staat in seinen Rechten geschützt wissen wolle; die Abolitionisten beriefen sich auf die Constitution, welche zwar die Sklaverei bei ihrem Entstehen als nothwendiges Uebel einstweilen geduldet habe, aber auf allmälige Abschaffung derselben ausdrücklich berechnet sei.

Wir wollen hiermit der Constitution der Vereinigten Staaten durchaus keinen Vorwurf machen; diese verschiedenen Auslegungen bürgen im Gegentheil für die Weisheit ihrer Verfasser, welche einem aufblühenden Volke keine lykurgischen Fesseln anlegen, sondern nur die staatsökonomischen und humanistischen Grundprincipien feststellen wollten, unter deren Beobachtung diese Blüthe allein möglich war. Wie kann eine Constitution, welche für fünf Millionen, für einen Ländercomplex, dessen einzelne Theile sich in ihren Interessen nahe standen, abgefaßt ist, in allen Einzelheiten einem Volke von dreißig Millionen genügen? für einen Staatenbund ausreichen, dessen Sonderinteressen sich in tausend, in Millionen Fäden durchkreuzen? Man hätte den herrlichen Grundriß ausbauen sollen, welchen die Constitution der Vereinigten Staaten liefert, anstatt sich in selbstmörderischem Unverstand über Formen zu streiten, die für die obwaltenden Verhältnisse obsolet geworden sind. — Dem Süden diente die Constitution nur zum Vorwande der Secession; er wußte von Anfang an gut genug, daß er für seine Sklaven kämpfte, die er, allerdings sehr unmotivirter Weise, für den einzigen Hebel seiner Prosperität hält, während sie in Wirklichkeit die einzigen Ursachen seines Elends sind*). Im Norden wurde das Princip des Kampfes zu einem Rechtsstreite, der sich in allen Phasen des politischen und militärischen Lebens geltend machte und so eine Zerfahrenheit bedingte, welche ihm nur zu verderblich werden sollte. Jeder Politiker räsonnirte das in die Constitution hinein, was er herauslesen wollte. Von den Prosklavereimännern wurde sowohl die Regierung im Interesse des Südens beeinflußt, als der gesunde Sinn des Volkes unterhöhlt; denn die Begeisterung ist nie die Tochter der Intrigue, und die Prosklavereipresse, an deren Spitze der New-Yorker Herald und die Evening Expreß stehen, suchten jetzt dadurch Propaganda zu machen, daß sie mit der schwankenden Regierung Hand in Hand gingen und alle Halbheiten

*) Wir müssen in Beziehung auf die staatsökonomische Seite dieser Frage auf das vortreffliche Buch von Helper verweisen, welches die destructiven Wirkungen der Sklaverei durch statistische Belege aufs deutlichste nachweist.

und Verkehrtheiten derselben mit großem Aufwand von Talent und Scharfsinn zu legalisiren suchten.

Die mahnenden Stimmen eines Sumner und Wilson von Massachusetts, eines Lane von Kansas, Sherman von Ohio und Fessenden von Maine verhallten ungehört, als das wahnsinnige Geschrei fanatischer Träumer, welche die Union einem haltlosen Ideale opfern wollten. Die Executive wagte nicht auszusprechen, daß die Sklaverei den Kernpunkt des ganzen Kampfes bilde; ja sie wagte nicht einmal, rein militärische Maßregeln der Generale zu sanctioniren, welche nur im Geringsten einen Antisklaverei-Anschein hatten. Abolition und Secession wurden fast mit gleicher Verachtung gebrandmarkt, während doch die Emancipationsfrage die einzige Axe war, um welche sich Alles drehte, während unbewußt alle Betheiligten, Pro- oder Antisklaverei, von keinem andern Gedanken (natürlich so weit nicht die Corruption ins Spiel kam) geleitet wurden.

Das sind in kurzen Worten die Ursachen, weshalb der Norden bis jetzt trotz seiner kolossalen Hülfsmittel einer so tief unter ihm stehenden Kraft, die aber in geschlossener Phalanx sich ihm gegenüberstellte, unterlegen ist. Aber der Norden hat jetzt auch die Erfahrung gemacht, daß er gegen die Sklaverei zu kämpfen hat, wenn er für die Union kämpfen will; die blutige Lehre hat das Volk zu dem Bewußtsein seiner Rechte, seiner weltgeschichtlichen Aufgabe gebracht. Es wird eine schwache Regierung zwingen, das Phantom, welches ihr bis jetzt als Standarte diente, mit dem Banner der Freiheit zu vertauschen und dann mag ihm die Mitwelt freudig zurufen: In hoc signo vinces! — Wir brauchen nur einen Blick auf den bisherigen Gang des Krieges zu werfen, um uns von der Richtigkeit der oben ausgesprochenen Sätze zu überzeugen und die destructive Wirksamkeit der widerstreitenden politischen Elemente in den Ereignissen abgespiegelt zu sehen.

Wir können den amerikanischen Krieg seinem Verlaufe nach in drei Phasen eintheilen, welche vorbereitend auf eine vierte mit dem Einfall der Conföderirten in Maryland beginnende gewirkt haben. Die erste war die des Chaos. Fort Sumpter war nach tapferer Vertheidigung durch Major (jetzt General) Anderson gefallen; die Secession erhob kühn ihr Haupt und pflanzte die Palmettofahne statt der Sterne und Streifen auf; ein Stern nach dem andern erlosch; Georgia, Alabama, Florida, Nordcarolina und endlich Virginia schlossen sich der Secession an. Maryland sandte Tausende von Kämpfern in die südliche Armee und stand im Begriff, sich von der Union ebenfalls loszusagen. Da erscholl der Schreckensruf durch den ganzen Norden: Washington ist in Gefahr! Fort zur Rettung der Bundeshauptstadt! Massachusetts antwortete zuerst diesem Rufe; das neunte Milizregiment wurde am 18. Apr. 1861 in Baltimore bei seinem Durchmarsch auf der Straße von den Bürgern angegriffen, unterdrückte jedoch den Aufstand und besetzte die Eisenbahn nach Washington, namentlich Annapolis

Junction, den Knotenpunkt der Baltimore-Ohio-Eisenbahn. Jetzt folgte zu Wasser und zu Land Regiment auf Regiment; die wichtigsten Punkte wurden besetzt, Washington befestigt und bald hieß es: die Hauptstadt ist sicher.

In wieweit diese Behauptung gerechtfertigt war, ergab sich nach der Schlacht von Bull Run, wo es nur an der Erschöpfung und der mangelhaften Taktik des Feindes lag, daß er nicht mit den fliehenden Bundestruppen in Washington einzog und Jefferson Davis im weißen Hause etablirte.

Unterdessen hatte General Butler von der Festung Monroe aus seine unglückliche Big-Bethel-Expedition gemacht, deren militärische Leitung das Unglaublichste übertraf. General Rosencrantz befand sich auf einem unabhängigen Zuge in Westvirginien, in dessen Bergen er einen erfolgreichen Guerillakrieg führte, ohne jedoch irgend welche Entscheidung herbeizuführen. General Mc Dowell, unter dem altersschwachen Scott der Held von Bull Run, trat nach diesem Debut ab, und hiermit kann auch die Chaos- oder Sturm- und Drangperiode als beendigt angesehen werden.

Schon während dieser Periode jedoch fing die Sklavenfrage an unbequem zu werden, obwohl man sie principiell als noch ganz indifferent betrachtete. Sowohl nach Festung Monroe wie in die Linien der Truppen von Washington liefen fortwährend Sklaven zu, und die Herren Generale waren in der größten Verlegenheit, was sie mit diesem schwarzen Eigenthum ihrer „südlichen Brüder“ anfangen sollten. Sie etwa gegen ihre Herren benutzen, Abolitionisten werden, sie zu Aufrührern machen? Bei Leibe nicht. Einige schickten sie wieder fort, Andere lieferten sie ihren Herren aus ꝛc. bis Butler das Wort „Contrebande“ erfand und damit die Frage schlau gelöst zu haben glaubte. Er meinte, es sei, obwohl er durchaus nichts gegen die Sklaverei habe, eine militärische Nothwendigkeit, die Sklaven einstweilen dem Besitz ihrer Herren zu entziehen und sie zu passenden Arbeiten zu benutzen, bis der Krieg zu Ende oder irgend welche Arrangements getroffen sein würden. Somit war die Sache fürs Erste erledigt.

Jetzt trat die zweite Phase ein, welche mit der Organisation der Armee unter Mc Clellan, dem „jungen Napoleon“ begann. Bisher im Dunkel des Westens an einer Eisenbahn als Ingenieur beschäftigt, wurde er plötzlich der Heros der Nation, die Hoffnung des Nordens und versicherte dem gläubigen Publicum, daß es von jetzt an keine „Bull Runs“ mehr geben werde und daß er in der Sklavenfrage ganz koscher sei. Er kam ungefähr auf dieselbe Weise zu dieser plötzlichen Apotheose wie der heilige Januarius zu seinem Schein, der bekanntlich selbst gesagt hatte, daß er vom Himmel gefallen sei, und so bereits seine Echtheit aus der Anticipation der Heiligkeit schöpfte. Mc Clellan also organisirte die Potomac-Armee, lernte reiten und ließ sich einen

Schnurrbart wachsen; dabei sprach er geheimnißvoll von einem Erdrückungsplan (crushing-plan) welcher der Rebellion sehr bald auf freundlichem Wege ein Ende machen und Blutvergießen vermeiden werde. Mc Clellan war „unser Mann!"

Unterdeß waren die Conflicte in Missouri ausgebrochen und nach mehren schnellen Wechseln Fremont an die Spitze des westlichen Departements gestellt worden; der tapfere Lyons war bei Springfield gefallen, und Sigel hatte auf dem bekannten Rückzug seine ersten Lorbeern gepflückt. In Fremonts Departement war der Zulauf von Sklaven noch weit bedeutender als irgendwo anders, und er trat, um der ungewissen Halbheit ein Ende zu machen, am 8. August 1861 mit seiner berühmten Proclamation auf, worin er jeden Sklaven innerhalb seiner Linien als Eigenthum des Feindes, welches er jenem nehmen müsse, jedoch selbst nicht als solches verwerthen könne, für frei erklärte. Diese Proclamation erregte in Washington eine furchtbare Entrüstung. Der schwache Präsident wagte nicht, seinen Prosklaverei-Rathgebern zu widersprechen, desavouirte Fremont, zwang ihn zum Rücktritt und machte somit auch dem erfolgreichen Feldzuge im Westen ein Ende. Fremonts Nachfolger Halleck gab den ganzen Südwesten Missouri's wieder preis, verbot aber jedem Sklaven, seine Linien zu überschreiten, war also „der Mann"*). — Die Ausdehnung des westlichen Departements wurde einstweilen zu bedeutend und die Errichtung eines dritten, des Mississippi-Departements, nothwendig, welches in Kairo, am Zusammenfluß des Mississippi und Ohio sein Hauptquartier hatte und mit Kanonenbooten auf jenen beiden Strömen und deren Nebenflüssen operirte. Die Erfolge dieses Departements in Kentucky und Tennessee bilden die einzige erfrischende Oase in dieser strategischen Wüste, sowie später die allmälige Eroberung des Mississippi die Zweckmäßigkeit seiner Leistungen und die Kühnheit seiner Führer aufs deutlichste bekundete.

Während dies im Westen geschah und am Potomac immer noch die etwas langweilige Napoleonide spielte, fing die Flotte, welche ebenfalls fast aus Nichts geschaffen worden war, im Osten an, eine sehr wirksame Thätigkeit zu entwickeln. Man hatte im Kriegsministerium den nicht unweisen Plan gefaßt

---

*) Frank Blair von Missouri, früher Fremonts Freund, gab sich durch seinen Vater, den Generalpostmeister Blair in Washington, besondere Mühe, eine Anklageacte gegen jenen anhängig zu machen. Jessie Benton Fremont, die bekannte Frau des Generals, befand sich zu jener Zeit in der Hauptstadt und übernahm mit ihrer charakteristisch-geistreichen Freimüthigkeit die Vertheidigung ihres Gemahls in diplomatischen Zirkeln. Als sie eines Tages dem alten Blair ziemlich heftig ihre Meinung über sein und seines Sohnes Benehmen gesagt hatte, schloß dieser: „Mind, Mrs. Fremont, we can make men, but also unmake them." — I have seen one of your making, Mr. Blair", antwortete Jessie mit einer sarkastischen Verbeugung „but I would rather advise you, to quit the business."

Mc Clellans Erdrückungstheorie dadurch zu unterstützen, daß man Stationen an der Seeküste der rebellischen Staaten errichtete, von diesen aus nach dem Innern operirte und so den Feind zu zwingen suchte, einen Theil seiner Streitkräfte von dem eigentlichen Mittelpunkte des Krieges zurückzuziehen.

Die erste derartige Expedition ging nach Cap Hatteras an der Küste von Nordcarolina, das jedoch wegen des ungünstigen Terrains und der schwierigen Landung, welche die dort stationirten Truppen häufig ohne allen Proviant ließ, nach wenigen unbedeutenden Treffen so gut wie aufgegeben werden mußte. Im November 1861 gingen Gerüchte über eine zweite, weit bedeutendere Flottenexpedition, welche einen entscheidenden Schlag führen sollte, und die Vorbereitungen, welche bei Hampton Roads unter der Festung Monroe getroffen wurden, ließen in der That Großartiges erwarten. Täglich schlugen neue Regimenter ihr Lager bei Annapolis, dem Einschiffungsplatze, auf; täglich mehrten sich die Kriegsschiffe, welche sich mit ihren Feuerschlünden unter die Kanonen der Festung legten; jeder neue Morgen sah mehr Transportschiffe sich auf der Rhede wiegen, und das Ordonnanzdepartement entwickelte eine wahrhaft fabelhafte Thätigkeit. Wohin geht diese Armada? fragte sich der ganze Norden. Wohin? fragten sich die Commandeure selbst, welche mit versiegelten Ordres in See gehn und erst dort den Ort ihrer Bestimmung erfahren sollten. Einer glaubte, es sei auf New-Orleans abgesehn; der Andere schickte die Expedition nach Pensacola und Mobile, ein Dritter bewies haarklein, daß sie für den Rappahannock und Jamesriver bestimmt sei, um unmittelbar mit Mc Clellan zusammen zu operiren; kurz Alles strotzte von strategischer Weisheit, und namentlich die Presse ließ es sich außerordentlich angelegen sein, das Kriegsministerium über die beste und wirksamste Verwendung der gesammelten Streitkräfte aufzuklären.

Da waren eines schönen Morgens sämmtliche Truppen aus Annapolis verschwunden, und die stolze Flotte hatte bis auf wenige Schiffe die Rhede verlassen.

Mit athemloser Spannung wartete man auf Nachrichten von ihrem Auftauchen; aber Tag für Tag verging, ohne daß etwas verlautete; furchtbare Stürme wütheten die ganze gefährliche Südküste entlang, und fast jeden Tag kam ein Transportschiff zurück mit traurigen, entmuthigenden Nachrichten. Eine Menge Schiffe waren an den zahllosen Klippen Nordcarolina's zu Grunde gegangen, und man hatte die ganze Expedition beinahe schon aufgegeben, als Commodore Dupont durch seine Depesche über die Einnahme von Port Royal in Südcarolina im ganzen Norden einen endlosen Jubel hervorrief. Und in der That war diese Nachricht wohl geeignet, den loyalen Norden zu erfreuen; denn der Punkt zum Eindringen in das eigentliche Herz des Feindes konnte nicht besser gewählt sein, und die Affaire an und für sich hatte etwas Glänzendes, Ritterliches, was der Kriegführung des Nordens bis dahin ganz und

gar fremd gewesen war. Port Royal Entrance bildet an der südlichen Spitze Südcarolina's einen ähnlichen Einschnitt wie der Hafen von New-York und beherrscht den Zugang zu dem alten Aristokratensitze Beaufort, dem Sammelplatze der „fire-eaters“. Von da sind's nur noch circa 20 englische Meilen bis zum Zusammentreffen der Charleston- und Savannah-Eisenbahn, einem Punkt von der höchsten strategischen Wichtigkeit, da er den einzigen Ausgangspunkt zum Angriff gegen diese beiden Städte bildet, welche zur Zeit fast ganz von Truppen entblößt waren. Die Conföderirten hatten die Wichtigkeit dieses Punktes jedoch ebenfalls wohl erkannt und die Einfahrt durch zwei starke Forts, Fort Walker auf Hiltonhead und Fort Beauregard auf dem gegenüberliegenden Eiland Bay-Point zu schützen gesucht, welche das ganze Gewässer nach der See zu vollständig beherrschten. Commodore Dupont machte ein ebenso kühnes wie scharfsinniges Manoeuvre, indem er seine mit schwerem Belagerungsgeschütz armirten Schiffe hinter einander aufstellte und eine Kreisfahrt begann, in welcher er stets Breitseite auf Breitseite in die feindlichen Werke schicken konnte, ohne denselben mehr als eine nur momentane Gelegenheit zur Erwiederung zu geben. Sobald die Schiffe, welche mit dem Bug auf die Forts herandampften, diesen ganz nahe waren, wurde gefeuert, und einen Augenblick darauf waren sie aus dem Bereich der feindlichen Kanonen, welche auf die Seeseite gerichtet waren. Dicht am Lande hinsteuernd, wiederholten sie dasselbe Manoeuvre auf der gegenüberliegenden Seite, und nachdem die Rundfahrt sechsmal wiederholt worden war, zeigten beide Werke die weiße Flagge. Die Flotte hatte ihre Pflicht über Erwarten gethan; die Truppen wurden ausgeschifft, und General Shermans Aufgabe war es jetzt, die Vortheile, welche Commodore Dupont errungen hatte, zu benutzen. In wie weit er den von ihm gehegten Erwartungen unter den obwaltenden Verhältnissen entsprach und entsprechen konnte, werden wir später sehn; jedenfalls wurde auf Hiltonhead und den umliegenden Inseln eine bedeutende Truppenstation etablirt, welche Charleston und Savannah bedrohte und die Conföderirten zu nicht unbedeutenden Truppenconcentrationen an diesen Plätzen zwang.

Das Sklavendilemma kam auch hier wieder in dringender Weise zum Vorschein, da Tausende ihren Herren entlaufen waren und Schutz im Lager der Bundestruppen suchten. Wenn Sherman kein andres Verdienst gebührt (und wir sind stark geneigt, dies zu bezweifeln), so nahm er in dieser Frage wenigstens der Regierung gegenüber den richtigen Standpunkt ein, indem er genau das that, was Fremont in seiner Proclamation wollte. Man wagte schon in Washington nicht mehr, dem Volksbewußtsein einen ähnlichen Schlag wie durch Fremonts Resignation zu versetzen; man fühlte sich schon nicht mehr sicher in der autokratischen Wirthschaft, und Herr Staunton, der Nachfolger des langfingerigen Kriegsministers Cameron, bot wenigstens im Anfang Alles auf, den verrätherischen Elementen des Cabinets das Widerspiel zu halten.

Unterdessen war eine ähnliche, wenn auch nicht so große Expedition, unter General Burnside auf Roanoke-Island gelandet, um nach dem Innern von Nordcarolina zu operiren; General Butler lag mit einer bedeutenden Macht vor New-Orleans; kurz im Westen, Süden und Osten war Alles geschehen, um den Rebellenerdrückenden Mc Clellan, welcher noch immer am Potomac Revuen hielt und freundliches Einvernehmen mit den südlichen Brüdern, vor allen Dingen den Schutz ihres schwarzen Eigenthums predigte, die Wege zu bahnen. Bisher hatte er alle Beschuldigungen mit dem mitleidigen Lächeln der Ueberlegenheit angehört; aber der Ruf des Volkes wurde dringender, seine Partei im Cabinet konnte seiner Unthätigkeit nicht mehr Vorschub leisten. „On to Richmond! Mc Clellan ist ein Verräther, wenn er noch länger ruhig bleibt!“ erscholl es durch den ganzen Norden; selbst der Kriegsminister raillirte ihn in öffentlichen Berichten, weil er ihn auf keine andere Weise anfassen konnte. Kurz der junge Napoleon mußte sich entschließen, eine Vorwärtsbewegung zu machen. — Fahnen flattern, Adjutanten sprengen umher, Truppenkörper setzen sich in Marsch; die Generale sammeln sich in ernstem Schweigen, Mc Clellan mit feierlichem Feldherrngesichte unter ihnen. Vorwärts geht es gegen die Feuerschlünde von Manassas und Centreville. Streifpartieen und Recognoscirungscorps rücken vor, und siehe! der Feind hält nicht Stand; er wagt es nicht, den Erdrücker zu erwarten und verläßt seine so mühsam befestigte Position, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben. Jetzt im Sturmschritt vorwärts! Man erreicht die Batterien und will sich der Geschütze bemächtigen und findet — schwarz angestrichene Baumstämme, die aus der Ferne täuschend wie Kanonen aussehen. Der Feind hat die Position seit Monaten allmälig geräumt und eine bei weitem bessere und sichrere hinter Centreville eingenommen, an die Mc Clellan sich nicht wagen darf. Monate lang hat der junge Napoleon vor jenen Schreckbildern gelegen, ohne einmal zu wissen, welche Veränderungen in seiner nächsten Nähe vorgehen. Es ist kaum glaublich, daß er es nicht gewußt haben sollte! — Jetzt fing der Telegraph an zu spielen: Mc Clellans Theorie hätte sich glänzend bewährt; der Feind wiche überall ohne Schwertstreich und würde sich in derselben Weise bis in die Golfstaaten zurückziehen, wo man ihn dann wie die Ratte im Sack ganz gemüthlich abfangen könne.

Man ließ sich wirklich täuschen, aber nicht auf lange. Mc Clellan mußte etwas thun, wenn er sich halten wollte; denn das Volk war der Phrasen und der Erdrückungstheorie übermüde. In aller Eile wurde die virginische Halbinsel mit dem James River als Operationsbasis gegen Richmond zum Kriegsschauplatz gewählt, und mit diesem Wechsel schließt die Erdrückungsphase, die längste und verderblichste für den Norden, die Phase, in welcher sich die politischen Drahtzieher in Washington darum stritten, ob Krieg geführt werden sollte oder nicht, und in Mc Clellan einen willigen Diener ihrer Intriguen

fanden, die Phase endlich, in welcher die Begeisterung der Nation erdrückt, der Glaube an die Nationalität fast vernichtet wurde.

Mit der Verlegung des Kriegsschauplatzes auf die virginische Halbinsel beginnt die dritte Phase, die der Niederlagen oder der strategischen Meisterstücke, wie Mc Clellan sich lieber ausdrückt; das erste dieser Meisterstücke war die siebentägige Schlacht vor Richmond, in welcher die Bundestruppen bis nach Harrison-Landing am James River zurückgeworfen wurden; das letzte, die zweite Schlacht bei Bull Run, in welcher General Pope's jugendliche Lorbeern welkten. Mc Dowell stand ihm dabei — wahrscheinlich seiner genauen Terrainkenntniß wegen — zur Seite.

Wir sagten weiter oben, daß diese ersten Phasen vorbereitend auf eine vierte sich jetzt entwickelnde gewirkt haben. Hannibal ante portas heißt es jetzt; die furchtbare Erfahrung hat den Norden gelehrt, daß er wirklich kämpfen muß und nicht mehr schonen darf; er weiß jetzt, daß er für die Constitution kämpft, wie sie Washington und Jefferson, wenn sie jetzt lebten, ausgeführt haben würden, daß er für die Union mit Abschaffung der Sklaverei kämpft. Der Verrath im Cabinet muß sich verbergen; seine Diener im Heere werden ihrer verantwortlichen Stellungen enthoben. Kurz es wird Ernst, furchtbarer Ernst. Und wenn das Volk des Nordens mit dem Bewußtsein kämpft, daß es Haus und Herd, Freiheit und Zukunft gilt, dann sind noch Soldaten genug vorhanden, und wenn auch Tausende fallen, dann werden die großartigen Hülfsmittel des Nordens noch lange nicht versiegen und die Union der nordamerikanischen Freistaaten wird glänzender und reiner aus dieser ihrer Prüfungszeit hervorgehn!*) Die neusten Ereignisse scheinen bereits den Anfang einer vierten Phase, der Phase der Siege zu bekunden.

Die Shermansche Expedition war seit Monaten in Port Royal gelandet, ohne die Resultate zu erzielen, welche man erwartet hatte. Das nahe liegende Beaufort war erst nach Verlauf von drei Wochen besetzt worden; die nördlichen Vorposten standen zwar bei Port Royal Ferry, aber immer noch acht Meilen von der Charleston-Savannah-Eisenbahn entfernt, welche täglich stärker befestigt wurde. — Fort Pulasky, am Ausfluß des Savannah River gelegen, war ebenfalls noch nicht erobert, und obwohl das gegenüberliegende Tybee-Island mit mehren Regimentern besetzt worden war, machte man doch immer noch keine

---

*) Hier weichen wir von dem Verfasser ab, indem wir die in Nr. 4, 7 und 10 dieses Jahrgangs entwickelte Meinung festhalten, daß die Union höchst wahrscheinlich nicht wiederhergestellt werden wird, und daß eine Wiederherstellung derselben nur die Erhaltung, nicht die Aufhebung der Sklaverei zur Folge haben würde. Wir wünschen eine Trennung von Nord und Süd, weil wir nur in dieser die Möglichkeit sehen, die Sklaverei allmählig zu ersticken. D. Red.

energischen Anstalten zu einer eigentlichen Belagerung. Die Stimmung gegen Sherman war eine sehr ungünstige, als der Verfasser in einer Mission des Staates New-York, welcher ein bedeutendes Contingent zu der Expedition gestellt hatte, die Stationen an der Küste Südcarolina's und Georgia's besuchte. Der Andrang zur Beförderung dahin war wegen der neuen Verstärkungen, welche General Sherman verlangt hatte, so stark, daß ich mehre Tage warten mußte, ehe mich eins der Regierungsschiffe aufnehmen konnte, bis es mir gelang, in dem kleinen Schraubendampfer Matanzas, welcher früher zwischen New-York und Matanzas fuhr, jetzt aber von der Regierung, wie unzählige andre, für 700 Dollars per Tag gemiethet worden war, einen Platz zu erlangen. — Am Morgen der Abfahrt wogte auf dem Dock ein malerisch buntes Treiben. In hastiger Jagd wirbelten mitten durch das Menschengewühl beladene Wagen, welche ihre Lasten abwarfen und dann ebenso schnell wieder verschwanden, um andern Platz zu machen; Alles mit einer Eile und einer haarsträubenden Geschicklichkeit, wie sie, glaube ich, nur den Wagenlenkern von New-York eigen ist. Dazwischen tönten die quäkenden Stimmen der Zeitungsjungen, der anpreisende Ruf der Orangen- und Kuchenverkäufer, das Singen der Soldaten, welche sich den Abschied durch eine etwas erhöhte Stimmung zu erleichtern gesucht hatten, das Schluchzen der Weiber, deren Gatten oder Geliebte in den fernen Kampf zogen, das Commando der Offiziere und Schiffsbeamten, welche sich vergebens in dem Gewühl verständlich machen wollten; kurz es war ein Wirrwarr, ein Drängen und Stoßen, Zerren und Schieben, das selbst für einen New-Yorker zu stark wurde und ich war froh, als ich mein Asyl in der Kajüte aufgefunden hatte, um daselbst in Ruhe und Gemüthlichkeit mit einigen Freunden einen Abschiedstrunk zu thun, in der Voraussicht, den Comfort New-Yorks für geraume Zeit mit den Entbehrungen und Strapatzen des Kriegslebens zu vertauschen. Die Kajüte fing an sich zu füllen, der Lärm auf Deck und am Lande nahm ab, Taue knarrten, die Ventile räusperten sich zum Abschiedspfiff. Endlich ertönt das Signalwort „all on board"; jeder, der nicht mit wollte, beeilte sich ans Land zu kommen; die Brücken fielen, und die Matanzas bewegte sich erst langsam und schwerfällig in den Strom, dann gewandt und anmuthig wie ein Aal die herrliche Bai von New-York hinunter nach der See zu.

Bei sehr schönem Wetter gings an dem lieblichen Staten-Island, den Forts Lafayette und Hamilton vorbei nach Sandy-Hook, dem äußersten Punkte des Landarmes, welcher die Bai von New-York nach Südosten begrenzt. Da es noch im Februar und empfindlich kalt war, zogen wir uns bald in die Kajüte zurück, um zu rauchen, die letzten Zeitungen zu lesen, zu gähnen und uns unter den Elementen der Gesellschaft zu orientiren. Diese bestand meistens aus Offizieren sehr jugendlichen Alters, welche zu ihren Regimentern zurückkehrten,

Beamten, welche in bestimmten Geschäften reisten, Zahlmeistern, Suttlern, Offiziersfrauen, die unter dem Titel von Waschfrauen oder Krankenpflegerinnen ihre Männer im Felde besuchten, kurz aus all den Ingredienzien, welche eine Bewegung wie diese mit sich bringt und die unter allen Verhältnissen dieselben sind. Ich ließ die Sache denn auch nach einer kurzen Rundschau auf sich beruhen und vertiefte mich in die editoriellen Spalten des New-Yorker Herald, indem ich mich nach amerikanischer Sitte mit Füßen und Rücken möglichst comfortabel zu arrangiren suchte. Ich mochte so kaum eine halbe Stunde gesessen haben und fing bereits an, den schlafbringenden Wirkungen des Herald zu erliegen, als mich ein dumpfes Stöhnen zu meiner Rechten veranlaßte, einen Blick auf meinen Nachbar zu werfen. Es war ein Lieutnant von höchstens achtzehn Jahren, den die Liebe zu dem feinen Rock und den glänzenden „Shoulder Straps" von Muttern in den Kampf getrieben, der aber nicht berechnet hatte, daß sein Kriegszug ihn auch übers Meer führen und den trügerischen Wallungen einer bewegten Wasserfläche preisgeben würde. Wir waren jetzt außerhalb der „Bar", und ein Blick auf meine Umgebung überzeugte mich, daß wir bereits „schlecht Wetter" hatten; denn die Wände beschrieben Parabeln, welche sich in den Nervenschwingungen meines Nachbarn wiederholten und eine Todtenbläſſe um den krampfhaft geschlossenen Mund hervorgerufen hatten. Was ist doch der Mensch, selbst der Krieger, wenn er seekrank ist? dachte ich, und in demselben Augenblick stürzten zwei unserer Gefährten mit wilder Entschlossenheit auf die Thür zu, um das Freie zu gewinnen. Erst nach einigen Tagen sah ich sie mit feierlich ernsten Gesichtern, deren Ausdruck nur durch ein mattes, resignirtes Lächeln gemildert wurde, bei Tafel wieder. Nach und nach verfielen fast alle Reisegefährten den Wirkungen Neptuns wie Penelope's Freier den Pfeilen des Odysseus, und nur eine kleine Heldenschaar, zu welcher der Verfasser sich zu rechnen das Vergnügen hatte, folgte dem Ruf der Tischglocke. Hier begann ein Kampf mit den tanzenden Schüsseln, welcher unsre ganze taktische Bildung in Anspruch nahm und den alten Widerstreit zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden aufs lebhafteste wieder anregte. Kaum war's Einem gelungen, sich eines Stücks zu bemächtigen, als sich bereits zehn andre in buntem Gemisch herandrängten, wie wenn sie sich über die ihnen zugefügte Vernachlässigung beklagen wollten. Essig und Senf tanzten herbei, um sich bei vorkommenden Fällen zum Salat zu empfehlen; eine gebratene Gans rutschte heran und warf mir einen wehmüthigen Blick zu, als wollte sie sagen: „Auch ich war Dir einst theuer;" während der Pudding sich vorlaut in die Unterhaltung mischte und hoch aufsprang, um sich bemerkbar zu machen. Wir gingen jedoch als Sieger aus diesem Kampfe hervor, der sich für die nächsten drei Tage bei jedem Versuch, einen knurrenden Magen zur Ruhe zu bringen, wiederholen sollte, und begaben uns aufs Verdeck, um einmal wieder den eigenthüm-

lich großartigen Anblick einer erregten See zu genießen, welche in jenen Gegenden einen besonders wilden Charakter trägt.

Man braucht nur einen Blick auf die Küste Nordamerika's von New-York an bis zur äußersten Spitze von Florida zu werfen, um sofort die eigenthümliche Formation derselben zu bemerken. An der ganzen Strecke finden wir eine Menge von Einschnitten, mitunter größere Buchten, die nach der See zu von langen und schmalen, meist felsigen Inseln begrenzt werden und meist nur durch enge Eingänge, Inlets, mit derselben in Verbindung stehen. Seit Jahrtausenden spült die von Osten kommende Welle die weichen Theile dieser Landstrecken aus, während die felsigen oder härteren ihren Wirkungen länger widerstehen und so ist ein förmliches Netz von Küstengewässern entstanden, welche natürlich eine sehr unregelmäßige Brechung der Welle bedingen und keine regelmäßige Brandung zulassen, sondern ebenso unregelmäßig und stoßweise reflectiren. So entstehen die sogenannten Stoßwellen, die Breakers, welche schon so manchem Schiff Verderben gebracht und namentlich an der Küste von Nordcarolina viel Unheil angerichtet haben. Im letzten Jahre sind in jenen Gewässern allein gegen 25 Dampfer und Transports, u. a. die prächtige Dampffregatte Oriental im Mai d. J., zu Grunde gegangen. — Am meisten und unangenehmsten ist man den Wirkungen dieser Stoßwellen in einem kleinen Schraubendampfer ausgesetzt, welcher schon an und für sich der leisesten Bewegung des Wassers folgt, indem der ganze Rumpf die Bewegungen der Schraube wiederholt. — Wir befanden uns fortwährend in einer weißen Gischtmasse, welche ihre Flocken hoch über unsre Häupter emporschleuderte, uns hob und senkte, so daß der Bug unsres Schiffchens bald den Himmel stürmen, bald den Meeresgrund suchen zu wollen schien. Der Sturm wuchs allmälig zum Orkan; wir mußten uns in unsre Kojen begeben, weil wir uns sonst nirgends mehr halten konnten, und alle unsre Philosophie aufbieten, uns in das Unvermeidliche zu fügen. Der Capitän gestand nachher selbst, daß er mit der Matanzas nicht gerade gern bei solchem Wetter unterwegs wäre. Es sei ein schönes, festes Schiff, aber ein wenig kopfschwer, und er habe schon öfter an die Möglichkeit gedacht, daß es gar nicht wieder in die Höhe kommen würde, wenn es so die Nase ins Wasser stecke. Die Nase trug sich jedoch immer wieder hoch und nach zwei Tagen und zwei Nächten, während welcher wir den gefährlichsten Theil der Küste passirt hatten, schien wieder ein freundlicher Morgen auf die zwar noch immer erregten, aber nicht mehr so chaotisch wühlenden Wellen. Die „Matanzas“ hatte sich gut gehalten, und nur die „Nase“ sah von den so oft wiederholten Anstrengungen etwas kahl aus.

(Fortsetzung folgt).

Das Verhältniß der Sage zur Geschichte.

Der Leser wolle sich in die Lage eines Geschichtschreibers versetzen, welcher unternimmt eine Geschichte des siebenjährigen Krieges, also einer kaum hundert Jahre oder drei Geschlechter von uns entfernten Reihe von Begebenheiten, nach den in dem deutschen Volke erhaltenen mündlichen Ueberlieferungen zu schreiben, und welcher zu dem Ende ganz Deutschland bereist.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß er in allen Gegenden und Familien, welche nicht unmittelbar von jenen Ereignissen berührt wurden, das Bewußtsein dieses Krieges gänzlich erloschen finden wird, insofern es nicht durch wissenschaftliche Belehrung frisch erhalten worden. In der Umgegend der Hauptschlachtfelder dürfte er die allgemeine Erinnerung an das dort vorgefallene kriegerische Ereigniß wohl noch erhalten finden, aber unter den Umwohnern schwerlich Jemand auftreiben können, welcher ihm aus der mündlichen Ueberlieferung einen klaren Bericht über den Hergang zu geben im Stande wäre, und fast ebenso unwahrscheinlich dünkt es uns, daß er aus dieser Quelle irgend eine Angabe über das Jahr erhalten könne, in welchem die Schlacht vorgefallen ist, wenn dabei die auf etwaige schriftliche Anmerkung desselben in dem Kirchenbuch oder der Hausbibel gestützte Kenntniß ausgeschlossen wird.

Ist er nun auch so glücklich gewesen, auf allen Schlachtfeldern die Erinnerung an die vorgefallene Schlacht und den einen oder andern Zug derselben erhalten zu finden, ist er selbst hier und da auf den Enkel eines Soldaten aus dem siebenjährigen Kriege gestoßen, welcher ihm über das, was in seiner Erinnerung von den Erzählungen seines Groß- oder Urgroßvaters aus dieser Zeit haften blieb, Mittheilungen macht, so wird er doch bei dem Versuche, die gesammelten Angaben nach ihrem zeitlichen Zusammenhange zu einer klaren Uebersicht des Verlaufes dieses Krieges zu ordnen, wegen des Mangels oder der Unsicherheit der Zeitangaben auf unübersteigliche Hindernisse stoßen und dadurch zu dem Ergebnisse kommen, daß trotz der hohen allgemeinen Schulbildung des deutschen Volkes dessen reines geschichtliches Erinnerungsvermögen nicht stark genug ist, um als Quelle für die geschichtliche Darstellung einer von seinen Großvätern und Urgroßvätern erlebten Zeit benutzt werden zu können, obgleich sie die Gemüther damals gewaltig ergriffen hatte.

Gehen wir nun noch einen Schritt weiter zurück, und nehmen wir an, daß in einer gebildeten und reichen deutschen Familie im Jahre 1618, also am An-

fange des dreißigjährigen Krieges, ein Mann geboren wurde, welcher Gelegenheit hatte, sich über den Verlauf dieses Krieges zu unterrichten, und daß er als siebzigjähriger Greis (1688) diese Erfahrungen seinem zehnjährigen Enkel so lange erzähle, bis er dieselben vollkommen inne hat; daß dieser als siebzigjähriger Greis mit seinem zehnjährigen Enkel (1748) ebenso verfahre und dieser dessen Beispiel im gleichen Alter (1808) befolge, so bedürfte es mithin nur einer dreimaligen Uebertragung der mündlichen Ueberlieferung, damit wir aus dem Munde eines nun vierundfünfzigjährigen Mannes die Geschichte des dreißigjährigen Krieges erfahren könnten. Wir befürchten aber keinen Widerspruch, wenn wir behaupten, daß man in ganz Deutschland vergebens nach einer solchen Ueberlieferung suchen würde.

Ebenso wenig möchte es gelingen, um von der Reihe der deutschen Kaiser zu schweigen, die einfache Folge der preußischen Regenten von dem großen Kurfürsten an, aus der streng mündlichen Ueberlieferung herzustellen. Ist doch das Interesse des Menschen an der Geschichte seiner eigenen Vorfahren so gering, daß die Meisten auf die Frage nach dem Namen und Stande ihrer Urgroßväter die Antwort schuldig bleiben. Eine Ausnahme macht hier freilich der Adel, sobald man aber nach der Quelle seiner genaueren Familienkenntniß forscht, ergibt sich der geschriebene Stammbaum und das Familienarchiv als die eigentlichen Träger der mündlichen Ueberlieferung.

Allerdings findet sich bei Völkern, in welchen der Stammverband noch nicht gänzlich erloschen, wie bei den Iren, Schotten, Basken und Albanesen ein besseres Gedächtniß für die Familiengeschichte, denn dort weiß in der Regel jeder Einzelne die Namen seiner Vorfahren bis in das sechste, achte, ja zehnte Glied anzugeben; wenn es aber erlaubt ist, die mit den Albanesen von uns angestellten Proben zu verallgemeinern, so beschränkt sich diese Familienkenntniß von dem Großvater an auf die nackten Namen der Vorfahren; der Zusatz von Begebenheiten beginnt, wenn überhaupt, erst wieder bei dem Ahnherrn des Geschlechtes und dieselben dehnen sich höchstens auf dessen Söhne aus.

Außer der Frage nach den Namen der Urgroßväter seiner Mitmenschen ist dem Leser auch eine andere Probe für den geschichtlichen Sinn derselben zur Hand. Er braucht sich nur bei den ältesten Leuten der Gemeinde, in welcher er lebt, nach den von ihren Vorfahren stammenden mündlichen Ueberlieferungen über deren Geschichte zu erkundigen und zu versuchen, wie weit er an der Hand derselben in die Vergangenheit zu dringen vermag. Nach den von dem Verfasser in Albanien*) angestellten Versuchen dürfte es ihm schwerlich gelingen,

*) Vrgl. z. B. die nach mündlichen Ueberlieferungen aufgezeichnete Stadtchronik von Skodra in seinen Albanesischen Studien I. S. 97 und folg.

mit Sicherheit bis in die Zeiten des vierten oder fünften Geschlechts aufzusteigen.

Der geringe Sinn des Culturmenschen für die Kunde der Vergangenheit ist aber um so beachtenswerther, weil ihm, nachdem er den Schutz seines Lebens, seines Eigenthums und seiner Ehre dem Gesetze übertragen hat, nun weit mehr Muße und Freiheit bleibt, jenem ihn von der Gegenwart abführenden Triebe zu folgen, als in den Zeiten, wo das Dichten und Trachten des Einzelnen mehr oder weniger von diesem Schutze in Anspruch genommen und daher an die Gegenwart gebannt wurde. Je weiter wir aber in der Geschichte aufsteigen, desto dringender tritt diese Sorge an den Einzelnen heran, desto weniger Muße findet er also, sich mit der Frage nach der Vergangenheit zu beschäftigen.

Einen Hauptbeleg für die Schwäche des geschichtlichen Sinnes des Culturmenschen ergibt aber der heutige Volksgesang. Wir kennen überhaupt nur ein geschichtliches Lied im Munde des deutschen Volkes, das von Prinz Eugen. Aber wir fragen, wo ist das Lied, welches sich im deutschen Volke aus den Zeiten der Freiheitskriege und von deren Begebenheiten erhalten hätte? Ist es einem von Gleims Grenadierliedern gelungen volksthümlich zu werden?

Wir fragen weiter, in welchem heute noch gesungenen Volksliede wird auf eine Begebenheit des dreißigjährigen Krieges oder der Reformation, der Kreuzzüge, der Völkerwanderung oder der Hermannsschlacht angespielt?

Vielleicht mag man einwenden, daß die heutige Volksbildung den früher vorhandenen Sinn für die Vergangenheit ersticke, weil sie die Aufmerksamkeit des Volkes nach anderen Richtungen hinleite und daß der Naturmensch mehr Sinn für die Geschichte und daher größere Ueberlieferungskraft besitzen müsse, weil er, sobald er den Trieb fühle, sich von der Gegenwart abzuwenden, allein an die Vergangenheit verwiesen sei.

Wenden wir uns daher beispielsweise zu den Albanesen, welche sich noch in der vorausgesetzten Lage befinden, und sehen wir zu, wie es sich mit ihrem geschichtlichen Erinnerungsvermögen verhält. Die höchst merkwürdigen Stammessagen der Bewohner des albanesischen Alpenknotens, welche der Verfasser gesammelt hat, zeigen uns die Menschheit auf einer Entwickelungsstufe, von der sich bei den übrigen europäischen Völkern nur wenige verschwommene Spuren finden. Es ist dies der Uebergang der Familie zum Stamm, und es scheint uns daher ungewiß, ob ihre Anfänge Mythen oder Geschichte enthalten. Gleichwohl zählt der Stammbaum der ältesten nicht mehr als elf Geschlechter*).

Der Verfasser erkundigte sich auch während seines mehrjährigen Aufent-

*) Albanes. Studien I. S. 209. Note 169.

haltes in Epirus nach den geschichtlichen Liedern des Landes und deren Sängern. Es sind dies meist arme blinde Greise, oder auch Mitglieder der städtischen Musiken, und man behauptet, daß von ihnen jedes bedeutende Ereigniß besungen werde; daß aber diese Lieder nicht besonders volksthümlich sind, und von dem Volke mehr gehört als gesungen werden, geht daraus hervor, daß der Verfasser niemals welche zu hören bekam und auch viele Eingeborne sprach, die in der gleichen Lage waren, und daß er nur eine Probe von diesen Liedern, die Einnahme Janina's durch den bekannten Ali Pascha, ein sehr schwaches dichterisches Erzeugniß, sich verschaffen konnte. Aber ähnliche über Ali's Zeit hinausgehende Lieder wollte Niemand gehört haben, und selbst alte Leute konnten sich dergleichen nicht aus ihrer Jugend erinnern.

Während seines Aufenthaltes in Kroja forschte der Verfasser nach Liedern von Skanderbeg, die, wie er von Vielen gehört hatte, dort noch gesungen werden sollten. Es hieß jedoch, daß in einem acht oder zehn Stunden von Kroja liegenden Dorfe noch ein alter Mann lebe, der diese Lieder zu singen wisse, aber an Ort und Stelle waren sie bereits ausgestorben. Nun betrachten wir aber die Albanesen oder Neupelasger als ein sehr altes Volk, welches wahrscheinlich noch vor den Hellenen in Europa eingewandert ist und daher eine lange und reiche Geschichte haben muß, und zweifeln nicht, daß alle merkwürdigen Begebenheiten desselben ebenso wie Skanderbegs Thaten besungen worden sind. Pyrrhos und Alexander und Konstantin der Große sind zweifellos ebenso gut wie Skanderbeg in Liedern gefeiert worden. Wer möchte aber fragen, ob sie noch im Munde des Volkes leben, wenn er hört, daß die Lieder Skanderbegs dem gänzlichen Aussterben nahe sind? Was also Neumann von der Geschichtslosigkeit der Tscherkessen sagt, läßt sich wörtlich auch auf die Albanesen anwenden.

Wenden wir uns zu den Griechen, so möchten wir zweifeln, ob irgend eines ihrer schönen Klephtenlieder älter als ein Jahrhundert sei, wenn auch deren hohe Ausbildung zeigt, daß sie die Erzeugnisse einer alten Schule sind. Was aber ihre neuen geschichtlichen Lieder über die Begebenheiten des Freiheitskampfes betrifft, so glauben wir, daß davon überhaupt nur wenige im Peloponnes und auf den Inseln im Schwange gewesen sein mögen, weil sie bereits aus dem Volksmunde verschwunden sind. Bei den Rumelioten mag sich vielleicht das eine oder andere Lied noch einige Geschlechter hindurch erhalten, dem allgemeinen Schicksale ihrer Gattung werden sie aber sicher nicht entgehen, wenn nicht ihr Gedächtniß durch gedruckte Sammlungen frisch erhalten wird; denn wo sind die Lieder, welche den Fall von Konstantinopel beklagen, an denen gewiß kein Mangel war?

Es bleibt uns nun noch die Frage ins Auge zu fassen, ob es nicht wenigstens zur Zeit der alten Sängerschulen anders gewesen sein könne, welche,

wenn auch die Volksmasse ebenso unempfänglich für die Vergangenheit betrachtet wird, wie heutzutage, doch das Bedürfniß der höheren Gesellschaftsclassen nach geschichtlicher Belehrung zu befriedigen bestimmt sein konnten, welchem später durch die geschriebenen Werke der Geschichte entsprochen wurde.

Von den hellenischen Rhapsoden halten wir es für mehr als wahrscheinlich und von den nordischen Skalden wissen wir es sicher, daß sie auch die Ereignisse der Zeit besungen haben, in der sie lebten. Doch diese Lieder der hellenischen Sänger sind verklungen, und die geschichtlichen Lieder der deutschen Barden, der indischen und baktrischen, der finnischen und faröischen Sänger theilten ihr Schicksal, aber die heiligen Sagen, die sie besungen, Ilias und Odyssee, Mahabharata, Schahnahme, Kalewala und die faröischen Sigurdlieder haben sich in der mündlichen Ueberlieferung so lange frisch erhalten, daß sie niedergeschrieben werden konnten.

Wir übergehen die nur scheinbare Ausnahme der nordischen Skaldenlieder, weil in Bezug auf diese noch die Vorfrage zu entscheiden bleibt, wie viel von ihnen der Sage, wie viel der Geschichte angehört, und welches Alter der letzteren Classe zukommt. Diese Betrachtungen führen uns zu dem wichtigen Folgesatze, daß die mündliche Ueberlieferung an sich keine Geschichtsquelle sein könne und dies zu keiner Zeit gewesen sei, und daß sie sich zu einer solchen nur dann erhebe, wenn sie niedergeschrieben und in schriftlicher Form erhalten wird.

Ist aber das schriftliche Zeugniß die alleinige Quelle der Geschichte, so ist diese Wissenschaft überhaupt nur eine Tochter der Bildung, weil sie eine solche Entwicklung der Schrift voraussetzt, daß sie zur Aufzeichnung von Ereignissen benutzt werden kann. Ein Volk ohne Schrift hat überhaupt keine Geschichte.

Worin liegt es aber, daß die gesungene oder erzählte Geschichte verhallt, während die gesungene oder erzählte Sage ewig tönt? Von unserem Standpunkte ergibt sich die Antwort leicht, — weil die Sage etwas Anderes als Geschichte, weil sie die gläubige Urdichtung der Menschheit ist. Die Sage ist die Urform, in der sich der in den Menschen gelegte Urtrieb, Gott zu suchen, verkörpert hat. Die Sagen waren ihm Glaubensausdruck, und darum hielt er sie fest und konnte sie nicht fallen lassen, so lange sie sein Glaubensbedürfniß befriedigten, und wenn dieses in der Folge in vollendeteren Formen Befriedigung suchte, so vertraten ihm diese alten Glaubensformen die Geschichte seiner Vorzeit, indem es zu diesem Zwecke nur noch eines kleinen Schrittes in der versinnlichenden Richtung dieser Formen bedurfte, um die geglaubten Götter und Helden vollends in menschliche Könige und Königskinder zu verwandeln und an sie die vorhandene Kunde der geschichtlichen Vergangenheit zu heften. So entstand Sturlesons Heimskringla, das Geschichtswerk des

Saxo Grammaticus und hundert andere bei Griechen und Römern und wo immer die Wissenschaft der Geschichte ihre ersten Schritte that.

Das menschliche Gedächtniß läßt also nach unserer Ansicht die reingeschichtliche Wahrheit rasch fallen. Es muß durch den Glauben gestärkt werden, um für die Sagform dieselbe Tragkraft zu gewinnen, wie für die Sprachform. Nur der Glaube drückt der Sagform das unverwüstliche Gepräge auf, gegen welches die Zeit machtlos zu sein scheint, und das deren Fortdauer ermöglicht, wenn auch jener Glaube längst abgestorben ist. Die Form der einmal als göttlich erkannten Wahrheit überdauert das Bewußtsein dieser Erkenntniß.

Es erübrigt uns noch ein Blick auf das Verhältniß zwischen Sage und Geschichte in denjenigen Fällen, wo sie ineinandergreifen. Dies geschieht namentlich bei den s. g. Vergötterungen und Verheldungen geschichtlicher Persönlichkeiten. Während nach euhemeristischer Lehre aus dem verstorbenen Menschen ein neuer Gott oder Held wird und dabei seine geschichtlichen, also rein menschlichen Thaten in das Wundervolle erhoben werden, müssen wir von unserem Standpunkte aus die Möglichkeit eines solchen Verfahrens im Denken der im Stande der Kindheit erschaffenen Menschheit läugnen, und erblicken wir in dieser Vergötterung nur einen folgerichtigen Schritt in dem versinnlichenden Entwicklungsgange der Sage, auf welchem sie nicht nur sich auf ihren Wanderungen an ihren Ruheplätzen anzusiedeln, sondern auf geeignete menschliche Persönlichkeiten frisch abzulagern pflegt. Auf diesem Wege ist also niemals die Erzeugung eines neuen Gottes oder Helden, sondern nur die Wiedergeburt einer alten Gestalt der Sage möglich.

Wie verhält sich nun die geschichtliche Persönlichkeit zu der vorhandenen Figur der Sage, wenn eine solche Neuverkörperung der letzteren in der ersteren stattfindet? Wir wüßten in dem Bereiche der uns bekannten Sagen kein Beispiel anzuführen, welches hierüber belehrender wäre, als die deutsche Dietrichssage. Eine nähere Prüfung der uns durch skandinavische Vermittlung erhaltenen sächsischen Form derselben zeigt nämlich die deutlichsten Spuren, daß dieselbe ursprünglich in Sachsen und seinen Nachbarländern angesiedelt war. Dietrich herrscht zu Bonn am Rhein, welches früher Bern hieß, Attila ist der jüngere Sohn des Friesenkönigs Osid, er erobert sich Sachsen von dem König Miliah und wohnt in Susat, dem heutigen Soest in Westphalen, und die Nibelungen sitzen in Worms.

Die Verfasser derjenigen Form, in welcher sie uns erhalten ist, haben jedoch eine ganz andere Vorstellung von dem Schauplatze der Sage; und nach dieser lebt Dietrich in dem lombardischen Verona, Hermanrich in Rom, Attila im Ungarnlande; nur die Nibelungen sind in Worms seßhaft geblieben.

Daß diese Wanderung der Sage durch die mächtige Erscheinung des geschichtlichen Gothenkönigs Theodorich und des geschichtlichen Hunnenkönigs

Attila veranlaßt wurde, darüber kann wohl kein Zweifel sein. Die Geschichte der Sachsen ermangelt auch nicht der Berührungspunkte mit Italien, welche zur Erklärung dieser Erscheinung benutzt werden können; denn außer den zahlreichen Römerzügen unserer Kaiser bietet sich hierzu auch die Theilnahme der Sachsen an der Eroberung Italiens durch die Longobarden*). Doch liegt eine solche Erklärung nicht in unserer Aufgabe; wir beschränken uns auf die vollendete Thatsache, daß die sächsische Sage von Dietrich auf den geschichtlichen Gothenkönig Theodorich und die von Attila auf den geschichtlichen Hunnenkönig übertragen wurde.

Hier liegt nun die Vermuthung sehr nahe, daß bei der Verschmelzung der Sage mit diesen geschichtlichen Persönlichkeiten wenigstens ein oder der andere Lebenszug derselben in die Sage eingedrungen sei. Eine genaue Vergleichung der Geschichte mit der Sage zeigt jedoch, daß dies nicht der Fall war, und daß die Sage die geschichtlichen Persönlichkeiten und ihre Erlebnisse gänzlich verflüchtigte, um ihre Gestalten und Erzählungen an deren Stelle zu setzen.

Der Schwerpunkt in Theodorichs Leben ist die Eroberung Italiens, die Gründung einer neuen Herrschaft und das Streben, alle Fürsten germanischen Blutes zu einer großen Familie zu vereinigen, die in ihm ihr Familienhaupt erkennt.

Dagegen wird Dietrich von Bern als Sprößling einer Nebenlinie des über Italien herrschenden Königshauses geboren und liegt der Schwerpunkt seiner Sage in der Flucht vor den Nachstellungen seines Oheims, des Kaisers Hermanrich, zu dem Hunnenfürsten Attila**), in dessen Dienstbarkeit er tritt, und in seiner endlichen Rückkehr in das väterliche Reich nach langer Abwesenheit und nach mehren fehlgeschlagenen Rückkehrversuchen. Daß aber von Allem, was die Sage von Dietrich von Bern erzählt, überhaupt nichts geschichtlich sein könne, das ergibt sich aus ihren sehr starken Anklängen an die jonische Erechthidensage. In gleicher Weise stimmt nichts, was uns die sächsische Sage von Osids Sohne erzählt, zu dem historischen Attila.

Wir wenden uns nun zu einem andern Beispiele einer solchen Ablagerung der Sage auf geschichtliche Persönlichkeiten aus dem höhern Alterthume. Wenn der Leser einen Blick auf die weiter unten folgende Zusammenstellung der verschiedenen Formen der Amelungensage werfen will, so wird er finden, daß

*) Da die Longobarden als Deutsche auch eine Dietrichssage gehabt haben müssen, so erscheint uns die Vermuthung am wahrscheinlichsten, daß sie gleich bei ihrer Einwanderung in Italien ihre Sage auf den in der Ueberlieferung noch fortlebenden geschichtlichen Theodorich ablagerten. Die Kürze der Zeit (Theodorich stirbt 526, die Eroberung erfolgt 568) gibt keinen triftigen Einwand ab, weil wir weiter unten auf gleich rasche Verschmelzungen dieser Art stoßen werden.

**) Der geschichtliche Attila stirbt 453 und Theodorich wird 455 geboren.

die Perser fast dieselben Züge von Kyros Jugendgeschichte erzählen, als die Römer von der des Romulus und Remus und die Böotier von der des Amphion und Zethes und daraus den Schluß ziehen, daß sich dieselben Einzelzüge, so wie sie in den verschiedenen Sagen fast gleichlautend erzählt werden, unmöglich im Leben wiederholen können, und da Kyros jünger sei, als jene beiden Brüderpaare, das was uns Herodot von seiner Geburt und Jugend erzählt, nicht der Geschichte, sondern der Sage angehöre. Nun starb aber Kyros im Jahre 529 vor Christus und mußte also um das Jahr 480 die Ablagerung der alten Sage von der Geburt eines Saghelden auf den geschichtlichen Kyros bei den Persern bereits vollständig vollzogen und der geschichtliche Sachverhalt bereits von dem sagenhaften gänzlich verdrängt worden sein, damit sie Herodot (welcher, möge er nun den griechischen Feldzug des Xerxes mitgemacht haben oder nicht, jedenfalls mit vielen Persern in Berührung gekommen sein muß) uns als Geschichte berichten könne. Denn wenn ihm irgend eine abweichende Erzählung hierüber zu Ohren gekommen wäre, so hätte er es nach seiner Weise gewiß nicht zu erwähnen versäumt. Erwähnt er doch ausdrücklich die Ursache, welcher es zuzuschreiben sei, daß unter den Persern die Sage aufgekommen, eine Hündin habe den ausgesetzten Kyros gesäugt*). Zwischen Kyros' Tod und der Schlacht von Salamis liegen kaum fünfzig Jahre, also nicht einmal zwei Geschlechter; wir neigen daher zu der Vermuthung, daß die Ablagerung der Sage schon bei seinen Lebzeiten begonnen habe. Doch bringt Herodot**) sogar eine Variante zu der eddischen Sage von Randwers Habicht mit Kambyses in Verbindung, und muthet uns auch das, was er als die Ursache zur Ermordung seines Bruders Smerdis angibt, sehr sagenhaft an.

Wie in den vorliegenden beiden Beispielen, so finden wir überall, wo Sage und Geschichte sich zu verschmelzen scheinen, die Erscheinung, daß die Sage jede Verbindung mit der Geschichte zurückstößt und sie von dem Felde, auf welches sie sich ansiedeln will, vertreibt, um es gänzlich mit ihren Erzeugnissen zu füllen.

Am Schluß unserer Untersuchung angelangt, wollen wir zur besseren Uebersicht unsere Ansichten über das Verhältniß der Sage zur Geschichte in kurzen Sätzen zusammenfassen.

Sagkunde und Geschichte sind grundverschiedene Wissenschaften. Gegenstand der Sage sind gläubige Naturanschauungen; Gegenstand der Geschichte menschliche Begebenheiten.

Nur in der äußeren Form ihres Stoffes stimmen beide überein, indem die

*) I. cap. 122.
**) III. cap. 32.

Sage ihre Naturanschauungen in die Form menschlicher Begebenheiten einkleidet.

Diese formale Uebereinstimmung ist die Ursache, daß zwei an sich grundverschiedene Wissenschaften zu einem Ganzen verbunden wurden.

Die Sage enthält also nichts Geschehenes, sondern nur Erdachtes, welches in die Formen des Geschehenen eingekleidet wurde und eingekleidet werden mußte, weil keine andere Form dafür vorhanden war.

Die Sagbildung beginnt mit dem ersten Gedanken des ersten Menschen und ist mit dem Ausbau der Sprache vollendet. Die Geschichte beginnt mit der ersten Aufzeichnung des Geschehenen.

Aus dem Entwickelungsgange der Sage, welcher die fortwährende Versinnlichung ihres Stoffes anstrebt, ergibt sich, daß sie auch im Laufe der Zeit keine geschichtlichen Stoffe in sich aufnehmen kann.

Aus unserer Ansicht von der Entstehung der Sage ergibt sich mit nothwendiger Folge eine von der bisherigen abweichende Anschauung über das Alter der hellenischen und germanischen Sage. Denn wenn die Sage eine Zwillingsschwester der Sprache ist, wenn die Sagschöpfungskraft und die Sprachschöpfungskraft in demselben Zeitraume absterben; wenn von da an die Fortentwickelung der Sprache und Sage auf Umbildung und Entlehnung beschränkt bleibt, so müssen wir die deutsche und die griechische Sage für älter halten, als das deutsche und griechische Volk. Lange bevor sich diese Völkerzweige von dem gemeinsamen Mutterstamme loslösten, bildete nämlich diejenige Sprache und diejenige Sage den Geistesschatz dieses Mutterstammes, welche jene Zweige im Zeitpunkte ihrer Abtrennung in ihr Sonderdasein mit hinübernahmen.

Es ist ein großes Zeichen nicht nur für die Zähigkeit der beiden Völkern einwohnenden Traditionskraft, sondern auch für die geistige Stärke d. h. für die Ausbildung der beiden von dem Mutterstamme überkommenen Schatztheile, daß die gewiß sehr verschiedenartigen Schicksale, welche beide Völker auf ihren wohl lange dauernden Wanderungen aus dem arischen Stammlande nach Nordwesten zu erfuhren und die so verschiedenartige Naturbeschaffenheit der Länder, in welchen sie sich endlich niederließen, so wenig daran zu ändern vermochten, daß noch heutzutage die Wurzelgleichheit des von dem Mutterstamme überkommenen Geistesschatzes beider Völker in sehr vielen seiner Theile nachweisbar ist. Denn die Erscheinung, daß den hellenischen und germanischen Sprach- und Sagganzen dasselbe Gerippe zu Grunde liege, läßt sich nur durch die Annahme erklären, daß die Sprache und Sage des Mutterstammes zur Zeit, als sie von Hellenen und Germanen in ihr Sonderdasein hinübergenommen wurden, bereits alt und stark genug waren, um dem geistigen Leben der austretenden Zweige ein so festes Gepräge aufzudrücken, daß dasselbe den Einflüssen ihrer Wande-

rungen und der Ansiedelung in ihren geschichtlichen Sitzen siegreichen Widerstand zu leisten im Stande war. Dies konnte jedoch nur unter der Bedingung möglich sein, daß in der in jenes Sonderdasein übergehenden Sprache und Sage seit langem aller Schöpfungstrieb erloschen war. Denn wenn davon zur Zeit der Trennung auch nur der kleinste Funke vorhanden gewesen wäre, so hätte er nothwendig von den erwähnten neuen Einflüssen wieder belebt und angefacht und über den so gebildeten den jeweiligen Zuständen der Wanderer oder Ansiedler entsprechenden neuen Formen die obsoleten alten Formen vergessen werden müssen. Dieser Gedankengang führt also zu dem zwingenden Schlusse, daß hellenische und germanische Sage gleich der hellenischen und germanischen Sprache zwar authentisch, aber nicht autochthon sei; d. h. daß sie zwar innerhalb desselben Volkes, aber nicht auf demjenigen Boden entstanden sei, auf welchem die Geschichte Hellenen und Germanen angesessen kennt.

Unsere Ansicht läßt daher für die auf die Einwanderung der Hellenen nach dem classischen Hellas folgende Zeit nur Ansiedlung des mitgebrachten symbolischen Sagkreises in den neuen Sitzen, und Umbildung desselben, Einwanderung fremder Ursagen und allegorisirende Nachblüthe zu. Sie stellt sich aber hiermit der namentlich von O. Müller vertretenen Ansicht über die Entstehung und Entwickelung der hellenischen Sage auf hellenischem Boden scharf entgegen.

Die Sachvergleichung kommt jedoch unserer Ansicht zu Hülfe, weil namentlich die Zusammenstellung der germanischen und hellenischen Sagkreise zeigt, wie vorgeschritten der hellenische bereits zu der Zeit gewesen sein muß, als die Hellenen in Hellas einwanderten.

Ebenso glauben wir, daß einst überall, wo Deutsche wohnten, neben ihrer Sprache, auch ihre Heldenlieder ertönten. Es gab mithin eine Zeit, in welcher dieselben Lieder von Siegfried und Dietrich in Afrika von Vandalen, in Spanien von Westgothen und Sueven, in Frankreich von Franken und Burgunden, in Italien von Ostgothen und Longobarden, in England von Sachsen und Dänen, in Rußland von Rurik und seinen Nachkommen gesungen wurden. Freilich stammten alle diese Lieder, ebenso wie die Sprachen dieser Völker aus einer gemeinsamen Quelle; aber diese liegt weit hinter ihrer Absonderung in einzelne Zweige, ja weit hinter der Abzweigung des deutschen Volkes aus dem arischen Mutterstamme. Keines dieser Lieder kann also in Deutschland entstanden sein, alle aber mögen dem bekannten Triebe der Sage nach fortschreitender Versinnlichung folgend, sich auf dem eroberten Boden frisch angesiedelt haben. In dieser Weise verlegten die Sachsen die Heimath ihres Dietrich nach Bonn und ihres Attlis nach Soest, die Ostgothen die des ihrigen nach Verona. Als aber die Sachsen in nähere Berührung mit den Ostgothen in Italien kamen und dort ihren Helden Dietrich nicht nur in Verona ansässig, sondern auch in der mächtigen geschichtlichen Persönlichkeit des gothischen Theodorich

gleichsam „wiedergeboren" und dadurch neugekräftigt vorfanden, da wurde auch ihre mythische Anschauung von der gothischen angezogen, und verlegten sie die Heimath ihres Dietrich von Bonn nach Verona. In derselben Weise denken wir uns Attlis Auswanderung von Soest nach dem Ungarlande und seine Wiedergeburt in dem historischen Attila.

Anfangs mag der erste Auszug des sächsischen Wittich, um Dietrich zu bestehn, vielleicht nur von Münster (Mimigardiford) nach Bonn gegangen sein, später muß er über die Alpen nach Verona wandern. Möglich wäre es auch, daß ihm bereits die sächsische Sage durch einen ähnlichen Vorgang das dänische Seeland zur Heimath angewiesen habe, weil die nach sächsischen Sagen verfaßte Thidreksage erzählt, daß sowohl sein Großvater Wate, als sein Vater Wieland dort ihr Anwesen gehabt und Wittich von dort nach Italien gezogen sei.

Daß uns in dieser in Norwegen verfaßten Thidreksage die echte sächsische Sage enthalten sei, kann nicht bezweifelt werden, weil sie es selbst ausdrücklich versichert. Daß aber auch das Wölundslied der Edda aus gleicher Quelle stamme, möchten wir keineswegs behaupten; denn wenn darin des Rheines gedacht wird, so wäre wohl erst zu beweisen, daß dieser Name gerade den deutschen Strom und nicht etwa im Anfang die himmlische Milchstraße bedeutet habe und später auf die Wolga oder den Don übertragen worden sei. Dagegen finden wir es sehr glaublich, daß die alten Gothen in Schweden, sobald sie durch nachdringende Sueven oder auf andere Weise erfuhren, daß der ihnen aus ihrer Sage bekannte flußversenkte Hort in den großen deutschen Rhein versenkt worden sei, den Sitz ihrer Sage an diesen Strom verlegt haben, und dies um so mehr, als schon die Edda selbst auf näheren Verkehr mit deutschen Sagensängern hinweist, indem sie Abweichungen von ihren einheimischen Sagen verzeichnet, welche in deutschen Liedern vorkommen.

Von diesem Standpunkte erscheint uns daher der Streit zwischen Deutschen und Skandinaven über Sagentlehnung ebenso vergeblich, als es der Streit zwischen Germanen und Hellenen über die Frage sein würde, ob die Ersteren ihren Dietrich aus Attika, oder die Letzteren ihren Theseus vom Rheine geholt haben, in welchen Hader dann auch die Römer zu Gunsten ihres Romulus, die Perser für ihren Kyros und die Baktrer für ihren Kai Kosrew eintreten müßten.

So wenig wir die verschiedenen Zweige unserer Sprache auf das Gothische als deren gemeinsame Quelle zurückführen können, ebenso vergeblich erscheint uns das Bestreben, die Quelle unserer Sage bei irgend einem deutschen Volksstamme zu suchen, weil sie älter ist, als unser ganzes Volk.

Die Lebensphilosophie eines geistlichen Herrn im vierzehnten Jahrhundert.

Dictamina des breslauer Domherrn Nicolaus, Anhang zu dem Formelbuche Arnolds von Protzau, herausgegeben von Wattenbach. (Vrgl. die vorige Nummer der Grenzboten.)

In unserem Jahrhundert theilt München mit einigen andern bayrischen Städten den Ruhm, mehrfach Bierkrawalle in seinen Annalen aufweisen zu können, in früheren Zeiten haben auch andere Städte darin Namhaftes geleistet, der Aufstand wegen der Bierzinse in Stendal 1488 ist bekannt genug, auch die breslauer Chroniken erzählen von einem Bierstreite und zwar einem in ganz respectablen Dimensionen. Er entspann sich im Jahre 1381 und war gegen die Geistlichkeit gerichtet, welcher die Bürgerschaft und speciell die Zunft der Kretschmer die freie Einfuhr und den Ausschank fremder Biere nicht gestatten wollte, den jene auf Grund alter Privilegien beanspruchte. Damals nun hatte der Rath von Breslau direct ein Verbot erlassen, den Geistlichen fremdes Bier zuzuführen, und als nun ein Fuhrmann mit einigen Fässern schweidnitzer Bieres, welche Herzog Ruprecht von Liegnitz seinem Bruder, dem Domdechanten, zum Geschenk sandte, an den breslauer Thoren ankam, confiscirte man dieselben. Aber die Geistlichen, welche sich den guten Trunk*) nicht entgehen lassen wollten, protestirten, und der bischöfliche Administrator griff endlich zu der Waffe des Interdictes, das er über Breslau verhängte. Um dieselbe Zeit kam nun Kaiser Wenzel nach Breslau und gedachte in seiner raschen und rücksichtslosen Art den Streit schnell zu beendigen. Die Geistlichkeit, verlangte er, solle zunächst das Interdict aufheben, dann wolle er die Sache untersuchen, und wenn er die Schuld auf Seiten der Bürger finde, diese zum Schadenersatz anhalten. Als die Geistlichen sich weigerten und in hohem Tone antworteten, entlud sich der ganze Zorn des schnell gereizten Herrschers auf sie. Wer sich nicht flüchtete, ward gefangen gesetzt, und die Residenzen der breslauer Domherrn wurden der zügellosen Wuth der Böhmen aus Wenzels Gefolge preisgegeben, welche auch wirklich dort vandalisch hausten und die kirchlichen Gebräuche aufs schimpflichste verspotteten. Erst im Jahre 1383 wurde nach langen Unterhandlungen Frieden geschlossen. Unter den Domherren, welche sich damals flüchteten, befand sich

*) Noch heut zeugt der Name des Rathskellers (schweidnitzer Keller) von dem Rufe des einst hier geschenkten schweidnitzer Bieres.

auch ein gewisser Nicolaus (von Posen, wie Wattenbach vermuthet), der mit am eifrigsten zum Widerstande gegen den König gerathen hatte. Er fand freundliche Aufnahme bei dem Bischofe von Ermeland, wo man seine Kenntnisse und seine gewandte Feder zu schätzen wußte. Hier sammelte er nun einen Kreis von jungen Klerikern um sich, die mit großer Verehrung an ihm hingen, die er auch wohl in der ars dictandi, oder, wie wir etwa sagen würden, der lateinischen Stilistik unterrichtete, und für die er allerlei Aufsätze als Proben entwarf. Eine Sammlung derselben findet sich in derselben Handschrift, welche das Formelbuch Arnolds von Protzau enthält; es sind zum Theil Verarbeitungen der Zeitereignisse, mit welchen moralische Betrachtungen verknüpft werden; dann auch bloße religiöse oder moralische Excurse, Erzählungen mancherlei Art, und eine ganze Anzahl von Briefen, besonders an die Freunde in der schlesischen Heimath gerichtet. Alles in dem Exil, aus dem er 1383 zurückkehrte, geschrieben.

Von dem Allen theilt der gelehrte Herausgeber einen großen Theil mit als höchst dankenswerthe Zugabe zu dem Formelbuche, vornehmlich interessant durch das hübsche Charakterbild, welches der Leser von dem Autor selbst empfängt.

Wer hätte nicht einen jener alten geistlichen Herren kennen gelernt von der Art, wie sie uns neuerdings Gutzkow im Zauberer von Rom in der Person des Dechanten geschildert hat. Der Ruf ihrer Liebenswürdigkeit steht in allen Kreisen fest, die Lästerzungen, die sich früher wohl mit ihnen zu schaffen machten, sind verstummt; die Herren haben viel erlebt und erfahren, und Jeder hört ihrer Unterhaltung gern zu, ihr Urtheil ist immer mild und versöhnlich, eingedenk des ciceronianischen homo sum, nihil humani a me alienum puto, sind sie nachsichtige Richter, die Askese ist ihnen fremd, in vertrauten Kreisen entschlüpft ihnen auch wohl ein Wort der Ironie über deren scheinbare oder aufrichtige Anhänger, und beim heitern Mahle, wie sie es zu verschmähen keine Ursache finden, in engerer Tafelrunde wagt sich wohl auch eine schalkhafte Geschichte aus bewegterer Jugendzeit ans Licht. Wenn wir von solch Einem sprechen hören, pflegt sich auch unvermeidlich die Klage daran zu knüpfen: ja das ist noch Einer vom alten Schlage, die neuere Zeit mit ihren ausgeprägten Parteibestrebungen hat ein andres, schrofferes, unduldsameres und darum weniger liebenswürdiges Geschlecht erzeugt. Die so klagen, mögen sich zum Troste von der rückwärts gekehrten Prophetin, der Geschichte, sagen lassen, daß es immer so sein wird, wie es immer gewesen ist, daß die Wärme des religiösen Eifers im Laufe der Jahrhunderte in fortwährendem Wechsel steigt und fällt; wiederholt treibt im Mittelalter irgend ein plötzlicher Impuls die versteckten Keime der Mystik und Askese zu überraschend schneller Blüthe, aber die Zeit vergeht, die Spannung läßt nach, und es kommen wieder nüchternere Zeiten, wo die Welt Platz hat, ja sogar allgemeine Anerkennung für Persönlichkeiten, wie unser Nicolaus, dessen Weltanschauung vor den geistlichen

Behörden unserer Zeit wenig Gnade finden würde, mit wie lobenswerthem Eifer er auch für die Anrechte der Kirche auf jene Sendung guten schweidnitzer Bieres in die Schranken getreten ist.

Es geht in der That ein heiterer epikuräischer Zug durch sein ganzes Wesen. Wie trefflich er auch seinem lieben Hieronymus Moral predigt, und wie sehr es derselbe auch nöthig gehabt zu haben scheint, man sieht, der Mentor wäre doch der Letzte, der es nicht sehr erklärlich fände, wenn der Jüngling die Rosen der Jugend nicht ungepflückt ließe. Dafür spricht gleich die barocke Elegie, mit der die ars dictandi beginnt, ein heine'scher Gedanke in der etwas massiven Fassung des vierzehnten Jahrhunderts. Es ist das Fest des heiligen Burghard. In fröhlichen Spielen und Tänzen vereinen sich junge Mädchen und Studenten (scolares), ein niedlicher Krauskopf im grünen Kleide springt lustig umher gleich einem Böcklein im Weinberge. Da kommt der Alte einhergefahren. Wehmuth erfaßt ihn über den Gegensatz zwischen dem Einst und Jetzt, der vergangenen Blüthe der Jugend, wo er sich auch in den lieblichen Reigen mischen durfte, und der gegenwärtigen Hinfälligkeit seines Alters. Fuimus Troes — fernab von den Fröhlichen muß er jetzt die Einsamkeit suchen, übel beschäftigt durch eine unerquickliche Nothwendigkeit des Körpers.

Ueberhaupt klagt er an verschiedenen Stellen über die Beschwerden des Alters, selbst das Schachspiel freut ihn nicht mehr; nur zuweilen, wenn er nach einem guten Mahle mit seinen Genossen am Kamine beisammen sitzt, kommt wieder etwas von der alten Ausgelassenheit über ihn, und er erzählt seine Schwänke, um dies dann am andern Tage zu bereuen. Aber alle guten Vorsätze schützen nicht vor Rückfällen, das Quantum von Reue und Zerknirschung, zu dem er es bringt, macht auf ihn, wie er klagt, nicht mehr Wirkung als ein kleiner Bissen auf einen großen Hund, der denselben mit einem Male hinunterschluckt (S. 307). Trefflich ist dann auch auf S. 300 die Warnung vor dem Umgang mit Weibern. Mit wirklich psychologischer Feinheit wird hier dargethan, wie unmerklich leicht bei den besten Vorsätzen das schwache Menschenherz sich von der harmlosesten Platonik in holder Selbsttäuschung auf weniger unverfängliche Gebiete verlocken läßt, das „experto credas" guckt aus jeder Zeile hervor.

Seinen Schülern erscheint unser Nicolaus um seiner Beredsamkeit willen einem Apostel vergleichbar. Bescheiden das Lob ablehnend tadelt er sie deswegen, und wenn sie immer neue Dictamina von ihm verlangen, sagt er ihnen wohl, er finde nicht immer geeigneten Stoff, und wenn er nicht vorsichtig in der Auswahl sei, könne es ihm bei der besten Absicht so gehen wie dem Esel in der Fabel, der, als er ein Hündchen auf dem Schoße des Herrn spielen sah, dies auch versuchen wollte und für die gute Meinung nur Schläge erntete (S. 308).

Es wären noch manche Stücke, die hier als besonders charakteristisch hervor-

zuheben wären, so die schalkhafte Ermahnung an Hieronymus wegen des neißer Mädchens (S. 302), die Warnung vor dem leichtfertigen Carneval (S. 307), aber wir wollen davon abbrechen, schon um den verehrten Herausgeber nicht in den Verdacht zu bringen, als enthalte die Sammlung ausschließlich derlei pikante Geschichten, während doch die Schuld nur an der Ungeschicklichkeit des Referenten läge, der es nicht verstanden, die mancherlei höchst lesenswerthen moralischen Excurse so wie die verschiedenen schäzbaren historischen Notizen über die schlesische und die preußische Geschichte, welche Wattenbach mit gewohnter Gründlichkeit in den Anmerkungen illustrirt hat, ins rechte Licht zu setzen. Nun, einem ernsthafteren Leser wird der kurze Auszug der verschiedenen Stücke in der Einleitung Gelegenheit bieten, eine bessere Auswahl zu treffen, an dem schalkhaften Humor, der aus den kurzen Inhaltsangaben manchmal hervorblizt wird er hoffentlich keinen Anstoß nehmen. Aber denunciren möchten wir den Herausgeber doch wegen der gelinden Bosheit, mit der er auf S. XIX der Einleitung annimmt, die jungen Kleriker hätten am liebsten von dem alten Herrn Geschichten erzählen gehört, wie die drei auf 134—137 der Handschrift enthaltenen, welche aber in der gedruckten Sammlung wohlweislich weggelassen sind. Nun wir wollen es auch Niemandem ausplaudern, was das Phantasma der Frau des Ritters vorgespiegelt hat. Und nun zum Schlusse noch die kleine Notiz, daß unter den vielen Johannes, welche dem Herausgeber bei dieser großen Arbeit durch die Hände gegangen sind, sich einmal (S. 310) auch der Apostel Johannes unter die breslauer Domherrn verirrt hat, denn daß dort wirklich von dem Apostel die Rede ist, zeigt die Vergleichung mit S. 316 unzweideutig.

Uns aber wird man verzeihen, wenn wir bei dieser Anzeige nur eine Seite besonders hervorgehoben haben. Wir meinten, die kleinen historischen Bausteine dem Fleiße der Historiker überlassen zu dürfen, und daß wer theologische oder moralische Auseinandersetzungen suche, reiche Auswahl im Mittelalter an vielen Orten vorräthig fände; aber wohl ist der Humor in jener Zeit eine seltnere Pflanze, und so haben wir denn auf diese originellen Aeußerungen einer im Grunde heiteren Lebensanschauung aus jener dunkeln Zeit vorzugsweise die Aufmerksamkeit richten zu müssen geglaubt.

Der Geist der Nation wider den Geist der Universitäten.

2. Die Studentenverbindungen.

Die Früchte der gepriesenen Freiheit der eximirten Stellung zeigen sich am deutlichsten in den eigenen Manifestationen des studentischen Lebens, insbesondere in den Genossenschaften innerhalb desselben. Zwar haben dieselben zunächst den großen Vorzug vor den Institutionen, deren Durchführung den Behörden obliegt, daß sie für ihre Satzungen eine consequente Anwendung erzwingen, der sich der Einzelne so unvermeidlich fügen muß, daß gerade durch diesen Gegensatz die Achtungslosigkeit der officiellen Gesetze und ihrer Organe in das grellste Licht gestellt wird. Die Grundsätze, welche dabei durchgeführt werden, mögen sein wie sie wollen, jedenfalls kann man um der strengen Durchführung willen sagen „there is some system". Hier zeigt sich also doch noch die Möglichkeit, eine feste Norm des Gemeinlebens zu verwirklichen. Sieht man nun aber den Gehalt desselben näher an, so ist zunächst, abgesehen von allen Schattirungen der verschiedenen Parteien, die Aeußerung des geselligen Lebens im Allgemeinen eine sehr dürftige, im Verhältnisse zu dem Aufwand von materiellen und geistigen Kräften, von Hingabe an Zeit und Interesse, welche die Einzelnen dafür anzustrengen haben. Ein holländischer Professor entließ seine Studenten in die Ferien mit der Ermahnung, sie möchten die Zeit, gleichviel ob zu Studien oder zum Vergnügen, mit Erfolg benutzen, und gab ihnen für beide Fälle in gleicher Weise ein Kriterium dafür, ob es geschehen sei, an die Hand in der Bemerkung, daß nur die Zeit als verloren zu betrachten sei, welche in der Erinnerung kein selbständiges Bild hinterlasse. Wie viel von der Zeit, welche deutsche Studenten ihrem Zusammenleben in den Genossenschaften widmen, wird wohl diese Probe bestehen und als nicht verloren betrachtet werden können? Wenn z. B. auch nicht überall das Kneipleben so stereotyp geregelt ist, wie in Erlangen oder Jena, wo der richtige Bursch täglich regelmäßig in der Kneipe sitzt, so wird doch in dem Leben auch des solidesten Verbindungsstudenten die Zahl der Abende hundert weit übersteigen, die er in den Jahren seiner Studien so verbringt, und sie gleichen sich in der gemüthlichen Erregung, welche sie darbieten, wie ein Ei dem andern, lassen also zusammen fast nur ein einziges gemeinsames Bild in der Erinnerung zurück, und was für eins! Wenn nicht Wechsel des Orts und anderer äußerer Umstände einige Variationen hineinbrächte, würde die ganze schöne Erinnerung in das chaotische Nachgefühl einer „gemüthlichen" Stimmung zerfließen, die durch Generationen mit denselben stehenden Witzen täglich aufgefrischt wird; „mit wenig Witz und viel Behagen, lebt man imme

in den Tag hinein", wie Goethe in Auerbachs Keller durch Mephistopheles vernichtend, aber leider noch nicht abschreckend genug persiflirt hat. Das einzige allen Studenten gemeinsame Gefühl, wodurch dieser Stimmung ein höherer Aufschwung zur Begeisterung gegeben wird, ist das der ihnen vor allen Menschen eigenen Freiheit. Mit offenen Augen sehen sie nicht, daß Freiheit an und für sich nichts ist, wofür man sich begeistern kann, weil Freiheit wie jedes abstracte Ideal eine bloße Negation ist, die Negation der Hindernisse irgend eines kraftvollen Strebens, daß also dies erst da sein müßte, ehe das Gefühl der Freiheit durch Wegräumung der Hindernisse desselben wahrhaft lebendig werden kann. Statt dessen müssen dann die kleinlichsten Exemplificationen des äußerlichen Ungebundenseins aushelfen. Es kann keine herzergreifendere Darstellung der Enttäuschung geben, die dem, der nicht in der Leerheit erstorben ist, aus der endlichen Einsicht in diese Illusion hervorgeht, als Karl v. Moor, der von dem hohen Lichtfunken Prometheus, von Adlerflug, den das Gesetz zum Schneckengang verdorben, vom Geiste Hermanns und einem Heer Kerle, wie er ist, schwärmt und dann plötzlich von seinem elenden Kumpane mit der Nase darauf gestoßen werden muß, wie er die für sein Alter nicht geringe Freiheit in Leipzig bis jetzt in nichts als Albernheiten hat manifestiren können. Und doch fühlen sich alljährlich andere Tausende in dieser Freiheit groß, werden darum beneidet und können jubelnd singen:

„Die Philister sind uns gewogen meist.
Sie ahnen im Burschen, was Freiheit heißt."

Ja eine Ahnung von Freiheit liegt allerdings darin, und so lange das deutsche Volk nicht mehr von Freiheit kannte, fand es Geschmack daran. Wenn es aber, wie zu hoffen steht, wahre Freiheit männlicher Thaten mehr und mehr kennen lernt, wird es den Hautgout an der dunkeln Ahnung verlieren, die ihm das Burschenleben bietet, wenn seine jugendliche Schwachheit mit der reinen Negation als Selbstzweck ein heiteres Spiel vor der Welt aufführt.

Es ist zur Genüge bekannt, wie zu der Zeit, als jener stolze Ausdruck des Vorrangs, den die größere Freiheit gibt, entstand, die deutsche Jugend einen Anlauf nahm, um der staunenden Welt für ihr Vertrauen auch etwas mehr zu leisten, dem nach den Leiden der Fremdherrschaft und der Kriege ermüdeten Volke mit der jugendlicheren Frische nationaler Begeisterung voranzugehen. Es ist ebenfalls bekannt, wie dies gewaltsam verhindert wurde. Die Reaction, welche jene Zeit der Ermüdung nach großen Anstrengungen benutzte, um den Trieb der Nation nach Freiheit und Einheit zu dämpfen, mußte, wenn sie nicht wissentlich ein Werk nur für eine einzige Generation gethan haben wollte, die Pflanzschule des Triebes nach Freiheit und nationaler Einheit ausrotten. Metternich wußte es so gut wie wir, daß die deutsche Burschenschaft den deutschen Bund nicht sprengen würde, aber er wußte auch, daß ein Geist des

kommenden Geschlechts in ihr sich schwellend regte, dem seine Nachfolger über kurz oder lang nicht mehr gewachsen sein würden, und verordnete darum, die Gesetze gegen geheime Verbindungen sollten auf die Burschenschaft insbesondere ausgedehnt werden, weil diese die „schlechterdings unzulässige Voraussetzung“ einer fortdauernden Gemeinschaft der verschiedenen Universitäten in Deutschland unterhielte. Anfangs zwar richtete sich der Eifer, wenigstens in der Theorie gegen das noch heute bestehende Schlechte wie gegen das Gute, dem er vor Allem galt. Wir können uns noch jetzt die Besorgnisse des Präsidialgutachtens an den Bundestag aneignen, wenn es vor den Folgen warnt, die entstehen müssen, wenn der Student „sich selbst in einem Ausnahmegesetze begriffen wähnt, welches ihn über Lohn und Strafe erhebt“ u. s. w. Bald aber fühlte man, daß man den natürlichen Trieb nach Freiheitsgefühl nicht ganz ersticken konnte, und gab ihm zum Ersatz für die entzogene edlere Entfaltung die rohe äußerliche Ungebundenheit als nützliche Ableitung in vollem Maße und begünstigte sie seitdem stets.

Dies führt uns zu den Corps, die von Allen, welche den alten Schlendrian auf den Universitäten lieben, vor Allem von den Regierungen, welche in ihnen ein Mittel der Abstumpfung jeder wahrhaft freien geistigen Regung erblicken, stets gehegt und gepflegt werden. In der That repräsentiren sie auch am vollkommensten den privilegirten, jeder gemeinen Rechtsgleichheit Hohn sprechenden Zustand der akademischen Freiheit, dem, wie oben besprochen, der eximirte Gerichtsstand zur sichern Grundlage dient. Ein gutmüthiger Prorector, der zugleich ein großes Kirchenlicht in seinem Lande war, feierte die Corps seiner Universität, als sie ihm einen Fackelzug gebracht hatten, in salbungsvoller Rede als „die Vertreter einer altehrwürdigen Tradition“. Das Alter macht aber nur den ehrwürdig, der in der Jugend Ehre verdient hat, und die große Vergangenheit kennen wir besser, als deren würdige Reste jetzt die Corps noch dastehen. Die deutschen Universitäten verdanken bekanntlich zu einem großen Theile ihr Dasein und fast durchgängig ihre eigenthümlichen Lebensformen dem siebzehnten Jahrhundert, der Zeit der tiefsten geistigen und sittlichen Versunkenheit der Nation, und wenn auch der Geist, der in ihnen lebendig geworden ist, viel dazu beigetragen hat, aus diesem Ruin neues Leben zu erwecken, so klebt doch allen alten Formen, welche sie selbst beibehalten haben, der Mangel der alten Erniedrigung noch an. Insbesondere weiß man, daß der Geist der akademischen Genossenschaften in den beiden vorigen Jahrhunderten, als deren Nachfolger sich die Corps mit Recht betrachten, der letzte Ausläufer der traurigsten Entartung nationaler Kraftfülle, des Landsknechtsthums ist, welches nach dem dreißigjährigen Kriege tonangebend war. Diesen Ton beibehalten zu haben, während er sonst verschollen ist, namentlich beim Militär, von traurigen Ausnahmefällen abgesehen, einem edleren Standesbewußtsein Platz gemacht hat, ist der

Stolz der Jünglinge, welche die geistige Blüthe der Nation vorstellen wollen. Der Pennalismus, die organisirte möglichste Herabziehung der neuen Generation durch die alte in die sittliche Verwilderung des siebzehnten Jahrhunderts, das ist die „altehrwürdige Tradition“, welche die Corps vertreten, und welche so viele Führer der Jugend sich nicht scheuen rühmend anzuerkennen und wie ein unschätzbares Heiligthum in Obhut zu nehmen. Als in Heidelberg die Corps aufgelöst waren, nahm ein gewesenes Mitglied derselben von einem sehr berühmten Rechtslehrer für die Ferien Abschied, wobei ihm dieser sehr verwundert Vorhalt that, weil er nicht in Folge der veränderten Sachlage das nächste Semester wegbleiben wollte. Der gewesene Corpsbursch erlaubte sich zu erwidern, daß er der großen Meister der Wissenschaft wegen hergekommen sei. Der Professor hätte sich geschmeichelt fühlen können, wenn er sich nicht hätte schämen müssen. Es ist nicht unbekannt, daß heute noch bei vielen Corps eine Moral für anständig gilt, welcher in keinem Kreise der Gebildeten in Deutschland ähnliche Vorurtheile wenigstens so offen anerkannt zur Seite stehen, und daß durch betrügliche Behandlung von Schuldensachen, wenn sie nur das traditionelle ultimum refugium des zum Unterschiede dessen, was sonst als festes Wort gelten könnte, speciell sogenannten Ehrenworts nicht discreditirt, wie durch Excesse aller Art, insbesondere Unkeuschheit, kein Corpsbursch sein Ansehen als solcher verliert. Dabei wäre es denn doch glücklicher Weise unmöglich, daß noch so viele tüchtige Männer in Deutschland für dieses Institut schwärmen, wenn nicht auch ihm eine sittliche Idee als erhebender Impuls untergelegt wäre. Dies ist bekanntlich die Idee der Ehre. Wer aber darin eine genügende Basis für einen edeln Gemeingeist finden kann, der verkennt, daß die Ehre gerade wie die Freiheit kein Ding an sich ist, kein positiver Inhalt eines Strebens. Ehre ist die Unantastbarkeit des Gefühls vom eigenen Werth, den jeder Mensch sich selbst beilegt, und es fragt sich also erst, in was er diesen sucht, in was er also seine Ehre setzt, wenn entschieden werden soll, ob er ein Recht hat, diese seine Ehre geltend zu machen. Da geht es denn, weil der heranreifende Jüngling noch kein festes Bewußtsein davon hat, wie mit der Freiheit, für die er noch keine feste Aufgabe hat; die Ehre wird in ganz äußerlichen Prätensionen gesucht und so mit einer sittlichen Idee, in der später im öffentlichen Leben der Werth des Mannes seinen Halt finden soll, ein Spiel getrieben, welches sie im Werden zerbröckelt. Ganz besonders gilt dies von der Art, wie der Begriff der Ehre mit dem zugestandenermaßen im Ganzen als Spiel behandelten Duellwesen in Verbindung erhalten wird. Wer dabei lernt eine Spielerei für Ehrensache zu halten, lernt später leicht das Umgekehrte. Das haben Alle die wohl gewußt, denen es nicht darum zu thun ist, daß die künftigen Staatsdiener und gelehrten Staatsbürger sich zu festen, der Willkür trotzenden Charakteren ausbilden, und die Zeiten sind noch nicht

vorbei, in denen deshalb die Corps von oben herunter beschützt und begünstigt wurden. Göttingen ist noch immer ein Muster für Alle, die an altakademischen Ueberlieferungen hängen, ein Hauptsitz jedes Zopfes und so auch eines dominirenden Corpswesens; Hannover zeichnet sich noch immer als Musterstaat der Reaction durch den bei allen Willküracten unterwürfigsten Beamtenstand aus. Zwar gibt es auch ganz wohlmeinende Leute, welche eine heilsame Nachwirkung des Corpslebens in der späteren Haltung der aus ihm hervorgegangenen Männer finden wollen; es ist die Leichtigkeit und Sicherheit des äußern Auftretens, die sie von dem Kriegszustande her mitbringen, in dem sie sich in ihren Universitätsjahren der ganzen Welt gegenüber befunden haben. Doch ist auch dieser Vorzug ein sehr zweideutiger. Sie haben die Einbildung und den Schein der fertigen Persönlichkeit zu einer Zeit sich angeeignet, in der dieselbe unmöglich schon in Wahrheit ausgebildet sein konnte, und so kann es leicht für sie auch später bei der Befriedigung bleiben, die ihr Selbstbewußtsein in diesem Schein gefunden hat. In Willkür ist die Festigkeit des Auftretens angelernt und wird so weiter geübt, brutal nach unten, geschmeidig nach oben. Daß viele der Besseren diesen Zustand überwinden, soll natürlich nicht verkannt werden. Ueberhaupt ist doch selbst in die festgeschlossensten Kreise des Cultus alter Vorurtheile allmälig der Einfluß einer neuen Strömung im Volke durchgedrungen, und „die Cultur, die alle Welt beleckt", hat sich auch auf die Corps erstreckt; auch sie sind nicht mehr ganz frei von der „schlechterdings unzulässigen Voraussetzung" einer Gemeinschaft zwischen allen deutschen Universitäten, deretwegen die allgemeine Burschenschaft ausgerottet werden mußte; sie haben wie Land- und Forstwirthe, Naturforscher und Handwerker ihre regelmäßige Versammlung, den hohen Bundestag in Kösen, wo darüber berathen und beschlossen wird, wie man die unruhige große Menge der Studenten, welche nicht mehr von den Seniorenconventen terrorisirt sein wollen, zum schuldigen Respect vor dem alten Comment zurückzubringen hoffen könne.

Sehen wir uns nun nach Ansätzen einer Richtung auf höhere Interessen in anderen Genossenschaften um, so stoßen wir unwillkürlich zuerst auf die äußerlich den auffallendsten Gegensatz zu den Corps bildende, im Grunde aber demselben nicht wenig verwandte, daher auch von dem Instinkte der Reaction nicht minder gepflegte kirchliche Richtung des Wingolf. Gemeinsam mit den Corps ist ihr die frühreife Abschließung der Persönlichkeiten zu einem fest ausgesprochenen Charakter, nur hat sie sich von der gewaltsamen äußern Geltendmachung eines hohlen Ehrbegriffs auf die ebenso gedankenlose Hingabe an eine fest gegebene kirchlich-politische Parteirichtung geworfen und bezeichnet dadurch zwar unzweifelhaft eine höhere, aber auch eine noch schlimmere Stufe derselben Abtödtung des naturgemäß langsamen Entwickelungsganges der jugendlichen Persönlichkeit, weil sie mit directer Beziehung auf das spätere

Leben eine blinde Hingabe an feste Principien den Ihrigen aufdrängt. Sie spiegelt den Zustand der deutschen Universitäten des siebzehnten Jahrhunderts in ihrem erstorbenen Confessionalismus, wie das Corps in ihrer Sittenlosigkeit.

Diesen beiden gegenüber oder zwischen ihnen stehen in verschiedenen Abstufungen eine Menge von jüngern Studentenverbindungen, die nur das gemein haben, daß sie mehr oder weniger an die fast erloschene Tradition der alten Burschenschaft wieder anknüpfend ihre Ideale lieber in der Zeit unserer nationalen Wiedergeburt als in der unserer tiefsten Gesunkenheit sucht und in Folge dessen im Gegensatz zu den Corps eine sittlichere Praxis des Studentenlebens und eine Richtung der gemeinsamen Begeisterung auf geistige Interessen, insbesondere auf vaterländische Gesinnung erstreben. Es ist sehr wohlfeil, sich darüber lustig zu machen, daß die Ausläufer und Nachfolger der Burschenschaft mit ihren patriotischen Träumen Deutschland nicht glücklich gemacht haben. Dies war nicht von ihnen zu verlangen und, wenn sich früher Einzelne unter ihnen namentlich in den dreißiger und vierziger Jahren eingebildet haben, diese Aufgabe sich stellen zu können, so fällt es doch sicher jetzt keinem noch so schwärmerischen Burschenschaftler mehr ein und kann es nicht, weil jetzt die berufeneren Vertreter des nationalen Willens sich vor Aller Augen dazu anschicken, dieselbe praktisch zu erfassen. Es ist deshalb gar kein Unglück, daß die liberale Richtung der Gegenwart keine so solidarisch verbundene und vor der Zeit ausgesprochene Parteigenossenschaft in der Jugend an diesen Verbindungen hat, wie die Reaction am Wingolf. Sie müssen ihr doch in die Hände arbeiten, je mehr sie sich bemühen, ihre gemeinsame Begeisterung und die Beschäftigung ihres geselligen Verkehrs wieder mehr und mehr von geistigen und vaterländischen Interessen herzunehmen. Sind aber auch die Erfolge dieses Strebens gegenüber den festgewurzelten Ueberlieferungen der studentischen Trivialitäten oft noch gering, und können sie erst von einer nicht nur innerlich arbeitenden, sondern auch äußerlich bewegten Zeit treibendere Anstöße erhalten, so ist einstweilen in erster Linie die reine Negation der unsittlichen Ueberlieferungen, die das Corps noch immer fortpflanzt, praktisch hoch anzuschlagen, namentlich die Infamirung der Unkeuschheit, auf welche die meisten jungen Burschenschaften wieder dringen und dadurch zur Herstellung eines Vorurtheiles beitragen, welches mit Recht zu den edelsten Charakterzügen unserer Nation gerechnet wird. Jede wirksame Reform im Leben wie in der Wissenschaft geht von der Negation lange gehegter und endlich glücklich überwundener Vorurtheile aus und in der Praxis des akademischen Lebens muß sie gegenüber dem Alten, das sie vorfindet, nothwendig darauf führen, die Eigenthümlichkeit desselben mehr in dem Bewußtsein sittlicher Pflichten als in dem Dünkel hochtrabender Prätensionen zu suchen. Die Verbindungen also, welche dem bequemen Mitsichfertigsein des Corps wie des Wingolf gegenüber mehr das

Werdende der Jugend repräsentiren und deshalb oft äußerlich noch einen schwankenden Charakter zeigen können, verdienen gegenwärtig die Begünstigung aller derer, welche für geistig frischere Entwickelung der kommenden Generation ein Herz haben. Vielleicht daß in der Folge die formloseren Vereinigungen vieler Studenten ohne äußere Corporationsdemonstrationen, die eben jetzt auf verschiedenen Universitäten aufkommen, eine größere Zukunft haben und wieder zu der freieren Vereinigung der ganzen studirenden Jugend zurückzuführen berufen sind, welche die alte Burschenschaft erstrebte. Denn daran kranken bis jetzt die besseren Verbindungen nicht minder als ihre Gegner, daß sie bei der meist geringen Zahl ihrer Mitglieder zur beständigen Erhaltung eines geselligen Gemeinlebens unverhältnißmäßige Ansprüche an die Zeit und Geldmittel der Einzelnen machen müssen. Daran scheitert auch bei dem besten Willen oft die vielseitigere Ausbreitung wissenschaftlicher Beschäftigung über die unvermeidlichen Fach- oder Examenstudien hinaus, die von so vielen Seiten beklagt und oft mit so unsinnig schwächlichen Mitteln zu retten gesucht wird. Doch muß man es auch anerkennen und aussprechen, daß in dieser Beziehung verhältnißmäßig und durchschnittlich die Mitglieder burschenschaftlicher Verbindungen vor der allgemeinen Leerheit sich auszeichnen.

Fragt man nun, ob überhaupt und wie dann etwa in diesen Verhältnissen durch äußere Einwirkung eine Besserung herbeigeführt oder begünstigt werden könne, so muß man leider zuerst sich eingestehen, daß eine directe Beeinflussung der Studenten in Sachen ihres Gemeinlebens gegenwärtig durchaus keinen günstigen und fruchtbaren Eindruck machen könnte. Leider, sage ich. Denn es ist dies nur eins der vielen Symptome davon, daß wir seit Menschengedenken keine populären Regierungen in Deutschland gehabt haben. In einem gesunden Staatsorganismus würde sich jedes Glied wohl fühlen, wenn es von den leitenden Organen in seinen speciellen Bemühungen anregend unterstützt würde. Doch ein solcher Zustand läßt sich nun einmal nicht schnell herstellen, und so bleibt es dabei, daß jede Neubildung der Vereinigungen der Studenten von ihnen selbst erwartet werden muß. Es braucht aber nicht dabei zu bleiben, daß in dem Ringen der Gegensätze in ihrer Mitte beständig die Partei der alten verrotteten Zustände in Vortheil, die des werdenden besseren Geistes in Nachtheil gesetzt ist, und negativ kann mit vollem Rechte eingegriffen werden durch Unterdrückung offenbar gesetzwidriger Ausschreitungen und Beseitigung von unübersteiglichen Hindernissen der dankbar anzuerkennenden edleren Bestrebungen. Man sucht wohl die Lebensfähigkeit und damit Würdigkeit der burschenschaftlichen Richtung durch den Hinweis auf das häufige Werden und Schwinden der ihr angehörigen Farben zu verdächtigen; aber man verhehlt dabei die ungemein schwierige äußere Lage, in der sie sich auch ohne directe gegen sie gerichtete Maßregeln der Behörden befinden.

Dies führt uns zum letzten Theile unserer Betrachtungen, zur Duellfrage. Denn an ihr scheitern die meisten Versuche einer bessern Gestaltung der studentischen Verhältnisse.

Vermischte Literatur.

Auf Sanct Helena. Drama in drei Aufzügen von Robert Griepenkerl. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1862.

Zu gleicher Zeit mit Napoleon befindet sich auf St. Helena ein Negersklave, den ein englischer Schiffskapitän geraubt hat. Napoleon, auf den armen Tobias aufmerksam gemacht, versucht zunächst denselben loszukaufen, und als dies nicht gelingt, übergibt er ihn dem Steuermann eines amerikanischen Schiffs, welches zu seiner, des Kaisers, Befreiung gekommen ist, und bleibt mit Selbstaufopferung an seinem Verbannungsort. Dies die Fabel des Stücks. Weiter nichts? — Möglich, daß der Verfasser noch irgend etwas Anderes hineingelegt hat. Wir aber haben es nicht entdecken können, und wir glauben, auch andern Lesern wird es verborgen bleiben.

Andere dramatische Neuigkeiten sind: „Karl der Fünfte", Drama von Th. Schlemm. (Berlin, Th. Thiele), „Sophonisbe", Trauerspiel von R. Prölß (Dresden, R. Kuntze), „Herz und Krone oder Wilhelm von Lecce", Trauerspiel von Mathilde Raven, „Jenseits des Meeres", Trauerspiel von A. Hermann, „König Adolf" (von Nassau) Trauerspiel von H. L., alle drei zu Celle, Verlag der Schulzeschen Buchhandlung, erschienen, endlich „die Hermannsschlacht", Drama von E. Rüffer (Gotha, W. Opetz).

Keiner dieser Versuche veranlaßt zu einer ausführlichen Beurtheilung, und so genüge es, zu erwähnen, daß sie erschienen sind.

Ein Münchner Dichterbuch. Herausgegeben von Emanuel Geibel. Stuttgart. Verlag von A. Kröner. 1862.

Wie alle Musenalmanache eine Sammlung von Gedichten sehr verschiedenen Werthes. Doch ist unter den Beiträgen mehr Gutes als in irgend einer von den vielen derartigen Zusammenstellungen, welche die letzten Jahre gebracht haben. Als eines der schönsten von den Gedichten heben wir Paul Heyse's „Rafael" hervor, eine poetische Erzählung, die in sehr anmuthigen Versen sich mit der Liebesgeschichte aus dem Leben des großen Malers beschäftigt, welche seine drei Sonette andeuten. Der Herausgeber selbst gibt außer andern Beiträgen „Erinnerungen aus Griechenland". Ferner haben von namhaften Dichtern beigesteuert Victor Scheffel, Hermann Lingg, v. Schack, der bekannte Orientalist, Melchior Meyr (ein Gedicht auf Cornelius) Bodenstedt und Carriere. Unter den jüngern und weniger bekannten Poeten

der Sammlung möchten wir Julius Groß die erste Stelle einräumen. Sein Gedicht „Verschollenes Glück" ist eine Geburt tiefinniger Empfindung. Die Ausstattung ist sehr geschmackvoll.

Hochdeutsche Gedichte von A. W. Greifswald, 1862. C. A. Kochs Verlagshandlung.

Gedichte einer Dame, die sich früher mit plattdeutschen Gedichten („En por Blomen" und „Nige Blomen ut Annamarik Schulten ehren Gohren") versucht hat, manches Anmuthige und Tiefgefühlte darunter, namentlich unter den religiösen Gedichten, von welchen einige etwas von dem frommen Schwung und der Kraft Paul Gerhards haben.

Fremde Dichtungen im deutschen Gewande. Von F. Ruperti und A. Laun. Bremen, 1862. J. G. Heyse's Verlag.

Eine Sammlung von Uebertragungen lyrischer Poesien von englischen und amerikanischen, spanischen, portugiesischen, französischen, italienischen, russischen, schwedischen und holländischen Dichtern. Die Auswahl ist mit großem Geschmack getroffen, die Uebersetzungen bekunden ungewöhnliche Formengewandtheit, und so weit wir vergleichen konnten, gebührt ihnen zugleich das Lob, die Originale so treu wiedergegeben zu haben, als das Verhältniß der betreffenden Sprachen zur deutschen irgend zuließ.

Echoklänge aus Venusia. Horazische Dichtungen in deutscher Liederform. Von A. Hermann. Celle, Schulzesche Buchhandlung, 1862.

Der Verfasser hat versucht, einige leichtere Oden und Epoden von Horaz, die vorzüglich Liebe, Freundschaft und Lebensgenuß athmen, durch freiere, in der Form wie nach dem Inhalt der gegenwärtigen Welt angepaßte Uebertragung einem größeren als dem gelehrten Publicum genießbar zu machen. „Gesetzt selbst," so rechtfertigt er sein Unternehmen, „daß Wort und Vers deckende Uebersetzungen ohne nebenliegendes Original verständlich sind, so können sie in der für unsre Sprache zugemessenen Bewegung der alten Rhythmen doch nie den leichten Ton treffen, der bei Gedichten dieser Gattung wesentliche Voraussetzung ist, ja noch mehr, der starke fremdartige Rhythmus und seine Folgen, die ungewöhnliche Wahl und Stellung der Worte, widersprechen entschieden der anmuthigen Stimmnng, für die wir unsre einfachen reinklingenden Verse gewohnt sind." Wir schließen uns dieser Ansicht an und bemerken, daß mehre der hier vorliegenden Uebersetzungen sehr wohl gelungen und in dieser Gestalt praktische Beweise für die Richtigkeit jener Theorie sind.

Justinus Kerner und das Kernerhaus zu Weinsberg. Gedenkblätter aus des Dichters Leben. Von A. Reinhard. Mit drei artistischen Beilagen. Tübingen, Verlag der Osianderschen Buchhandlung. 1862. (Der Reinertrag ist für das Kernerdenkmal in Weinsberg bestimmt.)

Der Verfasser lobt und verehrt Alles an seinem Gegenstand, nicht blos den gemüthvollen Dichter, den liebenswürdigen Menschen, auch den Geisterseher. Neues von Bedeutung enthält das kleine Buch nicht, dagegen einige hübsche Anekdoten, von denen ein paar hier Platz finden mögen. „Als Kerner, Alexander v. Würtemberg und Lenau einst beisammensaßen, ihre neuesten Gedichte austauschend, trat zuletzt der ehrliche Hausknecht, der bei Tische aufgewartet hatte, mit einem groben Papier

herein und sagte schüchtern: weil Alles hier Verse mache, wolle er auch die seinigen bringen, und als man die Ueberschrift las, hieß sie: „An den treuen Doctorsgaul am gelben Chaislein." — „Ein Handwerksbursch wandert eines Tages am Hause Kerners, wo fast immer Gäste aus nah und fern einsprachen, vorüber. Einige Wagen davor, der gedeckte Tisch im Garten und die aus- und eingehenden Gäste lassen ihn ein Wirthshaus vermuthen. Er steigt wohlgemuth die Treppe hinauf, tritt in die Schweizerstube, macht sichs bequem und ruft: „Frau Wirthin, einen Schoppen!" Das Rickele (Kerners Frau) bedient ihn alsbald, und erst da er bezahlen will, hört er mit Staunen, daß man hier zechfrei sei."

Vorträge über Bildung und Christenthum von Friedrich Lübker. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1863.

Ein Abriß der Cultur- und Literaturgeschichte in ihren Beziehungen zum Christenthum, dargestellt in der Absicht, Bildung und Christenthum als vereinbar erscheinen zu lassen. „Gewiß bleibt," so schließt der Verfasser, der zwar zu den Gläubigen, aber zu der Classe derselben gehört, mit der sich reden läßt, gegen den Schluß hin, „daß wir jene hohen Güter der Bildung und des Christenthums nicht beide gleichgiltig und ruhig neben einander in uns haben dürfen, dualistisch und darum unser Wesen zerspaltend, sondern daß wir sie, wenn auch mit schwerem Kampf und saurer Mühe, mit einander in den innerlichsten und wahrsten Einklang zu bringen und die erste dem letztern unterzuordnen oder vielmehr durch dasselbe zu verklären suchen müssen." Wir meinen, das umgekehrte Verfahren würde das rechte sein, das Christenthum müsse sich der Bildung unterordnen, vorausgesetzt, daß der Verfasser das in der Kirche überlieferte Christenthum mit seiner Dogmatik im Sinne hat. Oder will der Verfasser, um nur Eins anzuführen, die Naturwissenschaft noch Wissenschaft nennen, die sich von jenem Christenthum in die Schule nehmen und „verklären" ließ?

Die Zauberflöte. Betrachtungen über die Bedeutung der dramatischen Musik in der Geschichte des menschlichen Geistes. Von Dr. Ludwig Nohl. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. 1862.

Von der Zauberflöte ist nur in der letztern kleinern Hälfte des Buchs die Rede. Die erste, die als Einleitung zu betrachten, holt sehr weit, bei der alten Kirchenmusik, aus, bespricht dann die Entstehung der Oper, Händel, Gluck, dann Mozart im Allgemeinen, hierauf seine komischen Opern, dann in drei ausführlichen Capiteln den Don Juan. Nun erst folgt eine Charakteristik der Zauberflöte. Das Ganze will vorzüglich über den Geist aufhellen, der in den Mozartschen Werken lebt, und gibt sich als Fortsetzung und Ergänzung der früheren, von uns seinerzeit angezeigten Schrift „Geist der Tonkunst", in welcher der Verfasser nachzuweisen suchte, welche Seiten des menschlichen Wesens sich als Musik aussprechen.

Tabellarische Uebersichten des hamburgischen Handels im Jahre 1861. Zusammengestellt von dem handelsstatistischen Bureau. Hamburg, Druck von A. F. M. Kümpel. 1862.

Eine sehr werthvolle Arbeit, die auch außerhalb Hamburgs die Beachtung der Statistiker, der Nationalökonomen, der Kaufleute und Fabrikanten verdient. Die Tabellen, schon seit mehren Jahren in regelmäßigen Perioden veröffentlicht, sind mit jedem Jahre reichhaltiger geworden und geben in ihrer jetzigen Gestalt mit ihren Zahlenreihen und ihren vergleichenden Uebersichten ein fast vollständiges Geripp zu

einer Geschichte des Handels unserer größten Seestadt in den letzten zehn Jahren. Sie zerfallen in fünf große Gruppen: in solche, die sich auf Gewicht und Werth der Einfuhr überhaupt beziehen, solche, die Specielles über die Einfuhr aus den einzelnen Ländern geben, solche, welche Herkunft und Preise der Haupteinfuhrartikel im Jahre 1861 betreffen, solche, die Hamburgs und Altona's Rhederei und Seeschifffahrt, und solche, die den Schifffahrtsverkehr der beiden Städte sowie Haarburgs mit der Oberelbe behandeln. Ein Anhang vervollständigt diese Uebersichten nach verschiedenen Seiten hin. Im Folgenden geben wir einige von den Resultaten: Der Durchschnittswerth der zollpflichtigen Einfuhr betrug in den zehn Jahren von 1821 bis 1830 erst die Summe von 69,240,239, in dem Jahrzehnt von 1851 bis 1860 dagegen 152,445,945 Mark Banco. Im Jahr 1849 belief sich der Werth der gesammten (zollfreien und zollpflichtigen) Einfuhr auf 146,913,320, im Jahr 1861 dagegen auf 306,341,000 Thaler, also auf mehr als das Doppelte von damals. Im Jahr 1851 kamen in Hamburg 4,169, im letztverflossenen Jahre dagegen 5,219 Seeschiffe an, und während jene 372,269 Last Tragfähigkeit hatten, belief sich die Tragfähigkeit dieser auf 661,613 Last. Der Schifffahrtsverkehr Altona's ist in diesem Jahrzehnt nicht gewachsen, sondern hat sogar abgenommen. Dagegen zeigen die Tabellen aus Haarburg einen lebhaften Aufschwung. 1850 kamen hier erst 152 Seeschiffe mit 8,565 Last an, 1861 dagegen 1,169 mit 76,298 Last. Die Rhederei Hamburgs ferner hatte am Schluß des letztvergangenen Jahres einen Bestand von 491 Seeschiffen mit 98,102 Last (à 4000 Pfd.) Ladungsfähigkeit, die von Altona einen Bestand von 50 Seeschiffen mit 7,446 Last Ladungsfähigkeit. Im Jahr 1843 besaß Hamburg 3 Dampfschiffe, 18 Fregattschiffe, 55 Barkschiffe, 1 Barkantine, 54 Briggs, 1 Brigantine, 11 Schooner-Briggs, 33 Schooner, 12 Galeassen, 11 Gallioten, 8 Kuffs und kleinere Fahrzeuge, im Ganzen 207 Seeschiffe. Zu Ende des vorigen Jahres hatte sich die Zahl der Dampfschiffe auf 17, die der Fregattschiffe auf 56, die der Barkschiffe auf 188, die der Briggs auf 128, die der Schooner-Briggs auf 32, die der Schooner auf 37 und die der Kuffs und kleineren Schiffe auf 17 vermehrt. Die 207 Schiffe von 1843 hatten zusammen eine Ladungsfähigkeit von 25,830, die 491 Schiffe von 1861 dagegen wie bemerkt eine solche von 98,102 Last. Die Zunahme der Ladungsfähigkeit gegen das Jahr 1843 betrug 1861 nicht weniger als 280 Procent, doch muß bemerkt werden, daß diese Zunahme in den letzten Jahren beträchtlich langsamere Fortschritte machte als in den Jahren von 1852 bis 1858.

Shakespeare's Hamlet. Aesthetische Erläuterung des Hamlet. Von Dr. L. Schipper. Münster, Fr. Regensberg. 1862.

Ein Versuch, die Ansicht Goethe's, die später von Gervinus adoptirt und aus den thatsächlichen Verhältnissen begründet worden ist, zu widerlegen. Nach Goethe zeigt die Tragödie, wie eine Seele für die große That, die ihr zugewiesen ist, nicht Größe genug besitzt. Gervinus drückt dies ähnlich dahin aus, daß der Dichter den Helden als einen Mann habe darstellen wollen, den der Anstoß einer schwierigen Aufgabe aus dem Schwerpunkt seiner Natur gebracht, dessen „Unentschlossenheit sich um ihre Aufgabe krümme." Herr Schipper ist andrer Meinung. Ihm erscheint Hamlets Zögern, den Mord des Vaters zu rächen, nicht als Schwäche und Unentschlossenheit, sondern als Gewissenhaftigkeit und Rechtssinn. „Das Verbrechen,"

sagt er, „ist in den ersten Acten factisch nicht sicher genug, um einen unparteiischen Richter zur Bestrafung derselben zu veranlassen. Dann gibt die bloße Ermordung des Claudius keine äquivalente Sühne für seine Verbrechen ab. Endlich hat Hamlet diese Sühne und Strafe nicht allein zu erwirken". Die Beweise für diese Sätze sind lesenswerth, für uns aber nicht überzeugend.

Das monarchische Prinzip. Eine wissenschaftliche Untersuchung. Zugleich ein Beitrag zur Begründung des Staatsrechts und der Politik. Von Dr. Leonhard Rabus. Nürnberg, Verlag von August Recknagel. 1862.

Die Resultate, zu denen der Verfasser gelangt, sind folgende: „Die Monarchie ist der Staat κατ' ἐξοχήν. Als Form des Staats ist sie seine höchste Entwicklung." „Im Monarchen regiert sie sich und ist durch ihn Person. Durch die Seele desselben oder, was dem gleich ist, durch die Seele des Staats wird die angeborne Persönlichkeit der Einwohner nicht beschränkt, sondern erhöht." Das Wesen der Monarchie oder deren Persönlichkeit, in ihr wohnend, an ihr sich darstellend, sie vollendend ist das monarchische Princip." „Verwirklichung dieses Princips ist das inwohnende Ziel aller Staaten." „Die repräsentative Verfassung verdankt ihm ihren Ursprung und kann ihren Ausbau nur durch dasselbe finden. Der Monarch will was dem beseelten Ganzen gut ist, in ihm ist die Seele des Ganzen; als Personen deren Wesen eben die Seele ist, begehren die Bürger nichts Anderes. Doch ist das Wollen der Seele nicht ohne Erkenntniß dessen, was sie will, daher läßt der Monarch die wissenden Bürger selbst aussprechen, was ihnen als der regierten Gesammtheit noththut und prüft hieran sein eignes Urtheil. Sanction und Publication der Gesetze, das absolute Veto, Berufung und Eröffnung, Verlängerung, Vertagung, Auflösung des Landtages ist Sache des Monarchen. Ihm gebührt ein besondrer Einfluß auf die Bildung der ersten Kammer. Er ist Quelle aller Gnaden, er hat die Privilegienhoheit und die Aemterhoheit. Von ihm gehen die Vollzugsverordnungen und die provisorischen Verfügungen aus. Seiner Stellung entspricht das ausschließliche Recht der Initative. Bei ihm ist das Recht der Zulassung und Beaufsichtigung von Religionsgesellschaften, das Schutz- und Schirmrecht über die christliche Kirche, die Erziehungs- und Unterrichtshoheit, die Repräsentativgewalt, in Summa die Einheit aller Rechte der Staatsgewalt. Der Monarch ist von Gottes Gnaden, und tritt aus persönlichem Rechte, aus dem Rechte seiner Seele die Herrschaft an, deren Besitz der Zeugungslinie der Dynastenfamilie folgt. Seine Individualität ist das willige und würdige, heilige und unverletzliche Organ der erhabnen Seele." „Die Versammlung der Repräsentanten ist von reflectirendem Charakter und nach Maßgabe des eignen Sinnes der Einzelnen vielfach in sich gebrochen: alle Gegensätze aber sammeln und nähern sich in zwei Kammern als den äußersten Gliedern des vereinfachten Gegensatzes, um ihre Einheit zu suchen." — Seitenstück zu diesen Philosophemen siehe Goethe's Werke (Ausgabe in 40 Bänden, 1840) 11. Bd., S. 108, Zeile 11 bis 23. Unser Urtheil: ebendaselbst, Zeile 25.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die letzte Versammlung des Nationalvereins.

Koburg, 7. October.

Die Zeitungen hatten gemeldet, von verschiedenen Seiten her werde auf
:r allgemeinen Versammlung des Nationalvereins wieder wie im Jahre 1860
:r Antrag gestellt werden, die Reichsverfassung von 1849 in das Programm
s Vereins aufzunehmen. Eingeweihtere wußten außerdem, daß ein einfluß-
ches würtembergisches Mitglied den nämlichen Antrag an den Ausschuß brin-
n werde. Aber was man sich nicht träumen ließ, war, daß der Ausschuß
bst den Antrag adoptiren werde. Das Erstaunen wuchs, als man hörte,
r Ausschuß habe sogar einstimmig beschlossen, so zu thun. Aehnlich, denken
ir, wird es dem befreundeten Publicum draußen gegangen sein, als es ver-
hm, daß die Vereinsversammlung einstimmig die in Blut untergegangene
ichsverfassung von 1849 auf den Schild zu heben sich entschlossen habe.
elleicht indessen, daß es diesem weitesten Kreise der Gleichgesinnten zuletzt
ch ebenso geht wie zuerst dem Ausschuß und dann der allgemeinen Versamm-
ng des Nationalvereins.

Die Gründe für die Aufnahme der Reichsverfassung in das Vereinsbekennt-
ß haben die Ausschußmitglieder Brater, Metz und Miquèl ziemlich erschöpfend
gegeben. Der Letztere theilte mit, daß der Ausschuß nicht ohne Kenntniß
r herrschenden Stimmungen seinen Entschluß gefaßt habe. „Heraus mit dem
lksprogramm gegenüber dem in Frankfurt übergebenen Programm der Ca-
nete!“ das sei von allen Seiten her die Antwort gewesen. Daneben zählte
nn Brater, der den von ihm verfaßten politischen Jahresbericht des Aus-
usses vortrug und eine gedankenreiche Rechtfertigung des Antrages folgen
ß, die selbständigen Motive auf, die den Ausschuß geleitet hatten. Er gab
verstehen, daß man den eventuellen Plänen Oestreichs, die es auf Preußens
genblickliche Ohnmacht bauen mag, nur auf diese Weise wirksam zuvorkommen
ine. Die Reichsverfassung lasse zwar die Oberhauptsfrage offen; aber die
tur der Dinge werde dafür sorgen, daß dieselbe im Sinne des Vereins-
gramms zur endlichen Lösung komme. Vorbehaltlich dieser im Augenblick
ht zu habenden (und ja auch vom weimarer Abgeordnetentage als einst-
ilen unmöglich behandelten) Lösung gewähre die Reichsverfassung, was

Deutschland brauche: die Möglichkeit eines kraftvollen Auftretens nach außen und gesicherte Freiheit im Innern. Ob sie formell noch zu Recht bestehe oder nicht, das zu entscheiden unternehme man nicht, sondern überlasse es dem staatsmännischen Gewissen jedes Einzelnen. Es genüge, daß sie ein rechtmäßig gewonnener Ausdruck der Bedürfnisse und des Willens der Nation sei. Wenn sie ihre Mängel habe, große Mängel vielleicht, so möge sie abgeändert werden, sobald durch eine auf ihrer Grundlage einberufene deutsche Volksvertretung das rechte Mittel dazu vorhanden sei.

Man wird diesen Bestimmungsgründen noch einiges Andere hinzufügen können. Die Schwächen der Reichsverfassung sind jetzt so groß nicht mehr wie zur Zeit ihrer Entstehung, da die volkswirthschaftliche Reformagitation seitdem das Capitel von den Grundrechten ins allgemeine Verständniß und großentheils bereits selbst in die Gesetzgebung der einzelnen Länder eingeführt hat. Für die demnächstige Entscheidung der jetzt offen gelassenen Frage des Oberhaupts ist in Verbindung mit der ausdrücklichen Bezugnahme auf das alte Programm gerade das Stillschweigen eine nicht geringe Bürgschaft, wenn man hinzuhält, daß weder hier in Koburg noch vorher in Weimar irgend ein Mensch auch nur versuchte, der preußischen Hegemonie ein Wörtchen der Anerkennung zu sichern. Hat doch die preußische Fortschrittspartei zu dem hier gefaßten Beschlusse im Voraus zugestimmt, und somit theilweise ergänzt, was eben in Norddeutschland bisher fehlte: Aufnahme der Reichsverfassung ins liberale Bewußtsein. Dieser haben indessen auch das Nationalvereinsprogramm von 18[illegible] und der erste deutsche Abgeordnetentag schon vorgearbeitet, indem sie die Reichsverfassung als den „rechtlichen Ausdruck“ der von der Nation geforderten bundesstaatlichen Einheit anzogen. Zu dem Schritte, der darüber hinaus jetzt gethan ist, drängte die Entwicklung, welche der Reformkampf in Deutschland neuerdings offenbar genommen hat. Die auswärtigen Wolken haben sich verzogen, aber im Innern des größten deutschen Staats ballen sich schwere Dunstmassen unheildrohend zusammen. Wo Schutz und Rettung suchen? Der Instinct der Menge sagt, in einem nationalen Parlament; und wer ihr daher ein Parlament bietet, der wird sie haben, wenn er es halbwegs gescheidt anfängt. Bevor der Nationalverein zu seinem jetzigen „kühnen Griffe“ kam, war nicht allein die Gefahr vorhanden, daß neben ihm eine abgesonderte Agitation für nichts als ein Parlament sich aufthat, sondern auch die größere Gefahr, daß Oestreich und die Mittelstaaten die Nationalpartei sprengten, wenn sie über ihr erstes todtgebornes Project hinaus sich zu einer Reform auf der Basis „Directorium und Parlament“ entschlossen. Diese Gefahr ist jetzt abgewendet. Der Nationalverein hat die in ihm organisirte Partei aufs Neue derartig consolidirt, daß sie die Lahmlegung Preußens noch eine Weile ertragen kann.

Daß die hiesige Versammlung nicht etwa einer erregten Stimmung nach

gab oder sich durch ein paar feurige Reden hinreißen ließ, als sie die Adoption der Reichsverfassung so einhellig votirte, zeigen zur Genüge ihre sonstigen Beschlüsse. Wir wollen es ihr nicht zu einem besonderen Verdienst anrechnen, daß sie den frivolen Antrag von Wex aus Hamburg und Genossen auf Zurückforderung der nach Berlin gesandten Flottengelder in eine Art von verächtlicher Abwendung begrub. Aber es ist immerhin etwas, wenn sie durch ihren Beifall Miquèls (des Berichterstatters) muthige Meinung adoptirte, daß man zwar die Sendungen nach Berlin auch ferner unterlassen, die Sammlungen aber fortsetzen müsse, um ihren Ertrag demnächst einer liberalen preußischen Regierung von Neuem zuzuweisen. Weiter ließ sich gewiß nicht gehen. Der Nationalverein konnte seine freiwilligen Beiträge nicht einem Ministerium ausliefern, dem seine eignen Genossen im Lande selbst sogar jeden Theil von den Steuern für den in Rede stehenden Zweck verweigerten. Ob das preußische Abgeordnetenhaus damit recht gehandelt, ist eine Frage, welche der hier gefaßte Beschluß nicht im Entferntesten entschieden hat. Die Meisten werden wohl verneinender Ansicht gewesen sein.

Ein nicht geringeres Zeugniß von Mäßigung und politischer Vernunft legte die Behandlung der Militärfrage ab. Der Ausschuß hatte einen Antrag entworfen, der noch hinter den entsprechenden Beschlüssen verschiedener volkswirthschaftlicher Congresse zurückblieb und in der That unter liberalen Leuten an sich kaum einen Gegner finden wird. Mit seinem Inhalt war denn auch Niemand sei es im Ausschuß, sei es in der Versammlung sonderlich unzufrieden. Wohl aber meinten Politiker, wie v. Bennigsen, Brater, v. Rochau, Planck, Miquèl und Adolf Seeger, es sei verkehrt, die Thätigkeit des Vereins zu zersplittern, seine Feinde zu vermehren und seine Freunde vielleicht zu mindern durch die Theilnahme an einer bis jetzt vorwiegend theoretischen Agitation, deren praktisches Interesse für den Verein obendrein begrenzt und bedingt ist. Als daher der Literat Bürgers aus Köln (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Landgerichtsrath) seine revolutionären Hintergedanken halb enthüllt und wohlmeinend gewarnt hatte, man möge nicht durch Beseitigung dieses Antrags im Volke Zweifel an der Art der dereinst beabsichtigten „Action" erwecken, sondern dreist zugestehen, daß die Abschaffung der stehenden Heere eine Vorbedingung für die Ausführung der Reichsverfassung sei, da griff der Ausschuß ein und legte sein Gewicht für eine motivirte Tagesordnung in die Wagschale. Das Ergebniß war, daß Hr. Bürgers mit einer kleinen Schaar von Anhängern allein blieb. Seine leidenschaftliche und wohlklingende Beredtsamkeit hatte, wie verdient, eine gewisse Anzahl der Hörer zu schallendem Beifall hingerissen; aber es war hinlänglich charakteristisch, daß die Ausschußwahlen den bisherigen Stamm einstimmig wiederherstellten und auf den radicalen Rheinländer nur zwei oder drei Stimmen fielen.

Noch in einem dritten Punkte hat der Verein diesmal nicht weniger als früher Maß bewiesen, indem er nämlich den weimarer Beschluß, der alle octroyirten Verfassungen Deutschlands in Frage stellt, nur in Bezug auf Mecklenburg sich aneignete, in welchem Bezuge bekanntlich sogar Hr. v. Gagern gegen jenen Beschluß nichts einzuwenden hatte. Es ist jedenfalls besser, die verfügbaren Kräfte auf den schwächsten Punkt in der Linie des Feindes zu concentriren, als auf zehn Punkten gleichzeitig anzugreifen. Allerdings aber ist auch in dem weimarer Beschluß im Allgemeinen mehr Drohung und Warnung, als wirklicher Angriff enthalten, und der Nationalverein hat demselben eine ganz entsprechende Anwendung gegeben, indem er den Kampf um die Wiederherstellung des mecklenburgischen Staatsgrundgesetzes für eine nationale und nicht blos parlamentarische, sondern populäre Angelegenheit erklärte.

In diesem Unterschiede „parlamentarisch“ und „populär“ ist überhaupt die Rechtfertigung des Nebeneinanderfortbestehens von Abgeordnetentag und Nationalverein enthalten. Bennigsen verglich sie in seiner Eröffnungsrede dem Staatenhause und dem Volkshause eines Parlaments, und wir denken, die Vergleichung hinkt nicht übertrieben. Ist dem aber so, so darf das Volkshaus auch als seine Prärogative die erste Ergreifung neuer und kühner Maßregeln in Anspruch nehmen, zumal wenn es so viel Bürgschaften wie der Nationalverein gewährt, daß seiner Entschlossenheit die Besonnenheit niemals fehlen werde.

λ

General Wilhelm von Willisen.

Nach Auszügen aus den Tagebüchern desselben.

1.

Die nachfolgenden Mittheilungen aus dem Leben eines Mannes, der in den Jahren der Bewegung von 1848 bis 1850 wiederholt Stellungen bekleidete, welche für Preußen und Deutschland von nicht gewöhnlicher Bedeutung waren, beanspruchen um so mehr Beachtung, als sie zwar nicht ihrer Form, aber ihrem ganzen Inhalt nach den Charakter einer Selbstbiographie tragen. Die fragmentarischen Aufzeichnungen, denen sie entnommen sind, wurden, ursprünglich nur als Erinnerungsblätter für die Familie des Generals niedergeschrieben, von uns lediglich gekürzt, verbunden und theilweise in objective Rede über-

tragen. Wo wir von den darin ausgesprochenen Ansichten abweichen, wurde unser Standpunkt außerhalb des Textes kurz angedeutet.

Wenn es überraschen kann, daß die Veröffentlichung mancher hier behandelten Vorfälle schon jetzt erfolgt, so meint der Verfasser der Tagebuchsblätter dem entgegen behaupten zu können, daß sie nichts enthalten, was nicht ohne Bedenken schon unter Lebenden gesagt werden dürfte. „In meiner Lage," so schreibt er uns mit der Erlaubniß, davon Gebrauch zu machen, „ist ja schon jetzt Alles, was ich sage, nur wie eine Art Nachlaß zu betrachten. Es werden Dinge besprochen, die, wie die Todten, bereits der Geschichte angehören. Was mich zurückhalten könnte, wäre entweder mein Selbstgefühl — es dürfte wie ein Wunsch mich zu rechtfertigen gedeutet werden — oder die Besorgniß, der Haß der Partei möchte über den Todtgeglaubten, der wieder ein Lebenszeichen von sich gibt, von Neuem entbrennen. Beide Bedenklichkeiten habe ich überwunden, die erste freilich viel schwerer und zuletzt nur durch den Gedanken, daß es Pflicht eines jeden ist, den nun einmal das Glück oder das Unglück eine öffentliche Rolle spielen ließ, sich, seine innerste Gesinnung und sein Handeln so früh offen vor jedermanns Urtheil hinzustellen, daß sich ein falsches Bild von ihm nicht erst völlig geschichtlich festsetzen kann."

„Es gibt aber," so fährt das Schreiben, welches die Uebersendung der Tagebuchsblätter begleitete, fort, „noch eine andere Betrachtung, welche jedem, der für die Nachwelt etwas von und über sich zu sagen hat, die Verpflichtung auflegt, dies noch bei Lebzeiten zu sagen. Nirgends so leicht, als wenn wir nur für die Nachwelt schreiben, tritt der Versucher hinter uns und raunt uns ins Ohr: was im Angesicht des Todes geschrieben, müsse wohl jeder glauben. Wie man den Lebenden oft hart beurtheile und ungerecht verfolge, so übe man gegen den Todten meist großmüthige Billigkeit. Selbstlosigkeit und Wahrheitsliebe lassen sich von solchen Rücksichten nicht bestimmen. Der Lebende hat Widerspruch und Zurechtweisung von den Mitlebenden zu befürchten, und er kann darauf antworten. Wer also um der Wahrheit willen schreibt, sollte nur bei seinem Leben damit hervortreten."

So viel im Allgemeinen. Einen besondern äußern Grund für uns, jetzt schon an die Veröffentlichung dieser Erinnerungen zu gehen, fanden wir in verschiedenen neuen literarischen Erscheinungen, in denen der Wirksamkeit des Generals v. Willisen in einer Weise gedacht ist, die einer billigen Beurtheilung nicht entspricht und im Interesse einer zukünftigen Geschichtschreibung widerlegt werden muß, namentlich in dem Baudissinischen Buche über den schleswig-holsteinischen Krieg, welches zwar an sich keine besondere Bedeutung beansprucht und schwerlich jemals als Geschichtsquelle benutzt werden wird, aber immerhin wegen der Beziehungen, in denen sein Verfasser zu einer gewissen hohen Persönlichkeit zu stehen scheint, Einen oder den Andern verleiten kann, mehr gründ-

liche Kenntniß der Verhältnisse und Ereignisse darin zu suchen, als es in Wahrheit enthält.

Die wörtlich aus dem Tagebuch entnommenen, mit Anführungszeichen eingeschlossenen Sätze und Capitel sind meist Berichte und Schilderungen, bei denen es der größern Lebendigkeit halber geboten schien, den Verfasser über sich und und seine Umgebung selbst reden zu lassen, oder politische Ansichten, wie sie d. Bl. nicht vertreten können, und die wir darum nur als wesentliche Züge zu dem geschichtlichen Bilde des Generals anführen. Letztere beschränken sich auf einige mit Anmerkungen der Redaction begleitete Aeußerungen über die Zustände und Ereignisse in Posen; zu ersteren gehört der größte Theil des Abschnitts über die Schlacht bei Idstedt.

Wilhelm von Willisen, am 30. April 1790 zu Staßfurt im Herzogthum Magdeburg geboren, war der zweite Sohn einer zahlreichen Familie von vierzehn Kindern. Der Adel seines Geschlechts ist nicht von sehr altem Datum. Ein Vorfahr, der noch Willius hieß, war zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts kaiserlicher Reichshofrath, als welcher er 1702 von Leopold dem Ersten in den Reichsadelsstand erhoben und von Willisen genannt wurde. Der Großvater des Generals war 1757 Kammerpräsident in Halberstadt und starb, von den Franzosen als Geisel mitgenommen, in der Gefangenschaft zu Nürnberg an den Pocken, als sein zweiter Sohn, der Vater unseres Willisen, erst acht Jahre zählte. Letzterer war später Offizier im damaligen Leibkürassier-Regiment, nahm, als er 1788 heirathete, seinen Abschied, kaufte mit wenigen Mitteln das größte der elf adeligen Güter, welche die weitgebreitete Feldflur von Staßfurt bildeten, wurde dadurch Mitbesitzer der alten Salzwerke der Stadt und erwarb sich bald darauf die Würde eines Oberbürgermeisters des damals hochadeligen Magistrats derselben. Er war nach dem Tagebuche ein ernster Mann, von scharfem Verstand und feinen Sitten, der vortrefflich französisch sprach und schrieb und sich auch im Deutschen correct auszudrücken verstand. Ein leidenschaftlicher Bewunderer Friedrichs des Großen, dem er fast zwanzig Jahre gedient, hatte er auch der Geistesbildung desselben nachgestrebt. Die Mutter von Willisens war aus dem zahlreichen Geschlecht derer von Trotha aus Krosigk am Petersberg, und das Tagebuch bezeichnet sie als das Muster einer Hausfrau, thätig, aufopfernd, von edelstem, weichstem Herzen.

Nachdem Willisen den ersten Unterricht im elterlichen Hause genossen, in dem es streng und den beschränkten Verhältnissen gemäß herging, kam er mit zehn Jahren in das Cadettencorps zu Berlin, wo er und sein älterer Bruder Freistellen erhalten hatten, während ein jüngerer Sohn der Familie, der später bei Ligny fiel, als Pensionär eintrat. Bald wurde Willisen Unteroffizier, und mit fünfzehn Jahren war er Fähndrich und damit Glied des Offizierscorps im Regiment Altherzog von Braunschweig, welches damals in Halberstadt in

Garnison stand. Plötzlich so jung aus strengster Zucht in unbeschränkteste Freiheit versetzt, ohne Erfahrung, ohne ältere Freunde und Berather, umgeben von selbst noch unsicheren Altersgenossen, die meist nur Sinn für Lebensgenuß aller Art zeigten, hatte er nicht geringe Mühe, sich ohne Schaden in die neue Lage zu finden. Die furchtbare Katastrophe von 1806 traf auch ihn und rettete ihn aus den Gefahren, die in diesem Verhältniß ihn bedrohten. Er wurde in der Schlacht bei Auerstädt schwer verwundet und gerieth dann in Erfurt in französische Gefangenschaft, aus der er nach den Bestimmungen der Capitulation auf Ehrenwort entlassen wurde.

So auf der Grenze zwischen Kind und Jüngling von der ungeheuren Begebenheit des Sturzes der Monarchie Friedrichs des Großen mitergriffen und in andre Bahnen gedrängt, nach dem tilsiter Frieden als nunmehriger Westphälischer genöthigt, den preußischen Dienst zu verlassen, überdies im März 1807 seines Vaters durch den Tod beraubt, war der junge Militär in Betreff der Richtung seines künftigen Thuns und Lassens nur über Eins völlig klar mit sich: auf keine Weise wollte er dem fremden Herrscher dienen. Der nächste Gedanke war, etwas Tüchtiges zu lernen, sich für bessere Zeiten zu größeren Leistungen vorzubereiten, woran sich die sehnliche Hoffnung knüpfte, bald an der Befreiung des unterjochten preußischen Vaterlandes — ein deutsches fing damals erst an aufzudämmern — mitarbeiten zu können; Gedanken, Hoffnungen und Wünsche, wie sie in dieser Zeit in der ganzen bessern Jugend lebten und für Viele die Quelle edelster Anstrengung wurden. Die brennende Schmach, Fremden unterworfen zu sein, trat selbst an sonst Leichtsinnige heran mit der Forderung, Gemeines von sich fern zu halten und sein Bestes zu leisten. Anstrengung aller Kräfte schien hohe Pflicht, jede Entbehrung Genuß.

Willisen empfand in dieser Stimmung bald, wie viel ihm in Folge seiner einseitig militärischen Erziehung mangelte. Noch ehe er von seiner Wunde völlig geheilt war, bezog er das Pädagogium in Halle und lernte mit Eifer Latein und Griechisch. Der noch hinkende junge Offizier, der zum Gymnasiasten geworden, machte unter Lehrern und Schülern großes Aufsehn, „obwohl der Siebzehnjährige sonst noch recht wohl auf die Schulbank paßte."

„Diese Wendung meines Geschicks," heißt es in der Selbstbiographie, „ist entscheidend für mich gewesen. Meine ganze wissenschaftliche und politische Richtung hat sich damals begründet. Alles was ich lernte und durch Nachdenken gewann, bezog sich auf den einen Gedanken, der meine Seele erfüllte, die Befreiung des Vaterlandes. Die Erweiterung meines militärischen Gesichtskreises stammt aus dieser Zeit, ich las den Cäsar, den Polybius, den Tacitus fast nur mit militärischen Gedanken und nahm daneben Kenntniß von Bülow und Jomini."

Nach dieser Vorbereitung bezog Willisen 1808 die Universität Halle, wo

er sich vorzüglich an Steffens anschloß. Indeß ergriff ihn die fieberhafte Bewegung, die durch die ganze gebildete Gesellschaft ging, in Kurzem von Neuem und trieb ihn von seinen Studien zu früh wieder hinweg und hinaus zum Handeln im politischen Leben. Zwar widerstand er den Aufforderungen heißblütiger Schwärmer, wie Katte und Hirschfeld, die ihn an die Spitze einer Studentenbewegung in Halle stellen wollten. Als aber Schill im Mai 1809 vor den Thoren der Stadt erschien, vergaß der junge Patriot sofort alle seine Vorsätze, schloß sich dem kühnen Parteigänger an und focht in dem Treffen bei Dodendorf mit. Inzwischen war ihm jedoch klar geworden, daß Schills Heerhaufen nicht, wie es anfangs geheißen, der Vortrab der preußischen Armee war, daß das Unternehmen also völlig in der Luft schwebte, und so trennte er sich, als Schill über die Elbe ging, von der jetzt schon verloren zu gebenden Schaar, um sich zunächst nach Berlin zu begeben. Hier beschloß er mit einigen Freunden wie Alexander Marwitz, Scheibler und Varnhagen nach Oestreich zu gehen. Dort kamen die preußischen Freiwilligen noch zu rechter Zeit an, um die Schlacht bei Wagram mitzumachen. Beim Frieden von Schönbrunn war Willisen Jägerlieutenant, die spätere große Armeereduction führte ihn dem zu Iglau stehenden Regiment Erzherzog Johann zu. Der östreichische Dienst behagte nicht sehr, doch war für den in der Heimath Geächteten keine andere Wahl als Bleiben. Auch besserten sich die Aussichten, als es ihm gelang, sich durch kleine militärische Aufsätze den Weg in die Vorbereitungsanstalten für den Generalstab zu öffnen.

Willisen kam nach Wien, wo er Radetzky als Chef des Generalstabs und Heß als jungen Hauptmann kennen lernte, mit Fr. Schlegel, Adam Müller, Gentz, Buol und Meyern verkehrte und Zutritt in die vornehmsten Häuser hatte. Jung und strebsam, groß und kräftig, verlebte er in diesen Kreisen ebenso lehrreiche als angenehme Tage. Es wurde fleißig studirt, englisch und spanisch gelernt, Jomini und Bülow von Neuem vorgenommen, die Feldzüge des siebenjährigen und des Revolutionskriegs gründlich durchgegangen, wobei sich schon jetzt die Ansichten auszubilden begannen, die Willisen später in seiner Theorie des großen Krieges dem militärischen Publicum vorlegte. Den größten Einfluß übte damals Meyern auf den jungen Offizier.

So vergingen die Jahre 1810 und 1811. Der Haß gegen Napoleon und Frankreich war und blieb der Mittelpunkt, um den sich alles Denken und Thun der Kreise drehte, in denen Willisen in Wien sich bewegte. Ganz entschieden wies er daher die Zumuthung von sich ab, mit dem östreichischen Hülfscorps 1812 nach Rußland zu ziehn, und forderte seinen Abschied. Radetzky, der ihm wohlwollte, rieth davon ab und erbot sich, ihm einen Urlaub auf unbestimmte Zeit zu verschaffen; es bliebe so doch ein Rückhalt. Das leuchtete ein und wurde dankbar angenommen. Willisen ging nach Prag, lebte dort einen großen Theil des Sommers 1812 mit Varnhagen bei dem Fürsten Bentheim und

lernte da auch Stein kennen. Als dieser sich zur Abreise nach Petersburg anschickte, trat auch an Willisen der Gedanke, nach Rußland zu gehen. Er besprach sich darüber mit Pfuel, der sich ebenfalls in Prag aufhielt. Man erwog, ob jenes gerathener, oder ob man nicht besser eine Bewegung im Rücken der französischen Armee abwarten solle. Das Ergebniß der Berathung war, daß Pfuel nach Rußland ging, Willisen aber Ende August von Prag abreiste, um sich im nördlichen Deutschland umzusehen, wie es stünde und ob nicht etwas zu beginnen sei. Nichts schien ihm deutlicher, als daß auch eine kleine Bewegung in Deutschland jetzt dem Uebermächtigen große Verlegenheit bereiten werde. Für seine persönliche Sicherheit fürchtete er nichts, da er noch östreichischer Offizier und Oestreich der Verbündete Frankreichs war. Sehr wohl hatte er in Prag bemerkt, daß Alles, was bei Stein und Gruner aus- und einging, von verdächtigen Gestalten beobachtet wurde, doch dachte er nicht, daß die geheime Polizei ihr Augenmerk selbst auf die Kleinen und Kleinsten gerichtet habe. Bald erfuhr er zu seinem Schaden, daß dem doch so sei.

„Kaum einige Tage nach meiner Ankunft bei einem Verwandten in der Nähe von Halle," so erzählt die Selbstbiographie, „war man in Kassel von meinem Eintreffen unterrichtet, und als die Familie eines stürmischen Octoberabends nichts ahnend am Theetisch saß, öffnete sich plötzlich die Thür des Zimmers, und hereintrat mit gezogenem Degen begleitet von zwei Gensdarmen der Chef der Polizei in Halberstadt, ein ralliirter Emigrant, Mr. Moisé, um mich im Namen des Königs von Westphalen zu verhaften.

Auf mein Fragen nach der Ursache keine Antwort. Als ich mich auf meinen Charakter als östreichischer Offizier berief, zeigte ein Achselzucken, daß man darauf keine Rücksicht nehme. Ich war Arrestant. Die Gensdarmen blieben als Wache bei mir, und am andern Tage ging es fort nach Kassel.

Hätte ich geahnt, daß mir fast ein volles Jahr strenges Gefängniß und ein Proceß auf Landesverrath, der mit einem Todesurtheil enden konnte, bevorstand, so hätte ich mich ohne Zweifel unterwegs davon gemacht. Es gehörte dazu viel weniger Kühnheit als zu meiner spätern Flucht aus dem Gefängniß in Kassel. Die Wache war oft nachlässig, und ich durfte voraussetzen, daß jeder Andere mir eher förderlich als hinderlich sein werde, wenn ich mich befreien wollte.

In Kassel verweigerte ich zuerst, mich gegen eine andere Behörde als gegen den östreichischen Gesandten, einen Herrn von Schall, im Verhör auszulassen, und so setzte ichs durch, daß man mich eines schönen Tags in Begleitung von zwei Gensdarmen in dessen Haus führte, wo ich sofort von ihm verlangte, daß er mich als Offizier seines Kaisers in Schutz nehme und mich nach Oestreich zurücksende. Der arme Herr gerieth über diese Zumuthung in großen Schreck. Als er sich davon erholt, stellte er mir die Unmöglichkeit,

meinem Verlangen zu willfahren vor. Ich werde als westphälischer Unterthan, der noch conscriptionspflichtig sei, verfolgt. Indessen werde seine Regierung gewiß das Möglichste thun, um mich zu schützen; ich möchte nur getrost in mein Gefängniß zurückkehren, und was dergleichen Redensarten mehr waren. Nun begannen die Verhöre vor den westphälischen Behörden. Ich erfuhr, daß ich unter der Anklage stehe, die Waffen gegen mein Vaterland getragen zu haben. Man hielt mir vor, daß ich bei Schill gewesen, daß ich in Prag mit Stein und Gruner verkehrt, daß ich gekommen, um bei der Organisirung eines Aufstandes zu helfen et enfin, qu'on savait que tout ce que je faisais je le faisais par haine contre les Français et le gouvernement westphalien, comme tout ces Messieurs de Tugendbund. Ich läugnete entschieden, mit dem Tugendbund in irgendwelcher Verbindung zu stehen und mit vollem Recht; ich wußte kaum von der Existenz des Vereins. Mein Läugnen half mir zwar nichts, aber andrerseits waren auch die Beweise gegen mich nicht stark. Kein Brief, kein Stück Papier wollte mich verrathen, selbst für meine kurze Theilnahme an Schills Zug war kein juristisch gültiger Beweis beizubringen. Der Conscription aber mich entzogen zu haben, war kein todeswürdiges Verbrechen. Ueberdies konnte ich behaupten, daß man mich, der schon Offizier gewesen, nicht mehr als Gemeinen habe ausheben dürfen. Man könne mich höchstens zwingen wollen, als Offizier Dienste zu nehmen, und für diesen Fall sei ich Offizier einer befreundeten Macht. Kurz General Bongard, der Polizeiminister, der mich selbst verhörte, sah sich schließlich genöthigt, von der Behauptung, daß ich die Waffen gegen mein Vaterland getragen habe, abzustehen, und ebenso wenig überführte er mich, daß ich sie gegen dasselbe habe tragen wollen. Ich meinte sogar, nicht Westphalen, sondern Preußen sei mein Vaterland, und als er unerhört fand, ihm das ins Gesicht zu sagen, rechtfertigte ich meine Anschauung damit, daß ich ihm, dem alten Emigranten, der in der condéschen Armee gedient, erwiderte: Excellenz haben durch Ihr früheres Leben selbst bewiesen, wie schwer es ist, sich von angestammter Anhänglichkeit zu trennen. Ah, c'est bien différent, entgegnete er, mais laissons cela, und damit hatten die Verhöre ein Ende.

Frei aber wurde ich deshalb nicht. Vergeblich wartete ich monatelang auf eine Entscheidung. Zuletzt hieß es auf wiederholtes Drängen, es handle sich nur um eine mésure de précaution, und als ich dann, im Frühjahr 1813 fragte, wie lange man diese Vorsichtsmaßregel für nöthig halte, antwortete man ganz naiv: Jusqu' à la fin de là guerre. Die östreichische Gesandtschaft ließ nichts von sich hören. Meine Haft war so streng, daß von der ungeheuern Katastrophe in Rußland erst im Februar eine schwache Kunde zu mir drang. Die Insinuation, mich dadurch zu befreien, daß ich mich erbot, westphälische Dienste zu nehmen, wies ich stets von mir, und so blieb es beim Alten.

So lange ich nichts von der großen Wendung wußte, welche die Dinge draußen in der Welt genommen hatten, suchte und fand ich Zuflucht vor Langeweile und trüben Betrachtungen in den ernsthaftesten Studien. Ich las ohne Unterlaß Homer und Platon und vergaß so oft Wochen hindurch meine schlimme Lage. Als aber im März und April Alles, was geschehen, nach und nach auch uns bekannt wurde, indem die deutsche Gefängnißbehörde, theils aus Mitleid, theils um sich mit den politischen Gefangnen für die Zukunft in gutes Vernehmen zu setzen, selbst uns davon Nachricht gab, hörte allerdings alle Ruhe des Gemüths auf, und die Sehnsucht nach Freiheit, um mitwirken zu können im großen Kampf steigerte sich zu fieberhafter Rastlosigkeit.

Im April erwarteten wir täglich nach Frankreich abgeführt zu werden. Inzwischen hatte alle Absonderung zwischen den Gefangenen aufgehört. Die Aufseher und Wärter mußten gestatten, daß wir Tag und Nacht mit einander verkehrten. Es gab da politische Gefangene, die schon Jahre lang unter demselben Dache lebten und sich jetzt erst kennen lernten. Man berathschlagte über gemeinsame Maßregeln, und bald kam man überein, in der nächsten Nacht das Gefängniß zu erbrechen und sich zu befreien, bald wieder meinte man warten zu müssen bis auf den Versuch einer Abführung nach Frankreich. Dann endlich hieß es, die Alliirten seien schon ganz in der Nähe und mit ihnen unsre Freiheit. So vergingen Wochen im peinlichsten Wechsel der Gefühle, in größter Aufregung, schmerzlichstem Harren. Als ehemaliger Offizier war ich zum Führer der Verschwornen gewählt worden, als man wieder daran dachte, sich gewaltsam zu befreien. Die eingeschüchterten Wächter hatten uns Pistolen und große Messer verschaffen müssen. Alles war vorbereitet zum Ausbruch, als eines Tages — es war der 4. Mai — dicht vor der Stadt Kanonenschüsse ertönten. Natürlich höchste Spannung aller Nerven, Herzklopfen, Horchen nach allen Seiten, aber leider bald darauf allgemeine Niedergeschlagenheit. Wir hatten die Freunde, die Befreier erwartet, und siehe da, es waren die Kanonen die den Sieg des Gegners bei Lützen verkündeten!

Jetzt sollten die gelockerten Bande der Gefangenschaft wieder straffer angezogen werden. Doch wollte das nicht recht gelingen. Wir drohten den Aufsehern, bekannt zu machen, wie sehr sie in den letzten Wochen die gegen uns gebotene Strenge vernachlässigt hatten, und so blieb es im Ganzen bei der bisherigen milden Praxis. Meine Unruhe steigerte sich mit jedem Tage, wußte ich doch nunmehr, daß der Schauplatz des Kampfes jetzt in Deutschland war. Aber ich las zugleich die Zeitungen, die gleich nach der Schlacht bei Lützen und noch mehr nach der Schlacht bei Bautzen von einem Congreß und von Frieden sprachen, und indem ich daran glaubte und zu spät zu kommen fürchtete, verschob ich die Flucht von Tage zu Tage. Es schien unverständig, ohne Aussicht auf den Preis des Mitkämpfens das Aeußerste zu wagen. Indeß unter-

suchte ich alle Localitäten des Gefängnisses, um mich des zum Entkommen geeignetsten Weges zu versichern, und unterhielt zu dem Ende eine Verbindung mit einem alten hessischen Grenadier, der noch vom Dörnbergschen Aufstand her gefangen saß und im Hause zu allerlei Dienstleistungen gebraucht wurde. Mit größter Spannung verfolgte ich die verschiedenen Stadien der Verhandlungen während des Waffenstillstandes, so weit ich das bei der Magerkeit der Berichte des westphälischen Moniteur vermochte, denn ich hatte mir fest vorgenommen, sobald feststünde, daß der Krieg wieder begonnen, die erste Gelegenheit zur Flucht zu benutzen.

Als die hundert Kanonenschüsse in Kassel den Sieg von Dresden verkündet, führte ich mein Wagstück aus. Noch dieselbe Nacht erstieg ich über die Schultern meines Grenadiers die Mauer, welche unser Gefängniß von einem Hause der Stadt trennte, kletterte über das mit scharfen Eisenspitzen beschlagne Stacket, das die Mauer erhöhte, ließ mich auf der andern Seite, so weit meine ganze Länge mit den Armen reichte, hinab und wagte den Sprung in die dunkle Tiefe. Der Fall war nicht sanft, aber um so glücklicher, als ich zwei geladene Pistolen in der Tasche trug. Aufspringend fühlte ich, daß alle Glieder gesund, dann den Hut in die Augen gedrückt und rasch durch das offenstehende Haus hinaus. Ich war auf der unbekannten Straße einer unbekannten Stadt, aber die Welt stand offen, und vor Freude zitternd eilte ich weiter, der Richtung des Stadtthores nach, die ich vom Fenster meines Gefängnisses so gut als möglich ausgekundschaftet hatte. Als ich des Thores ansichtig wurde, mäßigte ich meine Schritte. Mit gelassener Miene, aber klopfendem Herzen ging ich an der Thorwache vorbei, der letzten bedenklichen Stelle. Kein Mensch nahm Notiz von mir, und so gelangte ich glücklich auf die große Heerstraße nach Eisenach. Mein Unternehmen war gelungen, mein heißester Wunsch erfüllt, vor mir lag die Möglichkeit, an dem Kampfe gegen den Unterdrücker Deutschlands theilzunehmen.

Zwar galt es noch einen weiten Weg. Ich wußte, daß der Kampf um Dresden spielte, und daß ich, um die Meinigen zu erreichen, noch irgendwo durch die feindliche Armee hindurch mußte. In letzterer Beziehung konnte ich mich indeß auf meine Kenntniß militärischer Dinge verlassen. Zunächst hieß es nur, aus dem Königreich Westphalen herauskommen, um der directen Verfolgung von Kassel her zu entgehen. Mit langen Schritten eilte ich vorwärts. Ich war bewaffnet, fürchtete also nichts. Nach einer Weile holte mich ein Bauer ein, der mit seinem Wagen Holz nach der Stadt gefahren. Ich bat ihn, mich eine Strecke mitzunehmen, und bot ein Trinkgeld, wenn er rasch fahren wollte; ich müsse morgen bei Zeiten in Eisenach sein. Der Mann war sehr bereit dazu und fuhr mich für acht gute Groschen zwei volle Meilen in gutem Tempo. Als ich endlich sein Fuhrwerk verlassen, marschirte ich den

Rest der Nacht noch wacker fort, und als ich gegen Morgen mich müde fühlte, legte ich mich, gleich dem vielduldenden Odysseus im Phäakenlande, in einem Walde zur Ruhe, bedeckte mich mit tiefem Laub und schlief, von der Jugend bald eingewiegt, bis die Sonne hoch am Mittag stand.

Es war der 28. August. Das Bedürfniß nach Speise und Trank führte mich in das nächste Dorf. Hier begegnete mir, als ich um eine Ecke bog, plötzlich ein ganzes westphälisches Kürassierregiment. Erschrocken fuhr ich zurück, überlegte mir aber sofort, daß Umkehren Verdacht erregen, der gerade Weg mitten hindurch aber auch hier der beste sein würde, und verfuhr darnach. Natürlich zogen die Reiter, die nach Kassel marschirten, ohne mich zu beachten, weiter. Von jetzt an verhielt ich mich überhaupt wie ein gewöhnlicher Reisender und erreichte so am nächsten Tage glücklich Eisenach. Vor aller Verfolgung der westphälischen Polizei zunächst geborgen, fuhr ich von hier mit einem Miethkutscher ziemlich rasch nach Lauchstädt und verschaffte mir hier von demselben Verwandten, bei dem ich das Jahr zuvor verhaftet worden, neues Reisegeld, was er mir vorsichtiger Weise eigenhändig über die Grenze auf sächsischen Grund und Boden brachte. Es schien ihm eben noch zu bedenklich, mich in seinem Hause zu empfangen, zumal da er Maire im Orte und somit Beamter war.

Hier in Lauchstädt erfuhr ich auch Näheres über den Stand der Dinge auf dem Kriegsschauplatze. Mit Entzücken hörte ich von den Siegen bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Kulm, aber mit der Zuversicht auf den endlichen Triumph der Unserigen wuchs auch das Verlangen, sobald als möglich bei ihnen zu sein. Nach welcher Richtung jedoch sollte ich mich von hier wenden? Am nächsten schienen die Preußen zu sein, die bei Großbeeren gesiegt hatten, und zu denen mich mein preußisches Herz hinzog. Indeß war ich meiner Meinung nach noch östreichischer Offizier, und davon mußte ich erst los sein, bevor ich meinem Wunsche folgen konnte. Die Oestreicher standen in Böhmen, und so mußte ich versuchen, mich dahin durchzuschleichen. Das Unternehmen war nicht leicht. Flüchtling, jedenfalls polizeilich verfolgt, ohne Paß, mit wenig Geld, eine von Feinden durchzogene Strecke Wegs von mehr als zehn Meilen vor mir, hielt ich es anfangs für ein ziemlich verzweifeltes Wagniß. Allein das schon Gelungene schien bei Weitem wagehalsiger, und überdies erinnerte ich mich, daß alle Gefahren in der Ferne schlimmer aussehen, als in der Nähe.

So brach ich zunächst nach Leipzig auf, wo ich den Resten des neyschen Corps begegnete, welches sich erst hier von seiner Niederlage bei Dennewitz wieder etwas sammelte. Die Verwirrung war hier grenzenlos. Keine Behörde schien mehr zu existiren, kein Mensch achtete auf mich, sicher vor unbequemen Anfragen trieb ich mich in dem Getümmel umher und orientirte mich über die Lage der Dinge im Süden. Dabei erfuhr ich, daß ein Corps

der großen Armee bei Altenburg, also nicht weiter als etwa fünf Meilen von Leipzig stehen solle. Dorthin also ging mein Weg. Jedenfalls aber stand jenem Corps ein feindliches gegenüber, durch das ich hindurch mußte. Mich auf Seitenpfaden hinüberzuschleichen schien mir nicht gerathen. Ich wußte, daß die großen Straßen in Kriegszeiten in der Regel die sichersten sind, da die hier Reisenden nicht leicht der Verdacht trifft, Verfängliches zu betreiben.

Ich legte also Studententracht mit Ziegenhainer und Hut an und zog gutes Muths auf der zeitzer Straße zum Thore hinaus. Schon bei Connewitz traf ich ein Lager. Es waren Würtemberger. Ich ging mitten hindurch, kein Mensch nahm Notiz von mir, und auch ich that, als fände ich an den Leuten nichts Besonderes. Weiterhin kam ich an die Feldwacht, und es ging ebenso gut ab. Auch an der letzten Vedette schritt ich mit gleichgiltiger Miene vorüber, und erst als ich gegen dreißig Schritt weiter gethan, hörte ich mir nachrufen: „Wo wolle's hin?“ Ich schlenderte, als ob ich die Frage nicht an mich gerichtet glaubte, gelassen weiter. Die Frage wiederholte sich lauter und mit einem „Stehe Sie!“, und als ich auch daran mich nicht zu kehren schien, hieß es barsch: „Stehe's oder ich schieße!“ Nun sah ich mich um, und da ich von der Schildwache kaum fünfzig Schritt entfernt war, auch nicht wußte, wie es weiter vorwärts beschaffen war, schien es mir das Klügste, zu gehorchen. Ich blieb also stehen und fragte, was es gäbe. — Wo ich hin wollte — ob ich einen Paß hätte — wer ich wäre? — Ich gab mich für einen Studiosus aus, der nach Hause wolle, da bei der Kriegswirthschaft keine Vorlesungen gehalten würden. Einen Paß hätte ich nicht; ein Student brauche keinen. — Ja, dann müßte ich mit zu dem Offizier. Ich suchte das meinem Schwaben auszureden, meinte, mich zur Umkehr zu zwingen, sei nur nutzlose Quälerei, sagte, ich hätte Eile, da meine Eltern mich zu bestimmter Zeit erwarteten, und wies ihm schließlich eine Matrikel, die der Freund, der mir den Studentenanzug verschafft, mit auf den Weg gegeben hatte. Das Letztere half. Der große Bogen mit den lateinischen Buchstaben und dem mächtigen Siegel imponirte dem Soldaten, und er sagte zuletzt ganz gutmüthig: „Na gehe's in Gotts Name.“ Ich ließ mir das nicht zweimal heißen und wanderte mit sehr erleichtertem Herzen weiter.

Jetzt wurde es still und einsam. Die Menschen schienen sich alle versteckt zu haben. Es war die Einsamkeit zwischen den Vorposten von zwei feindlichen Heeren — das gerade Gegentheil des lärmenden Getümmels, welches ich soeben in Leipzig verlassen hatte. So ging ich ein paar Stunden, die Augen beständig nach allen Seiten richtend, ob sich etwas von Freund oder Feind entdecken ließe. Plötzlich ein paar Lanzenspitzen, die über einer Bodenanschwellung blinkten — die erste Kosackenvedette — Land, Land! Endlich frei und sicher im Hafen!

Ich beflügelte meine Schritte. Bald regten sich auch die Lanzen, die Reiter selbst erschienen aus ihrem Versteck und kamen auf mich zu. Anruf von beiden Seiten, Achselzucken, da man sich nicht versteht, dann noch ein paar Kosacken, vielleicht ein Unteroffizier dabei. Derselbe steigt ab und fängt an, mich zu visitiren, wogegen ich mich vergeblich sträube. Die Scene endet damit, daß man sich alles dessen bemächtigt, was gefällt; meines Geldes, meiner Uhr, der Wäsche u. s. w. Zuletzt nahmen mich zwei Mann zwischen ihre Pferde, um mich zu der Feldwacht zurückzubringen. Wunderliche Ironie des Schicksals, dachte ich. Durch so viele Gefahren, die fast unüberwindlich schienen, hast du dich glücklich durchgebracht, und jetzt, wo alle Gefahr vorüber ist, spielt man dir so mit! Indeß ergab ich mich geduldig in mein Loos, die Sache mußte sich ja noch diesen Tag aufhellen. Und so geschah es auch. Nach einer Stunde etwa kam eine Patrouille östreichischer Husaren mit einem Offizier an. Dem stellte ich mich vor und sagte ihm, wer ich wäre und was mir soeben geschehen, worauf er mich sogleich nach dem Hauptquartier des Grafen Mensdorf zu bringen versprach, der dieses Streifcorps befehlige. Die mir abgeplünderten Gegenstände erhielt ich zurück, man setzte mich auf ein überzähliges Pferd, und in wenigen Stunden war ich in Altenburg. Hier traf ich einen östreichischen Generalstabsoffizier, der mich von Wien her kannte, und nun war alle Noth vorüber, und Alles ging nach Wunsch." —

Graf Mensdorf schickte Willisen mit einem Courier nach Töplitz, wo sich der König von Preußen befand. Letzterer, dem er das Jahr vorher mit dem Grafen Bentheim das Schlachtfeld von Prag hatte zeigen dürfen, erinnerte sich dessen und ernannte ihn zum Premierlieutenant im dreiundsiebenzigsten Infanterieregiment und einige Tage darauf, nachdem die Oestreicher bessere Aussichten geboten, zum Adjutanten bei der achten Brigade, welche zum yorkschen Corps gehörte.

Sehr überraschend stellten und lösten sich die Beziehungen Willisens zu Oestreich. Als derselbe in Töplitz eintraf, wußte er nicht anders, als daß er noch kaiserlicher Offizier sei. Sobald er daher die Zusicherung einer Anstellung im preußischen Dienst hatte, suchte er zunächst General Radetzky als den Chef des Generalstabes auf, dem er zuletzt attachirt gewesen.

„Er empfing mich," heißt es in Willisens Aufzeichnungen, mit den Worten: „Sind Sie es wirklich, oder ist's Ihr Geist? Ich hab' geglaubt, Sie seien längst todtgeschossen." Ich machte ein erstauntes Gesicht über diese in der That befremdende Anrede und erfuhr nun, nicht gerade zu meiner Erbauung, wie man in Wien mit mir verfahren war. Nach einigen vergeblichen Reclamationen, welche auf Betrieb meiner Freunde und Gönner in Preußen und Oestreich von Seiten des auswärtigen Departements in Kassel gemacht worden waren, und in Folge deren schon einmal ein Offizier der Garnison

von Eger Auftrag erhalten hatte, mich von Kassel abzuholen, hatte man zuletzt für gut befunden, mir den Abschied zu geben, und zwar ohne mich auch nur davon zu benachrichtigen. Oder hätte sich etwa der Gesandte in Kassel geschämt, mir den betreffenden Auftrag mitzutheilen? Gleichviel, als ich Radetzky sagte, ich komme, mir meinen Abschied aus kaiserlichen Diensten zu holen, antwortete er: „Ja, lieber Freund, den haben Sie schon lange," fügte aber sogleich hinzu: „'s ist eine wahre Schand' das. Wir sind Ihnen Satisfaction schuldig, und die sollen Sie haben. Fordern Sie, wir werden uns freuen, Sie wieder zu haben." Ich lehnte natürlich jede Wiederanstellung ab." —

Kurz darauf indeß begegnete Willisen dem Fürsten Bentheim, der im Begriff stand, eine deutsch-östreichische Legion zu bilden, wie es eine russisch-deutsche gab, und dieser bot ihm an, mit Hauptmannsrang und sicherer Aussicht auf baldige Beförderung zum Major in dieses neue Corps einzutreten. Willisen willigte ein, wenn der Fürst es übernehmen wollte, ihn beim König von Preußen loszubitten. Letzterer aber schlug die Bitte rund ab, doch brachte die Art, wie der Fürst sich über Willisens Fähigkeit und Kenntniß aussprach, jenem den vorhin erwähnten Adjutantenposten.

Mit einem Courier von Blücher (es war der nachherige General v. Brünneck), der zu ihm zurückkehrte, ging Willisen nun aus Böhmen durch die Lausitz, anfangs ohne zu wissen, wo die schlesische Armee, die in diesen Tagen ihren kühnen Zug von der Elbe nach der Saale angetreten, zu finden sei. Den geraden Weg von Wartenburg nach Halle, den sie eingeschlagen, wagte der Courier, der wichtige Depeschen mit sich führte, um so weniger zu gehen, als sie die Brücke bei Wartenburg abgebrochen fanden. So reisten sie auf dem rechten Ufer nach Dessau. Hier wäre Willisen bei einem Haar den Franzosen wieder in die Hände gefallen. Denn kaum hatten sich die beiden Reisenden mit Mühe etwas zu essen verschafft, als plötzlich Schüsse in der Straße fielen und das Geschrei: „Die Franzosen kommen!" erscholl. Glücklicher Weise hielt die Courierchaise angespannt vor der Thür, sie stürzten hinaus, jagten, was die Pferde laufen wollten, von dannen, während Kugeln ihnen das Geleit gaben, und kamen glücklich an den Ort ihrer Bestimmung.

Hiermit lenkte das Leben Willisens in eine regelmäßige Bahn ein. Er machte zunächst die Schlacht bei Leipzig und dann, immer unter York, den großen Zug bis zur Hauptstadt Frankreichs mit, auf welchem er den Schlachten bei Laon und Paris beiwohnte. 1815 ging er im zweiten Corps mit nach Belgien und focht an den Tagen von Ligny und Waterloo, im Treffen bei Namur und verschiedenen weniger bedeutenden Gefechten mit. Als Adjutanten und Generalstabsoffizier war ihm gestattet, auch das große Getriebe des Krieges aus nächster Nähe und in entscheidenden Augenblicken zu sehen und daran sein Auge und Urtheil zu schärfen. Bei Laon, bei Ligny und Belle Alliance gingen

wichtige Befehle durch seinen Mund, und wiederholt fand er Gelegenheit, umgeben von heißer Gefahr sich in den höhern militärischen Tugenden der Ruhe und Besonnenheit zu üben.

So kam Willisen, mit fünfundzwanzig Jahren Hauptmann im Generalstabe, reich an Erfahrung aus dem Kriege zurück, aber zugleich mit Ansprüchen an das Leben, welche die nun folgende Zeit der Abspannung nicht erfüllen konnte. Als der Blick der Nation sich von den glänzenden Siegen über das Ausland nach innen zu richten und auch dort nach Ergebnissen zu fragen begann, die Gegensätze von Macht und Freiheit sich zu regen, die Parteien der kühn das Verheißene Fordernden und der diesem Verlangen Widerstrebenden und noch über die Revolution hinaus Zurückblickenden sich zu bilden anfingen, gehörte er im Herzen denen an, welche neue Formen des Staatslebens wollten und die Grundlage dazu in dem Patent vom 22. Mai 1815 erblickten. Doch stieß ihn das Ungestüm ab, mit welchem die Partei ihre Wünsche geltend machte, auch schien ihm dieselbe in ihren Anschauungen der Sicherheit und Klarheit zu entbehren.

„Die rechte Einsicht in das Wesen des Staats," lesen wir in der Selbstbiographie, „fehlte auf beiden Seiten." „Meine Ansichten stellten sich in dieser chaotischen Bewegung (der ersten zwanziger Jahre) besonders im täglichen Umgang mit Steffens bald so fest, daß ich den Einen als krasser Reactionär, den Andern als Jakobiner galt." „Ein großer Theil meiner Freunde und Gönner gehörte dem Kreise des Berliner Wochenblatts an, welches damals die hallerschen Ideen, etwa so wie jetzt die Kreuzzeitung', nur geistreicher und anständiger vertrat. Aber die siegreiche Polemik gegen die Auswüchse der Revolution konnte mich nicht blenden. Denn einmal fand sie sich besser und tiefer in den „Carricaturen des Heiligsten" von Steffens, deren Entstehen ich im steten Umgang mit ihrem Verfasser begleitet; dann aber schien mir alles Positive des Wochenblattes falsch, weil auf einem Mißverstehen des Geistes Gottes in der Geschichte beruhend, falsch aus demselben Grunde wie Alles, was die Kreuzzeitung heute Positives will — beiläufig ein Vergleich, für den ich dem Manen des Wochenblattes Abbitte thue." „Was ich damals wollte, habe ich später mein ganzes Leben hindurch gewollt: eine vernünftige stetige Entwickelung der Freiheit für Alle, deren Bedürfniß in der geistigen Bewegung von unten angegeben, von oben aber geleitet sein muß."

Sehr zuwider war Willisen das unreife Wesen der damaligen Turnerei, und er gab diesem Widerwillen im Jahre 1821 in einem ersten literarischen Versuch, der kleinen Schrift: „Aufruf zur Hülfe gegen den Professor Steffens" Ausdruck, welche Jahn und Genossen für ihre heftigen Angriffe auf Steffens und dessen Carricaturen ironisch zu züchtigen versuchte.

Nicht weniger stark war, wie sich nach dem Obigen von selbst versteht, die

Abneigung Willisens vor dem Treiben der Reaction, deren Bestrebungen endlich in den Karlsbader Beschlüssen gipfelten. Obschon damals in die Nähe des Hofes gebracht, sagte er sich doch von aller Gemeinschaft mit den dort leider am meisten vertretenen Ansichten los und übte nur die durch die Umstände gebotene Zurückhaltung.

Im Jahre 1825 bot ihm der alte Feldmarschall York an, mit seinem Sohne eine auf zwei Jahre berechnete Bildungsreise durch die Hauptländer Europa's zu machen. Der König gab dazu seine Genehmigung, und so löste sich das Verhältniß, in dem sich Willisen bisher befunden. Zwei Jahre folgten „so reich als sie ein freundliches Geschick nur einem Günstlinge bieten konnte." Der erste Sommer wurde im südlichen Deutschland und der Schweiz, der folgende Winter in Paris, der zweite Sommer in England, der letzte Winter und das Frühjahr in Italien verlebt. Den Sommer 1827 nach Berlin zurückgekehrt, erhielt Willisen bald die Stelle eines Chefs im großen Generalstabe, und im nächsten Jahre wurde ihm der Auftrag, den Lehrstuhl der Kriegsgeschichte an der großen Kriegsschule zu übernehmen. Er that dies mit Widerstreben und nur auf wiederholtes Zureden seiner Freunde Canitz und Radowitz. Der Wunsch hier das zu leisten, was er in der Vorrede zur „Theorie des großen Kriegs" als die Aufgabe des Lehrers dieser Wissenschaft andeutet, trieb ihn zu angestrengtester Thätigkeit an. Er übersah wohl das ganze Gebiet, empfand aber immer mehr, welch ein Unterschied es ist, eine Wissenschaft zu seinem Gebrauch für das Leben zu beherrschen und der Befähigung sie als Lehrer Andern mitzutheilen.

„Im ersten Jahre," so sagt er selbst, „wuchs die Aufgabe mir erst durch die Vorträge selber zu ihrer vollen Bedeutung empor. Die enge Verbindung zwischen Theorie und Praxis, die ich von allem zu Erstrebenden für das Wichtigste hielt, trat mir bald auf allen Wegen vor die Augen, und es handelte sich nur um die geeignetste Form, zu zeigen, daß beide nur dasselbe wollen und lehren, und daß der Gegensatz, in den man beide nicht selten zu stellen beliebt hat, lediglich auf Mißverständnissen beruht. Im zweiten Jahr der Vorträge gelangte so die Theorie des großen Krieges, wie sie später im Druck erschienen ist, in allen ihren Grundzügen zur Vollendung. Die Methode aber, sie in freiem Vortrage, gleich mit Beispielen durchwebt, vor meinen Zuhörern zu entwickeln und umgekehrt die Feldzüge, welche ich zu schildern hatte, zu benutzen, um jene Grundzüge zu klarem Verständniß zu bringen, hatte so guten Erfolg, daß es mir zur entschiedensten Befriedigung gereichte."

Diese Beschäftigung mit der Wissenschaft half über Vieles hinweg, was diese traurige Periode, die Blüthezeit der Reaction, brachte. „Alles erschien mir," so sagt die Selbstbiographie, „Erschlaffung, Unwahrheit, gewitterschwangere dunkle Zukunft. Der tiefste Mißmuth, die äußerste Unlust, mich an irgend

etwas von dem, was geschah, zu betheiligen, hatte sich meiner bemächtigt. Ich suchte und fand in meiner Kathederthätigkeit eine Ableitung dieser Stimmung, die mich sonst vielleicht auf Abwege getrieben hätte."

So kam das große Bewegungsjahr von 1830 heran. Willisen war vierzig Jahr alt geworden und stand in voller Kraft. Die gewaltigen Ereignisse in Paris und deren Folgen nahmen ihn mit aller Macht in Anspruch, mühsam unterdrückte Gedanken und Wünsche erhoben sich in ihm von Neuem, mit lebhaftester Theilnahme verfolgte er die Bewegung der Geister, welche sich auch in Berlin sofort kund gab. „So sehr ich," heißt es in den Aufzeichnungen, „für eine stetige friedliche Entwickelung des staatlichen Lebens war, wußte ich doch aus geschichtlicher und psychologischer Betrachtung nur zu sicher, daß die Leidenschaft der Parteien nur selten gestattet, daß der Kampf, aus dem sich neue Gestalten des geschichtlichen Lebens entwickeln, auf das geistige Gebiet beschränkt bleibe, und daß es mithin eine Art sentimentaler Donquixoterie war, es anders zu erwarten, als daß zu rechter Zeit und Stunde auch dieser bestimmte geistige Kampf in einen äußern leiblichen übertreten müsse. Ich sah also die Begebenheiten von 1830 wie eine Art geschichtlicher Naturnothwendigkeit an, welcher ich der langen widerlichen Reaction der letzten fünfzehn Jahre und der brutalen Tyrannei mancher Gewalthaber gegenüber ihre Berechtigung nicht absprechen konnte."

In diesem Sinne schrieb Willisen einige Aufsätze, die in dem Kreise, in dem er vorzugsweise lebte, Beifall fanden und in die Beilage der Staatszeitung aufgenommen, das größte Aufsehen erregten. In dem Regierungsblatt eine solche Sprache und dann gar von einem Offizier — es war unerhört. Die Wuth der Hofpartei kannte keine Grenze, die gesammte Junkerschaft schrie: Steinigt ihn! und nur die Ruhe und Einsicht des alten Königs fand in den Artikeln nichts Strafwürdiges.

Kurz darauf gab es einen neuen noch heftigeren Sturm gegen den Jakobiner in Uniform. Wiederholt von der Redaction des Militär-Wochenblatts aufgefordert, sich mit Beiträgen zu betheiligen, hatte Willisen dies halb im Scherz, halb im Ernst mit der Bemerkung abgelehnt, wenn er einmal für das Blatt schriebe, würde man ihn nicht zum zweiten Mal darum bitten, und so geschah es wirklich. Er schrieb die bekannten Aufsätze über den polnischen Feldzug, die ihm nicht nur die heftigsten Anfeindungen in Preußen zuzogen, sondern sogar Gegenstand von Beschwerden von Seiten des Petersburger Hofes wurden, welcher nicht begreifen konnte, „wie man gestatte, daß den Rebellen vom preußischen Generalstabe Unterricht in der Kriegführung ertheilt werde." Die Polen lasen die Aufsätze mit Eifer, sie standen in mehren Zeitungen, und als Ende März 1831 ungefähr geschah, was in den Artikeln gesagt worden, erging über deren Verfasser ein förmlicher Bann; man controlirte seine Vor-

lesungen in der Kriegsschule, wo er sich über den Feldzug ähnlich wie in jenen Blättern geäußert, verbot die Fortsetzung der Artikel und versetzte den Verfasser schließlich als Chef des Generalstabs nach Breslau. Am liebsten hätte man Willisen ganz aus der Armee entfernt gesehen, aber der König, bei dem man auf Entlassung des Verhaßten angetragen, hatte geäußert: „Sehe nicht ein, warum. Hätte es wohl sein lassen können, aber doch kein Verbrechen." So blieb es bei der bloßen Entfernung von Berlin. Der Haß aber, den Willisen durch jene literarischen Versuche erweckt, begleitete ihn von da an durchs Leben und hatte später wiederholt Einfluß auf die Wendungen seines Geschicks. Zunächst duldete er ihn nur kurze Zeit in Breslau. Unter allerlei übelbegründeten Beschuldigungen versetzte man ihn 1832 schon nach Posen, wie Einige sagten, um ihn unter Polen von seiner Polenliebe zu heilen, nach Andern, um als ein Letztes den Versuch zu machen, ob er sich auch mit Grolmann nicht vertragen könne.

Willisen vertrug sich mit Grolmann und befand sich in Posen überhaupt sehr wohl. „General Grolman," sagt er, „der sich in seiner edlen freien Art bald offen gegen mich aussprach, und mit dem ich, die polnische Angelegenheit ausgenommen, militärisch und politisch durchweg übereinstimmte, schätzte mich auf jede Weise. Ich habe in Posen neun Jahre in den besten und angenehmsten Verhältnissen verlebt; es war eine Zeit der Ruhe, wie die von 1815 bis 1830, aber wie diese zugleich eine Zeit der Reaction der die heftigere Explosion von 1848 naturgemäß folgte."

Beim Ausbruch der Kämpfe von 1848 war Willisen Generalmajor und Brigadecommandeur in Breslau, und nun verflechten sich seine persönlichen Erlebnisse mit den großen Begebenheiten der Zeit. Darüber in einem folgenden Artikel.

Eine Episode aus dem nordamerikanischen Kriege.

Reiseskizzen von C. M.

(Fortsetzung.)

Am dritten Morgen endlich schien die Sonne wieder klar und freundlich auf uns herab und die noch bewegten, aber nicht mehr so wild tobenden Wogen warfen ihre Strahlen in tausend Krystallen von Reflexen zurück. — Dieser

Uebergang vom Sturm zur Ruhe hat etwas überaus Wohlthuendes, Erheiterndes, wie das Stadium der Genesung nach schwerer Krankheit. Nachdem man sich tagelang unter Verhältnissen befunden hat, die allem Gewohnten und Gewöhnlichen Hohn sprechen; nach Unruhe, Erschöpfung, körperlichem Unwohlsein u. s. w. fühlt man sich zum ersten Mal wieder als Mensch, als selbständiges Wesen, das nicht in allen seinen Beziehungen unmittelbar von einem Elemente abhängig ist, über welches es nicht die leiseste Controle besitzt. Die Sonne lacht uns an, wie ein alter lieber Freund, die Woge, welche uns bisher erbarmungslos umhergeworfen, trägt uns wieder und scheint die harmlosen Schwankungen nur noch zu unserem besonderen Vergnügen auszuführen; kurz, wir fühlen uns wieder als Herren der Schöpfung und sind als solche geneigt, alle Thorheiten zu begehen, welche wir unter diesem Prädicat im gewöhnlichen Leben auszuüben pflegen. Ja noch mehr; wir suchen in Ermangelung der vielfachen Gelegenheiten, welche das Leben an Bord dazu bietet, Alles auf, was uns zu einem derartigen Exercitium der wiedergewonnenen Kräfte förderlich und dienlich scheint. So auch am Bord der Matanzas. Vorn sammelten sich die Soldaten in Gruppen, sangen und zechten und schwärmten von den Thaten, welche die Annalen des Krieges auf ihren Namen schreiben sollten, oder suchten sich einen stillen Winkel aus, um sich con amore in dem geliebten Eucre oder Bluff das wenige Geld abzunehmen, was die Verführungen New-Yorks ihnen noch übrig gelassen hatten. Am Vordermast erzählte ein alter Sergeant vom 79. hochländer Regiment, der bei Bull Run gefangen genommen worden war und jetzt zu seinem Regiment zurückkehrte, in echtem Schottisch seine Abenteuer in den Tabakshäusern von Richmond, wobei die Rührung über seine eigenen Leiden ihn häufig so übermannte, daß er sich durch einen tüchtigen Schluck Whiskey stärken mußte. — Auf dem Quarterdeck wurde es ebenfalls wieder lebendig. Unsere Helden hatten nach ihrem fruchtlosen Kampfe mit den Wirkungen des nassen Elementes die eines ebenso nassen, aber stärkeren als Gegengift benutzt und befanden sich in der heitersten Stimmung, welche sich leider hier und da in echt angelsächsischer Weise etwas zur Rohheit hinneigte und die Damen, welche sich, noch stille Wehmuth im Gesicht, auf das Deck gewagt hatten und vielleicht durch die romantische Blässe Eroberungen zu machen gedachten, wieder ins Gynäceum trieb.

Diesmal wurde die Stunde der Tafel mit freudigem Jubel begrüßt, und der Steward, welcher mit Kennerauge die verschiedenen Phasen des Seelebens beobachtet und seine Maßregeln in Küche und Keller darnach trifft, hatte reichlich dafür gesorgt, allen Anforderungen der Wiedererstandenen zu genügen. Freilich konnten die Kellner, welche die meisten Mitglieder der fröhlichen Gesellschaft noch am Tage zuvor „in ihrem Schmerz“ gesehn hatten, sich eines ironischen Lächelns nicht erwehren, wenn das eben erst wiedergewonnene Selbstvertrauen sich in

etwas zu grellen Farben äußerte. — Zur rechten Zeit wurde der Lärm der Tafel durch die Nachricht: „Schiff in See!" unterbrochen und die Gesellschaft begab sich auf das Deck, um den Gefährten in Augenschein zu nehmen. Es ergab sich jedoch bald, daß es kein Gefährte, sondern die Blockadebarke Fernandina war, welche zu dem Geschwader der nördlichen Station gehörte. — Man hat viel über die unwirksame Blockade der südlichen Häfen gesprochen, und theilweise mit Recht, da eben fortwährende Durchbrechungen derselben bewiesen, daß sie nicht den Anforderungen entsprach, welche moderne Kriegsbegriffe an eine solche Blockade stellen. Aber man hat hier, wie in so vielen anderen Rücksichten, wieder die ungeheuren Dimensionen, die geringen Mittel und die Schwierigkeit des Terrains außer Augen gelassen. Wie schon oben erwähnt, bildet die ganze Küste der südlichen Staaten ein Netz von Binnenseeen, welche durch zahllose Einschnitte mit dem Ocean in Verbindung stehen und namentlich kleineren Fahrzeugen bei genauer Terrainkenntniß zu allen Plätzen an der Küste Zutritt gewähren. Wie ist es also möglich, eine solche Küste auf eine Distance von circa 1500 englischen Meilen, vom Potomac bis zum Mississippi wirksam zu blockiren, wenn man nicht eine ungeheure Flotte, namentlich kleineren Kalibers, zur Disposition hat? Jetzt nahmen aber die großartigen Expeditionen, der Transport, welcher von den Stapelplätzen des Nordens nach den Stationen des Südens fortwährend unterhalten werden mußte, fast alle Fahrzeuge der nördlichen Flotte in Anspruch, und man konnte daher wenigstens im Anfang nur die schwereren und älteren Schiffe zum Blockadedienst verwenden, welche wohl zur Observation, aber gewiß nicht zur Jagd geeignet sein konnten. Ich beabsichtige daher keineswegs, die nördliche Blockade, welche sich später an den geeigneten Plätzen nur zu wirksam bewiesen hat, lächerlich zu machen, wenn ich als getreuer Berichterstatter folgendes Intermezzo erzähle.

Wir hielten als Gouvernementsschiff natürlich auf die Barke Fernandina ab, um etwaige Mittheilungen oder Posten in Empfang zu nehmen, wurden jedoch zu unserm großen Erstaunen von dem Commandanten derselben, Lieutenant Brown, aufgefordert, auf seine Verantwortung hin, obgleich wir die Post an Bord hatten, beizudrehen und auf Ordres zu warten. Dies geschah, und bald darauf kam Lieutenant Brown mit Depeschen zu uns an Bord. Der berühmte Rebellendampfer „Nashville" hatte, von der Tuscarora verfolgt, die Blockade durchbrochen und war nach Beaufort in Nordcarolina eingelaufen. Nun ist die Nashville der schnellste amerikanische Dampfer; also konnte Lieutenant Brown, der mit der Fernandina vor Anker lag, nichts thun, als zusehn, ja nicht einmal nach der nächsten Dampfschiffstation, behufs der Beobachtung der Nashville, rapportiren. Hierzu hatte das Glück oder Unglück ihm die Matanzas ins Gehege gebracht, und er verlangte von uns im Namen der Regierung, daß wir nach Wilmington, Nordcarolina zurücksteuern und den dort stationirten

Blockadedampfer Mount-Vernon von dem Stande der Dinge unterrichten sollten. Der Capitän der Matanzas durfte sich dem nicht widersetzen, obwohl diese Tour uns nicht nur zwölf Stunden aufhielt, sondern auch bei einbrechender Nacht der vielen Klippen und Untiefen wegen nichts weniger als ungefährlich war. — Lieutenant Brown war ein stattlicher, wettergebräunter Seemann, der wohl zu besseren Diensten geeignet schien, als mit einem alten unbeweglichen Kasten vor Anker zu liegen. Ich befand mich, als er im Begriff war, an Bord der Fernandina zurückzukehren, in der Office des „Pursers", welcher am Bord eines Dampfers die vielumfassende Stellung eines Zahlmeisters, Commodores, Arztes und Gesellschafters par excellence einnimmt. Herr Huertas, ein Spanier, war durch seine gründliche Bildung und sein liebenswürdiges Aeußere in hohem Grade geeignet, diesem Posten vorzustehen und verwerthete seine Muße während der häufig langweiligen Reisen noch auf literarischem Wege, indem er für mehre new-yorker Blätter correspondirte. — Die Kenntniß dieses Umstandes veranlaßte leider Lieutenant Brown, von welchem ich eine so gute Meinung gefaßt hatte, wieder eine specifisch angelsächsische Schwäche zu manifestiren, die keineswegs geeignet war, mich in jener Meinung zu bestärken. Ehe er nämlich unser Schiff verließ, trat er zu Herrn Huertas herein und flüsterte ihm ins Ohr: er möge doch ja nicht vergessen, seinem Diensteifer in den eventuellen Correspondenzen die genügende Anerkennung widerfahren zu lassen, wofür er sich gewiß dankbar erweisen werde. Der Purser versprach, seiner zu erwähnen, und nach einigen Wochen las ich im Herald eine Correspondenz aus Port Royal, in welcher es hieß: „Der Commander Brown von der Blockadebark Fernandina erlaubte sich, im Namen der Regierung höchst unnöthiger Weise das Postschiff Matanzas um zwölf Stunden aufzuhalten, indem er dasselbe von seiner Station mit Nachrichten nach Wilmington schickte, welche daselbst längst bekannt waren. Wir wünschen, daß die Regierung solchem Unwesen steuern oder wenigstens den Capitänen von Postschiffen Verhaltungsregeln geben möge, in wie weit sie von den Launen der Marineoffiziere abhängig sind."

Es war gegen vier Uhr Nachmittags, als wir unsern Cours nach Nord-Nordwest änderten und auf die Gegend zudampften, in welcher wir den Mount-Vernon vermutheten. Als es anfing zu dunkeln, wurde die Sache ziemlich mißlich, da die Feuer an der ganzen Küste von den Conföderirten zerstört worden waren und wir keine andern Regulatoren für unsern Cours besaßen als den Compaß und das Loth, welches letztere fortwährend im Gange war. Gegen zehn Uhr Abends waren wir bis auf fünf Faden gekommen, und der Capitän fand es mit vollem Rechte bedenklich, sich der Küste noch mehr zu nähern, als wir in der Ferne nach Südwesten zu die drei Flottenlichter, Grün, Roth und Weiß gewahrten, auf welche wir dann mit halbem Dampfe langsam zusteuerten. — Wir wurden jetzt eigentlich erst gewahr, daß wir uns ziemlich

leichtsinniger Weise auf Lieutenant Browns Veranlassung in eine zweifelhafte Situation begeben hatten. Die Lichter, welche wir vor uns sahen, konnten allerdings vom Mount-Vernon herrühren, sie konnten indeß auch der Nashville angehören, welche bei Beaufort auf Hindernisse gestoßen sein und jetzt an der Küste kreuzen mochte, um während der Nacht eine Gelegenheit zum Einlaufen zu gewinnen. Die Nashville war stark armirt und von geringem Tiefgang, die nahe Küste durchaus feindlich, also an Widerstand gar nicht zu denken. Man konnte uns ohne alle Umstände auf den Strand jagen und vom Ufer aus plündern und gefangen nehmen, wie das an derselben Stelle schon mehr als einmal passirt war. — Capitän L. schien sich auch nicht ganz behaglich bei der Idee zu fühlen und ließ immer weniger Dampf anwenden, um aus möglichster Ferne ansprechen und sich im Nothfall schleunigst zurückziehen zu können. Jetzt waren wir auf Sprachweite nahe, die Räder standen. „Was für ein Schiff?" erscholl es aus dem Sprachrohr. Zur großen Erleichterung aller Hörer ertönte die Antwort: „Steamer Mount-Vernon von der nördlichen Blockadeschwadron. Wer seid Ihr?" — „Regierungstransport Matanzas, mit Truppen und Provisionen nach Port Royal, hier mit Ordres von Lieutenant Brown, Bark Fernandina rc. rc." — Der Capitän vom Mount-Vernon antwortete auf unsere Depesche sehr höflich: er wisse besser als Lieutenant Brown, wo die Nashville sei*).

Wir zogen uns von dem unhöflichen Mount-Vernon zurück und wollten bei Nacht und Nebel unsern Cours, der auf eine so nichtswürdige Weise unterbrochen worden war, wieder aufnehmen, als in geringer Entfernung wieder drei Flottenlichter auftauchten, welche bisher durch einen Küstenvorsprung verborgen gewesen waren. Gleich darauf dampfte der Mount-Vernon wieder heran und rief uns, indem er an der Backbordseite vorüberglitt zu: „Drüben ist die „Mississippi" mit 1500 Mann, General Butler und Stab an Bord, bestimmt nach Ship Island, im Sinken. Haltet Euch nahe im Falle der Noth." — Da hatten wir wieder eine Ordre, welche nicht minder lockend war, als die erste: Im besten Falle eine langsame Reise; im schlimmsten auf unserm kleinen Schiffe, das so schon genug beladen war, noch 1500 Mann und General Butler und Stab an Bord. Schöne Aussichten! Der Mount-Vernon hatte sich sogleich wieder entfernt, wahrscheinlich um auf die Nashville zu fahnden, und überließ uns unserm Schicksal; die bloße Menschlichkeit erlaubte uns also nicht, die Mississippi im Stich zu lassen, wenn wir auch nicht gebunden waren.

*) Dies hinderte die Nashville jedoch leider nicht, vierzehn Tage später ebenso unbemerkt von Beaufort wieder auszulaufen, wie sie eingelaufen war. Glücklicher Weise jedoch hatten wir das Factum nicht wieder zu rapportiren.

die Ordre des Mount-Vernon zu befolgen und wir dampften getrost auf die drei Lichter vor uns zu. Schon von Weitem hörten wir das Geräusch der Pumpen, die Befehle der Offiziere, den Lärm der Mannschaft, welche sich die schwere Arbeit durch Gesang zu erleichtern suchte. Wir kamen nahe heran und wieder begann die Unterhaltung mit dem Sprachrohr.

Die „Mississippi", ein prächtiger, ganz neuer Schraubendampfer, gehörte zu der Butlerschen Expedition, die zur Einnahme von New-Orleans bestimmt war und war an demselben Tage mit uns von Boston ausgelaufen. Während des Sturmes war sie der Küste zu nahe gekommen und hatte nach Lee ihren Anker halb ausgehängt, um ihn jeden Augenblick fallen lassen zu können. So war sie angetrieben und hatte sich mit dem eigenen Anker einen bedeutenden Leck in den Bug unter Wasser gestoßen. Zuerst hatten die Pumpen nicht gegen das einströmende Wasser arbeiten können; aber allmälig hatte sich der Leck durch Zusammenziehn und Verstopfung durch von außen in den Bug geworfene Substanzen verkleinert. Jetzt bekamen wir auf unsere Anfrage, ob augenblickliche Hülfe nothwendig sei, die Antwort: „Wir gewinnen; Mannschaft genug zum Pumpen; bleibt nahe!" Das war zwar ein Trost, aber immerhin nicht angenehm, da unsere Ankunft in Port Royal beträchtlich durch diesen Umstand verzögert wurde; denn natürlich konnte die Mississippi nur langsam folgen. — Ich suchte mich indeß mit philosophischer Ruhe in die Nothwendigkeit zu finden und setzte mich mit dem Purser aufs Verdeck, um bei einem guten Glase Punsch den keineswegs uninteressanten Anblick zu genießen. Die dunkle Masse, welche sich schwerfällig durchs Wasser bewegte, die geschäftig auf dem Verdeck durch einander wogende Menschenmenge, das Knarren der Pumpen, begleitet von dem monotonen Gesange der Arbeiter, und das Alles unter Rembrandtscher Beleuchtung machte einen eigenthümlich düstern Eindruck, und wir saßen lange in diesen Anblick versunken, bis uns der kühlere Nachtwind und der in diesen Gegenden außerordentlich schwer fallende Thau in die Koje trieb. Noch zwei Tage dauerte es, bis wir „Dickle's Land" in der Nähe begrüßten. Nach amerikanischer Gewohnheit wurde die Dankadresse an Capitän und Purser unter den gewöhnlichen Phrasen abgefaßt, das Abschieds- und Champagner-Diner des Ersteren mit gebührender Achtung entgegengenommen, und — wir warfen auf der schönen Rhede von Hilton Head „post varios casus, post tot discrimina rerum" Anker.

Port Royal Entrance ist eine Bucht, welche, wie die Bai von New-York, durch eine Barre geschützt und sich nach innen zu weiter ausdehnend, einen der herrlichsten Ankerplätze an der atlantischen Küste Amerika's bietet. Die Ufer derselben werden wieder von einem Inselcomplex gebildet, dessen einzelne Theile jedoch nur durch schmale Einschnitte, Creeks, getrennt sind und der bisher als das eigentliche Baumwollenparadies, das Vaterland des gesuchten „sea island cotton", berühmt war. — Südöstlich streckt sich die Insel Bay-Point, während

nach Westen ein Theil von Edisto, nach Nordwesten und Norden Hilton Head, Ladies Island und einige kleinere Inseln die Grenze bilden. Mehre natürliche Kanäle führen zu den mehr im Innern gelegenen Plätzen und ermöglichen dem Erfahrenen die Binnennavigation bis nach Charleston und weiter ins Land hinein.

Die Wichtigkeit dieses Platzes wurde zuerst von einem Franzosen, einem Prinzen von Beaufort erkannt, welcher in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eine französische Colonie hier ansiedelte und sowohl der nahe gelegenen Stadt wie dem Hafen ihre jetzigen Namen gab. — Diese Colonie blühte empor, ohne jedoch einen genügenden Aufschwung zu nehmen, um in der kaufmännischen Welt von hervorragender Bedeutung zu werden und begnügte sich mit einem allerdings ziemlich ausgedehnten Küstenhandel. Später nahm die Admiralität des englischen, westindischen Geschwaders in Port Royal und Beaufort ihren Sitz, bis der Platz der unumschränkten Autorität Südcarolina's, resp. der südcarolinischen Aristokratie anheimfiel. Seitdem wurde er zum Bajae der feinen Welt Südcarolina's, und die nautischen Vorzüge desselben wurden nicht nur nicht ausgebeutet, sondern absichtlich vernachlässigt und verringert. — Allerdings war dieses Bajae reizend genug und hatte vor dem der Römer noch die Vorzüge einer fast tropischen Vegetation, einer reichen Fauna, so wie den nicht minder anerkennenswerthen einer äußerst wohlschmeckenden Auster voraus. Wenn die Spätsommerhitze selbst in dem schönen Beaufort zu drückend wurde; wenn die Cabannos und der Heidsieck nicht mehr den nöthigen Reiz auf die müden Nerven des im dolce far niente vegetirenden Pflanzers ausübten; wenn Bilder und Eindrücke, welche Miß Mary und Miß Susan aus der Sommersaison der nördlichen Bäder mit heim gebracht, langweilig wurden und ihre Phantasie nicht mehr zur Genüge beschäftigten; wenn Master Edward sein neues Pferd müde wurde, dann dachte man an Bay-Point, wo der Seewind aus erster Hand die nach Kühlung lechzende Creatur erlabte, wo Lorbeer und Myrthe dichte Schatten gewährten und die spielende Woge zum Bade lud. — Die Boote wurden fertig gemacht, Provisionen eingelegt, Fischergeräthe und Jagdzeug nachgesehen, und dann ging's unter Scherz und Lachen den Broadriver hinunter, um die erschlaffte Natur in der ursprünglichen Frische eines von der Cultur unberührten Fleckchen Erde wieder aufzurütteln. Natürlich durfte bei diesen Touren die schwarze Bedienung nicht fehlen. Sam zum Rudern, Jenny zum Fliegenabwehren, Moll zum Kochen u. s. w. u. s. w., kurz die Repräsentanten sämmtlicher Dienstdepartements des Hauses mußten mit ins Idyll, damit sich ja nicht die Hand des Aristokraten einmal mit einer gemeinen Dienstleistung beflecke.

Die 30 englischen Meilen waren bald zurückgelegt und auf der bisher so verlassenen Insel gestaltete sich für eine Zeit lang ein buntes, lu-

stiges Leben. Aengstlich flohen die Vögel vor dem ungewohnten Lärm, das harmlose Racoon, das sich auf der Krone des Palmetto sonnte, zwinkerte neugierig mit seinen schlauen Augen durch die Blätter auf die weißen Zelte hernieder, die sich plötzlich aus dem Boden erhoben. Gewehre knallten, lautes Lachen erscholl, und überall machte sich die ungebundene Lust geltend, welche die plötzliche Versetzung in eine neue frische Welt unter so beneidenswerthen Verhältnissen in den meisten Menschen hervorruft, die nicht allen Eindrücken abgestorben sind.

An andern Plätzen der Insel gab es ruhigere, aber nicht weniger reizende Scenen. In stillen, von Lorbeer und immergrünen Eichen beschatteten Buchten erlabten sich die Mädchen im kühlen Bade und gaben verlangend ihre schönen Glieder dem kosenden Elemente hin. An den schönen Abenden sammelten sich die Jungen zum Tanze im Freien und hier und da huschte ein liebendes Paar durch die natürlichen Laubgänge; kurz die ganze Romantik des südlichen Ritterthums entwickelte sich für eine Zeit lang zu ihrer herrlichsten Blüthe. — Jetzt war's freilich anders auf Bay-Point. Wo früher dem Vergnügen lustige Zelte errichtet worden waren, da drohte jetzt ein starkes Fort mit seinen Feuerschlünden; die ganze westliche Spitze der Insel war rasirt und statt des Schattens jetzt nur feiner Staub zu finden, der die Augen blendete. Auf dem gegenüberliegenden Hilton Head sah es noch trostloser aus. Wo sich noch vor Kurzem undurchdringlicher Wald erhoben hatte, war nur hier und da ein Baum zu sehen. Auf einer großen Sandwüste sah man lange niedrige Schuppen, die zu Ställen, Provisionsdepots und andern Zwecken dienten, hier und da wirbelte der Staub unter dem Pferde einer Ordonnanz, welche quer über das Feld sprengte, in die Höhe; und aus der Ferne erscholl die kriegerische Musik eines Regiments, das vom Manoeuvre oder von der Parade zurückkehrte. Dicht am Ufer erhob sich Fort Walker, welches gegen 40 Geschütze montirte und durchaus keinen einladenden Anblick gewährte.

Wenn wir unter solchen Verhältnissen Parallelen zwischen Gegenwart und Vergangenheit ziehen, so offenbart sich immer wieder der alte Dualismus in unsrer Natur, welcher wohl in Schillers „Götter Griechenlands" seinen höchsten Ausdruck gefunden hat. „Da ihr noch die schöne Welt regiertet, holde Wesen aus dem Fabelland!" hätte ich auch ausrufen mögen, als ich mein Auge über die öde Stätte schweifen ließ, welche noch vor Kurzem so reich an Schönem und Genußreichem war; meine innerste Natur fühlte sich unangenehm berührt durch den rohen Wechsel, der so überraschend plötzlich hier eingetreten war; aber dies unangenehme Gefühl wird uns überall überkommen, wo eine Revolution bestehende Verhältnisse verkehrt. Es ist der Kampf unsres ästhetischen Bedürfnisses mit unserm Rechtsbewußtsein; denn die Romantik ist nie auf Seiten der Revolution, welche in der Umwälzung mit dem faulen Kern auch die glänzende Schaale zerstört, und wir müssen

erst förmlich räsonniren, ehe wir jener Bewegung völlig Meister werden. Auf diesem Wege gelang es mir denn allerdings auch bald, mich mit dem gegenwärtigen Stande der Dinge auszusöhnen. In dem früheren Bajae der südlichen Ritter, da wo der romantische Despotismus des heißblütigen Pflanzers seine Launen unter dem sanften Westwinde an der blauen Meereswoge sonnte, da wurden auch die heiligsten Menschenrechte mit Füßen getreten; wo die Nymphe ihre schönen Glieder unter dem Schatten des Lorbeers in dem herrlichen Elemente streckte, da pfiff auch die Peitsche durch die laue Luft, um den Rücken eines Menschen zu zerfleischen. Wo die Liebe süße Worte flüsterte und unter dem wollüstigen Hauch eines tropischen Klima's rascher aufblühte, da zerriß der Jammerschrei der Gequälten die idyllische Ruhe, welche den Launen ihrer Mitmenschen zum Opfer fielen.

Das sind Gegensätze, die keiner langen Discussion bedürfen, um zu einem Resultate zu führen. Es wäre allerdings lächerlich, den Neger im Durchschnitt als dem Weißen ebenbürtig, als in demselben Grade bildungsfähig hinzustellen; aber haben wir deshalb ein Recht, ihn mit dem Thiere gleichzustellen, um ihn unserm Eigennutze, oder, wie die Prosklavereiadvocaten sich ausdrücken, der Civilisation dienstbar zu machen? Dieser Culturdurst des Sklavenhändlers ist mehr als lächerlich, wenn man bedenkt, daß er zum Besten der Civilisation die Schwarzen in Afrika raubt oder zu einem Spottpreis kauft und ein tüchtiges Geld verdient, wenn er nur die Hälfte lebendig nach Cuba oder einem andern Landungsplatze bringt. Der Pflanzer wieder benutzt den Sklaven im Interesse der Civilisation, indem er Baumwolle und Taback baut, während er mit andern Producten ohne Sklavenarbeit den dreifachen Betrag erzielen, dem Lande ganz andre Hülfsquellen eröffnen und der Cultur eine weit freiere Circulation verschaffen könnte. Das Interesse der Civilisation besteht darin, daß er selbst faullenzen und den Ertrag einer bedeutenden Strecke Landes, das sonst Mehren zu Gute käme und gehörig ausgebeutet würde, wenn auch bedeutend reducirt auf seine Person concentriren kann.

Der Sklave ist in seinem jetzigen Zustande allerdings (d. h. immer abgesehn von der nicht unbedeutenden Zahl der Ausnahmen, welche häufig überraschende Aufklärungen geben), wenn auch emancipirt, ein bedauernswürdiges Geschöpf. Seinem eigentlichen Lebenselement entrissen, ist er in jeder Hinsicht seiner Individualität beraubt, lediglich als arbeitende Kraft benutzt und betrachtet und durch überaus schlechte Ernährung ausschließlich auf die Anforderungen des instinctiven Erhaltungstriebes angewiesen. Auf diese Weise ist er, ob importirt oder in der Sklaverei geboren, auf den niedrigsten Standpunkt herabgedrückt, den ein Individuum einnehmen kann. Er kann nicht mit einem Male gehoben werden. Ihn unter denselben Bedingungen wie den gebildeten Weißen der Gesellschaft überlassen, hieße sowohl

die Gesellschaft gefährden, wie ihn selbst dem Verderben anheim geben. Der Sklave muß zunächst nicht zu den Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens der Weißen erzogen werden, nein er muß erst wieder zum Bewußtsein seiner Individualität, zu dem Begriff persönlicher Freiheit, die er bis jetzt nur noch als ein Institut betrachtet, das ihm von außen gegeben und entzogen werden kann, gelangen, ehe an geistige oder religiöse Bildung gedacht werden darf. Nur durch die freie Arbeit und zwar durch die Arbeit für sich und seinen Unterhalt gelangt er wieder zu diesen heiligsten Begriffen der Menschheit, nicht durch die sentimentalen Salbadereien eines an sich krankhaften Pietismus, der, indem er ein christliches Werk zu verrichten glaubt, nur den natürlichen Hang des Sklaven zur Faulheit begünstigt. Wir werden im Laufe unsrer Erzählung genug lächerliche Illustrationen zu dieser Behauptung finden. Das Bedürfniß nach Emancipation, nach freiheitlicher Entwicklung ist, wenn auch noch so sehr überwuchert und verdunkelt, noch überall vorhanden und offenbart sich oft da, wo man es am wenigsten vermuthet; es ist durch die Anstrengungen der Abolitionisten unter Gefahr und Entbehrung seit den letzten zwanzig Jahren und namentlich in letzterer Zeit geschürt worden. John Browns unüberlegter, tollkühner Streich bei Harpers-Ferry war schon für die Sklavenhalter eine furchtbare Mahnung; sie fallen ihrer eignen Kurzsichtigkeit zum Opfer, weil sie die Zeichen der Zeit nicht erkannt oder ihre Bedeutung unterschätzt haben. Sie konnten den göttlichen Funken nicht ganz ertödten, welchen die Natur in jede Menschenbrust gelegt hat, welcher unser einziger sichrer Beweis für die Fortdauer der Seele ist. Es ist die unabweisbare Pflicht jedes Menschen, diesen Funken wieder anzufachen, und sein Vorhandensein gibt uns die beste Garantie für die Gleichberechtung wenn nicht Gleichbegabung jener unglücklichen Wesen mit uns, mag ihre Hautfarbe schwarz oder braun, mag Afrika, Virginien oder Louisiana ihr Vaterland sein.

Wir wollen nach dieser Abschweifung, welche der Leser uns als Substrat für künftige Beobachtungen verzeihen wird, wieder an Bord der Matanzas zurückkehren. Wir hatten kaum Anker geworfen, als auch schon das Boot des Provost-Marschall vom Ufer abstieß, um Alles an Bord zu untersuchen und die Loyalität der nicht im Militärdienste stehende Passagiere durch Abnahme des gewöhnlichen Eides zu bestärken. Die Ruder wurden von acht „Contrebands“ gehandhabt, die an der Uniform, welche man ihnen zum Zeichen ihres besonderen Dienstes gegeben hatte, außerordentliches Gefallen zu finden schienen und Alles mit dem nur dem Vollblutnigger eigenen Grinsen betrachteten, welches im Verein mit den Bewegungen der großen weißen Augäpfel und der perlweißen Zähne auf den Ungewohnten einen urkomischen Eindruck macht. Die Bursche grinsten, als sie die Ruder einlegten, grinsten dann zu uns herauf, indem sie mit jener unnachahmlichen linkischen Behendigkeit die Mützen schwenkten, grinsten, als sie von dem im Stern sitzenden Korporal für ihre Dreistigkeit

einen gelinden Hieb mit dem Tauende bekamen, und grinsten als sie wieder ans Land ruderten. Einen richtigen Nigger mit dicken Backenknochen, platter Nase, breitem Munde, flachem Kinn und recht wolligem Kopfe grinsen oder gar lachen zu sehn, muß selbst den Melancholiker, wenn er nicht an den Anblick gewöhnt ist, in eine heitre Stimmung versetzen, und auch auf uns verfehlte derselbe seinen Eindruck keineswegs; aber unsre Heiterkeit wurde einigermaßen durch die Frage gestört, ob wir ans Land gesetzt sein wollten. Ans Land wollten wir allerdings; jedoch bei einem Blick auf das desolate Stück Erde, welches vor uns lag, drängte sich uns unwillkürlich die Frage auf: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, und vor allen Dingen, wo werden wir schlafen?“ Wir antworteten daher nach einem nochmaligen Ueberblick der Verhältnisse mit einem kleinlauten Nein und beschlossen, die Nacht über noch an Bord zu bleiben und wenigstens mit dem vollen Tage den Boden unsrer Abenteuer zu betreten. Wir fanden später, daß dies Arrangement sehr gerechtfertigt war und hatten noch oft Gelegenheit, uns nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurückzusehnen. Am andern Morgen hatte die Sonne sich wieder hinter einem dichten Wolkenschleier verborgen und ein dem Klima und der Jahreszeit angemessener Regentag stand in Aussicht. Der opake Schein vom Horizont, der düstere Himmel über uns ließen das vor uns liegende Land noch düstrer und trostloser erscheinen, besonders wenn von Zeit zu Zeit der Sturm, welcher selbst in der sichern Bucht einen nicht unbedeutenden Wellenschlag verursachte, eine Sandsäule in die Höhe wirbelte, die Alles mit sich fortzureißen drohte. Wir durften jedoch nicht länger warten und traten unsre Irrfahrten in einem kleinen Boote an, gegen dessen nautische Tüchtigkeit mein College, ein Advocat aus New-York, mit Recht seine Bedenken äußerte. Wir kamen indeß ans Land und standen nach einer halben Stunde wohlbehalten auf dem Dock, welches, da die Einrichtungen der englischen Admiralität längst verschwunden, zum Landen erbaut worden war. Ungastlich blies uns der mit feinem Staub geschwängerte Wind entgegen und wir mußten uns erst eine Zeit lang die Augen wischen, ehe wir einigermaßen um uns schauen und uns unter den verschiedenen Baulichkeiten orientiren konnten, welche wir bereits von der Rhede aus beobachtet hatten. Nach vielem Hin- und Herirren gelang es uns, das Quartiermeisteramt aufzufinden, wo wir die sicherste Auskunft über alle Verhältnisse und die beste Anleitung für unsre zukünftigen Bewegungen zu bekommen hoffen durften. Capitain Saxton von der regulären Armee, jetzt Brigadegeneral der Volontaire, versah das Amt eines Head-Quartermasters für die ganze Shermansche Division und hatte sein Bureau in dem einzigen Hause aufgeschlagen, welches auf der Insel vorgefunden wurde. — Es lag in der Natur unsrer Mission, uns erst an Ort und Stelle genau über alle Verhältnisse zu orientiren, ehe wir etwas thun konnten, und besonders die höheren Offiziere kennen zu lernen.

Das Glück wollte uns wohl, indem es uns gleich nach unsrer Landung mit dem Höchstcommandirenden bekannt machte, obwohl die Art und Weise dieser Introduction nicht viel Empfehlendes für ihn hatte. — Wie schon im Anfang erwähnt, war die Stimmung des Nordens sehr gegen General Sherman, da er durchaus nicht den Erwartungen entsprochen hatte, welche man auf seine Expedition gesetzt. Man schrieb seine Unthätigkeit und Unschlüssigkeit indeß mehr seiner durch körperliche Leiden temporär gedrückten Stimmung, als eigentlicher Unfähigkeit zu und wartete immer noch auf einen Schlag, welcher die gute Meinung, die man früher von seiner Willenskraft und seinen Fähigkeiten gehabt hatte, in integrum restituiren sollte. Daß dies nicht unmöglich gewesen wäre, zeigen die guten Dienste, welche er in neuester Zeit im Westen geleistet hat; weshalb es aber nicht geschah, wird nachstehende Anekdote genügend erklären. — Wir mochten uns kaum zehn Minuten im Bureau des Quartiermeisters aufgehalten haben, als die Thür heftig aufgerissen wurde und General Sherman mit geröthetem Gesicht und offenbar in großer Aufregung hastigen Schrittes eintrat. Sein ganzes Aeußere ließ darauf schließen, daß er trotz des frühen Morgens, wahrscheinlich des Staubes wegen, eine nicht unbedeutende Dosis gebrannten Wassers zu sich genommen hatte*). Ohne zu grüßen schritt er bis mitten ins Zimmer und rief: „Capitain Saxton, wer hat Ihnen Autorität zur Ausführung der und der Ordre gegeben?" — Capitain Saxton, welcher an seinem Schreibtisch saß, und den Zustand des Generals wahrscheinlich an der Stimme erkannt hatte, rief seinen ersten Commis und ersuchte ihn, an einem bestimmten Orte nach der betreffenden Ordre zu sehen und dieselbe ihm einzuhändigen. Dies geschah und Capt. Saxton fragte, indem er das Instrument mit größter Höflichkeit präsentirte, den General: „Erinnern Sie sich nicht, diese Ordre gezeichnet zu haben, General?" — „I'll be damned if I do," war die Antwort. „I must have been either drunk or crazy, when I signed that ordre." — Niemand wird diese Aeußerung sehr militärisch oder sehr geeignet finden, den nöthigen Respect der Untergebenen gegen den Höchstcommandirenden zu erhöhen. Uns brachte die Scene zu der Ueberzeugung, daß Sherman das Opfer einer Schwäche geworden war, welche schon größere Leute

*) Leider war die Trunksucht bisher eine große Schwäche unter den Offizieren der Armee und hat zu manchem Unglück Veranlassung gegeben. Man wird sich erinnern, daß Col. Miles bei der ersten Schlacht von Bull Run so betrunken war, daß er vergaß, die Reserve zum Avanciren zu beordern. General Blenker gebührt jedenfalls das Verdienst, daß er auf eigne Verantwortung mit derselben vorrückte und hierdurch der Bundesarmee große Verluste ersparte. Derselbe Miles ließ vor einigen Wochen, wahrscheinlich in demselben Zustande, 5000 Mann bei Harpers-Ferry gefangen nehmen, bei welcher Affaire er jedoch dem Vaterlande den wesentlichen Dienst leistete, sich todtschießen zu lassen. In neuerer Zeit sieht man streng auf Nüchternheit im Bundesheere. —

als ihn ins Verderben gebracht hat. Er hatte die Selbständigkeit, welche sein abgeschlossenes Commando bedingte, nicht ertragen können, war der natürlichen Neigung des Menschen zum Despotismus verfallen und hatte seine Launen an die Stelle seines Urtheils treten lassen. Das Klima, welches durchaus einen Stimulus für den Organismus nothwendig macht, da es eine verminderte Leberthätigkeit bedingt, trug natürlich dazu bei, diese Launenhaftigkeit zu einem krankhaften Grade zu steigern und Gen. Sherman während seines Aufenthaltes auf der südlichen Station in strategischer Beziehung fast gänzlich unbrauchbar zu machen. Ich habe eine ähnliche Umwandlung durch ähnliche Verhältnisse bei mehr als einem Offizier im Bundesheere verfolgt. — Jedenfalls schien uns die Stimmung, in welcher sich der General befand, nicht sehr zu unsrer Introduction geeignet, und wir beschlossen, lieber auf eine günstigere Stunde zu warten. Da einstweilen der Wind nachgelassen hatte, sahen wir uns ein wenig auf der Insel um, und unsre Aufmerksamkeit wurde besonders durch eine vereinzelte Baumgruppe angezogen, welche in der Nähe des Hauptquartieres von den Aexten der Pionniere verschont geblieben war. Es war ein trauriges Plätzchen am Rande eines Sumpfes und die Bäume selbst machten in ihrer Verlassenheit einen traurigen Eindruck; ich stolperte über ein Stück Holz, als ich mich durch das Untergebüsch durchgearbeitet hatte und meinen Fuß auf den freieren Platz im Innern der Gruppe setzen wollte — es war ein Kreuz, das eine freundliche Hand auf den niedrigen Grabhügel eines Gefallenen gesetzt hatte, und dieses Kreuz trug in ungewissen Lettern einen deutschen Namen. Als wir um uns schauten, fanden wir mehr solche Grabhügel und mehr Kreuze; wir befanden uns auf einem Kirchhof, auf der letzten Ruhestätte derer, welche hier fremd in fremder Erde eingescharrt worden waren. Nichts unterbrach an dieser Stätte das Schauerliche des Vernichtungsgedankens. Der düstre Sumpf, welcher sich an der einen Seite ausbreitete, das schwerfällige Laub der Pinie, die kahlen Stämme der Palmetto's, welche theilweise verkohlt waren, die sichtbare Vernachlässigung, welche sich überall bemerkbar machte, hätte Virgil ein passendes Modell zum Eingang in die Unterwelt geboten, und der trostlose Eindruck des Ganzen rief mir lebhaft den Ausspruch Achills ins Gedächtniß zurück: „Ich will doch lieber als der geringste Knecht des geringsten Mannes auf der Oberwelt wandeln, als hier unten alle die Schatten der Todten beherrschen.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Die letzte Woche des preußischen Abgeordnetenhauses.

Wohl die beschwerlichste Session, welche das Haus der preußischen Abgeordneten je durchgearbeitet, ist kurz, unerwartet mit einer schneidenden Dissonanz beendet worden. Eine verhängnißvolle Session für den Staat und seinen Souverain. Denn von ihr wird man einst einen Abschnitt in der Geschichte des preußischen Verfassungslebens datiren. Wenig scheint das Ministerium und die übereifrigen Freunde desselben im Herrenhause von den Empfindungen zu wissen, welche in einer großen Majorität der Preußen durch die Ereignisse der letzten Monate lebendig geworden sind. Als Herr von Bismarck in der Entlassungsrede, welche er dem Landtage las, ein kühles Bedauern darüber aussprach, daß das Budget nicht zu Stande gekommen sei, und als er erwähnte wie das Gefühl der Verantwortlichkeit in der Regierung sehr lebendig sei, da lag über seinem und seiner Amtsgenossen Haupt, über der spärlichen, kalten, sorgenvollen Versammlung schon die eherne Hand des Schicksals, das er gegen die würdigsten Traditionen und loyalen Stimmungen Preußens heraufbeschworen hat. Wohl aber schieden die Vertreter des Volkes von einander mit der tiefen Ueberzeugung, daß etwas Neues und Gewaltiges begonnen habe.

Schon wollte in der letzten Sitzung des Hauses wieder der Parteizank um Formales ausbrechen, da hob das Wort eines klugen Mannes heraus, der in diesem Jahr nicht selten den Ausschlag gegeben hat und in ausgezeichneter Weise den gesunden Menschenverstand des preußischen Bürgerthums darstellt. Die letzte Stunde des Hauses fand sämmtliche liberalen Fractionen geeinigt, die gesammte Vertretung des Volkes mit Ausnahme weniger Feudalen geeinigt zum Widerstand gegen die letzten Entschlüsse der Krone und gegen den persönlichen Willen des Fürsten. Es sind jetzt drei Jahre, daß das gesammte Volk den neuen Regenten mit einem Enthusiasmus begrüßt hatte, der jedem Machthaber auf Erden beneidenswerth erscheinen konnte. Wie kommt es doch, daß ein loyales, besonnenes, gutes Volk so umgewandelt worden ist, und daß jetzt Kleist-Retzow befürwortet, was König Wilhelm für möglich hält?

Denn der Wechsel, welcher in den Stimmungen der höchsten Kreise vorgangen ist, darf keinen Augenblick verglichen werden mit dem Wechsel der Staatsmänner, wie er in andern Verfassungsstaaten durch das Parteileben unvermeidlich wird. In Preußen hat die Krone sich mit einem feudalen Ministerium umgeben, gerade in dem Augenblick, wo das Volk am einmüthigsten dagegen protestirt hat. Und die feudale Partei in Preußen ist keine Partei, welche auf dem Boden des Verfassungslebens steht. Erst wo sie aufhört, be-

ginnt das Verständniß des Werthes, welchen die Verfassung für Fürsten und Volk hat, beiden Zucht, Gesetzlichkeit, Dauer zu geben. Für den Verfassungsstaat Preußen repräsentirt Graf Schwerin mit seinen Freunden das conservative, die nationale Partei das fortschreitende Element; was weiter rechts liegt, ist persönliche Stimmung, Willkür, Vorurtheil, persönlicher Egoismus.

Daß die nationale Partei in der letzten Sitzung die Fassung des Protestes, welchen Geist für sie ausgearbeitet hatte, fallen ließ und den Entwurf Simsons und der Altliberalen annahm, daß sie als Majorität der Minorität mit freundlicher Courtoisie nachgab, um Einstimmigkeit zu erreichen, das hat eine Bedeutung, die über den Act des Protestes hinausgeht. Denn dieser letzte Schritt beweist, daß die großen Fractionen der nationalen Partei sich klar darüber sind, worin ihre Stärke liegt. Sie enthalten Entschiedenheit und Festigkeit des Entschlusses in hinreichendem Maße, sie haben durchaus nicht zu befürchten, daß die eifrigen und erzürnten Wähler sich nach rechts drängen werden. Wohl aber müssen sie gerade jetzt vermeiden, zu weit auf die linke Seite getrieben zu werden, sie haben sich vorsorglich zu hüten, daß die Sympathie der bedächtigen Intelligenz des Landes ihnen nicht beeinträchtigt werde. Gerade in den ihnen zugeneigten Elementen, welche mehr auf der rechten Seite stehen, liegt *in der gegenwärtigen Situation* ihre Stärke. Es wird für sie durchaus kein Verlust sein, wenn sich bei einer nächsten Wahl eine radikale Minorität auf ihrer linken Seite selbständig etablirt, aber es würde nicht nur für sie, sondern für Preußen ein großes Unglück werden, wenn sie in eine ähnliche Stellung kämen, wie die preußische Demokratie des Jahres 1848. Die nationale Partei hat jetzt nicht die Aufgabe, eine vorgeschrittene Fraction des Liberalismus darzustellen, sondern zu beweisen, daß die Ueberzeugungen, welche von ihr im Hause vertreten wurden, die Ueberzeugung einer ungeheuren Majorität des preußischen Volkes sind. Das Bewußtsein dieser großen Aufgabe hat offenbar die letzte Nachgiebigkeit verursacht; wir finden darin eine frohe Bürgschaft, daß die Partei durch dieselben Erwägungen bei den wichtigen Schritten geleitet werden wird, welche ihr diesem Ministerium gegenüber jetzt obliegen.

Die letzte Woche einer anstrengenden Session brachte noch den Entscheid über die außerordentlichen Creditforderungen der Regierung für Entwickelung der preußischen Marine. Die Forderungen wurden abgelehnt bis auf 220,000 Thaler für drei angekaufte Kriegsfahrzeuge, eine Summe, für welche der Marineminister die verfassungsmäßige Indemnität in Anspruch nahm. Die Verhandlungen des Hauses bewährten nicht ganz die Klarheit und den Takt, mit welchen die Majorität andere Fragen behandelt hatte. Denn es war gerade für die Majorität diese Forderung eine ausgezeichnete Gelegenheit, zu erweisen, daß sie nicht nur im Widerstand gegen gesetzlich unbegründete Forderungen

stark sei. Und es war keine Inconsequenz, wenn sie in einer populären und wichtigen Organisationsfrage den ehrlichen Willen bewährte, etwas Nothwendiges schaffen zu helfen. Sie hätte die erste Rate von 600,000 Thalern für Panzerschiffe nach Streichung des Wortes: „vorläufig“ aus dem Staatsschatz entnehmen lassen und die Verhandlungen über die spätern Zahlungen der Zukunft überweisen können. Aber allerdings hatte die Majorität in sicherer Perspective, daß in der nächsten Zukunft Verhandlungen über ein Budget in einem Hause preußischer Abgeordneten schwerlich stattfinden werden. Und es war deshalb in der That ein Zeichen guten Willens, daß sie vor dem Eintritt der Krisis sich durch das Amendement Röpell erbot, die ganze Summe, welche für Herstellung der Panzerschiffe nöthig war, sofort aus dem Staatsschatz zu bewilligen. Der Finanzminister dagegen war zwar formell in seinem Recht, wenn er eine Bewilligung über die Forderung hinaus und die damit verbundene Belastung des Staatsschatzes ungewöhnlich fand, in der Sache trifft aber die größere Schuld der Verweigerung die Regierung. Denn wenn der Regierung überhaupt daran lag, mit Bewilligung des Abgeordnetenhauses die projectirten drei Kriegsschiffe zu bauen, so durfte ihr die Entnahme des ganzen Kostenbetrags aus dem Staatsschatz um so weniger unthunlich erscheinen, als sie überhaupt keine andern Deckungsmittel vorzuschlagen wußte, und weil die Theilung der Forderung in mehre Raten überhaupt keinen Sinn hat. Denn es ist nicht richtig, was auch von Seiten der Opposition gegen die Bewilligung geltend gemacht wurde, daß die Vollendung der Kriegsschiffe vor dem nächsten Herbst unmöglich sei. Die Conföderirten Nordamerika's haben größere Fahrzeuge durch englische Werkstätten in weit kürzerer Zeit bauen lassen, und es ist durchaus nicht einzusehen, warum die Regierung, was ihr so wichtig und patriotisch erschien, und was bis zum nächsten Sommer abgeliefert und bezahlt sein konnte, nicht sogleich durch die disponiblen Gelder des Staats decken wollte. Von beiden Seiten waren die Gegensätze zu hoch gespannt, Erbitterung und Argwohn zu groß. Daß die Ausbildung unserer Marine darunter gelitten hat, wird wahrscheinlich einst von allen Parteien beklagt werden. Denn wie die Sachen jetzt liegen, wird für das nächste Jahr schwerlich etwas dafür geschehen können, und das im Ganzen vortreffliche Project des Marineministers wird mit mancher andern Aussicht in dem harten, bittern und aufregenden Kampf, in welchen Preußen jetzt eintritt, begraben werden.

Dieser Zwischenfall wird jedoch das Urtheil über die Haltung und die Verdienste der preußischen Opposition nicht modificiren. Den Widerstand, welchen sie der Regierung geleistet hat, die unerschütterliche und kluge Haltung hat ihr die Achtung Europa's, Ansprüche auf den warmen Dank der Deutschen erworben. Eine junge politische Partei, durch aufgeregte Tagesstimmung zusammengesellt, hat sich mit einer Umsicht und einem politischen Takt geschlagen, um den sie manche

ältere Partei beneiden könnte. Sie hat zunächst ihre eigene Berechtigung festgestellt, sie hat die Namen ihrer Führer dem Volke in das Herz gedrückt, sie hat für Preußen die Unzulänglichkeit eines dilettantenhaften Regiments erwiesen, und die Schwäche und Haltlosigkeit jeder Regierung, welche nicht Intelligenz und Gewissen des Volkes für sich hat.

Nicht mit dem Gefühl des Sieges kehren die Abgeordneten in ihre Wahlkreise zurück, eine finstere Wolke schwebt über dem nächsten Jahre des preußischen Staats, das Land ist vor kurhessischen Zuständen angelangt. Diese werden nicht von Dauer sein, sie werden nicht zu einer chronischen Krankheit des Staates werden. Aber sie werden noch größeren Zorn und hohes Wogen der Volkskraft aufregen. Denn wie kurz der Kampf sein mag, welcher jetzt beginnt, er wird wenigstens von der Opposition mit dem Gefühl aufgenommen, daß für Preußen Alles auf dem Spiele steht.

Die Regierung sieht jetzt nur eine Lücke der Verfassung, welche die Majestät der Krone ergänzen soll, die große Majorität des Volkes sieht in dem, was geschehen, den Anfang eines Verfassungsbruches. So lange bis dieser Schaden geheilt ist, gründlich, vollständig; so lange bis das verletzte Recht wieder hergestellt wird, ist der Staat von Innen und Außen gelähmt. Die Regierung kann wirthschaften, so lange der Mechanismus ihr gehorcht, aber sie kann kein neues Gesetz machen, sie kann auch nicht einen Thaler Anleihen contrahiren, ihre Bedeutung im Rath der europäischen Großmächte ist nicht größer als der des kleinsten Herzogthums in Deutschland. Was die Vertreter des preußischen Volkes, welche durch den ungesetzlichen Uebergriff des Herrenhauses und das Verhalten der Regierung das Verfassungsrecht Preußens zerschlagen sehen, fortan thun werden, um dies Recht wieder herzustellen, das ist mit Sicherheit nicht vorauszusagen. Aber was wahrscheinlich ist, das darf schon jetzt der geistreiche Ministerpräsident ahnen, der den bestehenden Conflict für gar nicht so wichtig hält. Das Haus der Abgeordneten wird, im nächsten Winter eingerufen, zusammentreten, um gegen die Verletzung der Verfassung zu protestiren. Es wird jede Berathung von Regierungsvorlagen verweigern. Wird es aufgelöst, so werden dieselben Männer und neben ihnen eine heraufwachsende republikanische Partei in eine neue Kammer nach Berlin geschickt werden, sie werden wieder jede gemeinsame Arbeit mit dieser Regierung und mit diesem Herrenhaus verweigern. Unterdeß wird ein passiver gesetzlicher Widerstand in jedem Wahlkreise organisirt werden. Es werden sich stille Comités bilden, welche jeden Uebergriff eines allzueifrigen Beamten beobachten und verfolgen, welche jeden, der durch die alten Disciplinar- und Coercitivmaßregeln aus der Zeit Manteuffels beschädigt wird, vertreten und schützen. Der Parteihaß zwischen einer großen Majorität der Opposition und einer kleinen Minorität der Regierung wird sich in allen Kreisen des Landes tief einfressen, er wird in den Communen, in der Gesellschaft, in

jeder Richtung des Volkslebens seine unholden Wirkungen äußern. Das Ministerium wird, durch die Aeußerungen der Presse und die zahlreichen Aeußerungen der Abneigung im Lande gereizt, vergebens versuchen, die öffentliche Meinung niederzuwerfen. Alles Maßregeln der Presse, das Verbieten der Vereine, das Auflösen der Versammlungen wird keine andere Wirkung haben, als die tiefe, grimmige Abneigung zu verstärken. Vergebens werden eifrige Diener der Reaction auf Gelegenheit lauern, welche ihnen erlaubte, durch bewaffnetes Einschreiten zu imponiren. Das preußische Volk wird beweisen, daß es mündig geworden ist. Es wird in den gesetzlichen Schranken Kälte, Abneigung, Widerstand mit einer in Preußen neuen Erfindungskraft entwickeln. Immer leidenschaftlicher wird im Lande die Ueberzeugung werden, daß es so nicht fortgehen könne, und diese Ueberzeugung wird sich zuletzt auch der Regierung mit unwiderstehlicher Energie aufdrängen. Wenn Herr von Bismarck noch durch ein Jahr den Sturm aushält, den er so behend gegen sich erregt hat, so wollen wir ihm das Prädicat eines entschlossenen Mannes nicht versagen; aber wir zweifeln, daß auch eine größere Kraft so lange das Gleichgewicht bewahren mag.

Und was dann geschehen wird? Dann wird die Verfassung eine Wahrheit werden, und die Preußen ein Volk, welches das Grundgesetz seines Staatslebens nicht mehr der Gnade und Gunst der Umstände, sondern der eigenen Tüchtigkeit verdankt.

Vermischte Literatur.

Pharus am Meer des Lebens. Herausgegeben von Karl Coutelle. Neue Folge. Iserlohn, J. Bädecker. 1862.

Eine Blumenlese von allerlei Moralsprüchen, Gedankenspähnen, ästhetischen Stoßseufzerlein u. d., nach den Materien alphabetisch zu einer Art Receptbuch für das Gemüth geordnet. Wessen Seele so leer ist, daß sie ein solches moralisch-ästhetisches Lexikon bedarf, um anständig zu denken und zu handeln, geschmackvoll zu urtheilen, der mag sich das Sammelsurium anschaffen.

Auerswald, B. Botanische Unterhaltungen zum Verständniß der heimathlichen Flora. Vollständiges Lehrbuch der Botanik in neuer und praktischer Darstellungsweise. Zweite durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage, mit 50

Tafeln und mehr als 400 Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig, Mendelssohn. Lieferung 1—3.

Die Darstellungsweise dieses Handbuchs besteht darin, daß an die eigenthümlichen Gestaltungsverhältnisse bestimmter Pflanzen die Besprechung allgemeiner Fragen der Morphologie und Physiologie der Planzen geknüpft ist. Neu ist dieses Verfahren eben nicht; schon seit längerer Zeit sind französische Elementarbücher vorhanden, welche das nämliche Verfahren einhalten. Ohne Zweifel hat ein solcher Lehrgang erhebliche Vorzüge. Das Vorgehen vom Besonderen zum Allgemeinen kann dem Leser anmuthig über die Trockenheit hinweg helfen, welche der Darlegung der Anfangsgründe einer jeden Wissenschaft nothwendig anhaftet; vor Allem einer Wissenschaft, die eine Unmasse von Einzelnheiten zu beschreiben und zu erörtern hat. Aber diese Form der Mittheilung hat auch ihre Gefahren. Nur zu leicht verfällt sie ins Breite, in Wiederholungen, in die Hereinziehung fern liegender Fragen. Der Verfasser des vorliegenden Buchs hat diese Klippen nicht vermieden. Bis zu einem gewissen Grade waren sie dem Plane des Buches nach unvermeidlich. An nur 50 Pflanzen der mannigfaltigen Vegetationsdecke unserer Heimath — auf so wenige ist durch die Zahl der Abbildungen der ausgewählten Formen auf den beigegebenen Holzschnitttafeln der Umfang des Buches beschränkt — an eine so beschränkte Zahl von Typen eine Auseinandersetzung der Botanik zu knüpfen, welche nur einigermaßen die Vollständigkeit anstrebt, das ist ein Unternehmen, welches die Berührung dem augenblicklich vorliegenden Gegenstande sehr fremdartiger Fragen mit Nothwendigkeit bedingt. Aber immerhin hätte der Stoff sich beschränken lassen. Die Erörterung von Einzelnheiten der Histologie, des nur mit den besten Mikroskopen erkennbaren feinsten Baues der Zellhäute, des Ganges der Zellvermehrung z. B., ist in einem Lehrbuche von der Tendenz des besprochenen mindestens überflüssig, die Aufführung langer Reihen von Artendiagnosen, wie in der Gattung Polygonum, geradezu zwecklos. — Indeß trifft noch ein schwererer Vorwurf das Buch. Es finden sich in ihm stellenweise thatsächlich unrichtige Angaben, nicht zu rechtfertigen in einer Darlegung so genau bekannter, so gründlich erforschter Gegenstände. Hier beispielsweise einige Berichtigungen; die Zahl ließe sich leicht sehr vermehren. Das wohlriechende Veilchen bringt auch aus Blumen mit großer, duftender Blumenkrone Frucht. Nicht weil „die Deckblätter des jungen Zapfens der Kiefer dicht an einander schließen, wird es ihnen möglich, für die in von ihnen eingeschlossenen Eychen die Rolle des Griffels zu übernehmen", — sondern gerade weil diese Deckblätter zur Blüthezeit nicht dicht an einander schließen, kann der Pollen bis in den Eimund, bis auf die Kernwarze gelangen, dort erst treibt er Schläuche. Die „Knollenknospen" der Ophrydeen entstehen, wie Irmisch vor zehn Jahren überzeugend dargethan, durch Verschmelzung einer (klein bleibenden) Knospe mit einer massig sich entwickelnden Wurzel; nicht dadurch, daß „die einzelnen Theile einer Knospe unter sich innig verwachsen, sich massig verdicken und in eine junge Knollenknospe verwandeln." Spiralige Involution der Schichten der Wand von Bastzellen (S. 148 abgebildet) kommt nirgends vor. — Was soll man endlich dazu sagen, daß die Lehre vom oberständigen Achsenpistill, diese wunderlichste Aeußerung eines neuerungssüchtig und leichtfertig unternommenen Reformversuchs der botanischen Morphologie, noch im Jahre 1862 in einem Elementarbuche allen Ernstes vorgetragen wird? — Wir kennen die erste

Ausgabe dieses vollständigen Lehrbuches nicht; wenn die jetzt erscheinende wesentliche Verbesserungen enthält, dann ist der Erfolg der ersten in der That ein erfreuliches Zeugniß für den Wissensdurst des Publicums.

Willkomm, M. Führer ins Reich der deutschen Pflanzen. Eine leicht verständliche Anweisung die in Deutschland wild wachsenden und häufig angebauten Gefäßpflanzen schnell und sicher zu bestimmen. Mit 7 lithographirten Tafeln und 600 Holzschnitten.

Von den andern, seit längerer Zeit vorhandenen „analytischen Pflanzenschlüsseln" unterscheidet sich dieser durch die Beigabe von Abbildungen. Diese, insbesondere die Holzschnitte, sind passend ausgewählt, gut ausgeführt und werden zuverlässig dem Anfänger die Benutzung des auch sonst zweckmäßig eingerichteten Buches nicht wenig erleichtern.

Friedrich Karl v. Savigny. Erinnerungen an sein Wesen und Wirken von A. F. Rudorff. Weimar, Hermann Böhlau. 1862.

Die Arbeit eines Schülers und langjährigen Freundes Savignys, wohlgeschrieben, reich an neuen Mittheilungen aus dem gelehrten Entwickelungsgang wie aus dem Privatleben des größten der neuern deutschen Civilrechtslehrer.

Waldeckische Briefe. Berlin, 1862. Verlag von Wilhelm Hertz.

Der erste dieser Briefe schildert uns, etwas verworren, die Zustände und Hauptpersonen des Fürstenthums Waldeck, während der Regierung des Fürsten Friedrich, 1766 bis 1812, und diesen Fürsten selbst. Der zweite gibt interessante Erinnerungen aus den Schul- und Universitätsjahren C. C. J. Bunsens, ein recht hübsches, mit viel Humor gemaltes Bildchen. Wenn der Verfasser es zum Schlusse für Pflicht hielt, Urtheilen, welche dem Ritter Bunsen Neigung zur Intrigue, selbstsüchtige Schlauheit und eine Wandlung seines Wesens zum Pietismus hin vorwarfen, entgegenzutreten, sie für „tief unrichtig" zu erklären, so wollen wir darin die Stimme der Freundschaft ehren, jene Urtheile aber deshalb nicht für widerlegt halten.

Die Wahrsagung aus den Bewegungen lebloser Körper unter dem Einfluß der menschlichen Hand. Ein culturgeschichtlicher Versuch von Carus Sterne. Mit 23 Illustrationen. Weimar, 1862. Bernhard Friedrich Voigt.

Sieben Kapitel über die verschiedenen Zweige der Daktylomantie: Das magische oder siderische Pendel, die Wünschelruthe, das Metallfühlen, das weissagende Hausgeräth (Siebtreiben und Schlüsseldrehen), das Tischrücken und der Spuk der Klopfgeister und ihrer Verwandten. Dann ein Anhang über die Kunst des Wasseraufspürens, über das begeisternde Gas der Orakel des Alterthums und über den Dreifuß des idäischen Herakles. Der Verfasser betrachtet diese Erscheinungen vom Standpunkt des physiologisch und archäologisch Gebildeten, bringt eine große Anzahl von Beispielen aus der alten und neuern Zeit bis auf die Gegenwart bei und gibt uns so ein ziemlich vollständiges Bild seines Gegenstandes, das geschickt gruppirt und gut beleuchtet ist. Interessant ist, daß der amerikanische Spiritualismus gegenwärtig (unter Protection des Hofes) in Frankreich fast so viele Gläubige findet, als in seiner Heimath. „Hume (ein amerikanischer Geisterbändiger) wurde überall von den hohen Cirkeln mit Enthusiasmus empfangen, experimentirte gegen dreißigmal vor Napoleon III., Gemahlin und Hof, düpirte die höchsten Herrschaften vollständig

(im Jahre 1857), wurde an den würtembergischen Hof — wir hoffen, nur als Taschenspieler — berufen und lernte dann in Rom die Tochter des russischen Grafen Kuscheleff kennen, die sich sofort in ihn verliebte und sich ihm am 1. August 1858 in Petersburg antrauen ließ."

Pierre Daniel Huet als Philosoph. Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Bewegung im siebzehnten Jahrhundert. Von Dr. Karl Sigmund Barach. Wien und Leipzig. Zamarski und Dittmarsch. 1862.

Huet, bekanntlich Jesuit und auf dem Gebiet der Philologie durch seine mit Bossuet besorgten Ausgaben lateinischer Autoren „in usum Delphini" sowie durch eine Schrift über Hermeneutik bekannt geworden, hat sich auf theologischem Felde besonders durch seine Versuche, die Protestanten zu widerlegen und zu bekehren, auf philosophischem vorzüglich durch seinen Kampf gegen die Lehre des Cartesius, zu der er sich anfänglich selbst bekannte, einen Namen gemacht. Die vorliegende Monographie betrachtet diese seine philosophische Thätigkeit auf Grundlage der betreffenden Schriften Huets (sie bestehen in einer Kritik der cartesianischen Philosophie, einer Abhandlung über die Schwäche des menschlichen Geistes und einem Versuch, die Uebereinstimmung von Vernunft und Glauben nachzuweisen) zunächst in ihrer allmäligen Entwickelung, dann in ihren Ergebnissen und zuletzt in ihrem Verhältniß zur damaligen Zeit, zu andern Philosophen und namentlich zu Leibnitz, mit welchem Huet befreundet war. Wir empfehlen die kleine Schrift den Freunden philosophischer Literatur als einen auf gutem Quellenstudium beruhenden und lebendig geschriebenen Beitrag zur Geschichte der Philosophie.

Sammelwerke: Unsre Zeit. Leipzig, F. A. Brockhaus. 66.—68. Heft. — Enthalten von größern Artikeln: Die Anfänge von Abhandlungen über Preußen seit Abschluß des Staatsgrundgesetzes bis zur Einsetzung der Regentschaft und über den orientalischen Krieg; ferner Berichte über die Colonie San Domingo auf Haiti und über die Panzerschiffe, sowie Biographien von Julius Stahl, Ernst Rietschel und den französischen Carricaturmaler Charles Philipon. —

Unsre Tage. Braunschweig, G. Westermann. 39.—42. Heft. Von den ausführlicheren Aufsätzen dieser Hefte empfehlen wir vor Allem die über die dänische und die schwedische Marine (Heft 39 u. 40), die mit viel Sachkenntniß den Beweis führen, daß Preußen seine Flotte höchstens zu verdreifachen hat, um dem gesammten Skandinavien zur See gewachsen zu sein, und daß von einer Blockade der deutschen Küsten durch Dänemark schon jetzt kaum mehr die Rede sein kann. Andere interessante und zeitgemäße Artikel sind: Frankreich seit dem italienischen Krieg, die Baumwollenkrisis, Mexiko, die militärische Benutzung der Eisenbahnen, die Panzerung der Kriegsschiffe, die preußischen Verträge mit China und Japan, die nordamerikanischen Armeen im ersten Jahre des Sonderbundskriegs und die deutsche Expedition nach Innerafrika zur Aufsuchung Vogels. Wir empfehlen beide Unternehmungen wiederholt, wobei wir indeß dem Brockhausschen den Vorzug größerer Gediegenheit und Zuverlässigkeit zugestehen möchten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Aus Süddeutschland.

Das Zurückgehen auf die deutsche Reichsverfassung vom Jahr 1849, indirect in dem Beschlusse des deutschen Abgeordnetentags enthalten, direct in der Generalversammlung des Nationalvereins ausgesprochen, bezeichnet einen gewissen Abschnitt in der Geschichte unsrer nationalen Bestrebungen.

Noch vor drei Jahren bei der Gründung des Nationalvereins als revolutionär und unpraktisch zugleich verworfen, seither von vereinzelten Seiten aufgenommen, von der Mehrheit aber stets zurückgewiesen, ist der Ruf nach der deutschen Reichsverfassung heute das einstimmige Losungswort der nationalen Partei geworden. Was bedeutet dieser Ruf? Ist er heute weniger revolutionär, ist die Aussicht seiner Verwirklichung heute näher gerückt als vor drei Jahren, sind die Hindernisse, an welchen im Jahr 1849 die Durchführung der Verfassung scheiterte, heute beseitigt? Oder ist dieser Ruf vielleicht nur ein unfreiwilliges Geständniß, daß die bisherigen Ziele und Bestrebungen verfehlt waren, oder daß auf die Erreichung eines positiven Ziels für den Augenblick überhaupt verzichtet werden muß, und ist er in diesem Sinne eher als ein Rückzug, ein Entschluß der Resignation aufzufassen, denn als eine nach vorwärts gerichtete Position, eher als Merkmal einer Pause in den nationalen Bestrebungen, denn als ein wirklicher Fortschritt?

Fürs Erste ist so viel klar, daß die Proclamation der Reichsverfassung nicht denselben Sinn hat, in welchem sie von der Demokratie seitdem oft wiederholt worden ist. Es soll damit weder das Recht des Rumpfparlaments anerkannt, noch überhaupt direct an die Bestrebungen des Jahres 1849 angeknüpft, und es sollen damit am wenigsten jene Versuche erneuert werden, die Reichsverfassung ins Leben zu rufen, welche mit der Revolution endeten. Diejenigen mögen sich also beruhigen, welche, gestützt auf jene Beschlüsse, bereits den Bürgerkrieg an die Wand malen. Allein abgesehen davon, daß solche Tendenzen, die sich von selbst verbieten, überdies ausdrücklich ausgeschlossen sind, werden die Leiter, welche dem von unten her geäußerten Wunsch nach Erneuerung des Rechts der Reichsverfassung nachzugeben sich entschlossen, sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß dieser Schritt überhaupt kein unmittelbar prak-

tisches Resultat haben wird. Materiell bezeichnet er in der That keinen Fortschritt. Wir sind dadurch dem Ziel des einheitlichen Bundesstaates um nichts näher gerückt. Die Regierungen werden dadurch sicher nicht zu größeren Concessionen geneigt werden, die Gewährung eines Parlaments hat keine größere Aussicht erlangt. Ja auch für die Klärung des Ziels, für die innere Consolidirung der nationalen Partei scheint zunächst wenig damit erreicht; denn die Gegensätze, welche heute bestehen, sie wären nicht aufgehoben, wenn heute die Realisirung der Reichsverfassung auf der Tagesordnung stünde, sie würden im Gegentheil nur um so schärfer auf einander schlagen, wenn es sich um die Auslegung und Anwendung der Paragraphen über die Centralgewalt und das Verhältniß zu Oestreich handelte.

So wenig nun aber auch ein materieller Fortschritt in den erwähnten Resolutionen zu erkennen ist, so wenig ist ihre formelle Bedeutung und ihre moralische Wirkung zu unterschätzen.

Die Nationalpartei hatte, so wie die Dinge jetzt standen, einen doppelten Weg vor sich. Entweder sie erklärte sich für Annahme der Anträge, welche die Würzburger Regierungen am Bunde eingebracht, das volle Recht der Nation sich vorbehaltend, oder sie verzichtete für den Augenblick überhaupt auf ein in naher Zukunft zu verwirklichendes Programm und zog sich auf eine sichere Basis zurück, auf der für kommende Eventualitäten die Partei sich sammeln konnte. Der erstere Weg hätte nur dann einen Sinn gehabt, wenn jene Würzburger Anträge überhaupt Aussicht auf Verwirklichung hätten, wenn die Gesammtheit der Regierungen sich über diejenigen Zugeständnisse, welche sie dem Einheitsdrang der Nation bieten wollte, bereits geeinigt hätte. Dann konnte sich die Frage erheben, ob etwa in Ermangelung günstigerer Aussichten das Project der Delegirtenversammlung anzunehmen sei als eine Abschlagszahlung, als ein wenn auch schwacher Fortschritt zur Einigung, als eine Handhabe, um weitere Reformen zu erlangen, als ein Keim, der sich in der Praxis vielleicht ganz anders entwickelte als die Urheber sich denken mochten. Allein so standen die Sachen noch lange nicht. Die Würzburger Anträge waren nur von einer geringen Anzahl Regierungen eingebracht; es blieb kein Zweifel, daß auch sie niemals über die Bedeutung eines schätzbaren Materials hinauskämen, daß sie schwerlich alle Stadien des langwierigen Instanzenzugs am Bundestag durchmachen, viel weniger je ins Leben treten würden. Von Preußen war, wie unglückliche Ministerien auch immer diesen Staat regieren mochten, nie die Zustimmung zu erwarten, und damit allein waren sie gerichtet.

Konnte nun die Nationalpartei die vollen Forderungen der Nation — wenn auch mit allem Vorbehalt — aufgeben, um einen Vorschlag zu unterstützen, der von Hause aus eine todte Geburt ist?

Es war aber zur Zeit überhaupt nicht ein einziges Project vorhanden.

dessen Durchführung in einer nahen Zukunft sich hoffen ließ. Die Fluthen, welche durch die Erregung des Jahres 1859 so hoch angeschwollen waren, haben sich wieder verlaufen, an momentane durchgreifende Erfolge für die nationale Reform ist nicht mehr zu denken, die spontane Bewegung des Volks hat sich, obwohl sie von nachhaltiger Kraft sicher nichts verloren hat, doch mehr der Arbeit im Einzelnen zugewandt, und eben dadurch hat für die Regierungen die drängende Nothwendigkeit, Abhülfe zu treffen, sich ermäßigt. Oestreich ist so weit erstarkt, um die deutsche Einigung mit Erfolg hindern zu können, Preußen, Dank seinen gegenwärtigen Leitern, dahin gebracht, daß es auf die Initiative in der deutschen Frage für jetzt verzichten muß. Was blieb unter diesen Umständen der Nationalpartei übrig, „als sich zu sammeln?" — und dies eben ist die Bedeutung des Zurückgehens auf die Reichsverfassung.

Um sich zu rüsten gegenüber kommenden Ereignissen, den nationalen Gedanken zu verbreiten und zu klären, um in die eigene Partei Einheit und Disciplin zu bringen, war die Reichsverfassung in jedem Fall ein weit sichererer und erfolgreicherer Standort als die bisherigen halben, unklaren Programme gewesen waren. Das Programm des Nationalvereins insbesondere konnte dem Vorwurf nicht entgehen, daß es ebenso viel verschwieg als es sagte, daß es ein Compromiß war, das Niemand recht befriedigte. Auch die Reichsverfassung ist ein Compromiß, aber sie ist zugleich, wenn nicht heute noch Recht, so doch aus einer rechtskräftigen Quelle hervorgegangen. Sie besitzt die Autorität, die ihr vermöge ihres Ursprungs zukommt, sie hat eine historische Bedeutung. Auch sie ist ein Compromiß, aber doch hat in ihr der Gedanke des parlamentarischen Bundesstaats seinen einfachsten, heute noch giltigen Ausdruck gefunden, und auch in den Punkten, in welchen sie eine Entscheidung nicht getroffen und mehr angedeutet als klar präcisirt hat, entspricht sie genau noch den heutigen unfertigen Zuständen sowohl in Betreff der Oberhauptsfrage, die vorläufig factisch suspendirt bleiben muß, als in Betreff des Verhältnisses zu Oestreich, das trotz aller Veränderungen, die im Kaiserstaat inzwischen vorgegangen sind, heute noch genau dasselbe ist wie vor dreizehn Jahren. Gleichwohl ist auch in diesen beiden Fragen durch sie die Richtung klar vorgezeichnet, in welcher sich innerhalb der nationalen Partei die öffentliche Meinung weiter zu entwickeln und zu befestigen hat. Denn nicht nur ist die Uebertragung der Centralgewalt an die Krone Preußen die einzige Möglichkeit ihrer Ausführung, sondern auch die Stellung zu Oestreich ist wenigstens so weit präcisirt, daß dieses kein Hinderniß für die bundesstaatliche Einigung Deutschlands sein darf. Endlich aber ist die Reichsverfassung ein dem ganzen Volke sichtbares Zeichen, sie ist ein verständliches, populäres Programm. Noch sind die Wurzeln, die sie im Vaterland geschlagen, nicht zerschnitten, mit ihr verknüpfen sich die Erinnerungen an die erste große Erhebung des deutschen Volks, an das erste deutsche Parlament.

Und wie zu ihr die verschiedenen Parteien mitgewirkt haben, so ist sie noch heute die beste Grundlage der Einigung der Parteien; sie ist geeignet nicht nur die nationale Partei in sich zu consolidiren, sondern auch zu erweitern, ihr neue Gebiete aufzuschließen.

Diese Erweiterung scheint allerdings zunächst nur nach der demokratischen Seite hin stattzufinden. Allein zugegeben, daß der Ruf nach der Reichsverfassung bisher vorzugsweise vom demokratischen Lager kam und oft mit sehr kindischen Vorstellungen über die Möglichkeit ihrer Durchführung verknüpft war, so setzte doch schon der Wortlaut der Verfassung in ihren Grundbestimmungen den einseitig demokratischen Tendenzen ein Gegengewicht entgegen. Will man aber das Ueberhandnehmen der demokratischen Meinungen überhaupt beklagen, so richte man die Anklage gegen die Regierungen, die sich noch nicht einmal darüber verständigen konnten, was sie dem deutschen Volke zu bieten haben. Es ist ein altes Gesetz, daß je länger und hartnäckiger der Widerspruch, um so gereizter und verzweifelter die Mittel werden, ihn zu überwinden.

Es würde aber auch die Schuld an der gemäßigten Partei selbst liegen, wenn sie die deutsche Frage zu einer Domäne der Demokratie werden lassen sollte, wenn sie sich grollend zurückzöge und den fortgeschrittenen Parteien das Feld überließe, anstatt sich mit den besseren Elementen derselben zur nationalen Partei zusammenzuschließen.

Gerade hierzu erscheint die Reichsverfassung, nachdem die Kämpfe, welche sie veranlaßt, verschmerzt sind, der richtige Boden. Der fruchtbare Gedanke des Jahres 1859, aus den Elementen der altliberalen und demokratischen Partei die eine große nationale Partei zu bilden, ein Gedanke, der schon bisher nicht ohne glückliche Erfolge gewesen ist, gewinnt hierdurch erst seine sichere Basis, und es entspricht nur der Natur der Sache, wenn der Abgeordnetentag mehr nur im Allgemeinen die Forderungen der Nation in der Reichsverfassung für verwirklicht erklärte und mit der rechtskräftigen Geltung derselben motivirte, während die Avantgarde des Nationalvereins, zu einem einfacheren, populäreren und rückhaltloseren Ausdruck berechtigt, unmittelbar das Banner der Reichsverfassung wieder entfaltet hat.

Glückliche Wirkungen dieser neuen Wendung dürften sich zunächst namentlich in Süddeutschland zeigen, dessen bisherige Lauheit und Zurückhaltung gegenüber dem nationalen Programm zum Theil in dessen unbestimmten Fassungen ihren Grund hatte, wo aber gerade die Reichsverfassung eine unbestrittene Autorität ist, und wiederholt die öffentliche Meinung in diesem Sinne vorzudringen versucht hat. Tritt auch vielleicht in der nächsten Zeit nichts von unmittelbaren äußeren Erfolgen zu Tage, so hat doch der Anschluß der Schwaben an die Nationalpartei, die noch vor dem Weimarer Tag eine Zeitlang geschwankt hatte, hiermit gewissermaßen seine Sanction erhalten. Ueberhaupt hat

der Weimarer Tag aufs Beste gewirkt. Die gehobene Stimmung, welche die schwäbischen Theilnehmer mitgebracht, die Ueberzeugung, daß dort wirklich die Nation selbst in ihren vorwärtstreibenden Elementen vertreten war, hat sich weiteren Kreisen mitgetheilt, die bloße Thatsache, daß in dem Institut des Abgeordnetentags ein gemeinsames Organ der deutschen Landesvertretungen, wenn auch ohne officielles Mandat und ohne gesetzmäßige Competenz, geschaffen wurde, ist als ein erfreulicher Fortschritt empfunden worden; je bescheidner die Hoffnungen gewesen waren, mit welchen man nach Weimar sah, um so weniger wurden sie getäuscht, und man ersah nicht ohne Befriedigung, daß die wesentlichen Beschlüsse ganz im Sinne der schwäbischen Fortschrittspartei gefaßt wurden. Fast nur allzusehr — wir meinen die Resolution in der Zollvereinsfrage. So sehr es auch hier anerkannt wird, daß wesentlich aus Schonung für Süddeutschland eine eingehende Debatte vermieden und ein ziemlich farbloser Compromiß beschlossen wurde, so verhehlt man sich doch nicht, daß ein entschiedenes Votum des Abgeordnetentags zur Befestigung der dem handelspolitischen Fortschritt zugeneigten Anschauung hätte beitragen müssen. Es wäre in Weimar selbst auf eclatante Weise zu Tage getreten, daß in dieser Frage am wenigsten die schwäbischen Abgeordneten eine landsmannschaftlich geschlossene Opposition bildeten, und daß gerade namhafte Politiker weit entfernt sind von der Befangenheit, mit welcher die Frage allerdings vorherrschend in Süddeutschland behandelt wird. Glücklicher Weise mehren sich, je näher die Krisis tritt, in Schwaben selbst die Anzeichen einer allmäligen Klärung der Ansichten. Die Ueberzeugung, daß der Zollverein um jeden Preis, auch um den des Handelsvertrags erhalten werden muß, wagt sich offener in der Presse hervor, Handelskammern instruirten ihre Abgeordneten für den Handelstag in diesem Sinne, und hoffentlich wird die Lücke, welche in dieser Beziehung die Weimarer Versammlung gelassen, durch die Autorität des Handelstags ausgefüllt werden.

Von größter Bedeutung ist die Befestigung des nationalen Gedankens in Schwaben für die angekündigte großdeutsche Parteiversammlung. Die Art und Weise, wie Probst bei seiner Heimkehr von Weimar von dem deutschen Volksblatt, dem ultramontanen Organ des großdeutschen Vereins in Oberschwaben, behandelt wurde, zeigt, daß der Bruch der großdeutschen Reactionäre mit der großdeutsch gefärbten Demokratie unheilbar geworden, und daß die Hoffnung, selbst Männer wie Probst und Schott für großdeutsche Parteizwecke zu benutzen, definitiv aufgegeben ist. An Anstrengungen, ein demokratisches Contingent für Frankfurt zusammenzubringen, hat es selbst nach der Weimarer Versammlung allerdings nicht gefehlt, und eine Zeit lang war wirklich Aussicht vorhanden, daß dies doch noch gelingen werde. Die Gefahr lag nicht in der Anziehungskraft des Namens des Freiherrn von Varnbühler, aber in der eigenthümlichen politischen Stellung Moritz Mohls und in dem Ehrgeiz einzelner demokratischer Wortführer.

Moritz Mohl gilt seit lange für eins der angesehensten Mitglieder der demokratischen Partei, obwohl er im Grunde immer seinen eigenen Weg ging und wenigstens einer Parteidisciplin sich nie unterwarf, er gilt in volkswirthschaftlichen Angelegenheiten für eine der ersten Capacitäten des Landes, obwohl er gerade in diesen Fragen zuweilen eine außerordentliche Befangenheit an den Tag gelegt hat. Seine Unabhängigkeit von der Regierung hat er mehrfach durch die That erwiesen, sein aufrichtiges patriotisches Pathos wird ebenso wenig in Zweifel gezogen als seine erstaunliche Arbeitskraft und sein eiserner Eifer in Verfolgung seiner Ueberzeugung. Aber mit diesen eminenten Eigenschaften verbindet er zugleich so obstinate Idiosynkrasien, die er mit demselben Fanatismus verficht wie die wohlberechtigten Forderungen des Volkes, daß er mehr denn einmal die Verlegenheit der Partei geworden ist, zu der man ihn rechnet. Die hartnäckigste dieser Idiosynkrasien ist ein leidenschaftlicher Preußenhaß, den man auf persönliche Erfahrungen zurückführt, und den vor Allem der Abschluß des deutsch-französischen Handelsvertrags gegenwärtig zur hell lodernden Flamme angefacht hat. Wohl war er es hauptsächlich, der durch seine Abmahnungen das Nichterscheinen der Oestreicher in Weimar veranlaßt hat, er ist es, der nun Arm in Arm mit seinem Gegner Freiherrn von Varnbühler für die Frankfurter Gegendemonstration aufs eifrigste agitirt. Unabhängig wie er ist, wird er zwar auch dort seine eigene Stellung nehmen, und wie man hört, entschieden das Project der Delegirtenversammlung bekämpfen. Aber die Hauptsache ist ihm die großdeutsche, antipreußische Demonstration, die dort ins Werk gesetzt werden soll, und für die er eine Anzahl Demokraten, die gleich ihm aus Haß gegen Preußen nicht nach Weimar gegangen sind, zu gewinnen suchte. Daran lag nun freilich wenig, daß einige Demokraten nach Frankfurt gingen, und wenn sie mit dem andern Extrem dort gemeinsame Sache gegen die Nationalpartei machen wollten, so war das ihre Sache. Aber es entstand die Gefahr, daß im eigenen Lager der schwäbischen Fortschrittspartei aufs neue ein Zwiespalt ausbrach, der ihre Kraft schwächen mußte, und dies gerade in einem Augenblick, in welchem die Mehrheit sich soeben für das nationale Programm entschieden hatte. Nun kann auch diese Gefahr als beseitigt gelten. Diejenigen, welche theils in eigensinniger Selbstgefälligkeit, theils auch vielleicht mit dem Hintergedanken, der großdeutschen Versammlung ein demokratisches Kukuksei in das Nest zu legen, nach Weimar geschielt hatten, mußten sich überzeugen, daß sie ihre Stellung in der demokratischen Partei, ja ihre ganze politische Stellung im engeren Vaterland damit aufs Spiel gesetzt hätten. Außer M. Mohl, den die Partei übrigens zum längsten als einen der Ihrigen betrachtet haben dürfte, wird kein populärer Mann aus Schwaben in Frankfurt erscheinen, und Freiherr von Varnbühler wird sich auf die Mitwirkung der großdeutschen Conservativen, vielleicht der Ultramontanen beschränkt sehen.

Alle diese Vorgänge aber haben die Nothwendigkeit nahe gelegt, die schwäbische Fortschrittspartei auf Grund des nationalen Programms neu zu organisiren und zu diesem Zweck in einiger Zeit eine Landesversammlung zu berufen, ähnlicher derjenigen, welche im vorigen Jahr für den Beitritt zum Nationalverein sich ausgesprochen hat. Das würtembergische Volk wird dann, wie nicht zu zweifeln ist, seine laute Zustimmung den Männern ertheilen, welche zu dem Tag in Weimar mitgewirkt und den Zusammenhang Schwabens mit den nationalen Bestrebungen des Vaterlandes aufs neue dargethan und befestigt haben. 7.

Nach den Wahlen im Großherzogthum Hessen.

Die zweite Kammer, welche ehestens in Darmstadt zusammentreten wird, ist berufen, die politische Physiognomie ihres Landes namentlich für Fernstehende vollständig umzuwandeln. Wie nahm sich, vom deutschen Standpunkt ab betrachtet, das Großherzogthum Hessen bisher aus? Es war eine der todten Gegenden des Vaterlandes. Ohne daß über ihm, wie über Sachsen, Baden und der Pfalz, der Wüstenwind einer blutig triumphirenden Reaction dahingefahren wäre, lag es lange Zeit vollkommen so erstarrt da wie Baden, bevor ein glücklicher Wechsel in den Anschauungen des Herrschers ihm wenigstens auf der Oberfläche neues gesundes Leben gab, wie Sachsen vor der letzten Session der Stände und wie die Pfalz vor der jüngst eingetretenen Gefahr für den Bestand des Zollvereins. Ein einziger Mann, der Advocat Metz, hatte seit 1859 in hervorragender Weise an den Bewegungen der Zeit theilgenommen; aber während er Deutschland unleugbar große Dienste leistete, schien ihm die Belebung seines Heimathlandes kaum gelingen zu wollen. Die unabhängige Bevölkerung verharrte in jener negativen Stimmung, die während der Jahre 1859 und 60 fast in allen deutschen Kleinstaaten grassirte: sie erklärte sich unter vier Augen für „reif zur Annexion“ oder „zur Revolution“, aber dachte nicht daran, daß es ihr beschieden sein könne, für die Verbesserung ihrer und der allgemeinen vaterländischen Zustände selber den Anstoß zu geben und die

Hauptsache zu thun. Es war ein Glück, daß wenigstens der eine Metz anders aufgelegt war. Die regelmäßigen Nationalvereins-Versammlungen in Frankfurt, bei denen er die Hauptrolle spielte, lösten allmälig den Bann, der auf dem Nachbarlande lag. Als hundertundneun Bürger von Offenbach sich dann entschlossen, des Regierungsverbots ungeachtet dem Nationalverein auf einmal beizutreten, war die Kette, mit welcher Hr. v. Dalwigk die durch ihn verwaltete Domäne von dem übrigen Deutschland getrennt hatte, durchbrochen. Seine Strafgewalt scheiterte an der Unmöglichkeit, ganze Bürgerschaften gleichzeitig wegen eines gesetzlich erlaubten und sittlich untadelhaften Actes in Untersuchung zu ziehen. Aber wenn der Nationalverein ein paar Tausend Mitglieder mehr gewann, so war damit Hessen-Darmstadt noch nicht für den deutschen Liberalismus erobert. Weder Metz noch einer seiner Anhänger hatte einen Sitz im Landtage. Jetzt rächte sich an ihnen die schlechte Praxis der Wahlenthaltung. Mochte in Frankfurt und anderswo noch so heftig gegen die „Dalwigksche Wirthschaft" und den „Kettelerschen Glaubensdruck" gedonnert werden, in Darmstadt und Mainz ließ man sich das wenig anfechten, denn es entzog den herrschenden Mächten weder die juristischen noch die finanziellen Mittel zur Ausführung ihrer Pläne. Die Minister und der Bischof konnten es sich gefallen lassen, von ihren unermüdlichen Gegnern in allen Theilen Deutschlands dem erwachenden Volksgeiste denuncirt zu werden, so lange auf dem Landtage in Darmstadt kein Echo laut ward, sondern ein paar gemäßigte Liberale höchstens in einzelnen Angelegenheiten eine Opposition machten, die nicht sonderlich wehe that.

Diesen behaglichen Zustand haben die eben vollzogenen Wahlen nun von Grund aus erschüttert. Statt aus einer unbedingt ergebenen Mehrheit und einem halben Dutzend unabhängig handelnder Beamten, wird die zweite Kammer fortan gerade umgekehrt aus wenig über einem halben Dutzend Regierungsfreunden und einer entschieden oppositionellen Mehrheit zusammengesetzt sein. Die Regierung hat obendrein gerade ihre fähigeren Vertreter im Wahlkampf eingebüßt, und die Anhänger des Bischofs von Mainz sind überhaupt nur auf dem Schlachtfelde erschienen, um allenthalben schimpflich nach Hause gejagt zu werden. Die Mehrheit wird zwar zu annähernd gleichen Theilen aus Altconstitutionellen und Altdemokraten bestehen; aber schon der Verlauf der Wahlen hat jede Gefahr beseitigt, als könnten diese beiden Parteien den herrschenden Mächten gegenüber jemals uneins sein. So steht dem Freundespaar Dalwigk-Ketteler denn Niederlage auf Niederlage in Aussicht. Die hessen-darmstädtische Volksvertretung wird sich der preußischen Volksvertretung würdig anschließen, ebenso ehrlich liberal als praktisch-national gesinnt. Die deutsche Reformpartei hat durch sie sich ein neues Gebiet erobert; denn früher oder später muß der Umwandlung des Landtags ein entsprechender Regierungs-

wechsel folgen, und zwar ist dies ein Gebiet auf jener kritischen Linie, die Nord und Süd entweder scheidet oder — für immer hoffentlich — zusammenhält.

Es mag zwar sein, daß die ultramontan-reactionäre Partei, die im Großherzogthum augenblicklich noch dominirt, noch einige heimliche Hoffnungen auf einen bald ausbrechenden Zwiespalt zwischen dem rechten und dem linken Flügel der Opposition gründet. Aber sie wird sich verrechnen. Metz ist nicht der Radicale, mit dem man die zaghaften Seelen unter dem Beamtenstande gern ins Joch zurückschreckte. Die Altliberalen andrerseits, mit denen er in der Kammer zu thun haben wird, sind über die früher so häufige Angst vor dem Verkehr mit Demokraten und über sentimentale Rücksichten auf die Gegenpartei ebenfalls längst hinaus. Gerade sie haben den Gegensatz zum Ministerium Dalwigk zum Feldgeschrei der jetzt siegreich beendigten Wahlschlacht erhoben. Es sind bedächtige Männer unter ihnen, die sich nach Gagerns Vorbilde die strengste Reinheit, Redlichkeit und Würde zum politischen Gesetz gemacht haben; aber die Entschiedenheit des Ganzen hat durch sie nichts zu befürchten. Wenn die Abgeordneten Hofmann und Mohrmann auf dem letzten Landtage nicht ernstlichere Angriffe wagten, so lag das vornehmlich an dem Mangel wirksamer Unterstützung sowohl in der Kammer selbst wie draußen im Lande. Nicht hinter ihnen stand die von der nationalen Agitation ergriffene Masse; ihre eigene Partei, größtentheils im Beamtenstande wurzelnd, hatte mit dem früher eingetretenen Umschwung in den obern Regionen und der unmittelbar darauf folgenden Erstarrung in den untern die Fähigkeit zum Widerstande wie zur Führung verloren, die sie vor dem März und in der ersten Zeit nachher noch besaß. Daß die Ueberreste dieser Partei, der Gagern, Jaup und Eigenbrodt angehörten, bei den gegenwärtigen Wahlen einen aufrichtigen Bund mit Metz eingehen konnten, ist gleich rühmlich für die Einen wie für den Andern. Es zeigt, daß man sich über Vorurtheile und beschränkte Auffassungen der frühern Zeit hinausgehoben hat; daß der Tugendstolz, der die Gagernsche Partei einst mit einem erkältenden aristokratischen Dunstkreise umgab, einer nüchternen und entschlossenen Einsicht in die Bedingungen politischen Wirkens, einer Unbefangenheit, die nichts weniger ist als sittliche Gleichgiltigkeit, Platz gemacht hat. Es zeigt aber auch, daß Metz und seine Anhänger ihren eignen im Wesentlichen gleichgesinnten Landsleuten nicht mehr das Mißtrauen einflößen, das ihnen anfangs entgegenkam. Der Führer der hessischen Demokratie hat es verstanden, sich eine allgemein geachtete Stellung innerhalb des deutschen Liberalismus zu erringen. Er dient der nationalen Bewegung nicht blos aus Ehrgeiz oder Eitelkeit; er ist von ihrem ganzen Idealismus erfüllt. Er dient ihr mit einer Hingebung, die ihres Gleichen finden mag, aber die kein Anderer übertrifft. Und gerade diejenige Seite der Aufgabe hat er sich zu besonderer Pflege ausgesucht, die für seinen Platz vorzugsweise geeignet erscheint, die Ausgleichung der noch bestehen-

den Gegensätze zwischen Süd und Nord, zwischen ungestümen und allzu vorsichtigen Reformen. Daß in unsern Tagen der Massenpolitik Alles darauf ankomme, die Nation geistig zusammenzuhalten, davon wird kein anderer Agitator so Tag und Nacht beherrscht wie Metz. Ohne sein Erscheinen in Eisenach am 14. August 1859 wäre nachher in Frankfurt der Nationalverein schwerlich zu Stande gekommen, hätten die süddeutschen Liberalen den norddeutschen schwerlich zu dauernder Gemeinsamkeit die Hand gereicht. Die Bayern — Brater, Barth, Völk, Crämer — wohnten zu weit südlich; die badischen Altgothaer hielten noch zurück. Da trat Metz in die Lücke. Dieses große Verdienst kann es nicht beeinträchtigen, daß er im Anfang der Agitation, als die Gegensätze sich noch aufs schroffste spalteten, in seinem patriotischen Ueberredungseifer mitunter etwas zu weit gehen, im Süden süddeutscher und im Norden norddeutscher sprechen mochte, als ihm eigentlich ums Herz war. Genug, daß dies nicht entfernt berechnete Täuschung, sondern das natürliche Product eines warmen und sanguinischen Gemüths war, das von dem Verlangen, den spröden Freund heranzuziehen, gelegentlich weiter vornübergezogen wurde, als mit seinem Gleichgewicht verträglich war. Wie aber die Ausgleichung der überlieferten Gegensätze wenigstens im Schoße der Nationalpartei ihre Fortschritte machte, hat auch Metz sein volles Gleichgewicht wiedergewonnen, und gab fortan auch nicht in Nebensachen mehr der Entdeckung von Widersprüchen in seinen Reden Raum. In der Hauptsache hat er ohnehin nie geschwankt. Nicht weniger glücklich hat er die Klippen und Sandbänke vermieden, denen der Volksredner als solcher auf dem Meere der öffentlichen Agitation nicht selten ausgesetzt ist. Während Andere in Ermangelung des festen Halts, den die bestimmten Zwecke parlamentarischer Discussion gewähren, gar bald in leeres Phrasenmachen und Effecthaschen versanken, hat man bei Metz eine zunehmende Ausbildung seiner glänzenden oratorischen Gaben beobachten können. Hier kam es ihm zu Statten, daß er an den politischen Arbeiten des Nationalvereins-Ausschusses theilnahm; wie denn dieser Ausschuß überhaupt eine Schule für Politiker ist, dergleichen wir in Deutschland noch nicht besessen haben, und deren Früchte nur zum allerkleinsten Theile erst gebrochen sind. Aus dieser Schule kommend, flößt Metz uns keine Besorgniß ein, daß er in seinem eigenen Heimathlande das Zusammengehen der einst getrennten Bestandtheile des Liberalismus unmöglich machen werde. Wenn er die Altconstitutionellen mitunter vorwärtszieht, wird er die Radicalen noch öfter zurückhalten. Nachdem er sich das Vertrauen der ganzen liberalen Partei verdient hat, wird auch der Hof nicht mehr umhin können, seinen politischen Werth anzuerkennen — wobei es denn eine weitere Bürgschaft ist, daß ein Darmstädtischer Ministerposten ihm unmöglich noch als die Summe irdischer Größe erscheinen kann.

Schon die ersten Sitzungen des Landtags werden der freisinnigen Mehr-

heit Gelegenheit geben, ihre Mäßigung und politische Klugheit an den Tag zu legen. Die Wähler der Städte Mainz und Gießen haben gegen die Rechtsgiltigkeit der bestehenden Verfassung protestirt. Ein paar Heißsporne sollen der Meinung sein, man müsse diesen Protesten dadurch Nachdruck geben, daß die neue Kammer sich gleich am ersten Tage für incompetent erkläre. Es würde also ein Verfassungskampf wie in Kurhessen eröffnet werden. Ungeachtet nun der Weimarer Abgeordnetentag fast einstimmig beschlossen bat zu erklären, es sei ein allgemein deutsches Interesse, daß die durch die Reaction verübten Rechtsbrüche allenthalben gesühnt würden, scheint es doch nicht, als wolle man in Hessen-Darmstadt das wie eine buchstäblich bindende Vorschrift nehmen. Man wird sich vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach mit einer Verwahrung des Volksrechts begnügen und den Kampf selbst um die alte, nicht durch Octroyirung verunreinigte Verfassung höchstens dann erst aufnehmen, wenn sich klar herausstellen sollte, daß auf keinem anderen Wege vorwärtszukommen ist. Es ist dringend zu wünschen, daß die Demokraten über diese Linie nicht hinausschweifen; es ist aber auch ebenso dringend zu wünschen, daß die Constitutionellen sich ihrer Rechtsverwahrung anschließen, gleichviel was sie über den praktischen Werth und Sinn derselben denken.

Von den praktischen Aufgaben des nächsten Landtags ist noch weniger zu fürchten, daß aus ihnen ein Grund zu Zerklüftungen innerhalb der Opposition hervorgehen werde. Ueber die Convention mit dem Bischof von Mainz, über das Consistorialrestiment in der evangelischen Kirche, über das Wahlgesetz, das Preß- und Vereinsrecht, die Gewerbeordnung und was sonst vorkommen mag, denkt der gemäßigtste Reformer kaum anders als der radicalste. Die Revolutionäre aber haben schon deswegen auch in Hessen-Darmstadt ihr Spiel verloren, weil der Kampf jetzt in die geordneten Bahnen des Parlamentarismus einlenkt. Von den Reactionären andrerseits, die nicht wieder gewählt worden sind, hört man, daß sie zu der in Frankfurt sich sammelnden „östreichischen Landwehr“, die „nicht mitkommen kann“, zu stoßen vorhaben. Dies wird man ihnen gönnen können. Unsre nationale Revolution muß ihr „Koblenz“ haben, und zwar, da es eine friedliche und gesetzliche Revolution ist, nicht außerhalb Landes, sondern mitten unter ihren eigenen Heerhaufen. Wenn die deutschen „Emigranten“ erst einmal beisammen sind, wird man an den recht dunkel gefärbten auch die blassen oder blos schillernden besser kennen lernen, und die concentrirte Folie wird unser eignes Schwarzrothgold um so nachdrücklicher hervorheben.

Die Nibelungen.

Ein deutsches Trauerspiel von Friedrich Hebbel. Hamburg.

Als Friedrich Hebbel vor Jahren mit der Kritik in ärgerlichem Hader lag, wies er jeden Tadel über die oft gar seltsame Wahl seiner Stoffe mit dem Worte zurück, das einmal lebendig Gewordene lasse sich nicht wieder zurückverdauen. Dieser kecke Ausspruch blieb ein Zirkelschluß, so lange der Dichter sich in theoretischen Experimenten gefiel, die nur unlebendige Ergebnisse wie jene wunderliche Erfindung der Tragikomödie bringen konnten. Im vollen Maße aber kommt die tiefe Wahrheit, welche in jenem Worte liegt, zur Geltung und dem Dichter selbst zu Gute, seit er in den letzten zehn Jahren uns wieder Werke geschenkt hat, denen die Nothwendigkeit ihrer Entstehung auf der Stirn geschrieben steht. Zumal von diesem jüngsten und schönsten Gedichte Hebbels wird jeder Leser empfinden, auch wenn das poetische Vorwort es nicht ausdrücklich sagte, daß es mit dem Herzblute des Dichters geschrieben ist. Wenn wir also fragen, inwiefern der gewaltige Stoff für das moderne Drama sich eigne, so kommt es uns nicht in den Sinn, mit dem Künstler wegen der Wahl seines Stoffs zu rechten, die für ihn wahrlich keine Wahl gewesen ist. Umgehen aber läßt sich die Frage nicht, schon um der Gerechtigkeit willen. Denn wenn ein Werk, das in einzelnen Scenen den edelsten Schöpfungen unserer dramatischen Dichtung gleichkommt, trotzdem nur einen sehr gemischten Eindruck hinterläßt, so liegt die Schuld nur zum geringen Theile an dem Künstler, zumeist vielmehr an dem Stoffe, oder richtiger, an der Stimmung, welche moderne Menschen dieser Fabel entgegenbringen.

Wenn der gebildete Durchschnittsmensch heute schon beim Anblick des Titels einer Nibelungentragödie mit der Ruhe des Weisen zu sagen liebt: das sind alte Geschichten, der Himmel bewahre uns vor dieser tausendjährigen Hexerei — so können wir nicht bestimmt genug die Ueberzeugung aussprechen: nur wenige moderne Dichter haben die gewaltige Versuchung nicht empfunden, die Gestalten des Nibelungenliedes irgendwie nachzubilden. Da steht sie vor uns, eine jener grandiosen Fabeln, woran die Kunst und der Glaube von Jahrhunderten gearbeitet, das Wunderwerk eines ganzen Volkes, in ihren Grundzügen hoch erhaben über jeder Anfechtung der Kritik. Und mit dem vollen Reize der Jugend tritt das altehrwürdige Werk vor unsre Augen. Seit zwei Menschenaltern erst hat sich die Liebe unsres Volkes wieder der alten Dichtung zugewendet, und seitdem sind die Gestalten des hörnernen Siegfried und der

Rächerin Kriemhild einem Jeden eng verwachsen mit jenen ersten Empfindungen der Kindheit, welche ewig frisch bleiben, als wären sie gestern empfunden. Und dieser Schatz gewaltigster menschlicher Leidenschaft, der unsre Maler zu immer neuen Nachschöpfungen reizt, ist uns überliefert in einer poetischen Bearbeitung, die dem feineren Kunstsinne der Gegenwart nimmermehr völlig genügen kann. Denn — zum Schrecken orthodoxer Germanisten sei gesagt, was jedes einfache Gefühl sofort empfindet — neben Stellen von hinreißender Kraft und Schönheit dehnen sich im Nibelungenliede weite Strecken von langweiliger Einförmigkeit, auch der Inhalt bietet oftmals eine fremdartige, ja feindselige Mischung von altnordischen, deutschen, heidnischen und christlichen Elementen, und die ungeheure Bewegung und leidenschaftliche Wildheit des Stoffs, welchen die epische Form oft kaum bewältigen kann, fordert den Dramatiker ebenso laut zum Nachbilden auf wie jene Keime verschlungener eingehender Charakteristik, die sich im Epos nur halb entfalten können. Gründe genug, um in unzähligen modernen Menschen den Wunsch zu erregen, daß die Heldengestalten der alten Sage auf der Bühne erscheinen möchten, wo, nach Hebbels schönem Worte,

Wo sich die bleichen Dichterschatten röthen
Wie des Odysseus Schaar von fremdem Blut.

Aber wie läßt sich diese ungeheure Fabelwelt dem Verständniß unserer Hörer erschließen? Am nächsten liegt es, durch sorgfältige psychologische Motivirung die alten Recken uns menschlich nahe zu führen. Dieses Wegs ist Emanuel Geibel gegangen — und der Erfolg bewies, daß auf solche Weise die finstere Größe des alten Gedichtes gänzlich verloren geht. Wenn jene Brunhild, die mit dem ersten Recken der Erde um ihre Jungfernschaft kämpft, sich mit der Selbsterkenntniß moderner Menschen Rechenschaft gibt über ihre geheimsten Empfindungen, so erscheint sie als eine unmögliche, fast komische Gestalt — ganz zu geschweigen jener Weichheit und Anmuth, welche Geibel wider die Natur in diese rauhe Fabel hineingelegt hat. Wie anders ist Hebbel verfahren. Ein ungeheures Geheimniß bleibt immerdar über den riesenhaften Gestalten dieser Sage, das keine Kunst unsrer helleren Zeit lichten kann. Sollen unsre Hörer an einen Hagen Tronje wirklich glauben, so gilt es nicht ihn hinabzuziehen in unsre Kleinheit und Feinheit, nein, es gilt, ihn noch reckenhafter erscheinen zu lassen und die Wunder der alten Göttersagen, die im Nibelungenliede schon halb verwischt sind, in voller Pracht zu entfalten. Von vornherein muß der Hörer empfinden, daß er die Welt des hellen bewußten Verstandes verlassen hat, daß er unter Menschen tritt, die wahllos, zweifellos, wie die Naturgewalten, das Ungeheure thun und der vollbrachten Unthat hart und sicher in die Augen sehen und sie auf sich nehmen, wie der Hagen des Liedes, der bei jedem neuen Frevel sich vordrängt und spricht „laß mich den Schuldigen sein". Diese Erhöhung der Helden fast über das Maß des alten

Liedes hinaus hat Hebbel mit bewunderungswürdiger Kunst vollzogen. Seine Nibelungen sind wirklich wie Dietrich sie dem Etzel schildert:

Du bist auch gewohnt
Dem Tod zu trotzen, doch Du brauchst noch Grund,
Die nicht! Wie ihre wilden Väter sich
Mit eigner Hand nach einem lust'gen Mahl
Bei Sang und Klang im Kreise ihrer Gäste
Durchbohrten, wenn des Lebens beste Zeit
Vorüber schien — —
So ist der Teufel, der das Blut regiert,
Auch noch in ihnen mächtig, und sie folgen
Ihm freudig, wenn es einmal kocht und dampft.

Wie vertraut sind diese Menschen mit aller Heimlichkeit des Naturlebens, beredt wird ihre Zunge nur, wenn sie sich erzählen von den Geheimnissen des Waldes, von den Seherworten, die aus dem Nixenbrunnen ertönen, von den Wundern des nordischen Eislandes, von jenen Runen, darüber ein Held vergeblich sinnen mag bis an seinen Tod. Wo es zu handeln gilt, gehen sie ans Werk wortlos, sicher, unentwegt, wie der Schweizer sagt; dann und wann bricht aus den geschlossenen Lippen ein Ausruf jenes gräßlich wilden Humors hervor, der sich schon in dem alten Liede findet, wenn es von Volker spricht:

„Das ist ein rother Anstrich, den er am Fidelbogen hat."

Am gewaltigsten tritt uns die unbändige Kraft der Recken dann entgegen, wenn sie versuchen sich der höflichen Sitte zu fügen: als Hagen im artigen Gespräche mit Rudungs Tochter Rudungs gewaltige Waffen erblickt, ruft er arglos die bewundernden Worte:

Ich hätt' — verzeiht — ihn selbst erschlagen mögen:
Es muß ein trotz'ger Held gewesen sein.

Doch während Hebbel so trotzig allen unseren conventionellen Begriffen ins Gesicht schlägt, ist er um so maßvoller und schonender verfahren, wo er unser sittliches Gefühl zu verletzen fürchten muß — im erfreulichen Gegensatze zu Geibel, der in seiner Brunhild den Anstand ängstlich zu wahren sucht und dafür unsre sittliche Würde tödtlich beleidigt. Jener König Gunther, der schon in dem alten Liede eine sehr widerwärtige Rolle spielt und bei jedem Versuche eingehender psychologischer Zergliederung nothwendig ekelhaft erscheinen muß, ist von Hebbel mit sicherem künstlerischem Takte in den Hintergrund geschoben worden. Jung und schwach läßt er den grimmen Hagen gewähren, der ihn und seine Brüder ganz beherrscht. Ebenso ist jener nächtliche Ringkampf auf Brunhilds Lager von Hebbel weit schamhafter behandelt als von Geibel, und wer sich einmal eingelebt in die wunderbare Luft dieses Dramas, wird ohne jeden Anstoß daran vorübergehen.

Also hat Hebbel, indem er uns von Anfang an mit befangenem Staunen emporblicken läßt zu seinen Helden, den Ton angeschlagen, welcher allein dieser Fabel geziemt. Auch daß Hebbel den ganzen Inhalt des Nibelungenliedes in die dramatische Form umgegossen hat, können wir nur billigen. Denn wenn man so gern auf die attischen Dramatiker verweist, die nur einzelne Katastrophen aus der reichen Fülle der homerischen Gedichte sich ausgewählt, so will diese gelehrte Vergleichung hier nimmermehr passen. Wie Schuld die Schuld gebiert, dies Fortwirken des Frevels, welches in der ursprünglichen Form der Sage, in dem Fluche, den Andwari über das Gold gesprochen, sogar noch schöner ausgedrückt war, bildet recht eigentlich den Kern der Tragik des Nibelungenliedes. Darum müssen wir sehen, wie Siegfrieds Mörder und ihr ganzes Geschlecht untergehen; eine Vision, welche dies nur andeutet — wie in Geibels Brunhild — kann uns nicht genügen. Wer diesen Stoff dramatisch gestaltet, muß verzichten auf die concentrirte Schönheit des Einzeldramas, er ist gezwungen zur cyklischen Behandlung. Darum ist Hebbel mit Recht Schritt für Schritt dem Liede gefolgt. Das kurze Vorspiel „der hörnerne Siegfried" schildert Siegfrieds Einzug bei den Burgunden und endet mit jenem Vertrage, der Siegfried verpflichtet, um den Preis von Kriemhilds Hand Brunhild für Gunther zu gewinnen. In diesem Theile wirkt besonders ergreifend die Gestalt Siegfrieds, ein Bild der Heldenjugend, redselig und arglos, froh und hochgemuth. Der zweite Theil, „Siegfrieds Tod", den wir für den schönsten des Werkes halten, beginnt mit der Werbung bei Brunhild und endet mit den Flüchen Kriemhilds an ihres Gatten Bahre. Der letzte Theil, „Kriemhilds Rache", hebt an mit Etzels Werbung um Kriemhild und schließt ab mit dem Untergange der Helden. Hier lag die Gefahr nahe, daß in dem gräßlichen Morden die dramatische Spannung verloren gehe, der große Untergang nur wie ein episches Ereigniß wirke. Auch diese Klippe hat Hebbel sehr glücklich umgangen, indem er aus der Noth eine Tugend machte und das Retardiren selber zur Erhöhung der dramatischen Spannung benutzte. Während des gesammten dritten und vierten Actes in diesem letzten Theile werden wir der erdrückenden Angst nicht ledig, wir sehen das Verhängniß nahen und wieder zurückweichen, bis endlich am Schlusse des vierten Acts Hagen Kriemhildens Sohn, den kleinen Otnit, ermordet und also das Gastrecht brechend selber das Verderben herbeiruft, das im fünften Acte schrecklich hereinstürzt.

Diese Eintheilung des Stoffs ist gerade deshalb ein großes künstlerisches Verdienst, weil der Laie meinen wird, sie verstehe sich von selbst. Sie bietet dem Dichter den unschätzbaren Vortheil, daß er, ohne je in undramatische Breite zu verfallen, den reichen tragischen Gehalt seiner Fabel wirklich erschöpfen kann. Es gibt einige Stoffe von so unergründlicher tragischer Tiefe, daß sie unserer Seele bei jeder neuen Betrachtung immer neue und immer ergreifendere Situa-

tionen enthüllen. Wer hat das Bild von Paul Delaroche „Maria in ihrem Hause in der Nacht nach der Kreuzabnahme“ gesehen, ohne im ersten Augenblicke zu erstaunen über die Neuheit der Erfindung und im zweiten ihre Nothwendigkeit freudig anzuerkennen? Und wenn die Bauern von Ober-Ammergau ihr Passionsspiel aufführen, was ist es, das diese Tausende während langer Stunden in athemloser andachtsvoller Stille fesselt, den blasirten Großstädter so gut wie die schwäbische Bäuerin, die meilenweit gewallfahrtet zu der heiligen Handlung? Es ist nicht blos die einzige Erscheinung, daß hier die künstlerische Kraft, die in den Tiefen unsres Volkes schlummert, frei und freudig aus dem Verborgenen hervortritt; es ist nicht blos die erhabene Weihe, welche der Glaube von Millionen über den grandiosen Mythus von der Kreuzigung Christi ausgegossen hat. Noch ein anderer, ein rein ästhetischer Grund gibt den anspruchslosen Zeilen des alten Dorfschulmeisters eine so mächtig erschütternde Kraft. Jener eine Tag des Todes Christi ist so überschwänglich reich an tragischen Momenten, daß der Nachdichter nicht nöthig hat, zu jenen Abbreviaturen zu greifen, welche die prägnante Natur des Dramas insgemein verlangt. Stunde für Stunde vielmehr des schmerzenreichen Tages geht in jenem Passionsspiele an uns vorüber; und also hat der Zuschauer den zweifachen Genuß der tragischen Erschütterung und zugleich der vollen ungetrübten Naturwahrheit; denn auch jener letzte Schein des Absichtlichen, der nach Goethes tiefem Worte jedem Kunstwerke anhaftet, verschwindet bei dieser glücklichen Fabel. Einen ähnlichen Moment voll unerschöpflicher Tragik bietet die Nibelungensage in dem Morgen nach Siegfrieds Ermordung, und Hebbel hat es verstanden, die Gunst der Fabel auszubeuten. Kein Augenblick des Grausens wird uns erlassen von der Stunde an, da Kriemhild erwacht und der Kämmerling über den todten Mann vor der Thüre stolpert, bis zu jener schrecklichen Todtenprobe, wo der grimme Hagen unerschüttert ruft:

Das rothe Blut! Ich hätt' es nie geglaubt,
Nun seh' ich es mit meinen eignen Augen.

In solcher Weise ist der fünfte Act von Siegfrieds Tod das Schönste geworden, was Hebbel je geschrieben.

Wenn Hebbel in klarer und berechtigter Absicht das Maßlose, das Reckenhafte seiner Helden in den gewaltigsten Umrissen gezeichnet hat, so war sein Plan doch keineswegs, uns durch das Fremdartige dieser Erscheinungen lediglich in Erstaunen zu setzen. Nein, wir sollen empfinden, dies ist das Geschlecht der Heiden, der Gewissenlosen, das einer neuen reineren Menschheit die Stätte räumen soll. Darum hat er jene Spuren des Christenthums, welche in das Nibelungenlied hineinreichen, weiter verfolgt und den Heiden Hagen in grimmer Feindschaft der Kirche gegenübergestellt. Vergeblich fällt der christliche Kaplan der maßlosen Leidenschaft dieser heidnischen Gemüther in den Arm, und von

tief ergreifender Wirkung sind die einfachen Worte christlicher Versöhnung, welche er vor Siegfrieds Leiche der Rächerin Kriemhild entgegenruft. Endlich, als die Heiden sich hingemordet, ergreift der Christ Dietrich von Bern das Scepter der Welt

„im Namen Dessen, der am Kreuz verblich".

Dies war sicherlich der einzige Weg, um das Entsetzen dieser Fabel zu einem für das moderne Bewußtsein versöhnenden Abschlusse zu führen. Dennoch scheint uns hier eine Schwäche des Werkes zu liegen. Die christlichen Elemente treten im Verlaufe der Handlung so wenig hervor — was freilich nach der Natur des Stoffes sich nicht ändern ließ —, Dietrich selbst greift so wenig in das Spiel ein, daß sein letztes Auftreten als der Erbe der Welt, nachdem Alle untergegangen, mit denen wir empfunden und gelitten, fast wie ein symbolischer Zug, zum mindesten nicht als eine Nothwendigkeit erscheint. Der ruhige gewaltige Alte des Nibelungenliedes ist uns verständlicher als dieser Dietrich, der so befremdlich mitten inne steht zwischen der heidnischen und der christlichen Welt.

Noch manche Bedenken lassen sich erheben. Es fehlt nicht an einzelnen werthlosen symbolischen Erscheinungen — einem geheimnißvollen christlich ascetischen Pilger, einem stummen getreuen Eckewart u. A. — welche an Hebbels Jugendwerke erinnern. In der Darstellung der nordischen Götterwelt, woraus Brunhild hervortritt, hat der Dichter nicht immer jene feine Mittellinie zwischen Phantasterei und Nüchternheit eingehalten, welche sich so schwer bewahren läßt, wenn wir Mythen schildern sollen, die wir nicht mehr glauben; er ist, scheint uns, nach beiden Seiten hin davon abgeirrt. Und noch bestimmter müssen wir das Charakterbild des Königs Etzel für unfertig und phantastisch verschwommen erklären.

Doch es liegt im Wesen eines ächten Kunstwerks, daß es sich nicht erschöpfen läßt, daß es einen Ausblick bietet in das Unendliche. Begnügen wir uns also die Ueberzeugung auszusprechen, Hebbel habe in diesem Werke, trotz einzelner Mängel, das Schönste geleistet, was sich in einer modernen dramatischen Bearbeitung dieses Stoffes leisten läßt — und kehren wir zurück zu unserer ersten Frage: warum hinterläßt ein so kunstvolles Werk in den Herzen der meisten Leser nur einen sehr gemischten Eindruck, in Vielen sogar nur einen wüsten Schauder? Es ist doch nur halb richtig, wenn Hebbel sein Werk ein deutsches Trauerspiel genannt hat. Wir gestanden schon, daß die Gestalten dieses Sagenkreises mit unsren liebsten Kinderträumen verwachsen sind. Aber vergessen wir nicht: die zuerst wieder diese deutsche Mythenwelt aus der Vergessenheit heraufbeschworen, waren jene alten Romantiker, welche zugleich alle die fremdartigen Reize der orientalischen und romanischen Sagen in unsre Kunst einführten und dem deutschen Alterthume sich unzweifelhaft mehr darum zuwandten, weil es alt und fremd, als weil es deutsch ist.

Und gerade vor diesem schönen Drama haben wir aufs Neue empfunden, wie ganz eigen unser Volk zu seiner Geschichte steht, wie vertraut und zugleich wie fremd die Jugend unsres Volkes uns erscheint. Jene jugendliche Naivetät des Naturlebens, welche sich im Drama schon wegen seiner klaren bewußten Kunstform nur leise andeuten läßt und nur in der Breite des Epos zu ihrem vollen Rechte kommt — sie ist es, die noch heute das Gemüth des Deutschen zu seinen alten Mythen hinzieht. Was aber des Dramatikers eigentliche Aufgabe bildet, das Gemüthsleben dieser epischen Zeit, das ist uns in solchem Maße fremd geworden, daß wir dreist behaupten können, ein Trauerspiel aus der französischen oder italienischen Gegenwart dürfe sich heute mit größerem Rechte ein deutsches Trauerspiel nennen als eine Dramatisirung der Nibelungensage.

Dem Dramatiker sind, weil seine Kunst gewaltiger als irgend eine andere den ganzen Menschen erschüttert, engere Schranken gesetzt bei der Wahl seiner Stoffe als dem Maler oder dem erzählenden Dichter; und dieser Einsicht voll hat sicher schon mancher moderne Poet der reizenden Versuchung dieser Fabel widerstanden. So gewiß wir beim Hören von Uhlands Ballade „Jung Siegfried" uns willig in die alte Wunderwelt versenken, ebenso gewiß ruft das Drama den Verstand zum schonungslosen Mitsprechen auf. Wenn Hagen Tronje durch Siegfrieds Ermordung die Schmach Brunhilds zu rächen geht, obgleich er weiß, daß Brunhilds Blut erstarren wird, wenn Siegfrieds Blut gefriert, so kommt es uns freilich nicht bei, dem Hagen zuzurufen: das ist Widersinn — denn wir denken gar nicht daran, diesen Recken mit unserem Maße zu messen — aber wir nehmen sein Verfahren hin wie ein unabänderliches Naturereigniß und meinen im Stillen: den Mann verstehn wir nicht. Indem Hebbel seine Recken gänzlich aus der Welt unsers Denkens und Empfindens heraushob, hat er zwar, wie gesagt, den einzigen Ton angeschlagen, der diesem Stoffe geziemt, doch er hat zugleich verzichtet auf die höchste Lu[st] des Dramatikers, daß die Hörer fortwährend mit seinen Helden leiden un[d] denken, sie treiben oder zurückhalten möchten. Allerdings bietet dies Drama auch mehre Charaktere, welche uns völlig verständlich sind, namentlich den Charakter der Kriemhild, den nach unsrem Gefühle schönsten des Werkes — wie ja auch Shakespeare in dieser alten Sagenzeit mehre Stoffe von rein menschlichem für alle Zeiten gültigen Gehalte gefunden hat. Aber daneben stehen sehr viele Züge eines halb bewußtlosen Menschenlebens, das „keinen Grund braucht" für sein Handeln, während der heutige Zuschauer sich doch fortwährend im Stillen nach den Gründen fragt. Und diese ungeheure Kluft, welche unser Empfinden von dem Seelenleben der epischen Tage trennt, sie hindert uns, ganz unbefangen theilzunehmen an dem Schicksale der Nibelungen, sie läßt Hebbels schönes Werk nicht zu einer ganz reinen Wirkung gelangen.

Und fragen wir, was Hebbel neu geschaffen hat in dem alten Stoffe, so finden wir zwar einzelne überraschend feine Motivirungen, welche das Lied gar nicht oder nur leise andeutet, wir sehen Brunhilds geheime Liebe zu Siegfried, wir erfahren, daß die Eifersucht Kriemhild bewog, ihre Schwägerin zu schelten, und daß der Neid der letzte Grund des Hasses ist, den Hagen gegen Siegfried hegt, aber wir können nicht sagen, die Helden seien uns in dem modernen Drama vertrauter geworden als in dem alten Liede. Unvermeidlicher Weise vielmehr treten in dem Drama einige moderne Züge störend hervor: die alten Recken beurtheilen sich gegenseitig mit einer bewußten Klarheit, welche zu ihrem eigenen Thun wenig stimmt, und wenn Brunhild zu Gunther spricht:

in Dir und mir
Hat Mann und Weib für alle Ewigkeit
Den Kampf um's Vorrecht ausgekämpft —

so offenbaren auch diese Worte ein helles Bewußtsein, das wir der Königin von Isenland nicht zutrauen. Gestehen wir also: wenn uns die Lust anwandelt uns zu erfreuen an der Größe unsrer Sagenzeit, so greifen wir lieber zu dem Nibelungenliede selber, als zu dem neuen Drama. Denn in einer Erzählung vergangener Thaten nehmen wir Vieles arglos und willig hin, was uns in der unmittelbaren Gegenwart des Dramas verletzt, und während die Mängel des alten Liedes uns nur wie das Blei erscheinen, worein die Natur das Silber verborgen hat, machen die Mängel des modernen Werkes den Eindruck einer fremden künstlichen Zuthat. Diese Worte sollen kein Vorwurf gegen den Dichter sein; er hat das Mögliche geleistet, aber er hat gewisse Bedenken nicht überwinden können, welche unvermeidlich gegeben sind durch die Thatsache, daß unser Volk das Gemüthsleben der epischen Zeit längst überwunden hat.

Alle anderen Bedenken, die ein wohlgeschulter Regisseur aus den fremdartigen Sitten der Heldenzeit entnehmen wird, scheinen uns nicht durchschlagend. Wir glauben, gerade diesem Stoffe werde das Publicum leidlich willig und gläubig entgegenkommen, und die Aufführung in Weimar hat diese Meinung bestätigt. Solche Schwierigkeiten des Costüms dürfen die Vorstellung des Werks nicht hindern, wenn anders zu den Schauspielerinnen, welche heute die Kriemhild spielen können, sich der Schauspieler für den Hagen findet. Wir begrüßen das Drama als ein neues Zeichen der Rückkehr Hebbels von den Experimenten des grübelnden Verstandes zur ächten lebendigen Dichtung.

Der Geist der Nation wider den Geist der Universitäten.

3. Das Studentenduell.

Das Studentenduell ist wie alle Lieblingsgegenstände romantisch-phantastischer Weltanschauung eine Ruine. Es gab eine Zeit, da der Zweikampf eine lebendige Macht war, die eine sittliche Idee im Leben der Nation verkörperte. Es war die Idee, daß der menschliche Geist, wo streitende Rechte und Interessen verletzt sind, die sich nicht mehr rein herstellen und klar auseinandersetzen lassen, auf die Entscheidung durch rohe Gewalt nicht nur aus gemeiner Noth zurückkommt, sondern sich zu diesem Schritt feierlich entschließt, in dem Gefühl, daß, wo seine beherrschende und ordnende Uebersicht über die Gewalten, die sich feindlich bekämpfen, nicht ausreicht, einer höheren Macht die letzte Entscheidung anheimzustellen ist, von der er das scheinbare Spiel des Zufalls in dem ungewissen Loos des Kampfes geleitet glaubt. Diese Idee war noch nicht verloren, als auch die praktische Bedeutung des Zweikampfs als Entscheidungsmittel unentscheidbarer Streitigkeiten längst erloschen war; sie erlosch auch nicht ganz, als schon die mildere Sitte die nothwendig tödtlichen Ausgänge nicht mehr forderte. Es blieb der mysteriöse, man kann sagen religiöse Gedanke an dem Duell haften, daß, wenn ein Conflict sich nicht ausgleichen läßt, bei dessen Fortbestehen das Dasein eines Menschen ein beständiger Makel an der Ehre eines andern nicht minder zu ehrenhafter Existenz berechtigten bleiben muß, eine höhere Macht eingreift und den einen durch das Glück seiner Waffe von dem anderen befreit, wenn sie sich gegenseitig freiwillig der Möglichkeit dazu aussetzen; oder daß sie selbst nachher Beide wieder neben einander bestehen können, als wenn nichts vorgefallen wäre, wenn sie nur einmal gemeinsam in das Bereich dieser höhern lösenden Macht getreten sind. In dieser Auffassung ist die rohe Gewalt selbst ein Mittel versöhnender Herstellung geworden, wo kein anderes ausreichte. Es kann aber Niemand, er mag es nun beklagen oder nicht, darüber zweifelhaft sein, daß diese Idee im Bewußtsein des deutschen Volkes so gut wie völlig erloschen ist. Je mehr der consequent durchgeführte Gedanke des vom Staat als der Gesammtheit alles Einzelnen ausgeübten Rechts das Gemeinleben der Nation durchdringt, um so mehr erfüllt sich das Ganze mit dem Gefühl, daß der Einzelne auch dieses Allen gemeinsame Recht als eine höhere Macht anerkennen muß, bei deren Entscheidungen er sich in feindlichen Conflicten mit seinen Staatsgenossen in den meisten, den einfacheren Streitfällen zu beruhigen hat, während für schwierigere Conflicte

rein geistiger Mächte als letzte Instanz die Appellation an die öffentliche Meinung durch freie Rede und Presse ergänzend eintritt, indem sie in ähnlicher Weise endgültig abschließt. Daneben bleibt für das Duell kein Bedürfniß mehr*). Es lebt nur noch im Bewußtsein einzelner Kreise, in welchen der Gedanke der Unterordnung persönlicher Willkür unter die feste Norm des Rechts noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, die also jener mysteriösen Idee noch als Auskunft in kritischen Fällen bedürfen.

Das Fortbestehen des Duells unter den Studenten beruht zum Theil auf dieser Erhaltung des Gefühls seiner Bedeutung. Denn, wie wir bisher gesehen haben, gehören die akademischen Verhältnisse zu denen, welche sich noch nicht mit dem Geiste der zur Regelung aller socialen Conflicte genügenden Macht des Rechts und der öffentlichen Meinung erfüllt haben. Die sehr verdiente Mißachtung des Gerichtsstandes, der ihnen als hohes Vorrecht geblieben ist, macht es der Ehre des Einzelnen unmöglich, im Rechtswege Befriedigung zu finden, und der Geist der ebenso vom gemeinen bürgerlichen Begriffe eximirten Freiheit nährt die Vorstellung, daß der Einzelne nur sich selbst und dem blinden Schicksal die Wahrung seiner persönlichen Würde anvertrauen kann. Die ganze eingebildete Größe der Freiheit und Ehre der noch nicht ausgebildeten Persönlichkeit, die doch schon für voll gelten zu wollen gewöhnt ist, bringt es auch mit sich, daß oft ganz bedeutungslose Conflicte mit hohem Ernst behandelt werden müssen. Sie würden sich alsbald in ihrer ganzen Nichtigkeit offenbaren, wenn eine einfache bürgerlich rechtliche Lösung versucht würde. Das soll nicht sein. Der Student soll in seiner unreifen Weltbildung sich doch schon männlich groß fühlen dürfen. Deshalb ist ihm das Vorrecht gelassen, sich außer der einfach klaren Ordnung des Gesetzes zu stellen, weil diese das Mißverhältniß zwischen dem Gehalt und den Prätensionen seiner Sellung zu einfach klar darstellen würde. So wird in seiner Lebenspraxis ein Zustand der Rechtlosigkeit als noch zu Recht bestehend erhalten, den man sonst als längst überwunden betrachtet und dessen Reste er im spätern Leben als Diener des Staats im Frieden soll brechen helfen.

Das Duell verkörpert die ihm freigegebene unbedingte Geltendmachung der willkürlichen Ansprüche des Individuums, welche die Möglichkeit einer rechtlichen Entscheidung jedes Streites, wie sie alle anderen Staatsbürger anzuerkennen gehalten sind, ausschließt. Zum größeren Theile freilich hat das Duell der Studenten diese Bedeutung gar nicht mehr; sondern ist

*) Es gibt unserm Gefühl nach Ausnahmsfälle, die allerdings nichts mit einem Gottesgericht gemein haben. Wir erinnern nur daran, daß ein Mann von Zartgefühl es nicht über sich gewinnen wird, bei gewissen thätlichen oder mündlichen Angriffen auf die Ehre seiner weiblichen Verwandten vor Gericht Genugthung zu suchen. Auch die verschiedene Stellung von Civil und Militär kann unter Umständen das Einlassen auf ein Duell noch geboten erscheinen lassen. D. Red.

ein leeres Spiel geworden. Es ist bekannt genug, wie in der großen Mehrzahl der Fälle bei den Studentenduellen entweder gar kein persönlicher Conflict zu lösen, oder ein solcher nur als Mittel zum Zwecke herbeigeführt vorhergegangen ist und dies gemeine, der Studentenwelt allein noch eigene unverhohlene Gaukelspiel der Raufereien als alltäglicher Unterhaltung ist noch immer der Abgrund, der die meiste Zeit und Kraft der studirenden Jugend verschlingt. Sie findet ihre Ehre und den Gebrauch ihrer Freiheit mit Lust verwirklicht in dem elendesten Kitzel der Ergötzung an Scheingefechten, zu der die blasirteste Zeit des Alterthums doch nur Sklaven mißbrauchte. Man glaubt es nicht, wenn man es nicht Jahre hindurch täglich vor Augen hat, wie viele kräftige Jünglinge in dieser Erbärmlichkeit fast ganz aufgehen, wie durch den Zwang daran Theil zu nehmen die Faulheit (und durch den dafür erforderlichen Aufwand die demoralisirende Gewohnheit der leichtsinnigen Schulden) genährt wird. Es ist sehr leicht gesagt, daß wenn dieser Anlaß nicht wäre, andere Zerstreuungen mehr die leichtsinnig heitere Jugend beschäftigen würden. Fast jede andere Zerstreuung und Spielerei nutzt sich leichter ab und hat mehr den Charakter der Erholung. Der Duellschwindel steigert sich, da er eine stets neue Aufregung gibt und Anstrengungen veranlaßt, je mehr Einer hineinkommt, und absorbirt nicht nur die Ruhezustände der Erholung, sondern die lebendigste Anspannung der Kraft und der Aufmerksamkeit. Vor allen Dingen aber führt er, wie bereits oben bei der Kritik des Begriffes der ausschließlich studentischen Ehre angedeutet, zu einer Vermischung des heiligsten Gefühls der werdenden Männerwürde mit der frivolen Gewohnheit eines sinnlosen Spiels, die ihn zum gefährlichsten Gift des sich bildenden Charakters macht. Diese Spielerei ist, wie die Dinge sich nun einmal gemacht haben, und wie die eifrigsten Vertheidiger des ganzen Instituts am wenigsten läugnen, von den Resten wahrer Bedeutung des Duells im Studentenleben nicht mehr zu trennen.

Der Cultus dieser Doppelmißgeburt ist nun das Lebenselement der Corps. Die innige Verschmelzung des niedrigen Vergnügens, das sie darin finden, mit dem Bedürfniß, das die akademische Rechtseigenthümlichkeit oder Rechtlosigkeit für den Gebrauch des Duells bestehen läßt, macht ihre Rohheit zur begünstigten Hauptlebensäußerung der studentischen Jugendkraft. Die besseren Bestrebungen aber, die burschenschaftlichen Verbindungen scheitern meist an der Unmöglichkeit, sich der Nothwendigkeit des Duells als Auskunftsmittel bei Streitigkeiten in Ermangelung besserer zu entziehen, weil sie mit dieser dem ganzen daran hängenden Unwesen Thür und Thor zu öffnen nicht umhin können.

Wie die Sachen einmal stehen, kann man einer Burschenschaft, wenn man ihr wohl will, nicht anders rathen, als daß sie sich der alten Gewohnheit im

Gebrauch der Waffe bei Verletzung ihrer Mitglieder durch andere Studenten füge. Der Student ist nun einmal darauf angewiesen. Vor Gericht ist er nicht in der Lage, als Recht suchender Kläger, sondern nur als Denunciant aufzutreten, womit für seine Ehre nichts gewonnen wird. Wirft er den einzigen Ersatz, der ihm dafür geboten ist, weg, weil er ihn nicht für dem Geiste der Zeit entsprechend hält, so macht er eine unfruchtbare Demonstration und verliert jeden Rest von dem Gefühle der persönlichen Unantastbarkeit, bei welchem geistiges Leben allein in Frische und Freudigkeit sich erhalten kann. Wer das Bedürfniß danach nicht verloren hat, wird sich von den Gesellschaften fern halten, so sehr er ihr ideales Streben billigen mag, welche ihm kein Mittel übrig lassen, bei unvermeidlichen Conflicten mit Seinesgleichen eine anständige Auskunft zu finden. Eine andere zu schaffen sind aber einzelne Parteien nicht in der Lage, da sie kein Mittel haben, Andere zur Anerkennung derselben zu zwingen, wenn diese an dem Althergebrachten festhalten. Es liegt aber auf der Hand, wie schwierig die Lage der Burschenschaften ist, wenn sie, den bestehenden Verhältnissen Rechnung tragend, das Duell als unvermeidliches Auskunftsmittel anerkennen, aber nicht die tägliche Spielerei damit theilen wollen. Denn die Grenze ist nicht mehr scharf zu bestimmen, und das Streben nach Einhaltung derselben gibt in jedem einzelnen Falle zu den unerquicklichsten und ermüdendsten Ueberlegungen Veranlassung, weil jeder Versuch der Unterscheidung dessen, was die Ehre wirklich berührt oder nicht, immer auf die Erkenntniß führen und an derselben scheitern muß, daß die Ehre bei noch nicht vollendeter Persönlichkeit auch noch kein hinreichend bestimmter Begriff ist, um die Praxis des Lebens darauf zu gründen. Bei der Unklarheit, die daraus hervorgeht, kommt dann die burschenschaftliche Praxis in ein unbehülfliches Laviren zwischen der Scylla der Ertödtung jedes natürlichen Ehrgefühls durch die Einsicht, daß die Verletzungen desselben in vielen Fällen auf Nichtigkeiten auslaufen, und der Charybdis der widerstandslosen Hingabe an die sinnlose Händelmacherei der Corps, welches als das einfachste und bei einmal eingegangener Berührung mit dem Kitzel der Aeußerung physischen Muthes oft anlockendste sehr leicht zur Gewohnheit werden und den ganzen Gegensatz der Principien zur hohlen Phrase machen kann. Das einzige etwas mehr praktisch durchgreifende Mittel zur Einschränkung des Duells auf besondere Veranlassungen und Abschneidung des zu scherzhaften Spiels mit demselben ist die Rückkehr zu gefährlicheren Kampfarten, und wenn es einmal nicht anders sein soll, wenn die Rücksicht auf Recht und Moral der traditionellen Convenienz und Zweckmäßigkeit nachsteht, so ließe es sich im Interesse des Staates gewiß nicht beklagen, wenn lieber jährlich zehn Studenten erschossen oder erstochen würden, als wenn jährlich 1000 den lieben langen Tag in Paukhosen und Bandagen eingewickelt auf der Mensur liegen, wobei ihnen nichts zu Leide

geschieht. Aber wie trostlos ist der ganze Zustand, wo man auf solche Auswege flüchten muß. Indessen, mag es auch so oder so einem ernsten Willen gelingen das Duell nicht zu verwerfen, und doch nicht die Ueberhand gewinnen zu lassen, so bleibt immer doch der, welcher eine solche auf strenge Unterscheidung gegründete Praxis durchzuführen hat, in jeder einzelnen kritischen Situation im Nachtheile gegen den, der ohne Skrupel und Zweifel die frivole Sitte der rohen Händelmacherei einfach durchführt. Denn es ist klar, daß, wenn die aufgeregten Gemüther aufeinanderplatzen, der, welcher ein logisches Dilemma wie die Frage, was unter die aufgestellten Rubriken der wirklichen Beleidigung oder der hohlen Provocation fällt, im Auge behalten muß, nicht unbefangen heiter genug sich gehen lassen kann, um im Augenblick mit Laune dem Gegner geistige Ueberlegenheit zu zeigen, wozu außerdem noch die Verlegenheit wegen des Scheins der Feigheit kommt, wenn es gilt, das allgemein als zulässig anerkannte Waffenspiel im einzelnen Falle zu verweigern.

So sind also die burschenschaftlichen Tendenzen gegenüber den „altehrwürdigen Traditionen" der geistigen und sittlichen Versumpfung durch das Fortbestehen der alten Formen für das, was als letzte Entscheidung aller Ehrensachen gilt, beständig im Nachtheile, und es genügt, wenn man die freie Entfaltung einer besseren Richtung von ihnen erwarten will, nicht, daß sie nicht mehr direct verfolgt werden wie sonst, sondern es kommt darauf an, sie von dem Drucke der beständigen Beschäftigung mit einer ihren Bestrebungen nicht nur fremden, sondern geradezu hinderlichen Erbärmlichkeit zu befreien, sie der Aufreibung ihrer Kräfte in der elenden Duellfrage zu überheben. Dies ist aber nur dadurch möglich, daß man dieselbe einfach beseitigt, indem man das Bedürfniß des Duells, sofern es noch eine wirksame Bedeutung hat, und damit den Rest der Berechtigung desselben abschneidet, um dann den sinnlosen Gebrauch einfach unterdrücken zu dürfen.

Dies Bedürfniß und diese Berechtigung liegt nur in der schlechten akademischen Gerichtsbarkeit. Hätten die Studenten wie alle andern Staatsbürger ein Gericht, vor dem sie Respect haben könnten, das dem gemeinen ebenbürtig zur Seite stände, oder einfach hätten sie mit allen Andern Theil an diesem, könnten sie in den festen Formen eines geregelten und namentlich öffentlichen Verfahrens einen rohen Angriff zur Rechenschaft ziehen oder umgekehrt, wenn sie wegen berechtigter Beschimpfung eines Unwürdigen beklagt wären, dieselbe mit der zweischneidigen Waffe der „Einrede der Wahrheit" hier erst recht wirksam weiter durchführen, so würden sie auch wie heutzutage fast alle andern Bürger darin nicht nur nichts Verächtliches mehr erblicken, sondern vielmehr stolz darauf sein, hier mit den Waffen des Geistes edlere Streitgänge ausmachen zu können, als in der Gladiatorendressur. Für kleinere Anlässe, die sich sogleich als hierfür zu geringfügig herausstellten, möchten sich dann in ihrer Mitte zu

analoger Uebung Ehrengerichte bilden. Dergleichen kann aber auch unmöglich von freier Vereinbarung unter ihnen selbst erwartet werden, so lange Parteien existiren, die ein Interesse haben, es nicht dazu kommen zu lassen. In dem weltbürgerlichen Anlaufe des Jahres 1848 gelang dies hier und da. In Marburg z. B. war damals das Duell factisch durch ein Ehrengericht beseitigt. Soll aber dergleichen dauernd Bestand gewinnen, so muß eine zwingende Initiative alle Parteien dazu vereinigen, so muß für schwerere Fälle eine achtungswerthe höhere Instanz gegeben sein und muß dann der einfach strafrechtlich unstatthafte Gebrauch der Waffen, insbesondere die offene Vereinigung von Corporationen zu seiner Pflege, ein für alle Mal nicht mehr geduldet werden, was, wenn man will, sehr einfach ist. Wenn, wie die Sachen stehen, ein Prorector seinen Polizeiofficianten verbietet, die Duelle abzufassen, so mag er Recht haben. Er spart sich das undankbare Geschäft, etwas im einzelnen Falle zu verurtheilen, was er im Princip zu unterdrücken keine Macht und Berechtigung fühlt; er spart in dem gewöhnlichen Falle der bloßen Störung den Studenten den doppelten Zeitverlust. Wenn aber ein anderer geradezu in officieller Ermahnung den Studenten, welche auf den Weg eines bürgerlichen Rechtszustandes einzulenken Miene machen, erklärt, es zieme sich nicht, daß sie vor seinem Forum klagend erschienen, so spricht sich darin eine Schamlosigkeit der Selbstverachtung aus, welche die akademischen Standesgerichte und was damit zusammenhängt als zur Auflösung überreif kennzeichnet.

Das Duell ist die handgreiflichste Manifestation des unnatürlichen Ausnahmezustandes, in dem die akademische Jugend der übrigen Welt gegenüber fort und fort künstlich erhalten wird. Es hat seinen Boden in dem eximirten Gerichtsstand und äußert seine Wirkung in dem verrotteten Zustande des studentischen Gemeinlebens. Alle drei müssen gemeinsam angegriffen werden; mit der schlechten Justiz muß zugleich dem Duell ein Ende gemacht werden, und ein frischeres Leben wird sich statt in privilegirter Rohheit bald in freieren geistigen Regungen der Genossenschaften bemächtigen. Diese Reform in Angriff zu nehmen, ist eine dringende politische Pflicht der Gegenwart, die so wenig wie andere wichtige innere Fragen auf ruhigere Zeiten vertagt werden darf. Von den Regierungen wird, wenn sie auch nicht mehr so entschieden wie zu Metternichs Zeit das Gegentheil erstreben, doch keine Initiative zu erwarten sein. Noch weniger von den Universitäten selbst im Dünkel ihrer Selbstgenügsamkeit. Es ist die Aufgabe der Presse und vor Allem auch des Nationalvereins, die Bedeutung der Sache zur Geltung zu bringen, damit sich dann die Ständeversammlungen daran machen. Der Staat würde sich ein großes Verdienst um ganz Deutschland erwerben, der hierin voranginge. Hoffen und erwarten dürfen wir es wohl von dem, der zu allen wirksamen Erneuerungen unseres nationalen Lebens den vorzüglichen Einfluß und Beruf

hat. Der Fortschritt zum Besseren wird nicht aufhören, beständig nur stoßweise zu rücken und immer dazwischen wieder zu erlahmen, wenn nicht auf naturgemäßere Entwickelung der neuen Generation gedacht wird. Es kann nichts helfen, an der Frucht zu pflegen, wenn man den Wurm an der Blüthe läßt.

General Wilhelm von Willisen.

Nach Auszügen aus den Tagebüchern desselben.

2.

Zu den Begebenheiten des Jahres 1847 hatte Willisen keine positiven Beziehungen. Als aber der Vereinigte Landtag in Berlin versammelt war, regte sich in ihm allerdings der Wunsch, „die große Erscheinung des Tages in der Nähe zu sehen und die Männer kennen zu lernen, die sich dort einen Namen machten", und so benutzte er eine Reise, die ihn von Breslau nach Magdeburg führte, um so lieber zu einem Besuch in der Hauptstadt, als ihm sein Schwager York, der in der Herrencurie zur Opposition gehörte, dahin eingeladen. Die gewöhnliche Meldung bei Hofe schon zeigte, daß man dem freisinnigen General hier so wenig wohl wollte als früher. Der König empfing ihn kurz und kalt, sprach, was unerhört war, kein Wort von irgendwelchem Interesse mit ihm und befahl ihn nicht einmal zur Tafel. Die Absicht, eine Verständigung herbeizuführen, sich vor dem Monarchen von der Nachrede extremer Ideen zu reinigen, mußte aufgegeben werden, da der König die ganze Zeit über in leidenschaftlichster Aufregung war. Willisen versuchte dann seine politischen Ansichten vor dem Prinzen von Preußen zu erklären und zu vertheidigen, aber er mußte sich bald sagen, daß seine Meinung von der des Prinzen zu weit ablag, um eine Einigung über das, was geboten, hoffen zu lassen. Es war gerade die Zeit, wo die Frage der Periodicität des Landtags die Parteien beschäftigte, und der Prinz war ebenso entschieden gegen diese Forderung wie Willisen dafür sprach. Mit trüben Ahnungen kehrte Letzterer nach Breslau zurück.

„Ich sah," so lesen wir in der Selbstbiographie des Generals, „vielfache Verwandtschaft zwischen diesen Zuständen und denen von 1789: eine leidenschaftliche und doch unentschlossene Hofpartei, dieser gegenüber eine täglich

erregter werdende höchst populäre Opposition, Alles in Gährung, keine feste Hand, das Staatsschiff durch den wachsenden Sturm zu führen, kein besonnenes Nachgeben an rechter Stelle, um dann an der Grenze des Möglichen mit um so mehr Energie und um so sicherer Aussicht auf den Anschluß aller Verständigen festzuhalten, was nothwendig zu halten war. Schelten und polterndes Beharren bei vorgefaßten Meinungen und zuletzt doch ein schwächliches Compromiß in dem Versprechen, die Ausschüsse schon diesmal gleich wieder zusammenzurufen. Wie leicht wäre damals der Verfassungsstreit zu einem für alle Theile ersprießlichen Austrag zu bringen gewesen, wie stark und sicher hätte man dann den Ereignissen des nächsten Jahres gegenübergestanden! Aber schon jetzt offenbarte sich, was später noch deutlicher hervortrat: phantastische Pläne mit unklarer Auffassung von Zweck und Weg, vollkommenste Täuschung über den Zustand des Landes und der Welt überhaupt, sanguinisches Beginnen und rasches Ermatten bei der Ausführung des Beschlossenen, viel Worte und wenig Thaten."

So kam die Februarrevolution, die Willisen, so sehr ihm auch die derselben vorhergehenden Maßregeln Ludwig Philipps und seiner Minister mißfielen, entschieden als eine ungerechtfertigte und als ein großes Unglück betrachtete, und deren Ergebniß, die Erklärung der Republik, ihm „als politisches Monstrum erschien und in innerster Seele zuwider war." So kamen die Berliner Märztage, die ihn noch mehr überraschten und noch tiefer betrübten und erschütterten.

„Die Art und Weise, wie unsre Regierung sich gegen den Landtag benahm," heißt es in den uns vorliegenden Aufzeichnungen über diese Zeit, „erschien mir zwar äußerst fehlerhaft; man konnte darin aber doch das von höherer Hand geleitete retardirende Princip erkennen, welches sich bei jeder gesunden Entwickelung einem zu schnellen Vorgehen entgegensetzen darf, und welches die Regierungen als die eigentlichen Repräsentanten des Erhaltens mit vollem Rechte handhaben. Der Schritt, welcher mit Einsetzung des allgemeinen Landtags geschehen war, erschien außerdem als ein so bedeutungsvoller, daß man es ohne Besorgniß mit ansehen konnte, wenn diesem nicht ohne Verzug alle constitutionellen Gerechtsame zugestanden wurden, die man ihm freilich besser gleich von Haus aus gegeben hätte. Ein unermeßliches Unglück würde es gewesen sein, wenn der Landtag versucht hätte, sich auf gewaltsame Weise in den Besitz der ihm vorenthaltenen Rechte zu setzen, obschon dazu in dem bisherigen Verhalten der Regierung hinsichtlich der Verfassungsangelegenheit größere Veranlassung gelegen hätte, als in dem, was die französische Regierung in Betreff der Verfassung von 1830 gethan hatte."

Nachdem sich Willisen von der ersten Bestürzung über die Ereignisse in Wien und Berlin erholt, konnte er sie sich nur aus dem schlechten Gewissen

der Regierungen erklären, welches lähmend auf Kopf und Herz gewirkt. „Dieses schlechte Gewissen regt sich in den Regierungen allen Sophistereien zum Trotz immer, wenn sie sich sagen müssen, statt nach göttlicher Ordnung mit Liebe und Aufopferung für die Unterthanen zu regieren, nur an ihre eigne Macht und ihren Vortheil gedacht zu haben. Von einer guten Regierung gilt das noblesse oblige noch viel mehr als vom Adel, und es ist das frömmste Wort, was je ein König gesprochen, wenn Friedrich der Große nur der erste Diener des Staats sein wollte. Nur unverständiger Hochmuth konnte das zu einer jakobinischen Redensart stempeln."

Aus solchen Betrachtungen über die Ursachen der Revolution ergab sich für Willisen die Stellung, die er zu ihr einnahm. Er wünschte, daß man sich die begangenen Fehler im Einzelnen klar mache und sie praktisch zu sühnen suche, daß man zwar das Mittel des Aufruhrs verwerfe, aber jeden sittlich berechtigten Anspruch der Massen anerkenne und darin zugleich die Kraft finde, unberechtigten Forderungen mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Dazu direct mitzuwirken war er, der untergeordnete General in einer Provinzialstadt, nicht berufen. Dagegen glaubte er in Betreff der militärischen Verhältnisse thätig sein zu müssen. Er entwarf eine Art Programm, welches die Ueberschrift trug: „Was wir wollen und nicht wollen", und für welches er in der Armee Unterschriften zu sammeln gedachte. Es hieß darin: man wolle die Freiheit so sehr wie irgend einer, aber auf dem Boden des Gesetzes und der Ordnung; man wolle eine constitutionelle Verfassung, aber keine Volksherrschaft, am wenigsten die der Straße; man wisse, daß die erste Pflicht der bewaffneten Macht der Gehorsam sei, und man werde diese Pflicht besonders da mit Freuden üben, wo man zur Erhaltung der Ordnung, zur Handhabung der Gesetze in Anspruch genommen würde, selbst wenn diese Gesetze Mängel hätten. Dieser Plan wurde mit dem commandirenden General, Graf Brandenburg besprochen, der den Gedanken zwar billigte, seine Ausführung aber doch für bedenklich hielt, und so unterblieb die Sache. „Leider", meint der Verfasser des Tagebuchs. „Vielleicht hätte dadurch sofort bei uns in Breslau Alles eine andere Farbe gewonnen, die Bearbeitung der Soldaten durch die Demagogen, von der man übrigens mehr gesprochen haben mag als sie wirklich stattfand, obwohl das zehnte Regiment starken Verdacht erregte, wäre wahrscheinlich sofort unterblieben, die eingeschüchterte und zerstreute Ordnungspartei hätte sich um dieses Programm gesammelt, und all der demokratische Unfug, der in der Folge getrieben wurde, wäre im Keime erstickt worden."

Am 23. März reiste Willisen nach Berlin, um mit eignen Augen zu sehen, was an den Nachrichten sei, welche die vorhergehende verhängnißvolle Woche gebracht hatte. Wir übergehen die Schilderung des ersten Eindrucks, welchen die Stadt, die Stille und Oede der Straßen, die Abwesenheit aller Soldaten,

die Inschrift am Palais des Prinzen von Preußen, die Bürgerwehrwache vor dem Schloß und die überall wehenden dreifarbigen Fahnen auf ihn machten, „jene traurigen Erinnerungen an den allerwunderbarsten Ritt, den je ein mächtiger König unternommen.“ Auch von dem, was die Aufzeichnungen über den weiteren Aufenthalt in der Hauptstadt enthalten, mag nur kurz erwähnt werden, daß unter den Herren, die sich im Schlosse versammelten, überall die vollständigste Rathlosigkeit herrschte und daß diese Rathlosigkeit sich auch in den Verhandlungen kundgab, welche mit dem General über seine Sendung nach Posen gepflogen wurden.

Willisen hatte diesen Auftrag nicht gesucht, ja nicht einmal geahnt, und die Regierung selbst war augenscheinlich in Verlegenheit, was für Weisungen sie ertheilen sollte. Am 28. schickte man Willisen wieder heim nach Breslau, am 30. rief ihn der Telegraph zurück. „Ich hätte,“ bemerkt das Tagebuch, „damals schon Verdacht schöpfen sollen, daß sich in dieser Sache von Anfang an ein doppelter Einfluß um die Herrschaft stritt. Indeß war doch zu keiner sichern Ansicht darüber zu gelangen. Ich konnte um so weniger annehmen, daß man mich ohne Genehmigung des Königs zurückberufen, als ich einer Conferenz des Ministeriums bei Letzterem beiwohnte, in welcher auch meine Sendung berathen wurde und der König alle darauf bezüglichen Vorschläge der Minister genehmigte. Mir eine bestimmte Instruction mitzugeben, war aber schon deshalb schwierig, weil Niemand recht wußte, wie es in Posen aussah, und weil die Dinge sich dort täglich änderten. Sehr unbequem war das Herandrängen der polnischen Emigration aus Frankreich und Belgien. Ließ man sie ihren Zug nach dem Großherzogthum nehmen, so verstieß man damit gegen Rußland, wies man sie zurück, so hatte man einerseits die erregte Volksmasse in Berlin, die erst vor Kurzem die Befreiung der polnischen Gefangnen aus ihrer Haft gefeiert, andrerseits den Einspruch Frankreichs zu fürchten. So ließ man nicht nur diese Leute ihren Weg fortsetzen, sondern schickte auch eine ganze Anzahl polnischer Studenten von der Berliner Universität bewaffnet und belobt für ihr Verhalten in Berlin nach Posen, sehr wahrscheinlich, weil man sie aus der Hauptstadt loswerden wollte. Durch alle diese Klippen hindurch den Weg zu finden war eine schwierige Aufgabe, und hier, wenn irgendwo mag das in magnis voluisse sat est Anwendung finden. Und wie nahe war die Sendung am Gelingen.“ — „Nur die blinde Parteileidenschaft der deutschen Bevölkerung, meist Beamte, die für ihre Stellen fürchteten, Gutsbesitzer, welche sich in ihrer aufgeregten Phantasie schon ihrer Besitzungen beraubt sahen, Juden, welche in miserabelster Angst schon das Messer oder die Sense am Halse fühlten, erhoben das entsetzliche Geschrei, als sollten sie Alle dem hereindringenden polnischen Aufstand geopfert werden.“ — „Das Betragen der deutschen Bevölkerung in diesen Tagen ist auf keine Weise zu rechtfertigen.

Ungerecht, leidenschaftlich, fanatisch, wollten sie meist den Polen nichts gönnen als die alte Knechtschaft*)."

„Wäre der commandirende General nur mit gutem Willen auf die Convention von Jaroslawiec eingegangen, hätte er Offiziere abgeschickt, den Befehl über die sogenannten Cadres zu übernehmen, hätte er seine Truppen ruhig stehen lassen, wie sie standen, und wie ich es wiederholt dringend verlangte, so hätte sich die Sache in wenigen Tagen von selbst verlaufen, schon weil sie aus Mangel an allen Mitteln zerschmolzen wäre. Die alten Offiziere der Emigration waren bereits fort, die andern Fremden konnte man wegweisen, die Inländer wären zufrieden gewesen, unbestraft heimgehen zu dürfen. Auch hatte General Colomb, als ich ihm die Convention anzeigte, nichts dagegen einzuwenden; im Gegentheil, er schien sehr zufrieden damit und sagte, zu Oberst v. Brandt gewendet: Na, alter Freund, das (d. h. den Befehl über die Cadres) werdet Ihr denn wohl übernehmen. Hätte er widersprochen, so hätte ich von ihm Bestätigung der Convention verlangt und wäre im Weigerungsfall zurückgetreten. Weil er nicht widersprach, kam ich nicht einmal auf den Gedanken, sie ihn bestätigen zu lassen. Erst als er andern Tags nach Posen zurückgekommen und die demokratischen Volksversammlungen ihm ihre Aufregung über die Convention beigebracht, erschien er plötzlich im Regierungscollegium, welches ich soeben von der Zweckmäßigkeit der Maßregel überzeugt hatte, um zu erklären, daß er nicht nur die Uebereinkunft nicht gutheißen könne, sondern mich auch, da die Deutschen und die Polen in der Stadt meinetwegen an einander zu gerathen drohten, ersuchen müsse, Posen zu verlassen. Als ich dagegen protestirte und erklärte, er habe die Pflicht, mich gegen die Verblendung der Juden und Demokraten zu schützen, hatte ich das ganze Collegium auf meiner Seite, und dasselbe war der Fall, als ich bemerkte, der General habe gar nicht die Befugniß, eine Convention, die ich als königlicher Commissär geschlossen, für nicht bindend zu erklären. Sie müsse gehalten werden. Die Verantwortlichkeit übernähme ich. Nach einiger Zeit erklärte er sich bereit, auf meinen Vorschlag ein-

*) Wenn wir hier und im Folgendenden Verfasser des Tagebuchs seine Ansichten über Polen aussprechen lassen, so bedarf es für die Leser d. Bl. nicht erst der Versicherung, daß wir dieselben nicht theilen, vielmehr entschieden entgegengesetzter Meinung sind. — Vgl. Grenzboten Jahrgang 1861, Heft 42, d. Art. „Polen und die Deutschen" und Jahrgang 1862, Heft 5, d. Art. „Ein Deutscher in Posen". — Bereitwillig glauben wir, daß ein guter Theil der Schuld an den damaligen Vorgängen auf Rechnung der Unschlüssigkeit und Verworrenheit zu setzen ist, die an entscheidender Stelle in Berlin herrschte, und gern erkennen wir an, daß Willisen in damaliger unklarer Zeit, wo Berlin die befreiten polnischen Rebellen jubelnd auf seinen Schultern getragen, im Sinne Vieler handelte, als er sich in Posen nachgiebig zeigte. Die deutsche Bevölkerung in Posen aber trifft kein Vorwurf. Sie hat im Gegentheil mehr rasche Einsicht in das, was Preußen frommte, und mehr Patriotismus bewiesen als die Herren in Berlin — die Herren im Schlosse, wie die Herren auf der Straße. D. Red.

zugehen. Als aber ein Mitglied des Collegs daran den Antrag knüpfte, der General solle sich nun mit mir vereint in der Stadt zeigen, um dem Volke kundzugeben, daß wir einig seien, und dann mit mir in einem Wagen zu den Truppen fahren, um mit mir gemeinschaftlich die Ausführung der Convention zu überwachen, so lehnte er das auf das Bestimmteste ab, in dieser wie in andern seiner Handlungen hier jedenfalls durch Weisungen bestimmt, die den mir ertheilten zuwiderliefen. Es existirte eben damals ein doppeltes Regiment: ein officielles, ministerielles und ein geheimes, welches im Militärcabinet seinen Sitz hatte." —

„Ich verließ Posen am 19. April. Es war am Morgen nach jener berüchtigten Scene auf dem Fort Winary, wo ich mich in höchst gereiztem Tone und im Gefühl meiner Stellung als königlicher Commissarius den Herren v. Colomb und v. Steinäcker gegenüber ausgesprochen hatte. Ohne die bestimmte Weisung, nach Berlin zu kommen, wäre ich nicht weggegangen, habe also meinen Posten auf keine Weise verlassen. Die Gefahr schien vorüber, unsre Truppen konnten überall hingeschickt werden, wo sie nöthig gewesen wären, nur daß es mir nicht nöthig schien, sie gleich überall hinzuschicken. Hätte ich noch Gefahr gesehen, so würde ich sicher dageblieben sein. Colomb versprach zuletzt in Gegenwart des Oberpräsidenten Beurmann und des Obersten Stavenhagen, die Convention auszuführen, besonders aber seine Truppen stehen zu lassen, wo sie standen, und nur auf Requisition der Civilbehörden in die Bezirke einzurücken, welche vorläufig den sogenannten Cadres zu ihrer Unterkunft eingeräumt waren. Ich wiederholte meine Ansicht, daß letztere sich binnen Kurzem aus Mangel von selbst auflösen würden, ich hatte dazu schon Verhandlungen angeknüpft, und die Chefs fühlten sehr wohl, daß dies, wie die Umstände sich gestaltet, das einzig Richtige war, weil es das einzige Mittel war, die Dinge für die innere Verwaltung des Großherzogthums zu erhalten, auf die es ihnen so lange am meisten ankommen mußte, als nicht von einer Aenderung ihrer Lage nach Außen, d. h. von einer Wiederherstellung Polens in engen oder weiten Grenzen die Rede sein konnte." —

„Hätte ich geahnt, wie es in Berlin stand und daß man mich nur zurückgerufen, um Raum für die sofortige gewaltsame Unterdrückung der posener Bewegung zu haben, ich wäre ohne Verzug statt nach Berlin nach Mieloslaw gegangen und hätte dort ganz bestimmt die Auflösung der Cadres durch ihre eignen Chefs durchgesetzt. Wie sehr der besonnenere Theil der Polen einen Zusammenstoß mit bewaffneter Hand zu vermeiden wünschte, davon ist der beste Beweis der, daß mich in den Tagen vom 12. bis 17. April, während der Auflösung der Massen von Wreschen, Schroda und Pleschen viele von ihnen baten, doch Mieroslawsky mit wegzuschicken, weil er am meisten das militärische Organisiren betrieben, und weil man fürchte, er werde der Auflösung ent-

gegentreten. Ich aber wollte nicht Gewalt brauchen, wo es nicht nöthig schien; denn einmal theilte ich jene Befürchtung nicht, und dann hörte sein Einfluß ja sofort auf, wenn, wie ausgemacht worden, preußische Offiziere den Befehl über die Cadres antraten. Auch diesen Gegner also hat sich Herr v. Colomb durch sein Verfahren erst geschaffen.“ —

„Ich reiste also in der doppelten Täuschung nach Berlin zurück, daß ich glaubte, man werde nach meinem Weggang nicht das vollständige Gegentheil von dem thun, was ich verlangt hatte und mir versprochen war, und daß ich hoffte, es werde mir leicht sein, in Berlin entschiedene Befehle in meinem Sinn zu erwirken. In beiden Annahmen irrte ich, in jener, weil ich bei den Betreffenden weniger Leidenschaft, in dieser, weil ich an entscheidender Stelle mehr Fähigkeit vorausgesetzt hatte und von dem Umschwung, der mittlerweile hinsichtlich der posener Frage dort sich vollzogen, mir nichts bekannt geworden war. —

Gleich nach meiner Ankunft in Berlin schrieb ich meinen letzten Bericht an das Ministerium und machte die mir nöthig scheinenden Vorschläge für die Reorganisation des Landes. Das Ministerium war damit völlig einverstanden. Aber von andrer Seite arbeitete man offenbar dagegen und betrieb Maßregeln, die zu einem Zusammenstoß mit den armen Verblendeten in Posen führen mußten, um dann Veranlassung zu haben, die Versprechungen, die man in der ersten Bedrängniß ertheilt, zurückzunehmen oder doch nicht ins Leben treten zu lassen.“

„Einige Tage später wurde ich zum König befohlen, mit dem ich (in Potsdam) eine stundenlange Conferenz hatte, bei welcher zwar gar nichts herauskam, die mir aber doch noch nicht den Eindruck machte, als sei ich in Ungnade verfallen. Das Schlimmste, was er mir bemerkte, war: Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich keine polnischen Truppen will. Ich konnte darauf sehr einfach erwidern, daß dies erstens so bestimmt mir gegenüber niemals ausgesprochen worden und daß andrerseits von mir in Posen keine dahin zielende Verpflichtung eingegangen sei. Es stehe in der Convention von Jaroslawiec ausdrücklich: die sogenannten Cadres bleiben nur so lange zusammen, bis über ihre Einverleibung in die zehnte Division verfügt wird; bis dahin werden sie sofort unter preußische Offiziere gestellt. General Colomb werde das nun thun, wenn es ihm jetzt ausdrücklich befohlen werde; weshalb er seinem Versprechen bis jetzt noch nicht nachgekommen, wisse ich nicht. Daß ich persönlich von jeher einen Fehler darin gesehen, die polnischen Rekruten in alle Regimenter des zweiten und fünften Armeecorps zu vertheilen, hätte ich nie verhehlt und stets offen bekannt, daß mir die frühere, erst durch Grolmann abgeschaffte Einrichtung, nach welcher das 19. Infanterie- und das 6. Ulanenregiment ganz aus Polen bestanden, den Vorzug zu verdienen schiene. Werde das wiederhergestellt, so sei

Alles geschehen, wozu die Convention ihrem Buchstaben nach verpflichten könne. Habe ich es persönlich noch etwas anders gemeint, und würde ich mich durchaus nicht scheuen, eine ganze polnische Brigade aus allen Truppenarten zu bilden, ja der Garde einen polnischen Truppentheil einzufügen, so sei dies eine Folge der Ansicht, daß der König von Preußen nichts Nützlicheres und Gerechteres zugleich thun könne, als wenn er völlig sich als Großherzog von Posen bekunde. Ich habe angenommen, dies sei auch die Ansicht Sr. Majestät. Habe ich mich darin getäuscht, so sei das Gouvernement durch mich zu nichts in dieser Richtung verpflichtet. Der Wortlaut der Convention erlaube auch das gerade Gegentheil davon zu thun und beweise also wohl, daß ich in keiner Weise eigenmächtig verfahren.

Der König hatte gegen alle diese Aeußerungen so wenig einzuwenden, daß er während des Gesprächs das Wappen zeichnete, welches das Großherzogthum führen sollte: es befanden sich darin der schwarze und der weiße Adler neben einander.

Ich stellte nun noch vor, wie es durchaus nöthig, daß zwischen den Behörden, welchen die Provinz anvertraut werde, volle Uebereinstimmung herrsche, daß namentlich der königliche Commissär zugleich die Oberleitung der Truppen erhalten müsse, woran ich den Vorschlag knüpfte, für den Fall, daß Herr v. Colomb dort bleiben solle, einen ältern General statt meiner hinzusenden. Ich nannte zu diesem Zweck Natzmer, Krauseneck und Pfuel. Der König machte auch hiergegen keine Einwendungen, und die Audienz endete auf eine Weise, daß ich noch jetzt glaube, derselbe meinte es damals noch nicht unfreundlich, oder dachte doch noch nicht an einen völligen Bruch mit mir." —

Die Gründe der bald darauf sichtbar werdenden Ungnade waren verschiedener Art. Die Hofpartei haßte den liberalen Offizier, der dafür galt, aufrichtig eine Verfassung zu wollen, der die Revolution von 1830 nicht für Teufelswerk gehalten, den Polen 1831 das Wort geredet, sich offen für die freisinnige Partei im Vereinigten Landtag erklärt und — was das Hauptverbrechen war — sich jetzt dem revolutionären Ministerium Camphausen angeschlossen hatte. Sie wendete sich an die empfindlichste Seite im Charakter des Monarchen, indem sie Willisens Handlungsweise in diesen schweren Tagen so darstellte, als habe dieser sich einen Eingriff in die heilige gesalbte Macht des Souveräns erlaubt und die Zeit der geschwächten königlichen Gewalt benutzen wollen, um seine politischen Ansichten geltend zu machen, von denen er doch gewußt, daß sie denen des Königs durchaus entgegengesetzt seien. Wie man auch Willisens Ansichten über Posen und die Polen überhaupt beurtheilen möge*), darin wird man der

*) Wir wiederholen, daß wir dieselben — sie liefen auf „Wiederherstellung Polens in gewissen Grenzen, Wiedergutmachen der ungeheuren Fehler von 1793—95, die uns den russischen Koloß so auf den Hals gerückt" hinaus — nicht vertreten können. D. Red.

Selbstbiographie recht geben müssen, daß diese Anklage in allen übrigen Stücken unbegründet war. Absichtlich gegen die Willensmeinung Friedrich Wilhelms des Vierten zu handeln war damals sehr schwer, ja geradezu unmöglich. Wie man überhaupt nur in seltenen Fällen mit Sicherheit erfuhr, welcher Ansicht der König eigentlich huldigte, und wie man selbst in solchen Fällen keine Garantie für die nächste Zukunft hatte, so war man in jenem traurigen Frühjahr von 1848 noch viel unsicherer über die augenblicklichen Intentionen desselben. Der Liberalismus Willisens aber war sehr gemäßigter Art. Er verkannte die Schattenseiten der französischen Revolutionen von 1830 und 1848 nicht, war ein entschiedener Gegner der constituirenden Nationalversammlung und des allgemeinen Stimmrechts und hatte dies offen kundgegeben, als Graf Arnim dahin gerichteten Forderungen bereitwilligst nachgab, er wollte endlich nichts als den Vereinigten Landtag mit erweiterten Rechten und einem bessern Wahlgesetz.

Wir lassen nun wieder die Selbstbiographie sprechen.

„Es ist aus der Schrift: Acten und Bemerkungen zu ersehen, daß Colomb ganz das Gegentheil von dem that, was das Ministerium ihm befohlen. Der Zusammenstoß mit den Polen war nicht möglich, wenn er nach diesen Weisungen handele. Wie die Nachrichten von den Begebenheiten bei Adelnau, Raczkow und Xions nach Berlin kamen, gingen mir die Augen auf, und ich war außer mir. Ich trieb, so viel ich konnte, daß Jemand hingeschickt würde, der mit voller Autorität die Sache in die Hand nehmen könnte. Natzmer und Krauseneck hatten abgelehnt, Pfuel hatte angenommen, aber trotz meines Drängens ließ man ihn nicht eher abreisen, als bis es zu spät war. Nach den blutigen Tagen von Xions und Mieloslaw hielt ich natürlich meine Aufgabe für völlig beseitigt und wollte nun zurücktreten und wieder nach Breslau gehen." —

„Mancherlei Ministercombinationen tauchten zwar auf, in denen ich eine Rolle spielen sollte, da man mit dem Grafen Canitz als Kriegsminister sehr unzufrieden war. Wie oft drückte man mir sein Bedauern aus, daß ich mich als Russenfeind für diesen Posten unmöglich gemacht. Ich wurde gefragt, ob ich unter Below als Kriegsminister die Stelle eines Chefs des Generalstabs annehmen würde, und es schien mir kein Anlaß vorhanden, dies abzulehnen. Da kam plötzlich das erste Zeichen der entschiedensten Ungnade. Die Magdeburger Division war vacant geworden, und man überging mich, um sie meinem Hintermann Hirschfeld zu geben. Ich schrieb augenblicklich an den Kriegsminister und bat um meinen Abschied, wenn das heißen solle, man wolle mir keine Division zutheilen. Darauf erhielt ich die Antwort, daß dies nicht so gemeint sei. Der König habe meinem Hintermann die Division gegeben, weil, so lange mein Verhältniß zur posener Angelegenheit dauere, mir nicht gut eine andere Stellung angewiesen werden könne. Dies beruhigte mich um so mehr

als mir von andrer Seite angedeutet wurde, man wolle den Lärm, der sich gegen mich erhoben, nur sich erst vertoben lassen, um mir dann eine passende Stellung zu geben, was also wie Zurücksetzung aussehe, sei vielmehr gütige Rücksicht. Ich war arglos genug, das zu glauben. Hatte ich doch das Bewußtsein, in jener Angelegenheit mit Anstrengung und Aufopferung gehandelt zu haben, und wußte ich doch, daß der König darüber am wenigsten unklar sein konnte."

„Offen bekenne ich, daß ich der Sache fern geblieben wäre, hätte ich die Schwierigkeit der Aufgabe zu Anfang schon klar vor mir sehen können. Als ich aber einmal mitten darin stand, setzte ich Alles an ihre Durchführung — j'ai payé de ma personne, wie mir damals selbst ein Gegner zugestand." „Unter dem Eindruck der Märztage in Berlin, den Triumphzug der Polen durch Deutschland vor Augen habe ich die Dinge damals zu sanguinisch beurtheilt, aber so weit ich mit den Ansichten, die in dem offnen Briefe an Voigts-Rheez ausgesprochen sind, Recht hatte, habe ich auch recht gehandelt."

„Das Ministerium befand sich mir gegenüber in großer Verlegenheit. Meine Gegner benutzten den Umstand, daß meine Instruction mich nicht ausdrücklich zu einem Abkommen wie das von Jaroslawiec ermächtigt hatte, um sagen zu können, ich habe meine Befugnisse überschritten. Dieses Abkommen war aber vom Ministerium bestätigt worden, und wenn der Wortlaut mir keine Ermächtigung ertheilt hatte, so war ich durch den Sinn berechtigt, da die Instruction auf unblutige Herstellung der Ruhe in der Provinz lautete. Das Ministerium konnte mich daher nicht fallen lassen, und es wollte dies auch nicht. Als ich den Sturm gewahr wurde, der sich gegen mich erhob, erklärte ich mich bereit, das Opfer zu sein, aber es ist nur Pflicht, anzuerkennen, daß von einem Annehmen meines Anerbietens nie die Rede gewesen ist. Zuletzt wurde mir selbst überlassen, die Ausdrücke der Erklärung, welche das Ministerium über mein Verhalten abgab, festzustellen. Man zeigte mir dieselbe vorher und fragte, ob ich damit zufrieden sei. Hätte ich den ganzen Umfang der Kabale und der Verläumdung, die gegen mich im Schwange war, gekannt, so würde ich Manches darin anders haben fassen lassen, und ich würde im Ministerium keinem Widerstand dabei begegnet sein. So begnügte ich mich mit der Vorlage, und die Erklärung erschien in einer Gestalt, die nicht ganz so war, wie ich sie später gewünscht hätte."

In diesen Tagen beschäftigte sich Willisen noch viel und ernsthaft mit Plänen zur Reorganisation der Provinz Posen und zwar auf der damals noch allerseits anerkannten und bei verschiedenen Gelegenheiten von der Regierung betonten Basis der Gleichberechtigung der beiden dort wohnenden Nationalitäten. Die größere Eingabe, die der General darüber schon am 25. April einreichte, ruhte ebenfalls auf dieser Grundlage, so weit es die inzwischen ausgesprochne

Absicht, Posen in einen deutschen und einen polnischen Theil zu trennen, zuließ. Stadt und Festung Posen sollten nach Willisens Plan dem deutschen Theil zufallen, die Scheidelinie von Schrimm über Kurnik an die Warthe gezogen werden. „Als später immer weiter in das Stockpolnische einbiegende Linien in Vorschlag kamen," sagt das Tagebuch, „blieb ich von den Conferenzen, die unter Vorsitz des Herrn v. Puttkammer gehalten wurden, fern, indem ich erklärte, daß mir solche Vorschläge aller Billigkeit zu ermangeln schienen, und daß es besser sei, statt solcher Löwentheilung die Dinge zu lassen, wie sie gewesen."

„Man hielt mich noch wochenlang, bis in den Juni hinein, unter allerhand Vorwänden in Berlin fest, was ich mir schon deshalb gefallen ließ, weil ich so Gelegenheit fand, das wunderlich schwankende Treiben des Ministeriums Camphausen in der Nähe zu betrachten. Es war die Zeit der widerlichen Straßenaufläufe, der abgeschmackten Volksversammlungen, der Deputationen und Petitionen aller Art, von denen eine immer thörichter und unsinniger als die andere war. Alles nichts als Dünger für die wachsende Reaction!"

„Als in diesen Tagen die nach Graf Arnims Wahlgesetz gewählte Nationalversammlung zusammentrat und ich die Elemente, aus denen das allgemeine Stimmrecht sie zusammengesetzt hatte, mir näher betrachtete, wurde mir unheimlich zu Muthe. Mit wenigen Ausnahmen keiner darunter, der von der ungeheuren Aufgabe der Zeit einen klaren Begriff hatte, die meisten völlig im Dunkeln über das, was geschaffen werden sollte und konnte, einige mit den wildesten demokratischen Anschauungen gekommen. Das Ministerium, ebenso unsicher über den rechten Weg, zwischen der entschiedenen Feindschaft des Hofes und den rohen Anforderungen der unwissenden Masse ein beklagenswerthes Dasein fristend. Der ganze Zustand wie ein Rausch in der Dämmerung. So oft ich Gelegenheit fand, drang ich auf energisches Auftreten. Ich wollte nicht die Zurückberufung des Prinzen von Preußen, weil ich nicht zugeben konnte, daß er vertrieben oder geflohen. Eine einfache Erklärung, es stehe seiner Rückkehr nichts im Wege als etwa sein eigner Wille, schien mir das Weiseste. Ich wollte ferner, die Truppen der Garnison sollten sobald als irgend möglich nach Berlin zurückkehren, um der Ordnung zu dienen und der Bürgerwehr ihre Aufgabe zu erleichtern. Vor Allem aber wollte ich, daß das Ministerium mit einem fertigen Verfassungsentwurf vor die Nationalversammlung trete, um den bedenklichen Zustand, in dem gar nichts Bestimmtes existirte, abzukürzen und den großen Fehler, der mit der Berufung einer so monströsen Versammlung begangen worden, so viel als thunlich wieder gut zu machen. Kein Zweifel, daß schon im Juni alle Truppen friedlich wieder einziehen konnten, wie es mit dem 24. Infanterie- und dem 3. Ulanenregiment geschah, und ebenso sicher ist, daß ein Verfassungsentwurf, der ja nur die ziemlich allgemein anerkannten

Grundzüge für eine sogenannte parlamentarische Regierung: Zweikammersystem, absolutes Veto der Krone, Macht der Kammer über das Geld, alleinige Verwaltung der Regierung, volle Herrschaft derselben über das Heer u. s. w. zu enthalten brauchte, leicht zu Stande zu bringen und, wenn man auf seine sofortige Berathung drang, in den wesentlichen Punkten rasch der Annahme entgegenzuführen war. Alle Theile, die Versammlung in ihrer Mehrheit, das Land und der Hof, wären einem solchen Verfahren damals mit mehr oder weniger gutem Willen entgegengekommen. Man fühlte nichts so lebhaft, als den Wunsch, dem unersprießlichen Provisorium ein baldiges Ende gemacht zu sehen, und das Ministerium war nach unten hin so populär, nach oben hin trotz seiner Verhaßtheit bei der Hofpartei noch so mächtig, daß es mit einiger Energie wohl hätte durchdringen können."

„So aber, als man mit nichts Fertigem hervortrat, als man damit anfing, die Versammlung sich selbst zu überlassen, mußte geschehen, was in solchen Fällen immer geschieht: die Strömung der Zeit bemächtigte sich mehr und mehr der Landesvertretung und drängte sie auf einen Weg, den sie ihrer Majorität nach anfänglich gar nicht hatte gehen wollen."

„Ich weiß mit Bestimmtheit, daß damals das Ministerium wiederholt den Willen kundgab, die Truppen wieder nach Berlin zu ziehen, daß dies aber immer gerade von daher verhindert wurde, von wo man es am wenigsten hätte erwarten sollen. Ob aus Besorgniß vor einem Conflict mit den aufgeregten untern Schichten der Bevölkerung oder, wie auch wohl behauptet wurde, in der Berechnung, die Straßendemokratie werde sich, wenn man sie noch einige Zeit gewähren ließe, zuletzt vor allen Verständigen so compromittiren, daß ein Einschreiten gegen die ganze Bewegung Letztere nicht mehr gegen sich haben könnte, wage ich mit Sicherheit nicht zu entscheiden. Doch glaube ich mehr an jene Befürchtung als an diese Berechnung. Wenn auch später eine Wendung eintrat, welche auf das Vorhandensein eines bestimmten Plans zur Noth schließen lassen könnte, so wird doch jeder, der die betreffenden Personen genauer kannte, sich der Meinung zugesellen, daß Alles, was geschehen, lediglich Ergebniß des natürlich sich abwickelnden Verlaufs der Dinge und nicht Folge eines aus tiefer Kenntniß solcher Bewegungen hervorgegangenen Plans gewesen ist. Wenn damals, im Juni und später noch nichts geschah, so war es, weil man sich eben zu nichts entschließen konnte, weil man zwar leidenschaftlich, aber ohne Energie war."

Wir glauben, daß der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten hier durchaus das Rechte trifft, und daß das später an höchster Stelle geäußerte Wort, man sei der Einzige gewesen, der zur Zeit der Gefahr den Kopf nicht verloren und der die Revolution besiegt, auf einem damals schon geschwächten Gedächtniß beruhte und somit eine unschuldige Selbsttäuschung war. Wenn dann aber ein Minister der

Reaction die Stirn hatte, solches Lob öffentlich auszusprechen, so gehört das in das Capitel der bewußten Unwahrheiten, wie sie jeden Hof als bedauernswerther Nebelkreis umgeben.

Wir kommen zum Schluß dieses Abschnitts, der Entfernung Willisens von Berlin und Preußen überhaupt.

„Zuletzt," so heißt es in den Denkwürdigkeilen weiter, „brach mir die Geduld, diesem Treiben länger zuzusehen. Mit tiefstem Unmuth erfüllt, dachte ich schon damals daran, meinen Abschied zu verlangen. Indeß folgte ich fremdem Zureden und der Ueberzeugung, daß ich noch einige Zeit erwarten könne, wie es mit dem Versprechen, daß meine Thätigkeit in Posen mir nicht zum Nachtheil in meiner militärischen Laufbahn gereichen solle, gehalten werden würde. So ging ich nach Breslau, gab dort meine Geschäfte ab und suchte dann die Meinigen in Klein-Oels auf." —

„Ich habe nie recht erfahren, wie es eigentlich zugegangen, daß ich in den letzten Tagen des Juli plötzlich eine Aufforderung von dem inzwischen ans Ruder gelangten Ministerium Auerswald erhielt, nach Berlin zu kommen, um dort mit einer diplomatischen Sendung betraut zu werden. Ich hatte keine Ahnung davon, welcher Art sie sein könnte, dachte mir zwar nicht viel dahinter, war aber unschuldig genug, nicht zu merken, daß damit blos eine Art Compromiß zwischen der Ansicht, ich sei in der Armee fernerhin unmöglich, und der Meinung, die mir vorzugsweise unter den Generalen der Armee eine bedeutende Zukunft versprach, oder in andrer Beziehung ein Abkommen zwischen der Hofpartei und dem Ministerium beabsichtigt war. Das Ministerium wollte mich nicht fallen lassen, ich aber hatte erklärt, meinen Abschied nehmen zu wollen, falls mir nicht die nächste vacant werdende Division würde; so verfiel man auf den Ausweg, mich vorläufig dem auswärtigen Ministerium zuzuweisen, was mittelst einer Cabinetsordre geschah, die für mich sehr schmeichelhaft abgefaßt sein wollte. Ich erfuhr, daß ich nach Oestreich, nach Ungarn und Italien gehen, mich dort über den Stand der Dinge unterrichten und darüber Bericht erstatten sollte. Inzwischen, so fügte man hinzu, würde sich die gegen mich in der Armee herrschende Verstimmung beschwichtigen, so daß bei meiner Rückkehr einem Wiedereintritt in dieselbe nichts entgegenstehen würde. Die Aussicht, auf diese Weise den entscheidenden Begebenheiten, welche sich in Italien vorbereitteten, beiwohnen zu können, ließ mich Alles unterdrücken, was sich in mir von Selbstgefühl und Abneigung gegen eine solche halbe Aufgabe regte, und ich nahm an."

Willisen hatte in den ersten Tagen des August eine Abschiedsaudienz beim König in Charlottenburg, bei welcher Letzterer sehr kalt und kurz war und für den General nur die eine Frage hatte: „Sie wollen also nach Italien?", worauf jener blos mit einer stummen Verbeugung antwortete. Es war das letzte

Mal, daß er den Monarchen sprach. „Ich ging,“ so sagt das Tagebuch, „so verletzten Gefühls hinweg, daß mir alles Persönliche des Verhältnisses für immer zerrissen erschien, was später nicht ohne Einfluß auf meine Entschließung war, als eine andere wichtige Entscheidung getroffen werden mußte.“

Als Willisen seiner neuen Bestimmung zureiste, schien Oestreich in voller Auflösung begriffen. Italien fast verloren, Ungarn im Begriff sich loszureißen, Polen und Böhmen sehr unsicher, die deutschen Provinzen im Aufruhr — man konnte damals in der That auf eine Neugestaltung Deutschlands hoffen, und ein Schimmer von solcher Hoffnung begleitete auch den Reisenden eine kurze Zeit.

„Wird, wenn Oestreich zusammenbricht, Preußen davon Gewinn haben, Deutschland sich eine haltbare, seinen Interessen entsprechendere Form geben? fragte ich mich. Wenn jede neue geschichtliche Gestaltung nach der Persönlichkeit fragt, die zu dem für sie angesammelten Stoff das schöpferische Werde sprechen soll, so scheiterte Alles, was ich in dieser Richtung denken konnte, an dieser Frage. Was ich auch vor mir aufsteigen sah, ein großes Preußen auf den Trümmern Oestreichs, ein neues Deutschland mit preußischer Spitze, wie leicht es damals auch auszuführen schien, wie sehr es von den Umständen geboten war, alle Verwirklichung solcher Gedanken brach sich an der Frage: wer soll es thun? wer hat die Kraft und den Willen dazu? Nur Einer war durch seine Stellung berufen dazu, und ich wußte nur zu wohl, daß von dem nichts zu erwarten war, was einen kühnen Entschluß und ausdauerndes Wollen erforderte. So gab ich selbst bald alle Gedanken auf, die auf ein Bestimmtes hinausliefen. Vogue la galère war Alles, was ich denken konnte.“

Vermischte Literatur.

Aus dem Leben Paganini's. Von Leon Escudier. Leipzig, J. A. Bergson-Sonenberg. 1862.

Nach den Memoiren einer Dame, die den berühmten Geigenspieler auf seinen Reisen begleitet, und Aufzeichnungen Paganini's selbst bearbeitet. Die einzelnen Züge des Bildes vielfach von Interesse, doch zu fragmentarisch und zuweilen (vergl. das Abenteuer im Schwarzen Schlosse) zu sehr in novellistischen Ton verfallend, um ein gutes Porträt zu geben.

Kurland. Reiseeindrücke von Land und Stadt. Von Ludwig Brunier. Leipzig Verlag von H. Mathes. 1862.

Einige lesenswerthe Schilderungen neben vielem Unnützen und Platten. Zu ersteren rechnen wir die Abschnitte über die Damenwelt, den Adel und das häusliche Thun und Treiben auf den Edelhöfen in Kurland, die in der That ein hübsches Beobachtungstalent bekunden. Wollte der Verfasser dieses für künftige Arbeiten der Art mehr ausbilden, sich zu einem weniger selbstgefälligen Tone verstehen und mit nicht zur Sache gehörigen Citaten sparsamer umgehen, so würde das ihm sehr zu Statten kommen. Seitenlang damit unterhalten zu werden, wie er einer Gasthofskellnerin den Hof gemacht, wie er seinen Wunsch nach einem Abendessen befriedigt, wie er sich an der kurischen Küche den Magen verdorben, ist nicht besonders kurzweilig, und wenn er uns fast in jedem Capitel ein paar Mal zu verstehen gibt, welche Schriftsteller er in seinen Mußestunden gelesen, wie viel er sich aus dieser Lectüre gemerkt, was er für guten Ton hält und was nicht, so wird ihm das vom Publicum schwerlich als Erfüllung eines tiefempfundenen Bedürfnisses verdankt werden.

Der Gesellschafter. Ein nützlicher und unterhaltender Oldenburgischer Hauskalender auf das Jahr 1863. Dreiundzwanzigster Jahrgang. Oldenburg, G. Stalling.

Unter den verschiedenen Notizen, Anekdoten und Erzählungen des unterhaltenden Theils sind mehre zugleich auf Weckung und Förderung einer tüchtigen Gesinnung berechnet, andere enthalten gutgewählte Mittheilungen aus den neuesten geographischen, naturgeschichtlichen und landwirthschaftlichen Schriften. Das Ganze ist zu empfehlen.

Notiz.

Von dem Freiherrn Ernst v. Linden in Augsburg geht uns in Betreff des in Nr. 36 der Grenzboten, Seite 373 über das östreichische Dragonerregiment Prinz Eugen v. Savoyen Gesagten — es hieß da: „Nur 1859 in der Schlacht bei Solferino ritt es mit noch einem andern Regimente beim ersten Beginn des Kampfes ohne nur eine einzige Attacke zu machen, davon und war den ganzen Tag über nicht wieder auf dem Schlachtfeld zu erblicken — folgende Berichtigung zu: — „Dieses Regiment war im Gegentheil den ganzen Tag im Kugelregen und attackirte mit Erfolg; auch stand es nicht unter General Lauingen, sondern mit dem Dragonerregiment Horwacht unter Graf Menzdorf."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Schwaben und der Handelsvertrag.

Aus Süddeutschland.

Als vor etwa zwei Jahren in Würtemberg die Entscheidung wegen des Concordats bevorstand, wunderten sich Fernerstehende über die anscheinende Gleichgiltigkeit, in welcher das schwäbische Volk fast bis zum letzten Augenblick verharrte, als ob es die große Bedeutung dieser Entscheidung nicht verstände und ruhig über sich ergehen lassen wolle, was ein reactionäres Ministerium im Bunde mit Rom eingeleitet hatte. Diese Apathie war um so auffallender, als kurz vorher der energische Kampf des badischen Volkes gegen die Uebereinkunft mit Rom siegreich geendet hatte, als Verordnungen des Ministeriums bereits auf dem Verwaltungswege das Concordat theilweise ins Leben zu führen begonnen hatten, und endlich das Votum des Abgeordnetenhauses noch keineswegs mit Bestimmtheit sich voraussehen ließ. Haben Sie Geduld — wurde von den schwäbischen Wortführern entgegnet — Sie kennen das schwäbische Volk noch nicht; es ist langsam, aber dafür um so beharrlicher, wenn es eine Sache ergriffen hat; es erhitzt sich nicht im Voraus unnöthiger Weise, aber im rechten Augenblick wird es mit aller Energie seinem Willensausdruck Geltung verschaffen. Und richtig, es war so. Wenige Wochen nur vor dem Zusammentritt der Stände wurde die Agitation gegen das Concordat eingeleitet, aber diese wenigen Wochen reichten hin, um sie so consequent zu leiten und zu solcher Bedeutung anschwellen zu lassen, daß das entscheidende Votum der Kammer, das wesentlich unter dem Druck dieser mächtigen Volksstimmung zu Stande kam, nur als dessen natürlicher Ausfluß erschien und die Regierung es nicht wagen konnte, den lauten Wünschen der Bevölkerung sich länger entgegenzusetzen.

Nicht so bewährte sich jene Theorie in der Frage des Handelsvertrags. In tiefer Gleichgiltigkeit verharrte das schwäbische Volk nicht blos, als anderwärts lebhaft hin und wider verhandelt wurde, als anderwärts sich eine feste Meinung bildete, sondern auch als die Folgen, welche das Verhalten der einzelnen Regierungen nach sich ziehen mußte, bereits klar sich übersehen ließen. Es war zu spät, als es endlich aus seiner Apathie zu erwachen begann. Die eigene Regierung hatte, jenes Verhalten der Bevölkerung trefflich benutzend,

ihre Entscheidung getroffen, die Schritte waren bereits geschehen, welche die Erhaltung des Zollvereinsbandes in Frage stellen.

Die Parallele hinkt freilich insofern, als die Concordatsfrage eine überaus populäre Seite für die Agitation bot, in dem protestantischen Altwürtemberg mehr als anderswo. Außer der Presse standen die Kanzeln zu Gebot, zudem gingen die verschiedenen Parteien hier Hand in Hand. Der Handelsvertrag dagegen, wie er zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossen war, erschien im Anfang als etwas Fremdes, als ein weitaussehendes Project, von dem das eigene Land zunächst nur wenig berührt werde; aber gerade der Mangel der Erkenntniß, daß der Handelsvertrag zugleich eine Existenzfrage des Zollvereins sei, war die grobe Täuschung, in der man allzulange befangen war. Spät erst sah man ein, wie unmittelbar wichtig die ganze Frage für das eigenste Interesse war, und wie sehr man durch die bisherige Theilnahmlosigkeit selbst dazu beitrug, eine Krise heraufzuführen, welche in ihrer Art ebenso empfindliche Folgen haben kann, als es auf einem andern Gebiete eine längere Gleichgiltigkeit dem Concordat gegenüber haben mußte.

Daß die überwiegende Mehrheit in Schwaben dem Vertrag abhold ist, steht ebenso fest, als daß es nur eine kleine Zahl ist, welche sich ihrer Gründe hierfür bewußt ist. Widerstandlos konnte sich diese Stimmung gegen den Vertrag befestigen, aber blos, weil im Anfang die öffentliche Meinung durch eine Taktik der Gegner förmlich überrumpelt worden war, die ihnen nur allzu gut gelang.

Das Terrain fanden sie allerdings schon aufs wünschenswertheste vorbereitet. Die Schutzzolltendenzen haben hier ihre alte Heimath, und Herr von Kerstorf wußte wohl, warum er Stuttgart zur Metropole seines Vereins für deutsche Industrie erkor. Noch stehen die Bestrebungen Friedrich Lists in unbestrittenem Ansehn und wirken nach, obwohl das, was List erstrebte, die Heranbildung einer concurrenzfähigen Industrie, bereits erreicht ist. Der Buchstabe lebt fort, aber wahrlich ohne den Geist des unermüdlichen Agitators, der den Satz von Adam Smith, daß die Vermehrung des Tauschhandels einer Nation mit der andern den Reichthum beider Nationen vermehre, als eine Grundwahrheit bezeichnete, der selbst am meisten den Werth der Ausdehnung des Absatzgebiets für die Industrie anerkannte, und der durch sein Wirken für die Aufhebung der Zollschranken innerhalb Deutschlands selbst einen mächtigen handelspolitischen Fortschritt angeregt hat. Daß das verhältnißmäßig rasche Aufblühen namentlich der Baumwollenindustrie wesentlich durch den Zollschutz ermöglicht wurde, ist der einzige Gedanke, den man allerdings am wenigsten den Schweizern verdenken kann, welche, nach eigenem Geständniß durch den Zollschutz angelockt, sich in Menge in Schwaben angesiedelt haben, und die begreiflicher Weise an diese Dividendengarantie sich so lange als möglich anklammern. Es

kommt dazu die abgeschlossene binnenländische Lage des Landes, die Entfernung vom großen Welthandel, welche den Sinn für weitere Verhältnisse nicht aufkommen läßt, ja ein natürliches Mißtrauen gegen alles Niederreißen von Schranken erzeugt, hinter welchen man sich am liebsten recht behaglich unter sich abschließen möchte. — Ist es doch die Ansicht eines bekannten, als volkswirthschaftliche Autorität geschätzten Mannes, daß die Tarifsätze noch viel zu niedrig seien, desselben, der mit dem Namen Verräther sogar diejenigen bezeichnen soll, welche selbst nach dem Abschluß der Zolleinigung mit Oestreich überhaupt an Handelsverträge mit dem Ausland denken! Steht auch ein solches Extrem ziemlich vereinzelt, so zeigt doch die ganze Geschichte des Zollvereins, wie festgewurzelt die schutzzöllnerischen Tendenzen nicht blos in den süddeutschen Regierungen, sondern auch in den süddeutschen Bevölkerungen stecken. Es ist noch in Aller Gedächtniß, welcher Widerstand in Würtemberg schon dem Abschluß des Zollvereins — allerdings aus verschiedenen Gründen — gerade von Seiten der liberalen Partei entgegengesetzt wurde. Nicht Alle mögen wohl heute an die Abstimmung vom 18. Nov. 1833 erinnert werden!

Doch die schutzzöllnerischen Motive waren nicht die einzigen, nicht einmal die hauptsächlichsten, mit welchen die Gegner des Vertrags operirten, indem sie die einzelnen Punkte desselben bekämpften. Fehlte es doch nicht an solchen, welche abwechselnd sich aufs hohe Roß der Wissenschaft setzten und vom Standpunkte des Freihandels, zu dem sie sich im Princip bekannten, die Mängel des Vertrags ins Licht setzten. Aber alles das waren keine Punkte, mit denen man eine populäre Agitation machen oder vielmehr die große Menge der Bevölkerung in den Schlummer einer octroyirten Meinung wiegen konnte. Hierzu bedurfte es einfacherer und verständlicherer Mittel, und diese waren schon damit gegeben, daß es ein Vertrag war, den Preußen mit Frankreich abgeschlossen hatte.

Man durfte nur die Nachwirkungen des Jahres 1859 benutzen, die Phraseologie aus jener Zeit wieder auffrischen und auf das handelspolitische Gebiet übertragen, und die projectirte Tarifreform war zu einem Verrath an den deutschen Interessen, zu einer Preisgebung der vaterländischen Industrie an die Ausbeutung durch das hungrige Welschland geworden. Noch weiter gingen bekanntlich unsre biedern Nachbarn an den kunstgeschmückten Ufern der Isar, welche sogar den Untergang deutscher Kunst und Wissenschaft durch die herandrängende französische Cultur als unmittelbare Folge des Handelsvertrags in sichere Aussicht stellten. Die Selbständigkeit Deutschlands dem Erbfeind gegenüber stand auf dem Spiel, — dies war die Parole; es galt ein nationales Interesse, für das man mit allen Kräften einstehen mußte. Daß Preußen den Vertrag abgeschlossen hatte, war nur um so schlimmer. Denn nun konnte man überdies die herrschende Abneigung gegen diesen Staat benutzen, und man nahm keinen

Anstand diese zu steigern, indem man die Rücksichtslosigkeit Preußens gegen seine Verbündeten, sein eigenmächtiges Verfahren, seine Mediatisirungsgelüste in das grellste Licht stellte. Der Art. 31 des Vertrags gab noch zu besonderen Verdächtigungen Anlaß, und wenn man es nicht geradezu aussprach, so waren doch die Andeutungen verständlich genug, um eine urtheilslose, ohnedies gegen Preußen mißtrauische Bevölkerung zu dem Argwohn aufzustacheln, es handle sich einfach um ein politisches Abkommen zwischen Frankreich und Preußen auf Kosten Oestreichs und des übrigen Deutschlands.

So mannigfaltig und widerspruchsvoll die Elemente dieser Polemik waren, so wirkte sie doch gerade durch die künstliche Vermengung dieser Gesichtspunkte. Wer an die politischen Gespenster nicht glaubte, der wollte doch nicht unempfänglich sein für die Gefahren, welchen die deutsche Industrie entgegenging, und wer in dieser Beziehung freier sah, wollte wenigstens kein schlechter Patriot sein. Wer aber diese ganze theils offen schutzzöllnerische, theils in das Gewand eines tugendhaften Patriotismus gekleidete Agitation durchschaute, — der schwieg. Denn so mit einem Schlage hatten jene Stimmen von der öffentlichen Meinung Beschlag genommen, daß in der anfänglichen Verblüffung Niemand zu widersprechen wagte. Als die einstimmige Meinung Süddeutschlands kündigten sie sich mit Emphase an, und die Erfahrung gab ihnen nur allzulange recht. Nachdem sie schon damals, als die Verhandlungen wegen des Vertrags noch geheim geführt wurden, denselben verdächtigt hatten, warteten sie nur dessen Veröffentlichung ab, um die längst bereite Ladung ihrer Geschütze abzufeuern. So ward es ihnen leicht, die öffentliche Meinung zu betäuben, bevor sich ein ruhiges Urtheil bilden konnte. Zunächst bemächtigte man sich der Preßorgane. Von der übrigen süddeutschen Presse zu schweigen, ließ sich unerklärlicher Weise auch der Schwäbische Merkur, das einflußreichste Blatt in Schwaben, sofort gegen den Vertrag engagiren, was um so größeren Eindruck machte, als es ein liberales und zugleich in inneren Fragen äußerst behutsam vorgehendes Blatt ist. Ein Gleiches war mit dem Beobachter, dem Organ der Demokratie, der Fall, welches namentlich den Haß gegen Preußen ausnützte. Unter dem frischen Eindruck dieser Agitation wurden dann die Requêten vorgenommen. In weiteren Kreisen ist namentlich das Gutachten der Stuttgarter Handelskammer bekannt geworden, dem ein Gutachten der Minorität zu Gunsten des Vertrags sich entgegenstellte, welches nur drei Stimmen für sich gewann. Auch wo unverkennbar eine dem Vertrag im Allgemeinen günstige Ansicht waltete, wie z. B. in dem Gutachten der Heilbronner Handelskammer, wurde sie so verclausulirt und mit Bedenklichkeiten gespickt, daß sich die Gegner gerade so gut darauf berufen konnten. Unter dem Druck dieser Agitation endlich faßte auch die Regierung ihre Entschlüsse, nicht ohne langes Zögern und mancherlei Schwankungen. Aber sie konnte sich, indem sie Herrn v. Delbrück unverrichteter

Dinge wieder heimziehen ließ und schließlich ihre Ablehnungsnote absandte, allerdings, wenn sie auch formell nicht dazu berechtigt war, auf die allgemeine Stimme des Landes stützen. Sie hätte sich vergeblich im Lande nach irgend einem Anhaltspunkte umgesehen, wenn sie dem Beitritt zum Vertrag geneigt gewesen wäre. Nur für die ungezwungene Sprache, in welche Herr v. Hügel die Ablehnung kleidete, trug dieser allein die Verantwortung, und die französischen Blätter raubten dem Verfasser ein ihm allein gehöriges Verdienst, wenn sie die Note jener „rauhen Ursprünglichkeit" zuschreiben wollten, welche nach ihrer Meinung den schwäbischen Stamm unter seinen Brüdern besonders auszeichne.

Aber während man sich so in den vier Pfählen der engeren Heimath in dem patriotischen Bewußtsein gefiel, durch Ablehnung des „Franzosenvertrags" ein großes Unheil vom deutschen Vaterland abgewendet zu haben, kam aus den übrigen Vaterländern eine Kunde um die andere, welche denn doch allmälig stutzig machen und den dicken Panzer der Selbstgerechtigkeit einigermaßen erschüttern mußte. Es erfolgte die fast einstimmige Annahme im preußischen Abgeordnetenhaus, vor dessen politischer Haltung man im Uebrigen ganz besonderen Respect hatte, die Zustimmung des Herrn v. Beust, der sicher nicht aus Freundschaft für Preußen dessen Schritte billigte, die der Abgeordnetenkammer des sächsischen Landes, dessen Industrieverhältnisse am meisten Aehnlichkeit mit den eigenen hatten. Die Meinungsäußerungen aus ganz Nord- und Mitteldeutschland, aus dem benachbarten Baden konnten nicht ohne Wirkung bleiben; mit einiger Beschämung ward man gewahr, daß man mit — Bayern allein stand, daß zu zwei Dritteln sich der Zollverein bereits für den Vertrag erklärt hatte, und daß wo andere Regierungen ablehnten, dies nur aus politischen Gründen geschah. Aber auch die betheiligten Industriellen schienen zur größten Verwunderung im übrigen Deutschland ganz anders zu denken. Erklärten doch die Spinner zu Chemnitz am 26. Mai, daß sie sich durch Schutzzölle nicht in Unthätigkeit wiegen lassen wollten, und am folgenden Tag fand jene kolossale Niederlage des Herrn v. Kerstorf zu Frankfurt a. M. statt, wo aus den einzelnen schutzzöllnerischen Branchen-Congressen das große Facit gezogen und der Hauptschlag gegen den Handelsvertrag geführt werden sollte, ein Schlag, der bekanntlich empfindlich auf das Haupt der Schutzzöllner zurückfiel.

Jetzt machte Herr von Kerstorf seinen letzten Versuch, indem er die Agitation, die auf dem Boden des Zollvereins gescheitert war, nach Oestreich verpflanzte, wo sie vom Grafen Rechberg dankbar acceptirt und in die Hand genommen wurde. Auf Grundlage einer Denkschrift, welche Herr v. Kerstorf dem Grafen Rechberg eingereicht hatte, erklärte dieser in der Note vom 10. Juli, gestützt auf das aus dem Februarvertrag hergeleitete Recht, den Willen Oestreichs, in den Zollverein einzutreten. Damit war die letzte Karte ausgespielt.

Obwohl die politische Absicht dieses nur auf die Vereitelung des Handelsvertrags gerichteten Schrittes auf der Hand lag — denn noch in den Noten vom 15. Sept. v. J. und vom 7. Mai d. J. hatte Graf Rechberg am Schutzzollsystem festgehalten und erklärt, daß der völligen Einigung Oestreichs mit dem Zollverein unübersteigliche Hindernisse im Wege stehen — obwohl also das Mittel ein völlig verzweifeltes war, so war es doch gerade auf die süddeutschen Bevölkerungen vortrefflich berechnet. Es traf hier auf ein Publicum, in welchem die großdeutsche Phrase nie ihre Wirkung ganz verfehlen wird, und hier, wo die Alternative lautete: Vertrag mit Frankreich oder Zolleinigung mit Oestreich, also ein Abkommen mit dem Erbfeind oder enger Anschluß an den Bruderstamm, da schien kein Zweifel mehr möglich zu sein. Aber damit hatte die gegen den Handelsvertrag gerichtete Bewegung auch ihren Höhepunkt erreicht. Gerade die mit Händen zu greifende Einmischung politischer Motive, welche bei den Einen verfing, mußte Andere um so vorsichtiger machen. Die Aufnahme, die der Vertrag im übrigen Deutschland gefunden, veranlaßte, sich doch genauer den Wortlaut der Bestimmungen anzusehen und ihre Tragweite unbefangener zu prüfen. Es galt bald nicht mehr für so unbedingt ketzerisch, wenn man schüchtern einiges Vortheilhafte am Handelsvertrag hervorhob, wenn man auf die in Aussicht stehende Erweiterung des Absatzgebiets hinwies, oder sich einige bescheidene Einwendungen gegen die Zolleinigung mit Oestreich erlaubte, an die Valutaverhältnisse, an das Tabaksmonopol im Kaiserstaate erinnerte und z. B. die Vermuthung aussprach, daß für unsere inländische Weinproduction die östreichische Concurrenz leicht gefährlicher sein könnte, als die französische. Solche, die bisher sich in vorsichtiges Schweigen gehüllt, wagten es allmälig, sich als gemäßigte Freunde des Vertrags zu bekennen, noch nicht öffentlich, aber im Freundeskreise; man wich einer Discussion nicht mehr so ängstlich aus. Ja man erfuhr jetzt, daß ganz in der Stille eine Reihe von politischen Autoritäten des Landes, und namentlich die Führer der Fortschrittspartei, ihr Urtheil zu Gunsten des Vertrags sich gebildet hatten. Gustav Müller, der Verfasser des Minoritätsgutachtens der Stuttgarter Handelskammer, stand nicht mehr so verlassen mit seinen heterodoxen Gesinnungen, die er zuerst öffentlich auszusprechen gewagt. Ja es verlautete, daß auch ein hervorragender und in solchen Fragen vorzugsweise competenter Regierungsbeamter, der Director der Centralstelle für Handel und Gewerbe, Dr. Steinbeis, ob er gleich vorsichtig sich fast die ganze Zeit über in London hielt, gleichwohl seine Meinung entschieden zu Gunsten des Vertrags abgegeben habe, nicht blos persönlich, sondern auch in dem Gutachten, zu welchem sein Bureau von der Regierung aufgefordert worden war. Endlich aber begann auch in der Presse eine Discussion, welche — spät genug — auch die andere Auffassung zum Wort kommen ließ und zu einer unbefangenen Würdigung der ganzen Streitfrage beitrug. Ohnedies hatte seit den ernsten preußischen Noten.

welche die Auflösung des Zollvereins als Folge der Weigerung, den Vertrag anzunehmen, in Aussicht stellten, die Sorge um Erhaltung dieses Bandes alles Andere als nebensächlich in den Hintergrund zu drängen begonnen. Mehr und mehr konnte man Stimmen hören, die etwa dahin sich aussprachen: Der Vertrag ist ein zweifelhafter Gewinn, aber die Erhaltung des Zollvereins das erste Interesse, dem auch die Wünsche in jener Beziehung zum Opfer zu bringen sind, die Regierung aber hat durch ihr einseitiges Vorgehen gerade auf die Zerreißung des Zollvereins hingesteuert.

Es soll nicht behauptet werden, daß eine Umstimmung der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Vertrags stattgefunden hat. Wohl aber machte sich allmälig eine nüchterne, besonnene Auffassung geltend. Hätten die Anstrengungen welche erst in der letzten Zeit für den Handelsvertrag hervorgetreten sind, sich schon im Anfang vorgewagt, so wäre zwar schwerlich das Land in seiner Mehrheit für denselben gewonnen worden, aber es wäre eine sehr respectable Minderheit gleich Anfangs zum Wort gekommen, die auch auf die Entschließungen der Regierung nicht ganz ohne Einfluß hätte sein können. Zu dieser Vermuthung ist man um so eher berechtigt, wenn es sich bestätigen sollte, daß Herr von Linden gegen die definitive Ablehnung war und wenigstens noch ein längeres Temporisiren empfahl, daß der Finanzminister, der von Anfang an geschwankt haben soll, schließlich gar nicht mehr gefragt wurde, und nur die Herren v. Hügel und v. Neurath — also der östreichische Einfluß— die Entscheidung durchsetzten.

Inmitten solcher Schwankungen, welche den Wunsch nach einer Aussöhnung der bestehenden Gegensätze nahe legen mußten, erfolgten die Wahlen zum Münchner Handelstag. Würtemberg hatte vermöge seiner Organisation in Handelskammern nur über wenige Stimmen zu verfügen, und unter seinen Abgeordneten befanden sich keine hervorragenden Capacitäten. Im Allgemeinen gehörten sie einer Richtung an, welche am liebsten vermittelt hätte und im Interesse des Zollvereins schon zu einigen Opfern bereit gewesen wäre. Allein in München war kein Ort für Compromisse. Bei dem principiellen Charakter, den die Verhandlungen mit Recht annahmen, sahen sie sich den Boden unter den Füßen entzogen und gingen haltlos auseinander. Nur bei der ersten Abstimmung über den weitestgehenden Antrag, auf unbedingte Durchführung des Handelsvertrags lautend, stimmten alle Würtemberger mit der Minderheit. Bei den Resolutionen über das Verhältniß zu Oestreich und über die Reorganisation des Zollvereins fiel ein Theil von der östreichischen Fahne ab. Wie schwankend und im Grunde zufällig das Votum der Würtemberger war, zeigt sich am sprechendsten daran, daß der Vertreter der Stuttgarter Handelskammer jedes Mal mit der Minderheit, der Vertreter des Stuttgarter Handelsvereins mit der Mehrheit stimmte, zwei Abgeordnete, die doch gewiß identische Interessen zu vertreten hatten.

Wichtiger ist das Ergebniß, welches der mit so großer Spannung erwar-

tete Handelstag überhaupt gehabt hat, und welches mit dem Gewicht einer objectiven Thatsache auf die Behandlung der Frage in den einzelnen Ländern wieder zurückwirken muß. Unbefangene Betrachtung wird ihm in doppelter Beziehung ein wesentliches Verdienst nicht absprechen können. Einmal hat er gezeigt, wie richtig die Voraussicht derer war, welche seiner Zeit Bedenken getragen hatten, den Handelstag des Zollvereins zu einem Handelstag des bundestäglichen Deutschlands auszudehnen. Getrennte Zoll- und Handelsgebiete haben andere Interessen, ihre Vertreter stehen nicht auf einem gemeinsamen Boden, und die Gefahr liegt nahe, daß gemeinsame Berathung eher verwirrend als klärend wirke. Mit den Hansestädten ist es doch insofern ein anderer Fall, als sie als „die Freihäfen des Zollvereins" nicht ein selbständiges großes Handelsgebiet hinter sich haben, wie dies mit Oestreich der Fall ist. Es machte einen eigenen Eindruck, bei der Discussion über einen auswärtigen Vertrag des Zollvereins, über sein künftiges Verhältniß zu Oestreich, über seine innere Organisation, also lauter Fragen, die der Zollverein unter sich selbst auszumachen hat, eine große Anzahl Nichtvereinsmitglieder mitberathen und stimmen zn sehen. Es ist schwerlich der richtige Weg zur Einheit, die schon vorhandenen Ansätze zur Einigung zu ignoriren oder zu neutralisiren zu Gunsten einer idealen, erst zu schaffenden, bis jetzt noch aller und jeder thatsächlichen Grundlagen entbehrenden Einheit.

Das andere Ergebniß ist das, daß der Handels- und der höhere Gewerbestand des Zollvereins mit sehr überwiegender Mehrheit sich für den Vertrag mit Frankreich, für bloße Zollerweiterung mit Oestreich, für Centralisation der Zollvereinsverfassung ausgesprochen hat. Nur bei der auf unbedingtes Zustandekommen des Handelsvertrags gerichteten Resolution waren die Stimmen nahezu gleich getheilt. Bei den anderen Anträgen waren es viel geringere Minoritäten, von welchen man noch überdies die Vertreter der Nichtzollvereinsländer abziehen muß, um zu einem Resultat zu gelangen.

Die preußische Regierung hat also — dies ist der wichtigste Punkt — für die Durchführung ihrer Handelspolitik nicht blos die einstimmige Unterstützung ihres Parlaments, sie hat auch die überwiegende Mehrheit der zollvereinsländischen Bevölkerung für sich. Die Ehre Preußens ist engagirt, dies Wort wurde oft genug in München gesprochen. — Hoffentlich bleibt es kein leeres Wort. Ist aber die preußische Regierung ernstlich zur Behauptung ihres Standpunktes entschlossen, so wird sie bald die Erfahrung machen, daß die Grundbedingung hierfür eine Reform der Zollvereinsverfassung im Sinn eines einheitlichen parlamentarischen Organismus ist. Es wird sich weiter zeigen, daß diese Grundbedingung sich nicht durchführen läßt, so lange die Regierung Preußens mit ihrer Volksvertretung und mit der öffentlichen Meinung Deutschlands im Kampfe liegt.

Hieran knüpfen sich zunächst die Hoffnungen der nationalen Partei. Auf dieses Ziel wird auch in der nächsten Zeit vorzugsweise ihre Thätigkeit gerichtet sein müssen.

Eine Episode aus dem nordamerikanischen Kriege.

Reiseskizzen von C. M.

(Fortsetzung.)

Die Grabesruhe eines Kirchhofes läßt den Uebergang zum Leben doppelt frisch empfinden, wie ja überhaupt der Gegensatz der Eindrücke ihre Wirkung bedingt. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bekanntlich nur ein Schritt, und so hatte denn auch der Zufall auf jener öden Insel Südcarolinas diese beiden Gegensätze zu einem Bilde vereinigt, das trotz seines ernsten Grundtones von sehr komischer Wirkung war. Der Ort nämlich, welcher in uns durch seine eigenthümliche Verlassenheit eine wehmüthig schauerliche Stimmung angeregt hatte, diente zugleich einem überraschend praktischen Zwecke, der das ästhetische Bewußtsein seines Urhebers keineswegs als exaltirt erscheinen ließ: die Palmettos und Pinien, welche die traurigen Gräber der gefallenen Krieger dürftig beschatteten, trugen zugleich Wäsche aller Art, und zu meinem größten Erstaunen sahen wir sogar einen Unterrock sich melancholisch an dem schlanken Blatte einer Palme wiegen. Der dunkle Rauch, welcher hinter den Bäumen aufstieg, zeigte uns die Stelle an, wo wir den genius loci zu suchen hätten; ein schmaler Fußpfad führte uns an der entgegengesetzten Seite, von wo wir eingetreten waren, wieder ins Freie, und hier bot sich unsern Augen ein Stillleben, das allerdings seltsam genug mit dem Eindruck des Ortes, welchen wir soeben verlassen hatten, contrastirte. — Die Rauchsäule stieg aus einer Hütte empor, die von Bretern und Zweigen leicht zusammengeflochten war und ungefähr 6—8 Fuß im Geviert messen mochte. An der einen Seite stand ein richtiger Vollblutnigger vor einem Waschtroge und arbeitete im Schweiß seines Angesichts auf die unglücklichen Fabrikate los, die er unter den Händen hatte, während seine Frau, eine hübsche Mulattin und rechtmäßige Besitzerin des vorerwähnten Unterrocks, auf der Schwelle saß und mit einem niedlichen Pudel spielte. Erstaunt über das Geräusch, welches unsere Annäherung verursacht hatte, sahen sie beide

auf; der Gatte ließ seine großen weißen Augäpfel rollen und zeigte grinsend die schneeweißen Zähne; seine zartere Hälfte begrüßte uns mit einem koketten Lächeln, welches jeder Weltdame Ehre gemacht haben würde.

Wir traten heran, und es entspann sich folgende Unterhaltung zwischen uns, die ich hier wörtlich wieder gebe. „Was machst Du da?" — Nach den gewöhnlichen Grimassen, Kichern, Augenverdrehen ꝛc. antwortete der Gefragte, mit dem Finger auf seine Brust zeigend: „Dieser hier Nigger waschen für Soldaten." — „Bist Du Sklave gewesen?" — „Yes Sarr." — „Aber Du bist jetzt doch ein freier Mann?" — „Weiß nicht." — „Warum nicht? die Yankees (der stereotype Ausdruck für die Nördlichen im Süden, obwohl darunter eigentlich nur die Einwohner der Oststaaten zu verstehen sind) haben keine Sklaven." — „No, Yankees nicht Sklaven, aber Massa vielleicht kommen zurück." — „Massa nicht wieder kommen; wir mit Yankees gehen, wir Nigger jetzt frei," warf die Frau dazwischen, welche der Unterhaltung aufmerksam folgte, ohne jedoch dabei ihren Pudel zu vernachlässigen. Nun fingen sie in ihrer komischen und kindischen Weise, immer über sich selbst lachend, kichernd, Gesichter schneidend, Augen verdrehend zu erzählen an, was ich nachher hundertmal wieder gehört habe und worauf ich noch bei anderer Gelegenheit speciell zurückkommen werde. Sie waren wie tausend andere ihrem Herrn bei Ankunft der nördlichen Truppen entlaufen, als dieselben sich aufs Festland (on the main) in der Richtung von Charleston und Savannah flüchteten und nährten sich jetzt als freie Menschen von ihrer Hände Arbeit. Dies gefiel ihnen viel besser, und zum Schluß fügten sie in ihrer Unschuld hinzu: God bless the god damned*) Yankees. I wish massa never come back.

Wir überließen das glückliche Paar seiner Beschäftigung, nachdem wir dem Manne ein geringfügiges Geschenk an Tabak gemacht, über welches er große Freude bezeigte, und begaben uns ins Hauptquartier, um uns General Sherman vorzustellen und ein Creditiv für unsere Thätigkeit in seinem Departement zu erlangen.

Das Hauptquartier bestand aus einem eingefriedigten Platze, in welchem sich die Zelte der höheren Stabsoffiziere und eine etwas größere Breterhütte, die zum Bureau diente, befanden. Alles trug den Stempel demokratischer Einfachheit; auch unser Empfang contrastirte wohlthuend mit der eisenfresserischen Grobheit, durch welche in Deutschland manche Militärbureaukraten sich auszeichnen und Subalterne sich für die Vexationen ihrer Obern am Publicum zu rächen suchen. Wir wurden sogleich beim General angemeldet und durch den Adjutanten Capitain Pelouze eingeführt. Die Morgenstimmung war verraucht, und wir

*) Sie hatten den Namen nie anders als mit diesem schmeichelhaften Epitheton gehört.

hatten bald vom Generalissimus Alles erlangt, was wir wollten, ohne den unangenehmen Zwischenfällen ausgesetzt zu sein, über die man sich sonst häufig bei Unterhandlungen mit ihm beklagt hatte. Wir bekamen Vollmacht, sämmtliche New-Yorker Regimenter der Station zu besuchen und uns dabei der Reisegelegenheiten zu bedienen, welche die Regierung zwischen den verschiedenen Plätzen derselben vermittelte. — Auf Hilton-Head selbst lag von New-York nur das Serrellsche Ingenieurregiment, während die andern Regimenter sogar compagnieweise auf den umliegenden Inseln, North-Edisto, Dachuiky, Tybee-Island und Beaufort zerstreut waren. Wir hatten also die angenehme Aussicht, sämmtliche Arten von Transportmitteln durchzumachen, wenn wir unsern Zweck erreichen wollten, und fanden die Art und Weise dieses Reisens nachher selbst beschwerlicher, als wirs uns gedacht hatten.

In Schußweite vom Hauptquartier hatten die Ingenieure auf dem Sande ihr Lager aufgeschlagen; um die Monotonie des Anblicks einigermaßen zu beleben, waren die Zelte meistens mit Fichtenzweigen umsteckt, und auf denen der Offiziere flatterten kleine Unionsflaggen, deren Sterne und Streifen jedoch von den schweren Regentagen hart mitgenommen waren. Im Lager selbst herrschte jedoch nicht das Leben, welches sich sonst gewöhnlich unter solchen Umständen entwickelt, und die Kapuzinerrede aus Wallenstein wäre hier keineswegs am Platze gewesen. Da war keine Gustel aus Blasewitz, kein Würfeln und Trinken, sondern man stieß nur auf düstre und mißmuthige Gesichter, welche gar nicht den Eindruck machten, als ob ihre Inhaber mit Freuden Gut und Blut der Sache opfern würden, deren Zeichen sie trugen. Wir sollten jedoch bald über diesen Mißmuth aufgeklärt werden und erfuhren eine Geschichte, welche die verderblichen Folgen des Rekrutirungssystems, wie es im Anfang des Krieges befolgt wurde, in ein trauriges Licht stellte. Ein paar Worte hierüber dürften wohl am Platze sein.

Wenn auch wirklich Opfermuth und Enthusiasmus genug im Norden vorhanden war, daß Hunderttausende ihre Dienste der Aufrechthaltung der Union mit Freuden widmeten, so bedurfte es doch natürlich eines bestimmten Einflusses, diese Massen in bestimmte Truppenkörper zu organisiren; es bedurfte bekannter Persönlichkeiten, unter deren Namen die Rekruten sich sammelten, und es entstand daher das System, daß jeder, welcher die Anwerbung einer bestimmten Anzahl Rekruten unter seinem Namen nachweisen konnte, zu einer dieser Anzahl entsprechenden Charge berechtigt war. Nun gab es aber in New-York und in den ganzen Vereinigten Staaten zu Anfang des Krieges fast keine andere Notorietät als eine rein politische, und so fiel dem politischen Einfluß, einerlei auf welche Weise er gewonnen oder behauptet worden war, ob durch schlechten Whiskey oder durch Talent und Principientreue, zunächst die Organisation der Rekrutirung anheim. Jeder warb, wo er am meisten

27*

Anhang zu finden hoffte. So brachte der bekannte „Billie Wilson“ sein Spitzbubenregiment zusammen, Kerrigan und Consorten sammelten die Klopffechter und Sporter u. s. w. und wenn das Regiment voll war, so suchten sich Offiziere und Soldaten möglichst auszubilden, oder sich auch das auf den Felddienst vorbereitende Lagerleben durch anderweitiges Amusement so angenehm wie möglich zu machen. Die sogenannten „Serrell's Ingeneers“, zum großen Theil aus Handwerkern, namentlich Deutschen bestehend, waren von ihrem Obersten durch den Köder gesammelt worden, daß sie als Ingenieure statt 13 Dollars 17 den Monat beziehen und auch eine Menge anderer Vortheile genießen sollten, welche gewöhnlich dieser bevorzugten Truppengattung zufallen. Das Regiment wurde von der Regierung, deren organisatorisches Talent sich damals auch noch nicht glänzend bewährt hatte, auf sechs Monate Probe angenommen. Leider hatte nun aber weder der Oberst Serrell noch einer seiner Offiziere eine Idee von den Anforderungen, welche an den Ingenieurdienst im Felde gestellt werden, was schon aus dem einfachen Grunde hervorgeht, daß er sein Regiment immer zusammenhalten und nicht compagnieweise einzelnen Truppenkörpern beigegeben wissen wollte, während es doch nur auf diese Weise von Nutzen sein konnte. Als die sechs Monate Probezeit verlaufen waren, während welcher die Ingenieure Schuppen gebaut, Bäume gefällt und andere Thaten der Art verrichtet hatten, lehnte die Regierung ihre ferneren Dienste ab und wollte sie als Infanterieregiment registriren. Oberst Serrell hatte nach Art der Wardpolitiker, welche Candidaturreden halten, seinen Leuten goldne Berge versprochen und sie auf seine persönliche Verantwortung hin veranlaßt, den Infanteriesold, welcher ihnen angeboten worden war, auszuschlagen. Die Regierung fand sich indessen nicht veranlaßt, den Launen eines Drahtziehers, welcher ihr 800 tüchtige Menschen entzogen hatte, um Oberst spielen zu können, nachzugeben, und stellte einfach alle Soldzahlung ein. Jetzt herrschte natürlich im Lager die furchtbarste Stimmung, welche sich bei Einigen mehr gegen die Regierung geltend machte, bei den Meisten aber die richtige Ableitung auf die Person des schuldigen Obersten fand; kurz das Regiment war der Meuterei nahe und drohte jeden Augenblick auseinanderzulaufen*).

Wir hörten mit tiefstem Bedauern die Klagen der Soldaten und sahen

---

*) Die Noth der Soldaten und ihrer Familien, welche in einzelnen Fällen factisch dem Hungertode Preis gegeben waren, stieg nachher zu einem solchen Grade, daß mehre Familienväter wahnsinnig wurden und andre in offne Meuterei ausbrachen. 40 Deutsche wurden in Folge dessen nach den ungesunden Inseln der „Dry Tortugas“ an der Südküste Floridas transportirt, um daselbst an einem neuen Fort zu bauen, und erst den Bemühungen der Deutschen in New-York und Brooklyn gelang es nach längerer Zeit, als die Unglücklichen schon anfingen, den Wirkungen des Klimas zu erliegen, sie zu befreien.

mit Ekel das alberne Gebahren der nichtswissenden Offiziere, ohne jedoch etwas zur Abänderung der mißlichen Verhältnisse thun zu können.

Der Regen, welcher eine Zeit lang nachgelassen hatte, fing nun wieder mit der ganzen Heftigkeit jener Breite an zu fallen und zwang uns, das einzige trockene Asyl, das Quartiermeisteramt, wieder aufzusuchen. Hier erfuhren wir, daß das Dampfboot „Delaware" am Nachmittag nach Beaufort gehen würde, und wir beschlossen, gleich diese Gelegenheit zu einem Ausflug dahin zu benutzen, zumal wir hoffen durften, an Bord des Dampfers unserm leiblichen Menschen, welcher bisher aufs äußerste vernachlässigt worden war, wieder einige Aufmerksamkeit widmen zu können.

Gegen vier Uhr Nachmittags sammelten sich auf dem Landungsdock eine Menge Menschen und schauten sehnsüchtig nach der „Delaware" hinüber, welche mitten im Strom lag und durch den noch immer sehr heftigen Regen kaum zu erkennen war. Vergebens sahen wir uns nach einem dienstbaren Geist um, der uns an Bord rudern sollte; aber alle die Boote, welche sich in beneidenswerther Trockenheit unter dem Dock schaukelten, waren „unter Ordres" und durften sich nicht entfernen. Zurückgehen durften wir nicht, da die Abgangszeit des Dampfers nicht genau bestimmt war, und so konnten wir denn nichts thun, als dem Beispiele unsrer Leidensgefährten folgen und uns an der Seite eines Holzhaufens hinkauern, um wo nicht der Nässe, doch dem heftigen Andrange des Regens zu entgehen.

Während wir so saßen und über den Wechsel des Schicksals im Allgemeinen traurige Betrachtungen anstellten, kam das Boot des Provostmarschall, welches ich bereits bei unsrer Landung erwähnte, mit dem Sergeanten und seinen sechs schwarzen Ruderern an den Dock. Der Erstere war, ich weiß nicht aus welcher Ursache, über seine Trabanten sehr aufgebracht und machte seinem Zorn in so unzweideutigen Worten Luft, daß die Neugierde uns herbeitrieb. Durch die ihn umgebenden Zuschauer vielleicht erst recht gereizt, seine Machtvollkommenheit zu zeigen, zückte er sein kurzes Schwert und zog damit einem der Schwarzen einige Hiebe über den Rücken. Diese Brutalität erregte ein allgemeines unwilliges Gemurmel, der Geschlagene nahm die Hiebe mit der seiner Race eigenthümlichen Duldsamkeit hin. Hierüber erboste sich der kleine Sergeant so sehr, daß er seiner kaum mehr Meister zu sein schien und die Spitze seines Spießes dem Neger auf die Brust setzte. Ich glaube wirklich, er würde ihn durchbohrt haben, wenn nicht Arme dagewesen wären, ihn zurückzuhalten und diesen „accidental death", wie die That nachher betitelt worden sein würde, zu verhindern. Diese Arme gehörten zufälliger Weise meinem Freunde und mir an, die wir der Scene am nächsten standen, und die ganze Wuth des vermeintlich in seiner Amtsehre Gekränkten wandte sich jetzt auf unser Haupt. Wir warfen ihm sein brutales Benehmen vor und drohten mit Denunciation

bei seinen Vorgesetzten, worauf er behauptete, daß er seine Functionen kenne und uns arretiren werde, wenn wir ihn ferner in seinen „Amtshandlungen“ beeinträchtigten. Er ging wieder auf sein Opfer los, welches die Scene während der ganzen Zeit regungslos und lautlos beobachtete, wurde aber dies Mal noch unsanfter von den anwesenden Soldaten abgehalten, welche im breitesten Illinois-Nasenton erklärten, daß es ihnen nicht einfallen sollte, weiter für die Union zu kämpfen, wenn Onkel Sam seine schwarzen Kinder so schlecht behandeln ließe.

Der beleidigte Functionär entfernte sich wüthend und kam bald darauf mit drei Mann Wache wieder, um uns als Rädelsführer der aufrührerischen Partei festzunehmen. Wir hätten ihm für den Augenblick allerdings folgen müssen, hätten wir nicht einen Talisman besessen, dessen Vorzeigung ihn bewog, andere Segel aufzuziehn und nun seinerseits sich zu entschuldigen. Er sagte, daß er ein guter Christ und von Natur ein sehr weichherziger Mensch sei, nur der Zorn übermanne ihn mitunter, und dann wisse er sich nicht mehr zu helfen. Mit den Niggern sei auch gar so schlecht nicht auskommen, wenn sie nicht von den Lehrern, welche sie zur Faulheit und zur Widersetzlichkeit anhielten, verdorben würden. In den Schulen würden sie, unter der Prätenz geistiger und religiöser Ausbildung von der Arbeit abgehalten, und nachher sei selbst mit der schärfsten Zucht nichts mit ihnen anzufangen.

Dieser Einwand hatte allerdings mehr oder minder seine Berechtigung; er würde jedoch unsre Empörung über die unverzeihliche Brutalität nicht gedämpft haben, wenn uns der Diener der Gerechtigkeit nicht bei der größten aller menschlichen Schwächen, dem Egoismus gepackt hätte. Er wußte, daß wir an Bord der Delaware wollten, und kannte ebenfalls die Schwierigkeit, dahin zu gelangen. Am Ende des Docks lag ein nettes Boot mit einem Neger, der auf Ordre zu warten schien. Mit einer Siegesgewißheit, welche eine nicht unbedeutende Menschenkenntniß voraussetzen ließ, lud er uns ein, von diesem Fahrzeug Gebrauch zu machen, indem er nochmals versicherte, daß er seinen Zorn in Zukunft in angemesseneren Schranken halten wollte. Auf Hilton-Head erwartete uns Hunger, Nässe und voraussichtlich ein sehr schlechtes Nachtlager; auf dem Dampfschiff, das jeden Augenblick abfahren konnte, Wärme, Comfort und ein gutes Abendessen; zudem war der Zeitverlust, welchen wir durch unser Zurückbleiben erleiden konnten, bei der Unregelmäßigkeit der Communication kaum zu veranschlagen und — wir thaten, was wohl jeder gethan haben würde, der so stand, wie wir standen, wir fanden uns mit unserm Gerechtigkeitsgefühl ab und ließen uns von dem Neger in das Boot tragen, das uns in wenigen Minuten an Bord des Dampfers brachte. Die Delaware war ein schönes Schiff, welches früher zwischen Camden-Amboy, der Eisenbahnstation von Philadelphia und New-York gefahren war, jetzt aber 1000 Dollars täglich dadurch

verdiente, daß es der Regierung zur Disposition stand, Depeschen und Truppentransporte vermittelte rc.*)

Das Wetter klärte sich wieder auf, als wir die Rhede von Port-Royal verließen, und die scheidende Sonne warf ihre glühenden Strahlen, nur noch hier und da von schwarzen Wolkenmassen verdunkelt, auf die Ufer des Broadriver, welche, je weiter wir uns vom Schauplatze des Soldatenlebens und der Kriegseinrichtungen entfernten, einen mehr landschaftlichen Charakter annahmen. Hier und da erhob sich eine verlassene Pflanzerwohnung mit ihren Sklavenquartieren; die schwarzen Breterhütten der „Haushände“ (house-hands), hinter der Herrenwohnung, um dem Rufe der Glocke sogleich folgen zu können, die der Feldhände (field-hands) in weiterer Entfernung auf den umliegenden Aeckern zerstreut; dazwischen lagen die vernachlässigten Baumwollenfelder, deren Ernte dies Mal ungepflückt verwitterte.

Man muß sich unter diesen Pflanzerwohnungen nicht etwa Paläste oder Villen vorstellen, wie sie im Norden zu finden sind, wie sie bei uns in der Umgebung großer Städte oder auf reichen Gütern gebaut werden. Es sind meist höchst unansehnliche, schlechtgebaute Häuser; die Thüren schließen nicht, die Fenster klappern, selbst das Meublement ist meist kahl; kurz, das Wort Comfort ist dem Süden in der Mehrzahl seiner Landbewohner fast ganz fremd. Der Pflanzer hat kein Interesse, keine Liebe zu seinem Boden. Er sucht ihn nicht zu verbessern, um ihn in mehrfacher Beziehung nutzbar und seine eigne Lage unmittelbar behaglicher zu machen und zu verfeinern. Er saugt ihn aus, um die Mittel zu erschwingen, welche er dem nördlichen Kaufmann für die Befriedigung seiner Bedürfnisse und seiner despotischen Extravaganzen überliefern muß, und illustrirt in krassester Weise das Wort des Franzosen: „Après nous le déluge“.

Der Broadriver schlängelt sich in lieblichen Windungen zwischen reichbewachsenen Ufern ungefähr 20 Meilen ins Land hinein, und nach einigen Stunden, während welcher nach kurzer Dämmerung eine sternhelle Nacht heraufgezogen war, warfen wir vor der Stadt Beaufort Anker. Wir zogen es natürlich vor, bis zum andern Morgen an Bord zu bleiben, da wir in den Lagern durchaus nicht Bescheid wußten und auf eine noch üblere Versorgung als auf Hilton-Head gefaßt sein mußten. — Unter der Mannschaft der Delaware befanden sich wieder eine Menge „Contrebands“, und ich folgte nach dem Abendessen, als sie Alle im Vorderraum des Schiffes versammelt waren, wieder

*) Auf diesem Wege hat der Kriegsetat des Nordens höchst verschwenderischer Weise eine nicht unbedeutende Steigerung erlitten. Jeder einflußreiche Mann in Washington sorgte dafür, seinen Freunden an den „Regierungs-Job's“ Antheil zu verschaffen, und Millionen sind vergeudet, um einzelnen Schiffsbesitzern solche „Charters“ zu verschaffen Schiffe, die täglich von 600—1500 Dollars kosteten, lagen wochenlang unthätig und verrichteten gemeiniglich Dienste, welche von den kleinsten Fahrzeugen mit demselben Erfolge hätten wahrgenommen werden können.

dem Verlangen, meine Erfahrungen unter dem schwarzen Eigenthum, das eine solche Welterschütterung verursacht hatte, zu bereichern. — Ich bin nie unbedingter Abolitionist gewesen, bis ich die Schrecken der Sklaverei aus dem Munde dieser kindisch einfachen Leute hörte, bis ich gerade an ihrer Versunkenheit die furchtbaren Wirkungen der Unterdrückung bemessen lernte.

Der Sklave ist unbedingtes Eigenthum seines Herrn, der mit ihm thun kann, was er will, der ihn schlagen, quälen, verkaufen, ja tödten kann, wenn er durch das Letztere nicht gegen eine solidarische Verpflichtung der umwohnenden Pflanzer verstößt. Dies schließt von vornherein das Recht der Familie aus, und doch liegt es im Interesse des Besitzers, auch die Fähigkeit der Fortpflanzung auszubeuten, welche gerade bei der schwarzen Raçe ungemein stark vertreten ist; er sucht also das Bedürfniß nach Gesellschaft auf eine rein thierische Function herabzudrücken, um dadurch wieder eine rein thierische Arbeitskraft zu erzielen, die von ihren Urhebern jedoch durchaus unabhängig ist und sofort wieder unter seine unmittelbare Botmäßigkeit tritt*). Um diese Kraft zu erhalten, muß der Nutznießer natürlich die Person, an welche sie geknüpft ist, ernähren, wie eine Maschine geölt, wie eine Lampe unterhalten sein will. Dies thut er auf die billigste und schlechteste Weise, welche mit seinem Vortheil in Einklang gebracht werden kann: Jeder Feldsklave bekommt für jeden Arbeitstag, also sechsmal die Woche, 1 Goat (ungefähr ein Quart) Welschkorn in rohem Zustande und für jedes Kind einen entsprechenden Zusatz derselben Qualität. Der Sonntag wird als Eßtag nicht gerechnet, und muß die Familie sich so einrichten, daß von den übrigen sechs Tagen genug für den siebenten übrig bleibt. Den Tag über gibt es unter Aufsicht der stets in Bereitschaft gehaltenen Peitsche die härteste Arbeit, je nach der Disposition des Herrn von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang oder andre Stunden, jedoch fast nie unter zwölf. Dazwischen ist keine regelmäßige Essenszeit; jeder sucht einen Augenblick zu erhaschen, wo er, ungesehen vom Aufseher, den Maiskuchen, der während der Nacht gemahlen und gebacken worden, verschlingen kann. Des Nachts gehen die Männer wohl auf den Fischfang, um die einförmige Kost doch wenigstens hier und da einmal zu unterbrechen, oder einige Cents aus dem Verkauf derselben zu lösen; aber seine Hiebe sind dem unglücklichen Fischer gewiß,

*) „Ich erinnere mich," sagt der Graf von Paris in seinen Erinnerungen an den Feldzug der Potomac-Armee gegen Richmond (sie erschienen in der Revue des Deux Mondes, und wir bringen nächstens einen Auszug daraus) „eine Mulattin gesehen zu haben, die uns mit Stolz ihren Sohn, einen hübschen Knaben von lichtgelber Farbe, mit den bezeichnenden Worten wies: 's ist das Kind eines Weißen. Er ist schon 400 Dollars werth. Ich habe mit fünfzehn Jahren angefangen und habe ihrer bereits neunzehn gehabt. Ich habe ihrer schon vier auf ein Mal gekriegt."
D. Red.

wenn er dabei attrapirt wird; denn er stiehlt seinem Herrn den Schlaf, durch welchen er sich zu neuer Arbeit stärken soll. Natürlich setzt es auch des Abends da Hiebe, wo jedem Arbeiter per Tag ein bestimmtes Pensum aufgegeben und dasselbe nicht zu einer bestimmten Zeit geliefert wird.

Dies sind nicht etwa Leiden, denen der Sklave bei grausamen Herren unterworfen ist, sondern es ist das ganz gewöhnliche Reglement, welches im ganzen sklavenhaltenden Süden anerkannt und ausgeübt wird. Es gibt allerdings gütige Herren; aber diese Güte erstreckt sich nie so weit, daß sie sich dem oben angeführten Reglement ganz entfremdete, daß sie auf das Verkaufsrecht verzichtete, daß sie nicht Eltern von Kindern, den Bruder von der Schwester, den Gatten von der Gattin trennte, ohne sich des geringsten Unrechts bewußt zu sein. Ist es nun nicht lächerlich, wenn man unter solchen Verhältnissen von der Bildungsunfähigkeit der Raçe spricht? muß man sich nicht wundern über den geringsten Funken von Verstand und Gefühl, der bei einer solchen Behandlung in jenen unglücklichen Geschöpfen übrig geblieben ist; sollte man es in unserm Jahrhundert für möglich halten, daß eine Nation für dieses Unterdrückungssystem, dem alles Menschliche aufs Aeußerste widerstrebt, einen Kampf auf Leben und Tod kämpft? Sollte man nicht an dem Verstande derer verzweifeln, welche gar behaupten, daß sich der Sklave unter den bestehenden Verhältnissen wohl fühlt und sich eher fürchtet, als wünscht, sie zu verbessern? — Wer unter ihnen gewesen ist; wer gehört hat, wie sie denen fluchten, die ihnen ihre Familie entrissen; wer gesehen hat, wie unter der Lebensluft der Freiheit das Wenige, was die Tyrannei Edles und Gutes in der Brust des Sklaven übrig gelassen, sich zu mächtigen, wenn auch noch sehr unstäten und ungeregelten Trieben entwickelt, der wird das nicht sagen; der kann nicht unter dem Vorwand der Inferiorität der Raçe das Recht zu ihrer geistigen und körperlichen Vernichtung beanspruchen. — Da standen sie in dem matten Schein einer im Schiffsraume aufgehängten Laterne, die glänzenden schwarzen Gesichter mit den weißen Augen und Zähnen, und jedes versuchte so gut es konnte seine Geschichte zu erzählen, deren Wahrheit mir deshalb unverdächtig war, weil ich sie von Hunderten unter denselben Verhältnissen habe wiederholen hören. — Schon im Anfange machte ich darauf aufmerksam, daß der Sklave mit der Freiheit auch das Bewußtsein der Individualität verloren hat, und ich fand das in den Erzählungen der „Contrebands" häufig auf eine Weise bestätigt, die trotz des traurigen Ernstes einen höchst komischen Eindruck machte. — „Was hast du gethan bei deinem Herrn?" fragte ich den einen. „I am ox" (ich bin Ochse) antwortete er mit der größten Naivetät. Erst nach längerem Umschreiben bekam ich heraus, daß er auf der Plantage ein Gespann Ochsen getrieben und gewartet hatte. Später wußte ich, woran ich war, wenn mir einer: „I am cow, I am cotton oder I am hemp" antwortete. Sie identificiren

sich als arbeitende Kraft ganz und gar mit dem Geschäft, welches sie betreiben*).

Rein komisch war ihre Erzählung von der Einnahme von Port Royal uud der Flucht der „Massa's", über deren Hast sie sich nicht genug amüsiren konnten. — Sie waren Alle auf eine derartige Katastrophe vorbereitet und fest entschlossen gewesen, sich dieselbe zu Nutze zu machen. Die Sendlinge der Abolition waren von Plantage zu Plantage gewandert und hatten erzählt von dem freien Norden, und daß der Tag kommen würde, an welchem auch sie frei werden würden. Was sie davon halten sollten, wußten sie freilich nicht genau; aber das Gefühl einer bevorstehenden Veränderung hatte sich bei ihnen festgesetzt. „Massa sagen anders," erzählten sie; „Massa sagen, Yankees diese Nigger alle todtschießen oder nach New-Orleans verkaufen. Aber Massa sagen, Yankee feige; jeder 50 todtmachen und wegjagen. Dann Yankees kommen, aber Massa weglaufen. Massa nichts gelegen an den guten Kugeln, aber nicht können vertragen die verrotteten Kugeln (Bomben, welche die Neger in der Meinung, daß sie verfault seien, „rotten balls" nannten). Dann Massa laufen und solche Eile haben, daß Alle zu Fuß laufen, nicht einmal Buggy anspannen; sonst nicht gern zu Fuß laufen. Auch die Ladies laufen, Alles stehen lassen; Alle nach Port Royal Ferry zu. Aber Massa laufen den Weg und dieser hier Nigger (auf sich selbst deutend) den andern Weg nach den Yankees."

Sie konnten sich nicht genug an der Idee ergötzen, daß Massa zu Fuß durch Sumpf und Moor weggelaufen wäre; immer und immer wieder beschrieben sie, wie schmutzig Massa und Missus ausgesehen hätten, und einer von ihnen fügte witzig hinzu: „Massa fast ebenso schwarz von Schmutz wie dieser hier Nigger."

Es gefiel ihnen denn nun auch ganz gut bei den Yankees; sie lebten besser, bekamen ihre Arbeit bezahlt und wurden von der weißen Mannschaft gut behandelt. Ich hörte vom Capitain ebenfalls, daß sie unter Aufsicht fleißig arbeiteten; was ich noch überall gefunden, wo sie vernünftig gehalten und verwandt wurden. Ohne Aufsicht freilich wird so leicht ein Sklave sich nicht über Vermögen anstrengen.

Im kalten Morgennebel, der jedoch schon hier und da von der Sonne überwunden wurde und einen herrlichen Tag versprach, fuhren wir den andern Mor-

---

*) Im Gegensatz zu der harten Arbeit der Feldsklaven erfreuen sich die Haussklaven, welche mehr der unmittelbare Sündenboden für die Launen der Herrschaften und namentlich der Herrinnen sind, einer eben so destructiven Faulheit. Als jüngst eine philanthropische Dame eine aus Virginien entlaufene Sklavin zum Hausdienste engagiren wollte, erhielt sie folgende Antworten von ihrem Schützling: Fr. Kannst du waschen? A. No, das Lizzy that. Fr. Kannst du kochen? A. No, das Tom that. Fr. Kannst du bei Tisch aufwatten? A. No; das Jimmy that. Fr. Was kannst du denn? A. Ich? Fliegen abwehren von Missus. —

gen früh ans Land und fanden uns durch eine Reihe von stattlichen Gebäuden nach der Wasserfront zu aufs Angenehmste überrascht. Beaufort liegt auf einem hohen Dreieck, das an beiden Katheten von fließendem Wasser umspült und an der Hypotenuse von dichtem Walde begrenzt wird. Nach dem Flusse zu dacht sich das Land terrassenförmig ab, so daß die Häuser amphitheatralisch übereinander stehen und sich nicht einander die Aussicht aufs Wasser und die naheliegenden schönen Inseln benehmen. — Vor allen Häusern befanden sich Gärten, welche trotz der nicht zu verkennenden Vernachlässigung in neuerer Zeit noch Spuren genug einer geschmackvollen Anlage und einstiger sorgfältiger Pflege zeigten. An der Front führten Treppen zu der geräumigen Veranda hinauf, von wo aus man mit einem Blick eine der lieblichsten Landschaften beherrschte, auf welchen das Auge ruhen kann. Hinter jedem Hause befand sich ein geräumiger Hof, der wieder von den Sklavenquartieren begrenzt wurde, welche durch Glockenzüge mit jedem besonderen Zimmer des Herrenhauses in Verbindung standen. Das Innere der Häuser war ebenfalls, obgleich nicht so comfortabel und luxuriös, wie in den Prachtpalästen des Nordens, doch wirklich geschmackvoll und aristokratisch eingerichtet.

Man fühlte, daß man sich in dem Dunstkreise der Crême der südlichen Ritterschaft bewegte, und dies war auch der höchste Stolz aller in Beaufort ansässigen Südcaroliner. Sie waren exclusiv, vollständig exclusiv; sie waren die reichsten, die ältesten, die einflußreichsten Familien des Landes, zu gleicher Zeit die rabiatsten Feuerfresser und die Hauptvertreter der südlichen Interessen. „Du sollst keine andern Götter haben neben mir" war ihr sittlicher Hauptgrundsatz. Arme Weiße, der „poor white trash", wurden in Beaufort nicht geduldet; der Handel wurde auf einen einzigen Laden für die Nigger beschränkt, in welchem nur eine beschränkte Anzahl von Artikeln gehalten werden durfte. Kirchen gab es zwei; in der einen wurde den Reichen von dem göttlichen Institut der Sklaverei, von ihrer Vortrefflichkeit im Allgemeinen und Besonderen gepredigt; in der andern wurden die Nigger und armen Weißen belehrt, daß die Sklavenhalter ihre natürlichen Herren seien, die mit ihnen machen könnten, was sie wollten, und von denen sie jeden Fußtritt als besondere Fügung des Himmels zu betrachten hätten. In diesem exclusiven Absolutismus war Beaufort glücklich. Da waren die Haywoods, die Smiths, die Gardeners. Wer kennt die Völker, nennt die Namen! Jede Familie, welche sich in der Vertheidigung der heiligen Rechte des Südens besonders hervorgethan hat, fand gewiß in Beaufort ihren Vertreter, und wie mußte es schmerzen, daß dieses Allerheiligste der Cavaliere von der Peitsche den plebejischen Horden der Yankees anheimfallen mußte. Doch leider war es so. Die Schildwachen, welche hier und da vor den Häusern paradirten; die Kanonen, welche von Zeit zu Zeit aufgepflanzt waren und vor allen Dingen die Sterne und Streifen,

welche lustig von den Häusern flatterten, zeigten selbst schon in der stillen Morgenstunde an, daß der Stolz Juda's in die Hände der Philister gefallen war.

(Fortsetzung folgt.)

General Wilhelm von Willisen.

Aus den Tagebüchern desselben.

3.

Als Willisen nach Oestreich kam, fand er, daß das, worauf er sich am meisten gefreut, bereits vorüber war. Die Würfel auf dem italienischen Kriegsschauplatz waren gefallen, Karl Albert schmählich zurückgeworfen, Radetzky wieder in Mailand. Dagegen bereitete sich in Ungarn Bedeutendes vor, und so wendete er sich von Wien zunächst nach Pesth. Hier verkehrte er mit allen Häuptern der Bewegung, Mezaros, Szecheny, Bathiany, Kossuth, und fand überall Unklarheit über das, was als letztes Ziel zu erstreben. Am einsichtigsten äußerte sich noch der junge Erzherzog Paladin (Stephan) über die Verhältnisse. Nachdem Willisen sich hier nach Möglichkeit informirt, beschloß er nach Kroatien zu gehen, um auch die Gegenpartei kennen zu lernen. „Wie deutlich ich auch wußte, daß man mich nur weggeschickt, um mich auf anständige Art los zu werden, wollte ich mich doch nach Kräften nützlich machen und vor Allem Materialien zur Antwort auf die große Frage sammeln, ob Oestreich fortexistiren könne, und wenn nicht, wie Preußen sich hier zu verhalten habe." — „Ich hielt damals eine Zerstörung des Kaiserstaats für möglich und würde mit aller Energie daran gegangen sein, hätte ich die preußischen Verhältnisse in der Hand gehabt. Ein großes Deutschland mit Preußen als Hauptkern war zu schaffen, die östreichischen Zustände zeigten deutlich den Weg, auf dem dahin zu gelangen; aber in Berlin fehlte sowohl der rechte Blick, als der rechte Muth, ihn zu betreten."

Willisen ging von Pesth zunächst an den Plattensee, besuchte an dessen südwestlichem Ufer in Kestehely den Grafen Festetic und fuhr von dort in dessen Equipage weiter gegen die Drau, an deren jenseitigem Ufer sich die Schaaren des Banus sammelten. In Warasdin wurde er von General Neustädter mit liebenswürdigster Artigkeit empfangen, die sich verdoppelte, als dieser erfuhr,

daß er den Verfasser der Theorie des großen Kriegs vor sich habe. Da der Banus sich in Agram befand und seine Ankunft in Warasdin noch unbestimmt war, begab sich Willisen über Marburg nach Wien, um sich für ein längeres Verweilen in Kroatien einzurichten, worauf er auf demselben Wege in den ersten Tagen des September nach Warasdin zurückkehrte. Jellachich war inzwischen hier eingetroffen, und Willisen wurde von ihm auf das Herzlichste und Ehrenvollste aufgenommen und in alle seine politischen Ansichten und Pläne eingeweiht. Er wohnte bei ihm, erhielt die Erlaubniß, ihn auf seinem Zug nach dem Plattensee zu begleiten, und machte diese Expedition dann wirklich mit. Indeß drängten sich ihm zuletzt Bedenken auf, ob längeres Verweilen bei der preußischen Regierung gern gesehen sein würde, und da er zugleich zu merken glaubte, daß der Banus sowohl als der Chef seines Stabes, General Zeisberg, über seine Gegenwart im Kroatenlager nicht ganz klug werden konnten, außerdem aber der Antrag des Erzherzogs Stephan auf eine Zusammenkunft mit Jellachich auf friedliche Ausgleichung zu deuten schien, so meinte er sich verabschieden zu müssen. So verließ er den Banus, der seine vollste Zuneigung und Anerkennung gewonnen, und machte sich, in Wien vom Kriegsminister Latour mit einem Empfehlungsschreiben an alle Befehlshaber versehen, auf den Weg nach Oberitalien.

Da militärisch nichts zu versäumen war, so reiste Willisen, um Land und Stimmung auf dem Wege näher kennen zu lernen, in kleinen Tagereisen, hielt sich in Klagenfurt, in Villach, in Botzen und Trient auf, besah das Franzensfort und blieb mehre Tage in Verona, theils der Festung, theils des Schlachtfelds von St. Lucia wegen, die „beide so sehr in die Theorie des großen Krieges passen, als ob sie aus ihr entlehnt wären. Diese Festung als strategischer Manövrirpunkt, das verschanzte Lager auf der dem Feinde zugekehrten Seite des Hindernisses, die Schlacht als Defensivschlacht mit ihrem offensiven Hintergedanken. Man war eben damit beschäftigt, das Redoutensystem auf dem westlichen Thalrande besser auszubauen, als hätte man durch die Begebenheiten des Mai erst recht gelernt, was zur Vollständigkeit des Systems noch fehlte. Seitdem sind da permanente Werke entstanden, und das Ganze hat eine Festigkeit erhalten, welche den größten Anstrengungen dagegen Trotz bieten würde. Die großen und kleinen Terrainverhältnisse kommen ihm auf das Glücklichste zu Hülfe, Mantua mit der starken Minciolinie vor sich, das fruchtbarste Land mit der Eisenbahn hinter sich, Tirol zur Seite, ist eine östreichische Armee aus dieser Stellung kaum irgendwie zu verdrängen*)".

---

*) Trotzdem theilt Willisen, wie wir bestimmt wissen, die Ansicht des preußischen großen Generalstabs, daß das Festungsviereck zu Oestreichs oder gar zu Deutschlands militärischer Sicherheit nothwendig sei, nicht, ja behauptet sogar das Gegentheil. D. Red.

In den ersten Tagen des October traf Willisen in Mailand ein, in dessen Umgebung sich noch mancherlei frische Spuren des Krieges zeigten, während die Stadt wieder ein ziemlich lebendiges Ansehen hatte. Wer indeß genauer zusah, gewahrte auch hier eine große Störung aller Verhältnisse. Die vornehme Welt, welche vorzugsweise die Bewegung gemacht, war geflüchtet, man begegnete keiner einzigen Equipage, die Paläste des Adels standen leer oder waren von Generalen der siegreichen Armee bewohnt, auch wohl zu Kasernen oder Lazarethen eingerichtet. Die mittlere Schicht der Bevölkerung war zwar aus Mangel an Mitteln dageblieben, setzte aber der Fremdherrschaft durch Vermeidung alles Umgangs mit den Trägern derselben und durch sorgfältiges Nichtthun dessen, was diese voraussetzlich wünschen mochte, jeden möglichen passiven Widerstand entgegen. Nur die unteren Classen, die vom Tage leben, zeigten das frühere geschäftige Treiben.

Die Besuche, welche Willisen in den höchsten militärischen Kreisen machte, führten zu sehr angenehmen Bekanntschaften. Heß, Schönhals, Wimpfen, d'Aspre, Wratislaw, Alle kamen ihm auf die liebenswürdigste Weise entgegen, und der alte Radetzky überhäufte ihn mit Freundschaftsbeweisen. Willisen war sein täglicher Gast und selbst wenn die vornehmsten Generale anwesend waren, sein Tischnachbar, und bei jeder Gelegenheit gab der Feldmarschall zu erkennen, wie sehr es ihn interessire, sich mit dem Herrn Kameraden aus Preußen zu unterhalten, und wie es ihn freue, wenn dessen Ansichten mit den seinen übereinstimmten. Niemand schien vor dem Gaste ein Geheimniß zu haben, bereitwillig theilte man ihm Alles mit, was während des letzten Feldzugs im Hauptquartier und bei den Corps geschrieben worden, und so entstand in ihm der Vorsatz, die Begebenheit als praktischen Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie des großen Kriegs darzustellen, ein Plan, für den er durch Studium der Tagebücher, die ihm überlassen waren, des bereits im Druck erschienenen, im großen Hauptquartier verfaßten Berichts über den ersten Theil des Feldzugs und der im Risorgimento veröffentlichten sehr guten Artikel, welche denselben vom piemontesischen Standpunkte schilderten, Material gewann, und der rasch ausgeführt wurde. Willisen hatte an der Arbeit um so mehr Freude, als er dabei fand, daß so ziemlich Alles, was von Seiten der Oestreicher geschehen war, sich auf seine Theorie des großen Kriegs zurückbeziehen ließ. Als er Ende November nach einem Aufenthalt von etwa sieben Wochen Mailand verließ, war das Buch eigentlich schon fertig.

Inzwischen hatte das Ministerium Auerswald dem Ministerium Pfuel und dieser wieder dem Grafen Brandenburg Platz gemacht, und Willisen erwartete täglich seine Rückberufung. Da ein neuer Kampf in Italien nicht wohl zu vermuthen war, so beschloß er, durch Rückkehr nach Wien sich der Heimath wieder mehr zu nähern. Gern wäre er, im Interesse seines Buchs, vorher nach

Turin gegangen; doch fühlte er, daß man dies in Mailand, wo man ihm so viel Vertrauen geschenkt, ungern sehen mußte und leicht mißdeuten konnte. So unterblieb die Sache, und er reiste am 1. December mit einem Courier nach Wien zurück, das damals, nach der Einnahme durch Windischgrätz, noch ganz den Charakter einer soeben eroberten Stadt darbot. Im Hauptquartier zu Schönbrunn wurde er so freundlich und zuvorkommend wie in Mailand aufgenommen. Doch gefiel ihm Fürst Windischgrätz wenig. „Es war etwas Eiteles und Preciöses in seinem Wesen, und man sah es ihm bald an, daß der Erfolg, den er erst in Prag, dann in Wien gehabt, ihn höher gehoben, als er verdiente.“ Auch mit Schwarzenberg wurde Willisen hier bekannt und hatte sogar einmal mit ihm eine ziemlich lange Unterredung. „Er sprach über Alles sehr bestimmt und klar, zeigte die Schwierigkeiten, aber auch die Mittel seiner Lage und war der festen Hoffnung, Ungarns bald Herr zu werden. Was in Deutschland, in Frankfurt geschah, erschien ihm wie eine große Utopie, die man vorläufig gewähren lassen müsse. Oestreich, sagte er, wäre zu Hause zu sehr beschäftigt, um sich darum zu kümmern, und müsse es Preußen überlassen, damit fertig zu werden.“ — „Auch andere östreichische Staatsmänner sprachen damals von den deutschen Dingen wie von einer fremden Angelegenheit, ja schienen daran kaum zu denken. Kaum jemals stand Oestreich auf schwächern Füßen, als damals vor Beginn des großen ungarischen Feldzugs: die eigne Hauptstadt im Belagerungszustand, Ungarn abgefallen, Italien und Galizien in Gährung, die Finanzen zerrüttet, die Armee theilweise zerstört. Wäre irgendwo ein Nachbar geneigt gewesen, dieser Auflösung den Gnadenstoß zu geben, mit einiger Energie geführt, hätte er unwiderstehlich wirken müssen.“ — „Damals lag das Alles in preußischen Händen, aber Niemand erhob sich zu dem Gedanken der Zeit.“ — „Hätte damals in Berlin ein Mann mit Schwarzenbergs Geist und Machtfülle geboten, was würde er aus Preußen, aus Deutschland gemacht haben, und umgekehrt, wie kläglich würde Oestreich zerfallen sein, hätten unsre großen Männer der rettenden Thaten dort an der Spitze gestanden!“

„Natürlich hütete ich mich, dergleichen in Oestreich laut werden zu lassen. Nur wenn man Miene machte, geringschätzig über Preußen zu sprechen, schnitt ich durch entschiedenen Einspruch alles Weitere ab. Derartiges durfte wohl ich selbst leider denken, aber von Andern es zu hören, war unerträglich. Häufiger freilich begegnete ich der Meinung, Alles, was bei uns geschähe, sei das Resultat berechnender Staatsklugheit und unermeßlichen Ehrgeizes. Ich traute meinen Sinnen nicht, wenn ich dergleichen zu hören bekam.“

Der Ban Jellachich, dem Willisen in Wien auch wieder begegnete, bewies sich so freundschaftlich wie früher und bot dem General an, ihn auf dem neuen Feldzug zu begleiten. „Ueber seine erste Unternehmung war er sehr schweigsam. Er fühlte wohl, wie übel er sie geleitet und welchen Fehler er begangen,

nicht zuerst die Vereinigung mit seinem rechten Flügel unter Roth gesucht zu haben. Im Uebrigen zeigte er tiefen Schmerz darüber, jetzt wahrscheinlich nicht blos gegen die magyarischen Uebergriffe, sondern auch zur Unterdrückung der alten verbrieften Freiheiten des Landes mitwirken zu müssen; denn er sei zwar ein treuer Diener des Kaisers, aber auch ein aufrichtiger Freund der Freiheit."

„Es wurde in der Zeit viel über die passendste Art, den Feldzug zu eröffnen, gesprochen. Die Kräfte der Gegner waren sich ziemlich gleich. Manche, welche auf den Vortheil blickten, welcher für die Ungarn im Besitz der Donau mit Komorn lag, wollten auf beiden Ufern des Flusses zugleich manövriren, andere richtiger Denkende stritten sich darüber, ob es zweckmäßiger, auf dem linken oder auf dem rechten Ufer vorzudringen. Ich entwickelte aus der Theorie des großen Krieges den Feldzugsplan, der mir der einzig richtige schien. Er lautete: Rasches Zusammenziehen aller Streitkräfte um Presburg, schnelles Hinüberwerfen des Ganzen auf die linke Seite der Donau, Schlagen was man auf dem Wege findet und, je nachdem der Feind entweder auf das linke Ufer sich wirft oder auf dem rechten zu bleiben Miene macht, entweder Fortsetzung der Offensive auf dem linken Ufer bis Waizen, um so die Verbindung mit dem aus Galizien kommenden Corps von Schlick zu gewinnen, oder Uebersetzen bei Gran, um so in den Rücken des Gegners zu gelangen. Die größte Schwierigkeit lag in der Jahreszeit, welche die Märsche und die Verpflegung erschweren mußte. Man hatte also vor Allem ohne Rücksicht auf die Kosten für gute Kleidung und reichliche Nahrung der Truppen zu sorgen. Das aber wurde versaumt, und die Folge solcher unzeitigen Sparsamkeit war, daß die Armee im nächsten Frühjahr Ungarn räumen mußte, nicht weil sie den Feind zu stark gefunden hatte, sondern weil sie durch Krankheit, Mangel und unnütze Anstrengung in sich selbst zerschmolzen war. Die alte Monarchie wurde noch einmal dicht an den Rand des Abgrunds getrieben, aus dem sie nur der schmachvolle Hülferuf nach Warschau und die Indolenz in Berlin gerettet haben."

Der Wunsch Willisens, den Feldzug mitmachen zu können, wurde nicht erfüllt. Von Berlin erhielt er zwar die Erlaubniß dazu. Fürst Windischgrätz aber schlug die Bitte entschieden, wenn auch unter dem schmeichelhaften Vorgeben ab, man werde überall, wo der General Willisen mitgewesen, den Erfolg mit auf dessen Rechnung setzen.

So dachte Willisen jetzt ernstlich an die Heimkehr, wozu überdies Stimmen aus dem Kreise der Freunde mahnten, die ihm zur Bewerbung um eine Wahl zu den neuen Kammern riethen, welche nach der octroyirten Verfassung vom 5. December 1848 zusammentreten sollten. Willisen fühlte nun zwar wenig Beruf zum Abgeordneten in sich. „Meiner ganzen Stellung nach," sagt er in den uns vorliegenden Aufzeichnungen, „gehöre ich da nicht hin. Ich habe

einen Besitz, bin nur Soldat und erfreue mich nicht der Gabe, eine Partei zu bilden oder einer solchen auch nur als bedeutendes Mitglied anzugehören. Ich sehe dazu einerseits die Dinge zu sehr und zu leicht in ihren höchsten und allgemeinsten Beziehungen, und es kommt mir deshalb alles Parteitreiben gleich klein und miserabel vor, so daß ich mich schnell davon zurückziehe; andrerseits aber bin ich zu stolz und absolut, um lange eine untergeordnete Rolle zu spielen, und endlich kann ich wohl discutiren, aber keine Reden halten.“ Indeß standen diese Bedenken dem General damals noch nicht so deutlich vor Augen, und so nahm er die ihm angetragene Candidatur (für die erste Kammer) in Oels an und schrieb nach Berlin um Erlaubniß zur Rückkehr. Man ließ ihn volle sechs Wochen ohne Antwort und erwiderte ihm dann, nachdem er inzwischen auf einige Tage nach Oels gegangen und dort nach Rücktritt seines zugleich in Breslau gewählten Mitbewerbers, des Grafen Brandenburg, gewählt worden war, er solle vorläufig in Wien bleiben. Ende Februar 1849 ging Willisen nach Berlin, um in die Kammer einzutreten, in der ihn sein politisches Bekenntniß auf die Rechte verwies. Aber die erneuten Anfeindungen, denen er begegnete, sowie die Erkenntniß, keinen Platz gewinnen zu können, wie er ihn wünschte, endlich die schwere Erkrankung seiner Gemahlin, die ihm in die Hauptstadt gefolgt war, verleideten ihm bald alle parlamentarische Thätigkeit. Er wurde zum Berichterstatter über das Militärbudget gewählt, nahm aber sonst an den Debatten nicht Theil. Dagegen schrieb er in dieser Zeit die Schrift „Acten und Bemerkungen“, die sein Verfahren in Posen zu rechtfertigen bestimmt war und eine Art politisches Testament sein sollte.

Während dieser Arbeit wurde Willisen beim Avancement zum Generalleutnant übergangen, und als er, empört darüber, seinen Abschied forderte, stellte man ihn als Generalleutnant zur Disposition.

Die Schrift wurde bald fertig, „unter großem Widerspruch von Bettina Arnim, die sie weit schärfer gefaßt haben wollte und die mir zugleich fortwährend zuredete, zu den Ungarn zu gehen, worüber ich sie nur auslachte. Sie war ganz böse, wenn ich ihr darauf entgegnete, sie scheine ebenso wenig von mir zu wissen, wie die Gardeleutnants, wenn sie dergleichen für möglich halte.“ Nach dem Druck und der Vertheilung jener Broschüre hatte Willisen „Alles abgethan“. Er legte sein Mandat nieder und lebte nur der Pflege seiner geliebten Kranken. Die Leiden derselben zogen sich den ganzen Sommer von 1849 hin. Am 19. October erfolgte ihre Auflösung. Das Verhältniß der Gatten war ein sehr inniges und glückliches gewesen, und nur nach schwerem Kampfe bezwang der General seinen Schmerz. Er verließ Berlin, ging nach Breslau, löste sein Haus auf, richtete sich für die Zukunft in Klein-Oels bei Ohlau ein Asyl ein, wo er für die Zukunft in stillster Zurückgezogenheit zu leben gedachte, und zog dann für den nächsten Winter nach Paris. „Ich wollte,“ so heißt es in den

Aufzeichnungen, „weit weg, mich zunächst von Allem trennen, womit ich bis verkehrt, allen Versuchungen entgehen, an dem öffentlichen Leben, das mich a alle Weise anwiderte, irgendeinen andern Antheil zu nehmen, als den glei müthiger historischer Betrachtung."

In Paris arbeitete Willisen täglich mehre Stunden im depôt de guerre, indem er, durch General Pelet dort eingeführt, die Correspondenz N poleons in der Absicht studirte, sie zu einer spätern Arbeit zu benutzen. hatte vor, diese Beschäftigung im nächsten Winter fortzusetzen, als plötzlich auf unerwartete Weise unterbrochen wurde. Durch einen Bekann wurde ihm eines Tages Schleiden, der Agent der schleswig-holsteinischen Sta halterschaft vorgestellt; derselbe sagte ihm als angenehmer und unterrichte Mann zu, es entspann sich eine Bekanntschaft, man besprach sich wiederh über vaterländische Verhältnisse, über Schleswig-Holstein, über dessen Stellu zur preußischen Politik, über den Wunsch der Schleswig-Holsteiner, sich v dieser schwächlichen Politik loszumachen, über Bonin, der nicht ohne Schade zugleich General der Statthalterschaft und preußischer General sei. Als ein dieser Gespräche damit endigte, daß Schleiden an Willisen die Anfrage richte ob er nicht geneigt sei, an Bonins Stelle zu treten, wies dieser das anfang zurück, sagte aber auf lebhaftes Andringen jenes zuletzt zu, sich die Sache zu übe legen und nach einigen Tagen seinen Entschluß mitzutheilen.

Willisen nahm an. „Ich hielt," so heißt es in seinen Denkwürdigkeite „die Versöhnung der Herzogthümer mit dem Königreich nicht nur für nützli sondern auch für leicht, wenn die streitenden Theile ihre gegenseitigen Ansprüc auf ein billiges Maß beschränkten. Wenn Preußen im Nothfall diese Ford rungen feststellte und deren Annahme auf beiden Seiten mit seiner ganzen Ma erzwang, so war die Frage gelöst. Welche Forderungen zu machen seien, erga sich aus der Natur der Verhältnisse. Der deutsche Staat zerfiel nach Sprac und Recht in einen deutschen Theil: die Herzogthümer und Lauenburg, und i einen dänischen. Die Art der Trennung wie der Verbindung dieser beide Theile war nach jenen Rücksichten gegeben: Trennung in Verwaltung, Rech pflege und Gesetzgebung, Heer und Flotte; Gemeinschaft im Herrscherstamm so weit das deutsche Erbgesetz es gestattete. Es schien mir unschwer, sich a solcher Basis mit den Großmächten zu verständigen, denen es nur um die E haltung des Gesammtstaats Dänemark zu thun war."

„In solchem Sinn für die im preußischen Interesse so sehr im Vorde grund stehende Aussöhnung mit Dänemark mitzuwirken, wodurch man in de deutschen Angelegenheiten die Hände erst frei bekommen hätte, schien mir ein schöne Aufgabe. Die Stellung Preußens in den Herzogthümern und die offe Gewalt, die es dadurch auf Dänemark übte, war, wie man in Paris leich erkannte, das Haupthinderniß einer Verständigung mit den Großmächten, un

:se Stellung lag größtentheils in dem Verhältniß der schleswig-holsteinischen rmee zu Preußen, die ja dadurch, daß der Oberbefehlshaberposten sowie alle ·heren Chargen mit noch im Dienst Preußens stehenden Offizieren besetzt aren, von jenen Mächten wie eine preußische betrachtet wurde. War dieses inderniß weggeräumt, so war die erste Vorbedingung zu einer Ausgleichung nter Sanction der Großmächte erreicht. So faßte auch Schleiden die Lage :r Dinge auf, und was ich aus dem Munde der fremden Diplomatie vernahm, :stärkte mich ebenfalls in dieser Ansicht. Es galt nach dieser, durch eine scheinbare ntzweiung Preußens mit der Statthalterschaft, den Großmächten den Glauben :izubringen, daß Schleswig-Holstein für sich, nicht im Interesse Preußens andelte, und so glaubte ich meinem Vaterlande nur einen wesentlichen Dienst ı leisten, wenn ich die Stellung als commandirender General in Holstein an- ähme. Daß ich in dieser nie etwas thun würde, was nicht mit der Ehre nd dem Interesse Preußens verträglich war, davon, meinte ich, müßten selbst neine Gegner überzeugt sein."

„Ich dachte also, man werde in Berlin mit beiden Händen nach diesem Nittel, aus seiner unbequemen Lage zu kommen, greifen. Man konnte dabei lle kleinen diplomatischen Künste spielen lassen, sich über die Undankbarkeit der Statthalterschaft entrüstet stellen, ja die Thatsache selbst dazu benutzen, gegen twaige zu hoch gespannte Forderungen der Schleswig-Holsteiner aufzutreten. Preußen durfte nun erst ganz im eigenen Interesse seine Bedingungen stellen."

Der Statthalterschaft gegenüber bedang sich Willisen wörtlich Folgendes aus: „Ich nehme an 1) wenn 30,000 Mann incl. 3000 Mann Cavallerie und 000 Mann Artillerie mit 80 Kanonen vorhanden sind, welche stets das offne Feld halten können; 2) wenn außerdem die vorhandenen festen Plätze besetzt verden können, und wenn 20,000 Gewehre als Reserve mit der nöthigen Munition vorhanden sind; 3) wenn die politischen Ansichten von der Art sind, daß ich mich ihnen anschließen könnte, wenn also von Hause aus festgestellt st, was man im Fall eines glücklichen Kampfes erreichen will, und zu welchen Bedingungen man sich im schlimmen Fall entschließen würde; dies natürlich beides als Geheimniß; es ist nicht möglich, den Krieg richtig zu führen, wenn nan den politischen Zweck nicht genau kennt; 4) wenn endlich die finanziellen Mittel vorhanden sind, oder doch gesichert, den Krieg sechs Monate hindurch mit aller Anstrengung zu führen.

Weil die wichtigsten Anordnungen vor dem Ausbruch des Kriegs getroffen werden müssen, ich aber doch nicht eher eintreten will, als bis er unvermeidlich erscheint, so bin ich bereit, mich in Hamburg, Kiel, Lübeck oder sonst wo in der Nähe aufzuhalten, um so diese Anordnungen leiten zu können. Der Erfolg des Krieges liegt zum großen Theil in seinem Anfange."

Auf diese am 8. März 1850 übergebenen Bedingungen erhielt Willisen

etwa Mitte des Monats von der Statthalterschaft die Einladung, zu mündliche
Besprechung nach Hamburg zu kommen. Als er hier, nachdem er auf der Reise
in Karlsruhe mit seinem Bruder sein Vorhaben besprochen und dieser zum An-
nehmen gerathen, eintraf, erschienen sofort Statthalter Beseler und Kriegs-
minister v. Krohn bei ihm. Ueber die Verhandlungen mit diesen Herren be-
richtet das Tagebuch Willisens Folgendes:

„Man setzte mir das ganze Verhältniß des Landes auseinander, seine Kla-
gen, seine Wünsche, die Nothwendigkeit, die Sache entschiedener anzufassen.
Das Land könne die gegenwärtige Anstrengung nicht lange aushalten, und
zwar um so weniger, wenn man nicht einmal wisse, ob sie zu seinem oder nur
zu Preußens Vortheil gemacht würde, ja wenn man kaum sicher sei, daß Schles-
wig-Holstein nicht eines schönen Morgens den Dänen unter Bedingungen aus-
geliefert würde, die von Preußen nach Gutdünken festgestellt worden. In diese
Lage aber sei man, so lange die Armee von einem Offizier commandirt werde, de
als im activen preußischen Dienst stehend seine letzten Befehle immer nur vo
Berlin erhalte. Die Ständeversammlung sei auf dem Punkte, zu erklären, daß
sie alle Mittel für das Heer verweigern würde, wenn das Land ferner nich
frei über seine Truppen verfügen solle. Man habe dem General v. Boni
dies mitgetheilt und ihn angegangen, den preußischen Dienst zu verlassen. Die-
ser habe erwidert, daß er dies ablehnen müsse, aber unter keinen Umstände
aufhören werde, das lebhafteste Interesse an den Schicksalen der Herzogthüme
zu nehmen. Unter diesen Umständen fordere man mich dringend auf, für ih
einzutreten, wobei man versicherte, es liege dem durchaus kein Uebelwollen gege
Preußen zu Grunde; im Gegentheil wisse man sehr wohl, was man ihm dank
und wie man seiner noch ferner benöthigt sei. Man wolle deshalb auch liebe
einen preußischen General an der Spitze des Heeres sehen. Fände sich abe
keiner, der unter der allein möglichen Bedingung des Austritts aus dem preu-
ßischen Dienst annehme, so habe man bestimmte Aussicht, daß ein Hesse ode
ein Badenser sich bereit erklären werde."

„Die Absichten und Ansichten der Herren über das, was Dänemark gegen-
über zu erstreben, fand ich sehr gemäßigt: man wollte nichts Anderes als ein
gleichberechtigte Stellung mit dem dänischen Theile des Gesammtstaats*), nu
keine Unterordnung, kein Ausbeuten zum Vortheile der dänischen Hälfte."

„In Betreff der Armee fand ich, daß sie allerdings lange nicht das se
was ich mir ausbedungen; indeß rechnete ich bei etwaiger Erneuerung de
Kampfes theils auf die Unterstützung einer preußischen (!) oder deutschen Di-
vision, theils aber auch auf Verstärkung des schleswig-holsteinischen Heeres au

*) Schwerlich wurde das Wort „Gesammtstaat" gebraucht. „Die Herzogthümer sind selb-
ständige Staaten" ist einer der Fundamentalsätze des schleswig-holsteinischen Programms. D. R.

eignen Kräften und durch Zuzug aus Deutschland, der auch nicht ausgeblieben sein würde, wenn die Regierungen diese Hülfe nicht zurückgehalten hätten."

So erklärte sich denn Willisen zur Annahme der Stellung bereit, doch verlangte er vorher nach Berlin gehen zu können, um sich dort einestheils seinen vollständigen Abschied, anderntheils die Bewilligung des Königs zum Antritt seines Postens zu holen. Die Herren riethen von Letzterem ab, da es völlig unmöglich sein werde, diese Bewilligung zu erlangen. Willisen mußte die Gründe, die man dafür anführte, anerkennen, konnte sich aber doch nicht entschließen, sofort die bestimmte Zusage zu geben, daß er auch ohne Erlaubniß des Königs eintreten werde, und versprach nur, die Sache schnell zu betreiben und ohne Verzug seinen definitiven Entschluß an die Statthalterschaft gelangen zu lassen.

Sein erster Gang in Berlin, wohin er am 31. März abreiste, war zum damaligen Kriegsminister v. Stockhausen. Noch schwankte er, ob er unter allen Umständen seinen Abschied fordern sollte. „Wenn ich glauben konnte, der Gesinnung, die mir das Jahr vorher meinen Abschied verweigerte, als ich ihn bestimmt gefordert, einige Aufrichtigkeit beimessen zu dürfen, und wenn ich demnach voraussetzte, man werde mir wenigstens seine Bereitwilligkeit zeigen, das mir angethane Unrecht gut zu machen, wenn auch nur dadurch, daß man mir den Abschied nochmals verweigerte und mir bestimmte Aussicht für die nächste Zukunft gab, so geschah von dem Allen entschieden das Gegentheil. Der Kriegsminister, früher mein Untergebner, hatte auf mein Verlangen nicht einmal ein Wort des Bedauerns oder freundschaftlicher Abmahnung, sondern erwiderte nur ganz einsilbig, die Sache werde keine Schwierigkeit haben, worauf ich denn freilich nur mit dem Gesuch antwortete, die Angelegenheit möglichst zu beschleunigen, meinen Hut nahm' und wegging. Ich wußte damals noch nicht, daß Herr v. Stockhausen zur extremen Kreuzzeitungspartei gehörte, und dachte auch nicht, daß er so sehr den kühlen Herrn Minister spielen würde. Bei einer Aufnahme, wie ich sie erwartet, hätte ich ihm mein ganzes Verhältniß entdeckt, schon um zu erfahren, wie man in den höchsten Kreisen darüber denke, und hätte man mir mit nur einiger Aussicht auf baldige Genugthuung meine gänzliche Verabschiedung verweigert, so hätte ich mich wohl wieder für den Augenblick beruhigt und dann nothwendig in Holstein abgelehnt (!). Als ich mich so rücksichtslos behandelt sah, fiel natürlich Alles weg, was mich über meine Pflicht hinaus binden konnte."

Freunde, mit denen Willisen seine Angelegenheit besprach, waren der Ansicht, daß die Regierung ihre Einwilligung zur Annahme des Oberbefehls in Schleswig-Holstein nie geben werde, daß aber demungeachtet ihr sehr erwünscht sein müsse, an der Stelle Bonins, der unmöglich geworden, einen anderen General zu sehen, der sich nicht gegen preußisches Interesse brauchen lassen werde.

So entschloß sich Willisen, ohne vorherige Anfrage beim König der Statthalterschaft zu melden, daß er definitiv annehme.

Schon drei Tage nach Eingabe des Abschiedsgesuchs schrieb der Minister an Willisen, daß Se. Majestät dasselbe genehmigt. Willisen bat darauf, ihm die förmliche Ausfertigung des Abschieds in seine Heimath, nach Staßfurt zu senden, von wo er zugleich der Statthalterschaft zu schreiben gedachte, daß er frei sei. „Den fertigen Brief nahm ich mit, da ich nicht für gerathen hielt, ihn in Berlin auf die Post zu geben; ich wollte das erst in Magdeburg thun, wo ich eine Nacht zu bleiben hatte. Hier führte mich der Zufall mit dem nach Kiel reisenden Geschichtsschreiber Droysen zusammen, der, wie sich bald ergab, mit der Lage in Holstein genau bekannt war. Als ich ihm erzählte, wie weit ich sei, und ihn bat, mein Schreiben mitzunehmen, ging er mich dringend an, doch gleich selbst mit nach Hamburg zu kommen, um aus solcher Nähe Alles definitiv zu ordnen. Die Verhältnisse drängten, Bonin habe bereits seine Entlassung, kurzum, nichts stände mir mehr im Wege. Ich hatte gegen seine Gründe wenig einzuwenden, und so änderte ich meinen Reiseplan und reiste statt nach Staßfurt nach Hamburg, wo ich Tags nachher mit den Herren, die ich früher hier getroffen, die Verhandlung über meine Anstellung abschloß. Auch diese Begebenheit ist von der Verläumdung auf das Gehässigste verdreht worden, und es heißt, ich habe den Minister durch mein Vorgeben, nach Staßfurt zu gehen und die Bitte, mir meinen Abschied dorthin zu schicken, getäuscht."

Ebenso hat die Kreuzzeitungspartei später über die pecuniären Bedingungen, die Willisen in Hamburg gestellt, Gehässiges verbreitet. Die Wahrheit ist, daß Willisen sich mit der Zusage begnügte, er solle ganz in die Verhältnisse Bonins eintreten, welche denen eines commandirenden Generals in Preußen gleichgestellt wären. Auf keine Weise dachte er an die Sicherung seiner Zukunft, obschon er überzeugt war, daß man dahin gehende Wünsche gewähren würde.

Von Hamburg schrieb der nunmehrige Oberfeldherr der Schleswig-Holsteiner an den Grafen Brandenburg, um demselben zu sagen, in welcher Absicht er den Posten angenommen, daß er auf schweigendes Gutheißen seines Verfahrens von Seiten des preußischen Ministeriums hoffe, und daß er, falls diese Ansicht irrig, eine Mittheilung von Berlin erwarte, indem er noch recht wohl zurücktreten könne. Darauf erfolgte keine Antwort. Dagegen rief die Regierung jetzt alle beurlaubten preußischen Offiziere unter Androhung der strengsten Maßregeln gegen nicht gehorchende aus der schleswig-holsteinschen Armee zurück, und um dieselbe Zeit las man im Militärwochenblatt, daß der Generallieutenant von Willisen von der Liste der zur Pension berechtigten Offiziere gestrichen sei. Erst im Juni folgte dem eine Zufertigung der Berliner Polizei, nach welcher Willisen bei Verlust des Staatsbürgerrechts aufgefordert wurde, binnen drei Monaten zurückzukehren. Als er dieselbe an das Ministerium zurücksandte und erklärte

derartige Zuschriften nur vom Ministerium oder aus Schlesien, wo er sein Domicil habe, annehmen zu können, erhielt er im September eine zweite gleiche Aufforderung von der Breslauer Regierung, die ihm den Termin zur Rückkehr später setzte, als er nachher wirklich und freiwillig sich wieder einstellte. „Bei solcher Behandlung," sagt das Tagebuch, „kann ich unmöglich anders glauben, als daß man, diplomatisch wenigstens, ganz zufrieden war mit dem, was ich gethan, und daß Alles, was gegen mich geschah, nur deshalb verfügt wurde, damit man der fremden Diplomatie gegenüber den Schein wahren könnte, bei der Sache Schleswig-Holsteins fortan unbetheiligt zu sein."

Die Thätigkeit Willisens für Schleswig-Holstein begann mit der bekannten Ansprache an die Armee, die er vorher mit Droysen durchging und auf dessen Rath in mehren Punkten änderte. „Es galt demnächst dem Treiben der Boninschen Partei entgegenzutreten, an die sich in vollster Begriffsverwirrung vorzugsweise die aristokratischen Elemente des Offiziercorps angeschlossen hatten. Nachdem dies gelungen und das Vertrauen zu der obersten Führung des Heeres hergestellt war, war vor Allem an Ergänzung der Lücken zu denken, welche Preußen in die Reihen der Offiziere gerissen. Bonin hatte sein ganzes Hauptquartier mit fortgenommen, ich fand keinen Generalstab, der Chef der Artillerie verließ die Armee, ebenso der Oberintendant, die meisten Bataillone verloren ihre Commandeure, es fehlte plötzlich fast die Hälfte des Offiziercorps, und fast noch schlimmer stand es um das so hochnothwendige Unteroffiziercorps. Die Lage war so übel, daß ich mich nie entschlossen hätte einzutreten, wenn ich sie vorher so wie jetzt hätte übersehen können.

Nach allen Seiten hin ließ ich Aufforderungen zur Hülfe und zum Eintritt in die Armee ergehen. Dieselben blieben auch nicht ohne Erfolg und würden einen noch bessern gehabt haben, wenn nicht mit Ausnahme der oldenburgischen und hanseatischen alle deutschen Regierungen uns Hindernisse in den Weg gelegt hätten. In der Noth konnte man nicht sehr wählerisch sein, und so wurden manche Offiziere, die sich meldeten, angenommen, die man besser abgewiesen hätte. Das Beste, was man erwarb, waren einige hessische, hannöversche, oldenburgische, hanseatische und bayersche Offiziere; sie deckten aber kaum den zehnten Theil des Bedürfnisses. Den effectiven Bestand der Armee fand ich etwa 12,000 Mann stark, der Rest, welcher beurlaubt, konnte das Ganze auf ungefähr 18,000 Mann bringen. Auf dem Papier gab es noch eine sogenannte Reservebrigade, die aus Leuten bestand, welche schon früher (in der dänischen Armee) gedient hatten, aber ohne Offiziere und Unteroffiziere waren und für nicht recht zuverlässig angesehen wurden, was bei der Begeisterung, welche im ganzen Lande für die Sache, die man ergriffen, herrschen sollte, wunderbar genug klang."

„Bei dem Bedürfniß einer Verstärkung der Armee verfolgte ich gleich von

Anfang an den Gedanken, aus jedem der 20 Infanteriebataillone, welche ich vorfand, zwei zu machen und so mit 40 Bataillonen à 6 bis 700 Mann in zwei Glieder formirt aufzutreten. Hätte ich dazu sofort die Mittel erhalten, so wäre der Sieg gesichert gewesen. Aber einmal mangelten die nöthigen Offiziere und Unteroffiziere, und dann hinderte die finanzielle Lage. Man schrie schon so über die ungeheuren Lasten, welche die Armee dem Land auflege. Ich beschloß also zunächst nur die Bataillone theils durch Rekruten, theils durch die Reservebrigade bis auf 12 bis 1400 Mann zu verstärken, um später bei mehr Offizieren die Trennung in zwei Bataillone vorzunehmen. Als Vorbereitung dazu wurde die Scheidung derselben in die bekannten Abtheilungen verfügt und die Stellung in zwei Gliedern als die Normalstellung vorgeschrieben.

Schon damals wollte ich die zwanzigjährige Altersclasse einstellen und Werbedepots in Hamburg errichten, aber die Statthalterschaft war gegen beide Maßregeln, gegen jene, weil sie fälschlich die betreffende Altersclasse noch für zu schwach hielt, gegen diese, weil sie befürchtete, dadurch demokratische Elemente heranzulocken und damit der Regierung Anstoß zu geben. Auch hoffte man noch immer, die Sache durch Vermittelung der Diplomatie zu beenden und hörte auf die Stimmen von Berlin, welche vorstellten, man solle doch die im Gange befindlichen Verhandlungen nicht durch vergrößerte Rüstungen erschweren. Nur sehr mangelhaft in die Windungen der damaligen Politik eingeweiht, dachte ich selbst kaum an die Wahrscheinlichkeit eines Kampfes mit der dänischen Uebermacht, am wenigsten aber daran, daß der Fall so nahe liegen könne. Ich that also nur, was zur bessern Organisation des Vorhandenen erforderlich war, gab ein neues Reglement, welches sich ganz auf die Stellung in zwei Gliedern stützte, führte die Campagne-Karren, die Flaggen ein, inspicirte, ließ fleißig exerciren, so weit es der geringe Etat zuließ, und begann vor Allem mit den Werken, welche die damals im schlechtesten Zustand befindliche Festung Rendsburg zum Centrum eines nach der Theorie des großen Krieges gedachten Vertheidigungssystems machen sollten. Der gänzliche Mangel an Ingenieuroffizieren war dabei sehr empfindlich, Alles mußte einem alten dänischen Obersten überlassen werden, den ich fortwährend antreiben mußte."

„Es galt aber nicht blos Neues zu schaffen, sondern auch Unbrauchbares zu beseitigen. So namentlich im Offiziercorps. Es fanden sich mehre häßliche Untersuchungen vor, welche mich nicht mit Vertrauen in die moralischen Elemente der kleinen Armee blicken ließen. Diese Zustände würden mich noch bedenklicher über die Zukunft gemacht haben, hätte ich nicht immer noch mit Bestimmtheit darauf gerechnet, bei dem etwaigen Wiederbeginn der Feindseligkeiten mindestens eine preußische Division zur Seite zu haben (!) und die eigene Armee durch Wiederhereinziehen von preußischen Offizieren heben zu können."

„So waren die Monate April, Mai und Juni vergangen, als plötzlich

die Dinge zur Entscheidung drängten. Die Statthalterschaft muß von dem Stande der Verhandlungen nur mangelhafte Kenntniß gehabt haben. In Kopenhagen wurden die Vertrauensmänner absichtlich getäuscht. Ob nicht auch in Berlin ein falsches Spiel getrieben worden ist, wage ich nicht zu entscheiden; gewiß ist nur, daß die Welt durch den Frieden vom 2. Juli sehr überrascht wurde. Niemand aber wurde durch diese Wendung der Dinge unangenehmer berührt als ich, der ich mich so einer Aufgabe gegenübergestellt sah, die ich bisher noch nie geglaubt hatte ernsthaft in den Kreis meiner Betrachtung ziehen zu müssen." Ich kannte die große Ueberlegenheit des Gegners, hatte seine ganz richtige Ordre de Bataille in Händen und wußte, daß seine Truppen zwar ebenfalls neue Leute waren, aber zu ihrer Bildung alte Stämme von Offizieren und Unteroffizieren gehabt hatten. Noch mehr bekannt aber war mir die Schwäche in unserm Lager, die sich, als es zur Entscheidung kam, noch schlimmer erwies, als ich angenommen."

„Wie dem aber auch sein mochte, jetzt, wo ein Zurücktreten nicht mehr möglich, galt es, der unerwartet aufgestiegenen Gefahr kühn ins Gesicht zu blicken und am allerwenigsten selbst Besorgniß zu zeigen.

„Die Statthalter gingen jetzt auf die Einberufung der zwanzigjährigen Altersclasse und die Errichtung von Werbedepots in Hamburg ein, Maßregeln, die im April schon hätten getroffen werden müssen. Glücklicherweise war Alles wenigstens so weit geordnet, daß die beurlaubten Mannschaften in wenigen Tagen bei den Fahnen sein und die Bataillone auf 900 bis 1000 Mann verstärkt werden konnten. Die Scheidung in zwei Abtheilungen war bei letzteren ziemlich durchgedrungen und wäre ohne den noch immer drückenden Mangel an Offizieren und Unteroffizieren leicht ganz durchzuführen gewesen. Noch schwerer empfand ich die Verlegenheit um höhere Offiziere, die zu Bataillons- und Brigadecommandeuren zu verwenden gewesen wären. Aus Preußen waren deren nur zwei gekommen, zu denen ich Vertrauen hatte, andere blieben aus oder bewährten sich schlecht. Da mir nur zwei Wochen zur Bildung der Armee gegeben waren, so war es nur durch die angestrengteste Thätigkeit möglich, sie so rasch zusammenzubringen."

„Als die Armee beisammen war, entstand die Frage, was zunächst mit ihr zu thun. Man wußte nicht, wozu der Feind nach dem stipulirten Abzug der Preußen und Schweden, der bis zum 17. Juli erfolgt sein sollte, berechtigt war. Durfte er die Eider überschreiten, so hätte man sich fragen können, ob es überhaupt angemessen, ihm entgegenzugehen. In dieser Ungewißheit schrieb ich ein Memoire in die Statthalterschaft über die militärische Lage der Sache und fragte, ob ich ganz nach meinen militärischen Ansichten verfahren dürfe, nach denen ich entschlossen sei, dem Feinde entgegenzugehen und den Versuch zu machen, eine Besetzung Schleswigs durch die Dänen zu vereiteln. Ich erhielt darauf

die Erlaubniß zu thun, was ich vom militärischen Standpunkt für nöthig halte.

Von meinem Gegner wußte ich, daß er im Ganzen fast doppelt so stark war als ich, daß er aber seine Streitkräfte getheilt hatte, indem die eine Hälfte derselben auf Alsen, die andere, wobei die sehr zahlreiche Reiterei, in Jütland stand. Ich gedachte anfänglich, diese Aufstellung zu benutzen und mich durch schnelles Einrücken in Schleswig, hart hinter den abziehenden Schweden her, zwischen jene getrennten Massen der Dänen zu werfen. Am 14., 15. und 16. wollte ich so weit vorrücken, daß ich am 17. Flensburg und Bau erreichen konnte. Hier sollten die Umstände entscheiden, gegen welchen jener beiden Theile des feindlichen Heeres ich mich mit meiner ganzen Macht wenden sollte. Zwar verbarg ich mir nicht, daß wahrscheinlich jedes dieser dänischen Corps mir ziemlich gewachsen sein würde, da namentlich das zu betretende Terrain der Vertheidigung äußerst günstig war, und daß die Möglichkeit vorlag, nach einem oder zwei verunglückten Versuchen von einem sehr überlegenen Feinde, mehre Märsche von den Stellungen entfernt, welche dem Schwächern Sicherheit versprachen, in die Mitte genommen zu werden. Aber ich wußte auch, daß einem überlegnen Feinde gegenüber nichts mehr den Sieg verspricht, als wenn man ihn getrennt fassen und einzeln schlagen kann, und ich traute damals noch meinen Truppen die zur Durchführung eines solchen Plans durchaus nöthige Energie des Angriffs und der schnellen Bewegung zu."

„Darnach handelte ich. Der rechte Flügel, die zweite Brigade, die sich zwischen Kiel und Preetz gesammelt, sollte rasch auf Missunde und Flensburg vorrücken. Mit dem Gros wollte ich über Schleswig nach Bau marschiren. Die erste Brigade, welche, von Glückstadt und Altona kommend, einen Marsch zurück war, sollte als Reserve folgen. Ich hatte jeder der ursprünglichen vier Brigaden ein Bataillon genommen und daraus eine Avantgarde gebildet. In Rendsburg blieb blos ein Bataillon und sonst nur die Ersatzcompagnien und die Rekruten zurück. Die Armee zählte 20 Bataillone, 18 Schwadronen und 64 eiserne Geschütze, darunter 24 schwere kurze zwölfpfündige Granatkanonen. Sie war circa 24,000 Mann stark." —

„Am 14. schon besetzte ich mit einem Bataillon Eckernförde, sandte Artillerie mit 8 schweren Belagerungsgeschützen hin, um die frühere Batterie zum Schutz des Hafens wiederherzustellen und eine Landung unmöglich zu machen, und schob die Avantgarde von Rendsburg bis Sorgbrück und Krop vor. Am 15. sollte die 2. Brigade von Kiel über Gettorf nach Missunde gehen und dort eine Brücke über die Schley schlagen, die Avantgarde bis Idstedt, die 3. und 4. Brigade bis Schleswig, die 1. bis Krop, die Reserve-Cavallerie und Artillerie bis Schuby vorrücken. Der Marsch betrug zwischen 3 und 4 Meilen. Der Tag war etwas heiß, aber die Wirkung, die dies auf die Leute übte, war ent-

muthigender, als man erwarten konnte. Zu Hunderten blieben sie an der Straße liegen, und in fast aufgelöstem Zustande erreichten die Compagnien ihre Quartiere. Ich ließ mehre Bataillone in Schleswig an mir vorbeimarschiren und war über ihr Aussehen wahrhaft erschrocken. Es schien mir völlig unmöglich, sie so ungeübt und unfähig im Ertragen von Fatiguen einer Aufgabe entgegenzuführen, deren Gelingen vor Allem in der Fähigkeit lag, große und schnelle Märsche zu machen und doch noch mit der Kraft zu energischem Angriff an den Feind zu kommen. Wollte ich mich mit Aussicht auf Erfolg zwischen die getrennten Theile des dänischen Heeres werfen, so mußte die angestrengte Bewegung noch für die nächsten Tage fortgesetzt werden. Alle Führer erklärten das für gewagt, und ich selbst empfand schwere Bedenken, wenn ich an die Möglichkeit eines schnellen Rückmarsches dachte."

„So änderte ich meinen Entschluß, gab die Offensive auf und beschloß, in der Stellung von Idstedt den feindlichen Angriff abzuwarten und aus ihr heraus entweder mit einem kurzen energischen Stoß, der die Eigenschaft, welche meiner Truppe fehlte, nicht in Anspruch nahm und nur auf der fußte, welche ich ihr zutraute, Tapferkeit nämlich, dem Gegner bei passender Gelegenheit in die Parade zu stoßen oder, wenn sich diese Gelegenheit nicht fände, in der Stellung eine reine Defensivschlacht zu liefern. Nach Allem, was ich später erfahren, muß ich diesen Plan noch heute für vollkommen richtig bezeichnen."

(Schluß in nächster Nummer.)

Zwei Briefe G. E. Lessings an C. F. Weiße.

Die folgenden beiden Briefe Lessings an Christian Felix Weiße sind bisher noch nirgends gedruckt. Sie wurden uns durch die Güte des Herrn Professor C. H. Weiße in Leipzig, der bekanntlich ein Enkel von Christian Felix, zur Veröffentlichung überlassen. Kenner des Lebensgangs Lessings werden sich dieselben leicht in die Lücke einordnen können, welche sie ausfüllen sollen. Orthographie und Interpunction des Originals wurden selbstverständlich beibehalten.

1.

Liebster Freund,

Es war eine Zeit, da Sie den Verfasser dieses Briefes ihrer Freundschaft

würdigten. Wenn man sich einer Freundschaft durch Nachlässigkeit verlustig machen kann: so darf ich mich nicht wundern, wenn ich mich auch der ihrigen verlustig gemacht habe. Wenn es aber Nachlässigkeiten giebt, an welchen das Herz keinen Theil hat, oder welche gar von einem allzuempfindlichen Herzen herrühren: [denn

ἀςοργιαν ἐχει τιν ὁ σκληρος βιος:]

So sind gewiß die meinigen von dieser Art; so darf ich ihre Vergebung hoffen; so darf ich nicht fürchten, durch Verjährung des Rechts auf ihre Freundschaft verlustig werden zu können.

Herr Prof. Straube, der Ihnen diese Zeilen einzuhändigen das Vergnügen hat, ist einer von unsern alten Belustigern. Ihm ist es in Leipzig so wohl gegangen, daß er sich auch nach so vielen Jahren der Sehnsucht, es wieder einmal zu besuchen, nicht entschlagen kann. Er wird seine [unleserlich, wohl: Schlegels], seine Kästners nicht mehr finden; aber seine Gottscheds wird er noch finden. Liebster Freund, nehmen Sie sich also seiner an, wenn er die gute Idee von Leipzig wieder zurückbringen soll, die er mit hinnimmt. Machen Sie ihm seinen kurzen Aufenthalt alda so angenehm, als es ohne ihre Unbequemlichkeit geschehen kann, und glauben Sie mir auf mein Wort, daß Sie sich keinen ehrlicheren Mann verbinden können, als ihn.

Er hat von mir den Auftrag, mir den Theil von dem Journal etranger zu kauffen, in welchem, nach den Briefen über die neueste Litteratur, einige von meinen Geburthen recensirt sind. Haben Sie die Gütigkeit, ihm solche nachzuweisen. Denn das kann ich Ihnen freylich nicht zumuthen, daß Sie ihr Exemplar so weit aus den Händen laßen sollen.

Sie sind verheyrathet, liebster Freund. Ich erinnere mich nicht sie gesehen zu haben, die ihre Liebe glücklich macht. Aber ich hoffe, sie wird ihrer würdig seyn. Versichern Sie sie, wie sehr auch ich ihr für die Zufriedenheit danke, welche der liebste meiner Freunde in der Vereinigung mit ihr findet.

Ich bin

Ihr

Breslau den 6. März 1764. ergebenster v. Lessing.

2.

Mein lieber alter Freund,

Das konnte ich ja wohl denken, daß Sie auch unaufgefordert diese Gelegenheit ergreiffen würden, mir einen Beweis Ihres fortdauernden Wohlwollens zu geben. Sie werden die besprochnen Exemplare meines Nathans nun wohl schon erhalten haben, oder unmittelbar hierauf erhalten, wenn Sie die Güte haben wollen, sie bey dem Buchhändler Voß aus Berlin abfodern zu lassen. Das eingehende Geld [kann auch Gold heißen] dafür bitte ich an

Madame Reiske zu bezahlen. Wie Ihnen mein Nathan gefällt, wünschte ich wohl zu wissen. Ich werde alt; und sollte mich freylich solcher Arbeit lieber gänzlich enthalten. Sie müssen indeß wegen des Anlasses, der mich dazu nöthigte, von Ihrer kritischen Strenge schon etwas nachlassen.

Braunschweig den 27 April 79. Ganz der Ihrige

Lessing.

Vermischte Literatur.

Leben des amerikanischen Generals Johann Kalb von Friedrich Kapp. Mit Kalbs Portrait. Stuttgart, Cottascher Verlag. 1862.

Fleißiges Studium und geschickte Benutzung der Quellen, ein ehrlicher Realismus und eine durchweg achtungswerthe Auffassung der politischen und socialen Verhältnisse vereinigen sich mit einer glücklichen Begabung zum Erzählen und Schildern, um diese neueste Arbeit Kapps zu einer der werthvollsten Bereicherungen der Geschichte des großen amerikanischen Unabhängigkeitskampfes und des vorigen Jahrhunderts überhaupt zu machen. Sie ist dies um so mehr, als man über Kalb bisher nur sehr ungenügend unterrichtet war, nicht einmal seinen Namen übereinstimmend schrieb, ihn bald einen Elsässer, bald einen Schweizer, bald in dem, bald in jenem Jahr geboren sein ließ und von seiner Thätigkeit als geheimer politischer Agent Frankreichs in Amerika nur Unzusammenhängendes wußte. Der „Baron Johann v. Kalb" war im Jahre 1721 zu Hüttendorf im Bayreuthischen geboren und Sohn eines einfachen Bauern. Später Kellner geworden, verschwindet er auf einige Zeit, um im Jahre 1743 als Lieutenant Jean de Kalb in einem der geworbnen deutschen Regimenter wieder aufzutauchen, die damals einen Theil des französischen Heeres ausmachten. In dieser Eigenschaft nahm er rühmlichen Antheil an den Feldzügen in den Niederlanden, den Belagerungen von Menin, Ypern und Freiburg, an der Schlacht bei Fontenoy und später an dem siebenjährigen Kriege, in welchem er die Schlachten bei Roßbach und bei Bergen mitmachte. 1763 mit dem Rang eines Oberstlieutenants aus der Armee geschieden, vermählte er sich mit der Tochter eines wohlhabenden Fabrikanten und zog aufs Land. Bald aber regte sich in ihm wieder der militärische Geist, und er suchte, auf Empfehlungen Broglies gestützt, bei Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg Anstellung im portugiesischen Heer. Der Plan zerschlug sich, aber Choiseul, der seine Augen auf den in den englischen Colonien Nordamerikas sich vorbereitenden Kampf richtete, beschloß, Kalb als Kundschafter dorthin zu senden. Derselbe nahm diese Mission an, unterrichtete

sich während der ersten Monate des Jahres 1768 in New-York, Philadelphia und Halifax aufs beste über die Stimmung und die Lage der Dinge in Amerika und erstattete, im Juni nach Paris zurückgekehrt, Choiseul in einer Denkschrift seinen Bericht, der, ebenso verständig als gründlich, mit den Ansichten der Urtheilsfähigsten unter seinen Zeitgenossen übereinstimmt. Nach Choiseuls Sturz hörte das Interesse des Pariser Cabinets an Amerika eine Zeit lang auf, und Kalb blieb unverwendet, bis Vergennes endlich den Gedanken, die Amerikaner durch Zusendung von Offizieren gegen England zu unterstützen, wieder aufnahm. Kalb ging mit Lafayette und einer Anzahl anderer Franzosen nach Philadelphia, wurde vom Congreß nach mancherlei Schwierigkeiten, die in der Eifersucht der eingebornen Heerführer lagen, als Generalmajor angestellt und machte nun unter Washington jene Feldzüge der Jahre 1777 bis 1780 mit, die, reicher an Leiden als an Thaten, ihn bald im Staat New-York, bald in Pennsylvanien beschäftigten, und während deren er fortwährend nach Paris Bericht erstattete. Im Sommer ging er zur Abwehr der Engländer, welche Charleston belagerten, nach dem Süden ab, und hier fiel er tapfer kämpfend in dem Treffen bei Camden, welches durch das Ungeschick des amerikanischen Generals Gates mit einer Niederlage der Amerikaner endigte. Kalb war kein begeisterter Freiheitsheld, sondern einer von jenen letzten Ausläufern des deutschen Landsknechtsthums, welche im vorigen Jahrhundert ihren Arm und ihre Kenntniß den Herren aller Länder, vorzüglich aber der französischen Krone verkauften. Er war dabei, besser wie viele seines Gleichen, ein Ehrenmann im soldatischen Sinn und Geist seines Jahrhunderts. Nur ungern blieb er im Dienste Amerikas zurück, Hoffnung auf pecuniären Gewinn hielt ihn dort nicht fest, ebenso wenig die Aussicht auf Auszeichnung, sondern einfach sein soldatisches Gewissen. Seine treue Pflichterfüllung unter allerlei Entbehrungen und üblen Erfahrungen von der Ränkesucht der Amerikaner (vgl. namentlich seine Briefe aus dem Winterlager in Valley-Forge), seine unbedingte Hingebung an die Sache, in deren Dienste er getreten war, geht, wenn wir von Washington absehen, weit über die Thätigkeit der eingebornen Generale hinaus, die er auch an natürlichem Verstand und Kriegserfahrung bei Weitem übertraf. „Er starb für die Ehre der amerikanischen Waffen, seine Maryländer Brigade noch im Sterben anfeuernd und begeisternd. Da er den Verlust der Schlacht nicht verhindern konnte, so rettete er doch den kriegerischen Ruf der republikanischen Truppen der von dem commandirenden General (Gates) und den Eingebornen (durch feiges Davonlaufen der virginischen Miliz) schmählich Preis gegeben wurde.“ Außer dem Verdienst, die Motive des Handelns Kalbs in seinem vielbewegten Leben klar, deutlich und von allem falschen Idealisiren frei hervorgehoben zu haben, hat das Buch auch noch das fernere, sehr wesentliche neue Aufschlüsse über die verschiedenen Phasen der amerikanischen Revolution und über die Stellung geliefert zu haben, welche die französischen Machthaber zu derselben einnahmen. Kalbs Beziehungen zu Choiseul und Broglie, zu Lafayette und Washington, wie wir sie aus den hier mitgetheilten Briefen und Berichten (man vergleiche besonders die Stelle S. 86 bis 91 über Graf Broglies Bestreben, von den Amerikanern zum Oberfeldherrn mit dictatorischer Gewalt ernannt zu werden) erkennen, lassen uns tiefe Blicke in die geheimen Werkstätten der Geschichte des vorigen Jahrhunderts thun und führen uns über den engen Raum des Wirkungskreises

eines bloßen Untergenerals mitten in das verwickelte Getriebe der großen Politik. Endlich machen wir noch auf die sehr beherzigenswerthen Darstellungen und Beurtheilungen der Zustände Deutschlands und Europas im ersten und letzten Capitel des Buchs aufmerksam, welche das Leben des Gegenstandes der Biographie zu rechtem Verständniß zu bringen bestimmt sind. Wir schließen uns dem dort Gesagten vollständig an, namentlich dem, was über die deutsche Kleinstaaterei bemerkt ist. „Der heutige Deutsche genießt ohne Frage eine größere persönliche und politische Freiheit als der Franzose unter Louis Napoleon, aber während bei uns die Kleinstaaterei die nationale Macht bricht und die ursprünglich frischesten Kräfte fruchtlos abnutzt, wenn sie sie überhaupt brauchen kann, so erhebt sich der Franzose an dem Troste, daß er im Ausland gefürchtet, und daß sein Vaterland der politische Schiedsrichter Europas ist." Ein Großstaat von vielen Millionen derselben Nationalität findet Verwendung für jedes Talent, spornt den Ehrgeiz und die Leistungsfähigkeit des Einzelnen an und ruft den Wettkampf der Geister hervor, der allein große Erfolge erzeugt. Ein Kleinstaat kann und darf gar nichts Großes aufkommen lassen, er ist nur die Carricatur eines Staates, ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung für Alle, die nicht zu ihrem Unglück ihm angehören.

Meyers neuester Handatlas. Lieferung 1 bis 12. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. Die Ausstattung ist, wie bei allen Unternehmungen der Firma, sehr sauber und geschmackvoll, der innere Werth der einzelnen Karten — sie sind Kupferstiche — verschieden, doch immer dem außerordentlich wohlfeilen Preise angemessen. Vortrefflich sind: das Blatt, welches die Eisenbahnen und Höhenschichten des südwestlichen Deutschland darstellt, die orographische Karte von Europa und die Karte der Schweiz. Durch sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entdeckungen zeichnet sich das Blatt aus, welches das nordwestliche Afrika enthält. Auch die Karten von den Provinzen Brandenburg, Pommern, Posen, Ost- und Westpreußen, sowie vom Königreich Sachsen, Schleswig-Holstein (nicht „Schleswig und Holstein") Oldenburg, Hannover und verschiedener Theile von Bayern verdienen das Lob verhältnißmäßiger Reichhaltigkeit und Deutlichkeit. Das Ganze wird 100 Karten in 50 Lieferungen umfassen und nicht mehr als 12½ Thaler kosten. Wir glauben, daß der Atlas sich durch die erwähnten Eigenschaften viele Freunde erwerben wird, und wollen denselben auch unsrerseits bestens empfohlen haben.

Aus dem deutschen Rechtsleben. — Schilderungen des Rechts- und des Culturzustandes der letzten drei Jahrhunderte auf Grund von Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Acten des kaiserlichen Kammergerichts. Vom Oberappellationsrath Dr. Rudolf Brinkmann. Kiel, E. Homann. 1862.

Zunächst für Juristen, dann aber in mehr als einem Capitel auch für den Freund der Culturgeschichte von großem Interesse. Der Verfasser gibt zuerst eine Darstellung der Verfassung und des Verfahrens des kaiserlichen Kammergerichts in Speyer, einen Ueberblick über die Gerichtsverfassung in Holstein und Lauenburg und eine Nachricht über die jetzt in Kiel befindlichen Acten, aus denen er geschöpft. Dann folgen 33 Processe, die nicht blos über alte Rechtsbräuche und Rechtsanschauungen, sondern auch über alte Zustände in Schleswig-Holstein und Lauenburg überhaupt sehr dankenswerthe Aufschlüsse enthalten. Namentlich über das Verhältniß des dortigen Adels zu Bürger und Bauer finden sich in der

Sammlung mehre sehr lehrreiche Abschnitte. So in Capitel fünf, wo ein holsteinischer Edelmann einen Bauer, der ihm entlaufen ist und dann mit Brandlegung gedroht hat, ohne Weiteres damit bestraft, daß er ihm die Beine „wie Landsknechtehosen" aufschlitzen und ihn dann aufs Rad legen läßt. So in Capitel acht, wo ein Wulf von Ahlefeld noch gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts seinen Bruder wiederholt mit Fehde überzieht, und in Capitel vierzehn, wo wir einen ähnlichen kleinen Krieg zwischen den Gebrüdern Bockwold ausbrechen sehen. So ferner im siebenzehnten Abschnitt die Schilderung der Art, wie die holsteinischen Junker im letzten Decennium des sechzehnten Jahrhunderts in Kiel hausten. Lediglich der Kurzweil halber warfen sie hier den Bürgern die Fenster ein, schlugen und schossen nach ihnen, jagten sie sammt ihren Frauen aus ihren Häusern, die dann geplündert wurden. „Nicht ein unbärtiger Junker, sondern eine alte graue Adelsperson" lockte den Bürgermeister Paul Töken in die Kirche, angeblich, „um etwas wohlmeinendlich mit ihm zu reden. Statt dessen wurde demselben in der Kirche der Bart ausgerupft." Verwundungen und Mordthaten, durch diese adelige Rotte verübt, waren an der Tagesordnung, Mißhandlungen von Frauen ebenfalls. Hans Penz, einer der Unholde, kommt eines Tages in das Haus des Bürgermeisters Ameling von Lengerken, um Kaufmannswaaren auf Borg zu entnehmen. Als der Diener ihm diese verweigert, schlägt er ihn und sticht mit seiner Wehre nach dem andern Diener. Bald nachher schlägt er des Nachts einen ihm begegnenden Bürger zu Boden und zerhaut der Frau, die diesen begleitet, mit dem Degen die Kleider. Einer andern Frau schlägt er „mit Kreuz und Knopf" ins Angesicht, aus keiner andern Ursache, als weil sie ihm in ihrem Hause kein Bett zurichten will. Kurz vor Pfingsten 1590 wird „eine fromme, christliche und tugendsame Matrone, Bürgerin der Stadt Kiel, in ihrer Behausung, im Beisein ihres Mannes, ihrer drei Söhne und andrer mehr von Hans Penz mit der Faust dermaßen ins Angesicht geschlagen, daß ihr Auge fast eine Faust dick aufschwillt. Am nächsten Morgen, etwa um Zeiger vier, kommt Penz mit einem Hofknecht vor dasselbe Haus, erhält Eingang von der arglosen Magd, geht vor das Bett der alten Eheleute, entblößt dieselben und sagt: „Ich wollte den Sohn hier gefunden haben, und da solches geschehen, sollte jetzt sein jüngster Tag gekommen sein." Das Ende dieser Geschichten ist, daß den Bürgern endlich die Geduld ausgeht. Die Sturmglocke ertönt, und in dem Gefecht, das zwischen den Bürgern und einigen von den adeligen Uebelthätern entsteht, wird Penz, nachdem er noch in ein Haus gedrungen und dort einer Magd, die drei pockenkranke Kinder wartet, heldenmüthig eine große Armwunde gehauen, jämmerlich erschlagen. Die Verwandtschaft hängt darüber der Stadt einen mächtigen Proceß an, der mit knapper Noth in einer Freisprechung endigt. — Wie schön war's doch in der „guten alten Zeit!" Ueber die Sitten adeliger Damen — noch dazu Klosterfräulein — vergleiche man Capitel 27. Auch die Abschnitte 12 und 25 sind von allgemeinem Interesse, jenes, indem es anzeigt daß unter holsteinischen Bauern die Blutrache bis tief ins sechzehnte Jahrhundert hinein geübt wurde, dieses als Beispiel, wie (Anfang des siebzehnten Jahrhunderts) selbst ein Fürst sich nicht entblödete, aus niedriger Gewinnsucht Jemand einfangen, in schwerer Haft halten und criminell behandeln zu lassen, der gar nicht vor sein Gericht gehört.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die großdeutsche Versammlung in Frankfurt a. M.

„Großdeutsch“ war bisher in Süddeutschland größtentheils ein Lob, in Norddeutschland beinahe ein Schimpfwort. Es ist jetzt aus der Bezeichnung einer bloßen Richtung zum Namen einer bestimmten politischen Partei geworden, dem die weitere Entwickelung der Dinge in Deutschland seinen Inhalt geben wird. Die Versammlung in Frankfurt, welche zur förmlichen Gründung und Organisation dieser Partei am 28. und 29. October abgehalten wurde, hat dazu bereits einen ersten Beitrag geliefert.

Die Elemente zur Bildung einer großdeutschen Partei lagen besonders im Südwesten verhältnißmäßig reichlich gehäuft. Wenn sie nicht so sehr verschiedener Natur gewesen wären, so hätten sie sich ohne Zweifel längst so gut zusammengefunden, wie die ihnen gegenüberstehende Nationalpartei. Aber kein positives Streben, sondern der bloße, bei dem Einen aus diesem, bei dem Andern aus jenen Motiven hervorgehende Widerwille gegen das abermals von einer mächtigen Partei repräsentirte Reformprogramm von 1849 verband diese Elemente. Zum Theil waren es Ultramontane, Particularisten und Reactionäre, die dem deutschen Volke weder Einheit noch Freiheit in irgend einem noch so bescheidenen Maße gönnten. Zum andern Theil waren es Demokraten, denen das Reformprogramm nicht weit genug ging, und die von seiner Vereitlung neue Chancen für eine deutsche Republik hofften. Es bedurfte einer längeren Dauer der Reformbewegung, bevor aus diesen beiden Hauptbestandtheilen sich eine geschlossene Partei zusammenfinden konnte. Jeder für sich aber, das fühlte man wohl, war der vorwärtsdringenden Reformpartei nicht gewachsen. Es mußte außerdem eine besondere Gunst der Umstände hinzukommen, um die Einen aus ihrer innern Abneigung gegen jede öffentliche Agitation, die Andern aus ihrem pessimistischen Schmoll- und Trotzwinkel hervorzulocken. Diese Gunst der Umstände nun trat ein, als Preußen sich durch innere Wirren für längere Zeit unfähig zu machen schien, dem nationalen Bedürfniß irgend eine reelle Befriedigung zu bieten. Der Nationalverein hatte damit angefangen, seine Hoffnungen auf die Initiative der preußischen Regierung zu setzen; als das nicht ferner möglich war, mußte es scheinen, seine Thätigkeit sei überhaupt gelähmt. Gleichzeitig also mit der Verschlimmerung der Lage in Preußen be-

gannen sich die östreichischen Sympathien und die großdeutschen Tendenzen im westlichen Deutschland immer kräftiger zu regen. Auf dem deutschen Schützenfest hatten beide vor ihren natürlichen Gegensätzen einen gewissen Vorsprung voraus. Die Künstlerversammlung in Salzburg und der Juristentag in Wien wurden nicht ohne einigen Erfolg dazu benutzt, um die Blicke des deutschen Volks auf Herrn v. Schmerling, als auf seinen dereinstigen Retter aus Ohnmacht und Niedrigkeit zu lenken. Den identischen Noten, die im Frühjahr die rein theoretischen Reformideen Preußens so trotzig zurückgewiesen hatten, folgte im Sommer ein Antrag Oestreichs und seiner Genossen beim Bundestage, der eine praktische Gegenreform in Aussicht nahm. War das Angebot im Vergleich zu den Forderungen der Nation auch lächerlich gering, so schien es doch immerhin eine Art von Anfang zur Reform der Bundesverfassung, die Preußen sich begnügte als verbesserungsbedürftig anzuerkennen und in ihren Lebensäußerungen möglichst eng zu beschränken. Es mußte nun versucht werden, für die Gegenreform eine Partei zu gewinnen. Die sorgsam ausgestreuten Keime mußten aufgehen. So wurde denn dem Abgeordnetentage gegenüber, mit dem die Nationalpartei eben ihren Stand zu befestigen suchte, eine großdeutsche Versammlung auf Ende October nach der Bundeshauptstadt ausgeschrieben.

Indessen hatte der Reformgedanke auch in der neuen Krise seine Kraft bewährt. Es gelang der ihn tragenden Partei auf ihren Zusammenkünften in Weimar und in Koburg, aus der unhaltbar gewordenen alten in eine neue feste und durch ihre eigene Stärke auch allein zu behauptende Stellung überzutreten. Sie verlor nicht blos nicht an Terrain und Mannschaft, sondern sie verstärkte sich noch durch den nunmehr rückhaltlos erfolgenden Anschluß der bisher immer zurückhaltenden schwäbischen Fortschrittspartei. Für die großdeutsche Versammlung war dies ein schwerer Schlag. Sie büßte damit die Aussicht ein, durch Hinzutritt eines so entschieden und anerkannt liberalen Körpers ihre im Allgemeinen sehr dunkle politische Farbe zeitgemäß zu erhellen. Als es feststand, daß von der würtembergischen Demokratie höchstens ein versprengtes schwaches Häuflein in Frankfurt erscheinen werde, zog sich auch der größte Theil der Oestreicher vorsichtig zurück. Der Versuch war offenbar mißglückt, die neue Partei zu annähernd gleichen Hälften aus Conservativen und Demokraten zusammenzusetzen. Der so leidenschaftlich geübte Hohn gegen die Kleindeutschen fiel jetzt auf die angeblichen Großdeutschen zurück, die trotz ihres Gegensatzes zu dem Weimarer Tage über den Kreis der Abgeordneten hinausgreifen mußten, um aus Preußen, Kurhessen und ein paar andern Staaten nur überhaupt Zuzug zu erhalten, und deren Versammlung auch dann noch so vorwiegend aus einzelnen Gegenden von Deutschland beschickt wurde, daß sie sich in dieser Beziehung zum Nationalverein ungefähr verhalten wie Bayern zu Preußen.

Ein Blick auf die Mitgliederliste weist dies sogleich näher nach. Zur

venn die ersten Kammern die entscheidenden Factoren unsers Staatslebens wären, so müßten neben Bayern auch Würtemberg, Hessen-Darmstadt, Hannover, Sachsen und vielleicht selbst Baden als großdeutsche Territorien gelten. Aber wenn es vielmehr auf die gewählten Volksvertretungen ankommt, so ist nach Ausweis dieser Versammlung lediglich Bayern noch überwiegend in großdeutschem Besitz. Von Würtemberg war Moritz Mohl mit einem halben Dutzend Gleichgesinnter da, während die Führer der dortigen Demokratie sammt und sonders in Weimar gewesen waren. Aus Baden erschienen einige abgedankte Minister nebst einem einzigen andern Abgeordneten. Hessen-Darmstadt stellte, charakteristisch genug, eine starke Anzahl früherer Kammermitglieder, die bei den soeben vollzogenen Neuwahlen durchgefallen sind. Aus Nassau erschienen Regierungsmänner und Ultramontane, denen die nächsten Neuwahlen dasselbe Schicksal in Aussicht stellen. Aus Hannover hatten die Führer der Junkerpartei und die Mitglieder der Camarilla, die zugegen waren, ein paar Bauern aus der vom Grafen Borries gezogenen Schaar mitgebracht, die ebenfalls schwerlich wieder auf einem Landtage erscheinen werden. Sachsens zweite Kammer war anscheinend überhaupt nicht vertreten. (Durch einen einzigen Abgeordneten: Seiler D. Red.) Kurhessens Landesvertretung glänzte gleich der preußischen durch Abwesenheit; dagegen waren fast vollzählig die Junker erschienen, die früher in Kassel erste Kammer spielten. Von den 35 Millionen des außeröstreichischen Deutschlands mögen demnach ungefähr 5 oder 6 in Frankfurt repräsentirt gewesen sein.

In dieser Weise hat sich denn also hier der deutschen Whigpartei gegenüber, die in der großen Mehrzahl der Volksvertretungen dominirt, die deutsche Torypartei constituirt.

Die kleine Beimischung demokratischer Elemente, die es in Frankfurt unter 350—400 Anwesenden auf 20—30 Stimmen brachte, kann die Gesammtfarbe kaum modificiren, und es ist daher die conservative Partei im Gegensatz zur liberalen, was am 28. October hier das Licht der Welt erblickt hat. Die Großdeutschen sind nicht allein der Bundesreform so abgeneigt, daß nur die äußerste Noth, die Gefahr, sonst ungleich mehr nachgeben zu müssen, sie zum Anerbieten mikroskopischer Reformen treiben kann; sie sind auch der Freiheit und dem Fortschritt so weit entgegen, als die Zeit nur irgend erlauben will. Aber freilich, die Zeit ist gegen diese charmanten Leute jetzt sehr hart und preßt Bekenntnisse von ihren Lippen, deren sie sich im Innern eigentlich schämen. Schon daß sie überhaupt aus allen Theilen Deutschlands zusammenkommen, ist gegen alle ehrwürdige Tradition. Und dann öffentlich tagen zu müssen! Welche Unbequemlichkeit für ritterliche Gedanken, auf ein skeptisches, wo nicht gar feindselig abgeneigtes Publicum Rücksicht nehmen zu müssen, bevor sie sich in hörbare Laute fassen!

Der erste Tag der Versammlung ging nicht vorüber, ohne den tagenden Junkern diese Schattenseiten einer nationalen Agitation empfindlich zu Gemüthe zu führen. Der ehrliche und in Allem fanatische Mohl, so vereinzelt er sich fühlen mußte, ließ es sich gleichwohl nicht nehmen, seinem Mißtrauen gegen die Tendenzen des ihn umgebenden Adels Worte zu leihen, gleichsam zur Rechtfertigung seines Erscheinens vor dem demokratischen Publicum daheim. Ein hannoverscher Junker, Schatzrath v. Rössing, nahm die Herausforderung zwar keck genug auf; aber sein würtembergischer Standesgenoß v. Varnbüler belehrte ihn alsbald durch begütigende Ablenkung, daß dies nicht der Ort sei, um Interessen des Adels zu vertreten. Mohl behauptete nicht allein seinen Stand, er wurde auch nachher noch mehr als vorher mit einer Aufmerksamkeit behandelt, die deutlich zeigte, welchen unendlichen Werth man auf seine Theilnahme legte.

Aus ähnlichen Beweggründen ging das Verfahren hervor, das man gegen den berühmtesten Besucher der Versammlung, gegen Heinrich von Gagern beobachtete. Daß er da sein werde, war nach seinem Fiasco in Weimar allerdings nicht sehr überraschend mehr. Aber ob er selbst mit der Erwartung nach Frankfurt gegangen ist, als Mitbegründer einer großdeutschen Partei heimzukehren, wird man vielleicht noch bezweifeln dürfen. Er kannte ja ohne Zweifel die grundsätzliche Abweichung seines Standpunktes von dem der Entrepreneure. Er wußte, daß sie zusammenkämen, um die Rechbergischen Delegirten flügge machen zu helfen, von deren Fluge er sich schlechterdings nichts versprechen konnte. Warum ließ er sich also in den Ausschuß zur Entwerfung der Statuten eines großdeutschen Vereins ziehen, der doch das unannehmbare Programm nur zu verwirklichen bestimmt sein konnte?

Herr v. Wydenbrugk freilich wußte wohl, was er that, als er vom Bureau herab hinter dem berühmten Redner der Versammlung heftig zuwinkte, sich zu seiner Bewillkommnung von ihren Sitzen zu erheben. Herr v. Varnbüler wußte es, als er den ersten Platz im Statuten-Ausschuß für Herrn v. Gagern offen hielt, und die ganze Versammlung verstand mehr oder weniger ihre Acquisition zu schätzen, indem sie gewohnheitsmäßig wohl einmal auch da applaudirte, wo das ehemalige Haupt der Gothaer den Gedanken rechtfertigte, zu dessen Bekämpfung man zusammengetreten war. Er rechtfertigte ihn allerdings nur für die Vergangenheit, nicht für die Gegenwart. Der Gedanke der preußischen Spitze ist Herrn v. Gagern zufolge richtig gewesen, als er noch erst in kleinen Kreisen begriffen und gewürdigt wurde; er ist falsch, seitdem Millionen sich mit der Ueberzeugung durchdrungen haben, daß nur auf diesem Wege Heil für Deutschland sei. Hat etwa die Bekehrung der demokratischen Partei im ganzen deutschen Norden zu diesem Gedanken dessen hauptsächlichsten Urheber stutzig gemacht? Aber die constitutionelle Partei hat ihn darum doch nicht aufgegeben;

und indem Gagern sich den Großdeutschen anschließt, muß und will er doch auch mit Demokraten zusammengehen — ganz abgesehen davon, daß die Demokraten seit 1849 so gut gelernt und vergessen haben wie die Constitutionellen.

Oestreich, sagt Gagern, hat sich im Gegensatz zu früher jetzt in eine Lage versetzt, die seine Aufnahme in den engsten Bund mit dem neugestalteten Deutschland ermöglicht; es ist ein Verfassungsstaat geworden, es gibt jetzt wenigstens eine ideale Grenzlinie zwischen seinen deutschen und nichtdeutschen Landestheilen zu, die deutsche Gesinnung ist ihm ungleich lebendiger als vor dreizehn Jahren. Aber das Letztere ist eine allgemeine Erscheinung, die von Preußen in bei Weitem höherem Maße gilt; die „ideale Grenzlinie" hat bis jetzt kein Leben außer als Versprechen in einer einzigen diplomatischen Note, und stößt sich an der noch neulich wieder für unantastbar erklärten Februarverfassung; die Form endlich, in der Oestreich zum Verfassungsstaat geworden ist, ist diejenige des mit einem deutschen Bundesstaat unvereinbaren Gesammtstaats. Alle alten und neuen Gothaer bis auf Herrn v. Gagern folgern daher, daß wir in allem Wesentlichen noch durchaus auf demselben Flecke stehen wie 1849. Das Gagernsche Programm hat seine Beweiskraft für Niemanden verloren außer für das Brüderpaar, dessen Namen es trägt.

Die Bewegung von 1848 und 49 hat allerdings wenigen Familien so übel mitgespielt wie der Gagernschen. Den charaktervollsten und politisch bedeutendsten der Brüder raffte schon ihr erster Ausbruch hinweg; die anderen beiden haben innerhalb ihrer Partei wohl am schwersten daran getragen, daß Preußen sich damals seiner historischen Mission so kläglich versagte. Obwohl über die Vereitelung ihres praktischen Ideals durch nichts als die Schwäche der regierenden Berliner Kreise tief empört, waren sie doch nicht sofort auch entschlossen, ihren Glauben an Preußens Zukunft aufzugeben. Aber was der Schmerz des Augenblicks nicht erzwang, das erschlich sich die langsame Reife bisher zurückgedrängter entgegengesetzter Sympathien. In den Gagerns war von jeher ein doppelter Zug; es muß als ein Sieg des politischen Verstandes über das Gemüth gelten, wenn sie sich 1848 fast von Anbeginn an für Preußen entschieden. Als dann die Rechnung des Verstandes doch getrogen hatte, schlug die Neigung des Herzens natürlich um so gewaltsamer und unwiderstehlicher, wenn auch allmälig vor. Max, der jüngere Bruder, war schon vor 1848 zur katholischen Kirche übergetreten*). Noch nach der Katastrophe von 1849 aber war er bereit, seinen Platz in Wiesbaden mit einem ebenso bescheidenen Posten in preußischen Diensten zu vertauschen. Preußen aber verschmähte ihn, und Oestreich zog ihn in seine deutsche Kanzlei. Die Folge war, daß Heinrich von Gagern seine Söhne ins östreichische, nicht ins preußische Heer stellte.

*) Heinrich, der ältere, läßt wenigstens seine Kinder katholisch erziehen. D. Red.

Das Kriegsjahr 1859 kam: alle Gagerns glühten für Deutschlands Theilnahme am Kampfe an Oestreichs Seite. Damals wird es gewesen sein, wo sich in Heinrich v. Gagerns Seele*) der Uebertritt auf seinen jetzigen Standpunkt definitiv vollzog. In Weimar hat er ihn ausgesprochen: östreichisch-preußische Centralgewalt, geeinigt durch den Druck eines deutschen Parlaments; und da er dort schlechterdings gar keinen Anklang fand, sondern auf lauter Anhänger seiner eigenen alten Richtung traf, so ging er nach Frankfurt, um, vielleicht mit einigem Widerstreben, die großdeutsche Partei organisiren zu helfen. Eine tragische Conversion! psychologisch freilich sehr erklärlich, aber doch eine starke Probe für die Pietät vor einem achtungswerthen Charakter. Wir betrachten diese Bekehrung als eines der schmerzlichsten Opfer, die uns der erste verunglückte Anlauf zum nationalen Staat gekostet hat.

H. v. Gagern, der die Reformanträge der acht Regierungen für noch nicht reif zur Beurtheilung erklärt wissen wollte — in Weimar freilich hatte er sie reif gefunden, aber für ein Verdammungsurtheil —, erlangte in Frankfurt kaum ein Dutzend Anhänger unter 3—400; und M. Mohl, indem er der Delegirtenversammlung ein nationales Parlament gegenüberstellte, hatte nur ungefähr zwei Dutzend Gesinnungsgenossen. So stark war die Mehrheit für einfache Unterstützung des östreichisch-mittelstaatlichen Reformprojects. Die Faiseurs der Versammlung, wohl begreifend, daß eine schwache Mehrheit so viel bedeuten werde wie eine Verurtheilung, hatten alle Künste aufgeboten, um die Bildung einer starken und geschlossenen Minderheit zu vereiteln. Der vorbereitende engere Ausschuß ist deshalb nie bekannt geworden; man kann blos vermuthen, daß v. Wydenbrugk, Fröbel, v. Varnbüler, Weis, v. Lerchenfeld u. s. w. in ihm nicht gefehlt haben. Ebenso geheim hielt man selbst den früh eintreffenden unbekannten Theilnehmern das vorzulegende Programm und die Namen der Eingezeichneten. M. Mohl half sich daher so gut er konnte, als er sein Gegenprogramm rechtzeitig veröffentlichte. Aber wer von weniger blindem Preußenhaß getrieben wurde, der sah leicht, daß er Gefahr lief, sich als leidender Theil in eine schlau abgekartete Komödie verwickeln zu lassen. Als man dann seiner Sache hinlänglich sicher war, wurden die Eingefangenen mit der schmeichelhaftesten Courtoisie behandelt und erhielten die Ehrenplätze. Ja, nachträglich scheint man sogar nicht abgeneigt, die Rothesten der Rothen zu dem fertigen Programm heranzuziehen, vorausgesetzt nur, daß sie Preußen so rechtschaffen hassen wie Moritz Mohl und der Freiherr v. Lerchenfeld.

Herr v. Lerchenfeld hat übrigens in Frankfurt vor der Welt die Rolle nicht gespielt, die man ihm zutraute. Die Zuhörer, selbst die voreingenommenen,

*) Vermuthlich durch Einwirkung des Wiener Bruders, der schon früher in wichtigen Fragen für ihn gedacht, ihm vorempfunden haben soll. D. Red.

fanden ihn weder beredt noch geistreich. Die kleine Schnur von Gedanken, die er abwickelte, kannte man schon zum Ueberdruß aus der Allgemeinen Zeitung und dem Nürnberger Correspondenten. Er scheint nicht berufen, der Bennigsen des „deutschen Reformvereins“ zu werden. Die nöthige Gewandtheit und äußerliche Stattlichkeit hätte Herr v. Varnbüler; aber es scheint, er ist gleich dem ehemaligen weimarischen Minister v. Wydenbrugk, der jetzt in München lebt, allzu geschmeidig. Einen Mann, der Charakter und Würde mit hinlänglichem Talent verbände, scheint man in „Großdeutschland“ noch nicht aufgetrieben zu haben.

Zum eigentlichen Redner der Gesellschaft hat sich der großdeutsche Held des Schützenfestes, Professor Wildauer aus Innsbruck emporgeschwungen. An Anlagen fehlt es ihm nicht; aber sie sind im Treibhause gereift. Die tendenziösen Ovationen und Decorationen, denen er zum passiven Object zu dienen hatte, haben dieses noch junge Gefäß bis an den Rand mit Eitelkeit und Selbstbewunderung erfüllt. Er hielt natürlich, statt sich gleich Hinz oder Kunz in die Debatte zu mischen, eine „große Rede“, und zwar vorsorglich erst am zweiten Tage, wo er und die Hörer wärmer geworden waren. Wie man ihn dann mit dem schon obligat gewordenen Beifall empfing, ließ er sich verleiten, die Gründe des Bravorufens selbstgefällig zu seciren. Dann kamen die studirten Phrasen — so sehr studirt, daß er die letzte pathetische Variation ganz mechanisch mit klanglos gesunkener Stimme vortrug. Das machte selbst diese willigen Bewunderer stutzig. Sie begleiteten ihn nicht länger mit ihrer lauten Zustimmung, als er sich nun so weit vergaß, die Redner des ersten Tags der Reihe nach in stinkende Weihrauchwolken zu hüllen — in lauter eitlen Gemeinplätzen zu versichern, daß er und seine Freunde das wahre Salz der Erde seien. Die Versammlung fand ihren Enthusiasmus erst wieder bei den Anzüglichkeiten, welche etwas später auf den Nationalverein geschleudert wurden, der die in allen Herzen lebende großdeutsche Idee aus vielen herausgeredet, ja hinausgelogen und hinausgeschwindelt habe! Stürmischer Beifall folgte diesem Kraftspruch, während die Stimme des Erlanger Professor v. Scheurl, der den Gegnern gleiche Vaterlands- und Freiheitsliebe vindicirte, in Schlußrufen erstickt ward. Ueberhaupt konnte man sehen, daß, wenn Geheimräthe, Rittergutsbesitzer und Geistliche in Masse zusammenkommen, es eben auch eine Masse ist. Die Frankfurter Versammlung benahm sich in ihren unwillkürlichen Aeußerungen nicht vernünftiger, als ein Haufe demokratischer Handwerker oder Bauern auch.

Das reactionäre geistliche Element, katholisches wie protestantisches, hatte natürlich nicht formell ausgeschlossen werden können. Aber man hielt es vorsichtig im Hintergrunde. Auf der Einladung figurirte weder Hofrath Buß, noch Herr v. Andlaw, die doch beide nur Laienbrüder des Ultramontanismus

sind; und daß Herr Onno Klopp, der in seiner Heimath genau denselben Ruhat, einen Platz darauf gefunden hatte, war offenbar ein bloßer Mißgriff der weniger geriebenen hannoverschen Junker, für den ihre süddeutschen Vettern nicht verantwortlich zu machen sind.

Auch in der Versammlung und bei den verschiedenen Wahlen ließ sich durchfühlen, wie sehr die Lenker sich vor der öffentlichen Erscheinung dieser Bundesgenossen fürchteten. Sie hätten sicherlich viel darum gegeben, wenn sie auch dem Pfarrer Michelis aus Münster, den man schon aus dem Kölner Kirchenstreit kennt, ein Schloß hätten auf den Mund legen können. Denn da doch Preußen noch nicht aus Deutschland hinausgeworfen ist, welchen Eindruck soll e machen, wenn ein Preuße die Frechheit hatte, seine Rede ganz vergnügt mit dem Satze zu beginnen: „Ich bin ein Preuße — na, ziehen Sie nur keine Gesichter!" oder wenn er den großdeutschen Verein, der jetzt endlich in die sündige Welt kömmt, als „den guten Genius Preußens" bezeichnet? Da wären die beiden Reichensperger doch zehnmal willkommener gewesen, als so ein ultramontaner Kaplan, aus dem das innere Feuer unaufhaltsam hervorbricht.

Die Bildung einer deutschen Torypartei ist im Ganzen unleugbar ein Fortschritt unseres politischen Lebens. Schon an sich ist sie eine Huldigung für die Idee der nationalen Einheit; und indem sie mit einem noch so armseligen Reformbekenntniß auftritt, ist sie zugleich eine Anerkennung des so lange geleugneten Bedürfnisses der Reform. Den Anhängern der wahren Reform verschafft sie den Vortheil, daß ihre Feinde nunmehr auf einem einzigen Punkte alle zu treffen sind. Endlich aber dürfen wir auch wohl erwarten, daß die Nothwendigkeit öffentlichen Auftretens und Handelns auf diese Virtuosen der Politik der Höfe und der Beichtstühle ihren erziehenden Einfluß nicht verfehlen werde, wie sie sich ja auch schon in Frankfurt vielfach liberaler geriren mußten, als ihnen ums Herz war. λ.

General Wilhelm von Willisen.

Nach Auszügen aus den Tagebüchern desselben.

4.

Nachdem Willisen die Stellung bei Idstedt eingenommen, beschäftigte er sich zunächst damit, die Truppen zu üben (was bei deren eiligem Zusammentreten sehr nöthig war) und die Position zu studiren und zu verstärken, so viel dies die beschränkten Mittel und die kurz gemessene Zeit zuließ. Man nahm einige Stauungen vor der Front vor und errichtete einige kleine Schanzen bei Wedelspang, Idstedt und Solbro; aber was die Stellung hier an Stärke

gewann, verlor sie wieder durch die große Hitze dieser Tage, welche einen Theil des Moors bei Idstedt so austrocknete, daß es für Infanterie gangbar wurde. Indeß war dieselbe im Centrum durch ihre wie eine Bastion vorgeschobne Lage so stark, daß man zuversichtlich hoffen konnte, sie auch nach einem mißlungnen Stoße aus ihr heraus halten zu können. Als die schwache Seite zeigte sich von Haus aus die an der Treene (linker Flügel), die doch wegen ihrer großen Entfernung nicht genügend besetzt werden konnte.

Doch lassen wir von jetzt an den General ohne Unterbrechung selbst erzählen.

„Die Vertheilung der Truppen in der Stellung und ihre Einrichtung hatte natürlich von Anfang an die doppelte Absicht im Auge, mit der dieselbe überhaupt bezogen war: aus ihr hervorzubrechen und erst später sie zu vertheidigen. Des Feindes Hauptangriff schien nothwendig gegen einen meiner Flügel gerichtet werden zu müssen, entweder also auf Wedelspang oder Solbro, vielleicht richtete er ihn sogar im Vertrauen auf seine Ueberlegenheit auf beide. In jedem Falle erschien das Hervorbrechen aus dem Centrum der Stellung das Richtige, und in der Aussicht, daß es dazu kommen müsse, geschah Alles und unterblieb Alles, was geschah oder unterblieb. Deshalb wurde die Laufbrücke über den Langsee gebaut, darum die Ausgänge frei gehalten, darum die ganze zweite Brigade bei Wedelspang gelassen und Solbro und die ganze Linie bis Engbrück nur schwach besetzt. Wenn weniger für die bloße Verstärkung der Stellung als Vertheidigungsstellung geschah, als geschehen ist, so geschah es theils eben der vorherrschenden offensiven Absicht wegen, theils aus Mangel an Mitteln, und weil ich es für mehr geboten hielt, die Zeit, welche der Feind uns ließ, zur bessern Ausbildung der Gefechtsfähigkeit der Truppen zu verwenden, als um einige Verschanzungen aufzuwerfen, in deren Bau man vielleicht gestört worden wäre, und die bei einem richtig geleiteten Angriff doch nichts geholfen hätten. Habe ich hier einen Fehler begangen, so ist es der, daß ich mich selbst zu ausschließlich mit dem Angriffsgedanken beschäftigte und es unterließ, die Führer auch auf den Fall der bloßen Vertheidigung der Stellung, wie sie gleich von Hause aus oder im Verlaufe der Begebenheiten nach einem mißlungenen offensiven Stoß eintreten konnte, zu instruiren. Bei der kleinen, so eng zusammengedrängten Armee dachte ich, werde sich das zur Zeit von selber finden, und das zu viele Instruiren auf alle möglichen Fälle macht die Leute oft nur unsicher und verwirrt. Die Avantgarde, die erste, dritte und vierte Brigade waren völlig concentrirt in der Mitte der Stellung, und nur die zweite Brigade einige Tausend Schritte entfernt, und zwar in der doppelten Absicht, in welcher die Aufstellung überhaupt gewählt war. Die Avantgarde war mit der Weisung bis Helligbek vorgeschoben, sich bei einem Andringen des Feindes sofort in die Hauptstellung zurückzuziehen, was bei der Beschaffenheit des Terrains keine Schwierigkeit haben konnte.

So vergingen die acht Tage bis zum 24. Juli meinerseits zum Theil in der Verwunderung darüber, daß der Gegner so lange auf sich warten lasse, und weil mir das nur erklärlich schien, wenn ich annahm, daß seine Concentrirung, obschon sie ganz ohne Widerstand vor sich gehen konnte, manche Schwierigkeit gefunden haben mußte, zum Theil auch in mancher Anwandlung von Reue darüber, meinen ersten kühnen Plan aufgegeben zu haben. Denn war eine Ursache des Zauderns beim Feinde, wie es leicht sein konnte, auch Unsicherheit und Ungeschick in der Leitung, so lag es auf der Hand, welch glänzender Erfolg auf dem Wege vorliegen konnte, den ich vielleicht in zu großer Besorgniß über den Zustand und die Fähigkeit meiner Truppen aufgegeben hatte.

Das Abwarten in der Stellung gab auch noch Gelegenheit, die letzten Abtheilungen der kleinen Armee von Rendsburg und Eckernförde, sechs Compagnien Infanterie stark, heranzuholen, was auf Wagen geschah, um sie nicht zu ermüden. Die erste Regel aller guten Kriegführung, seine Kräfte zusammen zu haben, wurde also mit dem entschiedensten Zurücksetzen aller Nebeninteressen auf das Aeußerste befolgt, obschon es Geschrei genug gab, daß im Rücken Alles den Unternehmungen der dänischen Flotte Preis gegeben sei, sogar die Hauptstadt und der Sitz der Regierung, Kiel.

Am 24. Juli endlich gingen bestimmte Nachrichten über das Anrücken der Dänen ein. Die zweite Brigade, welche Abtheilungen bis über Solt hinaus vorgeschoben hatte, erhielt Befehl, sich gegen Süderfahrenstedt und Wedelspang zurückzuziehn und das Debouché sich offen zu erhalten. Die Avantgarde ging in die Stellung von Idstedt zurück, was sie fechtend, in nicht besonderer Haltung that. Spät am Nachmittag ging auch die Meldung von Solbro ein, daß der dortige Posten, eine Jägercompagnie, von einer starken Uebermacht angegriffen worden sei und sich genöthigt gesehen habe, seine Stellung zu verlassen. Dadurch war der Uebergang über die Treene dem Feinde geöffnet. Ein Vorgehen von da führte ihn in Flanke und Rücken meiner Aufstellung. In der Front schien sich derselbe damit zu begnügen, sich vor der Stellung festzusetzen. Einer augenblicklichen Umkehr eines Theils meiner Avantgarde zum Angriff war er leicht wieder gewichen, wodurch es klar wurde, daß er noch nicht mit seiner Hauptmacht zur Hand war. Dennoch glaubte ich sicher annehmen zu müssen, daß der folgende Tag zum Angriff bestimmt sei. Dazu aber durfte ihm der Uebergang bei Solbro nicht gelassen werden.

Nachdem ich also die übrigen Brigaden in der Stellung geordnet hatte, befahl ich der ersten unter dem tapfern General Baudissin nach Solbro vorzugehen und den Feind womöglich wieder über die Treene zurückzuwerfen, ich ließ den größten Theil der Reservecavallerie über Jübek folgen und ritt selbst nach, sobald ich sicher zu sein glaubte, die Dänen würden an dem Tage nichts mehr gegen meine Hauptstellung unternehmen. Als ich gegen acht Uhr Abends

die Truppen erreichte, war der Feind schon über die Treene zurückgeworfen. Ich gab nun Befehl, den Uebergang stärker zu besetzen und am andern Tage möglichst festzuhalten, das Gros des Angriffs aber sollte sich über Jübek auf Gamelund zurückziehn, um dort zu jeder später zweckmäßig erscheinenden Verwendung bereit zu sein. Ich selbst eilte nach dem Idstedter Kruge zurück, wohin ich alle Generalstabsoffiziere der Brigaden bestellt hatte, um die Disposition für den folgenden Tag zu empfangen. Nach Allem, was ich nun gesehen und gehört hatte, hielt ich dafür, der Feind wolle den Hauptangriff auf meinen linken Flügel machen, den falschen auf Wedelspang, und mich währenddem vor der Front durch mehr oder weniger ernsthafte Angriffe festhalten, was bei seiner entschiedenen Ueberlegenheit sicher das Beste war, was er thun konnte. Dazu aber mußte er seinen rechten Flügel stark machen, der linke hatte sich aber auch gegen Wedelspang gezeigt, es schien mir also, daß ihm für die lange Linie, welche er einnahm, nicht Kräfte genug bleiben konnten, auf allen Punkten seines Centrums genügend stark zu sein, wenn ich ihn überraschend an einem Punkte mit allen meinen Kräften energisch angriff. Gelänge es, dadurch ihn an dem Punkte zu erdrücken und so seine Linie zu sprengen, so hoffte ich ihn theilweise zu schlagen, namentlich seinen verstärkten rechten Flügel, der so weit entfernt war, zu isoliren und zuletzt in die schlimmste Lage zu bringen. Es handelte sich bei solcher allgemeinen Absicht um die Wahl des Punktes für den ersten stürmischen Angriff. Ich konnte den wählen, wo ich meinte, daß sich etwa die Verbindung mit seinem linken Flügel befände, also Stolk, oder den, wo mir die Verbindung mit seinem rechten Flügel zu liegen schien, also Helligbek. Ich wählte Stolk, weil mir der feindliche linke Flügel der schwächere zu sein schien, der Angriff also weniger gefährlich, weil meine Truppen gegen diesen Punkt leichter zusammenzubringen waren, und weil der Angriff selbst dem Terrain nach leichter erschien. Gelang es, die feindliche Linie da zu sprengen, so konnte ich Helligbek umgehen und von hinten angreifen. Der Feind, der etwa bei Solbro wieder angegriffen hätte, würde zuletzt in die allerschlimmste Lage gekommen sein.

Nachdem am Abende des 24. Juli im Kruge zu Idstedt die Disposition zum Angriff, wie sie bekannt ist, ausgegeben war, ritt ich noch spät die halbe Meile nach Falkenberg in mein Hauptquartier zurück, um etwas zu genießen und womöglich etwas zu schlafen, um am Morgen mit Tagesanbruch gestärkt auf dem Platze der Entscheidung zu sein. In der Nacht nun kamen einige Meldungen, welche mich in meinen Voraussetzungen unsicher machten. Die Dänen schienen danach bei Solbro nicht so stark zu sein, als ich vorausgesetzt hatte, dagegen viel stärker auf der Straße von Flensburg nach Missunde, also gegen meinen rechten Flügel, und vor der Front auf der Chaussee nach Helligbek schien auch noch nicht viel vom Feinde zu sein. So befahl ich denn, worauf am

Abend vorher schon hingedeutet worden war, der Angriff solle erst dann er-folgen, wenn die auf der ganzen Linie aufgestellten Fanale angezündet würden und das Zeichen dazu gäben. Dann sollte, wie es angeordnet war, die zweite, dritte und vierte Brigade, der die Reservecavallerie folgen sollte, ihren concentrischen Angriff auf Stolk machen, die dritte sollte von der Laufbrücke über den Langsee her die Spitze des Keils bilden, mit dem die Stellung des Gegners gesprengt werden sollte. Hier nun eben lag ganz unerwartet das einzige Glück, was das kühne Unternehmen an dem unglücklichen Tage zur Seite hatte, und auch hier zeigte es sich wiederholt, wie die höheren Mächte mit den armen Sterblichen ihr Wesen treiben. Am Morgen des 25. Juli fiel ein dichter Nebel und Sprühregen, er hatte die brennbaren Stoffe der Fanale durchnäßt, so daß sie, als sie angezündet werden sollten, erst nicht brennen wollten, und erst nach einiger Zeit dazu gebracht werden konnten. Durch diesen Zufall wurde der Angriff noch mehr verzögert, als es in meiner Absicht lag, und gerade dies hat zu dem günstigsten Umstande geführt, auf den der Angriff stoßen konnte.

Ich hatte nämlich mit meinen Zweifeln, in welche ich die Nacht gerieth, zum Theil ganz recht. Der Feind war mit seiner Hauptmacht noch gar nicht so nah als ich es, wie ich meine Disposition zum Angriff mit Tagesanbruch entwarf, vorausgesetzt hatte, und ich wäre, wenn er darnach so früh ausgeführt wurde, vielleicht zwischen die Angriffskolonnen der im Anrücken begriffenen Dänen gerathen oder hätte mindestens in die Luft gestoßen, während nun durch den verspäteten Angriff der günstige Umstand herbeigeführt wurde, der vorzugsweise zum taktischen Siege führen konnte.

Der Feind hatte seinen Angriffsplan offenbar ohne alle Rücksicht auf einen möglichen Gegenstoß meinerseits und in der Meinung entworfen, ich stehe in der Stellung hinter dem Langsee und jenseits der Seen von Arensdorf. In der Ansicht hatte er seine zweite Hauptkolonne unter Schleppegrell von der Straße von Missunde über Stolk nach Idstedt dirigirt und seine Cavallerie als Verbindung mit seinem rechten Flügel, weit rechts weggeschoben. Dadurch geschah es aber, daß der vom trüben Wetter begünstigte Angriff des Generals v. d. Horst in die Seite der langen Kolonne von Schleppegrell traf und dort große Verwirrung anrichtete, besonders nachdem der feindliche General getödtet war, und daß ebenso der Feind fast seine ganze Cavallerie nicht zur Hand hatte, als die Gefahr für ihn groß wurde. Beide Umstände aber hätten gerade den Sieg für mich herbeigeführt, wenn nicht die unerwartetsten und unglücklichsten Zufälle und Vorfälle es anders gewendet hätten.

Als ich am frühesten Morgen in der Stellung eintraf, hatte ich vorausgesetzt, der dänische Obergeneral werde jedenfalls erst gegen Mittag angreifen. Ich wußte von einigen Gefangenen, daß er am 24. bei großer Hitze einen starken Marsch gemacht, und dachte nun, er werde nach Napoleons Manier seine

Leute kochen und essen lassen, ehe er zum Angriff schreite. Ich war also einigermaßen überrascht, als er schon bald nachdem es Tag geworden, seinen Angriff und zwar gerade gegen den stärksten Theil der Stellung rechts und links von Idstedt begann. Nach kurzem Ueberlegen gab ich nun Befehl die Fanale anzuzünden und also zum Angriff zu schreiten. Ich wollte die Dinge im Centrum zur Entscheidung bringen, ehe der rechte feindliche Flügel von Solbro her in Wirksamkeit treten konnte. Hier nun beginnt die Kette von Widerwärtigkeiten, welche in ununterbrochener Reihe folgend zuletzt mich zu dem Entschluß brachten, den Kampf aufzugeben und den Befehl zum Rückzuge zu ertheilen.

Der Angriff war, wie gesagt, als ein concentrischer taktischer mit meiner Hauptkraft, drei Brigaden Infanterie und der ganzen Cavallerie, gedacht, deren Zusammenwirken nichts im Wege stand, da sie noch ehe sie an den Feind kamen in unmittelbarer Berührung sein und also ein taktisches Ganze bilden würden. Die zweite Brigade sollte hinter dem rechten Flügel der dritten Brigade, die vierte hinter deren linkem Flügel erst eine Art Echelon bilden und schnell und kräftig eingreifen, sobald die dritte Brigade ins Gefecht gekommen wäre. Die Cavallerie sollte verfahren, wie es die Umstände brächten. Die zweite Brigade stand schon ebenso wie die dritte jenseits des Hindernisses, und die vierte hatte an der steinernen Brücke am Grüder Holze ein ganz sicheres Debouché, sie war die nächste, und ich konnte nicht ahnen, daß sie zur Zeit als schon der Angriff der dritten Brigade begann, noch nicht einmal über die Brücke gekommen sein würde. Ebenso wenig begriff ich, warum die zweite Brigade nicht in das Gefecht bei Stolk eingriff, wie sie doch sollte. Der Feind hatte mit einer heftigen Kanonade seinen Angriff gegen Idstedt und gegen meine Stellung an der Chaussee eröffnet, welchen die Avantgarde, von einer schweren Batterie der Reserve unterstützt, abhielt. Mit einer zweiten Kolonne war er gegen das Grüder Holz vorgedrungen, welches vom vierten Jägerbataillon sehr schlecht vertheidigt wurde. Während ich nun einen Adjutanten nach dem andern abschickte, die vierte und zweite Brigade vorwärts zu bringen, ging mir wiederholt die Meldung zu, das Grüder Holz sei bereits verloren. Der Feind dränge immer mehr in den Winkel zwischen dem Langsee und Idstedt vor. Das trübe, neblige Wetter hinderte jede Uebersicht. Endlich erschien die vierte Brigade, und als sich jene Meldungen, denen ich zuletzt keinen Glauben beimessen wollte, auf das Bestimmteste wiederholten, wollte ich das, was mir vom Feinde ein ganz übereiltes Unternehmen schien, dazu benutzen, meinen Angriff noch entscheidender zu machen. Ich wollte dem Theile der gegnerischen Armee, welcher sich nach dem Grüder Holz gewagt, in den Rücken kommen, und gab der vierten Brigade Befehl, statt über die näher liegende steinerne Brücke, weiterhin aus Idstedt hervorzubrechen. Das war ein Fehler; denn ich mußte daran denken, daß Idstedt so viel näher am Feinde lag und das Hervorbrechen also

um so schwerer werden könnte, ich vergaß in dem Eifer einen entscheidenden Schlag zu thun das Nächste, was nöthig war, der vierten Brigade Terrain jenseits des Hindernisses zu schaffen und die Verbindung mit der dritten herzustellen. Einen anderen Fehler beging ich zugleich dadurch, daß ich auf wiederholtes, völlig unmotivirtes Andringen der Avantgarde ein Bataillon der vierten Brigade wegnahm und es jener zur Reserve gab.

Als nun die vierte Brigade gegen Idstedt herankam, wurde von dem Chef der Angriff so ungeschickt geleitet, die Truppen wurden durch das heftige Feuer, was sie bei dem Versuche des Vorbrechens erhielten, so außer Fassung gebracht, daß sie in größter Unordnung zurückwichen und nur theilweise wieder zum Stehen gebracht werden konnten; an der Masse scheiterte selbst meine Anstrengung, als ich mich zuletzt selbst bemühte sie zum Stehen und Wiedervorgehen zu bringen. Diese Wahrnehmung aber gab meinem Vertrauen zu den Truppen den ersten heftigen Stoß. Kurz vorher hatte ich meinen zweiten Generalstabsoffizier, Major Wyneken abgeschickt mit dem Auftrage, der zweiten Brigade den wiederholten Befehl zum energischen Vorgehen zu bringen, und zugleich zu sehen, wie es denn eigentlich auf dem rechten Flügel stehe. Auf seinem Ritt dahin hatte er nun zuerst die ungeordnete Flucht der vierten Brigade gesehen, und als er auf seinem weiteren Wege hinter der fechtenden dritten Brigade fast nach Süderfahrenstedt kommt, wo er die zweite Brigade spätestens zu finden hofft, stößt er statt auf diese auf dänische Truppen, wodurch ihm nun die dritte Brigade gänzlich auf sich angewiesen und zusammengehalten mit dem, was er eben bei der vierten Brigade gesehen, in höchster Gefahr zu sein scheint, wie es denn auch wirklich der Fall war. Das veranlaßte ihn nicht nur, der dritten Brigade ihr Reservebataillon aufzuhalten, um es gegen Süderfahrenstedt aufzustellen, sondern auch diese Brigade selbst in meinem Namen, wenn schon ohne meinen Auftrag, aufzufordern, ihren Angriff, der Anfangs mit so großem Erfolge gemacht worden war, daß er die ganze feindliche Division Schleppegrell, also den linken Flügel der Dänen und einen Theil ihres Centrums gesprengt hatte, aufzugeben und den Rückzug nach dem Grüder Holz anzutreten.

Der Feind war hier so erschüttert und zersprengt, daß er nicht daran dachte, diesem Rückzuge zu folgen, der also unbelästigt vor sich ging.

Unterdessen hatte sich die vierte Brigade doch wenigstens so weit wieder ermannt, daß sie die Linie des Baches von der steinernen Brücke bis zum Langsee festgehalten hatte, und als sich nun die dritte Brigade auf ihrem Rückzuge dem Grüder Holze näherte, wurden die Dänen dort zum Theil im Rücken gefaßt und fast ein ganzes Bataillon gefangen.

Nicht viel besser als die vierte Brigade betrug sich die zweite an diesem entscheidenden Tage. Sie sollte einen Hauptstoß führen und kam so wenig

vorwärts, daß sie sich im Gegentheil von einem viel schwächeren Feind in ihre starke Stellung von Wedelspang zurückdrängen und trotz aller Mahnungen zum Angriff darin festhalten ließ. Es fand hier eine so schlechte Führung statt, daß die schlimmsten Anklagen daraus entstanden, in deren Folge noch spät Offiziere entlassen wurden, und welche noch weiter hinauf gegriffen haben würden, hätte ich damals ahnen können, was ich erst ein Jahr nachher durch den dänischen Bericht über die Schlacht erfahren habe, daß hier der Brigade ein viel schwächerer Feind entgegenstand, während ich immer das Gegentheil angenommen hatte.

So war denn der offensive Stoß völlig mißlungen, und ich sah mich in die Lage der absoluten Vertheidigung der Stellung zurückversetzt, also gewissermaßen nur an den Anfang der Lage, wie sie gewesen sein würde, hätte ich mich, wie es die Meisten gethan haben würden, darauf beschränkt, den Angriff von Hause aus in der Stellung zu erwarten, nur mit dem Unterschiede, daß die Aufgabe nun mit zum Theil geschwächten und entmuthigten Truppen zu lösen war. Der Nachtheil wurde aber dadurch mehr als aufgewogen, daß der Feind eine viel stärkere Erschütterung erlitten hatte wie ich, und daß meine Artillerie und Cavallerie noch völlig unangetastet war. Es trat nun ein völliger Stillstand im Gange der Schlacht ein, da ich jetzt auch den falschen Angriff zurückzog, welchen ein Theil der ersten Brigade durch den Buchwald gegen Helligbek gemacht hatte, und der durch die Hitze des tapfern Baudissin heftiger als ich es beabsichtigt hatte, durch seine Heftigkeit aber zu einer sehr nützlichen Diversion wurde, denn der Feind warf ihm einen Theil seiner Reserven entgegen, die ihm dann fehlten, als er sein Centrum gegen meinen so unerwarteten Angriff unterstützen wollte. Und ebenso ist er wohl die nächste Veranlassung dazu gewesen, daß der dänische General in höchster Besorgniß und Eile seinem rechten Flügel den Befehl schickte zurückzukehren, was mir später so nützlich wurde.

So spielte das Glück an diesem Tage unaufhörlich mit den Gedanken der Menschen. Was sie Richtiges gewollt, geschah nicht oder schlug zum Verderben aus, was sie nicht gewollt oder was falsch war, hatte einen glücklichen Erfolg.

Der nun etwa zwischen 9 und 10 Uhr eingetretene Stillstand gab mir Gelegenheit, meine Vertheidigungslinie wieder einigermaßen zu ordnen, wobei mich der sehr erschütterte Zustand der Infanterie in nicht geringe Besorgniß brachte. Indessen hoffte ich die sehr starke Stellung wenigstens für den Tag sicher halten zu können, da mir bis dahin noch nicht die geringste Meldung von Solbro her zugekommen war, daß der Feind dort seinen Angriff etwa erneuert habe, und ich also glaubte, er habe ihn überhaupt aufgegeben, es sei der falsche gewesen, und er beabsichtige vielmehr über Wedelspang vorzudringen, womit denn auch das stimmte, daß die zweite Brigade behauptete, nicht im

Stande gewesen zu sein vorzudringen. So erwartete ich, was der Feind weiter unternehmen würde. Als er gegen elf Uhr seinen Angriff auf die Stellung wieder begann, war ich entschlossen, den entschiedensten Widerstand zu leisten, so lange es ihm nicht gelänge, einen meiner Flügel mit seiner Uebermacht zu erdrücken und so meine Position unhaltbar zu machen — ein Umstand, der freilich nur zu bald und auf die für mich unerwartetste Weise eintrat.

Als ich dem Gange des Gefechts von meiner beobachtenden Stellung in der Nähe zusah und mich nur wunderte, von Solbro noch immer gar nichts zu erfahren, hörte ich plötzlich in weiter Entfernung hinter mir gegen Schuby Kanonenfeuer, ja der aufsteigende Rauch zeigte nur zu deutlich, daß dort ein Gefecht stattfinde, und nun langten denn auch bald hinter einander Meldungen an, der Feind habe am frühen Morgen schon die Stellung von Solbro wieder angegriffen, sie genommen und sei nun, vielleicht eine Division stark, gegen Schuby vorgerückt, wodurch er mir also schon völlig im Rücken stand. Auf den früheren absoluten Mangel an Meldungen erfolgten jetzt die übertriebensten, etwa in dem Stile wie nach der Flucht der vierten Brigade, unter anderen eine, welche ein höherer Offizier schickte, welcher anzeigen ließ, der Feind stehe schon mit Geschütz hinter dem Langsee. Meine Ueberraschung war ebenso groß als mein Zorn über den über alle Beschreibung schlechten Generalstabs- und Adjutantendienst, der es möglich machte, daß ich von den wichtigsten Dingen nichts erfuhr; denn ebenso wenig war mir im ganzen Laufe der Schlacht auch nur eine Meldung von der zweiten und dritten Brigade zugekommen. Der Mangel an guten Offizieren trat hier auf eine entmuthigende Weise hervor.

Wie dem aber auch war, die Lage erschien von der Art, daß ein entscheidender Entschluß zur Stelle gefaßt werden mußte. Eine Entscheidung über eine der damals wichtigsten Fragen europäischer Politik drängte sich in dem Raume zusammen, der etwa gegeben ist, um einen Zug auf dem Schachbrete zu thun. Da gilt es Ruhe und Besonnenheit und Charakterstärke. Ich erwog im schnellen Ueberblicke die ganze Lage. Vorn eben wieder heftig angegriffen, ohne Nachrichten vom rechten Flügel, die Truppen, besonders die Infanterie, in der bedenklichsten, schwächlichsten Haltung, im Rücken ein Feind vielleicht halb so stark wie ich im Ganzen, dazu die Erinnerung an die dringende Ermahnung der Statthalterschaft vor mir, ja nicht Alles auf einen Wurf zu setzen, zweifelte ich nicht lange, daß hier das einzig Richtige sei: für heute die Sache aufzugeben und der höchst gefährlichen Stellung mich zu entziehen. Keiner der Anwesenden äußerte auch nur entfernt eine andere Meinung. Das Dringendste schien mir, dem drohenden Rückenangriffe sich entgegen zu werfen, und das Tröstlichste in der Lage, daß durch die mit richtiger Voraussicht bei Missunde geschlagene Brücke auch ein Rückzug dahin möglich wurde, da der nach Schles

wig und Rendsburg schon ganz verloren schien. Ich schickte nun zunächst, was ich noch an Truppen disponibel hatte, zwei Bataillone der ersten Brigade und die Reservecavallerie, der feindlichen Umgehung entgegen, um diese aufzuhalten, gab den Befehl, die Stellung langsam und in möglichster Haltung zu räumen, und eilte selbst den Truppen nach, welche der feindlichen Umgehung begegnen sollten, weil mir es für den Augenblick das Wichtigste schien, mich von dem Stande der Dinge dort durch eigne Anschauung zu überzeugen.

Hier nun tritt wieder ein Moment der Entscheidung ein, wie ihn nur die wunderlichste Laune des Geschicks herbeiführen konnte. Als die Wendung der Dinge in der Hauptstellung durch meine verschiedenen Angriffe dem Feinde bedenklich wurde, schickte er eiligst wiederholte Befehle ab, welche seinen rechten Flügel zurückrufen sollten, er hätte viel darum gegeben, ihn gleich zurück zu haben. Der Offizier aber, welcher den Befehl überbringen sollte, erreichte seine Truppen so spät, daß diese ihre Bewegung, wie sie befohlen war, bis Schuby fortsetzen konnten, also etwa eine halbe Stunde später als mir ihre Ankunft bei Schuby gemeldet wurde, und gewiß mehr als eine Stunde später als der Feind es gewünscht und erwartet hatte. Hätte nun dieser Befehl die feindlichen Truppen so früh erreicht, als es ihr Anführer sehnlich wünschte, so wären sie so früh umgekehrt, daß das Gefecht in meinem Rücken gar nicht stattgefunden hätte, ich hätte also auch von der Seite her wenigstens keine Veranlassung gefunden, die Schlacht aufzugeben und hätte wohl an dem Tage wenigstens meine Stellung behauptet, da der Feind es schwerlich auch nur versucht hätte, sie von vorn zu forciren, und vielleicht hätte dann das Behaupten derselben meine Truppen wieder so gehoben, daß ich auch einen zweiten Angriff darin abgewartet hätte. Sobald ich nun gewahr wurde, daß die feindliche Umgehung den Rückweg antrat, was ich freilich nur für die Folge meiner Bewegung gegen sie nehmen konnte, eilte ich in die Stellung zurück, um zu sehen, was da unterdessen geschehen war, und ob es vielleicht noch möglich sei, wenigstens die zweite Stellung hinter den Seen zu halten. Der Rückzug war aber während meiner Abwesenheit so schnell erfolgt, und ich fand besonders die Infanterie in einem Zustande, daß mir alle Hoffnung eines ferneren Widerstandes verging und ich mich damit begnügen mußte, durch meine persönliche Einwirkung einen möglichst geordneten Rückzug zu bewerkstelligen. Ich setzte denselben mit einigen Resten der Avantgarde und einiger Artillerie nach Schleswig fort, während das Gros, wie es befohlen war, nach Missunde ging und der Theil, welchen ich der feindlichen Umgehung entgegengeworfen hatte, über Schuby in der Richtung nach Rendsburg abzog.

Es waren schwere Stunden und Tage, die nun folgten. Die härteste Prüfung, welcher Charakter, Besonnenheit, Muth und Einsicht eines Generals unterworfen werden kann, ist die nächste Zeit nach einer verlornen Schlacht,

und als solche zeigte sich die von Idstedt in ihren bedenklichsten und drohendsten Folgen bald nachdem der Rückzug befohlen war. Ich blieb, um die nöthige Ruhe in die Bewegung zu bringen, selbst bei der allerletzten Arrieregarde, und so gelang es auch, sobald ich nur sah, daß der Feind, dessen Zustand kurz vorher ihm wohl ebenso bedenklich erschienen war wie mir nun der meinige, und dessen Kräfte auch auf das Aeußerste erschöpft waren, nicht heftig drängend verfolgte, wieder einige Ruhe und Haltung in die Truppen zu bringen, so daß schon der Rückzug durch die Stadt Schleswig in guter Ordnung von Statten ging. Der Rückzug der zweiten, dritten und vierten Brigade nach Missunde war in nichts gestört und bedroht und ging deshalb auch ohne den geringsten Verlust vor sich. Nur die am wenigsten gefährdeten Truppen, die, welche über Schuby gehen sollten, wurden spät am Abend von feindlicher Cavallerie erreicht, hielten sich schlecht und verloren Gefangene. Die Reservecavallerie hatte sie verlassen und ihren Rückzug eilig gegen Rendsburg fortgesetzt.

Als ich Schleswig erreicht, beschloß ich mit dem, was ich bei mir hatte, jenseits der Stadt auszubiegen und die starke Stellung bei Fahrdorf zu beziehen. Ich hatte alle meine Parks da hindirigirt, es war eine excentrische Ausbiegung, den Weg nach Rendsburg zu vertheidigen. Die Stellung war nur auf ihrem linken Flügel zu umgehen, bei nicht zu ungleichen Kräften lag hier die einzig richtige Vertheidigung. Ich hatte, als ich schon vor der Schlacht mir diesen Punkt ausgewählt, die Absicht, hier, wenn es sein könnte, eine zweite Schlacht zu liefern, und wollte auch jetzt meine kleine Armee hier wieder zusammenziehn. Ich blieb selbst den ganzen Nachmittag in der Stellung, sammelte und ordnete, was ich konnte, befahl, daß die beiden Bataillone der ersten Brigade, welche ich der feindlichen Umgebung entgegengeworfen hatte, die nothdürftige Besatzung von Rendsburg bilden, die Cavallerie sich an mich anschließen sollte. Mein Gros wollte ich von Missunde heranziehen. Am Mittage des 26. konnte Alles in der Stellung vereinigt sein. Im schlimmsten Falle schien mir ein Rückzug nach der Eider auch von hier noch nicht zu schwierig, wenn schon die nahe Nachbarschaft des Meeres gegen einen unternehmenden übermächtigen Feind höchst bedenklich schien. Ich hielt es nicht für möglich, daß die Dänen ihre große Ueberlegenheit und die eben gewonnene Schlacht nicht dazu benutzen würden, ihre Vortheile in den nächsten Tagen bis zu einem vollständigen Siege zu steigern, und erwartete also bestimmt, wenn ich stehen bliebe, am folgenden Tag in der Stellung von Fahrdorf angegriffen zu werden. Die Natur des Terrains und die Stärkeverhältnisse wiesen den Feind in diesem Falle ganz entschieden darauf hin, meinen linken Flügel von Kroppendorf her zu umgeben, ich wußte noch gar nichts Bestimmtes über den Zustand der Truppen, welche auf Missunde zurückgegangen waren, sie hatten einen Marsch zu machen,

ehe sie in der Stellung von Fahrdorf ankamen, nach der großen Anstrengung des vorigen Tages konnte das nicht vor Mittag geschehen; wenn der dänische General that, was ich ihm zutrauen mußte, wenn er seinen Sieg rasch und mit aller Anstrengung verfolgte, so konnte er sehr gut zu derselben Zeit vor der Stellung sein und den Angriff beginnen. Ein zweiter Rückzug nach einem zweiten unglücklichen Gefechte schien mir für die Truppen, wie ich sie zum Theil gesehen hatte, eine zu bedenkliche Aufgabe. Als ich nun noch am Abend erfuhr, daß die Reservecavallerie ohne Befehl ihren Rückzug gleich bis hinter Rendsburg fortgesetzt habe und also gar nicht mehr in der Stellung eintreffen könne, beschloß ich den Rückzug wenigstens bis Sehestedt fortzusetzen, um zuerst der möglichen Vereinigung meiner Kräfte wieder sicher zu sein und mich dem wichtigsten Platze für das, was etwa die nächste Folge bringen könnte, nämlich Rendsburg, so zu nähern, daß er gegen jeden etwaigen Versuch des Gegners gesichert sei. Ich hatte ihn zur Zeit als ich den Angriff begann, wie bemerkt, ohne eine irgendwie genügende Garnison lassen müssen.

Ich ließ nun den bei Fahrdorf mit Mühe gesammelten und wieder zu einiger Haltung gebrachten Truppen den Befehl zurück, bis Mitternacht in der Stellung auszubarren, was mir sehr leicht erschien, da der Feind nur erst mit den Spitzen seiner Vortruppen bis Schleswig gekommen und überhaupt schon vom Schlachtfelde aus nur mit großer Vorsicht gefolgt war. Ich selbst ritt gegen Abend auf der Straße nach Missunde bis Fleckeby, um die nöthigen Befehle nach Missunde mehr aus der Nähe geben zu können, und blieb einige Stunden dort, um von da aus den ferneren Rückzug zu leiten, den ich nun auch für meinen rechten Flügel nach Sehestedt anordnete. Kaum damit fertig, erhielt ich die Meldung, der in Fahrdorf mit dem Befehle erst nach Mitternacht abzuziehen zurückgelassene Theil meiner Truppen sei schon um zehn Uhr von dort aufgebrochen, angeblich um dem drohenden Angriffe des Feindes auszuweichen. Als ich bei näherer Nachfrage erfuhr, daß durchaus kein Angriff erfolgt, sondern nur unzeitige Besorgniß an dem frühen Aufbruch Schuld gewesen war, brachte mich das zwar sehr auf, aber die Sache selbst mußte als Factum hingenommen und als solches verarbeitet werden. Dem Feinde war dadurch nicht nur der Weg nach Rendsburg völlig frei gegeben, sondern auch jede mögliche Einwirkung auf meine Bewegung nach Sehestedt. Außerdem aber zeigte es mir immer mehr, wie schwach ich auch in den nächsten Graden unter mir unterstützt war. Der Führer, der hier so schwächlich gehandelt hatte, war der, dem ich bis dahin am meisten zugetraut hatte. Ich ließ nun freilich zu, was nicht mehr zu ändern war, befahl den Marsch die Nacht hindurch fortzusetzen, benachrichtigte die von Missunde abgezogene Colonne von dem, was eingetreten war, und was jede Stunde des folgenden Morgens eintreten könne, schickte Patrouillen in der Richtung entgegen, aus welcher der Feind möglicher Weise vorrücken konnte, und

blieb selbst bei der äußersten Arrieregarde, so daß ich wie am Tage vorher bei dem Abzuge von Idstedt oft der Letzte gegen den Feind stand. Als mit dem anbrechenden Tage ein guter Theil des Marsches vollbracht und vom Feinde nirgend etwas zu entdecken war, verschwand der schlimmste Theil meiner Besorgniß. Die Wiedervereinigung meiner kleinen Armee schien mir nun vollbracht, der letzte Theil des Marsches bis Sehestedt war schon durch Terrain und einige vorgeschobene Truppen geschützt. Zwischen acht und zehn Uhr war mit Ausnahme der zwei Bataillone der ersten Brigade, welche nach Rendsburg gegangen waren, und der Reservecavallerie Alles versammelt. Ich hatte die Parks, die während der Schlacht schon nach Fahrdorf zurückgeschickt worden, auch nach Sehestedt geschickt, die Truppen fanden ihre Bagage vor, konnten kochen, sich ausruhen und ordnen, so daß im Laufe des Tages sich der Zustand doch so weit besserte, daß ich sie wieder für gefechtsfähig halten konnte. Hier kamen nun zuerst einige der wesentlichsten Umstände zur Sprache, welche so nachtheilig auf den Gang der Schlacht eingewirkt hatten. Die Behauptung der zweiten Brigade, selbst einen überlegenen Feind gegen sich gehabt zu haben, so daß sie nicht auf Stolk vordringen gekonnt, sich vielmehr auf die Vertheidigung von Wedelspang hätte beschränken müssen, konnte ich zur Zeit nicht widerlegen, ich mußte sie als möglicher Weise richtig gelten lassen. Erst später kamen allerhand Umstände zur Sprache, die schon damals auf eine sehr schwächliche Führung der Brigade und auf ein geradezu feiges Benehmen einzelner Führer hinwiesen, aber die volle Wahrheit trat mir erst mit dem Erscheinen des dänischen Schlachtberichtes entgegen. Was bei der vierten Brigade geschehen, hatte ich dagegen selbst gesehen, und ich war davon, wie von einigen anderen Erscheinungen noch so indignirt, daß ich den Commandeur sofort entfernte, den Truppen selbst harte Reden hielt, die Brigade bald nachher ganz auflöste. Meine Verstimmung war so groß, daß ich alle meine Kraft zusammennehmen mußte, sie nicht zu sehr hervorbrechen zu lassen. Der erste Schlachtbericht, welchen ich an dem Tage für die Statthalterschaft schrieb, der veröffentlicht werden sollte, trug so sehr den Stempel davon, daß man mich bat, ihn zu mildern; so sehr ich gewiß Recht hätte in dem, was ich sagte, wäre doch der Eindruck zu bedenken, den der Bericht draußen und in der Armee hervorbringen würde, wenn arge Schäden so aufgedeckt würden. Ich fühlte das und milderte, wo ich konnte, wodurch denn freilich Vieles im Berichte unverständlich blieb, und die Schuld des Mißlingens vielfach verschwiegen wurde. Durch die Vereinigung meiner Kräfte und die gesicherte Verbindung mit Rendsburg glaubte ich auch die Sache wenigstens so weit wieder hergestellt, um nicht ohne einen erneuerten blutigen Kampf unterliegen zu müssen, wie ich die Möglichkeit davon in dem so bedenklichen Zustande der Truppen in der ersten Bestürzung über den Ausgang des ersten großen Zusammenstoßes vor mir sah." —

So weit das Tagebuch, welches bedauerlicher Weise über den weitern Verlauf des Kampfes, namentlich über die Gefechte bei Missunde und den Sturm auf Friedrichsstadt nichts enthält, sondern mit dem Auffliegen des Laboratoriums in Rendsburg abschließt. Ein Urtheil hinzuzufügen, ist uns nicht gestattet und auch wohl überflüssig. Wir meinen, daß uneingenommene und billig denkende Leser sich ein solches aus dem wörtlich den Aufzeichnungen des Generals enthobnen Stellen recht wohl selbst bilden können.

Eine Episode aus dem nordamerikanischen Kriege.

Reiseskizzen von C. M.

(Fortsetzung.)

Eine eroberte Stadt macht auf den Besucher einen eigenthümlichen Eindruck und erzeugt in ihm, wenn er auf Seiten der Sieger steht, gemischte Empfindungen. Die Charakteristik, welche ihm aus Allem, was er sieht, entgegentritt, erregt seine Sympathie für den Besiegten, während er zugleich das triumphirende Bewußtsein der Ueberlegenheit theilt, welches die Besitzergreifung dem Sieger verleiht.

Derartige Betrachtungen drängten sich mir unwiderstehlich auf, als ich das Hauptquartier des General Stevens in Beaufort betrat, welches sich in dem Hause des ersten Geistlichen, Reverend Dr. Smith befand. Hier war gewissermaßen die Häuslichkeit im Belagerungszustande. Krieg und Frieden waren in so harmloser Mischung repräsentirt, daß man kaum an Eins oder das Andere glauben konnte. — In einem großen Zimmer zur Linken der geräumigen Vorhalle, wo sich das Bureau befand, präsidirte ein Oelbild des frühern Besitzers im priesterlichen Ornate und schien mit unwilligem Erstaunen auf die fremden Eindringlinge herabzublicken. Der Lehnstuhl, in welchem sich Se. Hochwürden von den Anstrengungen seiner seelsorgerischen Thätigkeit ausgeruht hatte, diente jetzt einem profanen Lieutenant, einem Adjutanten des Generals, zum Sitze. Ordonnanzen flegelten sich auf den weichen Polstern, welche offenbar aus allen Winkeln des Hauses zusammengeschleppt waren, und in der Ecke stand ein bestaubter Erardscher Flügel, der sich unter der ungeübten Hand eines New-Yorker Volontärs zu patriotischen Productionen hergeben mußte, welche jeden südlichen Ritter mit Schaudern erfüllt haben würden. Ich durchblätterte die Noten und war

nicht wenig überrascht, genau dieselben Sachen zu finden, an welchen ich vor Jahren meine musikalische Wuth ausgelassen hatte, Schulhoffs Mazurken, Chopin, sogar Kückensche Lieder mit deutschem Texte. Daneben lag Madame de Staels „Corinne“ mit einem Vocabularium, welches nicht gerade geeignet war, mir eine hohe Meinung von den Sprachkenntnissen der auf dem Titelblatte bemerkten Besitzerin des Buches, Mary Smith, einzuflößen; ein in der Eile wahrscheinlich vergessenes Stickkörbchen vollendete das Stillleben, welches sich in jenen Gegenständen so unverkennbar aussprach. Der Contrast zwischen dem Wirkungskreise eines jungen Mädchens und den rauhen sonneverbrannten Gesichtern, welche sich gewaltsam in denselben hineingedrängt hatten, war ein wirklich schneidender, und wir konnten nicht umhin, diejenige, welche ihrer reizenden Häuslichkeit auf so unwillkommene Weise entrissen worden, herzlich zu bedauern, zumal wir sehr geneigt waren, uns die Trägerin jenes Namens als schön vorzustellen.

Der Eintritt des Generals*) weckte uns aus diesen Betrachtungen und führte uns wieder in die Wirklichkeit zurück. Er unterhielt sich lange mit uns in der liebenswürdigsten Weise und schien besonders aufgebracht über die Unthätigkeit, zu welcher er, obwohl unmittelbar vor dem Feind, durch Shermans Zaudern verurtheilt war. Wie alle Offiziere, mit welchen ich zusammengekommen bin, erkundigte er sich sehr angelegentlich nach der Stimmung in New-York, und ich fand das eben nicht unbegreiflich, vielmehr ganz in der Ordnung. Es ist unbestritten, daß man die öffentliche Meinung beeinflussen, ja auf eine Zeit lang gänzlich düpiren kann, und ebenso unbestreitbar, daß dies zu Mißbräuchen führt, die ich schon im Beginn dieser Skizzen bei Erwähnung des Lieutenant Brown auseinander zu setzen Gelegenheit hatte; aber nichts desto weniger ist und bleibt „public opinion“ auf die Dauer das einzige und oberste Tribunal für die Leistungen öffentlicher Charaktere, und man darf sich daher nicht wundern, wenn der General fragt, was man in New-York, dem großen Brennpunkte aller Parteien, von ihm sagt, wenn selbst der Soldat zu erfahren sucht, wie man von seinem Regimente spricht.

Wir konnten leider nicht besonders günstig über die „Stimmung“ in

*) General Stevens, einer der thatkräftigsten und tüchtigsten Offiziere der nördlichen Armee, zog im Mai 1861 als Oberstlieutenant des 79. (hochländer) Regiments ins Feld. Bei der ersten Schlacht von Bulls Run wurde er Oberst, da der Oberst fiel, und bald darauf Brigadegeneral. Er hatte sich in kurzer Zeit die Liebe des Regimentes in solchem Grade erworben, daß es ihn, als er zur Shermanschen Expedition commandirt wurde, nicht gehen lassen wollte und ihm folgte, da es ihn nicht zurückhalten konnte. In Beaufort und bei Port Royal-Ferry that er gute Dienste, und man glaubte allgemein, daß die Expedition unter seinem Obercommando viel günstiger ausgefallen sein würde. Leider wurde er in der zweiten Schlacht bei Bulls Run, wo er den Rückzug deckte, durch einen Pistolenschuß getödtet.

New-York berichten und verabschiedeten uns, um die Stadt etwas näher ins Auge zu fassen. Das Nächste, was mir auffiel, war eine Gruppe von Farbigen mit mehr oder weniger weißem Blut, welche in allen möglichen und unmöglichen Stellungen auf der Erde herumlagen und sich gemüthlich von der Sonne bescheinen ließen. Sie schienen sehr mit ihrer gegenwärtigen Situation zufrieden zu sein und gaben die unzweideutigsten Beweise jenes passiven Genusses, den in der alten Welt das dolce far niente des neapolitanischen Lazzaroni repräsentirt.

In der Meinung, daß Onkel Sam seinen schwarzen Kindern wohl eine nützlichere Beschäftigung als die Sonne anzugaffen hätte anweisen können, trat ich hinzu und fragte, was sie da thäten. — „Lernen, Sir," antwortete einer von ihnen mit dem obligaten Grinsen, indem er sich mit dem Oberkörper halb aufrichtete und dann wie ganz erschöpft von der Anstrengung in seine frühere Stellung zurücksank. „Was lernst du denn?" — „Lesen", erwiderte er mit einem schlauen Blick auf ein schmutziges A B C Buch, welches in einiger Entfernung von ihm lag, jedenfalls weit genug, um ihn durch seinen Inhalt nicht zu stören. Ich nahm es auf und begann zu examiniren, indem ich ihn nach dem Namen der einzelnen Buchstaben fragte. Nur bei sehr wenigen erhielt ich eine richtige Antwort, und als ich ihn auf das Lückenhafte seiner literarischen Bildung aufmerksam machte, antwortete er ganz naiv: „dieser hier Nigger nicht lesen, aber Massa sagen,' versuchen."

Es ergab sich denn auf weiteres Befragen, daß dieser „Massa" einer von den Pietisten war, welche, um ein Gott und ihrem eignen Interesse gefälliges Werk zu thun, alle Plätze, an denen befreite Sklaven waren, überfluthet hatten und dieselben unter dem Vorwand ihrer religiösen und geistigen Ausbildung von der Arbeit zurückhielten. Diese frommen Seelen hatten auf Hilton-Head, in Beaufort u. a. Plätzen förmliche Institute errichtet, in welchen sie ihre schwarzen Zöglinge zu Andachtsübungen versammelten und mit A B C Büchern und Tractätchen fütterten. Dabei wurden sie von ihren Anhängern daheim für ihre gottseligen Leistungen auf höchst liberale Weise unterstützt und ließen sich im Allgemeinen nichts abgehen. Den Niggern gefiel es natürlich besser, in der Sonne zu liegen, als in den Schanzen zu arbeiten oder sich anderweitig zu beschäftigen, und sie zeigten sich in Folge dessen ungemein lernbegierig, während die Soldaten, welche ohnedies durch den starken und beschwerlichen Vorpostendienst genugsam in Anspruch genommen waren, arbeiten mußten.

Es ist ganz natürlich, daß derjenige, welcher nie für sein eigenes Interesse gearbeitet hat, sondern seine Kräfte sein ganzes Leben lang dem Dienste eines Herrn widmen mußte, der ihn nur kümmerlich ernährte und ihn obendrein übel behandelte, die Arbeit als solche verabscheut. Ich glaube überhaupt, daß nur wenige Menschen selbst unter den gesundesten Charakteren der Arbeit ihrer

selbst willen huldigen würden; wie viel weniger kann man dies von einem Wesen verlangen, welches kaum zum Bewußtsein der Individualität gelangt ist, geschweige denn eine Ahnung von seiner Stellung in der menschlichen Gesellschaft haben kann? Wir kennen die Arbeit als Basis alles gesellschaftlichen Lebens, wir wissen, daß sie Grundbedingung unsrer Existenz ist. Der Sklave arbeitet, weil er Hiebe bekommt, wenn er es nicht thut; höchstens schwingt e sein Fassungsvermögen zu dem Schlusse auf, daß seine Arbeit ein Capita repräsentirt und daß „Massa" dieses Capital sich aneignet. Auf welch Weise soll man ihn nun von dem Werth, von der Nothwendigkeit de Arbeit überzeugen, wenn die Zwangsmaßregeln wegfallen, unter deren Dru er bisher seine Kräfte verwerthete? — Da kommt nun der Pietismus un sagt: durch das Christenthum, durch die Bibel. Um deren Segnunge theilhaftig zu werden, müssen die Unglücklichen lesen lernen; wenn dan der Geist Gottes über sie kommt, werden sie auch schon arbeiten; einst weilen muß man ihnen aber Zeit zur geistigen Entwicklung und Erhebung lassen. Wie diese Erhebung betrieben wird, ist durch das oben angeführt Beispiel traurig genug illustrirt. Wenn man alle Neger, welche auf diese Weis des heiligen Geistes harren, einstweilen mit leiblicher Nahrung versehen wollte, so würde dieser Umstand das Budget der Vereinigten Staaten bedeut lich erhöhen und weder jenen nützen, noch der eigentlichen Freiheitsidee ent sprechen, welche das moralische Princip der Emancipationsfrage bildet.

Die Erfahrung muß dem Sklaven beigebracht werden, wie den Kindern die sich selbst erst verbrennen müssen, um vom Ofen fort zu bleiben. Wenn ich heute zu einem Sklaven sage (ich spreche natürlich immer von der Durchschnitts capacität): „Du bist frei, aber du mußt arbeiten, um dich zu ernähren," so wird er mich kaum verstehen; wenn ich ihm aber eine Zeit lang nichts zu essen gebe, ihn dann ein Stück Arbeit verrichten lasse und ihm Geld in die Hand gebe, wofür er sich Brod kauft, so wird er, wenn er wieder hungrig ist, wie der zu mir kommen und so zu der Idee gelangen, daß man sich durch di Arbeit die Mittel zur Existenz erwerben kann; wenn er zu diesem allgemeinen Begriff gelangt ist, wird er auch bei Andern Arbeit suchen, d. h. selbständig werden und sich auf die eigne Kraft verlassen lernen. Mit einem Worte da Bewußtsein der freiheitlichen Existenz ist ihm wiedergegeben und er fühlt sich al nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft, welcher er bis dahin nur al rohe Kraft dienstbar gewesen war. — Dies System läßt sich nun unter de gewöhnlichen Bedingungen der Gesellschaft nicht zur Ausführung bringen, wei es eine zu folgenschwere Revolution unter bestehenden Verhältnissen her vorrufen und den weißen Arbeiter beeinträchtigen würde; der einzige richtig Weg, den befreiten Sklaven in Masse dieser naturgemäßen Erziehung zur freien Arbeit theilhaftig werden zu lassen, ist die Colonisation nach dem Muste

Jamaikas, wo sich bereits eine selbständige freiheitliche Organisation der farbigen Bevölkerung entwickelt hat, welche mit jedem Jahre vollkommener wird und einem Gedeihen entgegensieht, welches ihren Constituenten mit der Zeit eine achtbare Stellung in der Reihe der Nationen sichert. — Daß der Süden sich Angesichts dieser unleugbaren Thatsachen hartnäckig den Anforderungen der Zeit verschlossen hat, wirft kein günstiges Licht auf die staatsökonomische Weisheit seiner Vertreter, noch auf den Bildungszustand der südlichen Bevölkerung im Allgemeinen, und statistische Notizen, sowie persönliche Erfahrungen, welche ich in dieser Richtung gemacht habe, bestätigen diese Vermuthung nur zu deutlich.

Politische Aufklärung ist in der Republik, wo jeder an der Verwaltung Theil nimmt, die erste Bedingung ihres Gedeihens; die Presse ist das mächtige Verbreitungsmittel derselben, und man kann daher vice versa wohl annehmen, daß da, wo am meisten gelesen wird, die politische Aufklärung, sowie die allgemeine Bildung auf der höchsten Stufe steht. Unter dieser Prämisse ist dem Süden das Urtheil gesprochen, und wir können nicht umhin, dem schon erwähnten Helperschen Buche „Revolution or abolition" einige Notizen zu entnehmen, welche in der That eine schlagende Beweiskraft besitzen. „Das Volk des Südens ist kein lesendes Volk. Viele Erwachsene haben nie im Leben lesen gelernt und legen auch keinen Werth darauf. Wie ungeheuer ist der Unterschied, welcher in dieser Beziehung zwischen den mittleren und arbeitenden Classen in den freien und denselben Classen in den Sklavenstaaten herrscht. Wie verschieden ist nicht die Beschäftigung der Reisenden auf den Eisenbahnen, in den Omnibus, auf den Dampfschiffen rc. im Norden und Süden! Im Norden sieht man den größten Theil der Reisenden sich mit dem Inhalte einer Zeitung oder einem neuerschienenen Buche beschäftigen. Der Kaufmann, der Mechaniker, der Künstler, der Handwerker und selbst der gewöhnliche Arbeiter ist, wenn er an seine täglichen Geschäfte geht oder von denselben heimkehrt, entweder mit seiner Abend- oder Morgenzeitung beschäftigt, oder befindet sich in einsichtsvoller Unterhaltung und Besprechung irgend eines Gegenstandes von öffentlichem Interesse. Das ist seine Erholungsstunde, und er widmet sie der Ausbildung seines Geistes im Geschmack an der Literatur und an den schönen Wissenschaften. Im Süden kennt man kaum Zeitungen und Bücher; dagegen bilden laute Discussionen über Localpolitik, Tabaks- und Baumwollenernte, Flibustierexpeditionen gegen Cuba, Nicaragua und Sonora, der Preis der Neger im Allgemeinen und der „schönen Frauenzimmer" im Besonderen, die Vorzüge des Lynchgesetzes, die Genüsse des Wettrennens, die Aufregung der Straßenkämpfe mit Bowiemessern und Revolvern und ähnliche interessante Themata das A und das O der Unterhaltung."

Die Zahl der weißen Erwachsenen über zwanzig Jahre, die weder lesen

noch schreiben können, verhält sich in einzelnen Staaten zur gesammten weißen Bevölkerung wie folgt. In den freien Staaten ist das Verhältniß am günstigsten. Connecticut 1 zu 568. Nur Indiana (1 zu 18) und Illinois (1 zu 17) stehen den besten der Sklavenstaaten nach. Diese beginnen mit Louisiana (1 zu 38$^1/_2$) und enden mit North-Carolina (1 zu 7). Im Jahre 1858 sandten 30 Senatoren der Sklavenstaaten 176,500 Documente über senatorische Verhandlungen, also durchschnittlich jeder einzelne 5,883 Exemplare, in die Heimath, während 32 Senatoren aus den freien Staaten 1,017,800 Exemplare, durchschnittlich jeder einzelne 31,869 an ihre Constituenten vertheilten. Wir müssen daraus schließen, daß die Prosklavereibeamten des Südens die Unwissenheit ihrer Wähler zu erhalten suchten, indem sie ihnen die Mittel der Selbstbelehrung vorenthielten.

Aus dem Census von 1850 ergab sich, daß die Gesammtzahl der Zeitschriften von den täglichen bis zu den vierteljährlichen, welche in den Sklavenstaaten, incl. District Columbia, herausgegeben wurden, sich auf 722 mit einer jährlichen Verbreitung von 92,167,129 Exemplaren belief, während die Gesammtzahl der in den freien Staaten herausgegebenen Zeitschriften, Californien nicht mitgerechnet, 1893 mit einer jährlichen Verbreitung von 333,386,081 Exemplaren betrug. Die Zeitungen des Nordens haben sich während dieser Zeit auf eine überraschende Weise in jeder Beziehung gehoben, während die Journale des Südens sich genau auf demselben Standpunkte befinden, auf welchem sie vor zwölf Jahren standen. Die Unwissenheit und Stagnation, welche Alles, was mit der Sklaverei in Berührung kommt, charakterisirt, klebt auch jetzt noch ebenso hartnäckig an ihnen, als zu der Zeit, da Henry A. Wise Gott dankte für die geringe Anzahl von Zeitungen im „alten Lande". Eine freie Presse existirt im Süden eigentlich nicht. Alles was zur Vertheidigung der menschlichen Knechtschaft vorgebracht werden kann, darf frei ausgesprochen werden; doch sobald man ihren moralischen und politischen Werth im Geringsten in Zweifel zieht, ist man sofort der Gefahr ausgesetzt, der Justiz eines aufgeregten Pöbels zum Opfer zu fallen. Ebenso wenig dürften die Beamten, welche jetzt das Gouvernement der südlichen Conföderation bilden, selbst wenn sie die Anforderungen der Zeit erkannt hätten und nach bestem Wissen und Gewissen die Wohlfahrt ihrer Staaten befördern wollten, eine Idee laut werden lassen, welche dem heiligen Institute der Sklaverei im Geringsten zuwider wäre.

Dasselbe Armuthszeugniß für den Bildungsstand der südlichen Bevölkerung liefern die Bibliotheken, öffentliche wie private. Mit letzteren scheint es in Südcarolina übel bestellt zu sein; denn ich habe in Beaufort, dem aristokratischesten Platze des aristokratischesten Staates der südlichen Conföderation nichts gefunden, was nur einigermaßen auf diesen Namen hätte Anspruch machen können. In einem der ersten Häuser sah ich auf einem bestaubten Bücherbret in harmlosem

Vereine: Sternes Schriften, eine französische Grammatik, Goldsmiths Uebersetzung des Homer, Dumas Monte Christo, Popes Methaphysik, Bibel und Gebetbücher, Scotts Romane &c., ein solches Conglomerat von widerstreitenden Elementen, daß sie offenbar nur Zeit und Zufall zusammengewürfelt haben konnten. Die öffentliche Bibliothek, welche zugleich als Schulraum diente, machte einen nicht viel erfreulicheren Eindruck. Unter den circa tausend Bänden, welche sie enthielt, waren sehr wenig Classiker, nicht einmal ein vollständiger Shakespeare. Bücher metaphysischen Inhalts, Kirchengeschichten, Erbauungsbücher &c. befanden sich neben Voltaire und Rousseau; die faulsten französischen Romane standen neben ehrwürdigen Urkunden und durch ihr Alter theils werthvollen Chroniken; aber nirgends Spuren einer sorgsamen Ueberwachung, einer liebenden Ordnung, nirgends Spuren einer einsichtsvollen Benutzung!

Scenen, wie die oben erwähnten, wiederholten sich während meines Aufenthalts in Beaufort fast stündlich. Wo die Sklaven unter Aufsicht zur Arbeit geführt wurden, thaten sie ihre Schuldigkeit und wurden für ihre Arbeit gut bezahlt; wo sie dem Pietismus in die Hände fielen, faulenzten sie auf eine wahrhaft luxuriöse Weise. Auch die Häuser, welche nicht vom Militärcommando in Anspruch genommen wurden (die Truppen lagen alle in Zelten, und nur den höheren Offizieren war es erlaubt, von den festen Wohnungen Gebrauch zu machen) hatten die Schwarzen besetzt und sich auf ihre Weise in „Massas" Hinterlassenschaft eingerichtet.

General Stevens Commando bestand aus ca. 5000 Mann, meistens Infanterie, ein paar Schwadronen Vermont-Cavallerie und einigen Geschützen. Die pennsylvanischen „Roundheads", einige Michigan-Regimenter und das neunundsiebzigste New-York-Regiment theilten sich in den beschwerlichen Vorpostendienst, welcher bei der bedeutenden Ausdehnung der Linien immer mehre hundert Mann in Anspruch nahm. Mit den „Hochländern" hatten wir es im Besondern zu thun und wurden von den Offizieren derselben mit echt schottischer Gastfreundschaft, aber leider auch echt schottischer Armuth aufgenommen. Die „Messe", zu der wir sofort eingeladen wurden, bestand aus zwei Gerichten, bei welchen ich jedoch keinen andern Geschmack als den von Pfeffer und Salz in furchtbaren Quantitäten unterscheiden konnte. Beim zweiten Bissen standen mir schon die Thränen in den Augen, während die Tartanmänner mit einem Heldenmuth zugriffen, welcher einer bessern Sache würdig war. Als ich versuchte, die Wirkungen der scharfen Gewürze durch das Getränk zu mildern, welches man uns vorgesetzt hatte, kam ich erst recht vom Regen in die Traufe: Es war eine Mischung, welche in New-York unter dem Namen „blue ruin" oder „Jersey lightning" bekannt ist und aus schlechtem Alkohol mit Marmorabfällen fabricirt wird. Ich dachte lebhaft an Selbstverbrennung, als ich das höllische Naß meine Kehle hinuntergleiten ließ und wunderte mich im Stillen, daß

ein solcher Fall noch keinen von der Tischgesellschaft betroffen hatte, welche das Getränk, nach der Quantität, die genossen wurde, zu urtheilen, außerordentlich zu goutiren schien. Hätte ich damals gewußt, welche Prüfungen mir von der schottischen Gastfreundschaft noch bevorstanden!

Die Nachmittage wurden dem Geschäft gewidmet, und erst der Abend führte uns nach dem Appell mit unsern Freunden im engen Zelte wieder zusammen.

Als wir am Tage nach unsrer Ankunft ruhig unsre Pfeifen rauchten und das gewöhnliche Thema, den Krieg und die Möglichkeit seiner Dauer, abhandelten, verbreitete sich mit einem Male die Nachricht im Lager: „Die Gefangenen von Bulls Run sind angekommen!“ Das Regiment hatte sich in jener ersten verhängnißvollen Schlacht ausgezeichnet gehalten und vor allen andern gelitten. Manche waren gefallen, verwundet und gefangen genommen und nach Richmond geschleppt, von wo sie jetzt nach neunmonatlicher Haft auf dem Wege der Auswechselung zurückkehrten. Auf Parole hatten sie nicht gehen wollen, da sie nicht auf die Rache verzichten konnten, welche sie an ihrem Feinde zu nehmen gedachten.

Wie ein elektrischer Schlag wirkte die Nachricht im Lager des Regiments. Die Trommeln wirbelten; der nationale Dudelsack quiekte, im Nu waren aus dem benachbarten Holze Fackeln und Kienbrände geholt, und in Zeit von einer Viertelstunde war die imposanteste und eigenthümlichste Demonstration zu Stande gebracht, welcher ich jemals beigewohnt habe. Das ganze Regiment hatte eine Gasse gebildet und jeder sich, so gut es in der Eile gehen wollte, mit einem Beleuchtungsinstrument versehen oder sich auf irgend eine andere Weise bemerklich gemacht, um seine Theilnahme an dem Ereignisse an den Tag zu legen. Die dunkelrothe Gluth, welche sich über die ganze Gegend gelagert hatte, und dazu das erhebende Gefühl, welches die Regimentsehre bei der Rückkehr der Tapferen einem jeden Betheiligten einflößen mußte, verursachten für eine Zeit lang eine feierliche Stimmung, welche sich in lautloser Stille aussprach.

Da erscholl aus der Ferne Musik; sie kam näher und näher, und bald verkündete ein ungeheures Jubelgeschrei von der andern Seite des Lagers, daß die Erwarteten die Grenze desselben überschritten hatten. Das Musikcorps voran marschirten sie unter Führung der beiden Offiziere, welche ihre Gefangenschaft getheilt hatten, mehrmals durch die ganze Länge der Zeltgasse. Die meisten waren noch bleich und hohläugig von Wunden und Leiden, welche sie in den Tabakshäusern von Richmond auszustehen gehabt hatten, und unwillkürlich traten uns die Thränen in die Augen, als wir sie fast überwältigt von dem Eindruck des Augenblicks, unter endlosem Jubel, Cheers, Händedrücken und Mützenschwenken, still an uns vorbeimarschiren sahen.

Nachdem der erste Lärm vorüber war, ging das Redenhalten an. Erst wurden die Befreiten in kurzer Ansprache vom Oberst empfangen; hierauf Erwiderung und endlose Cheers; dann allgemeines Durcheinander von Reden, die Niemand verstand, Hurrahrufen, Cheers, Tigers, kurz ein so chaotisches Gewühl, daß ein nicht ungewöhnlich starkes Trommelfell in dringender Gefahr war. Sogar wir, die wir an Bord der Matanzas die meisten der Ankömmlinge kennen gelernt hatten, bekamen unsere drei Cheers und der alte Sergeant, welcher natürlich bei dieser feierlichen Gelegenheit den Whiskey nicht gespart hatte, ernannte uns zu seinen speciellen Freunden, wodurch wir uns in Anbetracht seiner jüngst erlangten Celebrität sehr geschmeichelt fühlen mußten. Als die Aufregung vorüber war, concentrirten sich die verschiedenen Gesellschaften in den Zelten, wo unter fortwährender Circulation von „Jersey lightning“ u. a. ähnlichen Getränken, die Leiden der Gefangenschaft erzählt, der Vergangenheit gedacht, die Zukunft besprochen wurde. Wir waren mit den Offizieren in das Adjutantenzelt gezogen worden, welches sich mit den engeren Freunden derselben gefüllt hatte. Die Illumination wurde bald durch einen auf eine Flasche gesteckten Talglichtstumpf hergestellt, die unvermeidlichen Flaschen hervorgeholt; jeder suchte sich so bequem wie möglich zu placiren, und nun gings ans Erzählen. Thränen der Wuth traten den starken Männern in die Augen, als sie sich der Leiden, der Entbehrungen, der Vexationen erinnerten, welche sie von einem übermüthigen Feinde zu erdulden gehabt hatten, und bittres Rachegefühl spiegelte sich in ihren Blicken, wenn sie an die Zukunft, an bevorstehende Schlachten dachten.

Sie haben sich bewährt; das neunundsiebzigste Regiment hat sich bei den Conföderirten den Namen „the devils“ erworben. — „Bei Port Royal-Ferry commandirt mein Schwager die Rebellenvorposten,“ bemerkte ein Offizier; „ich habe gestern noch an meine Schwester in New-York geschrieben, daß es mein erstes Geschäft sein würde, sie zur Wittwe zu machen, wenn wir vorrücken, und ich weiß, sie denkt wie ich.“ Im ganzen Regiment herrschte dieselbe Bitterkeit, die sich in diesen Worten aussprach.

Allmälig fing das mörderische Getränk, welches uns von der wohlmeinenden Freundlichkeit unserer Wirthe förmlich eingetrichtert wurde, an seine Wirkung zu äußern und eine andre schottische Nationaleigenschaft, die Streitsucht, zu Tage zu fördern. Zwei der Befreiten waren über einen unbedeutenden Gegenstand nicht einig, und jeder vertheidigte seinen Standpunkt mit einer solchen Hartnäckigkeit, daß diejenigen, welche zusammen auf dem Schlachtfelde gestanden, zusammen verwundet, gefangen genommen worden waren und neun Monate lang mit einander geduldet hatten, mit Revolvern auf einander losgingen und nur mit Mühe von ihren Freunden, die schon selbst nahe daran waren, für den einen oder andern Partei zu ergreifen und so den Kampf zu einem allgemeinen zu machen, auseinander gebracht werden konnten.

Der „blue ruin“ hatte auf unser schwächeres Nervensystem, unterstützt von der Aufregung der wechselvollen Scenen des Abends, obwohl in weit geringerer Quantität als von den Uebrigen genossen, einen höchst bejammernswerthen Eindruck gemacht und uns in eine Art lethargischen Zustand versetzt, der gegen die Außenwelt so ziemlich gleichgültig machte und den ganzen Tumult ruhig mit ansehn ließ, als ob sich das so von selbst verstände. Wir ließen uns dann auch ohne den geringsten Versuch zur Widersetzlichkeit auf eine Pritsche legen, welche für ein Bett gelten sollte, und auf der wir den Schlaf der Gerechten schliefen. Das Erwachen zum jüngsten Gericht kann dem Sünder nicht schrecklicher sein, als das Erwachen, welches diesem Schlafe folgte. Schauernd vor Kälte (denn von Bedeckung war in der Hitze des Gefechts ganz abgesehen worden), förmlich durchnäßt von dem schweren Thau, welcher in das offen gelassene Zelt gedrungen war, von dem unbequemen Lager steif in allen Gliedern und dazu fieberhaft aufgeregt durch die Nachwehen unsrer Libationen vom vorhergehenden Abend, bedurften wir erst einiger Zeit, um uns in unsere Situation zu finden, und fanden wir sie nichts weniger als tröstlich, als wir sie vollkommen begriffen hatten.

Es war gegen fünf Uhr Morgens, als wir die Grenzen des verhängnißvollen Lagers überschritten, um durch einen anstrengenden Spaziergang den Folgen unsrer Extravaganzen vorzubeugen und der Gastfreundschaft des Hochlandes für immer zu entsagen. Die Sonne ging eben auf und säumte den Horizont mit einem herrlichen Purpurstreifen; das lustige Volk des Waldes war schon munter und jubelte uns in hundert verschiedenen Tonarten entgegen; aber was war uns Hekuba! Uns erfreute weder Sonne noch Vogelsang; wir hatten keinen Sinn für das Erwachen der Natur, für die Waldesfrische, welche sonst einen so erquickenden Einfluß auf den Wanderer übt, wir strebten nur rastlos vorwärts, bis uns die Anstrengung in eine wohlthuende Perspiration versetzte, auf welche eine todtenähnliche Müdigkeit folgte. Die Sonne schien schon warm auf uns herab; wir suchten uns einen passenden Platz aus und streckten uns auf dem weichen Waldmoose nieder, welches den ganzen Boden in üppiger Fülle überwucherte.

Es war Mittag vorüber, als wir Beaufort wieder erreichten, nachdem wir, da zum Glück unsere Geschäfte mit den Hochländern beendigt waren, deren Lager sorgfältig vermieden hatten. Nachdem uns hier ein Bekannter meines Gefährten zu einem Frühstück verholfen, dachten wir daran, die Zeit, welche wir noch in Beaufort und Umgegend zu verweilen gezwungen waren, auf nützliche Weise zu verwerthen. Besonders lag uns daran, eine Tour nach Port Royal-Ferry zu machen, um das Terrain genau kennen zu lernen und einen Einblick in die relative Stellung der beiden sich gegenüberstehenden Truppencorps zu gewinnen. Wir erlangten zu diesem Zweck Pässe aus dem Hauptquartier, um

ie Vorpostenkette passiren zu können, mußten nochmals den Loyalitätseid chwören und boten nun unsern Scharfsinn auf, um Beförderungsmittel zu er- angen, welche bei der starken Requisition für Armeetransporte sehr spärlich aren. Alles, was an Wagen und Pferden in Beaufort und Umgegend vor- efunden worden war, stand unter der unmittelbaren Controle des Brigade- uartiermeisters Capt. Fuller, und durch eine Kriegslist gelang es mir (indem h in der Unterhaltung meine engen Beziehungen zu mehren New-Yorker Blät- ern durchblicken ließ) eine Equipage zu erlangen, deren Erscheinen in den An- alen des Corso entschieden Furore gemacht haben würde. Es war ein zwei- ſiges Buggy, nicht mehr im besten Zustande, dessen Vorderräder bedenkliche arabeln beschrieben, sobald es in Bewegung gesetzt wurde. Das Pferde- schirr war aus verschiedenen andern zusammengesucht, und die edlen Rosse igten Symptome, als ob sie schon seit Jahren in irgend einer Tretmühle be- häftigt gewesen wären, was sich namentlich aus einer bedenklichen Neigung m Auseinandergehen schließen ließ. Eine Sklavenpeitsche wurde mir als timulus für die beiden Rosinanten überreicht; wir stiegen ein und fuhren, n Schauspiel für Götter und Menschen, die prächtige Austerschalenchaussee tlang, welche von Beaufort nach Port Royal-Ferry und von da nach der nction der Charleston-Savannah-Eisenbahn führt. Die Auster nämlich dient jenen Gegenden nicht nur zum geschmackvollen Nahrungsmittel, sondern muß h noch ihre Schale zum Baumaterial hergeben, welche, mit Cement oder lk gemischt, eine Mauer liefert, die dauerhafter als die von Ziegelsteinen ist d ihrer Billigkeit wegen sich außerordentlich empfiehlt. So sind die Grund- uern der Häuser, Einfriedigungen für Gärten, Kirchhöfe und öffentliche ätze, alle aus diesem Material gebildet, und die Heerstraßen, welche eine undlage von Austerschalen haben, werden, wenn nicht durch zu schwere hrwerke aufgewühlt, binnen kurzer Zeit glatt und fest wie Marmor. Auch Martellothürme, eine eigne Art von runden Forts, welche sich als sehr erhaft bewiesen haben, werden aus Austerschalen gebaut.

Der ganze acht bis neun Meilen lange Weg war von einem herrlichen Laubdach rschattet, welches meist von der kleinblättrigen Lebenseiche, life oak, gebildet durch ein dichtes Geflecht von Lianen, Moosen und Schlingpflanzen fast urchdringlich gemacht wurde; hier und da war eine Lücke, wo ein Nebenweg den Baulichkeiten einer verlassenen Plantage führte und einen Blick auf s- und Baumwollenfelder gewährte, deren Früchte verwittert waren. Un- hr alle zwei Meilen trafen wir auf ein Piquet, welches seine Wachen in der gegend ausstellte, und unsre Pässe wurden jedes Mal auf das Sorgfältigste rsucht, bis wir an die äußersten Vorposten kamen, welche sich in dem Fähr- se an dem Ufer des Creeks etablirt hatten, der die Inseln (sea islands) dem Festlande trennt.

Dies war die Basis, von wo Sherman gegen Charleston und Savanna operiren sollte, deren er sich jedoch erst bemächtigt hatte, als die Conföderirte ihre Maßregeln zu Verhinderung seines weiteren Vordringens bereits getroffen Nach der Eroberung von Hilton-Head waren sie in aller Eile über Beaufor hierher geflohen, da sie sich auf den Inseln doch nicht halten konnten, hatte die Fähre zerstört, auf der andern Seite des Creeks ein Fort aufgeworfen un alle disponiblen Truppen von Charleston und Savannah, welche sofort durch Ve stärkungen aus dem Norden ersetzt und verstärkt wurden, dort concentrir Sherman landete mit circa 15,000 Mann in Hilton-Head; sein Erfolg konn also nur das Resultat einer kühnen, überraschenden Bewegung sein, wie sie b der eiligen Flucht der Conföderirten durchaus geboten war. Er brauchte m ihren Spuren zu folgen, um zur Junction zu gelangen, und mußte von de entweder auf das ungeschützte Charleston losgehen, wo er von der Seeseite au sofort verstärkt werden konnte, oder wenigstens die Eisenbahn besetzen und die große Pulsader des Südostens abschneiden; damit hätte er zugleich die Ve stärkungen von Savannah abgehalten. Statt dessen dauerte es drei gan Wochen, ehe der General das verlassene Beaufort besetzte, und es ist erwiese daß die Rebellen während dieser Zeit noch fortwährend eine lebhafte Verbi dung zwischen der Stadt und dem Festlande unterhielten und vieles Werthvo auf die Seite schafften. Wieder ging eine geraume Zeit darauf hin, ehe d Vedetten bis Port Royal-Ferry ausgedehnt wurden, und als dies gescheh war, stand ihm der Feind mit einer gleichen Macht auf einem bedeutend günst geren Terrain gegenüber. General Stevens hatte stricte Ordre, nichts zu unt nehmen, und Vorsicht ist die Mutter der Weisheit; aber Kühnheit und Energ sind zwei unerläßliche Eigenschaften für einen General, welcher sich einen wichtigen und folgereichen Handstreich zur Aufgabe gestellt hatte. An der fein lichen Seite stiegen die Ufer des Creeks, sumpfig in der unmittelbaren Nä des Wassers, allmälig an bis zu einem Waldsaume, an welchem die Vorpost der Conföderirten standen. Wenn man also einen Uebergang bewerkstellig wollte, wie am 1. Januar d. J., so waren die Bundestruppen eine ga Strecke dem mörderischen Feuer des vom Walde gedeckten Feindes ausgese und so war die unglückliche Situation lediglich auf Shermans Saumsel keit zurückzuführen, welcher noch immer mit seiner Hauptmacht auf Hilt Head lag.

Natürlich war auf diese Weise an einen Angriff auf Charleston oder S vannah nicht mehr zu denken, zumal beide Städte jetzt stark besetzt und befes waren, und man mußte an die kostspielige und zeitraubende Eroberung des star Fort Pulasky denken, welches an der Mündung des Savannah-River die St nach der Seeseite zu schützt. Der Angriffspunkt war die Insel Tybee, Fort gerade gegenüber und an dem nächsten Punkte nicht mehr als circa 1

Yards davon entfernt, und ein deutsches Regiment, das sechsundvierzigste New-Yorker Volont. (Fremont) Reg. wurde zur Besetzung derselben commandirt. Demselben folgten nachher das siebente Connecticut und mehre andre, so daß die kleine Macht, welche im Anfang unter energischer Führung bedeutende Vortheile hätte erzielen können, jetzt in drei Stationen zersplittert wurde, welche je 20 bis 30 Meilen von einander entfernt waren und also auch eine mehr oder minder starke Besetzung der dazwischen liegenden Inseln nothwendig machten. Wie viel Sherman versäumt hat, geht schon aus dem geringen Einfluß hervor, welchen die schließliche Eroberung von Fort Pulasky auf die Umgestaltung der Dinge übte. Man fand ein Vordringen auf dem Wasserwege fast ganz unmöglich, und die Bundestruppen wurden überall durch die überlegene Terrainkenntniß der Gegner sowie die mangelhafte Schiffbarkeit des Creeks zurückgehalten. Die Folge war, daß man die Stationen nur als solche zu behaupten suchte, ohne dadurch einen andern Vortheil, als den schon erwähnten, zu erringen, nämlich die Nothwendigkeit einer Truppenconcentration der Conföderirten an diesen Plätzen.

Es waren Freiwillige aus Michigan, gewöhnlich scherzweise Michiganders genannt, welche den äußersten Vorpostendienst versahen. Mehre von ihnen lagen in einem Boot, daß sie sich auf irgend eine Weise verschafft hatten, im Wasser und öffneten Austern, welche in unendlichen Lagern die Ufer bedeckten; ein andrer hatte sich im Fährhause einen rohen Tisch gezimmert und schrieb einen Brief in die ferne, kalte Heimath, wo noch Alles unter Schnee und Eis liegen mußte. An der andern Seite spazierten die feindlichen Vorposten friedlich auf und nieder, und auch auf dem naheliegenden Werke konnte man deutlich die Wachen unterscheiden. Die Soldaten erzählten uns, daß sie die Unsitte, auf einzelne Posten zu schießen, mit gegenseitiger Uebereinstimmung aufgegeben hätten und nun oft friedlich Austern und Whiskey theilten, wenn die Dämmerung ihnen ein derartiges disciplinwidriges Benehmen gestattete. Sie zeigten uns das Terrain genau, auf welchem am 1. Januar das Gefecht stattgefunden hatte, und mit einem Blick konnte man das Unvortheilhafte eines solchen Unternehmens überschauen. Nach einem, wegen der geringen Transportmittel schwierigen Uebergange hatten die Bundestruppen auf dem offenen Felde Linie gebildet und sich von dem nahen Walde aus beschießen lassen. Unser Cicerone hielt das Benehmen der Conföderirten für sehr „unfair“; er meinte, wenn sie „Kerls“ gewesen wären, hätten sie herauskommen und ehrlich mit ihnen kämpfen müssen. Sie waren zwar doch mit Bomben aus dem Walde vertrieben und das Fort genommen worden; General Stevens hatte sich aber nach Erbeutung einer Kanone, welche den Namen „Highlanders baby“ behielt, mit einem verhältnißmäßig nicht unbedeutenden Verluste an Mannschaft wieder zurückziehen müssen.

Als wir uns Alles gehörig betrachtet und von den offerirten Austern gekostet hatten, vertrauten wir uns wieder unserm gebrechlichen Fuhrwerk an,

um mit einbrechender Nacht wieder in Beaufort zu sein. Unsre Pferde hatten nach den zurückgelegten neun Meilen nicht gerade sehr an Feuer gewonnen, und es bedurfte häufiger Applicationen unsrer Sklavenpeitsche, um sie zu einem mäßigen Trabe zu bewegen. Wir kamen indeß, wenn auch langsam, doch ohne besonderen Unfall bei stockfinstrer Nacht in Beaufort an und wurden zu unsrer großen Freude von dem Quartiermeister, welcher eines der schönsten Häuser bewohnt, zu Abendessen und Nachtlager eingeladen, was uns um so willkommener war, als wir noch mit Schaudern an die Strapatzen der vorhergehenden Nacht zurückdachten. (Fortsetzung folgt.)

Vermischte Literatur.

Allgemeine Deutsche Strafrechtszeitung. Herausgegeben von Franz v. Holtzendorff. Erster Jahrgang. 1861.

Als der erste deutsche Juristentag es aussprach, daß eine einheitliche Strafgesetzgebung für ganz Deutschland ein dringendes Bedürfniß sei, war wohl keiner unter den Theilnehmern jener Versammlung, der sich nicht der immensen Schwierigkeiten bewußt gewesen wäre, die jedem wie immer gearteten Versuche, dieser feierlichen Anerkennung des Bedürfnisses eine praktische Folge zu geben, entgegenstehen. Wer den Verhandlungen der Nürnberger Conferenz zur Herstellung eines gemeinsamen deutschen Handelsrechtes aufmerksam gefolgt ist, wird einen keineswegs ermuthigenden Vorgeschmack davon bekommen haben, was es kostet, die mannigfach widerstrebenden Interessen und Anschauungen so vieler Theilnehmer zu vereinigen: und doch dürfte die Abfassung des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches verhältnißmäßig noch weniger Schwierigkeiten geboten haben, als bei der Schöpfung eines deutschen Strafgesetzbuches in Aussicht stehen. Wir sehen hierbei zunächst ganz davon ab, daß die Factoren der Gesetzgebung in den einzelnen Bundesstaaten schwerlich alle die gleiche Ueberzeugung von der Dringlichkeit der Strafrechtseinheit und die gleiche Neigung, dieselbe zu fördern, wie diejenigen Mitglieder des Juristentages haben, die jene Forderung aufstellten; denn es ist leider gewiß, daß — wenn auch weniger als auf anderen Gebieten — der Particularismus doch auch im Strafrecht sich geltend macht. Ebenso mag hier nur angedeutet werden, daß die Schöpfung eines gemeinsamen Strafrechtes, wenn sie wahrhaft segensreich wirken soll, von der Herstellung auch eines gemeinsamen Strafverfahrens nothwendig begleitet oder mindestens gefolgt sein muß, und daß in letzterer Hinsicht die in verschiedenen deutschen Bundes-

staaten zur Zeit geltenden Systeme sich geradezu diametral entgegenstehen. Wichtiger ist es, daran zu erinnern, daß gerade die Strafgesetzgebung aus leicht begreiflichen Gründen von kirchlichen, politischen und religiösen Einflüssen abhängig ist, die ihrerseits wieder in den einzelnen Bundesstaaten in durchaus verschiedenartiger Richtung und Stärke sich geltend machen, sowie daß in der Strafrechtswissenschaft selbst über einige der wichtigsten Principienfragen erhebliche Meinungsverschiedenheiten herrschen, deren allseitig befriedigende Ausgleichung noch keineswegs in naher Aussicht steht. Auch darf nicht unterschätzt werden, daß während gelegentlich der Abfassung des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs bei dem Mangel einer ausgebildeten Particulargesetzgebung in den einzelnen Bundesstaaten die wenigsten derselben in der Lage waren, eine besondere Berücksichtigung ihres Particularrechtes prätendiren zu können, somit aber nicht nur die Vorfrage, welcher der vorgelegten Entwürfe den Verhandlungen der Conferenz zu Grunde gelegt werden sollte, ohne jede Weiterung entschieden werden konnte, sondern auch die Verhandlungen selbst hierdurch wesentlich gefördert wurden, umgekehrt hier die Schwierigkeiten gleich bei dieser Vorfrage beginnen. Die meisten deutschen Bundesstaaten haben ihre Strafgesetzgebung im Laufe dieses Jahrhunderts von Grund aus neugestaltet — einige der Strafgesetzbücher sind sogar von allerneustem Datum — die wenigsten werden sich daher bereit finden lassen, auf ihr Particularrecht zu Gunsten eines anderen der geltenden Gesetzbücher von vornherein zu verzichten, zumal es unbestreitbar ist, daß wie fast jedes der bestehenden Particularstrafgesetzbücher seine besonderen Vorzüge hat, umgekehrt keines derselben so hervorragend sich auszeichnet und sich einer so allgemeinen Anerkennung erfreut, daß der Vorschlag, es bei der Schöpfung des neuen deutschen Strafrechts zu Grunde zu legen, alle Stimmen auf sich vereinigen würde.

Wenn wir uns unter diesen Umständen bescheiden, dem Eingangs erwähnten Beschlusse des Juristentags bereits für die nächste Zukunft praktische Folge gegeben zu sehen, so sind wir damit weit entfernt, den Werth jenes Beschlusses selbst irgend wie zu unterschätzen und zweifeln nicht im Geringsten, daß wie auf allen anderen Gebieten so auch auf dem der Strafrechtspflege dem Bedürfnisse der Nation früher oder später sein Recht widerfahren werde. Inzwischen wird es Sache aller derer sein, die in der nationalen Einigung die höchste Aufgabe unserer Zeit erkennen, deren Lösung auch auf diesem Gebiete vorzubereiten und zur Beseitigung der entgegenstehenden Hindernisse ein Jeder in seinem Kreise und nach seinen Kräften mitzuwirken. Die Eingangs genannte Zeitschrift bietet — von eben diesen Erwägungen ausgehend — hierzu willkommene Gelegenheit. Der uns vorliegende erste Band enthält aus der Feder namhaftester Juristen eine Reihe von Artikeln, die alle den Zweck haben, die Lösung jener Aufgabe der Strafrechtseinheit wissenschaftlich vorzubereiten. Wir heben aus denselben außer den einleitenden Betrachtungen des verdienstvollen Herausgebers über die Hindernisse der Strafrechtseinheit und die Mittel zu ihrer Beseitigung, namentlich die Aufsätze von Sundelin hervor, die mit einer eingehenden Sachkenntniß die Begeisterung für die gute Sache und das Feuer der Beredtsamkeit verbinden. Daß wo es sich um Förderung der Strafrechtspflege und Strafrechtseinheit handelt, der Name Mittermayers nicht fehlen würde, brauchen wir kaum besonders hervorzuheben und ebenso wenig, daß seine Beiträge über die entehrenden Strafen sowie über den Grundsatz der Gleichheit der Waffen für die

Anklage und die Vertheidigung den Stempel jener edlen Humanität tragen, die im Verein mit seiner eminenten Belesenheit und Kenntniß der in den einzelnen Staaten geltenden Gesetzbücher eine Hauptzierde des Nestors der deutschen Jurisprudenz bildet. Aber auch unter solchen Beiträgen, die nicht unmittelbar dem Zweck der Förderung der Strafrechtseinheit zu dienen bestimmt sind, finden wir hervorragende Leistungen, wobei wir namentlich einer Abhandlung von Lasalle über den Begriff der Rückwirkung und seine Anwendung auf das Strafrecht gedenken, deren philosophische Schärfe und Dialektik ihre Lectüre zu einem wahren Genusse macht. Auch die verwandten Gebiete des Gefängnißwesens und der strafgerichtlichen Medicin haben aus der Feder Mittermayers, Böckers, Elvers, Hoyers, des Herausgebers und Anderer eine eingehende Berücksichtigung erfahren, und endlich bietet die Rubrik „Vermischte Rechtsfälle", eine Sammlung von criminalistischen Curiosen, deren Lectüre auch dem Nichtjuristen eine anregende Unterhaltung bereitet und dem Juristen durch die Wahl des Gegenstandes wie durch die fein humoristische Behandlung eine willkommene Erholung von der Beschäftigung mit dem Ernste der wissenschaftlichen Abhandlungen bietet.

Wir empfehlen die Zeitschrift angelegentlich der Berücksichtigung und Betheiligung Aller, die sich für Strafrecht und Förderung desselben und der Strafrechtseinheit interessiren.

Allgemeines deutsches Turnliederbuch. Lahr, M. Schauenburg. 1862.

Dieses Liederbuch, das in zweiter Auflage erschienen ist, enthält in guter Auswahl 113 Vaterlandslieder mit 84 Melodien, dann Turn-, Fest-, Gesellschafts- und Wanderlieder 72 Nummern mit 48 Melodien, endlich 61 Volkslieder mit 55 Melodien. Die Lieder sind gut gewählt, die Melodien von Erk in Düsseldorf ein-, zwei-, drei- und vierstimmig geordnet. Das Ganze — sehr wohlfeil: 20 Bogen nur 9 Sgr. — ist allen Turnvereinen als eines der besten Bücher seiner Art zu empfehlen.

Meyers neues Conversationslexikon. 2. Aufl. 15 Bände in 300 Lieferungen. Mit Karten und Illustrationen. Hildburghausen, Verlag des Bibliographischen Instituts. 3. Band, Lieferung 11 bis 20.

Wir machen wiederholt auf dieses Unternehmen aufmerksam, welches sich das Ziel setzt, ein zuverlässiger Führer durch alle Gebiete menschlichen Wissens zu sein, und in der That, wenn es vollendet ist, sehr brauchbar sein wird. Besondere Aufmerksamkeit ist in dem Plane des Ganzen, so weit derselbe aus den vorliegenden ersten drei Bänden ersichtlich ist, den materiellen Interessen gewidmet, und kein ähnliches Nachschlagebuch allgemeiner Bildung beschäftigt sich so eingehend mit den Gegenständen der Wissenschaften, die sich direct auf Gewerbe, Handel und Landwirthschaft beziehen. Auch andern Zweigen des Wissens ist lobenswerthe Sorgfalt zugewendet, und namentlich werden Gegenstände der Naturwissenschaft und neue Entdeckungen auf deren Gebiet mit dankenswerther Ausführlichkeit behandelt. Von den artistischen Beilagen möchten die sehr sauber ausgeführten Landkarten die werthvollsten sein. Wir bemerken noch, daß der dritte Band mit dem Artikel „Brücken" schließt. — Der in demselben Verlage erscheinende „Globus" zeigt in den neuesten uns vorliegenden Heften (19 bis 22) gegen die früheren eine wesentliche Besserung in der Wahl und der Haltung der Texte, und die Holzschnitte sind Muster ihrer Art. Von besonderem Interesse sind unter den ersteren die Mittheilungen, über

Madagaskar, Bagdad, die Insel Sardinien, Cilicien, Birma, die große Negerstadt Abeokuta und Land und Volk von Mexiko, sowie die Aufsätze „Das Reisen im Alterthum" und „Scherz und Spott in der geographischen Sprache der Völker". Auch der Herzog von Coburg-Gotha hat in der Schilderung einiger Jagdtage im Bogoslande einen Beitrag geliefert.

Carl v. Zierotin und seine Zeit. 1564—1615. Von Peter Ritter von Chlumecky. Brünn 1862. Verlag von A. Nitsch.

Ein sehr werthvoller Beitrag zur Geschichte der Zeit, welche der Schlacht am Weißen Berge vorausging. Die gründlichste Bekanntschaft mit dem Gegenstand vereinigt sich mit sehr geschickter Darstellung, um das Werk (864 S. gr. Oct.) zu einer der besten historischen Monographien zu machen, welche die letzten Jahre gebracht haben. Zierotin, von 1608 bis 1615 Landeshauptmann von Mähren, war einer der einsichtigsten, thätigsten und einflußreichsten Staatsmänner seiner Zeit. Nach der einen Seite ein Vorkämpfer für die Freiheiten der Stände der unter der habsburgischen Dynastie vereinigten Länder, war er nach der andern mit Erfolg bemüht, den drohenden Abfall dieser Stände von der Dynastie zu verhüten. Zu diesem Zwecke — das ist das Interessanteste an der Arbeit des Verfassers — dachte er an eine Verfassung für die östreichische Monarchie, die in wesentlichen Grundzügen der jetzt geltenden geglichen haben würde, nur daß er (vgl. das Capitel 11) wider die Union Oestreichs mit Deutschland war. Ein Centralrath (Ministerium), aus Vertrauensmännern der verschiedenen Länder zusammengesetzt, sollte dem Kaiser zur Seite stehen, und ein Centralausschuß (Reichssenat) von allen Landtagen beschickt, die Interessen und Wünsche der Länder vertreten. Diesem letzteren sollten alle obersten Beamten verantwortlich sein. Schon hatte Zierotin eine Partei für seine Ideen gewonnen und Aussicht, diese zu verwirklichen, als Kriegsgefahren dazwischen traten. Noch einmal, auf dem Generallandtag von 1615 war einige Hoffnung auf Erfolg. Aber bald mußte Zierotin erkennen, daß er die antinationale Politik des Hofs, die gegen ihn war, ebenso wenig zu bemeistern im Stande sei, als das particularistische Streben der Stände, namentlich der böhmischen Barone. Hier diese kühnen und stolzen Cavaliere, dort die drohende Gestalt Erzherzog Ferdinands, der als präsumtiver Nachfolger des schwachen Kaisers schon jetzt mächtigen Einfluß übte und wie er die Protestanten Steiermarks erdrückt, auch den Widerstand in den andern Ländern zu brechen beabsichtigte. Zierotin hätte sich zwischen Krone und Stände, zwischen die absolutistisch-ultramontane und die aristokratisch-nationale Partei stellen müssen, wenn er sein Programm hätte durchsetzen wollen. Dazu mußte er aber eine dritte Partei haben, und diese fehlte so gut wie ganz. Der niedere Adel, der den Hussitenkriegen so viel Schwung verliehen, war verschwunden, das Bürgerthum durch den Kampf zwischen Patriciat und Gemeinden gespalten, auf die Massen war noch weniger zu rechnen. So blieb nur die Alternative, ein gefügiges Organ der römisch-spanischen Partei zu werden, die nachher zum Schaden Oestreichs siegte und das Feld bis auf die letzten Jahre behauptete, oder sich rückhaltslos der ständischen Partei anzuschließen, welche auf die Revolution und die Losreißung von der Dynastie zusteuerte. Zierotin, ein guter Protestant, Feind absolutistischer Tyrannei, aber zugleich Anhänger des kaiserlichen Hauses und Gegner revolutionärer Maßregeln, konnte sich weder zu diesem, noch zu jenem Wege

entschließen. Er dankte ab, und mit seinem Rücktritt erlosch auf dritthalb Jahrhunderte der Gedanke der Reform in Oestreich.

Vergangene Tage. Culturhistorische Novellen. Von Ludwig Ziemssen. Cassel und Göttingen. Georg H. Wigand. 1862. Zwei Erzählungen, die in der Vorzeit Stettins (Ende des sechszehnten Jahrhunderts) spielen. Der Verfasser scheint sich mit den Aeußerlichkeiten dieser Epoche fleißig beschäftigt zu haben, in ihren Geist aber ist er, nach diesen Proben zu schließen, nicht eingedrungen, und zum Novellisten mangelt ihm das erforderliche Erzählertalent. So werden wir weder gut unterhalten, noch, was hier doch der Zweck ist, in die alte Welt zurückversetzt. Das Geschlecht des sechzehnten Jahrhunderts empfand und redete ganz anders, als hier. Es wußte nichts von Empfindsamkeit, und sein Verhältniß zum Himmel hatte nichts gemein mit der weichen Religiosität, die ihm in diesen Geschichten angesonnen wird.

Italien in geographischen Lebensbildern. Aus dem Munde der Reisenden gesammelt und zusammengestellt von Dr. K. F. Robert Schneider. Mit 14 Illustrationen. Glogau, Verlag von C. Flemming. 1863.

Auszüge aus neuern und neuesten Reiseschriften über Italien, guten, mittelmäßigen und schlechten, wörtlich abgeschrieben und nach der geographischen Lage der betreffenden Landschaften, Städte, Bauten u. s. w. gruppirt, die beigegebenen Bilder ziemlich hübsche Holzschnitte.

Zur Geschichte der Juden in Worms und des deutschen Städtewesens. — Von G. Wolf. Breslau 1862. Schletter'sche Buchhandlung.

Neunundzwanzig Urkunden meist aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, eingeleitet durch einen kurzen Ueberblick über die üble Lage der Wormser Judenschaft in jener Zeit (sie wurden noch im Jahre 1615 sämmtlich mit Gewalt aus der Stadt getrieben) und die Ohnmacht der damaligen Kaiser gegenüber den Städten.

Notiz.

Der gegenwärtige Vorstand des deutschen Schützenbundes bringt nachstehende Auszüge aus der „Deutschen Schützen- und Wehrzeitung" mit dem Ersuchen zu unsrer Kenntniß, davon in den Grenzboten Notiz zu nehmen. Es erscheint eine große Verbreitung derselben besonders deshalb wünschenswerth, weil in verschiedenen Gegenden Deutschlands, ja selbst außerhalb desselben, die von gegnerischer Seite verbreitete und genährte Meinung herrscht, es werde das deutsche Schützenfest im Jahr 1864 in Bremen nicht stattfinden. Diese Meinung entbehrt jeglichen Grundes und der Bundesvorstand erklärt bei dieser Gelegenheit, daß er seinerseits, wie voraussichtlich die ganze Stadt Bremen, Alles aufbieten wird, um das Bundesschützenfest in 1864 nach dem Beispiele Frankfurts in ächt nationalem Sinne zu veranstalten und im Geiste der Satzungen des deutschen Schützenbundes durchzuführen.

Amtliche Bekanntmachung.

Aus No. 43 der „Deutschen Schützen- und Wehr-Zeitung" vom 2. Oct. 1862.

Nachdem vom Gesammtausschuß des deutschen Schützenbundes die Stadt Bremen zum Vorort für die Zeit vom 1. Octbr. 1862 bis 30. Sept. 1864 gewählt worden ist, haben die daselbst wohnenden Schützenbundsmitglieder nach §. 15 der Satzungen zur Führung der Geschäfte des Bundes (§. 29) einen Vorstand gebildet aus den Herren Herm. Henr. Schröder, Eduard von Heyman, Dr. jur. J. F. Plate, Carl Joh. Klingenberg, H. M. Hauschild, Wilh. Haas jun., Dr. jur. Chr. Heineken, J. H. Weyland, Dr. jur. Heinr. von Lingen.

Der Vorstand hat demnächst sich constituirt und nach §. 16 der Satzungen Herm. Henr. Schröder zum Vorsitzenden, Dr. jur. J. F. Plate zu dessen Stellvertreter, Wilh. Haas jun. zum Casse- und Rechnungsführer, Dr. jur. von Lingen zum Schriftführer bestimmt.

Amtliche Bekanntmachung.

Aus No. 45 der „Deutschen Schützen- und Wehr-Zeitung" vom 16. Oct. 1862.

Anmeldungen und Einzahlungen sind von jetzt ab zu senden an den Vorstand des deutschen Schützenbundes, z. H. des H. H. Schröder in Bremen.

Amtliche Bekanntmachung.

Aus No. 45 der „Deutschen Schützen- und Wehr-Zeitung" vom 16. Oct. 1862.

Die Satzungen des deutschen Schützenbundes verordnen, daß die Führung der Bundesgeschäfte vom Vorort am 1. October des Jahres übernommen werden soll, in welchem er gewählt ist. Der vom Vorort Bremen gewählte Bundesvorstand ist nun auf Grund der Satzungen mit dem 1. Oct. 1862 in die Geschäfte eingetreten. Bis daher waren die Geschäfte geführt worden von dem nach Maßgabe der Beschlüsse vom 11. Juli 1861 gewählten „Ausschuß für den deutschen Schützenbund", von diesem waren also die erwachsenen Acten, Mitgliederverzeichniß, Rechnung, Belege an das neue Bundesorgan zu übergeben. Diese Uebergabe ist am 5. und 6. October in Bremen bewirkt worden. — Bei der Uebergabe ist gleichzeitig zwischen dem Bundesvorstand und dem Vorsitzenden des Gesammtausschusses, Staatsanwalt Sterzing in Gotha, geordnet worden:

Sämmtliche Geschäfte, welche sich auf den Beitritt zum deutschen Schützenbund, die Beiziehung der Jahresbeiträge pro 1862/63 und 1863/64 und die Rechnungslegung, die Wahlen zum Gesammtausschuß, die Berufung des Schützentags (ausgenommen den Fall des §. 22 der Satzungen), die Vorbereitung und Abhaltung des nächsten deutschen Schützenfestes beziehen, werden vom Bundesvorstand geführt.

Der Vorsitzende des Gesammtausschusses leitet die Verhandlungen der beiden zur Prüfung der Satzungen und zur Erwägung der wegen Abänderung derselben gestellten Anträge, sowie zur Feststellung der Schießordnung für das nächste deutsche Schützenfest gewählten Commissionen — in der Weise, daß er das Material für die Berathungen sammelt, sich für etwaige mündliche Verhandlung über Zeit und Ort der Zusammenberufung mit dem Bundesvorstand verständigt und das Ergebniß der Berathungen demselben zur Berücksichtigung und weiteren Veranlassung mittheilt.

Der Vorsitzende des Gesammtausschusses übernimmt bis auf Weiteres die Lei-

tung der deutschen Schützen- und Wehrzeitung als Organ des deutschen Schützenbundes.

Die vorgelegte Rechnung lieferte nachstehendes Ergebniß:

Einnahme:

Beiträge von 2467 Mitgliedern à 5 Sgr. zur Ausführung der Beschlüsse vom 11. Juli 1861 . .	411	Thlr.	5	Sgr.	—	Pf.
Erfüllungszahlungen von 1579 Mitgliedern à 5 Sgr. auf die Jahresbeiträge pro 1861162	263	„	5	„	—	„
Jahresbeiträge von 10,017 Mitgliedern à 10 Sgr. pro 1861/62	3339	„	—	„	—	„
Vorauszahlungen von 1088 Mitgliedern à 10 Sgr. pro 1862/63	362	„	20	„	—	„
Desgl. von 7 Mitgliedern pro 1863/64	2	„	10	„	—	„
Ueberschüsse bei verschiedenen Geldsendungen . . .	27	„	6	„	9	„
Beiträge zur Anschaffung der Bundesfahne, von Frauen gesammelt	804	„	21	„	—	„
Zinsen von Ausleihungen	21	„	19	„	7	„
Summe	5231	Thlr.	27	Sgr.	6	Pf.

Ausgabe:

Spesen, Diäten und Unkosten bei Berathung und Feststellung d. Satzungen ꝛc.	1316	Thlr.	25	Sgr.	4	Pf.
Druckkosten und Buchbinderarbeiten	282	„	11	„	8	„
Lithographien, Copialien, Dienergebühren	61	„	27	„	5	„
Portis, Telegramme, Frachtauslagen, Colportage .	207	„	26	„	3	„
Insertionen und Zeitungen	13	„	6	„	—	„
Schreibmaterialien	30	„	21	„	5	„
Siegel, Mobilien	10	„	20	„	—	„
Stenographien beim Schützentag	123	„	12	„	8	„
Aufwand beim Probeschießen	5	„	7	„	5	„
Rückgezahlte Beiträge	12	„	—	„	—	„
Manquo, Agioverlust, Provisionen	2	„	3	„	—	„
Kosten für Anschaffung der Bundesfahne	1146	„	21	„	5	„
Summe	3213	Thlr.	3	Sgr.	3	Pf.

Der hiernach sich ergebende Ueberschuß von 2018 Thlr. 24 Sgr. 3 Pf. wurde gewährt mit einem Guthaben von 1211 Thlr. bei der Privatbank in Gotha laut Rechnungsauszug und mit 807 Thlr. 24 Sgr. 3 Pf. baar, welcher letztere Betrag bei der Gewerbebank in Gotha ausgeliehen und zur Abgewähr beigezogen worden war.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Sachsen und der Handelsvertrag.

Aus Leipzig.

Der außerordentliche Landtag, den die sächsische Regierung zu Anfang dieses Jahres zur Berathung über den französischen Handelsvertrag berief, zeigte uns das friedliche Bild einer vollkommenen Uebereinstimmung zwischen Regierung und beiden Kammern. Die rasche Entschiedenheit, womit die Regierung nett und rund ihren Entschluß des Beitritts zu dem Vertrag kundgab, fand die wärmste Anerkennung im Lande; manche Gegner Beustscher Politik verwandelten sich in warme Lobredner angesichts der Thatsache, daß die Regierung in einer Lebensfrage für das Land, die ungemein viel Verführung darbot, bekannten Sympathien und Antipathien zu folgen und etwas Politik auf eigne Hand zu treiben, doch allen Sympathien zum Trotz und völlig frei von Tendenzpolitik sich lediglich von der gewissenhaften Berücksichtigung des Landeswohles leiten ließ und ihre Stellung in der Sache mit einer wahrhaft wohlthuenden Entschiedenheit fixirte. „Das volkswirthschaftliche Interesse des Landes erfordert unbedingt den Beitritt zu dem Handelsvertrag," das war der Refrain aller Regierungsäußerungen, die in beiden Kammern wie im Lande selbst ihr Echo fanden. Nur vereinzelte Stimmen aus dem Lande ließen Gegenwünsche laut werden, vom Leipziger Handelsstand ward keine Ausstellung an dem Vertrage vernommen, und das Volk war einmal recht aufrichtig zufrieden mit dem von Regierung und Kammern einstimmig gefaßten Beschluß für den Handelsvertrag.

Und kaum vier Monate später hört man am Münchner Handelstag von allen Abgeordneten, die Sachsen dorthin gesandt (es waren vier) Aeußerungen, daß alle Welt glauben muß, der Handelsvertrag gelte bei uns für nicht viel weniger als für ein Werk des Gottseibeiuns, wir möchten um Alles in der Welt davon los kommen, und unsre ganze Sehnsucht sei nur auf eine Zolleinigung mit Oestreich gerichtet. Geschraubte Erklärungen in der Regierungspresse, die darauf gefolgt sind, klingen zwar nicht ganz aus demselben Ton, aber doch aus einem sehr verwandten und jedenfalls himmelweit verschieden von dem

Tone voller Entschiedenheit für den Handelsvertrag, der ein paar Monate früher von Regierung und Volksvertretung ausging. Und aus ähnlicher Tonart hören wir jetzt bei uns gewisse Stimmen laut werden, noch vorsichtig und schüchtern, aber von Leuten, die zu der „gewöhnlich gut unterrichteten Seite" gehören. Es gibt Naturen mit einer besonders feinen Organisation für die Empfindung der Windrichtung in den höhern Regionen; der stille Beobachter erdreistet sich solche feiner organisirte Personen manchmal als Windfahnen zu benutzen, um zu erkennen, wie in den ihm unzugänglichen höhern Schichten der Wind weht. Eine Beobachtung dieser Windfahnen bei uns führt zu dem Schlusse, daß oben der Wind sich gedreht haben muß; seine Richtung folgt nicht mehr dem Kurs der volkswirthschaftlichen Interessen Sachsens, sondern politischer Tendenz. Wir scheinen bei uns in Bezug auf Zollverein und Handelsvertrag wieder im Fahrwasser östreichisch-würzburger Politik zu treiben, und die stets bereitwilligen Handlanger solcher Politik, die immer darauf hinausläuft, jede Position Preußens zu hindern, jeden gescheidten Vorschlag, der von dort ausgeht, zu hintertreiben, beeilen sich, zum Theil vielleicht in unbequemem Diensteifer, durch eine Fälschung der öffentlichen Meinung mitzuhelfen, indem sie glauben machen, die allgemeine Stimme bei uns wolle nichts vom Handelsvertrag mehr wissen, er widerstreite unsern Interessen. Solchen groben Irrthum darf man nicht aufkommen lassen, und es ist Pflicht der sächsischen Industrie und des hierbei besonders betheiligten Meßplatzes Leipzig hiergegen zu protestiren und zu constatiren, daß das sächsische Interesse nur zu einem entschiedenen Eintreten für den Handelsvertrag führen und daß eine andre Auffassung nur Platz greifen kann, wenn man den Handelsvertrag lediglich benutzt als Mittel für einen der Sache selbst fremden politischen Zweck, wenn man das volkswirthschaftliche Interesse des Landes aufopfern will zu Gunsten einer politischen Machination.

Die Sache liegt für Sachsen in der That ziemlich einfach. Seit dem im Januar 1860 erfolgten Abschluß des Handelsvertrags zwischen Frankreich und England mußte Jedermann klar sein, daß für den Zollverein eine leider schon allzulange verschobene Reform in der Richtung nach größrer Freiheit des Verkehrs unabweisbare Nothwendigkeit sei, wenn er nicht vom Welthandel sich allmälig ausgeschlossen sehen wollte. Der Vereinszolltarif hat sich von seiner ursprünglichen Grundlage (kein Zoll von Manufakten höher als 10% des Werthes) längst entfernt, theils durch positive Erhöhungen des Zolles, theils mittelbar mit Rücksicht auf das geltende System des Gewichtszolles, in Folge der veränderten Preise, wodurch der Zoll bei geringern Waaren beinahe prohibitiv wird. Ueber die Nothwendigkeit einer Revision des Zolltarifs im Sinne einer Ermäßigung konnte daher kaum ein Zweifel sein. Erfolgt die Tarifermäßigung einfach im Wege der Vereinbarung unter den Zollvereinsregierungen, so profitiren die Nachbarstaaten davon natürlich ohne jede Gegenleistung; erfolgt sie

im Wege eines Handelsvertrages, so wird wenigstens irgend eine Gegenleistung dafür gewonnen. Der letztere Fall, abgesehen davon, daß eine Tarifreform durch freie (einstimmige) Vereinbarung kaum zu erreichen ist, ist also schon an sich als ein Vortheil zu betrachten. Als die Regierungen Preußen Anfang 1861 mit Verhandlungen wegen eines Handelsvertrags beauftragten, so wußten sie alle, daß der Kern der Sache eine Ermäßigung des Vereinstarifs sei; es fragte sich, wie viel Zugeständnisse eine geschickte Verhandlung dafür von Frankreich erlangen könnte. Einigermaßen war man auch hierüber bereits durch den Inhalt des englisch-französischen Vertrags orientirt. Ob Preußen (das übrigens während der Verhandlungen im April und September 1861 den Regierungen detaillirte Vorlagen über den Stand der Sache machte) die Sache im Sinne eines geschicktesten Unterhändlers geführt hat, ob es einige Zugeständnisse mehr von Frankreich hätte erlangen können, das kann man hier auf sich beruhen lassen. Daß bei einem Vertrag von solcher Tragweite einzelne Interessen verletzt werden, ist selbstverständlich, daß einige Bestimmungen des Vertrags Modificationen wünschenswerth erscheinen lassen, mag gern zugegeben werden. Im Großen und Ganzen aber kann man sicher das von der sächsischen Regierung über den Vertrag den Kammern gegenüber ausgesprochene Urtheil unterschreiben:

„Der Vertrag erscheint nicht als eine äußere zufällige oder willkürlich herbeigeführte Ursache zu einer Abänderung des Tarifs, sondern als der einzige sichere Weg, auf welchem die an sich nothwendige und auf die Dauer nicht zu vermeidende Tarifrevision mit möglichster Rücksicht auf die Interessen der deutschen Industrie überhaupt durchgeführt werden konnte."

Und in seiner Eröffnungsrede erklärte Minister v. Beust: „Die Reform, um die es sich handelt, und deren Opportunität nach Lage der Sache nicht mehr in Frage steht, ist eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden, welcher der Zollverein, ohne seinen Fortbestand zu gefährden, sich nicht entziehen kann." So dachten die Kammern auch und sprachen sich so aus, und so dachte das Land auch und freute sich dieser vollkommnen Uebereinstimmung mit Regierung und Kammern. Und so denken wir auch: ohne Handelsvertrag kein Zollverein, wenigstens kein lebensfähiger Zollverein mehr.

Sollten sich nun in den drei oder vier Monaten die wirthschaftlichen Interessen Sachsens so total umgestaltet haben? Oder haben sich etwa die geographischen Grenzen des Landes seitdem verschoben? Oder ist uns gar vielleicht der Zollverein entbehrlich geworden? Angenommen, daß die Landkarten von diesem Jahre noch richtig sind und nicht irgendeine geheime Revision erfahren haben, scheint die Lage Sachsens, das doch nach den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen nicht einen Zollkörper für sich bilden kann, sondern an einen größeren Complex sich anschließen muß, nur nach drei Seiten eine Wahl zu bieten, da

es an drei Seiten an einen größeren Staat angrenzt. Es ist Alles auf Erden möglich, und so auch ein Anschluß an Bayern, an einen südwestdeutschen Zollkörper; aber leider ist hier die Brücke, die aus Sachsen nach Würzburg führt so schmal, daß man den Zipfel, der den Zusammenhang bildet, fast mit der Loupe suchen muß, und es kann überhaupt im vollen Ernst wohl Niemandem einfallen, von solcher Zolleinigung zu sprechen. Es bleibt für Sachsen in der That keine Wahl, als sein Zollsystem an Preußen anzuschließen oder an Oestreich.

Man kann leicht ein Buch darüber schreiben, wie bei solcher Alternative alles Verkehr- und Handelswesen Sachsen ganz ausschließlich auf Preußen hinweist. Dagegen würde es gesundem Menschenverstande sehr schwer sein, eine Zeile ernstlichen Grundes für einen Anschluß an Oestreich zusammenzubringen. Wir unterschreiben auch hierin vollständig die entschiednen Worte, die Herr v. Beust in der zweiten Kammer am 16. Juni d. J. sprach:

„was nicht unsicher, was ganz zweifellos sicher ist, das ist das, daß nämlich, wenn die Anschauung, welche dem französischen Handelsvertrage so entschieden entgegentritt, zur Geltung gelangen und für Oestreich ein Stützpunkt werden sollte, von einer Annäherung zwischen Oestreich und dem Zollverein und einer Zolleinigung nun und nimmermehr die Rede sein kann. Denn wenn dies der Schwerpunkt für Oestreich wird, so kann, was der Himmel verhüte, der Süden wohl aus dem Zollverein gerissen werden, den Norden wird man sicherlich nicht nach sich ziehen!"

Wir sagen Amen dazu und fügen den Wunsch bei: mögen wir immer einen Minister haben, der mit so scharfem Auge das Interesse des Landes erkennt und so entschieden dafür eintritt!

Daß man uns aber nicht mißverstehe, wir wollen der Absperrung gegen Oestreich nicht das Wort reden. Je größer das Bassin des freien Verkehrs, um so besser für den Verkehr und für den wirthschaftlichen Wohlstand. Alles drängt nicht auf Erschwerungen, sondern auf Erleichterungen des Verkehrs; die wünschen wir in Sachsen denn auch mit Oestreich, und ein Handelsvertrag mit Oestreich würde uns deshalb eine große Weihnachtsfreude sein. Aber in der That: ein Handelsvertrag, nicht eine Zolleinigung, die denn doch ein etwas davon verschiedenes Ding ist. Die Zolleinigung setzt eine Gleichheit der wirthschaftlichen Zustände voraus, die wir mit unserm beschränkten Unterthanenverstande zwischen uns und einem großen Theil unsrer „Brüder in Oestreich" zur Zeit noch nicht entdecken können. Wenn in Sachsen auf jeden Kopf der Bevölkerung über 7 Thlr. und in Oestreich 3 fl., d. h. 1⅔ Thlr. Sparkasseneinlagen kommen, so zeigt das eine Differenz im Wohlstand selbst, wie in der den Wohlstand bedingenden wirthschaftlichen Sparsamkeit, die nicht dazu verlockt, die beiderseitigen Zolleinnahmen zu theilen. Wenn nach Kolbs Berechnung im Zollverein per Kopf 7⁴¹ Pf. Zucker und 3⁹⁴ Pf. Kaffee, in Oest-

reich dagegen 2^{9} Pf. Zucker und 1^{12} Kaffee consumirt wird, so würden wir hiernach mit unsrer Zucker- und Kaffeesteuer unsern östreichischen Associé sehr stark mit übertragen müssen. Und wer irgend Gelegenheit genommen hat, von der Lebensweise und den wirthschaftlichen Zuständen derjenigen östreichischen Unterthanen, die der Kopfzahl nach bei weitem die Mehrzahl bilden, durch den Augenschein sich zu überzeugen, dem wird nicht entgangen sein, daß unsre Sitte, Strümpfe oder gewirkte Unterkleider zu tragen, dort nur sehr ausnahmsweise Anwendung leidet, und daß z. B. unser „deutsches Bruder" in Galizien, Slavonien, Kroatien u. s. w. den norddeutschen Luxus, sich eines Schnupftuches zu bedienen, durch eine weit einfachere Manipulation entbehrlich zu machen weiß. Der Beitrag, den solche Consumenten durch ihren Verbrauch von Manufakten zur gemeinsamen Zollkasse liefern, steht klar und deutlich in einem argen Mißverhältniß zu dem Beitrag, den die, solchen ursprünglichen Toilettegewohnheiten bereits entrückte norddeutsche Bevölkerung durch ihren Verbrauch leistet, und unsre Strumpf- und Webeindustrie findet an einer Bevölkerung mit solchen Bekleidungsgewohnheiten kein verlockendes Absatzgebiet. Wenn im Zollverein per Kopf etwa 8—10 Pf. und in Oestreich 4—5 Pf. an Baumwolle consumirt wird, so können wir begreiflicher Weise nicht versucht sein, den Oestreicher zum Geschäftstheilhaber anzunehmen, wenn er so unverhältnißmäßig wenig zum Geschäft beiträgt. Wir sind auch nicht geneigt, einen Theilhaber ins Geschäft zu nehmen, der seit Jahren seine Verbindlichkeiten nur mit 80% und weniger zu erfüllen im Stande ist, und der, um seine Verhältnisse zu verbessern, gern in ein fremdes Geschäft eintreten und von dem wohlhabendern Socius sich durchschleppen lassen möchte. Wenn das unpatriotisch gedacht zu sein scheint, daß wir keine Lust haben, mit unserm Gelde den östreichischen Finanzen aufzuhelfen und mit unserm Geld und unsrer Arbeit die 20 Millionen außerdeutschen Brüder in Oestreich mit zu übertragen, dann müssen wir den bekannten Ausspruch Herrn Hansemanns, des unparteiischen Präsidenten beim Münchner Handelstag citiren, daß bei Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört.

Uns in Sachsen ist Zollverein und Handelsvertrag und Zollanschluß an Oestreich eine reine Interessenfrage, als solche wollen wir sie behandelt wissen. Wenn der Kaufmann über 1000 Ballen Baumwolle abschließen will, so zieht er nicht den Dichter zu Rathe und nicht den Beichtvater, und wenn über unsre ganze wirthschaftliche Existenz entschieden werden soll, so können wir nicht durch politische Sympathien uns bestimmen lassen, sondern lediglich durch unser Interesse, durch unsern Geldbeutel. Und unser Interesse hier in Sachsen und in Leipzig schreibt unsern Weg uns klar und deutlich vor: alle Fäden unsres Daseins weisen uns auf den Zollanschluß an Preußen hin, wir können den Zollverein nicht entbehren, und weil, wie Herr v. Beust vortrefflich bemerkte, der Fortbestand des Zollvereins gefährdet sein würde ohne die durch den Han-

delsvertrag angebahnte Reform, deshalb können wir auch den Handelsvertrag nicht entbehren. Deshalb verlangen wir Zollverein und Handelsvertrag, danken verbindlich ablehnend für eine Zolleinigung mit Oestreich, werden aber gern sehen, wenn der Verkehr mit Oestreich durch einen Vertrag Erleichterungen erfährt, der uns mehr Vortheil bringt als der vom Jahre 1853.

Solche Anschauung mag Manchen vielleicht allzu nüchtern erscheinen, sie entbehrt der brüderlichen Wärme, des begeisterten Schwunges, der den feurigen Reden von Professor Wildauer und ähnlichen Patrioten so schönen Erfolg von Händedrücken und Thränen der Rührung und begeisterten Hurrahs sicherte. Wir meinen aber, bei uns ist das nämliche Gefühl für nationale Einigung und nationale Größe darum nicht schwächer, nicht weniger opferfähig, weil es auf der sichern Grundlage einer kühlen und nüchternen Anschauung der Verhältnisse beruht und sich fern hält von dem hohlen Pathos überschwänglicher Phrasen, die nichts erzeugen als den vorübergehenden Rausch einer thatenlosen Begeisterung. Jedenfalls hat unsere Anschauung den Vorzug der realen Grundlage, sie nimmt die thatsächlichen Verhältnisse, wie sie wirklich sind, sie rechnet mit gegebenen Größen, nicht mit solchen, welche die Phantasie sich geschaffen hat. Es ist die bei uns ganz überwiegend vorherrschende Anschauung, und darum ist es nothwendig, in der Presse diese zu constatiren, und es ist erfreulich, daß die städtischen Corporationen Leipzigs dieser Anschauung öffentlich Ausdruck gegeben haben*), um die gegentheilige Haltung der sächsischen Abgeordneten beim Münchner Handelstag auf das zurückzuführen, was sie wirklich sind, nämlich die rein individuellen Anschauungen von vier einzelnen Herrn aus Sachsen.

Leipzig hat ein ganz besonderes Recht, seine Stimme in dieser Beziehung geltend zu machen; denn seine Zollstätte trägt wenigstens 6% zu den gesammten Zollvereinseinnahmen bei, und es hat ein Bedürfniß, nicht stillzuschweigen, wenn man sein Interesse für eine politische Agitation Preis geben will; denn seine Existenz beruht auf dem Zollverein, aus dessen Bereich seinen Messen gegen 370,000 Ctr. Waaren zugeführt werden, im Gegensatz zu etwa 40,000 Ctr. an nicht zollvereinsländischen Waaren. Die sächsische Regierung muß es hören, daß die Stimme Leipzigs und des ganzen Landes unverändert nach wie vor die Erhaltung des Zollvereins und seine Verjüngung durch den Handelsvertrag fordert und daß die vereinzelten Aeußerungen aus Sachsen, die sich der politischen Agitation gegen den Handelsvertrag angeschlossen haben, eine politische Idee repräsentiren mögen, aber nicht das Interesse, nicht die Meinung des Landes.

*) Rath einstimmig, Stadtverordnete einstimmig, die Handels- und Gewerbekammer mit 25 gegen 2 Stimmen. Ihnen schloß sich eine Erklärung an, unterzeichnet von 595 Firmen.
D. Red.

Die Idee, die der Agitation gegen den Handelsvertrag zu Grunde liegt, ist die alte, die bei den verschiedensten Gelegenheiten und in den verschiedensten Gestalten immer wieder zu Tage tritt: auf politischem und wirthschaftlichem Gebiete keine Gestaltung sich vollziehen zu lassen, die Deutschland unabhängig auf sich selbst stellt und frei von der Unterordnung unter ein specifisch-östreichisches Interesse, und ganz besonders jeden Gedanken zu negiren und unausführbar zu machen, der in dieser Richtung von Preußen ausgeht. Eine Verjüngung des Zollvereins auf der Grundlage einer Tarifermäßigung und einer größern Freiheit des Verkehrs würde Deutschland wirthschaftlich und somit auch politisch erstarken machen, und darum muß sie verhindert werden. Außerdem ist es Oestreich unbequem, weil dasselbe mit seiner weniger entwickelten Industrie und seinen Schutz- und Prohibitivzöllen nur langsam nachhinken kann, und darum muß unser Fortschreiten auch gehemmt werden, „damit die östreichische Landwehr nachkommen kann!" Und darum wirft sich Alles, was mit klarem Bewußtsein oder instinktmäßig das östreichische Interesse vertritt und dieser Leitung folgt, als da sind Junkerthum und Reaction, demokratisches Großdeutschthum und dynastischer Particularismus, mit allem Eifer gegen den Handelsvertrag, verwirrt die an sich rein wirthschaftliche Frage und organisirt einen politischen Parteihaß, dessen Endzweck vollständig erreicht ist, wenn die unentbehrliche und durch den Handelsvertrag angebahnte Reform des Zollvereins verhindert ist; erreicht man mehr, um so besser. Jeder unbefangene Sachkundige weiß, daß der entsetzliche Lärm, den man macht über angebliches Einspruchsrecht Oestreichs gegen den Vertrag auf Grund seines Bundesrechtes und auf Grund seines Vertrags von 1853 nichts als hohle Phrase ist, wofür nicht der Schein eines Beweises hat beigebracht werden können, und durch die sächsische Regierung wie durch die sächsischen Kammern ist der völlige Ungrund gerade dieses Einwandes auf das schlagendste nachgewiesen worden. Aber es paßt in den Plan, die Frage auf diese Weise zu verwirren und zu einer politischen zu machen. Jeder Unbefangene weiß auch, daß das Erbieten Oestreichs zum Eintritt in den Zollverein mit seinem ganzen Ländergebiet in dieselbe Kategorie gehört. Abgesehen davon, daß eine wirkliche Zolleinigung zwischen zwei Großmächten schon an sich ein völliges Unding ist, würde das, was Oestreich verlangt, nicht sein Eintritt in den deutschen Zollverein, sondern Deutschlands Eintritt in das östreichische Zollsystem heißen müssen. Für Oestreich ist der jetzige Zollvereinstarif schon ein Hinderniß des Eintritts, und drängt unser Interesse auf größere Verkehrsfreiheit, auf niedrigern Tarif, und Oestreichs Eintritt würde somit für uns nichts sein als ein uns angehangnes Bleigewicht, das uns zum Stillstand nöthigte. Im Ernste handelt es sich aber gar nicht um diesen Eintritt, sondern nur um Vereitelung des Handelsvertrages, der ein erster Schritt sein würde, um wirthschaftlich und politisch unsre Position zu festigen. Um so

entschiedner müssen wir unsrerseits festhalten an unsrer Parole: Verjüngung des Zollvereins durch den Handelsvertrag.

Die sächsische Regierung ist im Anfang mit so richtiger Würdigung des Landesinteresses und mit solcher Entschiedenheit in die Frage eingetreten, daß wir ihr dafür aufrichtigen Dank und Bewunderung zollen. Möge sie diesen Dank nicht verscherzen durch eine Abschwenkung in eine Bahn, die dem Interesse und der Stimmung des Landes viel entschiedner zuwider ist, als Herr v. Beust vielleicht glaubt. Es scheint jetzt ein Moment eingetreten, wo bei der Regierung die alte Neigung, die politische Sympathie den Sieg davon tragen möchte über die rein sachliche Behandlung der Sache. Zum Glück liegt das sächsische Interesse so sonnenklar vor Augen, seine Lage zwingt so unbedingt zum Festhalten an dem preußischen oder norddeutschen Zollsystem, daß wir zur Zeit noch hoffen, die jetzige Anwandelung werde vorübergehen und bald wieder überwunden werden. Man spricht davon, die sächsische Regierung fühle sich jetzt nicht mehr gebunden an den Handelsvertrag, da derselbe nicht die Zustimmung aller Regierungen gefunden, und sie wolle die Freiheit ihrer Stellung benutzen zu einer Vermittelung zwischen Preußen und Süddeutschland behufs einer Modification des Handelsvertrags. Wenn Frankreich zu solcher Modification bereit ist, so ist an solcher Vermittelung gar nichts auszusetzen; sie würde mit Dank zu begrüßen sein und ein Einlenken der süddeutschen Staaten von ihrer bisherigen Haltung voraussetzen. Solche Vermittelung ist himmelweit verschieden von der östreichisch gefärbten Agitation gegen den Handelsvertrag, an der sich die sächsischen Abgeordneten beim Münchner Handelstag, vielleicht als allzueifrige Werkzeuge betheiligten. Die Hauptsache für uns bleibt immer, daß unbedingt festgehalten wird an dem Standpunkte, den Regierung und Kammern im Sommer nahmen: Reform des Zollvereins durch den Handelsvertrag mit Frankreich. Lassen sich einige wünschenswerthe Modificationen des letzteren erreichen, ohne den Vertrag selbst aufs Spiel zu setzen, so bleibt doch das Endziel, Erhaltung des Zollvereins und Erstarken desselben durch eine entschiedenere Richtung nach einem freiern System und Gewinnung eines größern Absatzgebietes unverändert und wird nur um so sicherer erreicht. Diejenigen aber, die bei uns in Sachsen sich zur Agitation gegen den Handelsvertrag hergegeben und die Frage mit Gewalt zu einer politischen verkehrt haben, wollen wir warnend an die Worte des Herrn v. Beust erinnern, die er am 16. Juni d. J. in der zweiten Kammer sprach:

„Wenn politische Gefahren für Deutschland drohen sollten, so liegen sie im Hintergrunde nicht der Annahme, sondern der Ablehnung des Vertrags."

S.

Nachschrift der Redaction. Der vorstehende Aufsatz war geschrieben und gesetzt als das am Schlusse erwähnte Gerücht, die sächsische Regierung

)abe ihre frühere, so trefflich begründete Stellung zu dem Handelvertrage ver-
assen, durch einen Artikel im Dresdener Journal vom 7. Nov. leider seine
Bestätigung erhielt. Die vier Abgeordneten aus Sachsen bei dem deutschen
handelstage in München werden durch diesen Artikel nachträglich legitimirt
ils die Vertreter der neuesten Auffassung des Hrn. v. Beust, im Gegensatze
u der frühern richtigen, von beiden Kammern einstimmig sanctionirten Auf-
assung, im Widerspruch mit den bleibenden Interessen des Landes.

Der Artikel verwendet die erste, größere Hälfte seines Raumes zu dem
Nachweise, daß der Vertrag nicht ratificirt werden könne, weil Bayern und
Würtemberg ihn abgelehnt haben, daß folglich Sachsen nicht an denselben ge-
unden sei. Es bedarf aber keines Aufwandes an Worten und Gründen, um
ie einfache Thatsache zu constatiren: 1) daß der Zollverein keinen Vertrag
chließen kann, wenn nicht alle Glieder zustimmen, wenn auch nur die Stimme
es kleinsten fehlt; 2) daß an einen Vertragsentwurf, welcher nicht zum Ab-
chlusse gekommen, kein Glied des Zollvereins gebunden ist. — Wozu also die
ielen Worte? Sollen sie vielleicht weiter keinen Zweck haben, als Staub auf-
urühren, um die Schwäche der aus jener einfachen Thatsache abgeleiteten
folgerungen zu verdecken?

Der Sinn der weitern Argumentation, der einzige, welcher sich aus den
ielen Wendungen herausfinden läßt, ist folgender: Bayern und Würtemberg
aben den Vertrag abgelehnt, folglich müssen auch die übrigen Vereinsglieder,
arunter Sachsen, den Vertrag aufgeben, um den Zollverein zu erhalten, denn —
wer in Sachsen würde wohl seine Vorliebe für den französischen Handelsvertrag
o weit treiben, um ihm den Zollverein zum Opfer zu bringen?" Ja, wenn die
Sache so läge, dann würde eine Verschiedenheit der Meinungen schwerlich be-
tehen. Aber so liegt die Sache nicht. Der Artikel sagt, daß Bayern, Würtem-
erg u. a. den Vertrag abgelehnt haben, aber er verschweigt, daß Preußen ihre
Ablehnung als den Ausdruck des Willens betrachtet, den Zollverein mit Preußen
iicht länger fortzusetzen, daß Preußen für sich den Vertrag mit Frankreich auf-
echt halten muß und wird. Es ist nicht erlaubt, was der Artikel thut, vom
Zollverein sprechen, als ob nur die Würzburger existirten, als ob Preußen
icht in der Welt wäre und nicht für sich allein über die Hälfte des Vereins-
ebiets ausmachte. Man täuscht sich, oder die Leser, oder beide, wenn man
ie Frage so stellt, als ob man nur den Vertrag mit Frankreich fallen zu lassen
rauche, um den Zollverein zu erhalten, während doch die Alternative so steht:
will man den Handelsvertrag, als Bedingung der Erhaltung des Zollvereins
nit Preußen, oder will man Bayern und Würtemberg folgen, wenn diese es
twa vorziehen sollten, sich durch den Austritt aus dem Zollverein zu Grunde
u richten? —

Um die öffentliche Meinung wo möglich noch gründlicher irre zu leiten,

wird endlich das Verhältniß des Zollvereins zu Oestreich in die Angelegenh des Handelsvertrags mit Frankreich und der Erneuerung des Zollvereins hine getragen, anstatt daß jeder, dem es um eine baldige und zweckmäßige Erle gung der letzteren zu thun ist, beide Fragen getrennt zu halten und jede b sonders zu behandeln hat.

Kurz, wenn es uns gelungen ist, die officiöse Erklärung des Dresdn Journals zu verstehen, so kündigt sie an, daß Hr. v. Beust zwischen Berlin einerseits, München und Stuttgart anderseits vermitteln will, u zwar auf der Basis des Verzichts auf den Handelsvertrag mit Frankreich. Z diesem Zwecke verläßt er den Standpunkt, welchen er zuerst im Einklang m den wohlverstandenen Interessen Sachsens und des Zollvereins überhaupt ei genommen hatte, stellt sich auf die Seite der Gegner und gelangt für sei Vermittelung zu einer unmöglichen Basis. Daß hiernach seine Verm telung keinen Erfolg haben kann, ist einleuchtend. Wenigstens muß Hr. v. Beu das Scheitern seines Versuchs als eine in Betracht zu ziehende Eventualität sich denken, und sich die Frage stellen, was dann?

Das Dresdner Journal gibt auch hierüber keine Auskunft; aber der ein fachste Verstand kann auch diese Lücke ergänzen. Wenn man in Wien seine guten Willen gezeigt haben wird, dann wird man eben thun müssen, was ma nicht lassen kann, was Hr. v. Beust selbst als unbedingt nothwendig erkannt un bewiesen hat, man wird sich wieder zu dem Norden wenden, man wird vo der politischen Zuthat, durch welche von Wien aus die Gesundheit des Zo vereins vergiftet worden ist, absehen, und sich wieder auf die volkswirthscha lichen Interessen zurückziehen. Aber man wird es nicht thun, ohne eine ko bare Zeit verloren, ohne der Production des Vereins erheblichen, in Millionen Thalern anschaulich zu machenden Schaden zugefügt, ohne selbst an Charakte und Ruf Einbuße erlitten zu haben. Wenn Hr. v. Schrenck in München di Mitglieder des Ausschusses des Handelstags damit tröstete, daß man ja noch ein paar Jahre Zeit habe, so überraschte uns dies nicht, es steht dieser Tro auf der Höhe des — bayerischen Gesichtskreises. Wenn dagegen Hr. v. Beu sein Dresdner Journal ebenfalls diesen Trost dem sächsischen Volke spende läßt, so schätzt er offenbar dessen Einsicht und Sachkenntniß zu gering. Di Schlußapostrophe des Artikels aber, die Warnung, daß man nicht „die wich tigen materiellen Fragen, von deren Beantwortung das Wohl und Wehe vo Millionen fleißiger Menschen abhängt, als Hebel zur Erreichung einseitige Parteizwecke benutze" — diese Mahnung geht nicht an die Adresse der Regie rung und der Kammern Sachsens vom Mai und Juni, sondern an diejenige welche von dem dort betretenen richtigen Wege durch Einwirkungen politische Natur auf falsche Wege geleitet worden sind. Möge Hr. v. Beust sich de Folgen und seiner Verantwortlichkeit für dieselben bewußt werden und in d

inmüthigen Erhebung der Vertreter der Stadt und des Handels von Leipzig gegen seine falsche Richtung eine Mahnung erblicken, ohne Verzug auf den rechten Weg zurückzukehren und für seine Vermittlungsversuche einen festen, auf die materiellen Interessen des Landes und des Zollvereins begründeten Boden zu gewinnen.

Mecklenburger Briefe.

1. Unser Adel.

„Der Adel hat dem mecklenburgischen Volk seine Verfassung genommen und es um alle Rechte gebracht, die ihm von Gottes und Rechtswegen zukommen."

So beurtheilte auf dem Landtage von 1859, unter dem Beifall des ganzen Landes, Herr August Pogge auf Jaebitz, einer der Führer der liberalen Partei in der mecklenburgischen Ritterschaft, jene bekannte Agitation seiner adligen Standesgenossen, durch welche es diesen im Jahre 1850 gelungen war, das zwischen Fürst und Volk vereinbarte, von ersterem durch feierliches Gelöbniß besiegelte, in allen gesetzlichen Formen publicirte und demnächst in volle Wirksamkeit getretene Staatsgrundgesetz für Mecklenburg-Schwerin vom 10. Oct. 1849 auf die Seite zu schaffen und das Land in die alten feudalen Institutionen und Zustände zurückzuwerfen, von welchen es sich für immer befreit zu haben hoffte.

Der damalige Sieg des Adels gestaltete sich in seinen Folgen für das Land um so schlimmer, als die restaurirte Partei seitdem noch starrer als bisher das Alte aufrechthielt. Es lag ihr der Gedanke fern, die wiederangetretene politische Herrschaft dazu benutzen zu wollen, um die Zusicherungen, welche sie in den bewegten Frühlingstagen des Jahres 1848 dem Volke gemacht, und die Vereinbarung über eine neue, auf Wahlen ruhende Landesvertretung, welche sie in eben jener Zeit auf bündigste Weise mit den Landesherren abgeschlossen hatte, durch Mitwirkung bei einem anderweitigen Versuch zur Herbeiführung einer Verfassungsreform in Erfüllung zu bringen. Ihr ganzes Streben ist vielmehr nur darauf gerichtet, sich in dem ungeschmälerten Besitz der wiedererlangten Machtstellung wo möglich bis an das Ende aller Tage zu behaupten. So groß ist die Zähigkeit, mit welcher die Partei an den wiedererlangten alten

Einrichtungen festhält, daß sie in der Landtagsversammlung Anträge, welche die Reform der Landesverfassung zum Gegenstand haben, nicht einmal zur Verhandlung glaubt zulassen zu dürfen.

Es soll hier nicht die staatsrechtliche Frage, ob das Staatsgrundgesetz in rechtsgültiger Weise beseitigt sei und die factisch wieder eingeführte alte Landesverfassung zu Recht bestehe, einer neuen Erörterung unterzogen werden. In dieser Beziehung genügt ein Hinweis auf die Schrift: „Das Verfassungsrecht im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin" von Julius Wiggers (Berlin, 1860) und auf das im mecklenburgischen Volke lebende, in den evidentesten Zeugnissen vorliegende Rechtsbewußtsein. Es soll hier nur auf die Frage etwas näher eingegangen werden, welches denn die Verdienste sind, die der Adel sich um das Land erworben, und welche Leistungen er aufzuweisen hat, um darauf die Behauptung zu stützen, daß unter der Landesverfassung, welche ihm einen so entscheidenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gewährt, Mecklenburg stets ein glückliches und zufriedenes Land gewesen sei und daher eine bessere Verfassung als die jetzige gar nicht wünschen könne. Es handelt sich darum, durch einen Rückblick auf die Geschichte festzustellen, ob der Adel seine politische Macht benutzt hat, um den Interessen des Landes zu dienen, oder ob er dieselbe nicht vielmehr ausschließlich im Dienste seiner eigenen Interessen ausgebeutet hat.

Was über das Treiben der im Lande mit Gütern angesessenen Geschlechter während des Mittelalters berichtet wird, mag gerade nicht übler lauten als die Berichte aus anderen Ländern, gereicht denselben aber jedenfalls nicht zur Empfehlung. Fehden der Ritter mit den Bürgern, Raub und Plünderung, von ritterlichen Wegelagerern verübt, füllen auch in Mecklenburg jedes Blatt der Geschichte jenes Zeitraums. Nur mühsam vermochten, im Bunde mit den Städten, die Landesherren diesem Unwesen einige Schranken zu setzen. Einer der letzteren, welcher mit besonderem Eifer der Ausrottung des adeligen Straßenraubs oblag und nicht blos jeden Gewaltthätigen ohne Ausnahme und Gnade henken ließ, sondern auch in vielen Fällen mit eigner Hand diese Execution vollzog, ist dafür von den Geschichtschreibern durch den Beinamen der Henker (Henricus suspensor, † 1383) ausgezeichnet worden. Im Jahre 1385 vereinigten sich die Seestädte mit dem Landesfürsten, um die gefährlichsten Ritterburgen zu zerstören, bei welcher Gelegenheit von den Malchiner Bürgern ein Maltzan auf der Burg Schorssow erschlagen ward. Die Sorge um die Sicherheit der Landstraßen ward aber von den Fürsten nicht umsonst gewährt. Der Reisende mußte für sicheres Geleit einen Zoll entrichten, und dieser sogenannte Landzoll, von dessen Entrichtung jedoch der Ritter sich frei zu erhalten wußte, hat sich an mehr als 50 Stellen im Lande bis auf den heutigen Tag erhalten und bildet eine der Hauptplagen des Verkehrs und ein trauriges Denkmal der

wilden Sitte, welche ihn hervorrief. Als im Jahr 1392 die Städte Rostock und Wismar sogenannte Stehlbriefe ausgaben und damit Allen, welche auf eigene Kosten gegen die nordischen Reiche Schiffe ausrüsten wollten, Sicherheit für ihre Personen und das von ihnen geraubte Gut verkündigten, da begab sich der Adel auch auf die See, um nach Beute zu jagen. Es entstanden die „Vitalienbrüder", welche in den ersten Jahren freilich den Kriegsbrauch nicht wesentlich überschritten, indem sie friedliche Dörfer niederbrannten und Menschen, Vieh und sonstiges Gut wegführten, damit aber doch den Grund zu einer gemeinen Seeräuberei legten, in welche dieses Kaperwesen bald ausartete. Bei weitem die Mehrzahl der Hauptleute der Vitalienbrüder gehörte mecklenburgischen Adelsfamilien an, darunter Marquard Preen, Bosse von Kaland, Henning Manteuffel (der noch jetzt bestehenden Familie angehörig, die im Mittelalter ihre Wohnsitze in Mecklenburg, im Lande Stargard, hatte), Moltke und viele andere, deren Namen noch aufbewahrt sind. Der zuletzt Genannte ward im Jahre 1395 von den Stralsundern gefangen genommen und geköpft.

Der Kirchenreformation, die vom Bürgerstande ausging, gab der Adel zwar seine Zustimmung. Doch ward er dabei keineswegs vorwiegend von religiösen Anschauungen geleitet, sondern es spielten hier auch die materiellen Interessen eine hervorragende Rolle. Der Adel war vielfach verschuldet, und seine Gläubiger waren meistentheils Kirchen und Klöster; auch lagen ihm mancherlei Leistungen an Abgaben, Bauten u. s. w. an die Kirche ob. Die Reformation bot nun eine Gelegenheit, die gern ergriffen ward, diese Schulden und Verbindlichkeiten ganz oder theilweise abzuschütteln, und überdies wußte Mancher noch einen Vorwand zu finden, um in den geistlichen und klösterlichen Gebieten sich durch Plünderung zu bereichern. Bekannt sind besonders die Raubzüge, welche die von Plessen und andere Angesessene des Klützer Orts in die Güter des Bischofs von Ratzeburg unternahmen. Daneben wußte der Adel einen bedeutenden Theil der jetzt der Säcularisation verfallenden Stiftungen für sich zu retten. Ein Vertrag mit den Landesherren sicherte den Ständen die Erhaltung der drei Klöster Dobbertin, Malchow und Ribnitz zur Auferziehung inländischer Jungfrauen zu. Der Adel nahm diese Stiftungen für sich und die Seinigen fast ausschließlich in Besitz und fand die Städte mit einem unbedeutenden Antheil ab. Auf diesem Klosterbesitz, welcher gegen Uebernahme fürstlicher Schulden erworben ward, deren Abbürdung dann den ritterschaftlichen Hintersassen und den Bürgern in den Städten zufiel, und bei welchem der stiftungsmäßige Zweck immer mehr in den Hintergrund getreten ist, ruhet ein großer Theil der Hülfsquellen, der Macht und des Einflusses des mecklenburgischen Adels.

Wie wenig Gewicht derselbe auf den innern Gehalt des Reformationswerkes legte, beweist auch die Thatsache, daß in der zweiten Hälfte des sechs-

zehnten Jahrhunderts die mecklenburgischen Lehensleute sehr zahlreich im Heere des Herzogs Alba Kriegsdienste nahmen. Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg sah es sehr ungern, daß das römisch-katholische Interesse des Königs von Spanien auf diese Weise von seinen Lehensleuten mit den Waffen in der Hand verfochten und unterstützt wurde, und erließ daher Abmahnungsschreiben an mehrere seiner Vasallen, namentlich an Vicke von Oertzen, Barthold von Lützow, Wigand Maltzan, Curd Pentz. Aber Herzog Alba legte auf die Dienste der mecklenburgischen Edelleute in seiner Armee einigen Werth und verwendete sich daher in einem Schreiben vom 29. März 1569 für die unter ihm dienenden mecklenburgischen Lehenmänner, namentlich für Barthold von Lützow und Vicke von Oertzen, wobei er, anscheinend nicht ohne Ironie, dem Herzog Johann Albrecht die Mittheilung machte, daß er kürzlich ein vom Papste in der Christnacht geweihtes Schwert zur Verbreitung des wahren Glaubens empfangen habe.

Einen zweiten großen Schlag zur Stärkung seiner materiellen Wohlfahrt auf Kosten der Gesammtheit führte der Adel durch Erwirkung der verstärkten Privilegien, welche ihm in den landesherrlichen Reversalen vom Jahre 1621 ertheilt wurden. Das wichtigste dieser Privilegien war das ihnen verliehene Recht der Einziehung ihrer Bauerngehöfte, wogegen der Bauer selbst durch den Nachweis unvordenklichen Besitzes nicht geschützt sein sollte. Der Kaufpreis für diese Reversalen bestand wiederum in einer den Herzogen zur Tilgung ihrer Schulden bewilligten Summe von einer Million Gulden, welche, so weit die Ritterschaft davon betroffen ward, von eben den Bauern aufgebracht werden mußte, die durch diesen Vertrag den Rittern geopfert wurden. Namenloses Elend ist durch jenes den Gutsherrn verliehene Recht über zahlreiche Bauernfamilien gekommen, und das ganze Land hat schwer darunter gelitten. Von 12,000 ritterschaftlichen Bauern, die man noch im Jahre 1628 zählte, ist kaum noch der zehnte Theil übrig geblieben, und auch die wenigen noch vorhandenen führen eine Existenz, deren precärer rechtlicher Charakter durch die neuesten Acte der Gesetzgebung nur wiederholt sanctionirt worden ist.

Schon die vorangegangenen Jahrhunderte zeigen in dem Verhältniß zwischen den Landesherren und der Ritterschaft nichts als eine Reihe von Streitigkeiten die, kaum durch einen Vertrag erledigt, stets von Neuem wieder ausbrachen. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nahmen diese Kämpfe eine sehr schroffe Gestalt an und brachten in ihrem weiteren Verlauf das Land in die schwersten Zerrüttungen und unter den Druck einer langwierigen und zehrenden Reichsexecution. Es handelte sich dabei hauptsächlich um die von der Ritterschaft behauptete Steuerfreiheit. Das Ergebniß der langen Kämpfe war der landesgrundgesetzliche Erbvergleich vom 18. April 1755. In allen wesentlichen Punkten wurden in diesem Vergleich die streitigen Fragen zu Gunsten

des Adels entschieden, und der Adel erlangte damit für seine politische Stellung eine neue, dauerhafte Stütze.

Mit welcher Erbitterung die beiden Parteien gegen einander kämpften, dies ersieht man besonders aus vielen landesherrlichen Erlassen, nicht blos des leidenschaftlichen Herzogs Karl Leopold, der wiederholt in den Ausdrücken schwersten Zornes die „rebellische" Ritterschaft zurechtwies, sondern auch des milden und besonnenen Herzogs Christian Ludwig. Der Letztere erließ jenes Cassationsrescript vom 16. April 1749, welches eine schon am 20. Nov. 1733 unter dem Namen der neuen Union vom Adel gestiftete politische Verbindung als eine „neuerliche Zusammenthuung" bezeichnet und für „nichtig und unverbindlich, mithin ihrem ganzen Inhalte nach unkräftig und von Unwürden" erklärt. In eben diesem Rescript wird den Mitgliedern der Verbindung vorgeworfen, daß sie dabei „die gedoppelten Pflichten der Unterthanen und Vasallen gänzlich aus den Augen gesetzt" hätten, daß ihre Verbindung „einen Zunder zu unauslöschlichen Streitigkeiten zwischen Haupt und Gliedern" enthalte, und daß aus derselben „nichts Anderes als eine gleichsam erblich zu verpflanzende Neigung gegen Frieden und Vertrag" sich ergebe, und es wird die ganze Welt zu Zeugen angerufen, „ob im Reiche jemals eine Union der Unterthanen sich eigentlicher als die vom 20. Nov. 1733 zu dem in der kaiserlichen Wahlcapitulation Art. 15 §. 6 ausgedrückten Verhängniß wider unziemliche, gehässige Verbündnisse, Verstrickungen und Zusammenthuungen der Unterthanen qualificiren könne."

Der beständige Unfriede, in welchem die „getreue" Ritterschaft mit den Landesfürsten lebte, ist auch aus den zahllosen Processen ersichtlich, welche zwischen beiden vor den Reichsgerichten geführt wurden. Der Adel verwandte auf dieselben große Summen. Ein Proceß vor dem Reichshofrath wegen einer Contribution kostete allein in dem Zeitraum von 1677 bis 1691 den Ständen die Summe von 122,086 Fl. 6 Schill. 9 Pf. Die Ritterschaft hielt in Wien meistens einen eigenen Agenten, welcher auch zu den üblichen Geschenken an die Richter und Sachwalter die erforderlichen Gelder erhielt. Ein solcher Agent war der Landrath Adolph Friedrich von Maltzan, welcher, zur Abwendung der geforderten Beiträge zu den Garnisonskosten, im Jahre 1692, wie er selbst an seine Committenten schreibt, sogar einen Versuch eingeleitet hatte, den Kaiser selbst zu bestechen. (Franck Altes und N. Meckl. Bd. 16. S. 37). Auch der Abschluß des Erbvergleichs von 1755 ward durch Vertheilung einer Summe von 30,000 Thlr. an die Unterhändler besiegelt, wovon namentlich die landesfürstlichen Commissarien beträchtliche Quoten erhielten.

Ebenso wenig wie der Adel mit den Landesfürsten in Einigkeit lebte, herrschte zwischen ihm und seinem Mitstande, den Städten, ein friedliches Verhältniß. Gegenseitige Beschuldigungen und Klagen beginnen schon im sech-

zehnten Jahrhundert. Der Adel beschuldigte die Städte, daß sie in einem Walde bei Dömitz eine Zusammenkunft gehalten und sich daselbst verbunden hätten, „den gemeinen Adel dieser Lande zu vertilgen". In den Beschwerden, welche die Landstädte im Jahre 1536 den Fürsten überreichten, finden sich nachstehende Klagepunkte gegen den Adel: Einige von Adel erheben von jedem Rind, welches ihre Bauern an den Bürger verkaufen, eine Abgabe von einem halben Gulden, zwingen auch ihre Bauern, ihr Vieh nur an solche Personen zu verkaufen, denen sie es gönnen. Einige von Adel kaufen von ihren Bauern und Anderen, wenn Mast vorhanden, eine große Anzahl Schweine, machen sie feit und treiben sie zum Theil selbst in fremde Lande auf Jahrmärkte. „Etliche Edelleute legen Geld zusammen, kaufen Ochsen, treiben sie zum Theil in eigner Person (das doch in keinem Lande vom Adel je vernommen, auch wider Gott und alle geschriebene Rechte ist) in fremde Lande auf Jahrmärkte." Die Klagen der Uebervortheilung bei den Contributionen, der widergesetzlichen Verpflanzung bürgerlicher Nahrung auf das Land u. s. w. ziehen sich unablässig durch die folgenden Jahrhunderte hindurch, und die ständischen Verhandlungen bieten auch nach dieser Richtung hin nichts als das Bild endlosen Haders dar. Noch in einem an den Landesherrn gerichteten Actenstück vom 1. October 1808 bekunden die Städte die tief eingewurzelte Uneinigkeit zwischen ihnen und der Ritterschaft durch folgenden Ausspruch: „Bekannt ist es leider genug und selbst die Vorgänge dieser Tage beweisen es, daß Eintracht zwischen beiden Ständen und gemeinsames Wirken beider zu Einem großen Zweck bisher blos zu den wünschenswerthen Dingen gehörten." Von einer Sorge um das Aufblühen der Städte findet sich zu keiner Zeit bei dem Adel eine Spur. Wohl aber suchte derselbe, je mehr er selbst industriellen Speculationen sich zuwandte, sich allerlei künstliche Vortheile für seine Industrie auf Kosten des Ganzen zu verschaffen. So legte im Jahre 1786 der Erblandmarschall von Hahn auf Remplin, nachdem er eine Fabrik von weißem Glase eingerichtet hatte, einen Plan vor, diesem Betrieb durch einen Eingangszoll auf fremde Glaswaaren aufzuhelfen, und im Jahre 1787 beantragte der Reichsfreiherr von Maltzan auf Penzlin, welcher eine Wachsbleiche und Wachskerzenfabrik angelegt hatte, daß zum Schutze dieses Etablissements die Ausfuhr des rohen Wachses durch einen Ausfuhrzoll von 4 Schill. pro Pfund erschwert und ihm dadurch der Einkauf des Rohmaterials erleichert werden möchte. Seinen Verkehr mit den Städten benutzte der Adel daneben, um einen Einfluß auf die politische Haltung der Bürger zu gewinnen. Als zu Anfang der letzten vierziger Jahre die Bürger der Stadt Hagenow ihre Mißstimmung über die Adelsherrschaft ziemlich deutlich an den Tag gelegt hatten, bildete sich unter dem benachbarten Adel ein förmliches Bündniß, um durch Entziehung des Verkehrs die Stadt für ihre freisinnigen Kundgebungen zu strafen.

Obgleich ursprünglich die politischen Rechte nur auf dem Grundbesitz ruhten und deren Ausübung nicht durch eine Geburtsqualität bedingt oder beschränkt war, so hat sich doch im Laufe der Zeit aus dem weiteren Kreise der Ritterschaft ein engerer Kreis von angesessenen Adelsfamilien als der alte Stamm der mecklenburgischen Ritterschaft ausgesondert und eine förmliche Verbindung begründet, welche gewisse landständische Rechte, unter Ausschluß sowohl der bürgerlichen als der nicht zur Verbindung gehörenden adeligen Mitglieder der Ritterschaft, lediglich für sich in Anspruch nimmt. Dazu gehören namentlich die Rechte hinsichtlich der Landesklöster, welche sie, so weit es den Genuß der Klosterbeneficien betrifft, sogar von der landständischen Eigenschaft völlig abgelöst und in ein Recht gewisser Familien verwandelt hat. Diese Verbindung, welche in der „Vereinsacte" vom Jahre 1795 sich ein Statut gab, nennt sich der „eingeborene und recipirte Adel".

Um die von den Mitgliedern dieser Verbindung behaupteten Vorrechte drehten sich die in den Jahren 1838 bis 1848 innerhalb der Ritterschaft geführten Streitigkeiten, welche, ohne zum Austrag gekommen zu sein, durch die Ereignisse des Jahres 1848 unterbrochen wurden.

Diese Ereignisse übten auch auf den Adel des Landes einen mächtigen Eindruck, und es schien fast, als ob er in der großen Mehrzahl seiner Glieder eine Zeit lang von der ferneren Unhaltbarkeit seiner bisherigen Stellung wirklich überzeugt wäre. Versammlungen von Mitgliedern der Ritterschaft traten, auf den Ruf von Landräthen und andern angesehenen Personen aus dem eingebornen Adel, an verschiedenen Orten zusammen und erschöpften sich in öffentlichen Kundgebungen ihrer Anerkennung der Reformbedürftigkeit der Landesverfassung und ihrer unbeschränkten Opferfreudigkeit. In einer öffentlichen Erklärung der Ritterschaft des Amts Stavenhagen vom 6. April 1848 werden die landesherrlich verheißenen Reformen als „durch die Zeitverhältnisse gebieterisch an die Hand gegebene" bezeichnet, und die Unterschriebenen sind, wie sie sagen, „unter Zurücksetzung ihrer bisherigen Berechtigungen und Bevorzugungen, gern zu jedem Opfer bereit, welches der Landesherr zu seinem und des ganzen Landes Wohl erfordern möchte." „Damit über die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung kein Zweifel obwalte," heißt es dann weiter, „so sind sie nicht nur entschlossen, auf das bisherige Recht ihrer Landstandschaft, insoweit das Wohl des Landes es erfordern möchte, seiner Zeit zu verzichten und bei der Bildung eines anderweitigen zeitgemäß zusammengesetzten ständischen Organs mitzuwirken, sondern auch namentlich die Landesklöster, insoweit dies an ihnen liegt und vorbehältlich der etwa dieserhalb noch zu vereinbarenden Modalitäten, auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen." Unterzeichnet ist dieses Actenstück von dem Landrath von Oertzen auf Jürgenstorf, dem Erblandmarschall von Maltzan zu Penzlin, dem Erblandmarschall Graf von Hahn auf Basedow, dem Graf

von Bassewitz-Schlitz auf Burg-Schlitz, dem Graf von Voß auf Gr.-Gievitz, der Graf von Plessen auf Ivenack, den von Maltzan auf Gr.-Luckow, auf Kl.-Lucken auf Peutsch, auf Mallin, auf Remplin, auf Alt-Rehse, auf Schloß Grubenhagen, dem von Blücher auf Rosenow, dem von Voß auf Puchow, dem von der Lancken auf Galenbeck, dem von Zülow auf Knorrendorf, dem von Gundlach auf Möllenhagen, dem von Behr-Negendanck auf Torgelow, dem von Oertzen auf Kittendorf, dem von Oldenburg auf Marxhagen und mehrern andern adeligen, auch einigen bürgerlichen Mitgliedern der Ritterschaft. In demselben Sinne sprach eine allgemeine, von mehr als 150 Rittern, zur Hälfte adeligen, zur Hälfte bürgerlichen Standes, besuchte Versammlung sich aus, welche am 14. April 1848 zu Güstrow abgehalten ward. Unter den adeligen Theilnehmern an dieser Versammlung befanden sich vier Landräthe und zwei Landmarschälle.

Seit der Zeit der Restauration läßt sich der Adel nicht gern an jene freiwilligen Kundgebungen seiner Opferbereitschaft erinnern. Er beklagt dieselben als eine Uebereilung und hält sich nicht mehr an sie gebunden. Von einer Reformbedürftigkeit der Landesverfassung und Landesvertretung ist bei ihm nicht mehr die Rede. Auch die Staatsregierung hat den Weg zur Einführung Mecklenburgs in die Reihe der constitutionellen Staaten, welcher am 23. März 1848 als nothwendig proclamirt ward, und an welchem sie selbst noch nach vollbrachter Restauration unverbrüchlich festhalten zu wollen erklärte, gänzlich aufgegeben. Alle drei Staatsminister gehören dem Adel, zwei von ihnen sogar dem „eingebornen" Adel an, und der Präsident des Staatsministeriums war einer der Führer des letzteren in dessen Streitigkeiten mit den übrigen Mitgliedern der Ritterschaft während der Jahre 1838 bis 1848. Die Adelsherrschaft steht daher jetzt in Mecklenburg in einer Blüthe wie kaum jemals zuvor.

Und doch ist diese Blüthe von einem inneren Wurm zernagt und ohne Verheißung irgend einer Frucht. Es besteht zwischen dem Adel und dem übrigen Volk kein inneres Band mehr. Das Volk weiß, daß es von dem Adel nichts mehr zu erwarten hat und daß dessen politische Stellung nur noch künstlich gefristet wird. Daher ist auch diese Stellung eine äußerst schwache, lediglich von der Gunst und dem guten Willen der Staatsregierung abhängige. Sowie die letztere ihre Hand von dem Adel zurückzieht, ist es mit dessen politischer Macht zu Ende. Ohnehin war dieselbe längst tief erschüttert; aber die Lossagung des Adels von den im Jahre 1848 öffentlich gegebenen Verheißungen hat die Lösung des Bandes zwischen ihm und dem Volke jetzt vollendet. Der Adel hat sich damit jede Möglichkeit einer erneuten Mitwirkung an der Verfassungsarbeit selbst abgeschnitten, und es hätte nicht des Auftretens auch noch solcher Figuren aus seiner Mitte, wie des berühmten Gesetzgebers für das ganze „Hahnsche", bedurft, um jene Lösung zum Abschluß zu bringen.

Der Adel nimmt den übermüthig und selbstsüchtig erwählten einsamen Standpunkt über dem Volke ein, welchem Dante in nachstehenden Worten des stolzen Ritters einen so treffenden Ausdruck verliehen hat:

Lo antico sangue e le opere leggiadre
De' miei maggior mi fêr sì arrogante,
Che non pensando alla comune madre
Ogni uomo ebbi in dispetto.

Der Frankfurter Convent der Großdeutschen.

Aus Süddeutschland.

Es wäre unbillig, an die Versammlung, die kürzlich zu Frankfurt getagt hat, einen strengen Maßstab anlegen zu wollen. Die Unternehmer fühlten selbst, daß es eine gewagte Sache war, inmitten der vagen, schwankenden und vielspaltigen Richtungen, die sich bisher an den Namen Großdeutschthum geheftet hatten, eine Massenversammlung derer zu veranstalten, die sich zu dieser Fahne bekannten, bevor noch ein Programm präcisirt war, ja dessen Präcision erst auf dieser Versammlung zu versuchen. Die Gefahr, daß eine unberechenbare Menge herbeiströmen werde, welche leicht die eigentlichen Zwecke durchkreuzen konnte, lag um so näher, als man es recht eigentlich auf eine Massenbetheiligung abgesehen hatte. Je spärlicher die Namen von allgemeiner politischer Geltung waren, auf die man hoffen konnte, um so mehr sollte das fehlende Gewicht durch eine imponirende Menge ersetzt werden. Nicht die Häupter der Partei, sondern die Partei selbst erschien zu einem großen Rendezvous — man darf es da den Leitern nicht verdenken, daß sie, wie verlautet, zuvor ihre Maßregeln getroffen hatten, um inmitten des Gewoges von einem halben Tausend Menschen, die zu großem Theil zum ersten Mal sich in parlamentarischen Formen bewegten, des Ganges der Dinge Meister zu bleiben.

Freilich hatten die Absageschreiben, welche in letzter Stunde eins nach dem andern einliefen, dafür gesorgt, daß eine gewisse Gleichartigkeit immerhin bestand und eine bestimmte Richtung, die durch Zahl, noch mehr durch politische Bedeutung hervorragte, unangefochten sich im Besitz des Terrains behaupten konnte. Den Kern bildeten nämlich die bayrischen Altliberalen, welche einst durch rühmlichen Kampf um ihre verfassungsmäßigen Freiheiten sich einen Na-

men auch außerhalb der Grenzen ihrer Wirksamkeit erworben, in der deutschen Frage aber zu immer einseitigeren Verfechtern des Particularismus sich ausgebildet, der Politik der Würzburger Regierungen sich angeschlossen haben und ihren letzten Rückhalt in Oestreich suchen. Daß sie diesen nur im östreichischen Cabinet, nicht aber im östreichischen Volke finden, beweist eben die Geschichte dieser Versammlung zur Evidenz. Denn obwohl eben diese Versammlung wesentlich dem deutschen Bruderstamme galt, welchen „eine gewisse Partei" so schändlicher Weise vom Leib des deutschen Reichs abreißen will, so zeigte doch das östreichische Volk keine sonderliche Lust, diese Vertheidiger seiner Interessen anzuerkennen. Waren die Oestreicher in Weimar gar nicht erschienen, so erschien auch in Frankfurt nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl dem jetzigen Ministerium Ergebener. Die Unabhängigen und mit ihnen die gewichtigsten Namen hielten sich fern. Sie hatten freilich den triftigsten Grund und machten daraus kein Hehl. Es war derselbe Grund, aus dem sie auch in Weimar nicht erschienen waren, weil nämlich der durch die Februarverfassung geschaffene Einheitsstaat jede positive Theilnahme Oestreichs an der deutschen Reform von selbst ausschließt.

Wären diese unabhängigen Oestreicher gekommen und mit ihnen die demokratischen Zuzüge, welche eine Zeit lang zu erwarten schienen, so hätte leicht die Versammlung einen wesentlich anderen Charakter angenommen. So aber hielt sich auch die Demokratie fern. Aus Würtemberg stellte sich, als es zur Abreise ging, nur ein kleines Häuflein unter die Fahne Moritz Mohls, — lauter Katholiken. Die Sachsen begnügten sich weise mit einem Gruß nebst Zuschrift aus der Ferne. Was dann sonst noch sich zusammenfand, war ein bunter Haufe vorwiegend katholischer, dann auch adliger und bureaukratischer Elemente, zumeist aus den Mittelstaaten, aus welchem kaum da und dort ein bekannter, in die nationalen vaterländischen Bestrebungen verflochtener Name emportauchte. Unter diesen Umständen war die Führung der Bayern unbestritten, und Herr Weis konnte, als er den Präsidentenstuhl betrat, mit Recht die ihm zu Theil gewordene Ehre dem Stamm, den er vertrat, zuweisen. Daß eine allgemeine Vertretung der deutschen Nation erreicht war, werden selbst die enthusiastischen Lobredner nicht behaupten. Das Plattdeutsch, welches der hannoversche Junker beim Nachtisch zum Besten gab oder die Kapuzinade des Pfarrers Michelis aus Münster konnten doch schwerlich als eine vollwichtige Vertretung Norddeutschlands erscheinen. So lag auf der Versammlung ein wesentlich provincielles Gepräge; hatte sie überhaupt ein allgemeines, so lag es mehr in der bestimmten Confession, die in allen Nuancen vertreten war.

Auch so noch aber war die Gesellschaft gemischt genug. Der fanatische Demokrat und der heißspornige Junker, der hochstehende Bureaukrat und der schlichte Landmann, der ultramontane Kaplan und der hochkirchliche Consistorialrath — wahrlich es gehörte eine geschickte Disciplin dazu, um diese frem-

den Bestandtheile in einem gemeinsamen Fahrwasser zu erhalten und dafür zu sorgen, daß nirgend die wohlermessenen Schranken übersprungen wurden. Nur einmal durchbrach ein lange verhaltener und aufgesammelter Zorn die Dämme der selbstauferlegten Mäßigung, als Moritz Mohl den Beschwerden des würtembergischen Volks gegen die Ansprüche der heimischen Aristokratie Ausdruck verlieh — ein Ausbruch, der eine wenig parlamentarische Scene zur Folge hatte. Besondere Mäßigung zeigten die Ultramontanen in der Hervorkehrung ihrer eigentlichen Absichten. Sie mochten fühlen, daß sie in der Verbindung mit halbliberalen Parteien einen weit günstigeren Boden besitzen als in principieller Isolirung, daß ein großdeutscher Verein weit wirksamer für ihre Zwecke sei, als ein Piusverein.

Daß es nicht an erheiternden Scenen fehlte, kann bei einer so bunt zusammengesetzten Menge nicht befremden, und wenn sie häufiger vorkamen, als sonst bei ähnlichen Versammlungen der Fall zu sein pflegt, so wird dies schwerlich dem Zufall beizumessen sein.

Wichtiger ist indeß, daß die Verschiedenartigkeit der Elemente sich in ihrer Wirkung auch auf den sachlichen Inhalt der Berathungen und Beschlüsse erstreckte. Man konnte erwarten, daß auf dem lange angekündigten Tag endlich eine Klärung der großdeutschen Partei erfolgen werde, daß die liberalen Großdeutschen sich von den nicht zu ihrem Vortheil ihnen anklebenden trüben Elementen reinigen und sich dadurch Anspruch auf die Anerkennung als eine der nationalen Parteien erwerben würden. Die Liberal-Großdeutschen haben dies entweder nicht gewollt oder nicht gekonnt. Wie die reactionären und ultramontanen Elemente die Allianz des halbliberalen Großdeutschthums suchen müssen, so kann dieses, um als große Partei zu erscheinen, des großen Schweifes aller der Elemente nicht entbehren, welche der nationalen Reform feindlich gesinnt sind und nur den Schein eines patriotischen Strebens sich erborgen, um unter diesem Deckmantel um so besser ihre Zwecke zu verfolgen. Der Mißbrauch und die Confusion, die sich an das sogenannte Großdeutschthum hängen, werden nach wie vor dieselben sein — dies ist der nächste Eindruck, den die Versammlung zurückgelassen hat.

Nur in dem, was sie nicht wollen, im Haß gegen Preußen, im Widerwillen gegen die Nationalpartei, im Sträuben gegen eine wahre Bundesreform, welche den Particularstaat auf diejenige Bedeutung reducirte, welche ihm innerhalb einer großen Nation zukommt, nur in diesem negativen Theile ist die großdeutsche Partei einig. Wo es sich um die Aufstellung eines eigenen Programms handelt, müssen sie sich mit einer Fassung begnügen, die nirgendsin eine principielle Entscheidung wagt und der weitesten Deutung Raum läßt. Jeder Position der Nationalpartei ist scheinbar eine eigene Position entgegengestellt: der Reichsverfassung die Anknüpfung an den Bundestag, der Central-

gewalt die collegiale Bundesexecutive, dem Parlament die Delegirtenversammlung, dem handelspolitischen Fortschritt die Fesselung des wirthschaftlichen Lebens an Oestreich, dem Nationalverein der Reformverein. In Wahrheit ist jede dieser Positionen nur ein schlecht verhüllter Widerspruch.

Das Parlament und der Bundesstaat innerhalb des weiteren Bundes werden bekämpft, weil sie nicht durchführbar seien, weil sie am Widerstand der Regierungen wie der süddeutschen Bevölkerungen scheitern würden. Als ob die Delegirtenversammlung durchführbar wäre, als ob sie nicht bereits gescheitert wäre an dem Widerspruch der größten rein deutschen Macht, als ob sie nicht scheitern müßte an der Weigerung der nord- und mitteldeutschen Kammern. Nur ein Weg wäre, die Delegirtenversammlung ins Leben zu rufen, ein verhängnißvoller, wie er aus der Mitte der Frankfurter Versammlung selbst bezeichnet worden ist, wenn nämlich die Würzburger Cabinete mit Oestreich einseitig mit ihrer Einsetzung vorgeben würden. Auch dieser Weg, der einer sofortigen Sprengung des Bundesverbands gleichkäme, hat gleichwohl seine Vertheidiger gefunden. Er würde zu einem Kleindeutschland führen, mit welchem die großdeutschen Bestrebungen in einer großartigen Selbstironie ihre Verwirklichung fänden.

Was an die Stelle einer einheitlichen Centralgewalt gesetzt wurde, ist schon in seiner sinnreichen Zusammensetzung: „kräftige, concentrirte collegialische Bundesexecutive mit richtiger Ausmessung des Stimmenverhältnisses“ nur ein Complex innerer Widersprüche. Eine collegiale Bundesexecutive ist keine Bundesexecutive, denn sie trägt die Vielheit nur in die ausübende Behörde selbst, und der Zusatz concentrirt bedeutet nur die Heraufschraubung der Mittelstaaten zu einer Bedeutung, welche die Zerspaltung des Vaterlands verewigen würde. Und welches ist das Verhältniß dieser Bundesexecutive zu Oestreich, dem europäischen Großstaat? Ist nun endlich das große Wort zur Lösung der Schwierigkeit eines mit Oestreich zusammen zu construirenden Deutschlands ausgesprochen worden? Gerade hierüber befleißigte sich die Versammlung des unverbrüchlichsten Stillschweigens. Mit der einen Phrase, daß die Bundesreform keinen Theil Deutschlands ausschließen dürfe, sind alle Fragen über das Verhältniß Deutschlands und Oestreichs niedergeschwiegen. Der Antrag von Michelis, die außerdeutschen Besitzungen dem Hause Habsburg zu garantiren, der einer Aufforderung an Großdeutschland gleichkam, Farbe zu bekennen, wird als nicht auf der Tagesordnung stehend, trotz heftigen Widerspruchs des Antragstellers beseitigt; die vorlaute Frage, wie ein einheitliches Oestreich an der Bundesreform sich betheiligen könne wird mit der Ermahnung, doch ja nicht in die inneren Verhältnisse des Kaiserstaats sich zu mischen, zurückgewiesen, und selbst bei Heinrich von Gagern mäßigte sich der stereotype Jubel, als er es wagte, die Oestreicher an die Pflichten zu erinnern, die sie einer zu bildenden Centralgewalt

genüber zu übernehmen hätten. Hier ist die verwundbarste Seite der Groß-
utschen schon bisher gewesen und bleibt es auch nach dem Frankfurter Tag.
erade über diese Frage, über das Verhältniß Großdeutschlands zu Groß-
treich, konnte man endlich ein klares Wort von dieser Seite erwarten. Daß
nicht geschehen ist, könnte ihre Ehrlichkeit oder ihre Unabhängigkeit in einem
eifelhaften Licht erscheinen lassen, wenn man nicht vorzieht zu vermuthen,
iß blos, um nicht innere Stürme in der Versammlung zu provociren, vielleicht
ch um nicht die volle Haltungslosigkeit des eingenommenen Standpunkts auf-
decken, jenes bezeichnende Schweigen aufrecht erhalten worden ist.

Ueber das Votum gegen den deutsch-französischen Handelsvertrag bedarf
kaum eines Wortes. Es wurde ohne eingehende Debatte gefaßt und die Ver-
mmlung hat wohl daran gethan. Es wären wohl Wenige gewesen, die sich
ch nur selber die Competenz zu einem selbständigen Urtheil zugetraut hätten,
schweige daß ihr Urtheil von der Nation als ein sachliches könnte anerkannt
rden. Der Abgeordnetentag hatte sich mit einer Resolution zu Gunsten der
haltung und Reform des Zollvereins begnügt, die eigentliche Streitfrage dem
npetenten Urtheil des Handelstags überlassend. Solche Bescheidenheit hätte
nicht für die großdeutsche Massenversammlung geziemt. Wozu auch das
theil Sachverständiger, wenn doch die Sache so einfach ist? Es ist das Ver-
nst des Schatzraths v. Rössing, die Frage auf ihren einfachsten Ausdruck ge-
acht zu haben: der Handelsvertrag ist für uns Hannoveraner nur vortheil-
ft, aber wir verwerfen ihn aus politischen Gründen. Was er offenherzig
kannte, mochte das Motiv Aller sein. Das deutsche Volk aber wird Act neh-
n von der Zwanglosigkeit, mit der die Junker über seine wirthschaftlichen
teressen disponirten. Für den Handelsvertrag ist es im Grunde kein kleiner
eg, daß diese Versammlung über ihn das Anathem ausgesprochen hat.

Was endlich den großdeutschen Verein betrifft, so fällt seine Beurtheilung
Zukunft anheim; das Programm ist weit genug, um Liberale, Demokraten,
reaukraten, Junker und Ultramontane unter seinem Schatten zu vereinigen.
wird sich zeigen, welche Elemente ihn dominiren werden, ob diejenigen,
che bisher die großdeutschen Vereine in Oberschwaben, in Hannover u. s. w.
errschten oder diejenigen, welche bis jetzt noch an der Spitze des neuen Ver-
s sind. Für den Anfang erweckt es kein günstiges Prognostikon, daß der
isident der Versammlung sich veranlaßt gesehen hat, der hoffnungsvollen
öpfung seinen Beitritt zu versagen.

Weder die Organisation dieses Vereins, noch die sonstigen Berathungen
Beschlüsse der Versammlung enthalten irgend ein Moment, das die Na-
alpartei entmuthigen, die Schwierigkeiten, die ihrem Streben entgegenstehen,
rößern könnte. Aber Ein Schmerz ist allerdings der Nationalpartei nicht
art worden: es ist das Auftreten Heinrichs von Gagern. Daß Gagern

seine Ansichten geändert hatte, war seit längerer Zeit kein Geheimniß, im Jahre 1859 war es bereits in die Oeffentlichkeit gedrungen. Gleichwohl mußte es Bedauern erwecken, als er in Weimar offen seinen Abfall von der einst von ihm so warm vertretenen Sache erklärte, das Bedauern mußte sich steigern, als derselbe Mann nun im anderen Lager erschien und das Beifallsgeschrei seiner einstigen Gegner über sich ergehen lassen mußte. Wir wissen nicht, ob der Jubel, mit dem er in Frankfurt überschüttet wurde, ihn tröstete für die einsame Stellung, in der er sich zu Weimar befand, ob er ihn erinnerte an die Tage, da er in derselben Stadt der hochgefeierte Führer derjenigen Partei war, der er sich nun entgegenstellt. Vielleicht hat er doch selber gefühlt, daß er hier nicht weniger einsam stand als er in Weimar gewesen. In der That bildeten Gagerns wohldurchdachte Einwendungen einen bemerkenswerthen Gegensatz gegen die Eile, mit der die Versammlung über alles Principielle hinwegglitt. Schlagend wies er nach, wie ungenügend eine Delegirtenversammlung sei, und wie diese Stelle nur eine wirkliche Nationalvertretung einnehmen könne. Nicht minder zutreffend war die Bemerkung, daß ohne die Entscheidung der Frage der Executive das Debattiren über die Volksvertretung völlig in der Luft schwebe und demgemäß auch ein Urtheil über die Delegirtenversammlung zu suspendiren sei. Er endlich präcisirte auch das Verhältniß zu Oestreich wenigstens insofern als er eine Bundesreform mit Einschluß Oestreichs nur mit der Aufhebung des östreichischen Einheitsstaats für möglich erklärte.

In dieser Beziehung fiel nur Eines auf. Auch in Weimar hatte er dieses Verhältniß erörtert und umständlich entwickelt, daß die Aufhebung der Februarverfassung die Grundbedingung einer Bundesreform mit Einschluß Oestreichs sei. In Frankfurt faßte er sich hierüber weit kürzer und betonte, daß jene Bedingung bereits erfüllt, daß die Auflösung des östreichischen Einheitsstaats schon erreicht oder doch wenigstens zugesagt sei, indem Oestreich nach dem Project des Grafen Rechberg nur mit den deutschen Provinzen die Delegirtenversammlung beschicken wolle. In Weimar, wo ohnedies Jedermann von der Unerläßlichkeit jener Bedingung überzeugt war, verbreitete er sich in längerer Rede darüber, in Frankfurt, wo gerade in dieser Beziehung eine Schärfung der Gewissen Noth that, wo es ganz am Platze war, das Unsinnige der großdeutschen Theorie aufzudecken, die zugleich den Schmerlingschen Einheitsstaat und die deutsche Bundesreform mit Einschluß Oestreichs will, schläferte er die Gewissen ein durch die Behauptung, daß Oestreich jene Bedingung erfüllt habe, und das in einem Augenblick, wo Schmerling soeben wiederholt versichert hatte, daß an der Februarverfassung unverbrüchlich werde festgehalten werden! Hier liegt ein Räthsel vor, das wir nicht zu lösen vermögen.

Die neuere Geschichte Italiens erzählt von einem edlen Patrioten, der durch grausame Strafe, mit der ihn der Feind seines Vaterlandes belegt, auf

inen Idealen gerissen wurde, sich vor seinem Ueberwinder beugte und die and küßte, die ihn geschlagen. An ihn erinnert Heinrich von Gagern. Nicht hnjähriger Kerker, aber das stückweise brechen Sehen seiner Hoffnungen hat ihn beugt und ihm die Verehrung der Macht abgenöthigt, die stärker war als ., und indem sie den Bau der Jahre 1848 und 49 zertrümmerte, ihn zugleich per- nlich härter traf als irgend einen Anderen. Er hat die Macht Oestreichs kennen elernt, seitdem verehrt er sie. Dies kann das Loos des Einzelnen sein, nicht ber das der Gesammtheit. Was den Einzelnen beugt, darf nicht die Partei, nicht ie Nation beugen, und wie sie damals nach dem Siege Oestreichs und des undestags nicht an ihrer Zukunft verzweifelt hat, so wird sie in jeder erneu- n Kraftanstrengung, die von jener Seite kommt, nur einen Ansporn für sich lber sehen, zur Ueberwindung der entgegenstehenden Hindernisse alle Kräfte auf- ubieten.

γ.

Die letzte Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins.

Die neunzehnte Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins, welche in en letzten Tagen des August d. J. zu Nürnberg stattfand, und über die uns etzt ein ausführlicher Bericht vorliegt, lieferte wieder zahlreiche Beweise, daß ie Stiftung im Allgemeinen noch fortwährend im Wachsen ist, daß aber auch ie Ansprüche an dieselbe noch immer zunehmen und nur zum Theil befriedigt verden können. Indem wir unsre Leser wiederholt auffordern, sich beides, das Gedeihen des Vereins und die Nothwendigkeit seiner Stärkung, vor Augen zu alten und nach Letzterer, wenn der Sammelbogen kommt, zu handeln, und ndem wir nochmals darauf hinweisen, daß die Stiftung die Union der Lutherischen und Reformirten in praktischer Liebe und Sorge ür die protestantische Gesammtkirche repräsentirt, geben wir im Nach- stehenden einige Auszüge aus dem gedachten Bericht, die das vor einiger Zeit in diesem Blatte Mitgetheilte ergänzen mögen.

In besonders erfreulicher Weise nahm die Theilnahme an der Vereinssache im Harz, in Pommern und in Altpreußen zu. Die Versammlungen der Zweig- vereine wurden fast überall fleißig besucht, die Vereinsblätter eifrig gelesen; von dem neuesten fliegenden Blatt des Centralvorstandes wurden nach Ver-

sendung von 31,000 Gratisexemplaren noch gegen 90,000 nachbestellt. Fortwährend bilden sich neue Zweige und Hauptgruppen des Vereins, und in immer größerer Zahl werden von den verschiedensten Orten besondere Schenkungen von oft sehr beträchtlichen Summen gemeldet. Die Gesammtsumme der Unterstützungen des letztverflossenen Finanzjahres war wiederum die höchste, welche bis dahin erreicht worden: sie belief sich auf 165,404 Thaler, und es wurden damit 578 Gemeinden unterstützt — eine sehr erhebliche Steigerung gegen die 50 Thaler, mit welchen man im ersten Jahre der Stiftung zwei Gemeinden ihre Lage zu erleichtern versuchte. Die in jener Gesammtsumme mit enthaltene Summe einzelner Geschenke beläuft sich auf 6,130 Thaler, und befanden sich darunter die Gabe eines ungenannten Holsteiners von 1000 und die eines böhmischen Gutsbesitzers von 6000 Thalern. An Legaten wurden bei dem Centralvorstand im Laufe des erwähnten Finanzjahres 3,842 Thaler eingezahlt, darunter aus Dresden allein 3,450 (von zwei Parteien je 1000, von einer 950, von einer vierten 500) Thaler. Sehr beträchtliche Vermächtnisse flossen außerdem einzelnen Vereinen zu, so dem Frankfurter unter anderen 4,000 Gulden, dem Leipziger 500 und 100, dem Osnabrücker 500, dem Bremer 300, dem Hamburger 250, dem Reichenbacher 200 Thaler. Das unter Verwaltung des Centralvorstandes stehende Vereinsvermögen hat sich auf nahezu sechzigtausend Thaler gesteigert.

Kirchen, zu denen der Gustav-Adolph-Verein beigesteuert, wurden in den letzten beiden Jahren 30 eingeweiht, während in dieser Zeit zu 20 derselben der Grundstein gelegt wurde. Schulen eröffnete man mit Hülfe des Vereins in dieser Periode 8. Außerdem vollendete man unter dessen Beihülfe mehre Pfarrhäuser, Friedhöfe u. a.

Sind solche Leistungen sehr bedeutend, so zeigt ein Blick auf die zahlreich eingelaufenen Unterstützungsgesuche, daß die Kräfte des Vereins noch sehr beträchtlich wachsen müssen, wenn sie dem Wachsen seiner Aufgabe entsprechen sollen. Es heißt darüber in dem Bericht, in jenen Unterstützungsgesuchen liege ein Bild von Nothzuständen vor, zu deren befriedigender Milderung man über das Zehn- und Zwanzigfache der jetzt dem Verein zu Gebote stehenden Mittel müsse verfügen können. „Denn," so lesen wir weiter, „wir ersehen daraus, daß 145 Gemeinden einer Kirche dringend bedürfen, daß 70 Pfarrhäuser und 90 Schulen alsbald erbaut werden sollen, daß gegen 80 bereits bestehende Schulen ohne fortwährende Unterstützung mehr oder weniger der Gefahr ausgesetzt sind einzugehen, daß 60 Lehrern und 85 Pfarrern und Vicaren eine Gehaltserhöhung ganz unentbehrlich ist, wenn sie nicht unter Nahrungssorgen erliegen sollen, daß an 20 Orten nothwendig das ganze Kirchenwesen erst zu gründen ist, daß endlich die unumgängliche Schuldentilgung über 200,000 Thaler erfordern würde."

Mit Genugthuung erfahren wir aus dem Bericht, daß der Verein in Be-

treff solcher Unterstützungsgesuche sich jetzt zunächst mehr auf Deutschland zu beschränken und Anträge, die auf das ferne Ausland hinweisen, vorläufig nicht, oder doch nicht in dem Maße zu berücksichtigen gedenkt, wie man, die Verhältnisse und die einzig richtigen Ziele mißkennend, von gewisser Seite verlangte. Schaffe man erst im eignen Hause, in der Heimath des Protestantismus, in Deutschland und der Schweiz, dann in den unmittelbaren Grenzländern, wo der deutsche Geist Eroberungen zu bewahren und zu erweitern hat, vor Allem in Posen, was zu schaffen ist, ehe man seine Gedanken nach Amerika oder nach den künstlichen Pflanzungen der levantinischen Gemeinden schweifen läßt. Für die Missionsstation in Jerusalem mag die Romantik sorgen, die sie gegründet, und der Johanniterorden, der dann wenigstens einen Schein der Rechtfertigung für seine Fortexistenz haben wird. Amerika aber zählt wohlhabende deutsche und freigebige nichtdeutsche Protestanten genug, um ohne Hülfe von diesseits des Meeres helfen zu können, wo es den dortigen Evangelischen etwa fehlt. Wahr, daß der Gustav-Adolph-Verein den ganzen großen Lebensbaum des Protestantismus zu pflegen, daß er nicht allein auf die Nation und das Land, in welchem dieser wurzelt, zu sehen hat. Aber den Baum pflegt der Gärtner am besten durch Sorge für die Wurzeln, und ein schönes Wort war es, was der Abgeordnete der Schweizer in Nürnberg sprach, wenn er sagte: „jede Gesittung der Menschheit ruht zum guten Theil auf dem Gedeihen Deutschlands.“

Wir lassen nun aus den Vorträgen, welche in der Versammlung von einzelnen Deputirten gehalten wurden, einige Mittheilungen von allgemeinerem Interesse folgen.

Pfarrer Hosemann aus Paris berichtete über die Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in der Hauptstadt Frankreichs. Dieselbe zählt, nach der Zahl der Taufen im Jahr 1861 zu schließen, ungefähr 30,000 Seelen und hat 17 Geistliche, von denen 7 vom Staat oder der Stadt angestellt sind, während die übrigen theils vom Consistorium, theils von der deutschen Mission, mit Beihülfe des Gustav-Adolph-Vereins, besoldet werden. Der Gottesdienst findet in 16 verschiedenen Kirchen, Kapellen und Betsälen statt; in 11 derselben wird in deutscher Sprache gepredigt. Schulen hat man 28, in welchen mehr als 2000 Kinder Unterricht empfangen, und von denen 6 ganz deutsch sind.

Die Pfarrer Grandpierre und Mayer gaben dazu noch andere Notizen. Nach diesen gibt es gegenwärtig in Paris 33 protestantische Kirchen und Bethäuser mit 48 Pastoren, während man vor vierzig Jahren von jenen nur 4, von diesen nicht mehr als 6 hatte. Die Zahl der Protestanten in ganz Frankreich beträgt circa anderthalb Millionen, für deren religiöses Bedürfniß gegen tausend Prediger, etwa 600 reformirte, 300 lutherische und ungefähr 100 Independenzprediger Sorge tragen. Kirchen und Kapellen haben die

Evangelischen zwischen 15 und 1600, Schulen gegen 1800. Südfrankreich hat eine theologische Facultät mit 7 Professoren, eine andere befindet sich in Straßburg, wo auch, wie in Paris und Nimes, ein Seminar ist. 18 Gesellschaften arbeiten an der Verbreitung evangelischer Lehre in Frankreich, darunter die Bibelgesellschaft, welche jährlich etwa 70,000 Bibeln verbreitet, und die Centralgesellschaft, welche 55 Stationen hat und jährlich über hunderttausend Francs für ihre Zwecke ausgibt. Alle diese Gesellschaften zusammen verwenden im Jahr durchschnittlich anderthalb Millionen Francs, während der Staat für den protestantischen Cultus 1,360,000 beisteuert.

Bekannt sind die furchtbaren Verfolgungen, welche die evangelische Kirche in Frankreich zu erdulden hatte, die Pariser Bluthochzeit, die Dragonaden Ludwigs des Vierzehnten, der Krieg, den die „Kirche der Wüste" in Languedoc und der Auvergne gegen die Bedränger ihres Glaubens führte. Weniger vertraut dürfte man mit den letzten Wandelungen des Geschicks der Protestanten in Frankreich sein. Unter Ludwig dem Fünfzehnten begann ein milderes Verfahren, und vor jetzt hundert Jahren beschlossen der Pfarrer François Rochette mit den Brüdern Grenier und der unglückliche Calas den langen Zug der Märtyrer. Ludwig der Sechszehnte war jedem Gedanken an Verfolgung fremd. Sein Minister Malesherbe sagte: „Ich muß den Protestanten Gutes thun; mein Ahnherr Baville hat ihnen (im Cevennenkrieg) so viel Böses gethan." Die constituirende Nationalversammlung stellte 1789 die Protestanten den Katholiken gleich und suchte jene für die Verluste, die ihnen die frühere Verfolgung gebracht, zu entschädigen. Während der Schreckenszeit aber wurden die evangelische wie die katholische Kirche mit gleicher Feindseligkeit behandelt. Erst im Jahre drei thun sich die protestantischen Gotteshäuser wieder auf und am 7. April 1802 erhalten die Gemeinden eine besondere Organisation.

Napoleon der Erste sagte den Präsidenten der protestantischen Consistorien: „Ich halte sehr darauf, daß man wisse, wie es meine feste Absicht ist, die Religionsfreiheit aufrecht zu erhalten. Weder das Gesetz noch der Fürst vermag etwas wider sie, und sollte einer meiner Nachfolger aus meinem Geschlecht getäuscht durch die Eingebungen eines irrenden Gewissens, meinen Eid brechen, so gebe ich ihn der allgemeinen Verachtung Preis, und Ihr möget ihm den Namen Nero geben."

Die Restauration that direct nichts gegen die Protestanten, sah aber durch die Finger, als im Süden fanatisches Volk dieselben verfolgte, und hatte keine Strafe für das Gesindel, welches am 15. Nov. 1815 den neu eröffneten evangelischen Tempel in Nimes stürmte und mitten darin den General Lagarde ermordete.

Napoleon der Dritte handelt im Geist seines Oheims. Wenn hier und a noch über Druck geklagt wird, so liegt die Schuld an Beamten, die unter

em Einfluß der katholischen Geistlichen stehen. Durch kaiserliches Decret vom 6. März 1852 ist bestimmt, daß jede protestantische Gemeinde durch ein Presbyterium geleitet wird, in dem der Pfarrer den Vorsitz hat, und dessen übrige Mitglieder von der Gemeinde gewählt werden.

Von noch größerem Interesse als diese Mittheilungen aus Frankreich war die Rede des Pfarrers Nitzsch über die evangelische Bewegung in Italien. Der Redner hob zunächst hervor, daß diese Bewegung im Ganzen und Großen von der politischen Bewegung unabhängig sei. Gewiß gebe es manche Berührungspunkte zwischen beiden, aber auch da, wo diese am meisten hervorträten, zeige sich doch sogleich der Unterschied, indem die eine Seite fast nur das weltliche, die andere beinahe ausschließlich das geistliche Papstthum bekämpfe. „Die, welchen es nur um die politische Neugestaltung Italiens zu thun ist, fürchten die Gefahr religiöser Trennung und sehen in ihr ein Hinderniß der nationalen Einheit. Sie leihen sich wohl zuweilen Waffen von den Evangelisten, aber sie reichen ihnen nicht als Bundesgenossen die Hand.“ — Die Bildung einer neukatholischen Partei, welche sich um den Jesuiten Passaglia gesammelt hat, thut scheinbar der Evangelisation entschiednen Abbruch; aber sie bewahrt dieselbe gewiß vor trübenden Elementen. Diese Partei, zu der Tausende von Priestern zählen, will ein einiges freies katholisches Italien, ein nur geistliches Papstthum und diese und jene Verbesserung der kirchlichen Verfassung. Sie ist ein Ableiter für die liberalen Priester und Laien, welche die nationale Begeisterung zum Kampf gegen das weltliche Papstthum und zu einer scheinbaren Annäherung an das Evangelium führte.“

„Ebenso wenig darf man glauben, daß die evangelische Bewegung in Italien mit einem freigeistigen Gegensatz gegen die römische Kirche zusammenfalle. Ein solcher ist allerdings vorhanden. Die meisten italienischen Katholiken erfüllen entweder gedankenlos ihre Pflichten gegen die Kirche, oder wenn sie denken und Anspruch auf Bildung machen, so stehen sie vornehm wie über allem Aberglauben so auch über allem Glauben.“ „Wenn man etwa Alle evangelisch nennen wollte, welche eine gründliche Verachtung vor ihren Priestern aussprechen, so würden nicht viele Katholiken in Italien übrigbleiben. Aber evangelischer Sinn kommt in alledem nicht zum Vorschein, sondern bei den Einen die Abneigung gegen unwürdige Personen und unbequeme Lagen, bei den Andern völliger Unglaube.“ — „Von der erwachsenen Generation ist in der That wenig zu erwarten. Der Katholicismus hat in Italien gar feste Wurzeln, weil die Meisten einen Gottesdienst treiben wollen, der ihnen die Seligkeit verschafft, ohne ihnen sittliche Arbeit zuzumuthen, und weil ihnen die Kirche den großen Dienst thut, die unbequeme Last der eignen Verantwortlichkeit von den Schultern zu nehmen.“ — „Dieses Volk muß erst wieder zu sich selbst kommen aus der Aeußerlichkeit seines Cultus und der Unaufrichtigkeit

seines Gemüths. Es muß ihm gleichsam erst wieder ein Gewissen geschaff
werden, und es muß an Stelle des oberflächlichen Phantasielebens ein tiefere
Gemüthsleben treten. Aber wie falsch es ist, dem italienischen Volk eine schö
Zukunft für sein sittliches und religiöses Leben abzusprechen und in seiner natü
lichen Anlage einen Widerspruch gegen evangelische Bildung und Sitte zu e
kennen, das beweisen Hunderte von Männern, die ganz Italiener und ga
Christen sind, das haben mir besonders die unter den Einfluß evangelischer E
ziehung gestellten Kinder bewiesen. Etwas Schöneres kann man sich kau
vorstellen, als solche dem Verderben entrissene und nun die ganze Herrlich
italienischer Natur offenbarende Kinderseelen."

Die evangelische Bewegung in Italien ist bis jetzt, mit ihrer Aufgabe ve
glichen, ein kleiner Anfang. Es gehört Muth dazu, sich ihr anzuschließen, un
äußerlicher Gewinn erwartet die Uebertretenden nicht. Sie zerfällt in zw
Parteien: die Waldenser und eine Anzahl aus dem Katholicismus herve
gegangener Gemeinden, die sich italienische Brüder nennen.

Die Waldenser und ihre Predigt werden noch vielfach mit Vorurtheile
aufgenommen. Sie gelten ihrer Sprache und Denkart wegen als Fremde, un
der Italiener will gegenwärtig nichts von Fremden wissen. Doch mindert si
diese Abneigung in Betreff der Waldenser jetzt, da sie viel thun, um sich di
von italienischen Ohren ungern vermißte reine italienische Sprache mehr und meh
anzueignen und auch nicht mehr so ängstlich auf Einführung der Kirchenverfassun
und der gottesdienstlichen Formen ihrer „Thäler" bedacht sind. Sie habe
Stationen in Turin, Genua, Mailand, Florenz, Livorno, Modena, auf de
Insel Elba, in Palermo und an noch etwa sechs andern weniger bekannten Orte
Doch sind diese Städte häufig nur Mittelpunkte für größere Evangelisations
bezirke, so daß zum Beispiel der Evangelist von Modena zugleich in Bologna un
anderwärts thätig ist. Im Ganzen mögen sich ohne Hinzurechnung der die
„Thäler" (in Piemont) gegen 2000 Italiener zu dem waldensischen Gottes
dienste halten.

Der andere Zweig der Evangelisation, welcher der Richtung auf ein
selbständige italienische Reformation entspricht und sich gegen jedes auf fremden
Boden erwachsene Kirchenwesen, auch gegen das waldensische, abschließt, ha
zum Princip einfache schriftgemäße Reproduction des Urchristenthums und Ab
sehen von aller Ueberlieferung. Der Mittelpunkt dieser Bewegung ist Toscan
besonders Florenz, und die Zahl der ihr Angehörigen in Norditalien mag di
der waldensischen Evangelisation noch um etwas übersteigen. Wenigstens i
die Zahl ihrer Stationen bedeutend größer. Es gibt deren zu Turin, z
Genua, Florenz, Mailand, Pavia, Brescia, Bologna, Pisa, Alessandria un
funfzehn kleineren Orten. Die Evangelisten sind zum Theil frühere katholisch
Priester, zum größern Theil aber Laien und theologisch nicht gebildet. An de

Spitze der ganzen Richtung aber stehen sehr bedeutende und durchgebildete Persönlichkeiten wie Mazzarella, de Sanctis, Guicciardini, Gueltiers, alles Männer von großen Gaben und warmer evangelischer Gesinnung. Aber wir haben es hier nicht mit einer geschlossenen Kirchengemeinschaft zu thun, und die nur lose verbundenen Gemeinden stehen so selbständig da, daß sich schwer ein Gesammturtheil fällen läßt. Bei manchen mag sich eine politisirende Richtung einmischen, aber vorwiegend ist in allen diesen Kreisen der Geist, der die genannten trefflichen Männer beherrscht.

Man bezeichnet diesen Zweig der evangelischen Bewegung in Italien häufig als „Darbismus". Nach unserem Berichterstatter nicht ganz mit Recht. Denn im Gegensatz zum Darbismus sehen die Führer dieser Gemeinden „die Anweisungen der Apostel für das Gemeindeleben noch heute für maßgebend an. Aber freilich die praktischen Consequenzen des Darbismus finden sich bei ihnen insofern wieder, als das kirchliche Amt und jede kirchliche Organisation in den Hintergrund treten gegen das allgemeine Priesterthum. Doch sind die einflußreichen Männer dieser Partei nicht principiell gegen ein stetiges Amt und eine kirchliche Ordnung, die meisten Gemeinden haben schon ihre bestimmten Evangelisten, auch fehlt es nicht ganz an einer einheitlichen Leitung der verschiedenen Vereine."

In Süditalien beschränkt sich, abgesehen von der sehr kleinen Waldenserstation zu Palermo, die evangelische Bewegung bis jetzt auf Neapel. Zwei Parteien sind dort thätig, eine wenig zahlreiche unter dem den Waldensern nahestehenden Cresi, und eine andere, die, unter einem Comité aus Fremden, einen ziemlich zahlreich besuchten Gottesdienst eingerichtet und eine sehr blühende Knabenschule gegründet hat. „Aber früher," so klagt unser Berichterstatter, „trat hier die Polemik und zuweilen auch die Politik zu sehr in den Vordergrund."

Ueber das Verhältniß der Waldenser und der italienischen Brüder bemerkt der Redner, daß sich statt eines Gegeneinander oder Nebeneinander immer mehr ein freundliches Miteinander Bahn bricht, und führt dafür als Beispiel an, daß sich zu Florenz allwöchentlich beide Parteien zu Gebetsstunden vereinigen, in denen der spanischen Märtyrer gedacht wird. „Die beiden Richtungen können sich aber auch einander ergänzen und berichtigen. Die evangelischen Gesellschaften haben den Vorzug, daß ihnen weniger Vorurtheile entgegenstehen; sie haben daher für jetzt einen ganz besonderen Beruf zu evangelisiren. Die Waldenser dagegen erfreuen sich des Vorzugs einer alten geordneten Kirchengemeinschaft, einer reichen Erfahrung und Tradition und eines theologischen Lehrstandes; die solide Unterlage ihrer Evangelisation sichert ihnen eine schöne Zukunft, obwohl gerade ihre Vorzüge für jetzt ihnen Nachtheil bringen."

Wir lassen nun einige Auszüge aus der Rede folgen, mit welcher der

Militär-Oberprediger Bork aus Posen der Versammlung die **evangelischen Gemeinden in Preußisch-Polen** empfahl, eine Ansprache, die wir den Lesern um so dringender zur Beherzigung empfehlen, als die diesjährige Hauptgabe des Gustav-Adolph-Vereins nicht dorthin gegangen ist.

„Es ist nicht gut gethan, wenn man heutzutage von unsern Polen öfters noch ebenso redet, wie vor Alters von der Türkei. Wir wohnen keineswegs so sehr dahinten, liegen nicht so weit ab von Ihnen. Wir gehen Sie alle sehr nahe an. Wir sind Ihre Glaubensgenossen, Ihre Blutsverwandten, fast eine halbe Million evangelischer Christen in dem alten Großpolen. Wir leben dazu in einer preußischen Provinz. Wir haben alle Ursache uns festzustellen und den Boden, auf dem unsre evangelische Kirche einst festgegründet war, uns wieder zu sichern."

Der Redner gab dann einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der Protestanten in Polen und über Verfolgungen, welche der Jesuitenzögling Sigismund der Dritte über dieselben verhängte, worauf er polnische Schriftsteller sprechen ließ, welche den Untergang Polens von diesem Auftreten gegen die evangelische Lehre herleiten. Hier einige Proben: „Mit der Reformation mußte Polen eine Wiedergeburt erfahren, eine Geistestaufe empfangen und vorwärts kommen. Indeß, es geschah das Gegentheil. Die Nation schritt nicht vorwärts, sondern zurück, erniedrigte sich und stürzte in den Abgrund, welchen ihr alle die bereitet haben, welche den Fortschritt der Reformation aufhielten." — „Die Jesuiten haben ihren Schülern, anstatt dieselben zu nützlichen Bürgern zu erziehen, den Geist der Unruhstiftung, des blinden Eifers und der Unordnung eingeflößt." — „Der Verfall der Nation ist durch die Schuld der Magnaten und Jesuiten erfolgt."

Ferner wies der Redner auf die großen Wohlthaten hin, welche das Großherzogthum der preußischen Regierung dankt, namentlich aber auch auf die Förderung, welche diese der evangelischen Kirche in dieser Provinz angedeihen ließ. „1815 waren 101 evangelische Kirchspiele vorhanden; seitdem sind 63 hinzugekommen, d. h. zwei weniger als von 1650 bis 1750 allein im Posener Departement in der guten alten polnischen Zeit zerschlagen wurden.

Die Ansprache schloß mit dem Hinweis, wie viel hier noch zu bessern und zu schaffen gegenüber der Propaganda der katholischen Kirche und der Gefahr, die von dieser und der mit ihr verbundenen polnischen Verschwörung nicht nur der Kirche, sondern auch der deutschen Nationalität in Posen droht*).

---

*) Vgl. darüber auch „Evangelisches Jahrbuch für die Provinz Posen auf das Jahr 1863. Posen, W. Decker, welches eine sehr dankenswerthe, in die Einzelheiten eingehende Uebersicht über die Lage der Protestanten im Großherzogthum enthält.

Schließlich verweisen wir in dieser Beziehung noch auf die Rede, mit welcher Dr. Voigdt aus Königsberg die Unterstützung der Posener Gemeinde Miloslaw empfahl. Die Polen verdrängen in dieser Gegend die Deutschen. Die einzige Landschule der Parochie zeigte bei einer Revision vor vier Jahren, daß eine Anzahl deutscher Kinder kaum ihrer Muttersprache noch mächtig waren. Das Denkmal des Gefechts vom 30. April 1848, in welchem Mieroslawski mit den Rebellen Sieger blieb, erhebt sich sehr bezeichnend zur Seite der stattlichen katholischen Kirche. Es zeigt auf dem Postamente den heiligen Laurentius auf seinem Roste, über ihm ein Säulendach, dessen Wölbungen mit verschlungenen Sensen geziert waren. Das Denkmal hat diese Symbole der polnischen Rebellion verloren. Der Pole aber weiß sich den Laurentius zu deuten und harrt der Zeit, die ihm der Titel des Erzbischofs von Gnesen als „Primas von Polen" andeutet. Helfen wir unsern Glaubensgenossen in Posen, daß die deutsche Kirche (denn das ist der Protestantismus), daß die deutsche Nation nicht in den Vorposten, die sie nach Osten vorgeschoben, verdrängt werde, daß sie befestigt werde in ihrer Position gegen die Slaven, daß sie wiedergewinne, was sie früher besessen!

Die Depesche Lord Russels in der deutsch-dänischen Angelegenheit.

Der Redaction geht soeben der Wortlaut der vielbesprochenen Depesche des auswärtigen Amtes an Mr. Paget in Kopenhagen zu. Die seitdem erfolgte Zustimmung sämmtlicher Großmächte gibt derselben eine Wichtigkeit, welche von entscheidendem Einfluß auf den Kampf Schleswig-Holsteins werden kann.

Auswärtiges Amt, d. 24. Sept. 1862.

Es scheint nach den, von verschiedenen Seiten empfangenen Berichten, daß der Notenwechsel zwischen Oestreich, Preußen und Dänemark, welcher, wie in Aussicht gestellt war, einen Abschluß des so lange schon dauernden Streites zwischen Deutschland und Dänemark, hinsichtlich der Verpflichtungen Dänemarks in den Angelegenheiten Holsteins, Lauenburgs, Schleswigs und der gemeinsamen Verfassung der dänischen Monarchie bringen sollte, zu steigender Erbitterung geführt hat. Je größer der Zeitraum und je weiter die Verhandlung

sich darin ausgesponnen, desto weiter ist die Kluft, welche die beiden Theile trennt, und desto schärfer die Sprache, die sie gegen einander führen.

Nachdem wir mit Kummer und Bedauern diesen unbefriedigenden Stand der Angelegenheit betrachtet und über die ungünstigen Resultate, welche von ferneren directen Mittheilungen zwischen in ihren Meinungen so entgegengesetzten Mächten erwartet werden müssen, uns klar geworden, hat Ihre Majestät angeordnet, daß Sie mit Instructionen versehen werden sollen, welche hoffentlich zu der längst gewünschten Einigung führen werden. Bei Entwerfung dieser Instructionen ist es rathsam, diejenigen Gegenstände der Berechnung voran zu stellen, über die der Streit als erschöpft zu betrachten sein dürfte.

Der erste dieser Gegenstände bezieht sich auf die Frage, ob in Holstein oder Lauenburg ohne ausdrückliche Genehmigung der Stände dieser Herzogthümer Steuern eingeführt werden oder Gesetze in Kraft treten können. Diese Frage ist durch die verneinende Entscheidung des deutschen Bundes, dessen Mitglieder die Herzogthümer Holstein und Lauenburg sind, erledigt.

Eine andere Frage, die nicht weiter zu erörtern nöthig ist, ist die Verfassung von 1855.

Es ist klar, daß eine Verfassung, möge sie nach der Ansicht der Glieder des Königreichs oder nach der der Herzogthümer gut oder schlecht sein, doch keine Kraft in Holstein, Lauenburg und Schleswig hat, da die Herzogthümer sie nicht angenommen haben.

Ebensowenig ist es nöthig, die Rechte Dänemarks, hinsichtlich seines Reichsraths, zu erörtern.

Es ist ganz klar, daß Dänemark ohne die Genehmigung Holsteins, Lauenburgs und Schleswigs sich selbst Gesetze geben und Steuern, die von seinem eignen Volke zu erheben sind, auflegen kann. Es bleiben noch zwei Fragen von großer Wichtigkeit. Die erste betrifft das Herzogthum Schleswig, die zweite die Gesammtstaatsverfassung. Schleswig war ehemals in einer ganz anomalen Stellung. Obgleich dem deutschen Bunde nicht angehörig, war es doch mit Holstein, das einen Theil dieses Bundes ausmachte, verbunden. Spätere Anordnungen haben diese unzweckmäßige Verbindung gelöst, und Schleswig ist jetzt nur mit Holstein in nichtpolitischen Beziehungen, welche beide gemeinschaftlich berühren, verbunden. Nichtsdestoweniger bestehen Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark hinsichtlich Schleswigs, welche Anlaß zu den gegenwärtigen Streitigkeiten gegeben haben.

Die von Dänemark eingegangene Ehrenverpflichtung gegen Schleswig, als solche dem deutschen Bunde vom Könige von Dänemark im Jahre 1852 mitgetheilt, betrifft hauptsächlich zwei Punkte: Der erste derselben ist das königliche Versprechen, daß Schleswig Dänemark nicht einverleibt werden soll; der zweite ist wesentlich eine Verpflichtung, daß die Deutschen in Schleswig

uf gleichem Fuß mit Personen dänischer oder anderer Nationalität behandelt verden sollen. Die Beschwerden, welche Deutschland als Verletzungen dieser Versprechungen erhebt, sind in der neuen preußischen Note vom 22. August usammengefaßt.

„Die systematische Zerstörung nationaler und nachbarlicher Anhänglichkeit wischen Schleswig und Holstein, die Vernachlässigung der Bestimmungen die Universität Kiel betreffend, die Ueberfüllung des Herzogthums Schleswig mit dänischen Verwaltungsbeamten, dänischer Geistlichkeit in Kirche und Schule, der ganze Geist der Verwaltung in diesem Herzogthum, endlich die Verletzung aller bestehenden und praktischen Beziehungen bei der Aufrechthaltung des Sprach-edicts, sind Thatsachen, die notorisch öffentlich sind, und deren Beweis in Jedermanns Händen ist."

Es würde für alle praktischen Zwecke vergeblich sein eine beständige Oberaufsicht durch Deutschland bei der Ernennung von dänischen Beamten zu Civilämtern in Schleswig oder der Verwaltung in Kirche und Schule von dänischen Geistlichen, zu versuchen. Solche Oberaufsicht würde zu beständiger Erneuerung von Streitigkeiten und einem fortwährenden Uebelwollen führen.

Die beste Art diese Uebel für die Gegenwart zu heilen und zukünftigen Beschwerden zuvorzukommen, ist, Schleswig eine vollständige Selbständigkeit zu gewähren. — Dem schleswigschen Landtage zu erlauben frei zu verhandeln und unabhängig zu beschließen über Fragen, welche die Universität, die Kirchen und Schulen des Landes berühren, über die Sprache, welche gebraucht wird, wo die dänische Bevölkerung die Oberhand hat, wo die Deutschen überwiegen und wo die Stämme gemischt sind.

Zuletzt komme ich zur Verfassungsfrage, der verwickeltsten und verwirrtesten aller dieser Streitfragen. Verträge, Protokolle und Depeschen geben uns wenig Licht über diesen Gegenstand, und die matten Strahlen, welche sie gewähren, bringen uns vielmehr vom rechten Wege ab. Denn was könnte zerstörender sein für alle Vereinigung, alle Wirksamkeit, alle Kraft und wahrlich alle Unabhängigkeit, denn als absolute Regel aufzustellen, daß kein Gesetz als durchgegangen und kein Budget als angenommen zu betrachten, wenn es nicht von vier Ständeversammlungen der Monarchie übereinstimmend angenommen. Was würde Oestreich sagen, wenn von ihm verlangt würde eine Verfassung zu acceptiren, welche die Thätigkeit des Reichsraths zu Wien hemmte, so lange nicht besondere Stände in Ungarn, Galizien und Venetien dasselbe Gesetz angenommen oder dasselbe Budget genehmigt hätten? Wie würde sich Preußen selbst benehmen bei einem unbedingten Veto, das den Ständen Posens bei den Verhandlungen seines Parlaments gegeben wäre? (sic!)

Wenn eine solche Verfassung zu einem baldigen und entscheidenden Bruch führen muß, so wollen wir betrachten, ob jeder Theil nicht seine volle unabhän-

gige Bewegung haben könnte ohne die Räder der ganzen Maschine zu hemmen. Wenn z. B. angenommen wäre, daß die für die Kriegsflotte geforderten Summen mit 90 aufzustellen seien, von denen Dänemark 60 und die andern Staaten 30 zu liefern hätten, so kann Dänemark seinen Beitrag von 60 unabhängig von dem Votum der andern drei Staaten votiren und verwenden. Nur ein Einwand, welcher Beachtung verdient, kann gegen diesen Vorschlag gemacht werden.

Wenn den 1,600,000 Einwohnern Dänemarks aufgegeben würde die Armee und Flotte zu bezahlen und die 50,000 Lauenburgs wollten einen Theil des für diese Zwecke Bewilligten ablehnen, so würde dies als eine Bedrückung von den Bewohnern des Königreichs, verglichen mit der Stellung von des König-Herzogs Unterthanen in Lauenburg, empfunden werden.

Das Heilmittel für diese Unzuträglichkeit ist gefunden worden in einem Vorschlage für ein Normalbudget, welches unabhängig von der Genehmigung des Reichsraths und der Stände Holstein-Lauenburgs und Schleswigs aufgestellt wird.

Es ist einleuchtend, daß die Regierung eines unabhängigen Königreichs wie Dänemark für die Aufrechthaltung dieser Unabhängigkeit einen gewissen Ausgabebetrag für die Civilliste des Souverains, den diplomatischen Dienst, die Armee und Flotte des Staats fordern muß.

Dies mag so sparsam wie möglich auf den niedrigsten Grad, den die königliche Würde verlangt, auf die einfachste Einrichtung in tiefem Frieden berechnet sein.

Jene Summe soll von den vier repräsentativen Körpern verlangt werden können. Ihre Vertheilung mag einem Staatsrath, zu zwei Dritteln aus Dänen und einem Drittel aus Deutschen bestehend, anvertraut werden. Die Abstimmungen dieser Versammlung sollen öffentlich sein und die Rechnungsablage jährlich veröffentlicht werden.

Das Normalbudget wird im Ganzen für zehn Jahre bewilligt; die Vertheilung oder Ausgabe jährlich bestimmt. Außerordentliche Ausgaben, die den Betrag des Normalbudgets überschreiten, sind frei vom Königreiche und den drei Herzogthümern, von jedem für sich, zu votiren.

Die Vorschläge, die ich gemacht habe, mögen in wenigen Worten zusammengefaßt werden:

1. Holstein und Lauenburg sollen Alles haben, was der deutsche Bund für sie fordert.

2. Schleswig soll die Macht haben sich selbst zu regieren und nicht im Reichsrath vertreten zu sein.

3. Ein Normalbudget soll von Dänemark, Holstein, Lauenburg und Schleswig genehmigt sein.

4. Außerordentliche Ausgaben sollen vom Reichsrath und den gesonderen Ständeversammlungen Holsteins, Lauenburgs und Schleswigs genehmigt werden.

Ich ersuche Sie, dem Herrn Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine Abschrift dieser Depesche zu übergeben und seine Aufmerksamkeit auf deren wichtigen Inhalt hinzulenken.

Ich bin ꝛc. gez.: Russell.

Vermischte Literatur.

Germanisches Blut. Lebensbild aus dem indischen Archipel. Von **Hermann Breusing.** 2 Thle. Hannover, C. Rümpler. 1862.

Die Hauptperson ist ein geheimnißvoller Deutscher, der sich im Innern von Borneo angesiedelt und sich hier — etwa wie der Radscha Brooke — durch Kenntniß, Energie und Ritterlichkeit unter Malayen, Arabern und Chinesen das Ansehen und die Macht eines unumschränkten Fürsten erworben hat. Ein Schiffbruch führt ihm verschiedene andere Repräsentanten germanischen Blutes, darunter eine junge holländische Dame von Batavia zu, die einer ihr unlieben Verheirathung entflohen ist und sich mit kreolischer Glut sofort in den romantischen Herrn verliebt. Dadurch erweckt sie die Eifersucht einer malayischen Fürstin, die an dessen Hofe lebt und ebenfalls Anspruch auf sein Herz zu haben meint; dieselbe zettelt einen Aufstand an, der zwar niedergeschlagen wird, bei dem aber auch die schöne Kreolin umkommt. Der Hauptheld mit seinem sentimentalen Hausleoparden ist eine sehr unwahrscheinliche Figur, die zudringliche Kreolin sehr unweiblich. Dagegen sind die Nebenpersonen gut gezeichnet, die Abenteuer, die sie erleben, fesselnd erzählt. Die Hauptstärke des Verfassers aber besteht in der prächtigen Schilderung der Natur und der Menschen des Landes, wo die Geschichte spielt. Landschaften, Stürme, Gefechte, Sitten und Costüm sind mit Farben gemalt, die an Sealsfield erinnern, die Stimmung oft meisterhaft getroffen. Schade, daß die Hauptfiguren nicht viel mehr als Schemen sind. Das Ganze geht so wie ein prächtiger Opiumtraum an uns vorüber.

Von der **Miniaturausgabe** von **Gustav Freytags „Journalisten“**

ist (Leipzig, Verlag von Salomon Hirzel) eine zweite Auflage erschienen. Den Titel schmückt eine hübsche kleine Vignette von Ludwig Richter, den großen Moment darstellend, wo Conrad Bolz und Piepenbrink in der Restauration der Ressource Brüderschaft trinken.

Im Verlag von Fr. Wilhelm Grunow (Leipzig, 1862) ist ein sehr schön ausgestatteter Abdruck der vor Kurzem zuerst in den „Grenzboten" veröffentlichten „Achtundvierzig Briefe von Johann Gottlieb Fichte und seinen Verwandten, herausgegeben von M. Weinhold" herausgekommen. Eine interessante artistische Beilage des kleinen Buchs ist das Brustbild und die Handschrift von Fichtes Gattin.

In Schwerin, bei Oertzen und Co. erscheint von jetzt ab unter dem Titel „Mecklenburg" eine Monatsschrift für die allgemeine Landeskunde, die Geschichte, das Volks- und Naturleben beider mecklenburgischen Staaten, deren erstes Heft uns vorliegt. Politik ist ausgeschlossen. Von den Artikeln des Hefts sind der über die Entwicklung der mecklenburgischen Städte, namentlich der Seestädte, im Mittelalter und der über die Dörfer und Bauernschaften in Mecklenburg vor und nach dem dreißigjährigen Kriege von besonderem Interesse.

Geschichte der Philosophie für gebildete Leser zugleich als Einleitung in das Studium der Philosophie. Von Dr. W. Bauer. Halle, G. Schwetschke'scher Verlag. 1863.

Der Verfasser sieht in dem lebhaften Streit, der jetzt zwischen den exacten und speculativen Wissenschaften stattfindet, einen Beweis, „daß in naturwissenschaftlichen Kreisen wieder Theilnahme für die Philosophie zu erwachen beginnt," und meint, „sicherlich wird diese Theilnahme eine noch weit größere werden, wenn der Zutritt zu den gefürchteten dunkeln Tiefen der philosophischen Betrachtung möglichst erleichtert wird." Sein Buch soll dazu beitragen und gleichzeitig die in das philosophische Studium einführen, welchen Neigung oder Beruf eine eingehendere Beschäftigung mit der Philosophie gebietet. Beide Ziele sind mit Geschick verfolgt. Das Werk ist ein guter Abriß der Geschichte der Philosophie, die Darstellung übersichtlich und faßlich auch für das größere gebildete Publicum, die Behandlung der einzelnen Probleme und Systeme setzt weder Kenntniß der Philosophie noch classische Bildung voraus. Einzelne Schulen freilich sind kürzer als Mancher wünschen mag, die Scholastiker z. B. auf nur drei Seiten abgethan. Besondere Rücksicht wird überall auf die Stellung genommen, in welcher die verschiedenen Systeme zu den Naturwissenschaften stehen. Recht nützlich sind die zusammenfassenden Rückblicke, welche auf die einzelnen Epochen: 1) vorsokratische Philosophie, 2) Sokrates, Plato und Aristoteles, 3) Philosophie nach Aristoteles, 4) Philosophie vor Kant, 5) Kant und seine Nachfolger folgen.

Das Leben und die Lehre des Mohammed. Bearbeitet von A. Sprenger. 2. Band. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung. 1862.

Wir haben bei Anzeige des ersten Bandes hervorgehoben, daß der Verfasser

nach bisher größtentheils unbenutzten Quellen arbeitet, daß er den Orient durch langjährige eigne Anschauung kennt, und daß er in seiner Kritik die Grundsätze anwendet, welche die Tübinger Schule in Betreff der Urzeit des Christenthums aufgestellt hat. Auch daß sein Werk nur in den sehr ausführlichen Belegen und Excursen blos für Gelehrte, in den zu besondern Capiteln zusammengestellten Resultaten seiner Forschung aber auch für das größere Publicum bestimmt ist, wurde bereits bemerkt. Wir behalten uns vor, nach Vollendung des Ganzen in einem Leben Mohammeds einen Auszug aus diesen Capiteln zu geben. Für jetzt mag genügen, daß dieser zweite Band die Entwickelungsgeschichte des Propheten vom Jahre 616 bis zur Flucht nach Medina verfolgt.

Menschen und Bücher. Biographische Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Robert Prutz. Leipzig, Franz Wagner, 1862.

War ursprünglich auf eine Abhandlung über die Literaturgeschichte in Deutschland und das achtzehnte Jahrhundert und auf sieben Biographien: Johann Christian Günther, Albrecht von Haller, Thomas Abbt, Joh. Timotheus Hermes, (Verfasser von Sophiens Reise von Memel nach Sachsen) C. F. D. Schubart, Carl Friedrich Bahrdt (der bekannte Professor der Theologie und Schenkwirth) und Friedrich Carl Laukhard angelegt, aber „da die Vollendung der Abtheilungen J. Ch. Günther, A. v. Haller, Th. Abbt sich leider noch immer verzögert" — so sagt die Verlagsbuchhandlung in einer Vorbemerkung — „veröffentlichen wir die vorliegenden Abtheilungen". Also ein Torso, denn die einzelnen Biographien beziehen sich auf einander, und die hier mitgetheilten setzen die Kenntniß der nicht mitgetheilten voraus. Indeß enthalten erstere viel interessantes Material und mancherlei gute Bemerkungen über die Sittengeschichte und die literarischen Bestrebungen im vorigen Jahrhundert, und auch die vorausgehende Abhandlung ist lesenswerth, wenn auch gerade kein Muster folgerechter und zusammenhängender Darstellung, sondern mehr eine Mosaik aus allerlei Gedanken und Lesefrüchten, und nur zu einem kleinen Theil, was sie sein will, ein Blick auf die deutsche Literaturgeschichte und das achtzehnte Jahrhundert. 62 Seiten lang wird von allem Möglichen (in nachstehender Reihenfolge: Verhältniß der Literaturgeschichte zur Literatur der Zeitgenossen, Verhältniß derselben zur Politik, zu den Naturwissenschaften, Begriff und Wesen der Literaturgeschichte im Allgemeinen, der chronistisch-bibliographische, der pragmatisch-ästhetische, der philosophisch-geschichtliche Standpunkt, die Immanenz Gottes in der Weltgeschichte, Staat und Freiheit, Schönheit und Kunst, die schöne Literatur, die Grenzen der Literaturgeschichte, die geschichtliche Entwickelung derselben als Wissenschaft, die Literatur und Bildung der Alten im Verhältniß zum Leben, das antike Bewußtsein im Gegensatz zum Barbarenthum, die antike Literaturgeschichte, die alexandrinische Schule, antiquarisch-patriotische Sammelwerke, das Mittelalter) gehandelt, dann erst und nur auf 49 Seiten über die deutsche Literatur und auch hier in sehr ungleicher Weise von den verschiedenen Epochen. Vermuthlich ist auch dieser Aufsatz ein noch nicht ausgetragenes Kind.

Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient. Von Claire v. Glümer. Leipzig, 1862. Verlag von A. Barth.

Auf genauer Bekanntschaft mit der hingeschiedenen großen Künstlerin beruhend,

reich an interessanten Mittheilungen, sehr hübsch geschrieben. Eine dankenswerth
Beigabe ist ein Porträt Wilhelminens in Stahlstich und ein Facsimile der Wor
welche sie der Verfasserin des Buchs nach der ersten Begegnung mit ihr ins Stamm
buch schrieb. Diese Begegnung hatte in der Paulskirche während der Sitzung de
Nationalversammlung stattgefunden, in welcher die Kaiserwahl sich vollzog. D
Worte im Stammbuch lauteten bezeichnend: „Alles für's Volk! Nichts für de
Kaiser." Indem wir uns für eins der nächsten Hefte einen Auszug aus dies
Biographie vorbehalten, möge dieselbe für jetzt nur bestens empfohlen sein.

Der sächsische Pitaval. Sammlung merkwürdiger Criminalfälle. Von eine
Criminalbeamten. Dritter Band. Leipzig, Verlag von C. L. Fritzsche. 1862.

Ein Hexenprozeß aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, welcher einer der letz
in Sachsen gewesen sein wird, da er trotz starker Verdachtsgründe schließlich m
einer Freisprechung endigte; die Geschichte eines Hexenmeisters, der vor etwa zwa
zig Jahren bewies, wie leichtgläubig damals noch unser Landvolk war; ein Pr
ceß wegen Kindesmord, welcher zeigt, wie die sächsische Themis in der Zeit de
siebenjährigen Krieges die Regel der Gesetzgebung, mit denen von Adel „mitiu
d. i. schonender als mit dem Bürger- und Bauernvolk zu verfahren, getreulich b
folgte; ferner zwei psychologisch sehr interessante Processe wegen Mord, ein ande
wo „richterliche Ueberzeugung" einem Unschuldigen die Ehre nahm und ihn zu
Selbstmord trieb (was von Geschwornen schwerlich geschehen wäre), die Geschich
einer jugendlichen Giftmischerin, endlich ein Kindesmord, lediglich um dem Spe
zu entgehen. Die Behandlung ist etwas novellistisch, und die sehr obscöne Unte
haltung der Bauern in der letzten Erzählung wäre im Interesse der öffentliche
Sittlichkeit besser weggeblieben.

Von Jacob Grimms schöner Abhandlung „Ueber den Ursprung der Sprach
ist (bei Ferdinand Dümmler in Berlin. 1862) ein fünfter unveränderter Abdruck e
schienen.

Der Schwan in Sage und Leben. Eine Abhandlung von Paulus Cas
Berlin, Verlag von E. Beck. 1863.

Eine große Menge ethnographisches und mythologisches Material, der Stil de
bekannte süßlich frömmelnde dieses Gelehrten. Die Schrift ist der erste Theil ein
Cyklus von Abhandlungen, in dem Herr Cassel die Thierwelt in heiliger Schr
Legende und Sage zu betrachten gedenkt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Mecklenburger Briefe.

2. Die alte Landesverfassung.

Wie der mecklenburgische Adel, nach der früher gegebenen Darlegung, nicht die innerliche Befähigung besitzt, um noch jetzt als einer der Hauptträger der mecklenburgischen Landesverfassung zu fungiren, so stellt sich in dem ganzen, zugleich mit der Beseitigung des Staatsgrundgesetzes wieder mobil gemachten Gefüge und Getriebe dieser alten Feudalverfassung eine Form dar, welche schon längst aufgehört hat, den bescheidensten Ansprüchen zu genügen. Die alte Landesverfassung würde daher, auch wenn ihre Wiederherstellung in vollkommen rechtsgültiger Weise erfolgt wäre, was bekanntlich nicht der Fall ist, doch jedenfalls die innere Bedingung fernerer Existenz nicht mehr besitzen. Eine Skizze dieser Verfassung, wobei wir uns an die „Staatskunde der beiden Großherzogthümer Mecklenburg“ von Julius Wiggers (Wismar, 1861) anschließen, wird deren Unzulänglichkeit für die Bedürfnisse eines entwickelten Staatslebens in das hellste Licht setzen.

Die factisch wieder in Wirksamkeit gesetzte Landesvertretung besteht aus dem „Corps“ der Ritter- und Landschaft, welche den beiden Landesherren (von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz) als die Einheit der gesammten mecklenburgischen Landstände gegenübersteht. Das Corps der Ritter- und Landschaft zerfällt wieder in das Corps der Ritterschaft und das Corps der Landschaft. Beide Stände gliedern sich weiter nach zwei Herzogthümern (Herzogthum Schwerin und Herzogthum Güstrow) und, gemäß einer anderen Eintheilungsweise, nach drei Kreisen (dem mecklenburgischen, wendischen und stargardischen). Die beiden letzteren vereint bilden das Herzogthum Güstrow, der mecklenburgische Kreis fällt mit dem Herzogthum Schwerin zusammen. Innerhalb jedes dieser Herzogthümer und Kreise findet sodann wieder eine Gliederung nach Ständen statt. Der mecklenburgische und der wendische Kreis fallen in den Landesantheil des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, der stargardische Kreis in den des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. Außerhalb der ständischen Verfassung steht das einen abgesonderten Bestandtheil der strelitzi-

schen Lande bildende Fürstenthum Ratzeburg und in den schwerinschen Lande die Seestadt Wismar.

Der erste der beiden Stände ist die Ritterschaft. Das ritterschaftliche Landstandschaftsrecht haftet an gewissen Gütern (Hauptgütern). Wer mit einem solchen Gute angesessen ist und den Lehens- oder Homagialeid abgeleistet hat, ist Mitglied der Ritterschaft. Von dem adeligen oder bürgerlichen Stande des Besitzers ist die Mitgliedschaft so wenig bedingt wie von der Eigenschaft des Gutes als Lehen oder Allodium. Die Güter des rostocker Districts werden durch die Stadt Rostock, die Güter einzelner Städte eben durch diese Städte, die der geistlichen Stiftungen durch beide Stände vertreten. Die sechs ritterschaftlichen Güter in Mecklenburg-Schwerin, welche im Besitz von Bauerschaften sind, können sich durch Deputirte vertreten lassen. Die Zahl der Gutsherren, welche, vermöge des Besitzes eines oder mehrer Güter, Mitglieder der Ritterschaft sind, beträgt gegenwärtig im mecklenburgischen und wendischen Kreise 626, darunter 323 bürgerliche, im stargardischen Kreise 62, darunter 24 bürgerliche, im Ganzen also 688, darunter 347 bürgerliche.

Den zweiten Stand bildet die Landschaft. Zu ihr gehört nur im weiteren Sinne die Stadt Rostock, da dieselbe in der Verfassung eine Stelle einnimmt, welche sie in vielfacher Hinsicht von der Landschaft trennt und sie annähernd als einen Staat im Staate erscheinen läßt. Das eigentliche Corps der Landschaft bilden die im Gegensatz zu den beiden Seestädten (Rostock und Wismar) sogenannten Landstädte, deren es 19 im mecklenburgischen, 19 im wendischen und 7 im stargardtschen Kreise gibt. Das Directorium der Landschaft führen die Städte Parchim, Güstrow und Neubrandenburg, welche als „Vorderstädte" an der Spitze der einzelnen Kreise stehen. Ohne Vertretungsrecht ist die auf ursprünglichem Domanialgebiet belegene und erst im Jahre 1733 mit Stadtrecht bewidmete Residenzstadt Neustrelitz.

Alljährlich im November versammelt sich, auf Berufung der Landesherren die Ritter- und Landschaft zu einem Landtage, welcher abwechselnd in den mecklenburg-schwerinschen Städten Sternberg und Malchin gehalten wird und vier bis fünf Wochen zu dauern pflegt. Die nicht Erscheinenden, welche ihr Ausbleiben überdies entschuldigen müssen, sind an die Beschlüsse der Anwesenden gebunden. Die Mitglieder der Ritterschaft beziehen den Landtag auf eigene Kosten, wogegen die Mitglieder der Landschaft, da sie nicht aus eigenem Recht, sondern als Repräsentanten der städtischen Communen erscheinen, Diäten und Reisekosten erhalten. Bis zum Jahre 1848 trug jede Stadt diese Kosten für ihren Deputirten, und es ward dies in einzelnen Fällen Anlaß, daß zur Kostenersparung, eine Stadt ihrem Deputirten eine etwa auf die Hälfte der sonst entstehenden Kosten angesetzte Abfindung bewilligte gegen das Versprechen, den Landtag nicht zu besuchen. Seit der Wiederherstellung der alten Verfassung

im Jahre 1850 ist es eingeführt worden, daß die Gelder aus einer gemeinsamen, unter Verwaltung der Landschaft stehenden Kasse entnommen werden, weil man damals die sehr begründete Besorgniß hegte, daß die Bürgerausschüsse mancher Städte ihrer Rechtsüberzeugung von der Ungültigkeit der factisch zurückgeführten Verfassung durch Verweigerung der Landtagskosten für ihren Repräsentanten Ausdruck geben würden.

Die Leitung der Landtagsgeschäfte führt ein aus acht Landräthen, drei Landmarschällen und einem Bürgermeister der Stadt Rostock bestehendes Landtagsdirectorium. Die Landräthe, deren Bestellung in der Weise geschieht, daß drei in dem betreffenden Herzogthum „angesessene Personen vom eingeborenen oder recipirten Adel“ von den Ständen dem Landesherrn vorgeschlagen werden und dieser einen davon erwählt, sind sowohl dem Landesherrn als den Ständen verpflichtet. Sie führen ihr Amt lebenslänglich. Das Amt der Landmarschälle, welche die Sprecher der Ritter- und Landschaft sind, ist in drei adeligen Familien (von Lützow, von Maltzan, von Hahn) erblich. Die Landräthe und Landmarschälle erhalten während der Landtage Tagegelder aus landesherrlicher Kasse.

Dem Directorium gegenüber steht das Plenum der Ritter- und Landschaft. Das Plenum hat das Recht, in einem besonderen Local, wo es von dem Directorium getrennt ist, zu „deliberiren“ und zu stimmen, und versäumt daher nicht, zu Anfang jedes Landtags durch einen Beschluß festzusetzen, daß es nur citra consequentiam im Directorialzimmer, anstatt im Deliberationszimmer verhandeln wolle. Auch erwählt das Plenum aus seiner Mitte für die Landtagsverhandlungen einen Protokolldirigenten. Dieser läßt die Beschlüsse niederschreiben, welche jedoch so lange als bloße Entwürfe gelten, bis denselben zwei Namen von der Ritterschaft und zwei von der Landschaft vorgesetzt sind, die zu diesem Zweck vom dirigirenden Landrath aufgerufen werden. Wie weit das Directorium berechtigt ist, einem Beschlusse des Plenum die Sanction zu ertheilen oder zu versagen und welche rechtliche Bedeutung eine solche Versagung hat, darüber ist wiederholt Streit gewesen, der bis dahin nicht zum Austrag gekommen ist. Die wichtigeren Gegenstände werden durch Ausschüsse, „Committen“ genannt und geschrieben, für die Verhandlung im Plenum vorbereitet. Die Tagesordnung wird vom dirigirenden Landrath bestimmt, ohne daß die Versammlung vorgängige Kunde davon empfängt, und es ist das Gewöhnliche, daß sogar die Berichte der Ausschüsse unvermuthet verlesen werden und sofort zur Verhandlung gelangen, auch wenn der Gegenstand noch so schwierig und verwickelt ist. Jeder Landstand ist zur Stellung von Anträgen auch noch auf dem Landtage selbst berechtigt, und nur für diejenigen Anträge, welche eine Verfassungsänderung oder eine Geldbewilligung bezielen, gilt eine vorgängige Intimation durch den „ständischen engeren Ausschuß“ bei dem vier Wochen vor Beginn des Landtags zusammentretenden „Ante-Comitial-Convent“ für erforder-

lich. In jüngster Zeit hat der engere Ausschuß und ebenso das Landtagsdirectorium sich eine Ausschließung derjenigen Anträge, welche ihm dazu nicht geeignet erscheinen, von der Intimation und Verhandlung erlaubt. Die Berechtigung zu solcher Ausschließung wie zur Verschweigung und stillschweigenden Beiseitelegung oder Zurücksendung mißliebiger Eingänge, wovon gleichfalls Beispiele aus neuester Zeit vorliegen, hat das Landtagsdirectorium bisher nicht nachgewiesen.

Jedem der beiden Stände steht es frei, für sich zu deliberiren und zu beschließen (itio in partes), in welchem Falle jeder Stand sein Votum über die zur Verhandlung stehende Frage selbständig abgibt. Divergiren beide Vota, so kommt ein Landtagsbeschluß über die fragliche Angelegenheit nicht zu Stande.

Die Verhandlungen zwischen Landesherrschaft und Ständen werden durch landesherrliche Commissarien geführt. Diese eröffnen zwar den Landtag in Person, bleiben auch beständig am Orte anwesend, sind aber nicht berechtigt, bei den Verhandlungen des Landtags auch nur als Zeugen zugegen zu sein, verhandeln daher mit dem Landtage nur schriftlich, sofern dieser es nicht in einzelnen Fällen angemessen findet, durch Deputirte mit den Commissarien in Verbindung zu treten.

Die Gegenstände der Landtagsverhandlungen bilden außer den landesherrlichen Hauptpropositionen (capita) die Anträge, welche noch anderweitig von den Landesherren an die Versammlung gebracht werden, die Anträge des Landtagsdirectoriums, des engeren Ausschusses, sowie einzelner Ständemitglieder, und die Petitionen von Privatpersonen, ferner Wahlen zu ständischen Aemtern, Rechnungsrevisionen u. s. w.

Außerhalb Landtags wird die Ritter- und Landschaft durch den schon erwähnten „engeren Ausschuß“ vertreten, ein „die gesammte Ritter- und Landschaft vorstellendes Collegium“, welches zu Rostock seinen Sitz hat, und aus zwei Landräthen, drei ritterschaftlichen Deputirten, einem Deputirten der Stadt Rostock und drei Deputirten der Vorderstädte besteht.

Vermöge der Verträge haben die Stände ein Recht der Steuerbewilligung, sowohl was die Höhe als was den Modus der Steuer betrifft. Selbst für die ein für allemal vertragsmäßig festgestellten Steuern ist die jährliche Wiederholung der landesherrlichen Forderung und der ständischen Bewilligung als Form beibehalten.

Was die Theilnahme der Stände an der Gesetzgebung anbetrifft, so wird ein Unterschied gemacht zwischen solchen Verordnungen und Gesetzen, welche die wohlerworbenen Rechte und Befugnisse der Ritter- und Landschaft oder des einen dieser beiden Stände berühren, und solchen, welche „gleichgültig, jedoch zur Wohlfahrt und zum Vortheil des ganzen Landes absichtlich und diensam

ind". Die ersteren sind von der ausdrücklichen Zustimmung der Stände abhängig, und der Landesherr darf in dieser Hinsicht ohne Einwilligung der Stände keine Neuerungen einführen. Bei den „gleichgültigen" d. h. die ständischen Gerechtsame nicht berührenden Sachen, seien es nun Justiz-, Polizei-, Kirchen- oder sonstige Sachen, sollen, wenn eine allgemeine Landesverordnung zu erlassen ist, die Stände auf öffentlichen allgemeinen Landtagen oder, wenn Gefahr im Verzuge ist, die Landräthe und der engere Ausschuß darüber „mit ihren rathsamen Bedenken und Erachten" vernommen werden, und der Landesherr ist verpflichtet, auf die eingegangenen Erinnerungen „alle billigmäßige landesväterliche Aufmerksamkeit" zu wenden und „im Werke spüren zu lassen", auch vor Erstattung des Bedenkens binnen einer zu gewährenden genügenden Frist mit der Publication der Verordnung nicht vorzuschreiten.

In Bezug auf die Verwaltung haben die Stände nicht blos einen hohen Grad von Unabhängigkeit in ihren eigenen Angelegenheiten — so hinsichtlich der rein ständischen Kassen, der Landesklöster u. s. w. —, sondern sie greifen auch mannigfach durch Uebung von Controle und durch Theilnahme an der Constituirung von Behörden in einzelne Zweige der Administration ein. Die Stände besetzen, vermöge des ihnen zuständigen Präsentationsrechts, gewisse Stellen an den Landesgerichten, nämlich drei an dem Oberappellationsgericht zu Rostock, drei an den drei mecklenburg-schwerinschen Justizkanzleien, zwei am Criminalcollegium. Die Stände sind auch in den Commissionen zur Visitation des Oberappellationsgerichts und des Criminalcollegiums vertreten. Rücksichtlich der sonstigen Verwaltungszweige haben sie durch Bestellung von Deputirten eine Mitwirkung: bei der Verwaltung der großherzoglichen Reluitions- (Schuldentilgungs-) Kasse, in den Rekrutirungsbehörden, bei der Direction des Landarbeitshauses, bei den Kirchenvisitations-, Wegebesichtigungs-, Entwässerungs- und Expropriations-Commissionen, Marschcommissariaten (bei Durchmärschen fremder Truppen) u. s. w.

Die im Vorstehenden ihren Grundzügen nach skizzirte Verfassung mochte den einfachen Verhältnissen, wie sie zur Zeit ihrer Codificirung (1755) bestanden, noch einigermaßen genügen: ein entwickeltes und nach Zweck und Ziel höher gerichtetes Staatsleben, wie die neuere Zeit es hervorgebildet hat, kann in diesen mittelalterlichen Formen nur Fesseln erblicken, deren Zersprengung die Vorbedingung jeder weiteren gesunden und gedeihlichen Entfaltung der geistigen und materiellen Hülfsquellen des Volkes bildet.

Bei dem jetzigen Stand der Dinge fehlt es an jeder einheitlichen Zusammenfassung der Theile des Staates. Der Landesherr ist nur den ständischen Rechten gegenüber durch die Verfassung gebunden. Dagegen übt er im Domanium, also über zwei Fünftheile der Bevölkerung des Landes, ein unbeschränktes Gesetzgebungs- und Besteuerungsrecht. Neben dem ständischen Wesen steht

daher in Mecklenburg das absolutistisch-bureaukratische Regiment in prangend-ster Blüthe und erstreckt seinen Einfluß überallhin, wo nicht ständische Privile-gien unmittelbar im Wege stehen. Der Mangel an Einheit tritt für Alle, welche gewohnt sind, den Begriff des Staates in Verbindung mit einem Staats-haushalt und einem nach modernen Normen geregelten Budgetsystem zu denken, besonders auffallend im Gebiet der Finanzen hervor. Die Steuern sind zwar vertragsmäßig festgestellt, und nur durch eine neue Vereinbarung kann daran etwas geändert werden. Aber sie werden ohne irgend eine Kunde in Betreff des Bedürfnisses und der speciellen Verwendung bewilligt und entrichtet. Ihre Erträge und ebenso die sonstigen Einnahmen des Landesherrn aus Verpachtungen, Regalien u. s. w. fließen in die großherzogliche Kasse und Niemand erfährt, wie hoch sich diese Einnahmen belaufen, noch für welche specielle Bedürfnisse sie zur Verwendung kommen. Der Landesherr ist als solcher verpflichtet, die Kosten der Civil- und Militäradministration des Landes mit seinen Mitteln zu bestreiten und was die Steuererträge dazu mitwirken, das wird nur als eine aversionale Unterstützung des Landesherrn zur Erfüllung seiner Regierungs-pflichten aufgefaßt. Daß die Pachteinnahmen aus dem Domanium während der letzten Jahrzehnte sich verdoppelt und verdreifacht haben, daß die Einnahme aus der Post im Steigen begriffen ist, daß die Erträge aus den indirecten Steuern weit über das frühere Maß hinausgegangen sind, ist eine Sache, um welche die Stände sich nicht zu kümmern haben und welche für die Steuerzahlung gar nicht in Betracht kommt.

Aber auch in den Grenzen, welche dem Einflusse der Landesvertretung durch die Verfassung gesetzt sind, kann von einer Vertretung allgemeiner Staats-interessen nicht die Rede sein. Die Stände vertreten vielmehr keine anderen Interessen als ihre eigenen, die Ritter das ritterschaftliche, die Städte das städtische Interesse, und zwar in dem Sinne, daß jeder Ritter und jede Stadt zunächst für ihr ganz individuelles Interesse einstehen. Die Landesvertretung ist durch ihre Natur auf Sonderinteressen angewiesen, und da diese Sonder-interessen auch in der itio in partes und in den aus dem Unionsverhältniß zwischen den schwerinschen und strelitzschen Ständen sich ergebenden Hemmun-gen die Mittel besitzen, sich gegen abweichende Interessen zu behaupten, so er-klärt es sich, wie man z. B. über die Reform der Handelssteuer und die Ab-lösung der Zölle, ungeachtet allseitigen Einverständnisses über das dringende Bedürfniß dieser Maßnahmen, vier Jahrzehnte lang hat verhandeln können, ohne zu einer Einigung zu gelangen.

Dazu kommt, daß hinsichtlich der Persönlichkeiten der Vertreter es an jeder Garantie fehlt, daß sie ihrer Aufgabe gewachsen und des öffentlichen Vertrauens werth sind. Bei dem Ritter ist das Landstandschaftsrecht lediglich von dem Besitz abhängig und das ererbte oder erkaufte Gut liefert ihn so weise oder

unweise, tugendhaft oder lasterhaft, wie er nun einmal ist, auf den Landtag, wo er mit vielen hundert ab- und zureisenden Genossen die zufälligen Majoritäten bildet von denen der Ausfall der Beschlüsse abhängt. Als Deputirte der Städte erscheinen nach neuerer Praxis ausschließlich die Bürgermeister. Zwischen ihnen und der Commune findet in Bezug auf die Landtagsverhandlungen nur eine ganz äußerliche Beziehung statt. Ein vor einigen Jahren ergangenes Ministerialdecret, durch welches die Bürgerausschüsse mit Strafe bedroht werden, wenn sie ohne Aufforderung von Seiten des Magistrats Landesangelegenheiten zur Berathung ziehen, hat die ursprüngliche Idee, daß die städtischen Deputirten ihre Commun vertreten, vollends in den Hintergrund gedrängt und das Sonderinteresse des Bürgermeisters oder des Magistrats an die Stelle des Interesses der Commun gesetzt. In der Mehrzahl der Städte werden die Bürgermeister vom Großherzoge ernannt, und in einem Theile derjenigen Städte, in welchen sie von Rath und Bürgerausschuß gewählt werden, unterliegt die Wahl der landesherrlichen Bestätigung, was freilich Alles schon Abweichungen von der ursprünglichen Selbständigkeit der Communen sind, die erst die absolutistische Praxis des achtzehnten Jahrhunderts einführte. Wenn durch das landesherrliche Ernennungs- und Bestätigungsrecht in Ansehung der Bürgermeister die Unabhängigkeit der Vertretung communaler Interessen dem Landesherrn gegenüber beeinträchtigt wird, so ist die Stellung der Bürgermeister auch nach einer andern Seite hin, nämlich sofern sie als Justitiare bei ritterschaftlichen Patrimonialgerichten und als Rechtsanwalte zu den Mitgliedern der Ritterschaft in Beziehung stehen, durch manche Rücksichtnahmen bedingt. Die hiernach erklärlichen häufigen Conflicte zwischen dem eigenen Interesse und dem der Commune sind nicht immer in pflichtmäßiger Weise gelöst worden. Bei der Bewilligung des indirecten Steuermodus im Jahre 1748 ließen sich die vorderstädtischen Bürgermeister ihre Mitwirkung dazu durch eine Gratification von 1200 Thlr. aus der Accise bezahlen. Diese Einnahme wurde ihnen für das Jahr 1749 unter der Bedingung prolongirt, daß sie sich für die definitive Einführung jenes Modus interessiren würden, und im Jahre 1750 wurden, um die Vorderstädte und ihre Bürgermeister bei guter Laune zu erhalten, den letzteren neue Vortheile aus der Accise zugewandt. Auch in den Auseinandersetzungen der Landschaft mit der Ritterschaft spielten Einflüsse ähnlicher Art immer eine große Rolle, z. B. bei den Vergleichen über die Theilnahme der Städte an den Landesklöstern. Bei der nach allen Seiten hin abhängigen Stellung der Bürgermeister darf man ein festes und bewußtes politisches Handeln bei ihnen nicht suchen. Es kann nichts Kläglicheres gedacht werden als jene absolute Willenlosigkeit, mit welcher die Landschaft nach Einführung des Staatsgrundgesetzes im Jahre 1849 von der politischen Bühne verschwand, sodann den Einleitungen zu dessen Beseitigung zuschaute und endlich, nachdem die

Feinde desselben den Sieg errungen hatten, wieder in der Landesversammlu[illegible] Platz nahm.

Zu den allerschlimmsten Seiten der altständischen Verfassung gehört die [illegible] und Weise, wie man auf Landtagen zu verhandeln gewohnt ist. Zwar kom[illegible] ganz so wilde Scenen, wie sie noch auf den Landtagen des vorigen Jah[illegible] derts spielten, nicht mehr vor. Damals ereignete es sich z. B. auf einem [illegible] tage zu Güstrow im October 1736, daß die Ritter von Plessen und [illegible] Vieregge, nachdem es draußen zwischen ihnen zu Thätlichkeiten gekommen [illegible] mit Pistolen in die Landtagsversammlung drangen und hier ihren Kampf [illegible] setzen wollten. Als sie deshalb zur Haft gebracht waren, erklärte die Ri[illegible] schaft, „daß durch die Arrestirung des Landtags Freiheit gebrochen sei". A[illegible] annähernd ähnliche Scenen, Provocationen zum Duell wegen eines abgegeben[illegible] Votums, öffentlich referirte Schimpfworte, welche der Provocation Nach[illegible] geben sollten, haben sich doch auch noch vor wenigen Jahren auf einem La[illegible] tage ereignet, und wildes, wüstes Durcheinanderschreien Vieler, mehr verstä[illegible] als beschwichtigt durch die Landmarschälle, welche mit den Stäben aufsto[illegible] Ruhe gebieten und durch den dirigirenden Landrath, welcher das kolossale [illegible] tenfaß mit beiden Händen erfaßt und zu gleichem Zweck in Bewegung [illegible] bilden noch auf jedem Landtage das regelmäßige Concert bei allen wichtige[illegible] Verhandlungen. Denn eine Geschäftsordnung ist gar nicht vorhanden. [illegible] Klagen über die mitunter bis zur Wildheit sich steigernde Unordnung bei den Lan[illegible] tagsdebatten sind zwar sehr alt, aber die Lust am Herkommen war so gr[illegible] daß sie stets wirkungslos verhallten. Im Jahre 1774, um frühere Anregun[illegible] derselben Art zu übergehen, gab die Landschaft zu erwägen, ob es nicht gerath[illegible] sei, auf Einführung einer Landtagsordnung Bedacht zu nehmen, „um auf Lan[illegible] tagen mit mehr Ruhe und ohne Betäubung ernsthaft deliberiren zu können[illegible] Beim Dictiren des Protokolls sei es meistens so laut, daß man den Gegenst[illegible] der Verhandlung gar nicht erfahre, das Protokoll werde selten verlesen u. s. [illegible] Im Jahre 1822 ward der engere Ausschuß zu einer Begutachtung derselb[illegible] Frage veranlaßt. Er begnügte sich jedoch, einige kleine Verbesserungen bei [illegible] Abstimmung zu empfehlen. Zwar räumte er ein, daß die Art der landstä[illegible] dischen Berathung auch noch sonst manche Mängel habe, und daß dabei oft me[illegible] Ruhe wünschenswerth sei, erklärt aber zugleich, „daß ihm das Alter, das He[illegible] kömmliche so heilig erscheine, daß er sich nicht entschließen könne, [illegible] Abstellung einzelner, anscheinender Mängel, noch weniger die Umwandlung [illegible] ganzen Berathungsart durch Einführung einer eignen Landtagsordnung [illegible] räthlich zu halten". Das Erachten führt weiter aus, wie die Berathung[illegible] anderer Kammern, wo die Redner in gehöriger Folge und Ordnung ihre Me[illegible] nung vortrügen und wo eine geregelte Discussion stattfinde, zwar anscheinend[illegible] Vorzüge vor der Berathungsart auf dem mecklenburgischen Landtage habe, [illegible]

„gewöhnlich mehre Redner zu gleicher Zeit und nicht immer sofort alle gehört" ihre Ansichten aussprächen. Das sei aber nur Schein, der wahre Vortheil verbleibe bei der mecklenburgischen Berathungsart. Hier kämen meistens kunstlose Vorträge zu Raum; es sei also nicht zu befürchten, daß Jemand durch Rednerkünste werde bestochen werden. Auch sei zu befürchten, daß, wenn förmliche und kunstgerechte Reden verlangt würden, manche einsichtsvolle Landstände, die dies nicht zu leisten vermöchten, jetzt aber oft durch wenige kunstlose Worte sehr nützlich auf die Beschlüsse der Versammlung einwirkten, aus Bescheidenheit oder Mangel an Fähigkeit schweigen und so ihre Wirksamkeit dem gemeinen Wohl entziehen möchten. Noch bis auf diese Stunde besteht die „heilige" Gewohnheit, daß so viele Redner, als nur immer wollen und sich — wenn auch nur bei ihrem Nebenmann — Gehör zu verschaffen wissen, gleichzeitig ihre heilsamen Rathschläge für das Landeswohl in Worte fassen.

Daß bei solcher Verfassung und Vertretung des Landes fast alle Einrichtungen desselben um mindestens ein Jahrhundert hinter dem Entwickelungsstande der meisten übrigen deutschen Staaten haben zurückbleiben müssen, ist selbstverständlich. Eine Gemeindeverfassung besteht nur in den Städten und hat auch hier eine sehr unzulängliche Gestalt. Auf dem Lande fehlt es ganz an einer solchen. Hier concentriren sich alle communalen Rechte in den Personen der wenigen Grundbesitzer (des Landesherrn, der Ritterschaft und einiger Stiftungen und Communen), und nur an den Pflichten hat die sonstige Bevölkerung Theil. Der Landbau und die gewerbliche Thätigkeit stehen unter den Hemmungen der agrarischen Institutionen, der Fideicommiß- und der Lehensgesetze, des Zunftwesens und der damit verbundenen Bann- und Zwangsrechte, der Einrichtungen in Bezug auf das Niederlassungsrecht und der den Ausländer vor dem Inländer begünstigenden Steuer- und Zollverhältnisse. Die Rechtspflege mit den Patrimonialgerichten, mit dem eximirten Gerichtsstande, mit dem Zerrbild eines öffentlichen und mündlichen Verfahrens im Criminalproceß, das Polizeiwesen, das Armenwesen, das Schulwesen, das ohne wirkliche eigene Organe gänzlich von der jedes Mal herrschenden Partei abhängige Kirchenwesen — Alles, wohin man blickt, ringt mit einander um den Preis der Verkommenheit und Reformbedürftigkeit. Nur diejenige politische und kirchliche Partei verkennt dies oder läugnet es wenigstens, deren Verdrängung von der Herrschaft freilich als die erste Wirkung der Rückkehr Mecklenburgs zu seinem noch fortwährend zu Recht bestehenden Staatsgrundgesetz sich herausstellen würde. ⊙

Die auswärtige Politik Frankreichs während der Julimonarchie.

Guizot Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Tome V.

Der Vertrag vom 15. Juli 1841 zwischen Oestreich, England, Preußen, Rußland und der Pforte regulirt das unter Mitwirkung der Mächte gegen den Pascha von Aegypten in Anwendung zu bringende Executionsverfahren für den Fall, daß derselbe die in einem Separatacte gestellten Propositionen nicht innerhalb einer bestimmten Frist annehmen würde. Der Sultan bewilligte ihm nämlich den erblichen Besitz Aegyptens unter türkischer Lehnshoheit, sowie den lebenslänglichen Besitz des Paschalik von Acre. Die Bewilligung des Paschalik von Acre wird zurückgezogen, wenn der Pascha binnen zehn Tagen das vorgeschlagene Arrangement nicht annimmt; läßt der Pascha weitere zehn Tage ohne zustimmende Erklärung vorübergehen, so wird sich der Sultan auch an das Zugeständniß Aegyptens nicht länger für gebunden betrachten. Nach den Stipulationen des Tractates haben die östreichischen und großbritannischen Flotten, wenn Mehemed Ali sich weigert, auf die gestellten Bedingungen einzugehen, die Verbindung zwischen Aegypten und Syrien zu unterbrechen und den syrischen Aufstand zu unterstützen. Für den Fall einer Unternehmung des Pascha gegen Konstantinopel sollen die Repräsentanten der vier Mächte in Konstantinopel auf die ausdrückliche Aufforderung des Sultans vermittelst einer gemeinschaftlichen Cooperation für den Schutz des ottomanischen Thrones Sorge tragen und die beiden Meerengen, sowie die Hauptstadt vor jedem Angriffe sicher stellen. Die dazu erforderlichen Streitkräfte werden sich, wenn der Sultan ihre Gegenwart nicht mehr für nöthig hält, gleichzeitig in das schwarze und das mittelländische Meer zurückziehen. Auch soll durch das Eintreten dieses Ausnahmefalles die alte Bestimmung, daß das Marmormeer allen fremden Kriegsschiffen verschlossen ist, in keiner Weise verändert werden.

Der Tractat nebst Separatact enthielt also, außer der Bestimmung, daß der Sultan bei andauernder Widersetzlichkeit Mehemed Ali's berechtigt sein solle, auch in Bezug auf Aegypten freie Hand zu behalten, nichts, worauf man in Frankreich nicht hätte gefaßt sein müssen. Dessenungeachtet ist es begreiflich, daß noch ehe man die einzelnen verabredeten Bestimmungen kannte, das bloße Dasein eines Vertrages, von dem Frankreich ausgeschlossen war, die schon gereizte Stimmung zum höchsten Grade der Erbitterung steigerte. Alle Hoffnungen, an denen man in Paris seit einem Jahre gezehrt, die man auch dann noch mit Zähigkeit festgehalten hatte, als selbst die oberflächlichste Prüfung zu

dem Ergebniß kommen mußte, daß sie sich nur auf Illusionen und willkürliche, völlig phantastische Voraussetzungen begründeten, waren mit einem Schlage zerstört: man war überrascht, weil man der offen vorliegenden Entwickelung der Thatsachen gegenüber mit ausdauernder Beharrlichkeit die Augen geschlossen, weil man absichtlich sich verblendet hatte. Besonders verletzt zeigte sich die französische Regierung (und auch Guizot persönlich) darüber, daß ihr der Tractat nicht vor dem Abschluß förmlich zur Erklärung über Annahme oder Ablehnung vorgelegt war. Indessen hatte Thiers schon so bestimmt seine Theilnahme an jeder Zwangsmaßregel gegen Mehemed Ali abgelehnt und allen Versuchen Preußens und Oestreichs, ein Compromiß herbeizuführen, einen so entschiedenen Widerstand entgegengesetzt, daß eine Mittheilung des Tractates vor dem förmlichen Abschluß nur eine rücksichtsvolle Förmlichkeit gewesen wäre, über die Lord Palmerston sich hinwegsetzen mußte, wenn er nicht den Erfolg seiner Politik aufs Spiel setzen wollte. Man konnte nämlich von Frankreich keine directe Erklärung verlangen, ohne ihm eine Frist zur Ueberlegung zu gestatten. Bei der vermittelnden Stimmung einiger der Mächte konnte es dann Thiers gar nicht schwer werden, das diplomatische Gefecht noch einige Zeit hinzuhalten, um den erlangten Zeitgewinn zur Fortsetzung seiner Vermittelungsversuche in Konstantinopel und Alexandria zu benutzen. Ein Erfolg dieser Versuche war zwar nicht gerade wahrscheinlich, aber bei der peinlichen Lage der Türkei, der Alles daran gelegen sein mußte, rasch aus der bedenklichen Situation des Augenblicks herauszukommen, nicht unmöglich; sie würden für den Fall einer raschen Unterdrückung des syrischen Aufstandes durch Ibrahim sogar einige Aussicht auf Erfolg gehabt haben. Unter allen Umständen hatte es für Palmerston jetzt raschen und entschiednen Handelns bedurft, sowohl um ein unerwünschtes fait accompli zu verhindern, als auch um jedes Schwanken und Bedenken innerhalb der Coalition zu verhüten*). Es handelte sich nicht mehr ausschließlich um die orientalische Frage, sondern — und dies hebt Palmerston Guizot gegenüber gelegentlich scharf hervor — auch darum, ob Frankreich sei-

*) Wie weit Palmerston der Coalition und seiner Stellung in England sicher war, geht aus Guizots Darstellung nicht klar hervor. Daß verschiedene Intriguen nach allen Richtungen sich durchkreuzten, ist unzweifelhaft. Bekanntlich soll Guizot selbst bei einer Intrigue betheiligt gewesen sein und den geheimen Auftrag vom König gehabt haben, auf den Sturz Palmerstons und die Bildung eines torystischen Ministerium hinzuarbeiten. Diese Machination wäre aber besonders durch Rußland durchkreuzt worden. Guizots Darstellung bestätigt weder, noch widerlegt sie die Ansicht. Ueber seine politischen Beziehungen zu den Parteien in England ist er ebenso zurückhaltend, wie er sich mit Wohlgefallen über seine socialen Beziehungen ergeht. Mit einer gewissen Absichtlichkeit hebt er hervor, daß in England, wo die ganze Politik sich öffentlich vollziehe, kein rechter Boden für Intriguen sei. Sollte er diese Erkenntniß vielleicht aus eigener Erfahrung geschöpft haben? Wie dem auch sei, so viel steht fest, daß, wenn im Stillen machinirt wurde, dies wenigstens ohne Erfolg geschehen ist.

nen Willen dem gesammten Europa als Gesetz vorschreiben dürfe, oder ob die Mächte stark genug seien, ihre Auffassung einer widerstrebenden Macht gegenüber zur Geltung zu bringen.

Im ersten Augenblick mochte man sich in Frankreich damit trösten, daß der Tractat vom 15. Juli wirkungslos bleiben würde, daß die Verbündeten selbst nicht die Absicht hätten, ihm thatsächlichen Nachdruck zu geben, daß die fruchtlosen Bestrebungen des verbündeten Europa Frankreich binnen Kurzem einen um so glänzenderen Triumph bereiten würden. Bald mußte man sich überzeugen, daß Palmerston entschlossen war, den Tractat mit dem äußersten Nachdruck auszuführen. Um rasch zum Ziel zu kommen und jede Verzögerung zu verhüten, war stipulirt worden, daß die im Vertrage verabredeten Executionsmaßregeln sofort, noch vor Auswechselung der Ratificationen, eintreten sollten. Dies steigerte natürlich die Erbitterung in Frankreich. Schon am 11. September begannen die Operationen der Verbündeten gegen Beyrut, das sich nach einem kurzen Bombardement ergab. Am 14. September wurde Mehemed Ali, nachdem die ihm gestellte Frist abgelaufen war, vom Sultan für abgesetzt erklärt und Izzet Mehemed zu seinem Nachfolger als Pascha von Aegypten ernannt.

Noch ehe diese Wendung eingetreten war, hatte die von der öffentlichen Meinung scharf gedrängte französische Regierung sich veranlaßt gesehen, eine militärisch drohende Haltung anzunehmen und mit dem Lärm kriegerischer Rüstungen Europa in einige Aufregung zu versetzen. Die Befestigungen von Paris wurden decretirt, Truppen ausgehoben, das französische Geschwader an der syrischen Küste wurde verstärkt; zugleich aber war einem zufälligen Conflicte vorgebeugt worden durch die Instructionen, die der Befehlshaber erhalten hatte; das Ganze bezweckte eben nur eine Demonstration, die wohl weniger darauf berechnet war, die Verbündeten einzuschüchtern, als vielmehr darauf, dem Pascha für den Fall entschlossenen Ausharrens von fern den Beistand Frankreichs zu zeigen, und vor Allem darauf, der Aufregung der Nation einige Genugthuung zu geben; daß man ihr damit zugleich Nahrung gab, bedachte man nicht, oder mußte es vielmehr als ein unvermeidliches Uebel mithinnehmen. Einen ernsteren Charakter drohte die Verwickelung erst anzunehmen, als die Nachricht von der Absetzung Mehemed Alis in Frankreich bekannt wurde. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß Frankreich der gewaltsamen Durchführung dieser Maßregel Gewalt entgegensetzen würde, auf die Gefahr hin, in einen Krieg gegen das verbündete Europa verwickelt zu werden. Ein Zurückweichen von den äußersten Schritten würde in diesem Falle dem König Ludwig Philipp auch die conservativsten Elemente des Landes abgewendet und ihn schutzlos den Leidenschaften der extremsten Parteien, die längst nach einer Umwälzung sich sehnten, Preis gegeben haben. Es schien einen Augenblick, als sollte die orientalische Frage am Rhein ihre Lösung finden.

Indessen trotz alles Kriegslärms war es doch nur Schein. Gerade dieser
:emste Schritt, die Absetzung Mehemed Ali's, bildete die Brücke, auf der
ınkreich in den europäischen Verein zurückkehrte. Von der Nothwendigkeit,
Spannung nicht zu verewigen, waren im Grunde alle Mächte, Rußland
ˈgenommen, durchdrungen. Sobald das nächste Ziel der Coalition erreicht
r, mußte namentlich England wünschen, wieder in ein besseres Verhältniß zu
ankreich zu treten, da eine länger dauernde Entfremdung Frankreich ohne
eifel Rußland in die Arme geliefert haben würde. War es so schon in hohem
:ade bedenklich, die diplomatische Spannung mit Frankreich zu einem dauern-
ı Zustande werden zu lassen, so waren die Wechselfälle eines allgemeinen Krie-
s, der nothwendig einen propagandistischen Charakter annehmen mußte, völlig
berechenbar. Preußen und Oestreich, wenngleich ihre Stellung zu der
rliegenden Frage nicht ganz dieselbe war, waren doch darin einig, daß der
:ieden zu erhalten sei, und hatten eine größere Neigung zu vermittelnden Schrit-
n gezeigt, als Palmerston erwünscht war. Die orientalische Frage konnte über-
ıupt für Oestreich nur in dem Falle zur Kriegsfrage werden, wenn die Bedrohung
r Türkei von Rußland ausging. Der Streit zwischen Sultan und Pascha, die
arteinahme Frankreichs für den letzteren, berührte dagegen die Interessen Oest-
ichs nicht so unmittelbar, daß es sich in einen Krieg hätte einlassen sollen, den
rankreich nicht führen konnte, ohne die revolutionären Elemente Italiens zu or-
anisiren und gegen die östreichische Hegemonie in Italien ins Feld zu führen.
.ebrigens scheint es uns fast unzweifelhaft, daß Metternich auch aus Rücksicht
uf die allgemeine Weltlage im Laufe der Verhandlungen eine Annäherung an
rankreich erstrebt, und daß nicht blos augenblickliche Friedensliebe ihm seine ver-
ııttelnden Pläne eingegeben hat. Es war klar, daß Rußland seine eigenen
Pläne nur deshalb aufgab, um die Frankreichs zu hintertreiben. Wie, wenn
lußland, das wenig Neigung hatte, Palmerstons Interessen zu dienen, sich
nter der Hand mit Frankreich verständigte? Dieser Möglichkeit gegenüber
ıußte die Möglichkeit eines Einverständnisses zwischen Oestreich und Frankreich
ffen gehalten werden. Leider werden wir über diese Nebenintriguen, die offen-
ar die Hauptaction nach allen Seiten durchkreuzten, nicht so klar unterrichtet,
ie es wünschenswerth ist.

Aber auch in Frankreich erweckte die immer näher tretende Gefahr eines
riegеs die ernstesten Bedenken. Zwar die Wogen der öffentlichen Meinung
ingen immer höher. Die Stimmung gegen England war in allen Schichten
er Gesellschaft, in allen Parteien eine überaus gereizte. Wer aber wird,
ım des Falles einer Niederlage gar nicht zu gedenken, die Früchte eines glück-
ich geführten Krieges davon tragen? Die Frage hatte das officielle Frankreich,
— und das war keineswegs mit der Gesammtheit der französischen Nation zu
dentificiren, — schon 1831 sich beantwortet. Zahlreiche Stellen der höchst

interessanten Correspondenz, die Guizot von London aus mit seinen Freunden führte, beweisen, daß alle hervorragenden Staatsmänner der conservativen Partei von der Ueberzeugung durchdrungen waren, der Krieg werde das Signal für den Ausbruch der Revolution sein. Ein Krieg müsse deshalb vermieden werden, es sei denn, daß es sich um die Vertheidigung Frankreichs, oder um die unabweislichsten Forderungen der Ehre handele. Die Existenz Frankreichs werde aber von keiner Seite bedroht, und die Ehre verpflichte Frankreich nicht, den Pascha mit den Waffen im Besitze Syriens zu schützen, wenn er selbst zu schwach sei, denselben zu behaupten. Diese Auffassung hofften die Conservativen auch dem Drängen der öffentlichen Meinung gegenüber festhalten zu können.

Die friedliche, zuwartende Stellung, welche die um die Doctrinäre sich gruppirende Partei für die einzig richtige und würdige Politik Frankreichs in dem vorliegenden Conflicte hielt, war aber, wie schon erwähnt, unhaltbar, sobald die ägyptische Frage aufgeworfen wurde. Die völlige Beseitigung Mehemed Ali's mußte die Machtverhältnisse im Mittelmeer dermaßen zu Gunsten Englands verändern, daß jedes, auch das friedliebendste und conservativste Ministerium, ohne Rücksicht auf die möglichen Folgen, das Aeußerste wagen mußte, um sie zu verhindern. Daher erklärt Thiers im Anfang des October die Absetzung Mehemed Ali's als Vicekönigs von Aegypten für einen Kriegsfall. Mit dieser Erklärung war aber in der That entschieden, daß der europäische Frieden nicht gestört werden würde. Denn indem Thiers die Absetzung des Vicekönigs als casus belli bezeichnete, zog er indirect die Grenzlinie, bis zu welcher hin die Action der Verbündeten gehen könnte, ohne auf Widerstand von Seiten Frankreichs zu stoßen, d. h. er gab Syrien auf. Weiter aber, als bis zur Vertreibung Mehemed Ali's aus Syrien zu gehen, beabsichtigen die Verbündeten in ihrer Gesammtheit selbst nicht, wenn auch Palmerston ohne Zweifel die völlige Beseitigung des Pascha gewünscht hätte. So war mit Thiers Erklärung zunächst die Gefahr des Krieges beseitigt. Die Drohung in der Erklärung Thiers war ein Schein, um den thatsächlichen Rückzug unter der Form des Widerstandes zu decken. Freilich konnte der Gang der Ereignisse auch wider den Willen aller Betheiligten einen Zusammenstoß herbeiführen. Ein fortgesetzter Widerstand Mehemed Ali's mußte die äußersten Consequenzen des Tractates zur Geltung bringen. War der Vicekönig aber erst thatsächlich beseitigt, so war an seine Wiedereinsetzung nicht zu denken; ja schon die Ausdehnung der Executionsmaßregeln auf Aegypten würde Frankreich genöthigt haben, aus seiner passiven Stellung herauszutreten. Noch im November dringt Metternich auf schleunige Unterwerfung des Vicekönigs, ou la question d'Egypte est soulevée (d'Haussonville). Offenbar sollte durch diese Aeußerung die französische Regierung angetrieben werden, dem Vicekönig ernstlich zur Nachgiebigkeit zu rathen, statt

ch ihre immer noch drohende Haltung ihn in seinem Widerstande zu bestärken. der That zeigte sich bald, daß die Haltung des Pascha nicht der Art war, neue Verwicklungen hervorzurufen: schon Ende November unterwarf er sich, er der Bedingung, in dem erblichen Besitz Aegyptens zu verbleiben, eine dingung, die nach einigen Weiterungen, bei denen Palmerston und besonders nsonby eine ziemlich zweideutige Rolle spielten, auf das Drängen der Mächte n Sultan zugestanden würde. Viel dringlicher war die Aufgabe, die Auf- ung der Franzosen zu beruhigen, und sehr bald stellte sich heraus, daß iers nicht dazu geeignet war, dies Werk zu vollenden, obschon er selbst offen- in friedliche Bahnen eingelenkt hatte. Als Thiers die Leitung der An- egenheiten übernahm, waren die Illusionen in Betreff der ägyptischen Frage gemein; jede Partei theilte sie, die Doctrinäre dachten darüber nicht anders wie Radicalen. Die Uebereinstimmung dauerte so lange, als man sich in den Hoff- ngen auf einen diplomatischen Sieg wiegen konnte. Je mehr die Hoffnung wand, auf friedlichem Wege oder durch den natürlichen Verlauf der Begebenheiten n Ziele zu gelangen, desto mehr neigten die conservativen Elemente des Landes Nachgiebigkeit hin, desto höher stieg aber die Kriegslust der radicalen Par- die unter diesen Umständen alle Aussicht hatte, die Sympathieen in der tion auf ihre Seite zu bringen. Dadurch kam nun Thiers in eine überaus inliche Lage. Sein Selbstvertrauen und ein gewisser fatalistischer Zug in nem Charakter hatte ihn über die Hindernisse, die seiner Politik im Wege nden, völlig verblendet, in seinen Berechnungen existirten nur günstige Factoren. dem Glauben, daß die Verhältnisse für ihn arbeiteten, sah er sich bald er Bewegung beraubt: der Gegner beherrschte das Schachbret vollkommen. iers konnte nur die allerbedeutungslosesten Züge thun, weil jeder andere g ihn Matt gesetzt hätte. Indem er nun das diplomatische Spiel aufgab d zu Drohungen seine Zuflucht nahm, die mehr scheinbar als wirklich waren, igerte er sowohl die Aufregung der Kriegs- wie der Friedensfreunde und lor das Vertrauen beider Parteien. Die Radicalen sahen sehr bald, daß es t seinen Drohungen nicht Ernst war, und es konnte daher nicht fehlen, daß ne kriegerischen Maßregeln, besonders der Beschluß, Paris zu befestigen, die äßigste Deutung erfuhren. Die Auslegung lag nahe, daß er den ganzen iegslärm nur zu dem Zweck hervorgerufen hatte, um sich die Mittel bewilligen lassen, Frankreich durch Steigerung der militärischen Kräfte im Zaum zu hal- . Ein conservativer Gewährsmann sagt, man habe die Gelegenheit benutzt, einen Halt in die Vertheidigungsanstalten Frankreichs zu bringen. Das blicum sah den Feind, gegen den man sich zur Vertheidigung rüstete, nicht Auslande, sondern in den liberalen Parteien des Landes. Das Mißtrauen r bereits zur herrschenden Stimmung in Frankreich geworden. Die Conser- tiven, die sich von Anfang an nur auf Bedingungen mit Thiers vertragen

hatten, fingen an, sich fester zusammenzuschließen und nach einem Führer in ihren eigenen Reihen zu suchen. Dieser Führer konnte nur Guizot sein. Das Attentat von Darmès trug mächtig dazu bei, die Disciplin in die Partei, die die Folgen der parlamentarischen Coalition noch immer nicht ganz überwunden hatte, zurückzuführen. Besonderer Intriguen, um den Sturz Thiers herbeizuführen, bedurfte es nicht. Was namentlich Guizot betrifft, so hielt er sich geflissentlich zurück und ließ die Dinge für sich arbeiten. Am 20. October, vor dem Wiederzusammentritt der Kammern, legte Thiers dem Könige den Entwurf einer Thronrede vor, in der die Nothwendigkeit weiterer Rüstungen erörtert und auf die Möglichkeit eines Krieges hingewiesen wurde; eine Wendung, die, da man niemals entschlossen war, nicht Krieg zu führen, zugleich nichtssagend und aufregend war; da der König demgemäß diesem Passus seine Genehmigung verweigerte, reichte das Ministerium seine Entlassung ein, die sofort angenommen wurde.

Die Aufgabe Guizots, der unter Soults nomineller Präsidenschaft als Minister des Auswärtigen in der That die Leitung des Staates übernahm, war in Bezug auf die vorliegende Angelegenheit leicht, es handelte sich nur um die Formen, unter denen Frankreich seinen Frieden mit den Mächten machen sollte; die Formfrage wurde ohne Mühe erledigt. Weit größer waren die allgemeinen Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte.

Das Julikönigthum hatte eine gefährliche Krise durchgemacht. Auf die Zersetzung der conservativen Partei war, obwohl nicht mit ihr in nachweisbarem Zusammenhange stehend, die Niederlage in der orientalischen Frage gefolgt. Unter dem Eindruck der aus ihr entspringenden Gefahr hatte die Partei Guizots sich wieder fest zusammengeschaart, entschlossen, die Politik des Widerstandes bis aufs Aeußerste durchzuführen. Da sie unter der energischen Führung Guizots über die Mehrheit der Kammern verfügte, so schien die Aufgabe leicht, war aber in der That höchst gefährlich. Der Widerstand war eine Pflicht, so weit er gegen die revolutionären Forderungen der anarchischen Parteien gerichtet war; er wurde verderblich, sobald er zum politischen System wurde, und desto verderblicher, je leichter er bei den eigenthümlichen Verhältnissen Frankreichs zu handhaben war. Vermöge der schroffen Centralisation im Staate, über deren Gefahren erst neuerdings unter den französischen Staatsmännern der alten Schule sich ein klares Bewußtsein zu bilden angefangen hat, beherrschte die Regierung die Administration unbedingt und übte einen überwiegenden Einfluß auf die Wahlen aus. Die Centralisation steht im Widerspruche mit dem Verfassungsstaate, nicht blos weil sie ein Hinderniß politischer Tüchtigkeit und Selbständigkeit ist, sondern auch weil ihr naturgemäß das Streben eingeimpft ist, die öffentliche Meinung nach den jedesmaligen Bedürfnissen der Regierung zu formen. Der centralisirte Verfassungsstaat, mag die Staatsmaschine noch so vol-

kommen organisirt sein, entbehrt nach Odilon Barrots Ausdruck des Sicherheitsventils, ohne welches jede Krisis der öffentlichen Meinung sich zu revolutionären Bewegungen steigern muß. Dem officiellen Frankreich stand ein nicht officielles gegenüber, welches seine Impulse ebenso von anarchischen Gelüsten wie von berechtigten Bestrebungen und dem unbefriedigten Ehrgeize derjenigen Staatsmänner empfing, die nicht in der Gewalt waren, und die selbstverständlich nicht das chaotische Treiben beherrschten, sondern von demselben weit über ihre Ziele hinaus fortgerissen wurden. In diese trübe gährende Mischung war der Funke patriotischer Begeisterung geworfen worden; der Schmerz über eine erlittene Niederlage trug das Mißvergnügen über die herrschende Macht weit über die Kreise hinaus, in denen die Verschwörung permanent war. Die Freiheit entbehrt der Franzose leicht, weil er sie nicht kennt; um so tiefer regt ihn das Gefühl der nationalen Erniedrigung auf.

Guizot bewies ohne Zweifel Muth, indem er es unternahm, die nationale Erniedrigung, die einmal unvermeidlich war, zu sanctioniren. Aber natürlich war es, daß seine Unpopularität dadurch maßlos gesteigert wurde, obwohl er an den Verwicklungen, die Frankreich allein den Ausweg eines schimpflichen Rückzuges ließen, nur einen geringen Theil der Schuld trug. Der verhängnißvolle Cirkel, auf den wir in einem früheren Aufsatze hingewiesen haben, zog sich enger und enger um ihn zusammen. Jedes Lockern der Zügel würde die Stürme entfesselt haben; und doch war eine Erziehung zur Freiheit unter dem Joche der Centralisation unmöglich. So war es ihm beschieden, einen unfruchtbaren Kampf zu kämpfen mit Gegnern, die in ihrer Mehrzahl noch weniger wie er die Freiheit, sondern alle nur die Macht wollten, einen Kampf, in dem die zäheste Kraft sich abnutzen mußte, um, nachdem sie abgenutzt war, zu Grunde zu gehen.

Z

Eine Episode aus dem nordamerikanischen Kriege.

Reiseskizzen von C. M.

(Schluß.)

Durch die bedeutenden Verstärkungen, welche Sherman nach und nach an sich gezogen, hatte die Expedition eine umfassendere Bedeutung gewonnen, als ihr im Anfang als Flankendiversion zuertheilt worden war. Während Mc

Clellan bei Manassas noch immer ruhig lag, glaubte man damals noch im Süden wie im Westen erobernd vorgehen zu können, indem man nach Einnahme des Fort Pulasky auf dem Wasserwege nach Savannah und über Port Royal-Ferry auf der Eisenbahn vordränge. Namentlich bevor Mc Clellans mißliche Stellung durch seine Niederlage vor Richmond offenbar wurde, verwandte die Regierung bedeutende Kräfte auf die Ausstattung der südlichen Station und besonders auf das bevorstehende Bombardement des Forts, welches als das stärkste (nach Festung Monroe) in den Ver. St. galt. Shermans Linie dehnte sich immermehr auf ca. 50 englische Meilen aus, deren Endpunkte sich in Beaufort (General Stevens) und Tybee-Island (General Gillmore) befanden. Er selbst lag mit dem Haupt- und Reservecorps auf Hilton-Head, wo sich auch die Hauptdepots des Quartiermeisteramtes und Commissariats sowie die Spitäler befanden, während General Viele mit nur wenigen Regimentern auf Dafusky-Island stand, um die Vorpostenkette auf den dazwischen liegenden Inseln zu erhalten.

Wie schon früher erwähnt, ist die Landung an sämmtlichen Inseln der atlantischen Küste Nordamerikas eine sehr schwierige, und es kostete unsägliche Mühe, die zur Belagerung des Forts nothwendigen schweren Geschütze auf das sandige, ganz allmählig nach See zu abfallende Tybee zu bringen. Um diese Operation zu beschleunigen, war Capt. Fuller, Quartiermeister in Beaufort, dorthin beordert worden, und es bot sich uns so eine erwünschte Gelegenheit, unsere Reise unter seiner Aegide fortzusetzen. Mit der Delaware ging's wieder den Broadriver hinunter nach Hilton-Head, von wo wir auf dem Dampfer Honduras weiter befördert wurden. Ein schwarzer Lootse brachte uns durch die Binnengewässer, da die See draußen zu hoch ging, und gegen Abend warfen wir in geringer Entfernung vom Fort vor einem Stück Land Anker, welches uns wie eine weitgestreckte, hinten von Dünen begrenzte Sandwüste erschien und uns vom Capitän als Tybee-Island, der Ort unserer Bestimmung vorgestellt wurde. Ganz in der Nähe des Landes lag ein altes Wrack, durch dessen verwitterte Rippen die Wellen spülten, und das in der Mitte durchbrochen war. Diesen Durchbruch bezeichnete der Capitän als die beste Landungsstelle, und wir ruderten munter durch die hohe See und von der abnehmenden Fluth immer wieder zurück geschleudert, auf dieselbe zu. Doch ehe wir noch das Wrack erreicht hatten, saßen wir fest, und die Mannschaft des Bootes erklärte uns sehr kühl, daß wir uns von nun ab auf unsre Beine verlassen müßten, wenn wir an das Land wollten, und zwar sehr schnell, damit sie nicht mit dem Boot auf dem Strande sitzen bleiben müßten. Zum Glück befanden sich ein paar Nigger darunter, welche gegen ein Geringes uns und unser Gepäck durch die immer weiter zurücksinkende Brandung trugen und auf dem nassen Sande niederließen, welcher soeben vom Wasser verlassen war und von den gewöhnlichen Residuen des

Meeres, Quallen, Krabben, u. s. w. wimmelte. Vollkommen unbekannt mit der Situation des Lagers gingen wir, unsre Sachen auf dem Rücken, nach dem Innern der Insel zu, um hinter den Dünen wenigstens vor dem heftigen Ostwinde und dem jetzt kalt niederschlagenden Regen geschützt zu sein; der Sand, welcher, so weit die Fluth stieg, hart und eben war, wurde immer tiefer, so daß wir im Schweiß unsres Angesichts die Düne hinanklommen und von Zeit zu Zeit stehen bleiben mußten, um wieder zu Athem zu kommen. Es war finstre Nacht geworden, und wir waren daher nicht wenig erfreut, als wir von der Düne aus ein Wachtfeuer gewahrten. Es gehörte einem Piquet des deutschen Regimentes (46 Neuyork, Fremont) an, dessen auf den Dünen aufgestellte Vedetten wir in der Dunkelheit unbemerkt passirt hatten.

Wir wurden sofort durch eine Wache in das nicht weit entfernte Hauptquartier geführt, wo sich der General und Oberst Rosa vom 46. Regiment unsrer aufs freundlichste annahmen. Das deutsche Regiment hatte bei der Besetzung dieser Insel, wie bei vielen andern Gelegenheiten, eigentlich die Kastanien aus dem Feuer geholt, indem es zuerst, als man noch gar nicht wußte, ob die Secessionisten dieselbe geräumt hatten oder nicht, unter großen Schwierigkeiten gelandet war, das mißliche Terrain durch und durch recognoscirt und die Belagerungsarbeiten gegen das Fort begonnen hatte. Erst ca. 4 Wochen nachher wurde Oberst Rosa durch das 7. Connecticut-Regiment verstärkt und später, als noch weitere Verstärkungen anlangten, durch General Gillmore in seiner Eigenschaft als Platzcommandant ersetzt. Jetzt bestand die Besatzung der Insel aus etwa 5000 Mann, dem 46. Neuyork, 7. Connecticut, 8. Maine, 1 pennsylvan. Regiment, 4 Compagnien Rhode-Island Artillerie und einigen Compagnien von den schon erwähnten Serrells Ingenieurs, welche namentlich zur Förderung der Belagerungsbauten commandirt worden waren. Tybee-Island bildet ein Dreieck von ungefähr drei englischen Quadratmeilen Inhalt, dessen nordöstliche Seite der Mündung des Savannah-River und der See zugewandt ist, während es nach Westen und Südosten von Creeks begrenzt wird, welche sich in vielfachen Mündungen durchkreuzen und so eine Menge von Inseln bilden, die kaum auf Büchsenschußweite von einander liegen. Auf einer derselben erhebt sich gegen Westen in einer Entfernung von 1600 Yard vor Tybee-Island Fort Pulasky, welches die schiffbaren Eingänge nach Savannah zu vollständig beherrscht. Es ist eines der ältesten Werke der Vereinigten Staaten und hat bereits in dem Befreiungskriege eine Rolle gespielt, wurde aber, wenn ich nicht irre im Anfang der vierziger Jahre, in seiner jetzigen Form vom General Benham construirt. Ganz auf einem Sumpf erbaut, bildet es ein Fünfeck, dessen lange Basis der Landseite zugekehrt ist, während die anderen nach der Mündung des Savannah-River und den seitlichen Einfahrten gerichtet sind. Es montirte 48 schwerere und leichtere Geschütze und würde zur Vertheidigung nach der Seeseite vollstän-

dig ausgereicht haben, war aber keineswegs für ein Bombardement von der benachbarten Insel aus berechnet, welche die Secessionisten in der Eile der Räumung nicht einmal rasirt hatten, und wo man also Belagerungswerke bauen konnte, ohne daß die Belagerten eine Ahnung davon hatten. Das Hauptquartier lag in ziemlicher Entfernung vom Fort und war in dem Hause des Leuchtthurmwärters aufgeschlagen worden, welcher das „Savannah-Entrance-Licht“ auf dem daneben stehenden Thurme unterhalten hatte. Die Secessionisten hatten bei der Räumung der Insel Feuer an die Gebäude gelegt; aber der massive Thurm hatte der Gewalt des Elementes in sofern widerstanden, als er nur einen tüchtigen Riß in den obern Stockwerken erlitten hatte; der Zufall hatte das Wärterhaus und ein diesem gegenüber errichtetes provisorisches Hospital ebenfalls erhalten, und in diesen Baulichkeiten concentrirte sich während der Belagerung die Hauptthätigkeit der Insel. Im Hauptquartier befand sich zugleich der Meßraum und einige Wohnungen für höhere Offiziere; einen Theil des gegenüberliegenden Bretterhauses hatte das Commissariat in Anspruch genommen, der Rest diente als Spital. Der Leuchtthurm war ein vortrefflicher Observationsposten, da man von seiner Höhe die Umgegend weit überschauen und fast ins Fort hineinsehen konnte; während sein Parterre zugleich als Wachtstube und Stabslocal benutzt wurde. Freilich diente er auch den Secessionisten als Zielscheibe, welche uns denn auch von Zeit zu Zeit wie zum Vorspiel mit einigen Bomben begrüßten, ohne jedoch viel Schaden anzurichten. In geringer Entfernung etwas weiter nach den Dünen zu hatte der Sutler seine Blockhütte aufgeschlagen und rings umher erhoben sich die Zeltgassen der Regimenter, deren weißer Schimmer heiter mit dem dunkelgrünen Laub contrastirte, welches hier noch, so weit es die Gesundheitsrücksichten zuließen, von der Axt verschont worden war. Das Ganze machte überhaupt einen angenehmen Eindruck, und ich werde mich stets mit Vergnügen an den Aufenthalt auf Tybee-Island erinnern, denn auch die mancherlei Gefahren und Strapatzen, welchen wir ausgesetzt waren, dienten nur dazu, den wilden Reiz des Lagerlebens vor dem Feinde zu erhöhen.

Hinter dem Hauptquartier befindet sich ein von den Secessionisten aus Austernschaalen und Cement erbauter Martello-Thurm, welcher von den Bundestruppen zu einem festen Werke gemacht worden ist. In der Mitte wohlangelegter Schanzen erhebt sich dieser Thurm mit bombenfesten Mauern in einem innern Durchmesser von ca. 30 zu einer Höhe von 40 Fuß und ist oben mit Geschützen gespickt, die ringsum Verderben schleudern können, ohne daß ihre Bedienung nur der geringsten Gefahr, außer etwa durch Kleingewehrfeuer in die Luken, welches schwer anwendbar sein dürfte, ausgesetzt wäre. Die Munitions- und Pulvermagazine sowie die Laboratorien sind unterirdisch ebenfalls bombenfest gebaut, und das ganze Werk muß in seiner jetzigen Gestalt bei einem etwaigen Angriffe auf die Insel von nicht geringer Wirksamkeit sein. Freilich konnte

es seine Geschütze bei der Belagerung des Forts der bedeutenden Entfernung wegen (ca. 2½ Meilen) kaum zur Geltung bringen. Der Theil der Insel, von dem Hauptquartier nach den Dünen zu, ist beinahe kahl, und nur hin und wieder erhebt sich ein wilder Obstbaum oder ein verkrüppelter Palmetto, während das ganze Innere bis nahe an die Ufer des Creeks von üppiger Waldung und dichtem Buschwerk bedeckt ist.

Unsere Kanonenboote waren so stationirt, daß sie den Savannah-River weiter oben nach der Stadt zu beherrschten und feindliche Schiffe verhindern konnten, den Fluß herabzukommen, um dem Fort Proviant und Munition zuzuführen, während die Blockadefregatte Vandalia in der Außenbai lag. Die ersteren hatten schweren Dienst, und fast täglich schallte von den benachbarten Creeks Kanonendonner herüber, welcher von ihrer angestrengten Thätigkeit zeugte; aber doch konnten sie die Communication zwischen Stadt und Fort nicht ganz abschneiden; denn die zahllosen Durchschnitte gaben den mit dem Terrain bewanderten Secessionisten immer Gelegenheit, in kleinen Booten der Wachsamkeit der Unsrigen zu entgehen und eine fortlaufende Verbindung, welche namentlich durch Schwarze vermittelt wurde, zu unterhalten. Es wurde nothwendig, mitten in den Sümpfen, dem Paradiese der Alligatoren, eine Station zu gründen, von der aus des Nachts Bootwachen in die einzelnen Creeks gelegt und die nächtlichen Schleicher abgefangen werden konnten. Diesem Bedürfnisse wurde auf eine ebenso wirksame wie originelle Weise genügt. Bei einer Streifpartie auf die umliegenden Inseln war ein alter Schiffsrumpf gesehen worden, welcher, wenn noch wasserfest, in die gehörige Lage gebracht und in einen schwimmenden Wachtposten verwandelt werden mochte. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß es der Rest eines alten Wallfischfängers war, welcher den stolzen Namen Montezuma führte und vermöge seiner massiven Bauart gewiß gegen 50 Jahre dem Einflusse des Wassers widerstanden hatte. Jetzt wurde der Lauf der verschiedenen Creeks genau durchforscht, der günstigste Platz für die Ueberwachung derselben ausgesucht und dann der schwerfällige „Montezuma" von einem der Kanonenboote auf seine Station bei Gibsie-Point im Lazaretto-Creek geschleppt und daselbst befestigt. Der Punkt befand sich mitten in den Sümpfen zwischen Wilmington und Tybee-Island, gegen 1½ Meilen vom Fort nach Savannah zu entfernt und eignete sich vortrefflich, die nothwendige Communication mit dem gegen 3 Meilen entlegenen Hauptquartier zu unterhalten. Das Nächste, was mit dem Montezuma vorgenommen wurde, war eine tüchtige Räucherung; denn troß der Jahre, welche er friedlich im südlichen Schlamme gelegen, waren doch noch die Symptome seiner nördlichen Bestimmung ganz unverkennbar und wirkten mit einer solchen Kraft auf die Geruchsnerven, daß ein Aufenthalt unter Deck fast unmöglich wurde. Nachdem Luken oben und in die Seiten gehauen, die einen stetigen Luftzug herbeiführten und alle mit

Thran inficirten Gegenstände sorgfältig entfernt worden waren, bot das Z
schendeck einen ziemlich comfortablen Aufenthalt für ca. 200 Mann, wäh
der hintere Theil des Schiffes, luxuriöser Weise Kajüte genannt, durch
Bretterwand von dem übrigen Theile des Schiffes abgesondert und dem au
schließlichen Gebrauch der Offiziere zugewiesen wurde. — Die 4. Compa
des 46. Regiments wurde mit einigen Verstärkungen zum Dienste auf die
keineswegs beneidenswerthen Posten commandirt und that zwei Monate lang
Pflicht mit unermüdlicher Ausdauer. Zunächst mußten sie Boote von den fe
lichen Inseln holen, um Nachtwachen ausstellen zu können, was ihnen
auch nach einigen Scharmützeln gelang. Dann begann der Guerillakrieg
Wasser, welcher für die Unionisten um so gefahrvoller war, als sie mit de
complicirten Terrain bei weitem nicht so bekannt waren als ihre Gegn
Manche nächtliche Jagd fand zu jener Zeit in diesen Sümpfen statt, wel
mehr Muth, Ausdauer und Anstrengung erforderte, als die Gefahren ein
offnen Feldschlacht und die mißgestaltete Schaar der Amphibien, welche sich
dem unergründlichen Schlamme wälzt, trug nicht gerade dazu bei, den Re
dieser nächtlichen Fahrten zu erhöhen. Von Oberst Rosa aufgefordert folgte
eines schönen Morgens mit mehrern Offizieren der Fregatte Vandalia ein
Expedition, welche mit den gewöhnlichen Provisionen und andern Bedürfnissen na
der schwimmenden Batterie (der Montezuma war mit einem Zweiunddreißigpfünder
und zwei Zwölfpfündern armirt worden) abgehen sollte. Als die Fluth am
höchsten war, verließen wir in dem sogenannten Postboot, welches von zwölf kräf
tigen Ruderern unter Aufsicht eines Corporals gehandhabt wurde, die Bootwa
und suchten unsern Weg durch die verschiedenen Windungen, in denen nur de
Erfahrenste sich zurechtfindet. Eine Flinte, ein Austernmesser und die Whiskey
flasche bildeten unsre ganze Ausrüstung. Die Becassinen und Enten, welche
harmlos um uns herumflatterten, lieferten uns eine reiche und leichte Beu
welche Squiß, ein vorgefundener Rebellenhund, aufs geschickteste apportirte
und als der Hunger sich einstellte, ließen wir ans Ufer rudern, um Austern
pflücken. Da wachsen sie am Ufer hin und geben uns diesen Labesaft! hätte
wir mit dem Sänger des Rheinweins ausrufen können, denn ein köstlicheres Mah
kann sich der raffinirteste Gourmand nicht denken, als jene Georgia-Austern
zumal wenn man sie selbst pflückt und öffnet.

Als Alle gesättigt und die Whiskeyflasche herumgegangen war, ginge wi
der ans Rudern und nach einigen Stunden rüstiger Arbeit waren wir in un
mittelbarer Nähe des Montezuma, dessen großer, unförmiger Rumpf sich wie
ein kolossales Sumpfungeheuer aus dem Schilf erhob. Die Fluth war sch
zu weit abgelaufen, als daß wir mit dem Postboot den letzten Durch
hätten passiren können, und wir mußten noch durch ein Stück Sumpf, um an
unmittelbare Ufer des Lazaretto-Creek zu kommen, was wir mittelst einer

nden Brücke von breiten, zu diesem Zwecke mitgenommenen Brettern bewerk-
lligten.

An Bord der schwimmenden Batterie waren die Leute beschäftigt, sich an
n Stücken im Artilleriedienste zu üben; als Zielscheibe zum Richten wurde
is Fort gewählt, von wo aus wir fortwährend scharf beobachtet wurden.
us Savannah-Zeitungen entnahmen wir später, daß die Secessionisten den
ten halbverfaulten Kasten im Duster der Entfernung für eine eisengepanzerte
hwimmende Batterie hielten, welche wahrscheinlich zum Zweck des Bombarde-
ents à la Monitor und Merrimac dicht unter die Mauern des Forts gebracht
erden würde. Diejenigen, welche noch an demselben Tage ins Hauptquartier
urückwollten, mußten nach kurzem Aufenhalt wieder ins Boot zurückkehren,
m die hereinkommende Fluth zu benutzen. Ich blieb mit einem Freunde an
ord, theils um Geschäfte zu erledigen, theils um einer Jagdpartie auf der
enachbarten Insel Little-Tybee beizuwohnen.

Gegen Dunkelwerden wurden die beiden großen Boote, deren eins vorn
nen Sechspfünder führte, mit je 20 Mann und einem Commandirenden be-
annt, um sich vor die Haupteinschnitte, welche zum Fort führten, zu legen,
ährend die übrige Besatzung im Wachdienst auf dem Wrack wie auf Seeschiffen
on je vier zu vier Stunden abwechselte. Die Situation hatte etwas höchst Eigen-
hümliches; es war ein Vorposten, wie wohl selten einer aufgestellt werden
iag. Rings von unergründlichen Sümpfen umgeben, fast im Bereich der Ka-
onen eines feindlichen Forts, jeden Augenblick eines Angriffs gewärtig und
harf auf jeden Ruderschlag achtend, fühlte man, daß man ganz und gar auf
ch selbst angewiesen war und eben dieses Bewußtsein bedingte eine frischere
raft, eine größere Elasticität, welche unter minder herausfordernden Umstän-
en häufig weit weniger zur Geltung kommt. — Wir spielten ganz ruhig in
er sogenannten Kajüte bei einer Flasche Wein und einem auf eine Flasche ge-
eckten Talglichte unsern Whist, der nur gelegentlich durch eine Meldung vom
Deck unterbrochen wurde. Als sich der Schlaf bei uns meldete, legten wir,
ie wir keinen officiellen Dienst zu thun hatten, uns mit Stiefel und Sporen,
ı eine Decke gewickelt auf die Pritsche, deren Hauptbequemlichkeit in einem
inglichen Holzblock bestand, welcher als Kopfkissen diente.

Um fünf Uhr wurden wir zur Jagd geweckt, reckten unsre etwas steif ge-
ordenen Glieder, tranken statt des Kaffees einen Whiskey, schnallten Messer
nd Revolver um und ließen uns in das schon wartende Boot hinunter, um
ach Little-Tybee zu rudern; nur Einer von uns war mit einer alten verroste-
en Büchse bewaffnet, die in einem verlassenen Hause gefunden worden war.
luf Little-Tybee war eine Menge Vieh, welches von den Besitzern zurück-
elassen werden mußte und sich jetzt wild in den Sümpfen herumtrieb. Die
uf dem Wrack und theils auch die in Groß-Tybee stationirten Truppen hat-

ten dadurch den Vortheil, daß sie immer ihre Rationen frisches Fleisch erh[...]ten, während sie sich sonst mit schlechtem Speck und Crackers hätten begnü[...] müssen. Außerdem lieferte ein Brunnen in der Nähe des verlassenen Far[...]hauses vortreffliches Wasser. Heute galt es einer Sauheerde, welche sich in [...] Mitte der Insel, einen tiefen Sumpf, zurückgezogen hatte, und zu diesem En[...] hatten wir Squiß mitgenommen, der sich namentlich in der Schweinsjagd [...]reits ein bedeutendes Renommée erworben hatte.

Während die Leute sich damit beschäftigten, die Wasserfässer zu füll[...] gingen wir mit dem Hunde dem Hause zu, um die Localität ein wenig [...] Augenschein zu nehmen und dann ins Innere. Je weiter wir kamen, desto [...]ser sanken wir in den weichen Boden ein, und wir mußten uns eng zusamm[...] halten, um im Fall der Noth einander Beistand leisten zu können. Sq[...] hatte bald seine Fährte, und es dauerte nicht lange, daß wir in der Ferne sei[...] Bellen und das Grunzen einer Heerde Schweine hörten, die er gegen uns [...]trieb. Das Terrain war insofern zur Jagd sehr ungeeignet, als es durch[...] mit dichtem Unterholz bedeckt war, welches nur kleine Lichtungen von höch[...] zehn bis zwölf Fuß Quadrat offen ließ; man konnte also den Feind nicht a[...]kommen sehn, was um so gefährlicher war, als die ganze Heerde, aus zeh[...] bis fünfzehn Stück bestehend, mit einem Male hereinstürzen konnte. „Er trei[...] sie gerade auf uns zu," sagte Lieutenant S., der als Jagdkundiger eine [...] Commando über uns angenommen hatte. „Nehmt euch in Acht und schie[...] gut, denn die Kerls lassen nicht mit sich spaßen. Jeder auf seinen Posten[...] Ich hielt es hier, wo weder Erfahrung noch Geschicklichkeit mir Sicherheit [...]lieh, fürs Beste, eine sichere Position einzunehmen, und setzte mich, nach[...] ich einen Blick mit meinem Gefährten gewechselt, auf einen etwas erhöh[...] Baumstumpf, während jener auf der entgegengesetzten Seite der Lichtung d[...]selbe Manoeuvre machte. Jetzt war die Heerde ganz nahe, und mit gespannte[...] Hahn blickten alle nach der Seite, wo wir ihren Hereinfall erwarteten. Ein [...] furchtbares Grunzen ganz in der Nähe, und die Muttersau brach durch das [...] Gebüsch an Lieutenant S. vorbei und verschwand an der andern Seite wiede[...] im Dickicht. Ihr folgte ein ganzes Rudel von größeren und kleineren Schw[...]nen; die Pistolen krachten, dichter Rauch hüllte einen Augenblick die gan[...] Scene ein, und als es sich wieder aufklärte, lagen vier prächtige kleine Eb[...] röchelnd zu unsern Füßen, der größte etwa 100 Pfund schwer; die andern hat[...]ten, durch die Schüsse erschreckt, eine Flankenbewegung gemacht und sich, [...]mer noch von Squiß verfolgt, wieder weiter in den Sumpf geflüchtet.

Dasselbe Manoeuvre wurde mehrmals wiederholt, bis wir acht Stück e[...]legt hatten, und dann schlenderten wir wieder dem Farmhause zu, um etwas [...]ruhen und einen Imbiß zu nehmen. Die Leute waren unterdeß mit einem [...] Theil der Wasserfässer nach dem Schiff zurückgekehrt und sollten uns der [...]

abredung gemäß mit nächster Fluth wieder abholen. Wir gaben uns deshalb bis sie zurückkehrten und die geschossenen Schweine ins Boot brachten, einer harmloseren Beschäftigung hin, als die Schweinejagd, indem wir auf Racoons oder Waschbären ausgingen, welche auf jenen Inseln ungemein häufig sind. Wir hatten uns noch nicht weit von dem Hause entfernt, als Squiß bei einem Palmettobaume stehen blieb, schnüffelte und dann heulend daran emporsprang. „Da sitzt ein Racoon," sagte der Lieutenant, „nun handelt sichs aber darum, daß wir es zu sehn bekommen." Wir hatten mehre Minuten durch die Blätter gespäht, und den Baum von allen Seiten umgangen, ehe wir das Geringste bemerkten; endlich sah ich ein verschmitztes kleines Auge aus einer fast unmerklichen Oeffnung hervorblinzeln, das uns offenbar aufmerksam beobachtete und zurückfuhr, als es betroffen wurde. Wenn wir unsern schlauen Freund nun auch oben geschossen hätten, so mußten wir doch den Baum umhauen, um ihn zu bekommen; denn die dichten Blätter hätten ihn festgehalten und uns verhindert, von unten zu ihm zu gelangen. Wir befolgten also die gewöhnliche Methode, indem wir den Baum anzündeten, um den Burschen auszuräuchern. Wie der Rauch und die Hitze zunahmen, zog sich das Thierchen immer höher und höher, bis es nirgends mehr hin konnte und das Feuer unerträglich wurde. Dann kletterte es an einer Stelle, die bereits abgekohlt war, mit der Schnelligkeit eines Eichhörnchens an dem Stamme hinunter, um sein Heil in der Flucht zu versuchen; aber hier wurde es vom Verderben in Gestalt eines Knittels ereilt und rollte bewußtlos auf den Boden. Wir wußten, daß der Waschbär ein so zähes Leben wie die Katze hat und daß der unsere sehr bald wieder zu sich kommen würde, weshalb wir seine augenblickliche Unzurechnungsfähigkeit benutzten, ihm ein Halsband anzulegen, an dessen beiden Seiten eine leichte Kette befestigt wurde, und als er daher wieder im Besitz seiner Geisteskräfte war, sah er sich zu seiner großen Ueberraschung gefesselt. Seine Befreiungs- und Racheversuche waren höchst possirlich anzusehn, aber es half Alles nichts. Das Boot war inzwischen angekommen, die Schweine herbeigeholt, und unser Gefangener wandelte an Freundeshand, obgleich nicht sehr vergnügt und froh, an Bord des Montezuma, wo er noch längere Zeit unter dem Namen „Billy" existirte und sich allmälig zu einer zahmen Existenz heranbildete.

Das Postboot vom Hauptquartier war während unsrer Abwesenheit dagewesen, sollte aber, zu meinem großen Schrecken, erst in zwei Tagen wiederkehren, und ich war also nolens volens gezwungen, auf Gibsie-Point zu bleiben, was mir besonders unangenehm war, da unsre Garderobe auf der Schweinsjagd schmählich verfallen war und ich durchaus nicht auf einen längern Aufenthalt gerechnet hatte. Auf die Dauer wurde auch die in den verschiedensten Species vertretenen Insektenfauna auf dem Wrack

außerordentlich lästig. Zu den in dem alten Holz einheimischen Ho-
böcken hatte sich der blutsaugerische Sandfloh gesellt, die ganze Schaar der ge-
wöhnlichen Lagergäste war mit der Besatzung eingezogen und fand natürl
in dem engen Raum eine noch größere Vermehrung wie unter gewöhnl
Verhältnissen; die Fliegen und Mosquitos, welche in den Sumpfgegenden b
sonders bösartig zu sein scheinen, bevölkerten die Luft in unendlichen Zü
und bearbeiteten die Theile unsres Körpers, welche von den heimlichen Bl
saugern verschont wurden, kurz man mußte entweder durch Erschöpfung o
sonstige Ursachen zu einer vollständigen Narkose gelangt sein, um unter sol
Martern ein bischen Schlaf zu erhaschen.

Auch dies wurde jedoch überstanden, und nach zwei Tagen brachte un
das Postboot wieder nach dem Hauptquartier und Groß-Tybee zurück.

Hier entwickelte sich eine immer angestrengtere Thätigkeit; täglich langte
Transportschiffe an, und ganze Regimenter waren am Strande mit Landen d
Munition, der Geschütze und sonstiger Belagerungsutensilien beschäftigt; eine ga
Colonie von Treibern und Pferdeställen war entstanden; große Haufen vo
Kugeln und Bomben von nie gesehenen Dimensionen lagen umher, währe
die Geschütze auf Rollen mit unsäglicher Mühe durch den schweren Sand g
schleppt wurden. Die meisten Gegenstände mußten, wenn die See günstig wa
auf großen flachen Booten (flat boats) von den Schiffen hergeholt werde
welche so weit auf den Strand geschoben wurden, wie das seichte Wasser es g
stattete. Wenn sie fest saßen, fuhren schwere, mit vier, sechs bis acht Ma
thieren bespannte Wagen bis dicht heran und brachten die Güter ans Lan
Die Hauptschwierigkeit aber war, die schweren Lasten, wie die großen Mörs
welche bei einer zwölfzölligen Massenwandung eine funfzehnzöllige Bomb
schleuderten, bis zu den an der entgegengesetzten Seite der Insel zu erbauenden
Batterien zu bringen; eine achtwöchentliche Thätigkeit von mehrern Taus
Menschen bei Tag und Nacht war erforderlich, die furchtbaren Vorbereitungen
zur Belagerung zu vollenden, leider aber ergab sich später, daß man sich wenig
stens die Hälfte der Mühe und Kosten hätte ersparen können. Man hielt da
Fort für viel stärker als es war, und requirirte daher, um ein sicheres Resultat
durch die Belagerung zu erzielen, alle Projectile, welche in der neueren Be
lagerungsgeschichte in Anwendung gekommen waren; ja, man goß zu größerer
Sicherheit noch jene furchtbaren Mörser, die allerdings ihre Kugeln meilenweit
schleuderten, aber ihres furchtbaren Gewichtes wegen kaum zu montiren waren
und aus denen jeder Schuß Onkel Sam an dreißig Dollars kostete. Dann
folgten die kleineren Mörser zu dreizehn- und elfzölligen Bomben, immerhin
noch recht anständige Dimensionen, wenn man sie mit den winzigen Dingern
vergleicht, welche die cisatlantische Artillerie bisher mit diesem Namen zu be

ichnen gewohnt war. Ferner waren da die langen gezogenen Columbiaden, e Parrot-Rifles-Kanonen, die James-Kanonen ꝛc. auf deren relative Wirksamkeit ir noch bei Beschreibung des Bombardements zurückkommen werden. — Um iese Lasten fortbewegen zu können, mußte zunächst ein Weg gebaut werden, elcher sämmtliche Batterien berührte. Dieselben waren so angelegt, daß die olumbiaden und gezogenen Kanonen an der dem Fort zunächst gelegenen eite, also der westlichen, neben einander aufgestellt wurden, während die klei-eren und größeren Mörserbatterien sich hinter einander in der Richtung nach em Hauptquartier zu befanden. Die ersteren waren unmittelbar am Ufer urch niedrige Dünen und Buschwerk maskirt, an der Rückseite aber urch einen offnen Sumpf von dem eigentlichen Walde getrennt, welcher die brige Insel bedeckte. Die Arbeiten durften also hier nur in größter Stille nd nur bei Nacht ausgeführt werden, da der Feind bei Tage vom Fort aus ie ganze Gegend bestreichen konnte. Unnützer Weise feuerte die Besatzung gar auf einzelne Leute, welche sich bei Tage an diesem Theile des Strandes licken ließen. Doch war dieses Feuern so unwirksam, daß man kaum Rück-cht darauf nahm und ruhig einzeln oder zu zweien sich demselben aussetzte. lur einmal wollte es der Zufall, daß eine solche Kugel einem Landsmanne om 46. Regiment das Leben kostete. Derselbe war mit zwei Kameraden an en Strand gegangen, um Muscheln zu suchen, die hier besonders mannigfaltig nd glänzend waren, und wurde, wie gewöhnlich, durch eine Kugel aus dem ort begrüßt. Er lachte die Pulververschwender aus und setzte sich am Strande in, indem er den Feinden einen gewissen Theil seines hintern Menschen zu-hrte. Einen Augenblick nachher ertönte wieder ein Knall, und — der Spaß-ogel war durch eine Kugel in zwei Theile zerrissen, die blutend im Sande ucken.

Die Belagerungswerke auf der Insel bestanden im Ganzen in elf Batterien it einigen dreißig Geschützen. Dem Fort am nächsten (1600 Yard) lagen ie Batterie Mc Clellan mit sechs gezogenen Columbiaden von bedeutendem aliber, die Batterie Sigel mit drei James- und drei Parrot-Rifles-Zweiund-reißigpfündern und die Batterie Todden, ebenfalls mit schweren gezogenen Ge-hützen. Etwas weiter nördlich, in einer Entfernung von ca. 2000 Yard vom ort befand sich Batterie Scott mit sechs Columbiaden, und auf der nordwestlichen Spitze der Insel standen die ersten funfzehnzölligen Mörser in Batterie Halleck. inter dieser in nordwestlicher Richtung waren die Batterien Burnside, Lincoln, Fremont, Sherman, Stanton mit ein, zwei oder drei größeren oder kleineren Mörsern, die letzte ca. zwei Meilen vom Fort entfernt. Die ersten fünf der enannten Batterien waren, wie erwähnt, nur durch Dünen und niedriges Ge-üsch maskirt, während die übrigen im Walde lagen und so gedeckt waren, daß

sie selbst noch während des Bombardements dem Feinde keine sichere Richtu boten.

Es hatte einen geheimnißvollen Reiz, die nächtlichen Arbeiten der Trupp an diesen Batterien zu beobachten. Nach Sonnenuntergang stellten sich ar Hauptquartier lange Schaaren auf, nicht in Uniform und Waffen, sondern du kel gekleidet, mit Hacken und Schaufeln ausgerüstet, und nur hier und da tr einer der Gesellen einen Revolver oder ein Bowiemesser im Gürtel. S wurden hierauf in einzelne Trupps abgezählt und verschwanden nach und na ohne lautes Commandowort, ohne militärische Ehren, indem sie leise flüster ihren Führern zum nächtlichen Werke folgten. In schönen Mondnächten, w sie in jener Breite so häufig sind, pflegten wir die Insel zu umreiten und m dem dienstthuenden Offizier des Tages oder unter der Aegide eines Adjutanten die Vorposten zu inspiciren. Jetzt ritten wir unter dem herrlichen Laubd hin, durch welches der klare Mond seine Strahlen spielen ließ, dann wiede galoppirten wir am Strande hin, während die ruhige See wie ein Feuermee unter dem Scheine des Nachtgestirnes erglänzte. Hier werden wir von einem Vorposten angerufen; wir halten, der Offizier des Tages reitet vor und gi die Parole, worauf wir passiren können. Weiterhin ist die Hauptwache, w ein uns befreundeter Offizier sich unter dem Schutz eines dichten Gebüsches ei Feuerchen angelegt hat, um sich einen Punsch zu brauen, der ihn gegen de kalten Nachtthau schützen soll. Wir steigen ab, schütteln ihm die Hand un kosten sein luxuriöses Getränk. Dann fort nach andern Theilen der Inse nach Goatspoint und Middlefork. Plötzlich befinden wir uns unter einem förmlichen Ameisenhaufen und wissen nicht mehr, wohin wir unser Pferd lenken sollen, wenn wir nicht umkehren wollen. Da wühlen sie im Sande, graben und schaufeln, legen Buschwerk und Balken und das Alles mit einer Hast und in lautlosem Schweigen, wie die Kobolde, welche mit den ersten Strahlen der Morgensonne in ihr unterirdisches Gefängniß zurückkehren und bis dahin ihr Werk auf der Oberwelt vollendet haben müssen. Nur hier und da tönt ein hastig gesprochenes Wort an unser Ohr; eine bekannte Stimme ruft uns, die wir in unsrer erhöhten Position leichter kenntlich sind, in unterdrücktem Ton einen Gruß zu; wir suchen uns mit unsern Pferden durch das Gewühl zu winden, und weiter gehts, neuen Scenen ähnlicher Art entgegen.

Ich hatte bei diesen Gelegenheiten wieder vielfach Gelegenheit, den In stinkt der Pferde zu bewundern, welche sich mit der größten Sicherheit unter den schwierigsten Terrainverhältnissen zurechtzufinden wußten. Der Boden ist auf jenen Inseln so eigenthümlich, daß man oft innerhalb weniger Schritte auf festen Boden und tiefe Sumpflöcher trifft, welche letzteren um so gefährlicher sind, als sie an der Oberfläche sich kaum erkennen lassen. Gewöhnlich ließen wir

daher den Pferden, wenn sie die Ohren spitzten oder sonstige Zeichen besonderer Aufmerksamkeit oder Unruhe von sich gaben, die Zügel, und sie brachten uns immer glücklich durch; nur einmal wich ich von dieser empfehlenswerthen Maßregel zu meinem Schaden ab. Mein Pferd, ein großer schöner Brauner von virginischer Zucht, stutzte an einer Stelle, wo ich durchaus nichts Verdächtiges bemerken konnte. Ich stieg ab und untersuchte den Boden, auf welchem ich deutliche Hufspuren sah. „Wo ein Andrer hinreiten kann, kannst du's auch", dachte ich, und zwang mein Pferd vorwärts; es hatte aber kaum ein paar Schritte gemacht, als es plötzlich mit beiden Vorderfüßen tief einsank, einen förmlichen Schrei ausstieß und sich nach der Richtung zu wo wir hergekommen waren, überschlug. Die Gewalt der Bewegung schleuderte mich zum Glück nach der andern Seite in den Sumpf, während das Pferd am ganzen Leibe zitternd auf festem Boden stand. Traurig zugerichtet, jedoch ohne Schaden genommen zu haben, kam ich wieder zu meinem Pferde, suchte es zu beruhigen, setzte mich auf und überließ es nun seinem eigenen Urtheil. Nach kurzem Zaudern, wie wenn es überlegte, schritt es behutsam vorwärts und tastete sich langsam durch die gefährliche Stelle, bis wir auf der andern Seite angekommen waren und den freien Strand vor uns hatten.

Noch eines anderen Abenteuers auf diesen Nachtritten kann ich mich nicht enthalten zu erwähnen, welches trotz der großen geographischen Entfernung einen speciell sächsischen Charakter trägt und seiner komischen Gegensätze wegen mich in der Erinnerung noch zum Lachen zwingt. Die Batterien waren beinahe vollendet und der Zutritt zu denselben selbst auf officiellem Wege ziemlich schwierig, als ich mich nochmals in halbmilitärischem Anzuge mit Adjutant T. auf den nächtlichen Umritt begab, um mich genau über die Situation der verschiedenen Belagerungswerke zu orientiren. Langsam ritten wir durch den Wald, bis an die Batterie Halleck. Von hier mußten wir den offnen, dem Fort gegenüberliegenden Theil des Strandes passiren, um auf die andre Seite der Insel nach Middlefork zu gelangen. Der Mond schien besonders klar, so daß wir glaubten, die Schildwachen auf den Mauern des Forts erkennen zu können, und der Adjutant schlug vor, daß wir in einiger Entfernung hintereinander hergaloppiren sollten, besonders da seit den letzten Tagen ein strenges Verbot gegen jede Bewegung an jenem Theile des Strandes erlassen worden war. T. sprengte an und ich ihm nach, sobald ich ihn weit genug entfernt glaubte. Ich ließ dem Pferde volle Zügel und hielt, da der Weg fest und ganz eben war, meine Blicke auf das Fort geheftet, dessen düstre Umrisse unter dem fast sonnenklaren Schein des Mondes drohend vom Horizonte abstachen. Ich hatte eben die letzte Batterie passirt, als meine Aufmerksamkeit durch einen Ruf vor mir gefesselt wurde, und in demselben Augenblicke sah ich ein Bajon-

net vor dem Bug meines Pferdes im Mondschein blinken. Dieses befand sich jedoch in gestrecktem Galopp, so daß ichs im Augenblick mit dem besten Willen nicht anhalten konnte. Ich wußte auch in der That nicht, ob dies rathsam sei, da ich in der Eile nicht unterscheiden konnte, ob ich Freund oder Feind vor mir hatte, setzte also meinem Pferde nochmals die Sporen ein und langte in Carriere bei meinem Begleiter an, der mich im Schutze einer Mauer, welche von einem abgebrannten Hause übrig geblieben war, erwartete. „Was war das?" fragte ich augenblicklich, indem ich ihm mein Erlebniß erzählte. „Ich glaubte, daß wir unsre letzten Vorposten am Saume des Waldes passirt hätten." — „Ich auch," war die Antwort; „aber ich erinnere mich jetzt, daß erst heute Abend dieser neue Posten ausgestellt ist, und wir müssen nur wieder umreiten, damit der Kerl uns morgen in seiner Meldung keine Unannehmlichkeiten bereitet." Gesagt gethan. Wir kehrten, uns dies Mal mehr auf dem zwar beschwerlicheren, aber geschützteren Terrain nach den niedrigen Dünen zu haltend, sachte wieder um. Schon auf zwanzig Schritt wurden wir mit einem martialischen Basse in schlechtem Englisch angerufen: „Who comes there?" — „Friend with the countersign." — „Friend with the countersign dismount and advance." — „Na, na, lassen Sie nur gut sein," antwortete mein Freund, der keine Lust zum Absteigen hatte, „es war ein Versehen; ich bin Adjutant T. und dachte im Augenblick nicht daran, daß ein neuer Posten hier ausgestellt war; Sie brauchen nichts davon zu erwähnen!" — Unser Inquisiter stellte sich hierauf in Positur, grüßte militärisch und sprach im reinsten meißnerischen Dialekt die geflügelten Worte: „Härn se, sähn se, meine kuden Herren; alle Achtung vor ihrer Person; aber wenn se noch emal so in Carriäre bei die Pickets verbairaiten, so schick ich se ä baar Kugeln naach und denn derfen se sich nich ieber mich beklagen."

Ich hatte große Mühe ein recht herzliches Lachen zu unterdrücken bei dieser martialischen Erklärung, deren Eigenthümlichkeit so seltsam mit der uns umgebenden Scenerie und dem Ernst der Situation contrastirte. Wir ließen uns mit dem Posten in eine kurze Unterhaltung ein; er war aus dem schönen Lande Meißen, hatte sich, wie viele Andre, unter Onkel Sams Krieger aufnehmen lassen und stand nun „in finstrer Mitternacht", vor einem feindlichen Fort in Georgia, das in den nächsten Tagen alle Schrecken einer energischen Beschießung erfahren sollte.

Es hieß, daß der Beginn des Bombardements auf den Jahrestag der Beschießung von Fort Sumpter festgesetzt sei, und bereits am 8. waren alle Vorbereitungen so weit gediehen, daß dasselbe jeden Augenblick beginnen konnte. Sherman war einstweilen durch General Hunter ersetzt worden, und derselbe wurde täglich von Hilton-Head erwartet. Die Mannschaft für die Batterien

oar, da natürlich nicht die nöthige Anzahl Artilleristen vorhanden war, aus Freiwilligen von allen Regimentern rekrutirt und an den Geschützen des Marello-Thurmes unter einem tüchtigen badischen Artilleristen eingeübt worden; das deutsche Regiment sollte die Batterie, welche den Namen ihres berühmten Landsmannes trug, die Batterie Sigel bedienen, und mit großer Bereitwilligkeit hatten sich die Soldaten zu dem gefährlichen Dienste gemeldet.

Am 8. April gegen Abend wurden die Batterien mit Provisionen für vier Tage bezogen; am 9. traf General Hunter mit Stab von Hilton-Head ein, und am Abend kam die Ordre, daß am 10. Morgens drei Uhr jeder auf seinem Posten sein müßte. Der Verfasser war von maßgebender Seite ersucht worden, sich mit in den Verbandplatz für die Batterien Sigel, Todden und Mc Clellan zu begeben, da man starken Verlust erwartete und Mangel an chirurgischer Hülfe gefürchtet wurde. Wir ordneten das für diesen Posten nothwendige Material, requirirten die uns zertheilten Ambulancen, Bandagen, Bahren ꝛc. und trafen unsre persönlichen Arrangements, im Falle uns selbst etwas begegnen sollte.

Unter diesen Vorbereitungen war es zwölf Uhr geworden, und wir fanden es nicht mehr der Mühe werth, noch die kurze übrige Zeit zum Schlafen zu benutzen. Es ging also zum Sutler, wo die meisten Offiziere des sechsundvierzigsten Regiments und unter diesen unsre speciellen Freunde noch versammelt waren, um die letzte Sitzung „für schwere Artillerieübungen" abzuhalten, zu welchen sie sich während der drei letzten Wochen allabendlich daselbst versammelt hatten.

Das Sutlerinstitut ist, glaube ich, ein specifisch englisches und, in seiner neuesten Form, ein specifisch amerikanisches. Der Regimentssutler folgt seinem Regiment nicht nur mit Getränken und Nahrungsmitteln, wie der Marketender, sondern häufig mit einem Waarenvorrathe von großem Werth. Er führt Weine, Brod, Käse, Bier, Schnaps, Taback, Pfeiffen, Mützen, Röcke, Hemden, Handschuhe, Wurst, Aepfel, kurz alles Mögliche und Erdenkliche, was dem Soldaten, Gemeinen wie Offizier, im Felde nützlich oder angenehm sein kann. Bei dem bedeutenden Risico, was er so auf seine Rechnung übernimmt, bei den unvermeidlichen Verlusten und den hohen Transportkosten, welchen er ausgesetzt ist, steigen allerdings seine Preise im Lager um ungefähr hundert Procent, aber der Soldat findet dabei immer noch seine Rechnung, wenn der Sutler ehrlich ist und sich nicht durch ein destructives Creditsystem zugleich zum Banquier, resp. Wucherer seines Regimentes macht, was namentlich im Anfang leider in sehr vielen Fällen geschah. Hr. W. führte sein Geschäft in der reellsten Weise und hatte sich die Anerkennung aller Betheiligten erworben. In einem Blockhause feierten wir den letzten Abend vor dem Bombardement. Fast Alle waren versammelt, die nicht dienstlich beschäftigt waren, vom Oberst bis

zum Lieutenant. Die Stimmung war heiter, aber nicht ausgelassen; je wußte, daß er einer ernsten Gefahr entgegenging; aber er ging mit fro Soldatenmuth, mit dem Bewußtsein, einer guten Sache zu dienen, wohl m cher auch mit der stillen Hoffnung, sich militärische Lorbeern zu erwerben.

Gegen zwei Uhr trennte sich die Gesellschaft, der Oberst brachte noch ei Toast auf gut Glück und fröhliches Wiedersehen aus, und jeder begab sich a seinen Posten. Da die Entfernung zu dem unsrigen über zwei Meilen betr zog ich es vor, die letzte Fahrgelegenheit dorthin zu benutzen, und setzte m auf den Karren, welcher die von uns requirirten Wasserfässer hinausbrachte. Walde herrschte noch tiefe Finsterniß, doch fingen die Vögel schon an mu zu werden und ihr Morgenlied anzustimmen; sie wußten nicht, wie bald i zarten Stimmen von andrer Musik übertäubt werden würden. Die Besatz der Batterien, an welchen wir vorbeikamen, schüttelte den Morgenschlaf a die Kanoniere reckten ihre Glieder in der noch kalten Nachtluft und macht im Freien Toilette für den bevorstehenden Tanz. — Gerade als eine Biegu des Weges uns aus dem Walde ins Freie und dem Fort gegenüber bracht durchglühte die aufsteigende Sonne den Horizont mit einem tiefen Purpursa und der eigenthümliche Morgenhauch, welcher stets von dieser Färbung bem wird, ließ die Mauern des bedrohten Forts, welches noch nichts von dem, w bevorstand, ahnte, so nahe erscheinen, daß man fast hinüberspringen zu könn glaubte. Wir kamen nach wenigen Minuten an dem Ort unsrer Bestimmu an und deponirten unsre Fässer in der „Surgery". Gleich darauf trafen au meine Kameraden ein, welche einen kürzeren Fußweg benutzt hatten. Die B satzung der Batterie Sigel war schon munter und begrüßte uns in der bes Stimmung; wir kochten ruhig Kaffee und warteten der Dinge, die da komm sollten. Unterdeß wurde es vollends hell; die Sonne stieg an einem wolk losen, tiefblauen Himmel auf und versprach einen herrlichen Tag.

Da sprengte ein Reiter vom Hauptquartier an, und schon von weitem s man die weiße Flagge, welche er in der Hand hielt. Es war der Parlament Lieutenant Wilson, welcher in einem Boot zum Fort hinüberfahren und d Commandirenden, Oberst Olmstead, zur Uebergabe auffordern sollte. Mit g spannter Aufmerksamkeit folgten wir dem Boot, welches schnell über den Ca ruderte. Es wurde sogleich vom Fort aus bemerkt, und in demselben Aug blicke, in welchem es das jenseitige Ufer berührte, wurde ein Reiter aus d Fort herausgelassen, welcher sich dem Boot näherte. Man grüßte sich, und d Unterhandlung begann. Sie dauerte für unsre Ungeduld viel zu lange; ma fürchtete allgemein, daß der Oberst die ihm gestellten Bedingungen angenom haben möchte und alle Arbeit vergebens, so wie die Aussicht auf den Kam vereitelt sei. Das Boot landete wieder; der Parlamentär stieg zu Pferde un

sprengte im gestreckten Galopp wieder dem Hauptquartier zu, ohne ein Wort über das Ergebniß seiner Mission zu äußern.

Wieder verging eine halbe Stunde peinlichen Harrens. Endlich, es mochte schon gegen 7 Uhr sein, sprengten wieder Adjutanten heran, um den Batteriecommandeuren Instruction zu überbringen. — Oberst Olmstead hatte geantwortet: das Fort sei ihm zur Vertheidigung, nicht zur Uebergabe anvertraut worden, und er werde es so lange wie möglich halten. Um ½9 Uhr sollte das Bombardement beginnen und zwar in der Weise, daß die Batterie Lincoln am äußersten Ende der Linie mit ihren Mörsern das Signal gebe und die übrigen nach der Reihenfolge das Feuer eröffneten.

Mit Hurrah stürzten die Soldaten in die Batterien, die Geschütze wurden geladen, gerichtet und Alles bereit gemacht; die ganze Bemannung stand schlagfertig bei ihren Stücken und erwartete mit Ungeduld das Zeichen zum Kampfe. Wir hatten uns in die Surgery zurückgezogen, ein kasemattirtes Gewölbe unmittelbar hinter den Werken, welches für bombenfest erklärt worden war, jedoch bei näherer Inspection diesen Namen kaum verdiente. Es war einfach mit achtzölligen Balken und einer Lage Sandsäcken gedeckt, nach hinten war es halb offen, um das nöthige Licht einzulassen. Wir suchten uns so gut wie möglich in dem beschränkten Raum einzurichten und hatten unsre Vorbereitungen eben beendigt, als ein Knall erdröhnte, welcher den Boden unter unsern Füßen erbeben machte und in der Luft eine Erschütterung verursachte, wie wenn eine große Bremse in unmittelbarer Nähe unsres Trommelfells summte; gleich darauf ein zweiter Knall. Das war der Signalschuß von der Batterie Lincoln, der Morgengruß für Fort Pulasky.

Wir standen einen Augenblick wie angedonnert durch den furchtbaren Knall von der 1½ Meilen von uns entfernten Batterie und verstopften dann sofort unsre Gehörgänge mit Baumwolle. Bald wurden die Schüsse häufiger, Batterie auf Batterie begann zu brüllen, in den unheilvollen Baß der achtzehnzolligen Bomben mischte sich der zischende Ton der spitzen Vollkugeln und der Hohlgeschosse, welche die gezogenen Columbiaden entsandten, das Geschwirre der runden Kugeln, welche als Kernschüsse an die Mauern des Forts prallten und zur Begleitung einen Rasselton durch die fallenden Backsteine hervorriefen. Das Fort begann zu erwidern; erst gegen die Mörserbatterien; als aber die Blitze immer wo anders aufzuckten und die Kugeln aus immer größerer Nähe kamen, je nachdem das Feuer die Linie entlang lief, gaben die Rebellen die entlegneren Feinde fast ganz auf und concentrirten ihr Feuer auf die ihnen unmittelbar gegenüberliegenden Batterien. Die Batterie Scott war bereits in voller Thätigkeit; aber immer weiter südlich zogen sich die Rauchwolken; die Batterie Toden schleuderte ihre schweren Projectile gegen den südöstlichen Winkel des

Forts; die Batterien Sigel und Mc Clellan nahmen ihn von der andern Seite in die Flanke, und nun ging's an einen Tanz, den ich so leicht nicht vergessen werde.

Die Beklemmung, welche selbst den Muthigsten in den ersten Augenblicken beschleicht, wenn er sich zum ersten Male in einem ernsten Kampfe befindet, war gewichen, und mit Spannung verfolgten wir die Wirkungen unsrer Geschütze, so weit wir von unserm Standpunkte und einer daneben liegenden, verhältnißmäßig geschützten Anhöhe aus dazu im Stande waren. — Das Feuer vom Fort wurde schwächer, als unsre ganze Linie zu spielen begonnen hatte; der Feind hatte offenbar keine Ahnung von der Großartigkeit der zu seiner Vernichtung getroffenen Vorbereitungen gehabt und suchte zu ermitteln, von wo das Feuer am verderblichsten sei und wohin er seine Hauptstärke zu concentriren habe. — Von den achtundvierzig Kanonen, welche das Fort montirte, konnten nur ungefähr fünfzehn zur Wirksamkeit gebracht werden, welche der Inselseite zugekehrt waren, und auch von diesen waren die einem furchtbaren Feuer ausgesetzten Barbette-Kanonen fast die einzigen, welche uns wirklich etwas anhaben konnten. Für die Stücke in den Kasematten lagen die nahen Batterieen Scott, Todden, Sigel und Mc Clellan zu niedrig, um eine richtige Elevation zu gewinnen; die andern aber waren, wie erwähnt, zu gut gedeckt, um erheblich beschädigt werden zu können. Das Schweigen des Feindes war nicht von langer Dauer, und wir waren es jetzt, welche er mit seiner besonderen Aufmerksamkeit beehrte; denn jeder Kernschuß aus unsern Batterieen vertiefte ein Loch in der achtzehn Fuß dicken Backsteinmauer der Südostspitze, welches bereits gegen ein halb elf Uhr bedenkliche Dimensionen annahm. Namentlich die Barbette-Kanonen waren gegen uns gerichtet, während die Kasematten sich mit den entfernteren Mörsern beschäftigten, welche mehr Lärm als Schaden verübten, da man bei den ungeheuren Dimensionen ihrer Ladung namentlich am ersten Tage nicht die nöthige Sicherheit im Richten erzielen, noch die eigentliche Projectionskraft derselben genau berechnen konnte.

Die Secessionisten schossen gut. Kugel auf Kugel, Bombe auf Bombe flog dicht über uns hin oder schlug hart vor unseren Batterieen ein; aber doch gelang es ihnen nur selten, den kleinen Punkt zu treffen, wo ihre Geschosse wahrhaft wirksam sein konnten. Die meisten fielen zwanzig bis fünfzig Schritt hinter uns in den Sumpf, in welchem sie ungeheure Schmutzfontainen verursachten. „I pity them poor crocodiles", sagte ein Signalbeamter sehr kaltblütig, indem er mitten im Kugelregen seine Fahne schwenkte. So kam es, daß auf unsrer Seite ganz gegen unser Erwarten wenig Verwundete waren, und auch da, wo die feindlichen Geschosse wirklich bedeutenden Schaden hätten anrichten können, begünstigte uns der Zufall auf eine wahrhaft außerordentliche Weise. — Gegen elf Uhr erscholl die ganze Linie entlang ein Jubelgeschrei und

ockte auch uns, die wir uns bereits unter den Kugeln ganz sicher fühlten, hinaus n die Batterie Sigel. Das zweite Geschütz dieser Batterie hatte die Fahnenstange im Fort entzweigeschossen und die Palmettoflagge war gesunken. Wir chauten noch neugierig hinüber, als ein Blitz aus einer der Barbette-Kanonen ıns von der Ankunft einer Bombe benachrichtigte, und einen Augenblick nachher dröhnte in unsrer nächsten Nähe ein furchtbarer Knall. Die Bombe platzte höchstens zehn Schritt über dem gedrängt vollen Raum. Ich sah mich um, in der Erwartung, die Hälfte meiner Umgebung getödtet oder verwundet zu finden; aber es war keiner verletzt, obgleich wir die noch glühenden Stücken zwischen unsern Füßen auflesen konnten. Um eine Erfahrung reicher zogen wir Nichtcombattanten uns nach diesem Intermezzo wieder in die Kasematten zurück und stärkten uns durch einen guten Schluck Brandy, welchen wir in bester Qualität als Stimulans requirirt hatten. Unsre chirurgische Beschäftigung war glücklicher Weise nur unbedeutend; denn es kamen nur ganz leichte oder fast augenblicklich tödtliche Verwundungen, letztere jedoch in sehr geringer Anzahl, vor und unsre Hauptthätigkeit bestand darin, den pulverschwarzen, von Eifer und Anstrengung glühenden Kriegern, welche ärztliche Hülfe suchten, ihres Magens wegen in geringen Dosen von unserm Stimulans zu dispensiren, da in den Batterieen kein Getränk als Wasser erlaubt war. Das Feuer dauerte den ganzen Tag fort. Unsre Leute, welche erst seit einigen Wochen zu Artilleristen gebildet worden waren, bedienten ihre Geschütze wie Veteranen. Gegen Abend befand sich an jeder Seite des Südost-Winkels ein Loch, welches die besten Aussichten auf eine baldige Bresche gab. — Eine Zeit lang waren die Barbette-Kanonen von den Secessionisten des zu heftigen Feuers wegen verlassen worden, und dieselben wurden erst wieder bedient, als die Unsrigen langsamer feuerten, um ihre Geschütze nicht zu sehr zu erhitzen. Die kolossalen Bomben aus den entfernteren Batterieen platzten entweder zu früh oder fielen hinter dem Fort harmlos in den Sumpf. Wenige erreichten ihren Zweck, über dem Innern des Forts zu zerspringen und Verderben von innen umherzuschleudern. Am wirksamsten erwiesen sich die Kernschüsse der langen gezogenen Kanonen, der James- und Parrot-Rifle-Guns, sowie die gezogenen Columbiaden. Gegen Abend wurde das Feuer schwächer, und mit einbrechender Nacht hörte es fast ganz auf. Das fortwährende Getöse aus ca. 50 Stücken hatte mich so furchtbar ermüdet, daß ich in einen todtenähnlichen Schlaf verfiel und die Sorge für Ambulancen u. s. w. meinen Kameraden überließ.

Schon gegen fünf Uhr am andern Morgen begann das Spiel von neuem, doch nicht mit der Heftigkeit, wie am ersten Tage; die Löcher indeß erweiterten sich fast bei jedem Schusse, und auch die übrigen Außentheile des Forts wurden mit Flecken bedeckt; die Barbette-Kanonen schwiegen fast ganz; gegen Mittag war

die erste Mauer durchschossen, und die Batterien Sigel und Mc Clellan feuerten jetzt durch ein Loch über den Hof in die innere entgegengesetzte Mauer, in welcher sich das Pulvermagazin des Forts befand. Dies entschied. Um zwei Uhr am 11. April, dem Jahrestage der Einnahme von Fort Sumpter, zog Fort Pulasky die weiße Fahne auf. Sogleich setzte ein Boot über, um die Sterne und Streifen aufzuziehen, und das achte Maine-Regiment hatte die Ehre, seine Fahne zu diesem Zwecke hergeben zu dürfen.

Am nächsten Morgen begaben auch wir uns ins Fort; es war ein Bild der Zerstörung. Fünf Geschütze waren gänzlich demontirt, eine der Barbette-Kanonen in den Hof hinunter gestürzt. An der südöstlichen Ecke befand sich eine Bresche von ungefähr zwölf Fuß im Geviert und an der entgegengesetzten Seite ein Loch in der Mauer, welches nur noch zwei Zoll Masse bis zum Pulvermagazin übrigließ; ein einziger Schuß hätte jeden Augenblick das ganze Fort in die Luft sprengen können, und dieser Umstand hatte zur Uebergabe geführt. Der ganze Hofraum war mit Steintrümmern, Holzstücken und Bombensplittern bedeckt, viele der Kasematten durchbrochen; kurz man mußte die Ausdauer bewundern, mit welcher sich die kleine Besatzung der Rebellen, ungefähr 200 Mann, so lange gehalten hatte. Die Hälfte derselben bestand aus Deutschen, welche namentlich in Georgia zum Dienst gepreßt worden waren, aber jetzt sich als die erbittertsten Feuerfresser gerirten und mit der ganzen Verachtung südlicher Ritter auf die gewinnsüchtigen Yankees schimpften. Ihr Aeußeres hatte nichts Empfehlenswerthes, und nur selten sah man in ihrem Anzug einen Lappen, welcher einst zu einer Uniform gehört haben mochte; zerlumpt und schmutzig wie die Falstaffsche Garde sahen sie aus, selbst die Gesichter entsprachen in ihrem desperaten und verkommenen Ausdruck dieser Annahme. So viel ich mich erinnere, trug nur der Oberst eine volle Uniform in Grau, geschmackvoll mit Goldborden in Washingtons Stil garnirt; die übrigen Offiziere hatten sich je nach Geschmack und Mitteln möglichst militärisch herausgeputzt, hatten aber ebenfalls mit wenigen Ausnahmen ein solches Lumpenaussehen, daß man ihnen nicht viel zutrauen konnte. Hätte mir Jemand diese Horde an einem andern Orte als die heldenmüthige Besatzung des Fort Pulasky vorgestellt, ich würde es nimmermehr geglaubt haben. Die Leute schienen durchaus nicht niedergeschlagen und machten ihrem Haß gegen die Yankees in den unzweideutigsten Worten Luft. Auch läugneten sie hartnäckig, Verwundete oder Todte zu haben außer den wenigen, welche wir im Spitale vorfanden. Doch diese Behauptung erwies sich später als lügenhaft. Einer von der Besatzung nämlich, dem beide Beine abgeschossen waren, äußerte, als er dem Tode nahe war, den Wunsch, „bei den übrigen" begraben zu werden, und bezeichnete einen Ort außerhalb des Forts, wo wir auf Nachsuchen erst funfzehn Todte, später noch mehr fanden.

Sie hatten die Gefallenen während des Bombardements hinausgeschleppt und im Sumpfe eingescharrt.

Mit der Einnahme von Fort Pulasky glaubte man nun das Haupthinderniß zur Eroberung Savannahs beseitigt, und allgemein wurde ein Vorrücken auf dem Wasserwege erwartet, doch stieß man auf größere Schwierigkeiten, als man gedacht. Die Secessionisten hatten an allen schiffbaren Creeks starke Werke angelegt, welche die Kanonenboote um so wirksamer an ihrer Fahrt verhinderten, als die Enge der Gewässer nur je einem Schiffe zur Zeit Zutritt gestattete. Namentlich Fort Jackson, ein bedeutendes Erdwerk mit starker Besatzung und die Thunderbolt-Batterie auf Wilmington-Eiland boten der Stadt, welche mittlerweile auch befestigt worden war, den wirksamsten Schutz.

General Hunter mußte sich daher einstweilen mit der Besetzung des Forts und der umliegenden Inseln begnügen und concentrirte seine Hauptmacht auf James-Island, wo er dem Feind einen entscheidenden Schlag beizubringen und ihn ganz auf die Stadt zurückzuwerfen hoffte; von dieser Seite war mehr Aussicht vorhanden, jenen Werken beizukommen und den Wasserweg nach der Stadt zu erzwingen.

Ob und in wie weit diese Bewegung zu rechtfertigen war und wem das unglückliche Treffen, in welchem kurz nachher die Bundestruppen von James-Island vertrieben wurden, zur Last zu legen ist, läßt sich kaum entscheiden; jedenfalls illustrirte auch dieser Umstand wieder die Thatsache, daß selbst die Eroberung des Fort Pulasky keine Entschädigung für Shermans Nachlässigkeit mehr bieten, also die Expedition, von Anfang an verfehlt, durchaus nicht dem Aufwand von Geld und Kräften entsprechen konnte, welcher auf sie verwandt worden war.

Vermischte Literatur.

Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Von Ludwig Häusser. Dritte sehr veränderte und vermehrte Auflage. Zweiter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1862.

Wir müssen uns für heute mit einer kurzen Anzeige dieses Bandes der neuen Auflage und mit einer bloßen Uebersicht über die bedeutenden Veränderungen be-

gnügen, welche das treffliche Werk hier auf Grund des neuen Materials erfahren hat, dessen Benutzung dem Verfasser durch den Zutritt zu den Acten des preußischen Staatsarchivs möglich wurde. Zunächst sind die Schwankungen und die allmälige Wandelung der preußischen Politik in der Periode vom Baseler Frieden bis zum Vertrag vom 5. August 1796, der das gut hieß, was man kurz vorher noch bekämpft, und das Doppelverhältniß, in welchem sich Preußen in der Zeit der Verträge von Leoben und Campo Formio zu Frankreich einerseits und zu den Mächten der Coalition andrerseits befand, um vieles vollständiger dargestellt als früher. Dann gibt die neue Bearbeitung ein deutlicheres Bild vom Rastatter Congreß und namentlich von den Ursachen, aus denen trotzdem, daß Einzelne die Lage richtig beurtheilten, eine bessere Gestaltung der Dinge unmöglich war. Mehrfache Ergänzungen haben ferner der Abschnitt über die Zeit zwischen dem Frieden von Luneville und der Vollendung des Reichsdeputationshauptschlusses und das Capitel über die hannöversche Invasion erhalten. Noch werthvollere Bereicherungen endlich erfuhren die letzten Stücke des Bandes, der Abschnitt über die sehr charakteristischen Verhandlungen in Bezug auf ein Bündniß zwischen Preußen und Frankreich, die in den Jahren 1803 und 1804 stattfanden, das Referat über die ersten Ansätze zur Bildung des Rheinbundes im Herbst des letztgenannten Jahres und die Geschichte der Coalition von 1805. „Außer den Correspondenzen mit Lucchesini in Paris, Keller und Finkenstein in Wien, Goltz in Petersburg, Jacobi in London besitzt das k. preußische Staatsarchiv hier eine Fülle kostbarer Materialien, welche sich ganz im Allgemeinen auf die Coalition von 1805 und deren Folgen beziehen, von einer sorgsamen und kundigen Hand, vielleicht auf Hardenbergs Anregung, so gesammelt und geordnet. Von Wintzingerodes, Nowosilzoffs und Durocs Sendung an bis zu der Brünner Mission von Haugwitz und den Verträgen von Schönbrunn und Paris war es hier möglich, aus der Fülle originaler Mittheilungen zu schöpfen", und so hat dieser Theil des Werkes fast auf jedem Blatte die wichtigste Ergänzung und Vertiefung gewonnen. Indem wir uns vorbehalten, in einer der nächsten Nummern ausführlicher über diese Capitel zu berichten, empfehlen wir das ganze Werk in seiner neuen Gestalt allen Freunden vaterländischer Geschichte angelegentlich.

Deutsche National-Bibliothek. Volksthümliche Bilder und Erzählungen aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von Ferdinand Schmidt. Berlin, Verlag von B. Brigl.

Von diesem sehr zeitgemäßen, durch die ersten Namen deutscher Geschichtschreibung unterstützten Unternehmen liegen uns jetzt 15 Lieferungen oder Halbbände vor, welche folgende Arbeiten enthalten: Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Daseins von Georg Weber — Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauencultus von Jacob Falke — Deutschlands trübste Zeit oder der dreißigjährige Krieg in seinen Folgen für das deutsche Culturleben von Karl Biedermann — Blicke in das kunst- und gewerbreiche Leben der Stadt Nürnberg im sechszehnten Jahrhundert von Johannes Voigt — Deutsche Kaiser von Karl dem Großen bis Maximilian dem Ersten

)n Georg Waitz — Kaiser Heinrich der Vierte von K. A. Mayer — Luther. Ein utsches Heldenleben von A. Schottmüller. Jeder der Mitarbeiter gibt zugleich ine Selbstbiographie, welche mit dem Porträt des Betreffenden (in Holzschnitt) aus- ſtattet iſt. Die Sprache und Darſtellung der Beiträge macht dieſelben Allen zu- inglich, welche im Beſitz einer guten Mitteldurchſchnittsbildung ſind. Die Tendenz s Herausgebers, Sinn und Begeiſterung für die nationale Geſchichte in den wei- ſten Kreiſen zu erwecken, eine Tendenz, der wir lebhaften Beifall zollen und beſten rfolg wünſchen, wird dadurch jedenfalls ihr Ziel erreichen, zumal die Aus- attung des Unternehmens in Papier und Druck ſehr ſauber, der Preis unge- ıein wohlfeil iſt. (Der Bogen koſtet nicht mehr als einen Silbergroſchen.) Was en innern Werth der einzelnen Arbeiten betrifft, ſo iſt derſelbe allerdings ver- ſchieden, als Ganzes aber verdient das Unternehmen die Anerkennung, daß es die :rwartungen, welche die erſte Ankündigung erregte, erfüllt hat, und wir haben ur in Betreff der Gegenſtände, welche uns bis jetzt vorgeführt worden ſind, eine lusſtellung zu machen, reſp. einen Wunſch für die Zukunft auszuſprechen. Wie die bige Ueberſicht zeigt, behandeln die bisher erſchienenen Lieferungen vorwiegend die eutſche Geſchichte vor der Reformation, und wenn wir Deutſchen auch mit der iittelalterlichen Welt weniger bekannt ſein mögen als ſelbſt mit dem Alterthum,)enn ſonach hier Belehrung beſonders noth zu thun ſcheint, ſo leidet doch unter)lcher Bevorzugung des Mittelalters die erziehende Wirkung des Unternehmens. lnſre Gegenwart hat ihre Wurzeln in den letzten drei Jahrhunderten, und dieſe recht lar werden zu laſſen vor den Augen des geſammten Volks ſollte Hauptſtreben des Herausgebers und der Mitarbeiter ſein; außerdem aber verſpricht ja der Titel aus- rücklich auch Bilder aus der Gegenwart.

Sollen wir die einzelnen Bücher der Bibliothek ihrem Werth nach claſſificiren, o nimmt unſtreitig die erſte Stelle die Arbeit von Waitz ein, welcher uns mit weni- ,en Strichen, aber mit der Sicherheit des gründlich Eingeweihten die Charakterbil- er unſrer Kaiſer nach den politiſchen Grundſätzen, die ſie vertreten, und den Zu- änden, die ihr Handeln im Innern wie gegen das Ausland beſtimmten, klar und nſchaulich vorführt. Die zweite Stelle möchten wir Schottmüllers „Luther“ an-)eiſen, einer Erzählung, die in ihrer Einfachheit und ihrer warmen Empfindung echt eigentlich den Ton des Volksbuchs trifft. Ebenfalls recht anſprechend iſt Webers Bericht von der Urzeit der Germanen, der ſich durch geſchickte Verwendung er Quellen und ſchließlich durch eine gute Ueberſicht über das empfiehlt, was die :eueſte Forſchung in Betreff der Stammeintheilung und Verfaſſung der alten Deutſchen zu Tage gefördert hat. Sehr anziehend iſt ferner das Bild, welches Falke von dem deutſchen Ritterthum im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, ſeiner Stellung zu der Frauenwelt, ſeinen Burgen, ſeinen Feſtlichkeiten und ſeinem Verfall ,egenüber dem Bürgerthum entwirft. Ein glücklicher Griff ſodann iſt es, wenn Voigt eine Darſtellung des alten Nürnberg in die Form eines Beſuchs einkleidet, den ein Hochmeiſter des deutſchen Ordens, Herzog Albrecht von Preußen, den dortigen Künſtlern und Handwerkern abſtattet. Der Beitrag Biedermanns iſt etwas farblos ınd gibt zu viel Reflexion, zu wenig Beiſpiele, und Mayers „Heinrich der Vierte“

verräth mitunter gar zu sehr die Absicht, aus den Kämpfen jener Zeit Capital fü die Gegenwart zu machen.

Der Staat oder die Staatswissenschaften im Lichte unsrer Zeit. Von eine Staatsmanne a. D. Leipzig, F. W. Grunow. 1862. 1. und 2. Band.

Der erste Band dieses Unternehmens, welches sich ein „unentbehrliches populär Handbuch und Rathgeber für alle Classen und Berufsstände des deutschen Volke nennt, gibt einen Ueberblick über die Grundlagen der Volkswirthschaftslehre (n Roschers Plan), in welchem nach einander die Erzeugung der Güter und die Begri der Theilung und Vereinigung der Arbeit, Freiheit und Unfreiheit derselben, Eig thum und Credit, dann der Umlauf der Güter, Preis, Geld u. s. w., ferner d Vertheilung und die Consumtion der Güter, endlich die Bevölkerung abgehande werden. Der zweite betrachtet das Gebiet der Urproduction: Ackerbau (sehr ausführl indem unter Anderm die Entstehung und der allgemeine Charakter sowie die e zelnen Arten desselben, ländliche Gemeindeverhältnisse und erbrechtliche Verhältnisse de Grundeigenthums, das Grundeigenthum des Adels und der todten Hand, die bäuerlich Lasten, das landwirthschaftliche Creditwesen, die Theilbarkeit des Grundbesitzes, der V kehr mit landwirthschaftlichen Produkten, das landwirthschaftliche Versicherungswe u. A. erörtert worden) dann Jagd und Fischerei, Viehzucht und Forstwirthschaft. Die s teren Bände werden sich mit der Stellung von Gewerbe und Handel in der Volkswir schaftslehre, dann mit der Lehre vom Gemeinde- und Staatshaushalt, mit dem Staatsre dem Völkerrecht, der Politik und schließlich mit der vergleichenden Statistik beschäftige Indem wir eine Beurtheilung der Leistungen unseres Verfassers für die Zeit au sparen, wo das Ganze vorliegt, oder doch die Volkswirthschaftslehre abgeschlosse ist, bemerken wir hier nur, daß derselbe im Wesentlichen von freisinnigen Grun sätzen ausgeht, und daß er zwar eben keine neuen Gedanken aufstellt, aber immerhi eine im Allgemeinen brauchbare Uebersicht über die Ergebnisse der von ihm behan delten Gebiete liefert.

Vorwände und Thatsachen. Ein Beitrag zur Kritik der Oppositi gegen den Handelsvertrag vom 2. August 1862. Berlin, 1862, Verlag vo Georg Reimer.

Allen etwa noch Zweifelhaften als ebenso schlagend in seinen Gründen w lichtvoll in seiner Sprache bestens zu empfehlen. Möge, wer in der Angelegenhe wirken kann, dazuthun, daß namentlich der Satz Beachtung finde: „Jedenfal ist eine schleunige Entscheidung wünschenswerth, damit die betheiligten Interes Zeit gewinnen, sich auf die Trennung (der süddeutschen Königreiche) vorzubereit und die unvermeidlichen Nachtheile derselben möglichst zu mildern."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Kurhessische Briefe.

1. 19. Nov.

Herr von Bismark hofft in seiner jüngsten Note die kurhessische Verfassung künftig als eine innere Angelegenheit betrachten zu können und von derselben nichts mehr zu hören. Vielleicht hegt mancher unserer Leser denselben Wunsch. Aber das Schicksal ist zuweilen unerbittlich. Wir fürchten sehr, auch Herr von Bismark wird von Kurhessen noch zu hören bekommen, oder wenigstens sein Nachfolger.

Hassenpflug freilich ruht im Grabe; aber die übrigen inländischen Faiseurs sind noch obenauf. Von den auswärtigen dominirt Herr von der Pfordten in der Eschenheimergasse, Graf Rechberg sitzt in der Wiener Staatskanzlei, und Herr Ubden in Berlin speist vertraulich am Hofe. Kann es da Wunder nehmen, wenn die Dinge in Kassel nicht vorwärts gehen? Der Bundestag hat freilich unsere Verfassung wiederhergestellt, und eine landesherrliche Verkündigung vom 21. Juni 1862 setzte dieselbe auch in Wirksamkeit. Aber zu einer wirklichen Lebensthätigkeit ist die Verfassung bis jetzt nicht gelangt.

Am 24. Mai wurde in Frankfurt der entscheidende Beschluß gefaßt. Zunächst zögerte die officielle Kasseler Zeitung mit der Bekanntmachung; dann zögerten die Minister mit ihrer Entlassung. Als diese endlich auf Commando eingereicht war, fanden weitläufige Verhandlungen und Unterhandlungen über die Bildung eines neuen Cabinets statt. Man sagt, es seien Scheinverhandlungen gewesen. Da plötzlich, am 21. Juni Nachmittags, wurde die getreue Residenzstadt Kassel durch die Nachricht allarmirt: „Ein neues Ministerium ist gebildet. Herr von Dehn-Rothfelser und Herr v. Stiernberg stehen an der Spitze. Der Kurfürst Höchstselbst hat soeben dem Generallieutenant von Haynau in dessen Privatwohnung den gelungenen Coup verkündigt: Haynau und der östreichische Gesandte sind die Seele der Intrigue &c." In den Mienen aller Patrioten — und die Stadt Kassel besteht nur aus Patrioten — war ein wunderliches Gemisch von Zorn und Hohnlachen zu lesen. „Also Herr v. Dehn soll unsre Verfassung wieder herstellen; der würdige Schwager Abées, der unbeugsame Landtagscommissar, der Mann, welcher in alle Intriguen des Ver-

fassungsumsturzes eingeweiht war und bei denselben geholfen hat? He v. Stiernberg will die Verfassung wieder herstellen; derselbe Herr v. Stiernb von dem noch jüngst in der Kasseler Zeitung ein Inserat zu lesen war, we die 1860er Verfassung als die allein rechtmäßige und zuträgliche bezeichnet Herstellung der 1831er Verfassung aber als eine Unmöglichkeit hingestellt wur Und die Justiz soll Herr Pfeiffer verwalten, der getreue Diener Abées, das zige Obergerichtsmitglied zu Rotenburg, welches im Jahr 1850 seine fassungsmäßige Schuldigkeit nicht gethan hat? Und Herr v. Osterhausen Krie minister — er, der damals seinen Verfassungseid als untergeordnet betrach und dafür mit einem Orden belohnt wurde? Wirklich! Das also wären Männer, in deren Hand die Wiederaufrichtung unseres Rechts gelegt werde soll?" Solche und noch viel bedenklichere Reden waren an allen Straßenecke zu hören. Der 21. Juni verlief im Uebrigen ruhig, und der 22. Juni, Sonntag, kam heran. Ueberall sah man Leute, welche das Geschehene leb besprachen, und überall hörte man die Frage: was wird jetzt Preußen thun

So kam der Nachmittag, und mit ihm die erste Nachricht: „die Preuße marschiren." Der Telegraph arbeitete wie rasend. Er brachte von allen Seit die Bestätigung, daß die preußischen Truppen massenhaft in Bewegung gese seien, vom Rhein, aus Westphalen, von Erfurt, vom Eichsfeld. Dabei mu man sich erinnern, daß Kassel von den Grenzen Westphalens und des Eichs feldes in einem Tagemarsch erreicht werden kann, auch ohne Eisenbahnverbindung Die Bevölkerung gerieth in eine summende Bewegung. Im Palais soll d Verwirrung grenzenlos gewesen sein. Die Insassen, Adjutanten, Minister, L kaien, Gendarmen 2c. Alles rennt in voller Bestürzung durch einander. Ordres Einpacken, neue Meldungen, neue Anordnungen folgen die ganze Nacht. Es wird glaubhaft versichert, die Aufregung habe sich an gewisser Stelle in eine körperlichen Affection mit denjenigen Symptomen geäußert welche plötzliche Schreck zuweilen veranlaßt.

Jetzt ward auch das schon Tags zuvor von den Ministern in Berathung genommene Manifest hervorgeholt und sofort in die Druckerei gegeben. Noch spät am Abend mußten Polizeidiener, Nachtwächter 2c. die nassen Abzüge in den öffentlichen Localen verbreiten, um die wachsende Aufregung zu beschwich tigen. Diese Abdrücke waren vom 22. Juni datirt. Ueberhaupt hat jenes Manifest einen eigenthümlichen Entstehungsproceß durchgemacht. Dasselbe wa von den liberalen Ministercandidaten — Zuschlag und Wiegand — verfaßt und mit dem Programm dieser Männer dem Kurfürsten vorgelegt. Diesen Entwur haben die neuen Minister adoptirt und lediglich einige Aenderungen mit Blei stift bewerkstelligt. Einzelne Paragraphen sind weggefallen, andere durch Aus lassungen verstümmelt. Das ist nun die landesherrliche Verkündigung des 21. Juni; denn die späteren officiellen Abdrücke erhielten dieses Datum, wa

enn auch die Bleistift-Redaction schon am 21. Juni stattgefunden zu haben heint.

Die Residenz erwachte am 23. Juni mit der landesherrlichen Verkündigung, ser — ohne die erwarteten Preußen. Wäre am Abend des 22. Juni nur ne halbe Compagnie Preußen vor den Thoren von Kassel erschienen, man ürde wunderliche Dinge erlebt haben. So verlief aber Alles ganz glatt, und ir dieses Mal war man im Palais noch mit der ausgestandenen Angst und eren momentanen Folgen davongekommen.

Mit jener landesherrlichen Verkündigung war die so lang und so heiß sehnte Verfassung zurückgegeben, aber nicht die leiseste Spur einer Freudenezeigung von Seiten der Bevölkerung konnte man bemerken. Die begleitenden .mstände machten dieses unmöglich. Auf den Inhalt der landesherrlichen Verindigung werden wir später zurückkommen. Der Kurfürst setzte die Vorbereiıngen zu seiner Badereise fort, und die neuen Minister waren bemüht, die ündigsten Versicherungen zu verbreiten, daß es ihnen mit der Wiederherstellung er Verfassung voller Ernst sei. Blieben auch die Versicherungen des Herrn on Stiernberg durch eine gewisse Geradheit nicht ohne Eindruck, so konnten ie des Herrn von Dehn-Rothfelser, in Anbetracht seiner Antecedentien einleiche Wirkung nicht haben. Wirklich wurde auch dem Kurfürsten, noch vor :iner Abreise nach Teplitz, eine von tiefem Mißtrauen erfüllte Adresse der Vertreter der Kasseler Bürgerschaft überreicht.

So hatten denn die Minister ein schweres Werk auf ihre Schultern geommen. Auch den besten Willen vorausgesetzt, werden sie, so mußte man chließen, kaum im Stande sein die Last zu bewältigen.

Herr v. Stiernberg, aus einer nicht begüterten Familie stammend, oelche der hessischen Ritterschaft nicht angehört, war ursprünglich Jurist. Er ekleidete im Jahr 1850 die Stelle eines Justizbeamten zu Fritzlar und wurde on Hassenpflug nach dem Sturz der Verfassung zum Polizeidirector der Reidenz erkoren. Kein Zweifel, daß Hassenpflug in ihm ein brauchbares Werkeug seiner Absichten zu finden hoffte. Später als Landrath nach Eschwege ersetzt, hat er zuletzt die Stelle eines Bezirksdirectors zu Schmalkalden bekleiet. Er wird als ein einsichtsvoller, thätiger, wohlwollender Mann bezeichnet, er Abends bei einem Glase Wein gesellige Unterhaltung liebt. Kenntnisse, vie sie für einen Minister des Innern erforderlich sind, hat er sich kaum eroerben können, und von seiner politischen Begabung legt sein obenerwähntes Inserat zu Gunsten der mißgeborenen Verfassung kein vortheilhaftes Zeugniß ιb. Redliches Streben und Festigkeit wird man gleichwohl bei ihm anerkennen nüssen, wenn sich diese Eigenschaften hiernächst bewähren. Herr v. Stiernberg hat sogar eine gewisse Popularität schon dadurch erlangt, daß die „Mucker" ihn hassen, und ihre giftigsten Pfeile auf ihn abschießen. Es geschieht dieses

öffentlich durch die Vilmarsche „Hessenzeitung“ und heimlich durch den Kan
einer gewissen Kammerfrau.

Herr v. Dehn-Rothfelser, aus einer alten, aber nur gering begüter
Adelsfamilie der Provinz Hanau abstammend, ist ebenfalls Jurist. Ein glan
Herr! Von der Routine der Finanzverwaltung, geschweige denn von Finan
wissenschaft, weiß er schwerlich auch nur das Nothwendigste. Es kann also n
seine politische Richtung sein, welche ihn zu dem Posten eines Finanzminister
empfohlen hat. Diese politische Richtung ist aber mehr als bedenklich. A
Vertreter eines Prinzen hat er in der Ständeversammlung schon vor 1848 en
schieden verfassungsfeindliche Tendenzen an den Tag gelegt. Nach dem A
leben Kurfürst Wilhelm des Zweiten im Herbst 1847 war er in den damals sch
eingeleiteten Verfassungsbruch, der bekanntlich an dem Verfassungseid der Arm
scheiterte, eingeweiht. Seit 1850 war Herr v. Dehn ein getreues Werkz
des Hassenpflugschen Verfassungsumsturzes und der Vilmarschen Richtung i
kirchlichen Angelegenheiten ergeben. Von der Immoralität, welche darin lieg
daß Herr v. Dehn sich jetzt plötzlich einem Ministerium zugesellte, dessen
wesentliche Aufgabe in der Wiederherstellung der von ihm bekämpften Verfas
sung bestehen sollte und bestehen mußte, scheint er kaum eine Ahnung zu haben
Eine gewisse Harmlosigkeit, Gutmüthigkeit, und unbegrenzte Fügsamkeit schein
seinen Schritt erleichtert zu haben.

Ueber Herrn Pfeiffer, den Justizminister, ist dem schon Gesagten kaum
etwas beizufügen. Er ist übrigens gleichfalls der Vilmarschen Richtung zugethan
und zwar viel mehr als einem Leiter der Justiz zu wünschen ist. Herr
v. Osterhausen ist inzwischen schon an den Aufregungen, die sein Posten
bei dem Charakter des Kurfürsten mit sich bringt, erkrankt, und das Kriegs
ministerium wird dermalen von dem Obersten Kellermann versehen.

Aus diesen Männern ist also das Ministerium zusammengesetzt, welches
die Verpflichtung übernommen hat, die Verfassung wieder herzustellen. Daß
die einzelnen Elemente dieses Ministeriums unter sich nicht homogen sind
wurde schon angedeutet. Während die Mehrzahl der Vilmarschen Richtung er
geben ist, wird Herr v. Stiernberg von den Vilmarianern offen und heimlich
angefeindet. Daraus ergibt sich mit innerer Nothwendigkeit die auch schon
offenkundig gewordene Thatsache, daß das Ministerium, trotz aller übernommenen
Solidarität, nur aus äußerer Nöthigung eine geschlossene Einheit bildet, so
wohl dem Kurfürsten, als den Vertretern des Landes gegenüber. Die von
Herrn von Stiernberg in Angriff genommene Reform der Hassenpflugschen
Schulordnungen ist deshalb auch schon ins Stocken gerathen. Den schwersten
Stand hat das Ministerium, wie jedes seiner Vorgänger, dem Kurfürsten gegen
über. Nicht allein die natürliche Abneigung des eigenwilligen Herrn gegen die
Wiederherstellung der Verfassung ist zu überwinden; sondern auch der von de

ilmarianern künstlich hervorgerufene Druck. Vilmar in seiner „Hessenzeitung" at das Ohr des Landesherrn, und er weiß, trotz aller äußern Plumpheit, ine Zwecke überaus schlau zu verfolgen. Der Kurfürst ist zwar von jeher, ach seinem ganzen Naturell, Vilmar und seinem Anhang nichts weniger als ewogen; aber er meint für den Augenblick in diesen Leuten die einzig zu Gebot stehenden Werkzeuge gefunden zu haben. In Wirklichkeit ist freilich die Sache völlig umgekehrt. Im Jahre 1848 rc. sollte die „Freiheit der Kirche" die Vilmarsche Kirchenherrschaft begründen. Damals sollte das landesherrliche Episcopat als mit der „Freiheit der Kirche" im Widerspruch stehend beseitigt verden. Jetzt soll das landesherrliche Episcopat der Schemel sein, auf welchem Vilmar zu seinem Kirchenregiment emporsteigt. Die Abneigung, die im Palais gegen die Wiederherstellung der Verfassung herrscht, wird außerdem noch durch alle diejenigen unterstützt, welche bei dem Umsturz derselben geholfen haben und deshalb wo nicht für ihren Hals, doch für ihre Stellen fürchten.

Daß es unter solchen Umständen mit der praktischen Durchführung der Verfassung nicht vorwärts gehen will, kann nicht Wunder nehmen.

Die Stellung des Ministeriums den Ständen gegenüber ergibt sich hiernach von selbst. Man muß zugeben, daß das Ministerium bei den jüngsten Ständewahlen eine anerkennenswerthe Loyalität bethätigt hat. Nicht die geringste Spur einer Einmischung oder Beeinflussung der Wahlen war zu bemerken. Auch die Wahl des Landtagscommissars Schüler ist im Lande als eine durchaus passende anerkannt worden. Hiermit scheint sich aber auch die Kraft des Ministeriums erschöpft zu haben. Schon die Rede bei Eröffnung der Ständeversammlung zeigte seine trostlose Lage; nicht weniger die einzige Vorlage, welche den Ständen gemacht worden ist: der Entwurf zu einem Wahlgesetz. Als einfache Negation der bestehenden gesetzlichen Zustände will dieser Entwurf auf die Gesetzgebung von 1831, mit ihren guten und schlechten Eigenschaften, zurückgreifen. Und diesem Entwurf sind noch obendrein Motive dürftigster und bedenklichster Art beigefügt. Die Rückkehr zum Wahlgesetz von 1831 wäre an und für sich gewiß so übel nicht, auch im Lande vielfach willkommen. Aber es durften doch die wesentlichen Verbesserungen der späteren Gesetzgebung rc. nicht übergangen werden. Jedenfalls hätten die Gründe für die Rückkehr in einer passenderen Weise dargelegt werden müssen, wenn die Vorlage einige Aussicht auf Erfolg haben sollte. So wie die Sache aber liegt, könnte man fast versucht sein zu glauben, die Verwerfung der Vorlage sei von der verfassungsfeindlichen Partei selbst beabsichtigt. Es wäre das auch ganz im Vilmarschen Sinne. Seine Theorie geht nämlich dahin: „Das Wahlgesetz von 1849, welches die bundesrechtlich verbürgten Standschaftsrechte der Standesherrn und der Reichsritterschaft unberücksichtigt läßt, muß in Gemäßheit des Bundesbeschlusses vom 24. Mai einer Revision unterworfen werden. Bevor diese Revision stattgefunden

hat, sind die nach dem Wahlgesetz von 1849 gewählten Stände zur Vornahme von landständischen Befugnissen nicht berechtigt. Die einzige Aufgabe der jetzigen Stände besteht darin, ein neues Wahlgesetz zu Stande zu bringen. Bis dahin wird ohne Stände fortregiert." Die Logik des Herrn Vilmar wäre ganz scharfsinnig, wenn sie nicht einige Löcher hätte. Wenn die dermaligen nach dem Wahlgesetz von 1849 gewählten Stände überhaupt nicht zuständig sind zur Vornahme landständischer Geschäfte, dann sind sie auch nicht zuständig, ein neues Wahlgesetz zu berathen und zu beschließen, welches die Rechte der Standesherrn ꝛc. berücksichtigt. Daraus wäre dann zu folgern, daß die Standesherrn ꝛc. auch schon bei dem Zustandekommen des neuen Wahlgesetzes mitwirken müssen. Und in der That dürfte ein auf interimistische Zuziehung der Standesherrn gerichteter Antrag der Stände geeignet sein, einestheils dem Bundesbeschluß zu genügen, und anderntheils der Theorie des Herrn Vilmar, soweit sie Seitens des Ministeriums praktisch bethätigt werden will, auch den Schein eines Grundes zu entziehen.

Man kann aber auch noch weiter gehen. Die Standesherrn haben nach der Bundesgesetzgebung das Recht, aber nicht die Pflicht, Antheil an der Landesvertretung zu nehmen. Die Standesherrn müssen daher, nachdem sie sich früher in die Beseitigung ihres Rechtes ohne Widerspruch gefügt haben, jetzt dieses Recht, auf Grund des Bundesbeschlusses, von Neuem in Anspruch nehmen. Bevor sie diesen Anspruch erheben, und bis jetzt haben sie dieses nicht gethan, kann von einer Verweigerung bundesrechtlich zugesicherter Landstandschaft überhaupt nicht die Rede sein.

Es steht nicht gut mit einer Verfassung, bei welcher solche sophistische Fragen in den Vordergrund gestellt werden, um die verfassungsmäßige Wirksamkeit der Stände zu hemmen. Anstatt daß die Regierung bemüht sein sollte, die ohnehin schon verfahrenen Wege zu ebenen, werden neue Schwierigkeiten hervorgeholt. So hat denn auch die „Kasseler Zeitung", das Organ der Regierung, ausgeklügelt, und Vilmar in der „Hessenzeitung" secundirt weidlich: „Die Wiederherstellung der Verfassung ist lediglich eine restitutio ex nunc, das heißt eine solche, welche alle Regierungsacte während der Suspension der Verfassung zu rechtsbeständigen macht." Dieser dem Privatrecht entnommene Grundsatz der restitutio ex nunc soll alles Unrecht der Zwischenzeit in Recht verkehren und nebenbei über diejenigen, welche bei dem Verfassungsumsturz geholfen haben, einen schützenden Fittig ausbreiten.

Inzwischen scheint der Schwerpunkt unserer Lage auf eine andere Seite verlegt zu sein. Ganz unerwartet sprach sich die Kasseler Zeitung vom 17. October in einem Artikel „von der Fulda" dahin aus: „Nur darum kann es sich handeln, ob der gegenwärtige Landtag ausschließlich oder vorzugsweise die Aufgabe habe, ein neues Wahlgesetz zu vereinbaren. Sowohl der Bundes-

:schluß vom 24. Mai l. J. als die landesherrliche Verkündigung vom 1. Juni l. J. geben zwar hierüber keine directe Auskunft. Der §. 7. er Verkündigung sagt jedoch, „daß wegen Einberufung der Ständever- ımmlung alsbald weitere Anordnung getroffen werden solle, damit die durch :n Bundesbeschluß vorbehaltene Berücksichtigung der bundesrechtlich ver- ürgten Standschaftsrechte der Standesherren und der Reichsritterschaft bald-)unlichst ihre Erledigung finde." Außerdem gehört zu „denjenigen zunächst uf verfassungsmäßigem Wege zu vereinbarenden Abänderungen, welche zur erstellung der Uebereinstimmung mit den Bundesgesetzen erforderlich sind", ffenbar auch die Herstellung einer landständischen Verfassung (Art. 13 der Bundesacte), d. i. eines auf ständischer Gliederung beruhenden Wahlgesetzes. ;m Princip ist es also richtig, daß die gegenwärtige Versammlung erst auf- uhören hat, eine bundeswidrige zu sein, bevor sie die Vornahme von Land- agsgeschäften beanspruchen kann. In der Anwendung dieses Princips ergeben ch jedoch Modificationen dadurch, daß zur Zeit ein anderes Organ der Landes- ertretung nicht besteht und gewisse Geschäfte unaufschieblich sind; wobei wei- er davon auszugehen ist, daß die bundeswidrige Zusammensetzung des derma- igen Landtags darum seine Handlungen nicht gerade zu rechtsunbeständigen nacht. Die Regierung hat also insoweit freie Hand, dem Landtage Vorlagen u machen. Als eine solche durch die Landeswohlfahrt gebotene Vorlage sehen vir das Budget an. Wir gehen aber noch einen Schritt weiter: wir halten iese Vorlage für eine verfassungsmäßige Pflicht der Regierung. Der §. 3 er landesherrlichen Verkündigung vom 21. Juni l. J. läßt zwar die der- nalen bestehenden Steuern und Abgaben in Gemäßheit der zur Zeit gültigen gesetzlichen Bestimmungen bis zu der demnächstigen verfassungsmäßigen Fest- tellung des Staatsbedarfs forterhoben werden; und dies steht mit dem aus- rücklichen Motive des Bundesbeschlusses, „daß die seit dem Jahre 1852 er- assenen Gesetze so lange in Kraft bleiben, als sie nicht einer verfassungsmäßigen Abänderung unterliegen", in vollem Einklange. Andrerseits aber ist die Ver- fassung vom 5. Januar 1831 im Ganzen und namentlich mit den hier ein- schlägigen §§. 143 und 144 über den Staatshaushalt wieder in Kraft getreten und eben dadurch der Regierung nach unserer rechtlichen Ueberzeugung die Ver- pflichtung auferlegt, dem Landtage, wie er ist, die nöthige Budgetvorlage zu machen, um zu jener verfassungsmäßigen Feststellung des Staatsbedarfs zu ge- langen. Wir zweifeln nicht, daß dies auch die Auffassung der Regierung sein werde."

Nachschrift. Ueber die Verhandlungen der Ständeversammlung, die plötz- liche Vertagung derselben und die Ministerkrisis berichte ich für nächstes Heft.

Die Parteikämpfe in den freien Städten.

Die vier freien Städte Deutschlands sind bekanntlich als Republiken nicht recht anerkannt. Sie haben sich dem Einfluß der sie umgebenden Monarchien so wenig zu entziehen vermocht, daß ihre Existenz das monarchische Princip niemals auch nur im Entferntesten bedroht, in Schranken gehalten oder gemildert hat. Mit Ausnahme einiger Kirchthurmspolitiker in Frankfurt träumt denn auch wohl kein Freistädter von der Möglichkeit, seine Staatsform anstatt der rings um ihn herum herrschenden über das ganze Vaterland auszubreiten; und selbst in dem Frankfurter Preußenhaß läßt sich kaum ein Element entdecken, das aus der Angst entspränge, eines Tags in dem preußischen König einen über alle Deutschen, also auch über die Main-Republikaner gesetzten Monarchen anerkennen zu müssen. Gerade am Sitz des Bundestags fühlt man am besten, daß man anstatt Eines jetzt dreißig unverantwortliche Oberhäupter zu ertragen hat.

Gleichwohl fällt die Entwicklung des politischen Lebens in unsern freien Städten nicht schlechthin zusammen mit der in ihren Nachbarländern. Es behauptet seine Eigenthümlichkeiten, die zumal seit 1859 mit der zunehmenden Theilnahme des Volks an den Staatsdingen wieder schärfer hervortritt. Wenn dabei Hamburg und Frankfurt ihren Schwesterstädten voran sind, so ist das bei dem weltstädtischen Charakter derselben im Gegensatz zu dem mehr in sich abgeschlossenen Gepräge Bremens und zu Lübecks unbewegtem Pflanzendasein natürlich genug. Nur durch Hamburg und Frankfurt wogt der volle Strom heutigen Menschen- und Gedanken-Verkehrs — nur in ihnen schlägt die wechselnde Fluth der Zeit wirkliche Wellen, während sie in Bremen nur schwach, wenn auch stetig bewegt erscheint und in Lübeck zum Sumpf wird.

In den freien Städten fehlt dem zur Herrschaft aufstrebenden Bürgerthum ein Gegner, der ihm in den meisten monarchischen Staaten Deutschlands den Sieg noch streitig macht: der Junkeradel. In den freien Städten hat das Bürgerthum außerdem nicht wie in den monarchischen Staaten einen guten Theil seiner Kraft vermöge der Bureaukratie in den Dienst der feindlichen, sein Emporkommen niederhaltenden Gewalten geben müssen. Es vermag sich hier daher innerlich stärker, äußerlich ungehemmter zu entfalten, so viel Entfaltung der geringe Umfang des Gebiets nun eben zulassen will. Die Folge muß sein und ist, daß die aristokratische und die demokratische Tendenz des Jahrhunderts innerhalb des Bürgerthums selber einander in die Haare gerathen. Ueberall

anderswo in Deutschland haben sich die einstigen schroffen Spaltungen im Schoße des Liberalismus entweder schon ausgeglichen — wie in Bayern, Baden, Nassau, Kurhessen, Hannover, Mecklenburg und Schleswig-Holstein — oder sind nahe daran es zu thun — wie in Preußen, Sachsen, Hessen-Darmstadt und Würtemberg —: nur in den freien Städten Hamburg und Frankfurt wüthet der innere Kampf heftiger als je, und selbst in Bremen glimmt das Feuer deutlich unter der Asche, die es einstweilen noch bedeckt. Da aber die örtlichen Kämpfe zugleich die nationalen zu sein pflegen, so berührt sich hier das locale Interesse mit dem allgemeinen. Es kann dem Nationalverein nicht angenehm sein, daß sein früheres Hamburger Ausschußmitglied Riesser von seinem jetzigen Hamburger Ausschußmitglied Götte auf Tod und Leben verfolgt wird, noch ist es ihm von Nutzen, daß die Frankfurter Gothaer und die Frankfurter Demokraten, die sich beide mehr oder weniger zu ihm halten, einander gegenseitig weniger Gutes gönnen als jeder Theil der Reaction. Ein solcher fortlaufender Zank im Lager schwächt die Kraft der Partei, um so mehr als diese vorzugsweise in den moralischen Wirkungen ihrer Geschlossenheit, Einigkeit und inneren Stärke besteht.

In Frankfurt wie in Hamburg haben die Altliberalen das Regiment an die Demokraten abgeben müssen, dort schon vor Jahren, hier in diesem Augenblick; in Bremen behaupten sie einstweilen noch das Uebergewicht, aber mit abnehmender Sicherheit. Lübeck, wie gesagt, vegetirt nur und entwickelt sich etwa mit der Geschwindigkeit der Chinesen, kommt also nicht in Betracht. Daß die Demokraten in Hamburg und Bremen so sichtbar im Vorrücken begriffen sind, in Frankfurt wenigstens ihre nun schon vierjährige Herrschaft ungeschmälert festhalten, ist kein Wunder. Wenn die Massen sich mit politischem Bewußtsein erfüllen, ist allemal der Stern der Demokratie im Aufsteigen. Die Liberalen gewinnen Anhang, wenn die allgemeine Ermattung einer Reactionsperiode den wankelmüthigen Sinn der Menge von der Politik ab und auf den Individualismus der materiellen Interessen lenkt. Allein es ist ein Unterschied, wie sich im einen und im andern Falle diese nothwendige Verschiebung des Schwerpunkts vollzieht. Bleiben wir bei dem Falle stehen, der gegenwärtig gegeben ist. Der demokratische Zug des Augenblicks braucht sich keineswegs auf die Art geltend zu machen, daß die Altliberalen verdrängt werden, die Demokraten an ihre Stelle treten. Wenn die Altliberalen keine Doctrinäre sind, sondern wachsame Politiker, die sich auf die Beobachtung von Wind und Wetter verstehen und nicht säumen, die eben nothwendigen Maßregeln zu ergreifen, um sich auf der hohen See zu behaupten, so ziehen sie die demokratischen Führer rechtzeitig an sich heran und richten ihre Praxis auf die andrängende Theilnahme der Massen ein. Dies ist es, was die Hamburger und die Frankfurter Altliberalen, meist in Wirklichkeit ältere Männer, zu ihrem Schaden verfehlt haben —, was sich auch an ihren Freunden in Preußen ja so bitter gerächt

hat. Sie haben übersehen, daß ihre engern Kreise das Monopol der politischen Action nicht länger festhalten konnten. Anstatt ihre Reihen jedem jungen Talent zu öffnen, haben sie den Nachwuchs eher hochmüthig abgestoßen; anstatt sich bei Zeiten auf Volksversammlungen einzulassen, nach denen ein wachsendes Bedürfniß verlangte, sind sie dem System einer halb heimlichen aristokratischen Politik sklavisch treu geblieben. So ist es geschehen, daß während ihre Principien fortfuhren zu herrschen, ihre Personen rauh bei Seite geschoben wurden. So ist es selbst geringeren Geistern gelungen, sich auf den Schultern des großen Haufens an ihren Platz auf dem Vordersitz des Staatswagens zu schwingen.

Was Bremen betrifft, so macht dort der Besitz die regierenden Altliberalen träge. Sie lassen es gleichmüthig geschehen, daß der Ehrgeiz der Demokraten ihnen eine populäre Reform nach der andern vorwegnimmt, ohne vorherzusehen, was unausbleiblich kommen muß: daß bei zukünftigen Neuwahlen die Bevölkerung in jenen ihre wahren Vertreter findet. Der Geist der Jugend wendet sich so der Demokratie zu, und wird ihr zuletzt zum Siege verhelfen, wie er es in Hamburg und Frankfurt gethan.

Es scheint also, daß wir in den freien Städten unsre nationalen Wünsche vorzugsweise an die Demokratie zu richten haben. Möge sie denn stets bedenken, daß die Leichtigkeit unabsehbaren Vorwärtsdringens, deren sie sich in ihrem reinbürgerlichen Gemeinwesen erfreut, in den monarchischen Staaten ringsumher nicht vorhanden ist; daß sie also in Bezug auf gemeinsame vaterländische Angelegenheiten ihren Schritt zu mäßigen, sich nicht einem rücksichtslosen Sturmlauf zu überlassen hat.

Was aber unsre altliberalen Freunde in Hamburg und Frankfurt betrifft, so wird ihr häusliches Unglück sie hoffentlich nur um so freier machen für die Aufgabe des großen Vaterlandes, dem man ja heutzutage auch als Deutscher, nicht blos als Frankfurter oder Hamburger dienen kann; und die in Bremen sollten an der Geschichte der Schwesterstädte endlich erkennen, daß Geschehenlassen für eine politische Partei die denkbar schlechteste Politik und ein Versuch des Selbstmordes ist, während praktische Reformarbeit ihnen nicht nur ihren Besitz erhalten, sondern den Werth desselben wesentlich erhöhen würde.

Schweizerischer Gemeinsinn.

Wir haben vor Kurzem (Nr. 39 d. J.) auf einige dunkle Stellen im Culturleben der innern Schweiz hingewiesen. Heute gereicht es uns zu herzlicher Freude, von einer der vielen lichten Erscheinungen ein Bild geben zu können, welche den Eidgenossen mit Stolz und weite Kreise unter den Nachbarn mit lauter Bewunderung und stillem Begehren auf die Alpenrepublik und ihr Volk blicken lassen. Wir meinen den Brand von Glarus und die Aeußerungen des Gemeinsinns, welche dieses dunkelste Blatt in der neuesten Geschichte der Schweiz in eines der hellsten verwandelten und in glänzender Weise bekundeten, daß der alte Wahrspruch der Eidgenossenschaft: „Einer für Alle, Alle für Einen" noch in allen Schweizerherzen lebenswarme und fruchtbare Wahrheit ist.

Das Unglück, welches Glarus betraf, ist bekannt, die Art, wie geholfen wurde, nur zum Theil, und so mögen hier einige Auszüge aus dem Bericht folgen, welchen das Hülfscomité nach Schluß der Rechnungen über die Fülle von Gaben erstattete, die ihm zunächst aus dem Heimathscanton, dann aus der ganzen Eidgenossenschaft und zuletzt aus der großen, über die ganze gesammte Erde zerstreuten Schweizergemeinde sowie von ausländischen Wohlthätern zuflossen*).

In der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1861 hatte eine Brunst, vom Föhn in schrecklicher Heftigkeit angeblasen, das gewerbfleißige blühende Glarus zu mehr als zwei Drittheilen in einen Aschenhaufen verwandelt. Mehr als fünfhundert Häuser, darunter die ganze schöne Hauptstraße, die Kirche, die beiden Rathhäuser, das Regierungsgebäude, die Bank, waren zerstört, an dreitausend Menschen ohne Obdach, ein Schade von weit über acht Millionen Franken angerichtet. Aber so schwer das Unglück, so rasch und reich war auch das thätige Mitleid, welches auf die Kunde davon allenthalben im Schweizerlande sich regte.

Der Ruf des Hülfscomités war kaum ergangen, als schon von allen Seiten Gaben herbeiströmten, um Linderung der dringendsten Noth zu schaffen. In allen Cantonen traten Comités zusammen, beriethen die Regierungen über den rechten Weg zur Abhülfe, sandten zahlreiche Einzelne ihre Beisteuer zum Wieder-

*) Der Brand von Glarus am 10./11. Mai 1861. Berichterstattung des Hülfscomité in Glarus. Glarus, Buchdruck. von Fr. Schmid. 1862.

aufbau der so furchtbar heimgesuchten Stadt. Ein einziger Gedanke schien die nächsten Tage und Wochen das gesammte Schweizervolk zu erfüllen: Wiedereinsetzung der Glarner in den vorigen Stand, und von dem Kreise der Centralregierung bis hinab in die Kleinkinderschule, vom Landammann bis zum Dienstboten hinab organisirte sich Alles mit dem praktischen Blick, der den Schweizer auszeichnet, binnen Kurzem in so wirksamer Weise, daß das Wollen vom Vollbringen gekrönt wurde, wie selten in der Geschichte.

„So furchtbar in jener Schreckensnacht die Feuersäule emporgestiegen war, so herrlich brach auch überall das Feuer der Bruderliebe hervor, und es war kein Dörflein und kein Thal im Schweizerlande, wo diese Feuer nicht bis leuchteten."

Die Bureaux der Hülfscomités und der Zeitungen füllten sich mit Paketen für Glarus. Jung und Alt, Arm und Reich eilten mit Kleidern, Nahrungsmitteln und Geld auf Post und Bahnhof hin. Arbeitercorps in der Zahl von Hunderten gingen nach der Brandstätte ab, um bei Wegräumung des Schuttes zu helfen. Commissarien erschienen, um sich nach dem Bedürfniß der Beschädigten zu erkundigen. Kein Verein, keine Körperschaft, die nicht eine Gesellschaftsgabe dargereicht hätte. In Bern sandte, um nur Einiges zu nennen, die Cantonsregierung sogleich 10,000 Fr., verlangte aber vom Großen Rath noch die doppelte Summe hinzu, welche auch freudig bewilligt wurde. Für den ganzen Canton wurde auf Pfingsten eine Kirchensteuer angeordnet, die in der Stadt Bern allein über 10,000 Franken eintrug, und in den ersten Tagen nach dem Brande schon konnte das Hülfscomité die Summe von 90... Fr. nach Glarus abgehen lassen. Aehnlich bethätigte sich hülfreicher Patriotismus in den andern Cantonen, vor Allem in Zürich, Basel und Genf. Letzteres zeichnete sich dadurch aus, daß sich hier das erste Damen-Hülfscomité bildete. Zu Stanz in Unterwalden, wo in diesem Jahr das eidgenössische Freischießen abgehalten wurde, stellte man eine eigne mit schönen Ehrengaben ausgestattete Scheibe zum Besten von Glarus auf und hatte die Freude, als Ergebniß 13,3.. Franken absenden zu können. Aus dem reichen Basel gingen von Einzelnen Gaben von 4, von 3 und von 2000 Fr. ein, 20 Geber spendeten jeder 10.., 26 jeder 500, 39 zwischen 200 und 500. Fr. jeder. In St. Gallen steuerten selbst die Sträflinge von St. Jakob für die Abgebrannten ihr Scherflein. Sie wiesen darauf hin, daß wenn das Band bürgerlicher Ehre und Achtung zerrissen habe, das Band des Christenthums sie immer noch mit unglücklichen Mitmenschen verbinde, daß der in denkwürdigem Relief dastehende Verein am Moorgarten Zeugniß gebe, wie unter gegebnen Umständen auch verurtheilte Eidgenossen dem Vaterland noch nützlich sein könnten." Einstimmig beschloß die Bundesversammlung der Eidgenossenschaft: „der Bundesrath wird ermächtigt, dem Canton Glarus (welcher bei dem Brande nicht nur eine Anzahl

öffentlicher Gebäude verloren hatte, sondern auch genöthigt war, aus seiner Brandassecuranz die für ein so kleines Land*) sehr beträchtliche Entschädigungssumme von 2,660,000 Fr. zu zahlen) ein Darlehen von 1 Million Fr., für die ersten zehn Jahre zinsfrei, für die Folgezeit verzinslich zu zwei Procent, zu machen."

Und wie innerhalb der Heimath so zeigten sich auch in der Fremde die Schweizer eifrig in patriotischer Mildthätigkeit, und zwar bis weit in den fernen Westen hinein. Zu Neu-Glarus in Nordamerika, 1200 Meilen von Alt-Glarus entfernt, wohin die Kunde des Unglücks erst nach vier Wochen gelangte, wurden trotz der gegenwärtigen üblen Lage der Amerikaner in einer einzigen Stunde 1000 Fr. für die Brandbeschädigten collectirt, und zwei Tage später war ein Beitrag von 6000 Fr. beisammen. In Pittsburg und Philadelphia, in Neuyork und Cincinnati und andern Orten der Union, wo Schweizer in größerer Zahl sich niedergelassen haben, fanden gleichfalls Sammlungen statt. Aus Buenos Ayres, Lima, Pernambuco, Valparaiso, Mexiko und Rio Janeiro trafen beträchtliche Hülfsgelder ein, aus letzterem zugleich 2400 Pfund Kaffee, eine Spende des dortigen Schweizerconsuls. Deutschland und Frankreich gaben als Nachbarn der Eidgenossenschaft sehr reichlich, Italien, der dritte Nachbar, steuerte im Verhältniß zu seiner Größe nicht weniger. Von Holland, von England gingen beträchtliche Summen ein, selbst Spanien und Portugal, Rußland und die Türkei blieben nicht zurück, ja aus Persien und sogar aus China und Japan kamen Beiträge an.

Von deutschen Fürsten betheiligten sich, so weit dies aus unserer Liste zu ersehen, nur der König und die Königin von Sachsen mit je 375, der Großherzog von Baden mit 1200, der Herzog von Altenburg mit 93, und der Fürst von Reuß mit 46. Kaiser Napoleon der Dritte gab 5000, der Papst 2000 Fr. In Beirut steuerten unter andern elf Muselmänner zusammen 317 Fr. bei.

Die Gaben an Baarschaft vertheilen sich über die einzelnen Schweizercantone wie folgt:

Zürich sandte im Ganzen die sehr bedeutende Summe von 392,114 Fr. ein, wozu die Stadt Zürich über 130,000, Winterthur über 50,000, Uster mehr als 16,000, Wädenschweil über 10,000 beitrug. Bern steuerte 181,516 Fr., unter denen sich 30,000 Fr. Regierungsbeitrag, 71,000 Fr. Kirchensteuer im Canton und nahe an 4000 Fr. Gaben von Thun befinden. Aus dem Canton Luzern trafen im Ganzen 43,050, aus Uri 10,449, aus Schwyz 21,772, aus Unterwalden (mit Einschluß des Ertrags der Scheibe „Glarus" beim eid-

*) Glarus, der Kanton, hat nur 12½ Quadratmeilen Bodenfläche und etwa 32,000 Einwohner. Seine Einnahmen betrugen vor dem Brande circa 255,000 Fr., seine Schulden gegen 700,000 Fr., sein Aktivvermögen ziemlich ebenso viel. D. R.

genössischen Freischießen) 24,577, aus dem Canton Glarus 520,804 Fr. ein. Hier in letzterem zeigten einzelne Personen und Gemeinden eine wahrhaft großartige Mildthätigkeit. Zu Ennenda, welches fast 90,000 Fr. einschickte, gab die Firma Jenni und Compagnie allein 26,000 Fr., in der Gemeinde Glarus Johann Heer 40,000, J. Brunner-Streiff 15,000, H. Brunner 10,000, Richter 8000, Blumer und Tschudi ebenso viel, Trümpi jun. und Comp. 6000 Fr. In der Gemeinde Schwanden kamen über 63,000 Fr. zusammen.

Der Canton Zug ferner sandte eine Beisteuer von 19,657 Fr. ein. Freiburg gab 23,372, Solothurn 31,328, Basel-Stadt 128,700, Basel-Land 22,403, Schaffhausen 26,268, Appenzell-Außerrhoden 45,218, Appenzell-Innerrhoden 1,243, St. Gallen, wo die Firma Johann Hürlimann und Comp. in Rapperschwyl 10,000 Franken beigesteuert, im Ganzen 145,049, Graubündten 49,137, Aargau 103,056, Thurgau 80,266, Tessin 24,641, Waadt 132,782, Wallis 16,776, Neuenburg 72,288, endlich der Canton Genf 88,721 Fr.

Aus	Deutschland	gingen	im	Ganzen	153,624	Franken	ein*)
„	Frankreich	„	„	„	92,073	„	„
„	Amerika	„	„	„	86,957	„	„
„	Italien	„	„	„	57,140	„	„
„	Großbritannien	„	„	„	46,740	„	„
„	Holland	„	„	„	35,065	„	„
„	Türkei	„	„	„	33,165	„	„
„	Oestreich	„	„	„	23,291	„	„
„	Rußland	„	„	„	19,712	„	„
„	Preußen	„	„	„	12,158	„	„
„	Spanien	„	„	„	8,307	„	„
„	Belgien	„	„	„	4,893	„	„
„	Portugal	„	„	„	4,804	„	„
„	China und Japan	„	„	„	1,505	„	„
„	Persien	„	„	„	300	„	„

Selbstverständlich sind in diesen Gaben des Auslandes sehr beträchtliche Beisteuern der dort lebenden Schweizerbürger einbegriffen, ja dieselben trugen in mehren der Staaten, z. B. in Oestreich, in der Türkei, in England und dessen Colonien, in Rußland und Italien bei Weitem den größten Theil der eingehenden Unterstützungsgelder bei.

Die einzelnen deutschen Staaten folgen nach der Höhe ihrer Beiträge in nachstehender Ordnung auf einander: Würtemberg 27,038, Hamburg mit 20,344, Frankfurt mit 18,557, Baden mit 17,802, Bayern mit etwas mehr als 9000 Fr.

*) Hierbei sind nur die Mittel- und Kleinstaaten mitgerechnet, Oestreich und Preußen nicht

Bremen mit etwa hundert Franken weniger als das ganze Königreich Bayern, Sachsen mit mehr als 8000, Hessen-Darmstadt, Lübeck, Hessen-Kassel, Mecklenburg, Nassau, Hannover (mit 378) die thüringischen Staaten, Hessen-Homburg (mit 285) endlich Braunschweig mit 271 Franken.

Im Verhältniß zu ihrer Einwohnerzahl gaben demnach Frankfurt und die beiden westlichen Hansestädte am meisten, Bayern hätte, um in dieser Beziehung Baden gleichzukommen, statt ungefähr 9000 wenigstens 40,000 Franken beisteuern müssen. Hannover zeigte sich von allen deutschen Staaten am kargsten.

Die Gesammtsumme der schweizerischen Hülfsgelder betrug 2,208,197, die der ausländischen 544,293 Fr. Alles in Allem gingen in Baarschaft 2,754,606 Fr. für Glarus ein. Durch diesen großartigen Zufluß von Unterstützungen wurde es möglich, die arme Classe unter den Abgebrannten beinahe vollständig, die mittlere sehr reichlich zu entschädigen. Am Brandschaden waren 782 Parteien mit 2257 Personen betheiligt. Im Ganzen hatte das Feuer 593 Gebäude, Wohnhäuser, Magazine und Ställe zerstört, die einen Werth von 4,590,989 Fr. hatten, und 314 Besitzern gehörten. Zur Tilgung dieses Verlustes an Gebäuden trugen die Landesassecuranz 2,653,426 und die Hülfsgelder 742,651 Fr. bei, so daß ein Nettoschaden von 1,192,912 Fr. verblieb. Bei der Entschädigung wählte man billiger Weise eine Methode, welche die ärmste Classe am meisten, die Wohlhabenden stufenweise weniger, die Reichen gar nicht berücksichtigte. So erhielten von den Beschädigten 150 Parteien je 95, dann 83 Parteien je 85, ferner 18 Parteien je 75, endlich 7 Parteien je 65 Procent ihres Verlustes ersetzt, und 56 haben an den Hülfsgeldern gar nicht participirt. Der Mobiliarschaden belief sich auf 4,117,593 Fr. und vertheilte sich auf 763 Parteien. Davon deckten die verschiedenen Assecuranzen 1,429,147, die Hülfsgelder 1,446,467 Fr., so daß ein Nettoschaden von 1,241,979 Fr. blieb, der nach demselben System wie der Gebäudeschaden ausgeglichen wurde. 461 Parteien wurden mit 90, dann 145 mit 80, ferner 25 mit 70, endlich 6 mit 60 Procent entschädigt, und 126 Parteien bezogen als Capitalisten aus den Hülfsgeldern nichts.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so wurden von dem gesammten Brandschaden, der sich auf 8,708,582 Fr. belief, durch Assecuranzen und Hülfsgelder 6,271,691 Fr. gedeckt, und es blieb mithin ein Nettoschaden von 2,436,891 Fr. übrig, der bis auf eine Million den Capitalisten zufällt. Dabei sind die Sendungen an Effecten: Kleidern, Nahrungsmitteln u. a., die man auf mindestens eine halbe Million Franken abschätzen kann, nicht mitgerechnet.

Man darf wohl sagen: eine so großartige Hülfe in der Noth steht in der Geschichte ohne Gleichen da. Doch ist sie nicht ohne Erklärung. Die Katastrophe in Glarus fiel in den A n f a n g des Jahres der großen Feuersbrünste, als welches das Jahr 1861 in den Annalen unseres Säculums zu verzeichnen sein wird, und sie war so ungeheuer, daß sich die in der zunächst vorhergehen-

der Zeit nach keiner Richtung besonders stark in Anspruch genommene Wohlthätigkeit auf diesen Punkt als einen natürlichen Mittelpunkt concentriren mußte. Dann traf das Unglück ein strebsames, braves Volk, dessen fernere Existenz man nicht in Frage gestellt wissen wollte. Durch seinen Gewerbfleiß, der die Wasserkraft des Landes zur Entfaltung einer Fabrikthätigkeit benutzen ließ, wie sie kaum irgendwo anders in gleicher Ausdehnung angetroffen wird, durch seinen kaufmännischen Unternehmungsgeist, der in den entferntesten Gegenden der Erde blühende Handelsgeschäfte zu gründen gewußt, stand dieses Volk mit aller Welt in Verbindung, und so bildeten sich allenthalben Stationen für den hülfreichen Sinn, der durch die Trauerkunde von seinem Mißgeschick angeregt wurde. Der Hauptort Glarus galt als der Repräsentant des Cantons, dessen Firmen alle als Glarnerfirmen bekannt sind, und ist mithin der Name und das betroffene Volk überall accreditirt gewesen. Endlich aber und vor Allem hatte Glarus das Glück, der schweizerischen Eidgenossenschaft anzugehören, deren zu Anfang dieses Berichts erwähnte Devise: „Alle für Einen, Einer für Alle" nicht wie vielfach anderwärts nur eine hochklingende Redensart, sondern der Urgrund und das Lebensmark aller ihrer Bünde ist. Es erfuhr den Segen, ein Glied, ein Vaterlandsgenosse des Schweizervolks zu sein, das, in alle Welt zerstreut, doch Eines ist, wenn es daheim ein Nationalwerk auszuführen gilt.

Das aus seiner Asche erstehende Glarus wird eines der glänzendsten Zeugnisse, eines der edelsten Denkmäler dieses die Eidgenossenschaft beseelenden Geistes sein. Und es wird zugleich für die Achtung und Liebe zeugen, die weite Kreise im Ausland dem Schweizernamen zollen. „Wir sind aller Welt zum Schuldner geworden," sagt der Berichterstatter, dem wir im Vorstehenden folgten. „Unsre Noth war groß, die theilnehmende Liebe aber grenzenlos, und dafür wollen wir und soll das Glarus der Zukunft seinen getreuen Nothhelfern und Gott und den Brüdern, dankbar bleiben, so lange glarnerischer Grund und Grat bestehen.

Mac Clellan und die Potomac-Armee.

1. Die Entstehung der Armee.

Die folgenden Mittheilungen sind auszugsweise dem Bericht entnommen, welchen das vorletzte Heft der „Revue des deux Mondes" über den vor-

unglückten Feldzug des Unionsheeres gegen Richmond brachte, und der schon seines Ursprungs wegen — das Material dazu stammte offenbar aus den Tagebüchern und Briefen der orleanistischen Prinzen, die an jener Expedition theilgenommen — allgemeines Interesse beansprucht, aber zugleich durch militärisches Wissen, klaren Ueberblick über die Verhältnisse, im Ganzen unparteiisches Urtheil und anziehende Sprache sich dem Werthvollsten beigesellt, was bis jetzt über den großen amerikanischen Bürgerkrieg geschrieben ist.

Bei Veröffentlichung dieser Auszüge leitet uns aber neben den genannten Eigenschaften jenes Aufsatzes noch eine andere Absicht. Sie sind ein Seitenstück zu den Artikeln, welche d. Bl. in den letzten Wochen über eine andere Episode des Kampfes brachten, und als solches vielfach eine Bestätigung, theilweise eine Ergänzung und in einigen wesentlichen Punkten auch eine Berichtigung der dort ausgesprochnen Meinungen. Beide Berichterstatter haben, sofern sie Augenzeugen der von ihnen erzählten Thatsachen sind, Anspruch auf volle Glaubwürdigkeit. Betrachten wir dagegen ihre Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten sowie der Kriegführung als Ganzes, so ergibt sich ein nicht unbedeutender Unterschied. Der Verfasser der „Episode“ sah mit guten Augen, aber immerhin mit den Augen eines Laien in militärischen Dingen. Er hatte bei seinem Referat auf Niemand Rücksicht zu nehmen, aber er beurtheilte, auf dem linken Flügel der republikanischen Partei stehend, das, was nicht in das Bereich seiner eignen Beobachtung fiel, namentlich den Feldzug in Virginien und die Fähigkeit Mac Clellans, mehr nach dem Programm jener Partei, als nach genauer Kenntniß der einschlagenden Verhältnisse — beiläufig wie die große Mehrzahl der Berichterstatter, welche den deutschen Zeitungen über den Krieg correspondiren. Die Grundlagen der Abhandlung in der „Revue des deux Mondes“ dagegen sind von Militärs geliefert, die in der unmittelbaren Umgebung des Oberfeldherrn der Union in Virginien mitgefochten haben, als Fremde keiner Partei angehörig waren und als Ausländer von Distinction in den vornehmen Kreisen Washingtons und des Feldlagers, wie es scheint, zu Vertrauten mancher Pläne geworden sind, von denen man nicht einmal gern zu einheimischen Freunden sprach, und so würden wir die von ihnen abgegebenen Urtheile ganz ebenso wie die Erzählung ihrer Erlebnisse für den vollen Ausdruck der Wahrheit halten müssen, wenn sich nicht hier und da Bedenken regten, ob nicht Rücksicht auf die genossene Gastfreundschaft und Scheu vor Gegenangriffen in delikater Stellung Einiges habe verschweigen, Anderes habe günstiger darstellen lassen, als es verdiente.

Die Wahrheit dürfte sonach in Betreff der Thätigkeit Mac Clellans während des virginischen Feldzugs — um diese vorzüglich dreht sich die Differenz — etwa in der Mitte zwischen den Urtheilen beider Berichterstatter und eher mehr in dem Folgenden als in dem früher Mitgetheilten liegen. Mit andern

Worten: der General mag kein so bedeutender Strateg sein, wie er hier erscheint, gewisser aber noch ist, daß er nicht so unfähig, wie er dort geschildert wurde, gehandelt hat, und daß er zwar kein Abolitionist, aber auch nicht der Verräther an den Interessen der Union war, für den ihn die republikanische Presse mit gewohntem Declamatoren-Pathos erklärte.

Wie dem aber auch sei — wir müssen uns eben vorläufig bescheiden, für ein gerechtes Urtheil über den Kampf zwischen Union und Conföderation Material zu sammeln — der Aufsatz in der „Revue des deux Mondes" gibt ein so lebendiges Bild von der Entstehung und Zusammensetzung der föderalistischen Armee und dem ganzen Verlauf des Feldzugs gegen die Hauptstadt der Secessionisten, daß wir ihn schon als Ergänzung unsrer bisherigen Berichte in seinen Grundzügen mittheilen zu müssen glauben.

Ein letzter Grund, der uns bewog, die folgenden Auszüge zu geben, bedarf nur kurzer Erwähnung. Es ist die Lehre, die in ihnen für die Vornirten unter unsern Demokraten und namentlich für die liegt, welche für sogenannte „Volksheere" schwärmen und dem Glauben huldigen, daß man kriegstüchtige Armeen aus der Erde stampfen kann.

„Als ich in Amerika eintraf," so beginnt der Verfasser des Aufsatzes, „war soeben der Vorhang über den ersten Act des secessionistischen Aufstands gefallen. Der Angriff auf das Fort Sumter war das Vorspiel gewesen, dann war das Unglück von Bulls Run gekommen. Das Heer des Südens lagerte vor Washington. Man beeilte sich, um diese Hauptstadt Vertheidigungswerke aufzuwerfen. Von Zeit zu Zeit dröhnte Kanonendonner von den Vorposten herüber. Inmitten dieses aufregenden Zustandes entstand die Potomac-Armee.

Bis dahin hatte die Bundesregierung, durch die Ereignisse überrascht, in der Eile nur vorläufige Maßregeln treffen können, welche die Gefahr vermehrten, statt sie zu beseitigen. Alle Vortheile waren zu Anfang des Aufstandes auf Seiten der Aufständischen. Sie waren bereit für einen Kampf mit gewaffneter Hand, der Norden war es nicht. Seit geraumer Zeit schon war in der That das Werk des Abfalls vorbereitet. Unter dem Vorwand, sich gegen Erhebungen der Sklaven (wie der Brownsche Putsch) militärisch zu organisiren, hatten die Staaten des Südens sich eine stehende Miliz geschaffen, die auf das erste Zeichen marschiren konnte. Specialschulen waren gegründet worden, wo die Söhne der Sklavenhalter sich die guten und üblen Eigenschaften aneigneten, welche ein Geschlecht von Soldaten machen. Der Bewohner des Nordens blieb währenddem, sich mit Vertrauen auf die regelmäßige Wirksamkeit der Verfassung verlassend, einzig mit seinen nächsten Interessen beschäftigt, hinter seinem Ladentisch. Die nationale Armee der Vereinigten Staaten war überdies fast ganz in den Händen der Männer des Südens. Seit vielen Jahren waren sie im Besitz der Bundesgewalt, und sie verfehlten nicht, alle Zweige der Verwaltung

mit ihren Creaturen anzufüllen, vor Allem die Militärschule und somit das Heer*). Lange Zeit Kriegsminister, hat Jefferson Davis mehr als ein Andrer in diesem Sinne gewirkt. Die Neigungen der Nordstaaten machten ihm überdies seine Aufgabe leicht. Unter den arbeitsamen und immer ein wenig puritanischen Bevölkerungen Neuenglands wurde das Waffenhandwerk als eine Art Müßiggängerleben betrachtet, die Akademie zu Westpoint stand bei ihnen in nur mäßiger Achtung, und sie hielten ihre Kinder von ihr fern. Endlich hatte kurz vor der Krise, welche durch Lincolns Erwählung eintrat, der Kriegsminister Buchanans, Floyd, gegenwärtig einer der Generale der Secession, Sorge getragen, den Inhalt aller Bundesarsenale nach dem Süden zu dirigiren und die ganze reguläre Armee nach Texas zu senden, wodurch er zwischen diese und Washington die Schranke der Sklavenstaaten schob und das Gefühl der Pflicht ohnmächtig machte, welches die Soldaten antreiben konnte, der kleinen Zahl der ihrer Fahne treugebliebenen Offiziere zu folgen. In gleicher Weise waren die Conföderirten, keine Vorsichtsmaßregel versäumend, mit der Marine verfahren; sie war nach allen vier Ecken der Welt zerstreut.

Der Norden seinerseits that nichts, obwohl es ihm nicht an Warnungen gefehlt hatte, obwohl schon seit geraumer Zeit der Abfall offen gepredigt worden, obwohl schon vor zwanzig Jahren ein Roman „The Partisan Leader“ von dem jetzt in Virginien wüthenden Kriege ein wahrhaft prophetisches Bild gegeben hatte. Man glaubte eben hier, wie anderwärts, daß Alles sich noch auf friedlichem Wege ordnen lassen würde. Man hielt sich für den stärkern Theil und meinte, es sei nutzlos, sich vor der Zeit Sorge zu machen. Immer die alte Geschichte vom Hasen und der Schildkröte. Endlich rechnete man für den Nothfall auf die Hunderttausende von Freiwilligen, die in allen Almanachen als die eigentliche militärische Stärke des Landes aufgeführt wurden, und welche die Unerfahrenheit der öffentlichen Meinung für unwiderstehlich hielt. Man wurde schnell enttäuscht. Der Süden zieht bei der Präsidentenwahl den Kürzern. Noch hat er die Mehrheit im Senat, noch schwindet ihm nicht die Macht, aber es ist eine Verwundung seines Stolzes. Die Aufwiegler und die Ehrgeizigen benutzen diese Verwundung als Mittel des Erfolgs, sie erheben die Fahne des Aufstandes. Die Bundesmacht, noch immer unbeweglich, läßt ungenützt die Periode der Compromisse, der Versöhnung sowie die einer sofortigen energischen Niederwerfung der Rebellion verstreichen. Man rüstet sich auf beiden Seiten für einen unvermeidlich gewordenen Kampf, aber der Süden hat die

*) Die Zöglinge der Militärakademie zu Westpoint waren zu allen Zeiten zu mehr als zwei Dritteln aus den Südstaaten. Von den 137 Generalen, die das Heer der Conföderirten jetzt zählt, sind nicht weniger als 82 aus dieser Kriegsschule hervorgegangen. D. Red.

Kriegsleute, die Waffen, die Organisation, er hat den ernsten Willen und die Leidenschaft. Der Norden ist außer Stand, das Fort Sumter zu verproviantiren, und seine Milizen (das Original hat unrichtig: Freiwillige), nur für drei Monate aufgeboten, als ob der Feldzug nicht länger währen könnte, lassen sich bei Bulls Run schlagen, nicht aus Mangel an Muth und nicht auf Grund eines Fehlers ihres Befehlshabers, des Generals Mac Dowell, dessen Plan vielmehr Erfolg verdiente, sondern aus Mangel an Organisation und Disciplin."

Diese Niederlage öffnete dem Norden die Augen. Er merkte jetzt, daß man einen großen Krieg vor sich hatte, und er fühlte, daß er sich vor der Welt zum Gelächter machen würde, wenn er, der die Ueberlegenheit der Zahl und des Reichthums, das gute Recht und die Gesetzlichkeit auf seiner Seite und sich gegenüber nur eine factiöse Minderheit hatte, welche die Waffen im Grunde blos für die Ausdehnung der Sklaverei ergriffen, nicht Widerstand leisten wollte. Man fühlte ferner, daß die Lehre der Secession, einmal zugelassen und sanctionirt, leicht Anwendung ins Unendliche finden und von Zerstückelung zu Zerstückelung bis zum Chaos führen könnte, welches in Kurzem dem Despotismus gewonnenes Spiel geben würde. Man fühlte endlich die Unmöglichkeit eines friedlichen Nebeneinanderlebens zweier Mächte, die ihre respectiven Kräfte noch nicht aneinander erprobt hatten, und die trotz gemeinsamer Sprache und Abstammung durch das Institut der Sklaverei, welches die eine erweitern, die andere aufheben wollte, von Grund aus getrennt waren.

Alle diese Gründe, zu denen der Verfasser noch andre, wie die Unmöglichkeit einer Zolllinie und die zahlreichen Streitfragen in Betreff der Schifffahrt auf den westlichen Strömen hinzufügt, von denen wir den Amerikanern aber nur einen Theil zugeben können, wirkten mit zu den ungeheuren Rüstungen, mit denen der Norden jetzt den Anstrengungen der Aufständischen entgegentrat. Nach Worten hoher Bewunderung vor dem Patriotismus, dem großen Sinn und der Selbstverleugnung des Volks im Norden, „welches seine Regierung mehr selbst führte, als es von ihr geführt wurde", und welches freiwillig und nur für das öffentliche Wohl auf theure Gewohnheiten und Besitzthümer bis zur Preßfreiheit hinauf verzichtete, fährt der Aufsatz fort:

„So ging man denn ernstlich an das Werk, eine Armee, eine große Armee zu schaffen. Unterstützt von der öffentlichen Meinung beschloß der Congreß die Aushebung von 500,000 Mann und bewilligte die nothwendigen Mittel zu deren Ausrüstung. Unglücklicher Weise konnte er nicht zugleich durch Decrete auch die Ueberlieferungen, die Kenntnisse und die Erfahrung schaffen, die für die Bildung und die Führung einer solchen Heeresmacht erforderlich sind. Er hat wohl wie durch Zauber Massen von Menschen und ein unermeßliches Material zusammenbringen können; er ist aber (gewisse radicale Schwätzer mö-

en sich das gesagt sein lassen) außer Stand gewesen, durch sein Votum den
eist der Mannszucht und des Gehorsams zu erwecken, ohne den es nur be-
affnete Haufen, aber keine Armee gibt."

„Nach den amerikanischen Gesetzen unterhält die Bundesregierung in Frie-
enszeiten ein regelmäßiges stehendes Herr. Sie kann außerdem in Zeiten der
efahr, des Kriegs oder Aufstands so viele Freiwillige unter die Fahnen rufen,
ls sie für passend hält. Die regelmäßige Armee, durch Werbung gebildet,
ihlte vor der Secession nur 20,000 Mann. Das Offiziercorps, ganz aus der
Militärschule hervorgegangen, war vortrefflich. Sehr unterrichtet, wohl bewan-
ert in der Praxis ihres Handwerks, überzeugt von der Nothwendigkeit abso-
uten Gehorsams, hielten sie in ihrer kleinen Truppe auf die strengste Manns-
ucht. Dieser Kern der Armee war ausgezeichnet, aber der Aufstand hatte ihn,
ie soeben bemerkt, aufgelöst. Die Mehrzahl der Offiziere (mehr als 300) waren
um Süden übergegangen. Die Soldaten, nur (richtiger zu etwa zwei Dritteln)
rländer oder Deutsche, verloren in den Einöden von Texas, hatten sich zer-
reut. Kaum 3000 Mann kamen aus Californien und dem Mormonenlande zurück,
m am Kriege theilzunehmen. Werthvoller war die Rückkehr einer gewissen
nzahl von Offizieren, die bei der Organisation des Freiwilligenheeres, welches
nan aufzustellen begann, die Oberleitung übernehmen konnten.

In unserm Lande, wo man gelernt hat, den Werth des Berufssoldaten
m Vergleich zu jenem kostspieligen und eigenwilligen Liebhabersoldaten heraus-
ufinden, den man einen Freiwilligen nennt, würde man außer sich gewesen
ein, wenn man der Mitwirkung des stehenden Heeres, so klein es war, hätte
ntbehren sollen. Wäre ein solches vorhanden gewesen, so würde man daran
gegangen sein, es durch Erweiterung der Cadres und Einreihung von Recru-
en zu vergrößern. Eine Armee von sechzigtausend Regulären hätte viel bessere
Dienste geleistet, als die zwei- oder dreifache Anzahl von Freiwilligen; aber in
Amerika weiß man das nicht, und was schlimmer ist, man will es nicht wissen.
Das hieße ja auf den tief eingewurzelten Glauben verzichten, daß jedweder
Amerikaner, wenn er etwas will, in sich, ohne Lehrzeit, das Vermögen dazu
findet, und daß es in Folge dessen keinen Freiwilligen gibt, welcher, indem er
die Uniform anzieht, nicht in demselben Augenblicke einen neuen Menschen mit
allen Eigenschaften des Soldaten anzöge.

Dazu kommt, daß die Offiziere von Westpoint schon deshalb, weil sie eine
höhere Erziehung genossen haben und die Nothwendigkeit einer militärischen
Rangordnung anerkennen, als Aristokraten betrachtet werden. Alles Aristo-
kratische aber ist schlecht. Solche Offiziere sind gut für die Soldknechte, die ein-
gewilligt haben ihnen zu gehorchen und unter ihren Befehlen die beschwerliche
Polizei gegen die Indianer der Grenze zu üben, aber unter ihr Commando
eine große Armee stellen, gebunden an die Subordination des Feldlagers, hieße

sich schweren politischen Gefahren aussetzen. Mit Freiwilligen macht man k[illegible]nen achtzehnten Brumaire. So entschied man sich, da Alles zu schaffen [illegible] eine Armee von Freiwilligen zu schaffen, eine ephemere, vergleich[illegible] unwirksame und vor Allem das Land ruinirende Armee. Denn der am[illegible]kanische Freiwillige ist (ebenso wie der Reguläre) sehr reichlich besoldet: sein [illegible] beträgt 13 Dollars monatlich, außerdem wird seiner Frau, so lange er abwe[illegible] ist eine Monatspension von 7½ Dollars ausbezahlt, was beiläufig eine M[illegible] von improvisirten Heirathen im Augenblick, wo man sich unter die Fahn[illegible] stellte, veranlaßt hat. Kein Abzug vom Solde für Beköstigung, Bekleid[illegible] oder irgend eine andere Lieferung. Der Freiwillige hat Alles frei und i[illegible] überreichlich mit Lebensmitteln versorgt, daß man ihn täglich einen Theil se[illegible] Ration wegwerfen sieht. Was eine solche Armee kostet, kann man sich [illegible] stellen. Und wenn man mit solchen Ausgaben noch etwas erreicht hätte! A[illegible] man verfehlte seinen Zweck aus Mangel an Mannszucht; nicht weil die mi[illegible]tärischen Gesetze und Regeln nicht streng genug gewesen wären, sondern [illegible] sie nicht angewendet wurden und in Folge der ersten Organisation der Regimen[illegible] und der Zusammensetzung der Officierscorps nicht angewendet werden konnte[illegible]

„Wie bildet sich eigentlich ein Freiwilligenregiment? — Sobald der Co[illegible]greß die Zahl der Mannschaften votirt hat, die man unter die Fahnen ru[illegible] will, berechnet man in Washington, wie viel jeder Staat der Union nach [illegible]nen Hülfsquellen und seiner Bevölkerung davon zu stellen hat. Darauf mac[illegible] jeder Gouverneur bekannt, daß innerhalb seiner Jurisdiction so und so vie[illegible] Regimenter ausgehoben werden sollen. Das Regiment, eigentlich nur ein Ba[illegible]taillon, ist die taktische Einheit in Amerika. Die Sache entwickelt sich da[illegible] folgendermaßen: Einige Leute erscheinen mit dem Anerbieten, ein Regimen[illegible] zu errichten, jeder macht seine Ansprüche, seinen Einfluß im Staat oder [illegible] einem Theil des Staats, welcher ihn leicht die gewünschte Zahl aufbring[illegible] lassen wird, seine Hingebung für die Partei, die gerade am Ruder ist, u. [illegible] geltend. Unter denen, die sich so präsentirt haben, trifft der Gouverneur se[illegible] Wahl. Gewöhnlich hat der, auf welchen sie fällt, als erste Bedingung gestell[illegible] daß er das Commando über das Regiment erhalte, und so wird Herr So und so, ein Arzt oder Advocat, der nie einen Degen angerührt hat, der aber sein[illegible] den Beruf zum Militär in sich spürt, ohne Weiteres Oberst und setzt sich unver[illegible]züglich mit allen Werbeagenten und allen mit der Ausrüstung und Bekleidun[illegible] des zukünftigen Regiments betrauten Lieferanten in Verbindung. Soldaten zu finden hält schwer; denn es herrscht viel Concurrenz. Man macht sich an all[illegible] seine Bekannten, man zieht durch das Land, man sinnt auf allerhand. Der[illegible]gleichen geht rasch und gut in Amerika, wo man einen erfinderischen Kopf ha[illegible] Meist findet man etliche Freunde, die, von demselben Kriegseifer ergriffen, [illegible] und so viele Recruten zu besorgen versprechen, wenn man sie, den einen zum

apitän, den andern zum Lieutenant, den dritten zum Sergeanten ernennt. Die adres bilden sich und füllen sich zum Theil, es bleibt nur noch übrig, sie zu rvollständigen. Das ist der Augenblick, wo man zu außerordentlichen Mit-ln greift. Man preist in gigantischen Anschlägen mit hochtrabenden Worten e Vortheile an, welche der Eintritt in das Corps biete. Man geht zu dem tholischen Priester, um die Irländer zu bekommen. Man gibt einem Indivi-ium, welches sich anheischig macht die Completirung der Mannschaften zu be-rgen, die so gesuchte Marketenderstelle. Endlich ist das Regiment auf die eine gebracht, man trägt die Liste zum Gouverneur, der Alles gut heißt. Das egiment sammelt sich, faßt Bekleidung, erhält Waffen und wird per Eisenbahn :o the seat of war" expedirt. Bisweilen, ja sogar oft, läßt man die Grade ırch Wahl bestimmen, aber das ist gewöhnlich nichts als eine Formalität: lles ist von Anfang an unter den Interessenten arrangirt."

Die Nachtheile dieses Systems springen in die Augen. Die Offiziere vom berſten bis zum letzten Lieutenant haben keine Ahnung von der Kriegskunst, nd die Soldaten wissen das und sprechen es ungescheut aus. Wie der Offi-er durch seine militärische Kenntniß nicht über dem Gemeinen steht, so auch icht durch seine gesellschaftliche Stellung, da ein Unterschied der Art hier zu ande nicht anerkannt wird. Dazu kommt endlich, daß der Offizier häufig durch olitische Hintergedanken, etwa durch die Absicht auf einen Namen, der bei pätern Wahlen guten Klang hat, auf die militärische Laufbahn geführt wird. Die künftigen Wähler sind die Soldaten, und wie könnte man sich bei ihnen eliebt machen, wenn man sie hart behandelte oder strenge Anforderungen im Dienst an sie stellte? So hatten die Offiziere kein Ansehen, die Soldaten keinen Respect und keinen Gehorsam.

„Alles das," so fährt unser Erzähler fort, „hat sich seitdem unter der Herrschaft er Nothwendigkeit und in der Schule der Erfahrung gebessert. Ja zu Anfang schon ;ab es Ausnahmen. Bisweilen errichtete ein Offizier der regulären Armee, egierig, sich auszuzeichnen, und im Besitz von Einfluß in seinem Staat, ein Regiment und erzielte bewundernswürdige Ergebnisse. So z. B. ein junger Genielieutenant, Namens Warren, der mit dem 5. Neuyorker Regiment, dessen Oberst er war, vortreffliche Dienste leistete. Es waren dies allerdings auch Freiwillige, aber sie fühlten das Wissen und die Ueberlegenheit ihres Führers."

Meist aber ist der Chef nichts als ein Kamerad, nur daß er einen andern Rock ınhat. Man gehorcht ihm in der täglichen Routine, aber freiwillig. Man hat aber auch die Wahl, ihm, wenn es Ernst wird, nicht zu folgen; denn bei der allgemeinen Gleichheit in Amerika gibt es keinen zwingenden Grund, ihm zu gehorchen. Ein Freiwilliger ist in den Augen der Meisten nicht ein Soldat, der sich freiwillig dem Dienst des Vaterlandes weiht, sondern ein Soldat, der gegen gute Bezahlung nach seinem freien Willen, nach seinem Belieben handelt.

„Dies ist," sagt unser Aufsatz, „so wahr, daß, wiewohl Sold und Dienstzeit für Freiwillige und Reguläre gleich sind, die Werbung für letztere beinahe unmöglich geworden ist. Die ganze Menschenclasse, aus der sich früher die Armee recrutirte, meldet sich jetzt zu den Freiwilligen. Hier die Ungebundenheit, dort die Mannszucht, so ist die Wahl bald getroffen. Die durch das allgemeine Stimmrecht erzeugten Gewohnheiten spielen ihre Rolle auch auf dem Schlachtfeld. Kraft stillschweigender Uebereinkunft geht das Regiment auf den Feind los, kämpft es tapfer, ja sehr tapfer, läßt es sich verwunden und tödten; kraft stillschweigender Uebereinkunft aber auch tritt es, wenn man genug für die militärische Ehre gethan zu haben meint, Mann für Mann den Rückzug an. Der Oberst versucht vielleicht, eine Richtung, einen Antrieb zu geben, aber gewöhnlich umsonst. Die Offiziere denken nicht einmal daran: warum sollten sie sich auch bemühen, weshalb sollte man ihnen gehorchen, wo doch die Mehrheit des Regiments für Umkehren ist?"

Die Mängel eines solchen Zustandes liegen auf der Hand. Sie wurden auch von Mac Clellan und den übrigen Berufsoffizieren aus der Schule von Westpoint nicht verkannt. Man besserte nach Kräften und nicht ohne Erfolg. Zunächst galt es die ungeheuren Massen, die das Land der Regierung ohne Druck, aus eignem Antrieb und eignen Mitteln zur Verfügung gestellt, in ein geordnetes Heer zu verwandeln. „Je vier Regimenter wurden zu einer Brigade, je drei Brigaden zu einer Division vereinigt. Jeder Division theilte man vier Batterien zu, von welchen drei von Freiwilligen, eine von Regulären bedient wurde; die letztern sollten den andern als Muster dienen, und ihr Capitän erhielt auch über diese den Oberbefehl. Einen Augenblick dachte man jeder Division ein Bataillon Regulärer beizugeben, um hier die Rolle der „Lanzenspitze" zu übernehmen, welche Lord Clyde den europäischen Truppen in den Sipoys-Armeen zugetheilt hatte, aber man kam davon zurück. Es schien gerathener, die einzige wirklich disciplinirte Truppe, welche man besaß, beisammen zu halten. Im Uebrigen war die Formation in Divisionen gut; sie ist von sehr großem Nutzen gewesen."

„Dann mußte für die Militärverwaltung, Proviant, Munition, Transportmittel gesorgt werden, es waren die Artilleriereserven, die Genietruppen, die Pontonniere, die topographische Brigade, der Telegraphendienst und die Spitäler zu organisiren. Diese gewaltige Arbeit vollendete sich mit einer Raschheit und einem Erfolg, die um so außerordentlicher erscheinen, wenn man bedenkt, daß Alles ohne jene leitende Tradition zu schaffen war, Niemand anders als aus Büchern wußte, wie die zur Führung einer Armee unumgänglichen Fäden zu handhaben seien, und die Zahl derer sogar, die auf Reisen in Europa gesehen, was eine große Truppenzusammenziehung bedeuten will, unendlich gering war."

Der Feldzug in Mexico war ein glänzender gewesen, und man hatte ‹anche Schwierigkeit dabei zu überwinden gehabt, aber er war weit entfernt ›n den riesenhaften Verhältnissen des gegenwärtigen. Dann aber hatte dort ›eneral Scott die gesammte reguläre Armee unter seinen Befehlen gehabt, und ese hatte die Hauptmasse seiner Streitmacht gebildet, während sie hier unter :r ungeheuren Zahl der Freiwilligen beinahe verschwand.

Der Süden begegnete bei der Organisation seiner Streitkräfte geringern ›chwierigkeiten. „Die revolutionäre Regierung hatte unter den Händen on Jefferson Davis schnell die Form der Dictatur angenommen. Getragen on der Oligarchie von dreimalhunderttausend Sklavenhaltern, deren Erwählter : war, und deren heftige Leidenschaften er in seiner Person vertrat, hatte)avis sich mit Eifer ans Werk begeben, eine Armee zu schaffen, die den ‹ampf mit den furchtbaren Rüstungen der Bundesregierung aufnehmen könnte. lls ehemaliger Zögling Westpoints, ehemaliger Freiwilligengeneral in Mexiko, hemaliger Kriegsminister der Union, besaß er alle Eigenschaften, um seine lufgabe wohl zu erfüllen. Er hatte ferner zur Seite die Elite des frühern Generalstabs der Union, den kriegerischeren Geist des Südens und das Zu- ‹römen aller der Abenteurer und Flibustier, welche der Süden stets für die ‹naufhörlichen Eroberungszüge bereit hält, zu denen ihn die Sklaverei ver- ‹ammt."

„Die Offiziere wurden gewählt und direct vom Präsidenten ernannt, sie ›aren bei den Regimentern angestellt, diese zu commandiren. Keinerlei kamerad- ‹chaftliches Verhältniß bestand zwischen ihnen und den Soldaten. Diese waren ‹nit ihnen nicht bekannt, und schon deshalb hielten sie sie für etwas Besseres. Sie konnten sie nicht später im bürgerlichen Leben als ihnen Gleichstehende ›iederfinden. Endlich gehörten diese Offiziere zu jener Classe von Sklaven-)altern, welche, von der Arbeit ihrer Untergebenen lebend, gewöhnt, dieselben ‹u befehligen und fest mit dem Boden verwachsen, der ihnen als väterliches Erbtheil mit den darauf wohnenden schwarzen Leibeignen zufällt, in gewissem Maß die Eigenschaften einer Aristokratie besitzt. Unter ihren Händen lief die Mannszucht der Armee keine Gefahr; zahlreiche Hinrichtungen mit Pulver und Blei verschafften ihr Respect, und am Tage des Kampfes führten sie tapfer ihre Soldaten, die ihnen tapfer folgten."

„Ein zweiter Hauptpunkt ist, daß Davis schnell erkannte, wie das Freiwilligensystem unfähig sein werde, ihm die Leute zu liefern, die er brauchte, um den brudermörderischen Kampf auszufechten, in den er sein Land verwickelt hatte. Er gelangte damit sehr bald zur Conscription, zur zwangsweisen Aushebung. Diese war nicht mehr ein Vertrag zwischen dem Soldaten und seinem Obersten oder zwischen dem Soldaten und dem Staat, welcher immer die Möglichkeit des Rücktritts offen hielt und keine absoluten Verbindlichkeiten auf-

erlegte. Es war jetzt das Gesetz, die Autorität, die **Gewalt**, welche al tauglichen Leute aushob und sie blind für das marschiren ließ, was ihn als Vertheidigung des Vaterlandes dargestellt wurde. Es gab keine Unschlüssigkeit mehr. Gefesselt durch das Band der Pflicht wurde der Soldat zugleich unterwürfiger und opferwilliger."

„Bei der Lage des Südens waren diese Maßregeln gut, und es herr kein Zweifel, daß sie zum großen Theil Ursache der Erfolge waren, welche in der ersten Zeit des Kriegs davontrug. Nichtsdestoweniger sind wir entfernt davon, Lincoln zu tadeln, daß er nicht zu solchen Gewaltschritten seine Zuflucht nahm. Die Führer eines Aufstandes kennen kein Hinderniß und kein Bedenken, wenn es gilt, sich des Triumphs ihrer ehrsüchtigen Absichten zu versichern und den Folgen zu entgehen, welche das Unterliegen für sie mit sich bringt. Sie schrecken vor keinem revolutionären Auskunftsmittel zurück. Lincoln dagegen und seine Rathgeber waren die gesetzlichen Vertreter der Nation, und wenn sie die Pflicht hatten, einen Aufstand zu unterdrücken, so wollten sie doch nicht ohne unbedingte Nothwendigkeit die Rechte antasten, welche bis hin das amerikanische Volk zum glücklichsten und zugleich freiesten der Erde gemacht hatten."

„Nachdem die Armee geschaffen war," fährt unser Aufsatz fort, „hatte man sich die Frage vorzulegen, was mit ihr zu thun sei, mit andern Worten, man mußte einen Feldzugsplan entwerfen. Derselbe war einfach: man konnte nicht daran denken, ein so unermeßliches Gebiet wie das der conföderirten Staaten zu erobern und besetzt zu halten, sondern mußte, um die von einem so furchtbaren Aufstande heraufbeschwornen und noch drohenden Gefahren zurückzudrängen, drei Ziele ins Auge fassen: wirksame Blockade der Küsten der insurgirten Staaten, Gewinnung des Laufs des Mississippi und des ganzen Stromsystems im Westen, endlich Vertreibung der Rebellenregierung von Richmond, ihrer Hauptstadt."

Wir übergehen die Bemerkungen der Abhandlung über die beiden ersten Punkte, da sie nur allgemein Bekanntes enthalten, und wenden uns sofort zu das Lager bei Washington und zu Mac Clellans Wirksamkeit in der Richtung des dritten Zieles.

Der Winter war den Soldaten des Nordens mit Einexerciren, Herbeischaffung von Proviant und andern Bedürfnissen, sowie mit dem Aufwerfen von Verschanzungen vergangen, welche Washington gegen einen Handstreich schützen sollten. Der Feind behauptete noch immer mit starker Truppenmacht seine Stellungen bei Manassas und Centreville. Gelegentlich gab es ein kleines Vorpostengefecht mit ihm. Im Ganzen aber war es so still und ruhig in Washington, daß man nur vorübergehend auf den Gedanken kam, daß die Armee bald ins Feld rücken werde. Da verbreitete sich eines Tages plötzlich

ie Nachricht, daß der Feind Manassas geräumt habe, und daß das Heer der nion ohne Verzug den Feldzug antreten werde.

„Nächsten Tages war die ganze Stadt Washington in Bewegung. Eine Masse on Artillerie, von Wagen, von Cavallerie marschirte, die Straßen verstopfend, ach den Potomac-Brücken. Auf den Trottoirs der Alleen sah man nichts als Offiziere, die von Damen in Thränen Abschied nahmen. Die Civilbevölkerung etrachtete diesen Abmarsch kühl. Sie zeigte nicht die leiseste Spur von Begeisterung, was indeß vielleicht Schuld des in Strömen herabfallenden Regens var. Auf der Longbridge begegnete ich in Mitten mehrer Batterien dem General Mac Clellan. Er war zu Pferde, ohne Adjutanten, nur von einigen Reitern begleitet, und zeigte eine bekümmerte Miene. Wer in der Seele des Generals zu lesen verstanden hätte, würde vielleicht damals schon jenen Kummer gesehen haben, der sich später so grausam steigern sollte. Drüben über den Brücken fanden wir die ganze Armee im Marsch auf Fairfax Court House begriffen, wo ein großer Theil derselben diesen Abend das Lager bezog. Die Reiterei drang rasch bis Centreville und Manassas vor, welche sie verlassen fand. Das Hauptquartier richtete sich, so gut es ging, in Fairfax, einem hübschen Dorfe von großen, weitläufig in Gärten zerstreut gelegenen Holzhäusern, ein. Die Bevölkerung war mit wenigen Ausnahmen bei unsrer Annäherung geflüchtet.

Am nächsten Morgen begleitete ich ein auf Recognoscirung entsandtes Detachement Cavallerie nach Centreville, wo ich die gewaltigen Barracken sah, welche die Conföderirten den Winter hindurch innegehabt, und nach Manassas, dessen rauchende Trümmer einen tieftraurigen Eindruck auf die Seele machten. Auf der Rückkehr besuchten wir das Schlachtfeld von Bulls Run. General Mac Dowell war mit uns, er konnte sich beim Anblick dieser bleichenden Gebeine, die ihm so lebhaft die grausame Erinnerung an seine Niederlage zurückriefen, der Thränen nicht enthalten.

Aber während wir hier spazieren ritten, hatten in den hohen Regionen der Armee wichtige Ereignisse stattgefunden. Es gibt in dem amerikanischen Heer wie in dem englischen einen Oberbefehlshaber, welcher über allen Generalen die höchste Autorität ausübt, die Vertheilung der Truppen verfügt und die militärischen Operationen leitet. Diese Befugnisse waren von dem alten General Scott, der sie lange Jahre mit Ehren ausgefüllt, auf General Mac Clellan übergegangen. Als wir in Fairfax eintrafen, erfuhren wir, daß sie ihm wieder entzogen worden seien. Man begreift die Schwächung und Hemmung, welche dieser von hinten kommende Streich gerade bei den ersten Schritten eines Feldzugs dem General en Chef verursachen mußte. Und dies war nur ein Theil des Unglücks. Der Beginn des Feldzugs selbst war ihm zur unrechten Zeit aufgenöthigt. Mac Clellan wußte längst und besser wie irgend einer, was er

von der Streitmacht zu halten hatte, welche Centreville und Manassas besetzt hielt. Er kannte vollkommen die Existenz jener hölzernen Kanonen, mit denen die Schanzen der Conföderirten armirt waren, und die ihn sechs Monate hindurch eingeschüchtert haben sollen. Er wußte aber auch, daß die Straßen in Virginien bis in den April hinein in einem solchen Zustande waren, daß er seine Geschütze und Karren nur durch Erbauung von Knüppeldämmen, wie sie hier zu Lande sehr in Gebrauch sind, hätte fortschaffen können — eine sehr langwierige Arbeit, während welcher der Feind, der die Eisenbahnen zu seiner Verfügung hatte, sich entweder nach Belieben zurückziehen oder nach andern Punkten rasch auf einander folgende Schläge führen konnte. Auf alle Fälle würde, wenn man die Position von Centreville genommen hätte, die Verfolgung unmöglich, der Sieg also ein nutzloser gewesen sein. Der Abbruch einer Brücke genügte den Besiegten, allen Angriffen des Siegers zu entgehen, ein unschätzbarer Vortheil der Eisenbahnen für den Defensivkrieg, der für den Vorrückenden nicht existirt. Andrerseits freilich verbieten sie, einmal auf einem Punkte ihres Laufs unterbrochen, denen, die sie zerstört haben, jede Rückkehr zur Offensive."

Der Verfasser des Aufsatzes glaubt daher behaupten zu können, daß General Mac Clellan nie daran gedacht hat, nach Centreville zu gehen. Sein Gedanke, lange Zeit aufgehalten, war vielmehr, Washington, durch starke Werke und eine zahlreiche Garnison gegen einen Handstreich gesichert, hinter sich zu lassen und, sich des Seewegs und der großen maritimen Hülfsmittel des Nordens bedienend, die Armee rasch nach einem Punkte nahe bei Richmond zu versetzen. Wochen, ja Monate hindurch war die Ausführung dieses Projects sehr geheim vorbereitet worden. Geheimhaltung und rasches, pünktliches Handeln im Moment der Ausführung waren hier die ersten Bedingungen des Erfolgs. So wurde der Plan nur wenigen Personen mitgetheilt, und daraus entwickelte sich zum Theil die eifersüchtige Mißstimmung gegen den Oberbefehlshaber, welche die Störung seines ganzen Vorhabens herbeiführte. Die, welche den Plan ahnten und verdrießlich waren, nicht eingeweiht zu sein, die, welche den General wegen seiner Beförderung zum Obercommando beneideten, seine politischen Gegner, kurz Alle, die ihm übel wollten, schienen sich das Wort gegeben zu haben, mit äußerster Heftigkeit seine Langsamkeit, seine Unthätigkeit, seine Unfähigkeit anzuklagen. Mac Clellan verachtete dieses Treiben, schwieg und fuhr in seinen Vorbereitungen fort. Endlich aber konnte er sich trotz der Unterstützung, die der Präsident ihm lieh, gegen den Sturm nicht mehr halten. Ein Kriegsrath fand statt, dem alle Divisionsgenerale beiwohnten, Mac Clellan mußte hier Vorschlägen gegenüber, die seinem Plan entgegen waren, seine Absichten eröffnen, am nächsten Tage war der Feind, vermuthlich durch eine der Kundschafterinnen, welche in Washington für ihn thätig waren, davon unter-

richtet, und sofort räumte der Feldherr der Conföderirten die Stellung von Manassas Sein Manöver war geschickt. Unfähig, die Offensive zu ergreifen, bedroht mit einem Angriff in Centreville, wo eine Vertheidigung nichts genutzt hätte, oder in Richmond, dessen Verlust ein schwerer Schlag gewesen wäre, konnte er nichts Besseres thun, als alle seine Streitkräfte nach letzterem Punkte zu werfen. Für die Potomac-Armee aber war diese Räumung ein Unglück. Ihre Bewegung war demaskirt, ehe sie vollkommen vorbereitet war. Die Transportschiffe waren noch nicht beisammen, einige noch vom Eise des Hudson zurückgehalten. Sollte man in dieser Lage den Gedanken, zur See nach der virginischen Halbinsel zu gehen, festhalten? Oder war es räthlicher, den Marsch zu Lande nach Richmond anzutreten? Mit dieser schwierigen Entscheidung hatte der junge General der Potomac-Armee sich in der elenden Kammer eines verlassenen Hauses in Fairfax zu beschäftigen und binnen vierundzwanzig Stunden seine Wahl zu treffen. Unter diesen Umständen kam ihm die Nachricht zu, daß er des Oberbefehls über das gesammte Unionsheer enthoben sei, d. h., daß er nicht mehr auf die Mitwirkung der andern Armeen des Landes mit der seinigen rechnen dürfe, daß die unter seinen Befehlen gesammelten Truppen in vier große Corps unter verschiedenen, nach der Anciennetät ernannten Führern getheilt und dadurch mehre junge Divisionsgenerale, welche sein persönliches Vertrauen hatten, in untergeordnete Stellungen herabgedrückt worden seien. Eine solche Kunde mußte auch den stärksten Geist mit Bekümmerniß erfüllen. Aber sein Entschluß wurde deshalb nicht minder rasch gefaßt.

Missunde und Friedrichstadt.

Veranlaßt durch unser Schlußwort zu den Mittheilungen über den General Wilhelm v. Willisen sendet uns derselbe folgenden Nachtrag, indem er bemerkt: „Es darf nicht so aussehen, als hätte ich über Missunde und Friedrichstadt nichts Genügendes zu sagen oder scheute mich, mit der Wahrheit hervorzutreten!“

Wir geben diese neuen Blätter der Selbstbiographie ohne Kürzung und Aenderung.

„Nach der Wendung, welche die Schlacht von Idstedt dem Kriege gegeben, schien mir das Höchste, was etwa noch zu erreichen, ihn, verstärkt durch die defensiven Kräfte, welche Terrain und Fortification bieten könnten, um Rendsburg herum stehend zu erhalten. Auch dazu schon schien nichts so dringend geboten, als die nächste Zeit der Ruhe, welche der Feind etwa ließe, besonders der Stärkung und Haltung der Truppen zu widmen.

Der Mangel an Offizieren, mit welchem der Feldzug schon hatte begonnen werden müssen, war durch die starken Verluste der Schlacht noch drückender geworden. Viele der Tapfersten waren geblieben oder verwundet, und doch war mir durch den Verlauf der Dinge bis hierher meine schon lange feststehende Ueberzeugung nur zu sehr bestätigt worden, daß Truppen im Gefecht ganz so sind wie ihre Führer. Der anfänglich glänzende Erfolg bei der dritten und ersten Brigade gehörte allein der tapfern Führung. Das Material nach unten war bei allen Brigaden dasselbe. Die nothwendig mangelhafte Ausbildung der Mannschaft ist nicht Schuld gewesen an dem Mißlingen hier und da. Die Haupteigenschaft des Soldaten, die Tapferkeit, ist kein Product einer mehr oder minder vollendeten Dressur, sondern vorzugsweise des Beispiels, welches ihm seine nächsten Vorgesetzten geben, und hier liegt die unermeßliche Wichtigkeit, welche das Offizier- und Unteroffiziercorps für die Truppe hat. Es muß zahlreich und gut ausgebildet sein. Beides fehlte der kleinen Armee und mußte ihr nach den obwaltenden Umständen fehlen; dieser nicht wegzubringende Mangel aber hat ihr am meisten geschadet. Fügt man dem noch die große numerische Schwäche hinzu, erwägt man, daß sie, mit jenem Mangel behaftet, noch einer fast doppelten Ueberlegenheit entgegentreten mußte, so wird kaum ein billig Denkender und gewiß kein Wissender anders urtheilen, als daß im Ganzen und Großen so viel geleistet worden, als irgend erwartet werden konnte. Wenn unter solchen Umständen dem Schwachen das Glück nicht zur Seite steht, so muß er natürlich unterliegen, und nicht leicht ist einer vom Glücke schlimmer behandelt worden, als hier der zuletzt Unterliegende.

So erging denn nach allen Seiten hin in das große Deutschland der Aufruf, dem Mangel aus seinem Reichthume abzuhelfen, Mannschaften zu schicken und besonders Offiziere. Aber da alle Regierungen die Sache verlassen hatten, blieb auch hier der Erfolg weit hinter unsern Wünschen zurück.

Indeß war das Heer doch bald nothdürftig wieder hergestellt, ja bald stärker als beim Beginn des Feldzugs, so daß man der weiteren Entwickelung um so mehr mit Ruhe entgegensehen konnte, als auch die fortificatorischen Verstärkungsmittel in der Position an der Sorge und um Rendsburg durch die angestrengteste Arbeit der Armee selbst eine Ausbildung erhalten hatten, welche dem Feinde seine Aufgabe täglich schwieriger machte, und als die fortgesetzte Unthätigkeit desselben den Beweis zu liefern schien, daß auch bei ihm

ie Erschütterung, welche er durch die Schlacht erlitten, so groß gewesen, daß r es nicht für gerathen hielt, uns in der immer stärker werdenden Stellung nzugreifen.

Der Tag von Duwenstädt hatte ihm gezeigt, daß wir trotz des unglücklichen Auffliegens des Laboratoriums in Rendsburg nicht gemeint waren, einer weiten Schlacht auszuweichen, wenn er sie ernsthaft suchte. Zu einer solchen war man aber fest entschlossen und zwar zu einer eben solchen, wie die bei Idstedt, d. h. zu einer Schlacht mit einem offensiven Gegenstoß in den Angriff hinein, nur nach den veränderten Umständen anders gemodelt. Für eine solche Absicht waren die Verschanzungen bei Sorgbrück und Krummendorf an der Stenter Mühle und zwischen den Seen bei Bunge angelegt: geschlossene Redouten mit pallisadirter verdeckter Grabenvertheidigung und mit schwerem eisernem Festungsgeschütz besetzt. Hinter diesen sollte der Angriff abgewartet und im günstig scheinenden Augenblick dem Angriff in die Parade gestoßen werden. In zweiter Linie war dicht vor Rendsburg eine noch viel stärkere Stellung vorbereitet, welche ich selbst im Hinblick auf die Ueberlegenheit, wie sie der Feind gegen uns entwickeln konnte, zuletzt, als die kleine Armee in Zahl und Haltung sich sehr gebessert hatte, für völlig unüberwindlich hielt. Nach allen Seiten hin konnte eine starke Front geboten werden, und das Hervorbrechen war überall gesichert. Rendsburg war zu einem vollkommenen Centralpunkt für eine offensive Vertheidigung hergerichtet und bot nach jedem etwa verfehlten Angriff eine sichere Zuflucht. Die Dänen allein, wie ich sie nun hatte kennen lernen, hätten gegen diese Anstalten nie einen Angriff gewagt, oder doch sicher keinen Erfolg gehabt.

Den großen Vortheil dieser Lage wollte ich um so weniger aufgeben, als mir ein reiner Angriff auf den überlegenen Feind, der sich noch dazu überall bis an die Zähne heran verschanzt hatte, durchaus keinen Erfolg zu versprechen schien, wogegen mir ein solcher auf dem Wege, den ich mir vorgezeichnet hatte, sicher in Aussicht stand. Wenn ich mich also nicht darauf einließ, den Feind in seiner starken Stellung anzugreifen, bevor mir nicht die dazu nöthige numerische Stärke eine Aussicht auf Sieg bot, so geschah dies nicht, wie fälschlich gesagt worden, weil ich durch die unglückliche Schlacht das Vertrauen zu meinen Truppen verloren hatte. Dazu hätte ich nur theilweise Veranlassung gehabt, wenn ich nicht gewußt, wie wunderlich es sich oft mit Truppen verhält; daß heldenmüthiges und ganz schwaches Betragen häufig dicht neben einander liegen und daß ein erster Mißerfolg nichts gegen ihre Brauchbarkeit beweist, besonders wenn, wie hier, die Ursachen davon so offen zu Tage liegen. Ich wollte mich vielmehr auch später auf einen solchen Angriff nicht einlassen, weil ich es für ungerechtfertigt hielt, das Leben so vieler Tapferen an ein Unternehmen zu setzen, bei dem ich kaum möglicher Weise einen Erfolg sah. Es schien mir die äußerste

Thorheit, mit etwa 25,000 Mann 40,000 in einer stark verschanzten Stellung mit den schwierigsten Zugängen anzugreifen. Ich war also gleich lieber bereit meine Stellung aufzugeben, als so gegen meine Ueberzeugung zu handeln.

Als der Feind aber gegen meine Wünsche und Hoffnungen mir gegenüber in fortwährender Unthätigkeit verharrte, sann ich auf Mittel, ihn zu einem Angriff auf mich zu verlocken, und das ist der Gedanke, welcher den beiden viel besprochenen und meist falsch beurtheilten Unternehmungen auf Missunde und Friedrichsstadt zu Grunde lag. Eine etwas unvorsichtige Aufstellung einer feindlichen Brigade bei Kochendorf sollte dazu benutzt werden, sie mit Uebermacht zu erdrücken, den Feind über die Schley zurückzudrängen und ihn glauben zu machen, ich beabsichtige über die Schley zu gehen und seine Stellung bei Schleswig von hinten her anzugreifen; gewiß der einzig richtige Weg, wenn überhaupt an einen Angriff hätte gedacht werden dürfen. Dieser Zug auf Missunde aber sollte den Feind bewegen, als Gegenzug, wie es offenbar das Richtige gewesen wäre, meine Stellung an der Sorge anzugreifen, und das sollte dann Gelegenheit geben, ihm wie bei Idstedt in die Parade zu stoßen.

Zu dem Ende wurde nun der Angriff auf das dänische Lager bei Kochendorf mit überlegener Macht in drei Colonnen angeordnet. Zwei sollten es von Gr.-Wittensee und Marienthal her in der Front angreifen und beschäftigen, während die dritte und stärkste den Feind über Holm umgehen, im Rücken nehmen und ihn wo möglich von Missunde abschneiden sollte. Alle Colonnen sollten dann rasch gegen die Schley vordringen. Die Truppen wurden am Abend vorher eng zusammengezogen, und mit dem Tage sollte der Angriff beginnen.

Theils um diese Bewegung dem Feinde bei Schleswig zu verbergen und um ihn ganz aus der Nähe zu beobachten, bekam der nicht zum Angriff verwendete Theil der Armee den Auftrag, näher an die Hauptstellung der Dänen heranzurücken, etwa bis Gettorf und Jagel hin.

Der Angriff aber hatte nicht den gewünschten Erfolg. Die Haupt-Colonne, nur wenig oder gar nicht vom Feinde aufgehalten, ging nicht rasch genug über Holm vor; die in der Front fanden zuerst manche Hindernisse, welche der Feind vor seiner Front eingerichtet, und gingen dann zwar rasch und entschieden vor, machten aber, nachdem die Dänen in größter Eile ihr schön eingerichtetes Lager verlassen hatten, in dem Irrthume Halt, daß sie das Windebyer Noor für die Schley und also ihre Aufgabe für gelöst hielten. Als der Irrthum sich aufklärte, war der Feind entkommen und, nicht durch eine directe schnelle Verfolgung festgehalten, wie es geschehen sollte, konnte er sich der dritten Colonne durch große Eile entziehen. So kam man bis vor die Verschanzung, welche die Gegner als Brückenkopf bei Missunde aufgeworfen hatten. Es war von Hause aus nicht meine Absicht, sie etwa zu nehmen und dem Feind hier das Debouché zu schließen, weil ich immer seinen getrennten Angriff wünschte. Ich ließ also

nur thun, was mir nöthig schien, um ihn an eine solche Absicht glauben zu machen; ließ die Verschanzung lebhaft beschießen und zeigte meine Truppen, als bereite ich mich zum Sturm. Es wäre das auch wohl keine sehr schwierige Aufgabe gewesen, besonders nachdem es gelungen war einen Fleck zu finden, von wo aus die Pallisaden-Verbindung mit der Brücke sehr gut einzuschießen war. Indessen wollte ich nichts unternehmen, was viel Blut gekostet haben würde, ohne für den Erfolg im Ganzen etwas einzubringen. Ein Bataillon war aus eigner Bewegung seines tapfern Führers gegen die Verschanzung angelaufen und hatte nicht unbedeutenden Verlust erlitten.

Darüber war es Abend geworden, und da ich von der Heftigkeit des Angriffs auf Missunde sicher hoffte, er werde dem Feinde die Veranlassung werden, meine Stellung an der Sorge anzugreifen und dies für den andern Morgen erwartete, zog ich in der Nacht noch bis Kochendorf ab, um sicher zur rechten Zeit meine Kräfte beisammen zu haben. Das Unternehmen war, weil der Feind sich nicht rührte, nicht gelungen; aber mißlungen war nur die Absicht auf die vorgeschobene Brigade des Feindes, und man hat dem Schachzuge zur Zeit und später eine Bedeutung untergelegt, welche er nie hatte und niemals haben sollte.

Als nun der Feind sich auf dieser Seite nicht wieder so unvorsichtig zeigte und also keine Gelegenheit zu einem zweiten Unternehmen der Art bot, sollte ein Versuch gemacht werden, ihn ebenso durch einen Angriff auf Friedrichsstadt aus seiner Stellung herauszulocken. Friedrichsstadt, wichtig, weil es die Treene und die Eider beherrscht, war gleich nach der Schlacht von Idstedt durch eine Abtheilung Jäger von mir besetzt worden, die sich da möglichst fest einrichten sollte. Weil aber zur Zeit nichts vom Feinde da zu sehen und zu hören war, so wurde das versäumt, und die Abtheilung zog es vor, Entsendungen bis nach Husum hin zu machen. So konnte es geschehen, daß, indem der Feind mit seiner großen Ueberlegenheit eine starke Entsendung nicht zu scheuen hatte und er eine Brigade mit schwerer Artillerie nach Friedrichsstadt abschickte, er dort gar keine Vertheidigungsanstalten fand und die kleine Truppe von der zehnfachen Ueberlegenheit gezwungen wurde den Ort zu räumen, was vielleicht nicht nöthig geworden wäre, hätte der Führer sich auf seine Aufgabe beschränkt und die Stadt mit ihrer starken Wasservertheidigung möglichst gut in Vertheidigungsstand gesetzt, wozu ihm volle vierzehn Tage Zeit vergönnt waren. Derselbe Offizier, welcher hier diesen Fehler beging, machte später die bekannte kühne Unternehmung auf Tönningen, überfiel es und nahm die ganze Garnison gefangen.

Die große Entfernung von der Hauptstellung und die schlechten Wege nach Friedrichsstadt ließen es nicht gerathen erscheinen, in dieser bedenklichsten Zeit, im August, die kleine Armee noch durch bedeutende Entsendungen zu schwächen, um den Ort wieder zu nehmen. Der Feind hatte vielleicht das Unternehmen

nur gemacht, um mich zu einer solchen fehlerhaften Entsendung zu verführ
Es ist in der Vertheidigung das Schwierigste und Wichtigste, sich nicht auf Ne
sachen einzulassen, die Hauptsache allein im Auge zu behalten und vor
stets alle seine Kräfte zur Hand zu haben. So glaubte ich den Verlust
tragen zu müssen, so schmerzlich er war.

Als aber im October die Armee nicht unbedeutend stärker geworden
das Vertheidigungssystem um Rendsburg ganz fertig war, so daß es eine
freiere Bewegung gestattete, schien es erlaubt, durch das freilich sch
Unternehmen auf den Platz von Neuem zu versuchen, den Feind aus
Unthätigkeit herauszulocken, was hier wie bei jenem früheren Unternehmen
Missunde der Hauptzweck war und blieb. An sich konnte der Besitz
Ortes für mich keine Wichtigkeit haben. Der Weg zur Entscheidu
konnte für mich nie da liegen. Der Feind aber konnte ihn ebenso wenig
Ausgangspunkt einer entscheidenden Bewegung von seiner Seite machen.
Besitz hatte also nur den Werth, daß man das Wasserspiel der Treene
die große Schleuse dort in seiner Gewalt hatte, was für den übermächtig
Gegner ohne allen Werth war. Seine Aufgabe war nicht, sich Hindernisse
schaffen, sondern freie Bewegung. Daß er den Besitz dennoch zu jenem Zw
benutzte, beweist nur, welche Besorgniß er stets hatte.

So gestehe ich gern ein, auf das ganze Unternehmen gegen meine mili
rische Ueberzeugung eingegangen zu sein. Ich glaubte aber dem allgemein
aussprechenden Drange, daß bald irgend etwas geschehen möchte, was das
ruhige Verlangen nach Entscheidung zufrieden stellen könnte, in etwas na
geben zu müssen, würde es aber dennoch nicht gethan haben, hätte ich
zugleich die oben angedeutete Hoffnung gehabt, den Feind dadurch zum Angri
auf meine Stellung vor Rendsburg zu bewegen.

Es wurden nun möglichst unbemerkt alle Anstalten getroffen, dem schwie
rigen Unternehmen wo möglich Erfolg zu verschaffen, viel Artillerie schwere
Kalibers zusammengebracht, Kanonenboote von Kiel durch den Kanal u
die Eider herangezogen, indem man hoffte, den Feind durch ein heftiges, üb
legenes Feuer zu bewegen, den Ort zu räumen. Einschließen konnte man
nicht, dazu waren keine Kräfte vorhanden. Das niedrige, mit vielen breite
Wassergraben durchzogene Marschland ließ keine andere Batterie- und Lau
grabenarbeit zu als in dem zeitweise vom Wasser der Eider frei gelassene
schmalen Raum zwischen dem hohen Damm und dem Flusse, und der war je
höheren Fluth täglich ausgesetzt. Unter großen Schwierigkeiten war man n
mehren Tagen schwerer Arbeit dazu gekommen, von zwei Punkten her, die
seits und jenseits der Eider das Feuer eröffnen zu können. Der Feind ha
den Ort mit allen Mitteln der passageren Befestigungskunst verstärkt, wo
ihm das natürliche Wasserverhältniß aufs Beste zu Statten kam. Es kam

hn nur darauf an, die Wirkung unserer Artillerie zu ertragen, und das hat r auf die lobenswertheste Weise gethan; von einem Sturme hatte er nichts u besorgen, er war drinnen so stark wie wir draußen; und das Wasser beschränkte die Zugänge auf einen ganz schmalen Raum. Ich hatte deshalb auch nicht die Absicht, es mit einem Sturm zu versuchen. In den Tagen, welche das Unternehmen dauerte, begab ich mich fast täglich von Rendsburg hin und urück. Ich erwartete jeden Morgen den Angriff der Hauptmacht des Feindes und verließ erst meine Stellung Nachmittags, nachdem ich die Zeit eines Angriffs vorüber glaubte. Als nun zuletzt die Arbeiten so weit vorgeschritten waren, daß man an dem Punkte zwischen dem Damme und dem Flusse bis etwa hundert Schritte an die Einfassung, welche der Feind überall zu Stande gebracht, mit einem Batteriebau vorgedrungen war, und es nun leicht schien, von hier aus mit Hülfe der Kanonenboote das feindliche Artilleriefeuer zum Schweigen zu bringen, wurde das Bombardement von drei Punkten her eröffnet. Den ganzen Tag hindurch sah man Abtheilungen der Besatzung den Ort nach der Seite hin, welche hatte offen bleiben müssen, verlassen, so daß man auf eine eben nicht zu sichere Haltung glaubte schließen zu dürfen, und so geschah es, daß der heldenmüthige v. d. Tann, welcher das ganze Unternehmen speciell leitete, es doch für angemessen hielt, gegen Abend, nachdem der Ort in vollen Flammen stand und das Artilleriefeuer der Dänen zum Schweigen gebracht war, einen Sturm, den er selbst anführte, zu versuchen. Die Colonne zwischen dem Damme und dem Flusse stürzte sich mit großer Unerschrockenheit vorwärts, konnte aber, da der Feind mit Festigkeit in seinen Blockhäusern und crenellirten Häusern Stand hielt, nirgends eindringen. Die bald eintretende Dunkelheit hinderte jede Uebersicht und weitere Leitung, das Unternehmen artete bald in ein ungeordnetes Flintenfeuer aus und mußte aufgegeben werden, da es einer anderen Colonne, welche gegen den nördlichen Theil vorgehen sollte, nicht einmal gelungen war, über die nassen Gräben zu kommen, welche überschritten werden mußten, ehe man nur an den Platz gelangen konnte, der von dieser Seite durch ein starkes vorgeschobenes Erdwerk geschützt war. Der Verlust an Menschenleben war glücklicher Weise geringer, als man befürchten mußte. In der Dunkelheit war wohl viel aufs Gerathewohl geschossen worden.

Man hatte sich überzeugt, daß ohne eine Art förmlicher Belagerung das Unternehmen nicht durchzusetzen sei, und zu einer solchen waren weder Mittel noch Zeit vorhanden. Die Jahreszeit war schon weit vorgerückt, jedes Regenwetter, jede Fluth drohte Gefahren, Krankheiten zeigten sich schon. Ich zog also meine Truppen allmählig bis Norder- und Süderstapel zurück, ihnen Ruhe zu gönnen. Der Feind machte keine Miene, zu folgen.

Nach beiden Seiten war so ein Versuch, die Dänen aus ihrer starken

Stellung herauszulocken, mißlungen. Ein dritter Angriff darauf konnte nur von völliger Unkenntniß militärischer Dinge für möglich gehalten werden. Es gibt vielleicht in Europa kein Terrain, welches für militärische Combinationen weniger Raum bietet, als das, in dem man sich da befand. Eingeengt zwischen zwei Meere, welche kaum zehn Meilen auseinanderliegen (von Schleswig nach Husum sind's sogar nur sechs Meilen) und dieser geringe Raum mannigfach mit Wasserlinien durchschnitten, ist kein Bewegungsraum, und man ist überall auf den entschiedensten directen Angriff beschränkt.

In einem solchen Terrain aber gegen eine numerische Uebermacht, die sich ganz auf die Vertheidigung beschränkte und sich noch durch große Arbeiten verstärkt hatte, bedeutende Erfolge herbeizuführen, möchte wohl als eine ziemlich unlösbare Aufgabe zu betrachten sein. Ich wenigstens erklärte sie ohne Rückhalt für eine solche, welche nur durch Uebermacht auf unserer Seite oder durch große Fehler auf Seiten des Feindes zu lösen sei. Zu Fehlern hatte ich zweimal vergeblich den Feind zu verleiten gesucht. Daß es mir ein drittes Mal gelingen werde, durfte ich um so weniger hoffen, als ich eine Aeußerung, welche das Gerücht dem dänischen Oberbefehlshaber in den Mund legte, für ebenso richtig als authentisch hielt. Er sollte, so hieß es, gesagt haben, er wolle doch sehen, wer zuerst von uns beiden so thöricht sein werde, den Andern anzugreifen, er oder ich. Ich hatte mir wohl dieselbe Frage gestellt. Da nun mithin auf das eine wesentliche Element zu einem größeren Erfolge, auf einen Fehler des Gegners, zunächst nicht zu rechnen war, so lag nur das andere vor: Uebermacht, wenigstens Gleichgewicht der Kräfte, oder doch ein Verhältniß, was einem solchen ziemlich nahe kam, und dies herbeizuführen, darauf richtete ich nun zunächst alle Anstrengung. Ein solches aber würde ich für einigermaßen hergestellt gehalten haben, wenn es gelang, die gleich bei meinem Eintritt beabsichtigte und begonnene Formation zu vollenden, nämlich aus jedem der 20 Bataillone, nach preußischer Art zu 1000 Mann in drei Gliedern, zwei zu 6—700 Mann in zwei Gliedern zu bilden. Der Anfang zu dieser Umbildung war schon vor der Schlacht von Idstedt gemacht worden und hatte sich sehr bewährt. Offenbar hatte der Feind jeder Abtheilung damals eines seiner Bataillone entgegengestellt; denn wie wäre es sonst gekommen, daß er nach seinem eigenen Geständniß im kritischesten Augenblicke der Schlacht nur noch zwei Bataillone zur Verfügung hatte. Es war also nichts als Unkenntniß und Leidenschaftlichkeit, wenn gesagt worden ist, eben jene Formation habe zum Verluste der Schlacht wesentlich beigetragen. Sie war ganz im Gegentheil eine wesentlich mitwirkende Ursache des ganz nahen Sieges, den zu erringen nichts fehlte als etwas mehr Glück und etwas mehr Entschlossenheit an einer oder der andern Stelle, und dann war es ein glänzender Sieg, gegen eine bedeutende Uebermacht erfochten, eingeleitet durch einen richtigen Gedanken und einen kühnen Entschluß.

Diese Formation nun wollte ich vollenden; bei den Jägerbataillonen war sie es bereits, und bei der Infanterie hätte es auch so sein können, wäre der Zuzug aus dem großen, weiten, mächtigen Deutschland stärker gewesen. Nach dieser Vollendung aber, des passiven Verhaltens des Gegners nunmehr ziemlich sicher, hätte ich mich wohl entschlossen, einen Angriff zu versuchen und zwar den einzig möglichen, der über die Schley führte und damit allen Stellungen des Feindes in den Rücken. Dazu fing ich an einen Brückentrain, der ganz fehlte, einzurichten, hauptsächlich aber hoffte ich auf den Winter, der den besten Theil der Vertheidigungsmittel des Feindes lahm legen sollte. Der Winter ist die eigentliche Zeit für einen Offensivkrieg in diesem Lande.

Welche Umstände es gewesen, die es nicht zuläßig erscheinen ließen, mir hier noch die nöthige Zeit zu gewähren; warum man so sehr zur Entscheidung drängte, das weiß ich nicht zur Genüge. Ich aber hielt es für meine Pflicht, nichts gegen meine militärischen Grundsätze zu thun, und trat zurück mit der festen Ueberzeugung, daß kein besonnener Nachfolger anders handeln würde, als ich es vorhatte, wie es denn auch geschehen." W. v. Willisen.

Literatur.

Zu dem im Verlag von Jonghaus und Venator in Darmstadt erschienenen "Handatlas der allgemeinen Erdkunde, der Länder- und Staatenkunde" von L. Ewald, einem Kartenwerk, welches wir s. Z. — namentlich auch iner saubern und eleganten Ausführung halber — lebhaft empfehlen konnten, sind tzt 7 Supplementhefte erschienen, welche 14 Karten des Atlas in neuer Beerbeitung bringen. Die erste derselben, von R. Ludwig, ist die geognostische Uebershtskarte über Deutschland und das Alpengebiet. Dann folgen drei Karten von uropa: Uebersicht der Gebirgs- und Tiefländer, desgleichen der Meer- und Strombiete, desgleichen der einzelnen Staaten (wobei der italienische Staat schon Veneg und Rom umfaßt), zwei Karten von Deutschland, von denen die eine die Gerge und Tiefländer, die andere die Staatengrenzen zeigt, ferner die beiden Blätr von Schweden und Norwegen, die Karte der britischen Inseln, die von Oestreich, e von Frankreich, die von Spanien und Portugal, die von Italien (das hier one jene Vorausnahme der Zukunft dargestellt ist), endlich die, welche die europäi-

sche Türkei, Griechenland und die Jonischen Inseln enthält. Die Revision der letzten 13 Blätter hat D. F. Schäfer besorgt. Sämmtliche Karten sind, von jenem kleinen Fehler in Betreff Italiens abgesehen, den vielleicht eines der nächsten Jahre schon nicht mehr zu rügen haben wird, gründlich umgearbeitet, ergänzt und berichtigt, und so können wir das ganze Unternehmen nur wiederholt als eines der besten seiner Art empfehlen. — Nicht weniger Empfehlung verdient innerhalb der Grenzen, die es sich steckt, das zu dem Kartenwerk als Text, oder, wenn man will, als Commentar gehörige „Handbuch der allgemeinen Erdkunde, der Länder- und Staatenkunde" von D. W. Eder, welches, in demselben Verlag erschienen, uns jetzt vollständig vorliegt und in sorgfältiger Zusammenstellung Alles von den Resultaten der neuern Geographie enthält, was denen, die nicht gerade tiefere geographische Studien zu machen beabsichtigen, zu wissen nöthig ist.

Von Bogumil Goltz' „Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen" (Berlin, Otto Janke) ist die zweite Auflage erschienen. Das Buch enthält mancherlei feine und geistreiche Bemerkungen, freilich auch gleich den frühern Schriften des Verfassers manches Geschmacklose, Barocke und Uebertriebene. Die Frauenwelt selbst möchte am wenigsten mit dem Verfasser einverstanden sein, aber wohlthun, einmal in diesen Spiegel zu blicken, namentlich sofern sie vorher etwas in den gesehen, der ihr vor einiger Zeit von Michelet vorgehalten wurde.

Weihnachtsbücher.

Wieder einmal rüstet sich der Buchhandel für den Weihnachtsmarkt, und täglich fast erscheinen neue Bücher, bestimmt, den Tisch mit dem Tannenbaum anputzen zu helfen. Wie immer ist unter der bunten Menge viel Fabrikwaare und mehr Mittelmäßiges als Gutes, mehr Ordinäres als Mittelgut. Indeß glauben wir doch zu bemerken, daß diese Art Literatur sich von Jahr zu Jahr, wo nicht im Text, doch in der Ausstattung verfeinert, und daß nicht blos Streben nach Eleganz, sondern auch künstlerischer Sinn mehr und mehr darin sichtbar wird. Hin und wieder ist auch ein guter Griff gethan, durch den Belehrung der jugendlichen Welt auf anmuthige Weise mit Unterhaltung vermittelt wurde.

Beginnen wir, das, womit nur der Maroquin und der Golddruck des Buchbinders oder nur der Pinsel des Coloristen ernstlich zu thun hatte, weglassend, zunächst mit den Gaben, welche den Kleinsten geboten sind, so scheint uns „Was willst Du werden? In Bild und Reim von Oskar Pletsch (Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin) den ersten Rang einzunehmen. Es ist eine Reihenfolge von 22 Zeichnungen in der Weise Ludwig Richters, die, von Professor Bürckner in Holz geschnitten, in allerliebst naiver Weise verschiedene Handwerke und Berufsarten bei der Arbeit zeigen, und auf denen auch das Auge des Erwachsenen mit Wohlgefallen ruht. Die darunter stehenden Reime könnten etwas weniger trocken sein, und Herr Pletsch hat in seinem vorjährigen Weihnachtsbuche „Wie's im Hause geht, nach dem Alphabet" bewiesen, daß er nicht nur gut zu zeichnen, sondern auch recht hübsch zu reimen versteht. — Ein Seitenstück zu dieser Sammlung kleiner Kunstwerke für die kleine Welt ist „G. Scherers Illustrir

deutsches Kinderbuch", welches soeben (Verlag von Georg Scherer in Stuttgart) in vierter vermehrter Auflage zu erscheinen begonnen hat. Vertritt Pletsch auf diesem Gebiet durchgehends norddeutsche Art und Auffassung, so haben wir hier vorwiegend süddeutsche oder doch in süddeutscher Schule gebildete Künstler, und zwar zum großen Theil Künstler ersten Ranges, wie Kaulbach, Cornelius und Schwind, vor uns. Die Lieder, welchen die Bilder als Vignetten und Köpfe dienen, gehören zum Theil der Volkspoesie, zum Theil der Kunstlyrik an. — In demselben Verlag erschien ein „Räthselbuch für Kinder" mit drei recht sinnig ausgeführten Holzschnitten und 300 Räthseln oder, um mit dem Titelbilde zu reden 300 Nüssen aus Nußknackers Schürze. — Endlich gehört hierher (nur seiner Bestimmung, nicht seiner Ausführung nach) ein neues Product der rührigen Firma O. Spamer in Leipzig: „Deutsche Geschichten. In der Kinderstube erzählt von der lieben Großmutter", mit 170 in den Text gedruckten Holzschnitten, 3 Tonbildern und einem colorirten Titelbilde. Die Bilder sind multa, non multum, und der Kinderstube in dieser Weise vom Mittelalter erzählen, in ihr durch Geschichten von den Kreuzzügen und den Hussitenkriegen „echte Vaterlandsliebe erwecken", ihr durch Vorführung der alten Kaiser „Vorbilder" zeigen zu wollen, scheint uns, gelinde gesagt, ein Mißverständniß der Kinderstube, wie man es von einer Großmutter nicht erwarten sollte.

Für die reifere Jugend empfehlen wir zu Weihnachtsgeschenken für heute zwei Bücher: Hellenischer Heldensaal, oder Geschichte der Griechen in Lebensbeschreibungen nach den Darstellungen der Alten von Ferdinand Bäßler (Berlin, Verlag der K. Geh. Oberhofbuchdruckerei, R. Decker) und Robinson Crusoes des Aeltern Reisen, wunderbare Abenteuer und Erlebnisse. Neu bearbeitet von Ludwig Hüttner (Leipzig, Verlag von O. Spamer). — Das erstgenannte Werk, bereits in zweiter Auflage vorliegend, kann als ein Muster richtiger Behandlung der alten Geschichte für die Jugend gelten. Es ist mit 32 guten, leider nicht immer recht sauber gedruckten Holzschnitten ausgestattet und enthält auf 359 Seiten in Lexikonformat die Lebensbeschreibungen von 26 griechischen Feldherrn und Staatsmännern, die nach den Hauptzeitaltern der hellenischen Geschichte in sechs Bücher gruppirt sind. Das erste Buch umfaßt das Zeitalter der staatlichen Begründung Spartas und Athens und die Biographien von Lykurg, Aristomenes, an den sich eine Geschichte der messenischen Kriege knüpft, und Solon; das zweite beschäftigt sich mit den Perserkriegen und den in diesen auftretenden bedeutenden Männern von Histiäos und Aristagoras bis Kimon; das dritte behandelt die Perikleische Zeit und den peloponnesischen Krieg, das vierte die Hegemonie Thebens und den Untergang griechischer Freiheit; das fünfte Alexander den Großen und die Diadochen; das sechste endlich die letzten Griechen: Aratos, Agis, Kleomenes und Philopoimen. Zum Schluß folgt eine Zeittafel und ein Register. Bei der Darstellung folgt der Verfasser dem Plutarch, doch webt er, wo dies nöthig ist, Stücke aus den ältern griechischen Schriftstellern, namentlich aus Herodot, Thucydides und Xenophon ein; bei der Biographie des Sokrates dient ihm Plato vielfach als Berichterstatter, und bei der des Demosthenes fügt er gut gewählte Beispiele aus den Reden desselben ein. — Die Bearbeitung des de Foëschen Robinson hält sich strenger als die Campesche

an das Original, doch ist (selbstverständlich) der ganze dritte Theil als nur Zeitbetrachtungen enthaltend, vom zweiten alles Geographische über Brasilien, China u. s. w., so weit es veraltet ist, und ebenso alles Anstößige im Leben des alten Weltfahrers weggelassen. Eine Einleitung (vom Schulrath Lauckhard) erzählt das Leben de Foës, ein Nachwort bespricht die beiden Hauptquellen, aus denen de Foë schöpfte, oder richtiger, die beiden Vorbilder, nach denen er sein Bild von Robinson Crusoë in der Hauptsache entwarf, die Abenteuer des schottischen Matrosen Selcraig oder Selkirk auf der Insel Juan Fernandez und die Erlebnisse des spanischen Seemanns Pedro Serrano auf einer der karaibischen Inseln, von denen erstere 1712 erschienen, letztere, von Garcilasso der la Vega beschrieben, schon 1688 ins Englische übersetzt worden war. Die beigegebnen Illustrationen, ein buntes Titelbild, fünf Tondrucke und 85 in den Text gedruckte Holzschnitte, sind fast ohne Ausnahme vortrefflich, und so kann das Ganze bestens empfohlen werden. — Ebenfalls recht hübsch ausgestattet ist das in demselben Verlage erschienene Buch: „Das alte Wunderland der Pyramiden von Dr. Karl Oppel," doch befinden sich, während seine 10 Ton- und Buntdruckbilder sehr sauber ausgeführt sind, unter seinen 130 kleineren Illustrationen viele, die nur das Bestreben recht reich zu erscheinen und alles Mögliche zu verwerthen, hier hereingebracht haben kann. Und gegen den Text, namentlich gegen den zweiten Theil, müssen wir uns allen Ernstes erklären. Der Verfasser geberdet sich geradezu, als ob er ein Zeitgenosse der Pharaonen gewesen wäre, spinnt einfache Geschichten der alten Schriftsteller mit wenig Witz und viel Behagen zu förmlichen Novellen heutigen Stils aus und bekundet überhaupt eine dilettantische Geschmacklosigkeit, wie sie in diesem Grade zum Glück selten gefunden wird.

Zu Geschenken für Erwachsene endlich möge das Prachtwerk „Deutsche Volkslieder" mit ihren eigenthümlichen Singweisen. Gesammelt und herausgegeben von Georg Scherer (Stuttgart, Verlag von G. Scherer) angelegentlich empfohlen sein. Die Auswahl der 50 Nummern ist sehr hübsch, die artistische Ausstattung: eine Radirung nach Moritz v. Schwind und 54 Holzschnitte nach Originalzeichnungen von Grünenwald, Andreas Müller, C. Piloty, v. Ramberg, Ludwig Richter, v. Schwind und Strähuber, eine Reihenfolge kleiner Cabinetsstücke. Die vierstimmige Bearbeitung der Melodien, für Sopran, Alt, Tenor und Baß zugleich für Pianoforte hat der Musikdirector Kunz in München mit Sinn für die Einfachheit des Gegenstandes besorgt. Ein Theil der Lieder ist von dem Herausgeber nach dem lebendigen Gesang im Munde des Volks, vorzüglich in Süd- und Westdeutschland gesammelt. Zum Schlusse folgt für Gelehrte eine Uebersicht über das Verhältniß der mitgetheilten Stücke zu frühern Volksliedersammlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Ludwig Uhland.

Wer von der Neckarseite die alte Universitätsstadt Tübingen betritt, erblickt, ¦em er die steinerne Brücke überschreitet, gerade vor sich ein freundliches Haus, ¦en Balkon die freie Aussicht ins Neckarthal auf- und abwärts bietet, wäh- ¦d es rückwärts an die aufsteigenden Rebenberge gelehnt ist. Hart daran ¦t ein Garten mit vorspringender, von Bäumen überschatteter Terrasse, der vor kurzer Zeit der Tübinger Burschenschaft gehörte, und in welchem so ¦nchen Abend Lieder ertönten, die demjenigen wohl bekannt waren, der jenes ¦us seit vielen Jahren bewohnte: aus seinem eigenen Munde waren einst Lieder von der „Wirthin Töchterlein" und vom „guten Kameraden" und ¦as klinget und singet die Straße herauf?" und das Lied vom 18. October ¦enn heut ein Geist herniederstiege" ausgegangen, um in den Herzen des ¦ks, vor Allem der Jugend, ihren Wiederhall zu finden. Es war ein Zufall, der Garten der Burschenschaft an Ludwig Uhlands Haus stieß, aber ein ¦ner Zufall. War doch der Dichter selbst eng verflochten mit derjenigen ¦, welche der Burschenschaft das Leben gab, sah doch der greise Sänger das, ¦ in seiner Jugend, ihm der Gott eingegeben, in jugendlichem Munde immer ¦er frisches Leben gewinnen; man durfte in dieser fast persönlichen Berüh- ¦z ein Symbol des engen Bündnisses sehen, das in Uhland Poesie und ¦n mit einander eingegangen hatten.

Wer den schlichten Greis nicht kannte und ihm von ungefähr begegnete, ¦te in den großen, energischen, fast unschönen Zügen des Gesichts schwerlich Sänger von tiefempfundenen Liedern vermuthen. Nur das große blaue ¦e verrieth die tiefe Seele, die hohe Stirn den ernsten Forscher. Auch waren ¦nigen in der Regel enttäuscht, welche nur in oberflächlicher Weise mit dem ¦ter bekannt wurden, zumal Fremde, welche seine Bekanntschaft aufsuchten nicht dazu gelangten, durch die harte Schaale seines Wesens bis zum hindurchzudringen. Denn Uhland hatte in vollem Maße jene Eigen- ¦lichkeit, die so oft auch bei begabten Söhnen seines Stamms gefunden ¦: er war eckig in seinen Formen, trocken im Umgang, schweigsam, schüchtern. steigerte sich nur, wenn ihm ein Lob entgegengebracht wurde, oder wenn er

gar zum Gegenstand von Ovationen gemacht werden sollte, die er am liebsten ablehnte, ohne sich ihnen doch ganz entziehen zu können. Wer aber zum Kern seines Wesens durchgedrungen war, wem sein Vertrauen, sein näherer Umgang sich erschloß, dem war es vergönnt in ein seltenes, reiches Gemüth zu blicken. Uhlands Charakter war ebenso in die Tiefe angelegt als ihm das Talent äußerer Darstellung und leichter Bewegung versagt war. Selten und nur in engem Kreise thaute er auf zu mittheilsamer Rede. Dann konnte es auch wohl geschehen, daß ein humoristischer Einfall über seine Lippen kam, wie denn auch in den Gedichten bisweilen der Ton eines harmlosen Humors, selbst der Schalkhaftigkeit angeschlagen ist. Rückhaltlose Wahrhaftigkeit war das Element seines Wesens. Wie er nach außen eine fast mädchenhafte Scheu zeigte, so war sein Inneres in der That von jungfräulicher Reinheit, die jede Berührung scheute. Die Ideale fest im Busen tragend, liebte er es am meisten, in der Stille für das Gute zu wirken. Aber wo ihn die vaterländische Pflicht hinaus rief auf den Schauplatz der Oeffentlichkeit, da gebot ihm dieselbe Wahrhaftigkeit, ein offenes Zeugniß für Recht und Freiheit abzulegen und mit unbeugsamem Muth für die höchsten Güter des Vaterlandes einzustehen.

Uhland der Dichter wäre vielleicht nicht in so hohem Grade populär geworden, wenn er nicht auch im thätigen Leben Gelegenheit gehabt hätte, die Tüchtigkeit seines Charakters zu erproben, und in den Gedichten selbst bildet jener ethische Grundzug, den seine ganze Persönlichkeit trägt, den Hauptreiz, der ihnen die Unvergänglichkeit sichert. Noch in jener Zeit, da er mit den Romantikern für die Herrlichkeiten des Mittelalters schwärmte, überwog bei ihm das rein Menschliche und hob ihn hinaus über den Kreis seiner Mitstrebenden. Der Umfang seines Talents ist mäßig; das Gedicht, welches die reichste Entfaltung seines poetischen Genius versprach, der Fortunat, blieb unvollendet, seine Lyrik wagte sich nie an höhere Probleme und beschreibt in den Romanzen einen bescheidenen Kreis von Gefühlen und Situationen. Aber innerhalb dieser Beschränkung, die bei ihm wohl Selbstbeschränkung genannt werden darf, um so mehr, als er so frühe die Harfe bei Seite legte, hat er das in sich Vollendetes geschaffen. Nie bemerkt man bei ihm jenen Widerspruch, der in der Epoche nach ihm fast zu einem allgemeinen Kennzeichen der Dichtkunst geworden ist, jenen Widerspruch zwischen Wollen und Können, zwischen Intention und Ausführung. Was er sich als Ziel vorsetzt, erreicht er immer ganz, weil er sich im Ziele selbst bescheidet: auch hierin bethätigte sich die Wahrhaftigkeit seines ganzen Wesens, das selbst den Schein weiter über die eigene Kraft hinausreichender Probleme von sich wies. Daher die plastische Ausrundung seiner einzelnen Schöpfungen, die seinen Freund Varnhagen mit Recht an Goethe erinnert, daher aber auch der Mangel an dramatischer Gestaltungskraft und Energie, die ein Herausgehen aus der eignen Subjectivität

ıngt, die schlichte Farblosigkeit seiner Dramen, die doch wieder durch ihren thischen, echt deutschen Gehalt Edelsteine des deutschen Volkes bleiben.

Aber der unabsehbare Trauerzug, der sich an dem trüben Novembertage on der Neckarbrücke aus in Bewegung setzte, und der ganz Schwaben um den Sarg des geliebten Todten zu versammeln schien, galt nicht blos dem heimathchen Sänger, er galt in nicht minderem Grade dem Bürger, dem um sein Vaterland verdienten politischen Charakter. Die Heimath reichte ihm mit Recht ie Bürgerkrone wie den Dichterlorbeer, denn sein Leben spiegelt nicht nur in großes Stück vaterländischer Geschichte wieder, sondern er war auch die eiste Zeit seines Lebens berufen, eine thätige, zu Zeiten eine hervorragende Rolle darin zu übernehmen. Wenn er auch in dieser Beziehung ein echter Vertreter seines Stammes war, so lag hierin seine Stärke, wie seine Schranke.

In mehren Gedichten schildert Uhland selbst den Uebergang vom Dichter er Liebe zum Sänger der vaterländischen Kämpfe, wie sein Lied das Feld es heitern Schönen unbebaut läßt und nun mit dem ernsten scharfen Laute önt, wie Freiheit fortan seine Fee heißt und sein Ritter Recht, wie ihm nun as, was er in vorigen Tagen von alten frommen Sagen, von Minne, Wein nd Mai gesungen, als Tand erscheint, denn der Heerschild ist erklungen, der Ruf fürs Vaterland! Aber nachdem er mit wenigen ausgezeichneten Liedern — r der einzige Süddeutsche — in die Reihe der Sänger der Befreiungskriege etreten, wendet er sich wieder zurück zur engeren Heimath und begleitet deren nnere Kämpfe mit seinen gewichtigen Liedern. Wäre die Geschichte der würembergischen Verfassungskämpfe in den Jahren 1815 — 1819 nicht an sich elbst eine so denkwürdige und bezeichnende Episode im Kampfe der alten mit er neuen Zeit, so wäre sie durch Uhlands Lieder allein unsterblich geworden; ie sind wohl auch meist die Ursache gewesen, daß man diesen Kampf längere Zeit in einem allzu idealen und poetischen Lichte erblickt hat.

Heute ist keine Meinungsverschiedenheit mehr darüber, wie es sich mit em „guten alten Recht" verhielt, das Altwürtemberg damals von seinem König zurückverlangte.

Während der Revolutionsjahre hatte das gesammte Staatswesen die durchreifendste Veränderung erfahren. Friedrich der Erste, der Anhänger und Freund Napoleons, der revolutionäre Despot, hatte die Absicht, seinen zum größern Theil neu erworbenen Länderbesitz in ein einheitliches modernes Staatsganzes ımzuwandeln, ein Werk, für welches das Niederreißen aller Particularrechte ınd Privilegien den nothwendigen Ausgangspunkt bildete. Er hatte darum, ıachdem er sich schon bisher rücksichtslos über die ständischen Rechte hinweggesetzt, im Jahre 1806 die altwürtembergische Verfassung, eine Erbschaft des ünfzehnten Jahrhunderts, förmlich aufgehoben, zugleich aber alle Rechte der Reichsstädte, der Unterthanen der Klöster, der mediatisirten Fürsten und Ritter, mit

deren Besitzungen sein Land vergrößert worden war. Wie das Gemisch der verschiedenen bisherigen Verfassungen aufhören mußte, so durften auch nicht länger einzelne Corporationen und Stände einen Staat im Staate bilden. So wurde dem Adel seine ganze feudale Stellung genommen, seine Patrimonialgerichte, seine Steuerbefreiungen, die besonderen Erbrechte, die Fideicommisse, ja alle Ehrenrechte aufgehoben, das Corporationswesen der Universität vernichtet, das protestantische Kirchengut für Staatsgut erklärt, das Finanzwesen unificirt, kurz alle Besonderrechte, welche mit der Allmacht des Staats im Widerstreit schienen, beseitigt. Was dann nach diesem großen Zerstörungsproceß an die Stelle trat, war zunächst nur die absolute Willkür des Regenten, die sich in etlichen tausend Verordnungen aussprach, und die sämmtliche Unterthanen durch den Huldigungseid unter das gleichmäßige Joch eines tyrannischen Willens beugte. Ein büreaukratisches System wurde in aller Eile über das ganze Land ausgespannt, dessen letzte Fäden in der Hand des Regenten zusammenliefen, und dessen Wirkung nach unten die völligste Unterdrückung der individuellen Freiheit war.

Als aber nach dem Austoben der Kriege Friedrich vom Wiener Congresse, wo er bekanntlich gegen alle Einmischung in die innern Angelegenheiten der einzelnen Bundesstaaten protestirt hatte, in sein Land zurückkam, ergriff er, theils um die Mediatisirten in gesetzlichen Schranken zu halten, die auf dem Congreß so begünstigt worden waren, theils dem Zug der Zeit folgend, welche Angesichts der großen, in den Kriegen gebrachten Opfer eine Einschränkung der fürstlichen Souveränetät, ein rechtliches Verhältniß zwischen Fürst und Unterthanen verlangte, die Initiative, um einen verfassungsmäßigen Zustand in seinem Lande herzustellen. Hierzu war aber nun die alte ständische Verfassung, die im Tübinger Vertrag begründet, von Herzog Christoph ausgebaut worden war, am allerwenigsten geeignet. Diese Verfassung Altwürtembergs beruhte auf einem rein privatrechtlichen Verhältniß zwischen Fürst und Ständen, das ein organisches Staatsganze, wie es der modernen Zeit vorschwebte, völlig unmöglich machte. Sie war ein Vertrag, der deshalb auswärts seine Bürgschaft suchte, und entweder durch den Kaiser oder durch einzelne Reichsfürsten garantirt war, und wobei beide Paciscenten stets einander feindlich gegenüber standen. Die Geistlichkeit und die Abgeordneten des dritten Standes (denn der Adel hatte sich immer fern gehalten) traten überdies nur als die Vertreter ihrer Corporationsinteressen auf. Das Militärwesen beruhte auf einem völlig veralteten System und war seit lange Gegenstand unaufhörlichen Streites gewesen, ebenso das Steuerwesen, das niemals gesetzlich geregelt war. Besonders im Punkt der Finanzen stieß immer das fürstliche und das Landesinteresse aus einander, und zwischen dem Kammergut und den freiwilligen Steuern der Landschaft lag dann noch das Kirchengut, von dem beide Theile nach Kräften

zu profitiren suchten. Das Hauptübel aber war, daß mit dem Ausbau der Verfassung durch die Bildung der landständischen Ausschüsse sich ein oligarchisches Element eingeschlichen hatte, indem insbesondere der engere Ausschuß mit ausgedehnten Befugnissen ausgestattet, namentlich mit Verwaltung der ständischen Kasse betraut, das Recht der Selbstergänzung besaß, und im Sinn der Coterie ausübte. Dieser oligarchische permanente Ausschuß maßte sich allmälig die wesentlichsten Rechte der Stände an, ein eifersüchtiger Kampf entspann sich zwischen ihm und dem mehr und mehr seiner Souveränetät bewußten Fürstenthum, und wenn einmal der Herzog mit Gewalt in das Landschaftsgebäude eindrang, die Kästen erbrach und das Geld des Landes raubte, wenn er ein anderes Mal die Verfechter der Verfassung in den Kasematten des Asberg schmachten ließ, so kam es andrerseits auch vor, daß der Ausschuß den Fürsten absetzte und mit Zustimmung des Kaisers selbst die Regierung führte, ja einmal scheute sich der Ausschuß, die Prälaten an der Spitze, nicht, den Fürsten in seinem Schlafgemach erdrosseln zu lassen.

In dem Maße, in welchem nun einerseits die absolute Despotie des achtzehnten Jahrhunderts sich ausbildete, andrerseits der Ausschuß starr an seinen Privilegien festhielt und als Wächter der Verfassung zugleich jeden vernünftigen und sachlichen Fortschritt hinderte, verfiel das ständische Wesen in eine leere Form, die längst für den Untergang reif war. Auch das Flicken half nichts mehr. Als im Jahr 1797 noch einmal guter Wille auf beiden Seiten vorhanden war, eine ernstliche Besserung vorzunehmen, lieferten die langwierigen Verhandlungen nur den unwidersprechlichen Beweis, daß die alten Formen sich überlebt hatten und auf den bestehenden Grundlagen überhaupt keine zeitgemäße Reorganisation des Staatswesens möglich war.

Diese Umstände muß man sich vergegenwärtigen, um zu begreifen, daß diese Verfassung, die schon vor dem Zusammenbruch des Feudalwesens selbst für Altwürtemberg sich überlebt hatte, unmöglich die vernünftige Form für das neue, erweiterte und auf den Trümmern aller Particularrechte zu erbauende Staatsganze werden konnte. Es war wohl natürlich, daß alle Privilegirten, deren Rechte durch die große Zerstörungsarbeit Königs Friedrich verletzt waren, nach den alten Dingen sich zurücksehnten, wie denn der Adel thatsächlich an der Spitze der Opposition gegen die von Friedrich angebotene Verfassung stand. Aber daß die Opposition gegen die Grundsätze dieser Verfassung populär wurde, daß wenigstens in Altwürtemberg (denn Neuwürtemberg war im Allgemeinen den Verfassungsvorschlägen des Königs zugethan) gerade die ehrenwerthesten Elemente sich dieser Opposition zugesellten, erklärt sich nur theils aus den allgemeinen Tendenzen der Zeit, theils aus dem schwäbischen Stammcharakter, am meisten aber aus dem Eindruck, den die Reformwuth des Königs in den Gemüthern seiner Unterthanen zurückgelassen hatte.

Die revolutionär-despotische Wirthschaft, welche der König seit nahezu zehn Jahren geübt, hatte ihm die Herzen, das Vertrauen seiner Unterthanen gründlich entfremdet. Mochte er geben oder nehmen, Gnade oder Strafe üben, das Volk kannte ihm gegenüber nur Furcht und Mißtrauen. Zu schwer hatte seine Hand in die persönliche Freiheit eingegriffen, zu schwer lasteten der Steuerdruck, das Auswanderungsverbot, der Jagdübermuth, die Censur, die Willkür der Verordnungsweisheit, endlich die Ausbeutung der Landeskräfte für fremde Zwecke auf dem ganzen Volk. In dieser Periode, da jedes Recht der absoluten Willkür zum Opfer fiel, wandte sich die Sehnsucht dem alten Rechte zu, und je längere Zeit darüber hingegangen war, seitdem die Verfassung in Wirksamkeit gewesen, je gründlicher durch das bisherige Zerstörungswerk jede Spur davon vertilgt war, um so idealer und besser erschien sie dem zurückgewandten Blicke. Es kam just überhaupt jene Zähigkeit des schwäbischen Stamms zum Vorschein, die an dem Alten um seiner selbst willen festhält und gegen das Neuere, wenn es nicht auf Grund des Bestehenden sich entwickelt, zumal wenn es als ein von außen Eingeführtes sich darstellt oder gar durch Fremde vertreten wird, einen instinktiven Widerwillen faßt, welcher der sich aufdrängenden Gewalt gegenüber zu hartnäckigem Widerstand sich steigert. Und unterstützt wurde diese Zähigkeit noch durch die besondere Richtung der Zeit, die überall auf das Alte, Angestammte zurückging und aus dem ernsten Gericht, das auf Leipzigs Flur über Fürsten und Völker erging, die Lehre zog, daß es vorbei sei mit dem absoluten Fürstenrecht, daß dieses sich mit dem gleich unveräußerlichen Rechte des Volks auseinanderzusetzen habe. Selbst demokratische Elemente konnten sich ebenso gut mit dieser Opposition verbinden, als die Vertheidiger der neuen Staatsideen sich auf den fortgeschrittenen Geist der Zeit beriefen.

In diesem Sinn forderten die Patrioten, als Friedrich die Hand zu einer Verfassung bot, vor Allem das gute, alte Recht wieder, nicht als ob dies nun unverändert das Staatsgesetz für die neue Ordnung sein sollte, aber als die unerläßliche Grundlage für zeitgemäßen Fortschritt. Der Fürst, der so lange die Geißel der Willkür über sein Volk geschwungen, sollte zurücktreten auf den Boden des Vertrags, den er einst selbst beschworen, er sollte, wenn er seinem Volk die Hand reichen wollte, zuerst anerkennen, daß auch dieses ein unverjährtes angeerbtes Recht besitze. Es war vielleicht weniger eine politische, als eine ethische Forderung, und in diesem Sinn schlug Uhland seine Leyer an, indem er dem Verlangen des Volks nach dem guten, alten Recht in jenen schlichten und doch so eindringlichen Liedern Ausdruck gab, die zuerst als Flugblätter von Hand zu Hand gingen und dann in die zweite Ausgabe seiner Gedichte (1817) aufgenommen wurden.

In Versen, die ewig einen Widerhall finden werden, so oft in einem Lande

ähnliche Verhältnisse eintreten, fleht er zu Gott, daß er an des Königs Ohr sprechen möge, zu dem des Volkes Stimme nicht dringen könne, betont er, daß das Recht ein angebornes gemeinsames Gut sei, das in jedem Erdensohne liegt und in uns wie Himmelsblut quillt, daß erst dann das innere Recht ins Leben tritt, wenn der Vertrag ihm Bestand gibt, daß Weisheit nicht das Recht begraben, noch Wohlfahrt es ersetzen mag. Die Fürsten ruft er auf, indem er sie an Leipzig erinnert, nicht zu vertrösten, zu halten jetzt, was sie gelobt, und die Völker, nicht zu vergessen, daß sie zwar die fremden Horden zermalmt, aber daß sich im Innern noch nichts gehellt:

Und freier seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

Und zum Neujahr 1817 wünscht er nach der fürchterlichen Theurungszeit seinem Volke ein gesegnet Jahr und Korn und Wein und das alte, gute Recht:

Denn soll der Mensch im Leibe leben,
So brauchet er sein täglich Brod,
Und soll er sich zum Geist erheben,
So ist ihm seine Freiheit Noth!

Mehre dieser Gedichte sind direct an die Adresse des Ministers von Wangenheim gerichtet, den genialen Staatsmann, der dann, als König Wilhelm das unterbrochene Verfassungswerk wieder aufnahm, der Vertreter der modernen Reformideen wurde und sie mit dem Recht Altwürtembergs zu vermitteln hatte, aber nur zu oft durch seinen geistreichen rücksichtslosen Uebermuth die Gefühle der Altwürtemberger im Innersten kränkte und verletzte. Ihm gilt das „Hausrecht", worin dem vertriebenen Ausländer ein Asyl gewährt wird unter der Bedingung, daß er ungeschwächt lasse der Väter heilge Sitte, des Hauses heilig Recht. Ihm gilt die Zurechtweisung in dem Gedicht: „Das Herz für unser Volk" und die epigrammatische Schärfe des „Gesprächs", worin immer wieder dem Besseren das Gute, dem Schwung und der Schöpfungskraft das stille allmälige Wirken, und dem hochfliegenden Geist, der die Zeit nach sich raffen will, das alte, gute Recht entgegengestellt wird.

Ueberaus charakteristisch für die damalige Kreuzung der verschiedenen politischen Ideen ist ein Aufruf in Prosa, den Uhland im Jahre 1817 an die Volksvertreter richtete, als König Wilhelm zum ersten Mal mit dem Vorschlag des Zweikammersystems hervorgetreten war. Der vorige König hatte, gerade um dem Adel keine selbständige Stellung einzuräumen, ein fast demokratisches Einkammersystem aufgestellt, das die Stände verworfen hatten. Die Wangenheimsche Schöpfung einer Adelskammer aber sagte den Altrechtlern ebenso wenig zu. Und hier erkennen wir nun deutlich den Einfluß der Ideen der Aufklärung und Revolution, der keineswegs spurlos an ihnen vorübergegangen war, wie er auch in den Uhlandschen Gedichten stellenweise hervortritt, nur

daß jene Altrechtler in merkwürdiger Confusion jene modernen Ideen mit ihrem alten guten Recht in Verbindung brachten, ja identificirten. Der Aufruf ist betitelt: „Keine Adelskammer!" und führt aus, daß in der altwürtembergischen Verfassung das Vertragsverhältniß zwischen Regenten und Volk vollkommen klar und ausgesprochen sich darlege. In ihr sei keine Bourbonische Legitimität, sie sei ein Gesellschaftsverhältniß freier, vernünftiger Wesen. Sie gebe dem Regenten den Standpunkt, von dem ihn die Aufklärung der Zeit nicht verdrängen werde, und dem Volk die Stellung, in der auch ein über Menschenwürde aufgeklärtes Volk sich gefallen dürfe. Eben in diesem Reinmenschlichen der alten Verfassung löse sich das Räthsel, daß ein dreihundertjähriger Rechtszustand noch jetzt vollkommen zeitgemäß erscheinen könne und gerade jetzt, wo das Gefühl der Freiheit und Menschenwürde neu erwacht sei. Durch eine Adelskammer aber würde zwischen Adel und übrigem Volk ein Verhältniß herbeigeführt, das jenen rein menschlichen Verband durch Mysticismus und Vorurtheil beflecken würde. Dem Adel sollen seine geschichtlichen Rechte nicht streitig gemacht werden, aber Adelsvorurtheile ertrage man nicht mehr. Um die Idee sei es zu thun, um Menschenwürde. Nach den dreißigjährigen Kämpfen sollte Menschenrecht hergestellt, der entwürdigende Aristokratismus ausgeworfen werden, und jetzt solle dieser Aristokratismus durch neue Staatsverträge geheiligt werden? Dies hieße die vernünftige, altwürtembergische Verfassung entweihen, die Sache des Vaterlands und der Menschheit verlassen u. s. w.

Es ist klar, daß durch eine solche Vermischung heterogenster Dinge, der aufklärerischen Ideen mit der Anhänglichkeit an mittelalterliche Rechte, durch eine Polemik, die sich gleichzeitig auf die Ueberlieferung und auf den Geist der Zeit berief, das Verfassungswerk nicht gefördert werden konnte. Waren die Patrioten gegen Adelsvorurtheile, so war es doch gerade der Adel, der mit gutem Recht die hartnäckige Forderung des Alten am wirksamsten unterstützte, und daran hing sich noch eine Menge beschränkter Vorurtheile, engherziger Interessen, spießbürgerlich-particularistischer Gesinnungen, zumal gegen die neuen Landestheile. Doch es ist hier nicht der Ort, die Geschichte dieses Verfassungskampfes ins Einzelne zu verfolgen, der dann durch einen äußeren Druck schnell einem gedeihlichen Ende entgegengeführt wurde, indem die drohende Gefahr der Karlsbader Beschlüsse mit einem Mal die wünschenswerthe Nachgiebigkeit erzeugte, und ein Resultat herbeiführte, bei welchem gegen die ursprünglichen Regierungsvorschläge zwar Manches gewonnen, aber auch Manches verloren wurde. Nur das verdient hervorgehoben zu werden, daß, als schließlich zu allgemeiner Freude des Landes das Verfassungswerk glücklich zu Stande gekommen war, dieser Moment zugleich ein persönlicher Triumph des vaterländischen Dichters wurde, indem zur Feier des Ereignisses sein Herzog

Ernst von Schwaben zum ersten Mal über die Bühne des Stuttgarter Hoftheaters ging, mit jenem Prolog, in welchem mit scharfen Worten der Fluch des Landes gezeichnet ist, wo Freiheit und Gesetz darniederliegt, und in glänzender Weise dann die Schilderung des Bildes folgt —

wenn aus sturmbewegter Zeit
Gesetz und Ordnung, Freiheit sich und Recht
Empor gerungen und sich festgepflanzt.

Es folgten ruhige Jahre. Die Verfassung machte der Aufregung des langen Kampfes ein Ende, die Parteien näherten sich auf dem gemeinsamen rechtlichen Boden. Der Ausbau der Verfassung, die Anwendung ihrer Principien auf die verschiedenen Zweige der Gesetzgebung, dies war nun die Aufgabe für die Jahre 1819—1830, eine Aufgabe, die der Natur der Sache nach wenige Glanzpunkte bieten konnte, die aber in ihrer mühevollen Vielseitigkeit darum nicht weniger verdienstlich war. Uhland, der schon in die verfassunggebende Versammlung von 1819 gewählt war und seitdem erst seine Vaterstadt Tübingen, dann die Hauptstadt des Landes in der Volkskammer vertrat, betheiligte sich an ihr mit der ganzen ihm eigenen Gewissenhaftigkeit.

Im Allgemeinen war die Haltung der Regierung eine entgegenkommende, wohlwollende. Sie hatte noch oft genug Gelegenheit, gegen die Ansprüche des Adels (die gleichwohl jetzt ganz anders berücksichtigt wurden, als es im Sinne Königs Friedrich gewesen wäre), mit den Vertretern des Volks gemeinsame Sache zu machen. Aus politischen Gründen nahm sie auch den Großstaaten Oestreich und Preußen gegenüber ihr junges Verfassungsleben in Schutz. In manchen Fragen, wie z. B. bezüglich der Judenemancipation und in Handels- und Gewerbefragen bekundete sie sogar unverkennbar einen liberaleren Geist als die Abgeordnetenkammer. Allein die Bundesbeschlüsse ließen sich nicht umgehen und drückten immer schwerer auf das aufstrebende Verfassungsleben. Die Karlsbader Conferenzbeschlüsse von 1819 und die Bundesbeschlüsse von 1824 waren auch hier verkündigt worden. Die Burschenschaft wurde verfolgt, die Universität gemaßregelt, die Censur gehandhabt, das Versammlungsrecht beschränkt, selbst in die Gesetzgebung wurde von Bundeswegen eingegriffen. Vielleicht noch mehr jedoch wirkte — bei sonst gutem Willen — der bureaukratische Geist, der in Würtemberg durch ein altherkömmliches Schreiberregiment längst einheimisch war und nun in der Stagnation der Reactionsjahre neue Nahrung erhielt, dazu mit, daß in die Gesetzgebung der folgenden Jahre, welche die verschiedensten Zweige der Verwaltung, der Rechtspflege, des Pfandwesens, des Steuerwesens u. s. w. betraf, ein Charakter ängstlicher Bevormundung kam. Und hier war es nun, wo die Opposition, in erster Reihe Uhland, der in den wichtigsten Commissionen saß, ein reiches Feld ihrer wenn auch meist vergeblichen Thätigkeit fand.

Diese Seite von Uhlands Wirksamkeit ist jetzt halb vergessen, sie liegt in den schwerfälligen Berichten der Commissionen, in den minutiösen Debatten eines kleinen Landtags begraben. Sie ist jedoch insofern von hohem Interesse, als sie zeigt, daß die Opposition, die sich noch kurz zuvor so hartnäckig auf das alte, gute Recht steifte, schnell die Forderungen der Zeit begriff. Das Verständniß, mit dem sie für die Ideen der Denkfreiheit, für mündliches Verfahren, für schärfere Trennung der Justiz und Verwaltung, als sie bis auf diesen Tag in Würtemberg eingeführt ist, für Beschränkung des Schreiberunwesens, für vollkommen selbständige Verfassung der Gemeinde- und Amtscorporationen kämpfte, muß auch auf die Beurtheilung ihrer früheren Haltung vortheilhaft zurückwirken. Von nun an begann die Opposition in Würtemberg alle jene Forderungen aufzunehmen, welche, in allen Ständekammern von Zeit zu Zeit wiederholt, lange fast die einzigen Lichtblicke im öffentlichen Leben Deutschlands waren. Preßfreiheit, öffentliches Verfahren, Selbständigkeit der Gemeinde waren die Punkte, die Uhland theils gelegentlich, theils in eigenen Anträgen oder in Commissionsberichten immer wieder forderte. — Der Bericht, den Uhland über den im Jahr 1821 von der Regierung geforderten Ausschluß Friedrich Lists aus der Kammer erstattete, wäre für sich allein beweisend für die muthvolle Unabhängigkeit seines Charakters. Bekanntlich hatte List vor dem Beginn des Landtags einen detaillirten Antrag auf eine Reihe von Verbesserungen im Staatswesen ausgearbeitet und drucken lassen, der aber der Regierung so mißliebig war, daß sie eine Untersuchung gegen ihn einleitete, und auf ihr Verlangen suspendirte auch die Kammer — trotz Uhlands Bericht — seine landständische Wirksamkeit bis zum Ergebniß der Untersuchung, der sich aber List durch die Flucht nach Amerika entzog.

Außer dieser höchst mühevollen landständischen Thätigkeit waren es in dieser Zeit die wissenschaftlichen, auf die mittelalterliche deutsche Dichtung gerichteten Arbeiten, welche Uhland seinem Dichterberuf entzogen. Nur gegen Ende der zwanziger und zu Anfang der dreißiger Jahre trat er plötzlich noch einmal mit einer Reihe seiner vollendetsten Balladen hervor, die dann in die Ausgabe der Gedichte von 1834 aufgenommen wurden. Im Jahr 18[illegible] erschien die anziehende Monographie über Walther von der Vogelweide, welcher dann später das Werk über den Mythus von Thor (1836), die alt- hoch- und niederdeutschen Volkslieder (1844 und 1845) und seitdem eine Reihe von Aufsätzen in wissenschaftlichen Zeitschriften folgten. Mehres, wie die Arbeit über Wodan, hat sich druckfertig im Nachlaß vorgefunden. Seine Ernennung zum Professor der deutschen Literatur an der Universität Tübingen, die im Jahr 1830 erfolgte, schien ihn für immer auf diese Bahn zu weisen, er begann auch sofort akademische und öffentliche Vorlesungen. Allein dasselbe Jahr bildete zugleich einen Wendepunkt in der politischen Geschichte des Vaterlandes

und zog ihn selbst, in noch bedeutsamerer Weise als bisher, wieder in die Oeffentlichkeit zurück.

Das Jahr 1830 macht in der Geschichte des parlamentarischen Lebens in Deutschland dadurch Epoche, daß die nationalen Ideen mit Macht in die abgeschlossenen Räume der einzelnen Ständekammern eindrangen. Die heftige, wenn auch kurz andauernde Erschütterung, welche plötzlich das künstliche Gebäude des europäischen Friedens in Frage stellte, brachte schnell zum allgemeinen Bewußtsein, wie trügerisch die Grundlagen der bestehenden Verhältnisse waren, und die bald eintretende Reaction schärfte nur das Gefühl, daß die einzelnen Kammern, um sich eines selbständigen politischen Lebens zu erfreuen, einer anderen Garantie bedürfen, als Minister- und Gesandtenconferenzen, daß mit einem Wort alles Arbeiten für verfassungsmäßige Freiheit illusorisch, so lange nicht der Zustand des Gesammtvaterlands gebessert sei. Es war dies ein weiterer Fortschritt der würtembergischen Opposition, deren Häupter — neben Uhland seine Freunde Paul Pfizer und Schott — jetzt vorwiegend diese nationale Seite betonten, während Römer seine unerbittlichen Angriffe mehr auf die innere Verwaltung concentrirte. Pfizers Briefwechsel zweier Deutschen, der als aus Süddeutschland kommend doppelt bedeutsam war, erschien als die nächste Aeußerung dieser nationalen Richtung.

Als der Landtag zusammentrat, — er heißt noch heute der „vergebliche" — hatten sich die Fluthen der Bewegung bereits wieder verlaufen, die väterliche Polizei des Bundes war schon in vollem Zuge. Aber die Wahlen waren in die Zeit lebhafter Aufregung gefallen, die Reaction hatte nur die entschlossene Kraft der Opposition gesteigert, auf der Vorversammlung zu Boll hatte sie ihre Taktik verabredet, und so war der kurze Landtag — er dauerte vom 15. Januar bis 23. März 1833 einer der inhaltreichsten und bewegtesten im parlamentarischen Leben des kleinen Landes. Die Frage der Zulassung mehrer Abgeordneten, die als Mitglieder der Burschenschaft einst verfolgt worden waren, der Zulassung des Freiherrn von Wangenheim, der als Ausländer auf den Antrag der Regierung gleichfalls ausgeschlossen werden sollte, die scharfe Kritik des Budgets hatten die lebhaftesten Debatten erregt, bis dann mit der bekannten Pfizerschen Motion gegen die Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni 1832 die Kammer sich auf die Höhe ihrer Aufgabe stellte.

Uhland war es zugefallen, sowohl über die Zulassung Wangenheims, als über die Pfizersche Motion den Commissionsbericht zu erstatten. In jener Beziehung war es schon ein menschlich anziehendes Schauspiel, die Vertheidigung des liberalen Freiherrn und Ausländers jetzt durch seinen ehemaligen Gegner, den Rühmer des guten Alten gegen das bessere Neue, mit solcher Wärme der Ueberzeugung geführt zu sehen. In beredten Worten vindicirte Uhland dem Freiherrn ein geistiges Heimathsrecht, das nicht von der Scholle abhänge, das

er sich durch seine frühern vielseitigen Verdienste, durch seinen Antheil am Ver-
fassungswerk erworben und durch das Andenken, das er sich im Land bewahrt
habe. So möge ihm denn, schloß der Bericht, da keine klare Nothwendigkeit
des Gegentheils in der Verfassung vorliege, dieses geistige Wohnrecht in Wür-
temberg unverkümmert bleiben — herrliche Worte im Munde dessen, der einst
so ängstlich das Recht und die Sitte des Hauses gegen den Fremdling gewahrt
hatte, und ein glänzender Beweis, wie mit den reiferen Jahren sich der Ge-
sichtskreis des starren Altwürtembergers erweitert hatte.

In der Berichterstattung über die Pfizersche Motion aber, die nebst den
sie motivirenden Reden für die damaligen Zeiten eine fast unerhörte Kühnheit
war, war es neben den politischen Gründen noch jener Zug persönlicher Wahr-
haftigkeit, der in dem Berichte Uhlands zu einem ebenso mannhaften als über-
zeugungstiefen Ausdruck gelangte. Die Regierung hatte nämlich in einem eignen
Schreiben von der Kammer verlangt, sie solle den Antrag „mit verdientem
Unwillen" zurückweisen. Daß hiemit der Kammer sogar eine bestimmte Ge-
müthsstimmung angesonnen wurde, dagegen empörte sich die Gewissenhaftigkeit des
Berichterstatters mit aller Macht, und so protestirte denn die von ihm verfaßte
Adresse feierlich gegen eine solche Beeinträchtigung der Freiheit der Kammer,
gegen diese vorgreifende Einschreitung in den gemessenen Gang der Verhand-
lung, welche dem Beschluß der Kammer das Gepräge leidenschaftsloser Erwä-
gung im voraus rauben wolle. Die Annahme dieser Adresse hatte sofort die
höchst ungnädige Auflösung der Kammer zur Folge.

Der nächste Landtag begann mit einem persönliche Opfer für Uhland.
Wie anderen Staatsdienern der Opposition war ihm der Urlaub verweigert
worden; er legte seine Professur nieder, wie Römer sein Staatsamt — Pfizer
war schon nach dem Erscheinen des Briefwechsels zweier Deutschen aus dem
Staatsdienst getreten — um seinen Sitz in der Kammer wieder einzunehmen.
Die Regierung hatte seinem Entlassungsgesuch „sehr gern" entsprochen.

Aber unter weit ungünstigeren Verhältnissen nahm jetzt die Opposition
ihren Kampf gegen die Regierung und gegen den Bundestag wieder auf. Die
Regierung hatte durch die Beeinflussung der Wahlen eine fügsamere Mehrheit
gewonnen, und was nützte es, wenn auch die Anträge auf Preßfreiheit und
Wahlfreiheit angenommen wurden, was nützte es, wenn Pfizer unermüdlich
für eine Vertretung der Nation am Bundestag stritt? Diese Mahnworte, diese
Angriffe waren im würtembergischen Ständesaal nicht an die rechte Adresse
gerichtet. Und doch konnten sie andrerseits wieder nirgends ertönen als eben
in den Einzelkammern. So verhallten sie denn fast wirkungslos, ja es lag
etwas Wahres darin, wenn die Regierung zu verstehen gab, daß durch jene
Angriffe ihre liberalisirende Stellung dem Bunde gegenüber nur compromittirt
und so eine ganz andere Wirkung, als beabsichtigt war, erzielt würde. In

Innern freilich war die Regierung nichts weniger als liberal, mit dem Ministerium Schlayer war wieder eine echte Schreiberwirthschaft eingekehrt, und da die Kammer sich diesem Druck allzunachgiebig bewies, bei Gesetzesarbeiten wichtige Principien Preis gab, das Volk selbst gegen die Opposition gleichgiltiger, alles Interesse von den materiellen Fragen absorbirt wurde, kurz der Kampf für den Augenblick völlig aussichtslos schien, so konnte es kaum überraschen, als im Jahre 1838 die Häupter der Opposition den Entschluß faßten, sich aus dem parlamentarischen Leben zurückzuziehen. Persönlich mochte dieser Schritt gerechtfertigt sein, aber politisch war er doch unläugbar ein Fehler, der sich auch wie immer, gerächt hat. Denn wir müßten uns sehr irren, wenn es nicht bis auf diesen Tag im Verhältniß Würtembergs zu den nationalen Fragen Spuren zurückgelassen hätte, daß damals gerade die weitestblickenden, die nationalen Fragen voranstellenden Elemente, Pfizer, Uhland, Schott, aus der Kammer austraten und von der Opposition nur diejenigen zurückblieben, welche — freilich an sich verdienstlich genug — ihre Wirksamkeit auf die Landesangelegenheiten beschränkten.

Es folgte für Uhland wieder eine Zeit stiller Zurückgezogenheit und wissenschaftlicher Studien. Daß er unverändert sich selbst gleich blieb, bewies er im Jahre 1842 durch die — übrigens sehr bescheiden motivirte — Ablehnung des ihm vom Könige von Preußen angebotenen Ordens pour le mérite, wie er auch später den bayrischen Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft ablehnte — seinen Sarg schmückte kein „trüber Stern"; und daß das Vaterland auf ihn zählen durfte, sobald die nationalen Hoffnungen wie helle Morgensonne siegreich durch das Gewölk hervorbrachen, zeigte der nachhaltende Antheil, den er an den Bestrebungen der Revolutionsjahre nahm.

Im März 1848 beantragte der Senat der Universität, ihm die 1833 entzogene Professur wieder zu übertragen. Aber das würtembergische Volk hatte bei dem ersten Erwachen der Bewegung auf ihn vor allen Andern den Blick geworfen, und als dem Bundesorgan schnell in der letzten Stunde ein populärer Anstrich gegeben werden sollte, und von Seite Badens Welcker und Bassermann, von Kurhessen Sylvester Jordan als Männer des Vertrauens zum Bundestag gesandt wurden, bezeichnete ihn die allgemeine Stimme als den rechten Vertrauensmann Würtembergs, als der er auch zu der Siebzehnercommission abgeordnet wurde. Es war am Abend des 21. März, als sich nach demselben Platz, auf dem sich am 16. November dieses Jahres ein unabsehbares Trauergeleite sammelte, ein stattlicher Zug der Bürgerschaft und Universität in Bewegung setzte, um dem von der Regierung Erwählten zugleich die Liebe und Verehrung des Volks zu beweisen und ihm Glück zu wünschen für die Mission, die er in einigen Tagen antrat. In schlichten Worten dankte er der Stadt und Universität für das ihm entgegengebrachte Vertrauen, seine feste

Hoffnung ausdrückend auf das Gelingen des so freudig begonnenen Werkes und schließend mit der Mahnung zur Einhaltung strenger Gesetzlichkeit. Da, wo das Volk zur Behauptung und Forderung seines Rechtes sich anschicke, dürfe auch kein Recht verletzt werden. — Es verdient bemerkt zu werden, daß zu Anfang und wieder am Ende der Revolutionsbewegung, auf dem Vorparlament, wo er den Antrag auf Permanenz bekämpfte, und dann in der letzten Frankfurter Zeit und im Stuttgarter Nachparlament, also gerade in jenen Krisen, wo die Gefahr der Ueberstürzung am brennendsten war, Uhlands milde volle Natur am kräftigsten für die Wahrung des gesetzlichen Wegs eintrat, — zu Zeiten, wo es am undankbarsten war, sich den aufgeregten Wogen entgegenzustemmen.

Die Haltung, welche Uhland in der Paulskirche eingenommen hat, ist zu bekannt und noch in zu frischem Gedächtniß, um sie hier ins Einzelne zu verfolgen. Seiner ganzen Natur gemäß trat er bescheiden zurück, die Initiative und die Debatte, überhaupt das Wirken nach außen jüngeren Kräften überlassend. Wenn aber der von allen Parteien verehrte Mann auf die Rednerbühne trat, so war es die Stimme tiefster Ueberzeugung, die ihn rief, der innere Drang des Herzens, der ihm zu reden gebot. Er schloß sich an keine Partei an, das Clubwesen war nicht nach seinem Sinn, dem es ein sittliches Gebot erschien, in jedem Falle nur nach der lauteren Stimme des Gewissens zu entscheiden, und jene Compromisse, welche schließlich das Zustandekommen der Reichsverfassung ebenso gefährdeten als ermöglichten, widerstritten seinem innersten Wesen. In den wesentlichen Fragen, zumal was die Verfassung betraf, stimmte er meist mit der Linken. Denn war einmal die Volkssouveränität ausgesprochen, so sollte auch Ernst mit der Behauptung dieses Grundsatzes gemacht werden. Von der Rücksichtnahme auf die Regierungen, welche die Mehrheit des Parlaments nothwendig immer weiter rückwärts treiben mußte, versprach er sich von Anfang an keinen Erfolg, und wenn auch der Weg, die Volkssouveränetät einseitig festzuhalten, ebenso aussichtslos war, so sollten doch wenigstens Recht und Princip gewahrt bleiben.

Zweimal nur nahm er wirklichen Antheil an der öffentlichen Debatte, in den principiellen Fragen des Erbkaiserthums und des Verhältnisses zu Oesterreich. Die natürliche Sympathie des Süddeutschen für den verwandten Volksstamm, in dessen Dialekt er das Rauschen der Adria zu hören glaubte, mehr noch die allgemeine ideale Liebe zu dem Gesammtvaterlande, das aufzubauen, nicht zu zerreißen die Versammlung berufen sei, zum Riesenleib Germanias, der nicht zerstückelt werden dürfe, bestimmte sein Verhalten in dieser Frage, und fand ihren Ausdruck in tiefpoetischen Worten, in schwungvollen Bildern, die wie ein Gesang aus alten Zeiten an das Ohr der Versammlung schlugen. Es waren nicht politische Gedanken, die er begründete, nicht politische Gründe

: bekämpfte, sondern es waren warm empfundene poetische Ergüsse, wenn er m 25. October 1848 die Versammlung beschwor, nicht zur Verstümmlung des aterlands die Hand zu bieten, wenn er den völkerrechtlichen Bund mit Oest-ich die Bruderhand des Abschieds, Oestreich die Pulsader im Herzen Deutsch-ınds nannte und das Verbleiben Oestreichs im Bunde verlangte, das sein erzblut mit dem Mörtel unserer Freiheit vermischt habe; wenn er dann am 2. Januar 1849, als die Entscheidung bevorstand, seine Rede gegen das Erb-aiserthum damit begann, noch immer verfolge ihn ein Frühlingstraum aus em Jahre 1808, eine Volkserhebung müsse sich selbst die ihr angemessene orm schaffen, sei die Grundlage eine republikanische, so müsse sie auch in iner republikanischen Spitze gipfeln, denn der Wurzel entsprosse der Gipfel, ie Revolution mit dem Erbkaiser sei ein Jüngling mit grauen Haaren, der leichsapfel dürfe nicht abgeschält werden, sonst könne es leicht dahin kommen, aß das deutsche Reich aufgehe in Lichtenstein, kein Haupt werde über Deutsch-and leuchten, das nicht mit einem Tropfen demokratischen Oels gesalbt sei.

Als dann am 28. März die Kaiserwahl stattfand, enthielt er sich der Ab-immung, er, der in seinem Herzog Ernst den feierlichen Moment einer Kaiser-ahl in so beredten Worten geschildert hatte,

. . . . den großen Tag,
An dem die Freiheit mir erschien
In offnem Wirken, in lebend'ger Kraft!

lnd als die Wolken sich immer düsterer um die Paulskirche zusammenzogen erfaßte er jene Ansprache der Linken an das deutsche Volk vom 26. Mai nd stimmte für Herabsetzung der beschlußfähigen Anzahl auf 100 Mitglieder, n den letzten Halm der Hoffnung sich anklammernd. Selbst dann noch, als egen seine ausdrückliche Mahnung — denn er wollte keinen „süddeutschen Winkelconvent“, — die Verlegung der Versammlung nach Stuttgart beschlossen vurde, blieb er seinem Mandat und seiner Ueberzeugung treu, folgte dem Rest es Parlaments in seine Heimath und trat in den Funfzehnerausschuß zur Durchführung der Reichsverfassung, in dieser Krisis vor Allem auf die Abwen-ung des Bürgerkrieges bedacht, zu welchem Zweck er zuerst den Antrag tellte, daß die würtembergische Regierung in dem gegen Baden und die Pfalz eranziehenden Krieg vermitteln solle, und dann sich gegen das vorgeschlagene Volksbewaffnungsgesetz wehrte, welches, wie er mit ernster Stimme mahnte, Würtemberg gedankenlos der Reichsregentschaft zu Hand und Band überliefern olle. Und treu bis zum äußersten Augenblick machte er endlich noch jenen letzten einlichen Gang zum Reithause mit, er und Schott mit ihrer Autorität den Präsidenten deckend und mit persönlicher Gefahr der bewaffneten Gewalt, die as Märzministerium ausgesandt hatte, mit Protest weichend.

Das Ende des deutschen Parlaments war das Ende von Uhlands öffent-

licher Laufbahn. Dreizehn Jahre noch überlebte er das stückweise Zusammenbrechen der Hoffnungen, mit denen auch er den Frühling 1848 begrüßt hatte. Er sah die Jahre der hereinbrechenden Reaction, auch jetzt der Heimath treu bleibend, indem er ihre Alterthümer durchforschte und die poetischen Schätze einer längst vergangenen Zeit zu Tage förderte; er sah noch gegen den Abend seines Lebens neue Hoffnung sich entzünden, neuen Streit sich erheben über das alte Thema, das in der Paulskirche ihn auf die Rednerbühne geführt; und als die letzten Tage nahten, vernahm er, wie ringsum wieder der Ruf ertönte, mit dem die vorige Erhebung geendet hatte: der Ruf nach der deutschen Reichsverfassung. Den Tag der Einheit und Freiheit des Vaterlandes sollte er nicht erleben, und wer weiß, wer von dem jetztlebenden Geschlecht ihn erleben wird. Aber so oft der Hauch freudiger Begeisterung durch das Vaterland ging, hoffte er mit, und wenn es galt Hand an das Werk zu legen, sah man ihn unter den Vordersten; er harrte aus, wenn schon Viele um ihn verzagten, und wenn dann der Winterfrost die Träume und Blüthen wieder verdarb, ließ er doch den Muth nicht sinken und lebte im Geist mit der bessern Zukunft:

> Wohl werd ichs nicht erleben,
> Doch an der Sehnsucht Hand
> Als Schatten noch durchschweben
> Mein freies Vaterland.

Als am 16. November auf dem Gottesacker zu Tübingen Hunderte entblößten Hauptes das offene Grab umstanden, und einer der jüngeren schwäbischen Sänger dem Meister einen dichterischen Nachruf sprach, da war es ein feierlicher, erhebender Moment, wie bei den Worten: „Ludwig Uhland“, vom gegenüberliegenden Rebenhügel deutlich das Echo wiederhallte: Ludwig Uhland. Es war, als wollte die heimathliche Erde, als wollte der Boden des Vaterlandes selbst durch lautes Zeugniß bekräftigen, daß der Name dessen, der jetzt in die stille Gruft gesenket ward, niemals vergessen sein soll . . . *y.*

Mac Clellan und die Potomac-Armee.

2. Der Marsch bis vor Richmond.

Die Armee der Conföderirten von Manassas bis Richmond verfolgen, war eine Unmöglichkeit. Dieselbe hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen, der Regen die Straßen für schweres Fuhrwerk unwegsam gemacht; ein rasches Vorrücken der Unionisten war hier ebenso unmöglich wie eine genügende Verproviantirung. Mac Clellan entschloß sich demnach für den Wasserweg. Aber die Chancen dieses Unternehmens hatten sich jetzt wesentlich geändert. Die Räumung der Stellung bei Centreville war vor, statt, wie Mac Clellan gerechnet, nach dem Aufbruch der Bundesarmee gegen Richmond erfolgt. Die Bewegung gegen diese Stadt hatte aufgehört eine Ueberraschung zu sein. Unglücklicher Weise sollte sie auch noch den Vortheil einer prompten Ausführung verlieren. „Schon war mit der nutzlosen Verfolgung des Feindes von Fairfax Court House und Manassas eine halbe Woche verloren, doch war das nicht von Bedeutung, da die Transportschiffe noch nicht beisammen waren. Sobald sie zu erscheinen anfingen, erhielt das Heer Ordre, sich in Alexandrien einzuschiffen. Aber siehe da, wieder unterblieb etwas, worauf der General en Chef gerechnet. Man hatte ihm die Mittel zugesagt, auf einmal 50,000 Mann zu transportiren, und die im Potomac versammelten Fahrzeuge vermochten davon kaum die Hälfte aufzunehmen. Am 17. März begann die Bewegung der Armee. Sie bestand aus 11 Divisionen Infanterie zu je 8 bis 10,000 Mann, über 6000 Regulären zu Fuß und zu Pferde und gegen 350 Feldgeschützen, zusammen ungefähr 120,000 Mann. Eine Division wurde im Moment der Abfahrt noch abgezweigt, um, man wußte nicht recht weshalb, als unabhängiges Corps unter General Fremont in den Gebirgen Nordcarolinas zu operiren. Wir werden sehen, daß die Potomac-Armee im weiteren Verlauf noch andere, ebenso unerklärliche Schwächungen erlitt."

Es bedurfte fünfzehn Tage, um die immerhin noch gewaltige Streitmacht Mac Clellans von Alexandria und Annapolis nach Fort Monroe, dem erwählten Landungsplatz zu bringen. Die Erscheinung des Merrimac und der furchtbare Gebrauch, den derselbe von seinen Kräften gemacht, ließ die Marine der Föderalisten nicht mehr als absolute Beherrscherin der virginischen Gewässer ansehen, und so hatte die Armee keinen günstigern Ort finden können, um ans Land zu steigen. Fort Monroe, von Anfang des Kriegs bis jetzt in den Händen der Bundesregierung geblieben, ist eine regelmäßige, von Steinen er-

baute Citadelle auf der Südspitze der virginischen Halbinsel, welche, ihr Feuer mit dem auf künstlicher Felsbasis errichteten Fort Rip-Raps kreuzend, den Paß beherrscht, der von der offnen See nach den Hampton-Roads und von da auf dem Jamesriver nach Richmond oder auf dem Elisabethriver nach Norfolk führt, wo sich der Merrimac befand.

Rasch bedeckte sich hier die Rhede mit Transportschiffen. Manchmal zählte man deren mehre Hunderte und unter ihnen gegen zwanzig große Dampfer, die den Augenblick erwarteten, um am Quai anzulegen und die 15 bis 20.000 Mann abzusetzen, die sie trugen. Es würde ein unermeßliches Unglück gewesen sein, wenn unter dieser dichten Masse von Schiffen plötzlich der große Widder der Conföderirten erschienen wäre, und in der That schlug gar Manchem das Herz, wenn sich über den Bäumen, welche die Einfahrt in den Elisabethriver verbargen, ein Rauchwölkchen sehen ließ. Aber der Merrimac kam nicht, er ließ die Landung sich ungestört vollenden. Er kam aus drei Gründen nicht. Erstens paralysirte er in seiner Stellung bei Norfolk auf den Hampton-Roads die föderalistischen Seestreitkräfte, welche den Angriff des Landheeres auf Yorktown unterstützen sollten. Dann, und das war wichtiger, beraubte er die Bundesarmee aller Vortheile, welche der Besitz des Jamesriver derselben für einen Feldzug bot, dessen Basis Richmond war. Endlich aber lief er Gefahr den Kürzeren zu ziehen. Den Monitor allein hatte er nicht zu fürchten; denn dessen Artillerie war nicht im Stande gewesen, seinen Panzer zu durchbohren, wohl aber hatte dieser jetzt sehr gefährliche Bundesgenossen erhalten, indem die Unionisten nunmehr fünf oder sechs große Dampfer bereit hielten, um ihn sofort nach seinem Erscheinen niederzurennen. Diese Fahrzeuge würden sich, mit sehr starken Maschinen versehen und jedes nur mit einem halben Dutzend entschlossener Leute besetzt, mit einer Geschwindigkeit doppelt so groß als die seine auf ihn gestürzt haben, und einem von ihnen würde es gewiß gelungen sein, gegen seine Flanke anzurennen oder ihm von hinten die Schraube in Unordnung zu bringen, in welchem Fall der Monitor leichtes Spiel mit ihm gehabt hätte. Unser Verfasser ist überzeugt, „daß der Merrimac, wenn er sich in das tiefe Wasser vor den Untiefen gewagt hätte, welche die Einfahrt in den James- und den Elisabethriver hemmen, in wenigen Augenblicken in den Grund gebohrt worden wäre. Die föderalistischen Offiziere, welche die Wichtigkeit eines solchen Resultats fühlten, waren fest entschlossen, ihre Schiffe und zu gleicher Zeit sich selbst zu opfern."

War auf diese Weise der Merrimac außer Stand gesetzt, in die See zu stechen und die militärischen Operationen zu stören, deren Schauplatz der Yorkriver werden sollte, so rächte er sich dafür, indem er sich diesen selben Operationen auf dem Jamesriver entgegenstellte. Wir haben gesehen, daß der Marsch nach Richmond zu Lande des Zustandes der Straßen wegen unmöglich war.

Hier sehen wir, wie der Wasserweg dorthin durch ein Schiff versperrt war. Statt an den Ufern des Jamesriver in Begleitung und mit Unterstützung einer mächtigen Flotille, wie sie die Operationen im Westen so erfolgreich machte, bis Richmond hinauf zu marschiren, mußte sich die föderalistische Armee dieses einzigen Hindernisses halber in Mitten großer Gefahren zu Fort Monroe ausschiffen, um die praktikable, aber weit längere Straße des Yorkriver einzuschlagen. Sie mußte zuerst nach Yorktown gehen und dieses Hinderniß wegschaffen, und dann am Yorkriver und Pamunkey bis White House hinaufrücken, wo die Schifffahrt aufhört. Von diesem Punkte, wo man die Unterstützung der Kanonenboote verlor, mußte man sodann an der Yorkriver-Eisenbahn vordringen, einer Bahn, die glücklicher Weise ohne Brücken und deshalb schwer zu unterbrechen war, aber durch ungesunde Gegenden lief, in denen sich einige Meilen vor Richmond der Chikahominy als Hemmniß weiteren Vorrückens befand.

Das erste bedeutende Treffen fand am 5. Mai zwischen der Avantgarde der Unionisten und einer Abtheilung des Feindes zu Williamsburg, das zweite am 7. zwischen dem Corps von Franklin und einem andern Heerhaufen der Conföderirten zu Breekhouse statt, wo jenes sich ausgeschifft hatte. Beide wurden von General Johnston nur geliefert, um dem Gros seiner Truppen Zeit zu verschaffen, sich ohne Aufenthalt in der Richtung von Richmond zusammenzuziehen.

Wir übergehen, um nicht durch zu viele Schlachtbilder zu ermüden, die Mittheilungen des Verfassers unsres Aufsatzes über diese Gefechte und folgen ihm erst wieder in seiner höchst anschaulichen Schilderung der nächsten Tage nach dem Treffen bei Williamsburg.

„Am folgenden Tage war der Himmel wolkenlos. Die Luft hatte jene Reinheit, welche in warmen Ländern auf Gewitter folgt, der Wald alle Frische eines schönen Frühlingsmorgens. Ueberall eine lachende Landschaft, überall schimmernde Blumen, neu für unsre europäischen Augen. Aber neben allem diesem bildeten die Verwüstungen des Schlachtfeldes, der mit Todten, Sterbenden und Trümmern jeder Art bedeckte Boden einen trauervollen Contrast. Während der Nacht hatten die Conföderirten ihre Schanzen geräumt, und wir sahen die blauen Heersäulen ihres Fußvolks mit fliegenden Fahnen in Williamsburg einziehen, während hinter ihnen Pulvermagazine und verlassene Protzkasten aufflogen. Bald nach ihnen zog unser Hauptquartier durch eine große und schöne mit Akazien bepflanzte Straße in die Stadt. Alle Läden waren geschlossen, und die Mehrzahl der Einwohner war zwar dageblieben, hielt sich aber innerhalb der Häuser und blickte hinter den Fenstern mit unruhiger und düstrer Miene hervor. Nur die Neger waren vergnügt, und viele von ihnen flüchteten, ihre Weiber und Kinder in kleinen Karren mit sich führend, in der

Richtung nach Fort Monroe, d. h. in die Freiheit. Alle öffentlichen Gebäude, die Kirchen, das College am Hauptplatz der Stadt, zeigten auf dem Dach die gelbe Flagge (der Spitäler) und waren mit zurückgelassenen Verwundeten angefüllt.

Der erste Gedanke des Generals Mac Clellan war, für die Milderung von so viel Elend zu sorgen. Man schickte an die Nachhut der Conföderirten einen Parlamentär ab, um die Chirurgen unter Zusicherung vollkommner Unverletzlichkeit einzuladen, für ihre Verwundeten Sorge zu tragen. Bald erschienen denn auch eine Anzahl derselben in hechtgrauer Uniform mit grünem Kragen, in der sie an östreichische Jägeroffiziere erinnerten. Dann wurden in allen Straßen Schildwachen ausgestellt, um die strengste Mannszucht zu wahren. Diese Vorsichtsmaßregel war überflüssig; denn so viel auch der Gehorsam des Soldaten gegen seinen Offizier zu wünschen übrig ließ, was den Respect vor der Person und dem Eigenthum der Landesbewohner betrifft, glaube ich nicht, daß je eine Armee es weniger daran fehlen ließ. Die ganze Zeit über, wo ich der Potomac-Armee folgte, kam mir nur ein einziges Beispiel derartiger Unordnung zu Ohren, und das war die Plünderung eines Vorraths von feinem virginischen Tabak, der in einer verlassenen Scheune entdeckt wurde.

Die Umstände machten dieses Verhalten noch verdienstlicher. Die Truppen, welche um Williamsburg lagerten, waren an dem Tage, von dem wir sprechen, in Folge der Unpassirbarkeit der Straßen kärglich mit Lebensmitteln versehen und sie ertrugen mit Resignation die feindselige Haltung der Einwohner, welche auf ihr Verlangen, ihnen gegen sofortige baare Bezahlung Provisionen zu überlassen, mit einmüthiger Weigerung antworteten. Als die erste Furcht vorüber und man überzeugt war, daß man keine Gefahr lief, sah man Damen der Stadt sich daran machen, mit Affectation ihren Verwundeten Erfrischungen zuzutragen, welche sie für die föderalistischen Verwundeten nicht hatten, und wenn sie, gefolgt von Negern mit Körben voll Lebensmittel, auf dem Trottoir einem unionistischen Soldaten begegneten, nahmen sie mit Ostentation die Falten ihrer Kleider zusammen, wie wenn sie fürchteten, sich durch die Berührung mit einem unreinlichen Thiere zu besudeln. Die Sieger beschränkten sich darauf, über diese Unarten übel erzogener Kinder zu lachen. Andere an ihrer Stelle hätten sich vielleicht weniger geduldig gezeigt."

Der General schlug sein Hauptquartier in Williamsburg in dem Hause auf, wo Johnston, der Oberbefehlshaber des conföderirten Heeres am Tage vorher gewohnt. Die Bundesarmee blieb hier drei Tage, um ihre in den Wäldern verlorenen Verwundeten aufzusuchen und ihre Todten zu begraben. Die Verwundeten wurden Dank den Creeks, welche sich durch das Land hinziehen, fast unmittelbar von den Stellen, wo sie liegen geblieben, zu Wasser auf große, bequem eingerichtete Dampfer gebracht, die sie nach den Städten des

lordens schafften. Die Todten, auf Seiten des Feindes sehr zahlreich (in inem einzigen rifle pit fand man 63), beerdigte man an Ort und Stelle. ein Theil der Reiterei verfolgte die Conföderirten und nahm der Nachhut der- lben am ersten Tage viele Gefangene und sieben bis acht Geschütze ab. Später rdnete sich die Flucht des Feindes zu einem geregelten Rückzug, und die Ver- olgung hatte jetzt kaum noch einen Zweck. Die Hauptmasse der Föderalisten lieb, um Lebensmittel von Yorktown zu erwarten, zurück. Man erhielt sie ndlich, und da das schöne Wetter die Wege rasch getrocknet, vereinigte man sich ach zweitägigem Marsch mit dem Corps, welches sich weiter oben am York- ver ausgeschifft hatte und hier einen Verproviantirungsposten bildete. Hier immelte sich die ganze Armee, bis sie wieder ihren Weg auf Richmond nehmend em Pamunkey, einem Nebenflusse des Yorkriver, folgte.

„Es gibt nichts Malerischeres, als diesen Kriegszug entlang den Ufern eines nönen Flusses, durch ein herrliches Gelände, geschmückt mit allem Reichthum ner Frühlingsvegetation. Es war eine unaufhörliche Augenweide, diesen viel- ewundenen Pamunkey und dieses Thal zu sehen, in welchem Prairien von länzendem Grün mit bewaldeten Hügeln wechselten. Ueberall Blumen, vor- glich am Wasser, wo man eine Fülle von Magnolien, virginischem Jasmin, zaleen und blauen Lupinen erblickte. Fliegenvögel, Kolibris, unbekannte ögel von allen Farben spielten in Schwärmen zwischen dem Gezweig. Bis- eilen passirten wir ein Haus von schönem Aussehen, ähnlich unsern alten chlössern in Frankreich, mit großen Fenstern auf den Dächern, rings um das aus ein hübscher Garten und dahinter die Hütten der Sklaven. Bei der nnäherung der Armee entfalteten die Bewohner eine weiße Fahne, ein Reiter e Großprofoß stieg vor der Thür ab, und durch seine Gegenwart ermuthigt igten sich die Damen in langen Mousselinkleidern, umgeben von einem ortége kleiner Negerinnen mit Wollköpfen und nackten Füßen, auf der Ve- ndah, um die Truppen vorbeimarschiren zu sehen. Oft hatten sie einen reis mit langen weißen Haaren, einem breitrandigen Hut und scharf markir- n Zügen bei sich, niemals aber junge Leute. Wohl oder übel hatte die In- rgentenregierung alle tauglichen Männer ausgehoben, um sie ihren Vertheid- gern einzuverleiben. Wenn ein Offizier vom Pferde stieg und sich den Da- en vorstellte, so wurde er artig aufgenommen; man bot ihm in einem Napf t einem Stiel, der an einem Stock befestigt war, das classische Glas Wasser, d es begann nun eine traurige Unterhaltung. Männer und Frauen ver- ngten vor Allem die Neuigkeiten des Tages zu hören. Sie waren ganz ne Kunde, die Censur der secessionistischen Zeitung war vollständig, und man tte Zweifel in das Wenige, was sie gaben. Dann sprach man vom Kriege. e Damen wünschten natürlich der Partei den Sieg, bei welcher ihre Brüder aren, aber vor Allem sehnten sie das Ende des Kampfes und der unberechen-

baren Uebel herbei, welche er dem Lande auferlegte. „Ach, aber wer trägt die Schuld?“ antwortete man ihnen. „Wer hat diesen unseligen Krieg entzündet, wer ohne Ursache die ersten Kanonenschüsse abgefeuert?“ Man erwiderte nichts, aber die Augen lenkten sich mechanisch auf alle die schwarzen Köpfe hin, die sich an den Thüren ihrer Hütten drängten.“

„So rückten wir von Etappe zu Etappe am Flusse hin. Die Kanonenboote, den Zug eröffnend, untersuchten die Ufer von fern. Dann gingen die Offiziere vom Topographendienst unter Bedeckung von Cavalleriepikets aus durch das Gehölz und nahmen nach dem Augenmaß und dem Compaß vorläufige Karten auf, welche man im Hauptquartier für den Gebrauch der Generale photographirte. Am nächsten Tage setzte sich die Armee mit Hülfe dieser Karten in Bewegung, wobei sie eine unendliche Masse von Gepäckwagen mit sich schleppte. Etwa der vierte Theil jedes Regiments war beschäftigt, das Material des Corps, Lebensmittel, Munition, Zelte und Möbel zu eskortiren, für welche Gegenstände jedem Bataillon zehn Wagen zugetheilt waren. Ich sage Möbel; denn man führte selbst Tische, Stühle und Sophas mit sich. Hätte das Heer Frauen mitgehabt, so hätte man das Ganze eher für einen Zug Auswanderer als für den Marsch eines Kriegsheeres halten können. Die kampfbereiten Truppen marschirten brigadenweise, aber gefolgt von ihrem Gepäck, und diese langen Reihen von Wagen, jeder von vier Pferden oder sechs Maulthieren gezogen und von einem Kutscher regiert, bewirkten, daß die Armee auf diesen geraden Straßen quer durch die Wälder ungeheure Strecken bedeckte. Daher auch ungeheurer Aufenthalt. Es wäre nicht möglich gewesen, lange Märsche zu machen, ohne die Enden der Colonnen verzettelt und verirrt die Nacht im Walde zu lassen. So waren zwei Lieues das Maximum des an einem Tage zurückgelegten Weges.“

„Die Truppen hatten übrigens ein gutes Aussehen. Es waren starke kräftige Leute mit intelligenten Zügen. Die Uniform war bei allen dieselbe: ein himmelblaues Beinkleid, gewöhnlich in die Stiefel gesteckt, eine Blouse, Weste oder Tunika von dunkelblauer Farbe. Rothe Aufschläge bezeichneten die Artillerie, gelbe die Reiterei. Die Kopfbedeckung war meist ein Käppi, doch trugen viele auch einen Hut von weichem Filz mit einigen Messingzierrathen. Die Offiziere, wie die Soldaten gekleidet, zeichneten sich durch Schnürchen auf den Schultern und amaranthfarbene Gürtel aus. Nichts Einfacheres, Bequemeres und Militärischeres als diese Tracht, wenn sie gut getragen wurde. Des Abends, wenn der Haltpunkt erreicht war, bildete sich das Lager mit großer Regelmäßigkeit. Im Nu erhoben sich die Zelte, das Obdach der Soldaten, dann wurden die größern und bequemern für die Generalstabsoffiziere aufgeschlagen. Das Hauptquartier richtete sich an einer Stelle in der Mitte des Ganzen, das Zelt des Oberbefehlshabers ein. Die Cavallerieoffiziere erschienen, um

icht über ihre Recognoscirungen zu erstatten. Der Telegraph spannte seinen Draht aus, der entweder auf gewöhnlichen Pfählen ruhte oder in Guttapercha ingehüllt von einem kleinen Wagen, dem die Bedienung, den Apparat im landelier, zu Pferde folgte, im Trabe auf dem Erdboden entrollt wurde. Alle Dienstzweige organisirten sich, und die Druckerei arbeitete so regelmäßig, wie e zu Washington gethan.

Thun wir den Amerikanern Gerechtigkeit an: sie verstehen sich auf dieses agerleben besser als irgendwer anders. Ihre Gewohnheit viel zu reisen und iufig den Wohnort zu wechseln, der häufige Anblick jener patriarchalischen migrantenkaravanen, die über die westlichen Prairien wandern, das Noma-nleben, welches alle ihre Offiziere unter den Indianerstämmen führen, alles es macht sie geeigneter für diese Lebensweise als andere Soldaten. Diese eltstadt mit ihren hunderttausend Menschen erinnerte an Beschreibungen der ibel. Aber nichts hatte mit dem biblischen Zeitalter gemein jener Wald von ansportschiffen, großentheils Dampfern, welche in Wolken von Rauch gehüllt ntrafen, sobald das Lager aufgeschlagen wurde, und welche, mit Geräusch ren Dampf entlassend sich ans Ufer legten und hier Quais errichteten, wo ır bald die außerordentlichste Thätigkeit herrschte. Tausende von Wagen men von allen Seiten auf Wegen, welche die Axt in wenigen Augenblicken ıen im Holze öffnete, und kehrten dann mit allen den vielen Bedürfnissen ıer Armee: Zwieback, Salzfleisch, Kaffee, Zucker, Hafer, Mais, Heu u. A. aden vom Flusse in den Wald zurück. Man schiffte die Kranken ein, ach ı Tage zu Tage immer mehr; denn die Jahreszeit war regnerisch und zu-ich glühend heiß, und jene schönen Wiesenflächen am Pamunkey erzeugten tliche Fieber. Dann kam die Nacht, durch nichts gestört, als durch den igen Ruf des Spottvogels. Am Morgen setzten sich Flottille und Armee der in Marsch und ließen hinter sich die schweigende, durch ihren Zug ihrer ngfräulichkeit beraubte Natur zurück."

Am 16. Mai traf man in White House, einem hübschen Gute ein, welches st Washington gehört hatte und jetzt im Besitz seiner Nachkommen, der milie Lee war. Der Chef dieses Hauses war einer der höchsten Offiziere Conföderirten. Niemand von den Föderalisten aber nahm davon Veran-ung, sich irgend eine Verletzung dieses Besitzthums zu erlauben. Schild-hen wehrten den Eintritt, ja Mac Clellan trieb die Rücksicht so weit, er selbst nicht einmal hier Quartier nahm, sondern sein Zelt auf einer achbarten Wiese aufschlagen ließ.

„Zu White House endigte die Schifffahrt auf dem Pamunkey. Die York-r-Eisenbahn, welche diesen Fluß mit Richmond verband, überschritt denselben vermittelst einer Brücke, welche der Feind zerstört hatte, und führte dann ast gerader Linie nach der Hauptstadt Virginiens. Dieser Weg war ziem-

lich unbeschädigt geblieben, da er ohne Dämme und Brücken und somit schwe zu zerstören war. Man hatte einige Schienen ausgehoben und alle Locomotive und Waggons entfernt, aber diese Mängel wurden aus dem Material, welche die Transportschiffe herzugeführt, ohne Verzug ersetzt. Die letzteren lude hier alle ihre Vorräthe aus, und man bildete unter dem Schutz der Kanone boote ein großes Depot, in welchem bald das Leben eines Seehafens herrsch Dann nahm das Heer seinen Marsch gegen Richmond wieder auf, indem es d Eisenbahn folgte, die seinen Operationen als Lebensader dienen sollte."

„Die Recognoscirungen der Cavallerie hatten gezeigt, daß beinahe d gesammte feindliche Heer sich über den Chikahominy zurückgezogen, und Alle ließ glauben, daß es erst unter den Mauern der Hauptstadt wieder zum Tre fen kommen würde, Alles aber deutete zu gleicher Zeit an, daß die conföder ten Streitkräfte sich hier concentrirten, um einen verzweifelten Widerstand z leisten."

„Man erfuhr, daß die Truppen, welche dem föderalistischen General Bur side in Nordcarolina gegenübergestanden, zu der Armee der Conföderirt bei Richmond gestoßen waren. Man vernahm bald nachher, daß auch Norf vom Feinde geräumt und von dem Bundesgeneral Wool besetzt worden. lag auf der Hand, daß Davis sich zu letzterem Opfer nur entschlossen, um d General Huger und die 18,000 Mann, die bis dahin das große virgini Arsenal vertheidigt, nach Richmond rufen zu können. Außerdem hatte der Ob befehlshaber der Insurgenten ein Aufgebot in Masse angeordnet und durch E verleibung dieser Recruten in die alten Regimenter diese fast auf die dopp Stärke gebracht. Während sich der Feind auf diese Weise unablässig conc trirte und verstärkte, nahm das Heer Mac Clellans fortwährend ab. V Yorktown hatte es die zwei Divisionen Mac Dowells verloren, die n Washington zurückgezogen wurden. Dann hatte man Besatzungen in Yo town, Gloucester und Williamsburg zurücklassen müssen. Endlich waren v Nachzügler auf dem Marsche zurückgeblieben, viele Kranke heimgebracht word und nichts hatte die Lücken ausgefüllt. Ein Vergleich dieses Zustandes den Nachrichten vom Anschwellen des Feindes mußte sehr ernste Befürchtun erwecken, namentlich wenn man dazu hielt, daß die föderalistische Armee jetzt mehr und mehr von ihrer Operationsbasis entfernte und der mate und moralischen Unterstützung entbehrte, welchen ihr bisher die Marine währt hatte.

Allerdings war die Räumung Norfolks durch die Südländer ein wicht und sehr glückliches Ereigniß für die Föderalisten. Mit ihr war die Ste des Merrimac unhaltbar geworden, sein Befehlshaber hatte ihn in die gesprengt, und der Jamesriver stand nun der Bundesflotte offen. Aber d Veränderung der Constellation kam leider zu spät. Die Panzerboote

nionisten mußten sieben Meilen (englisch) unterhalb Richmond, durch ein im lusse errichtetes Pfahlwerk und die schweren Geschütze des für sie uneinnehm-ıren Forts Darling aufgehalten, die Weiterfahrt aufgeben.

„Um die Passage zu forciren," sagt unser Aufsatz, „hätte man das Fort ıit Truppen nehmen müssen, aber im Angesicht der wenige Meilen von da or Richmond in Masse vereinigten Conföderirten hätte eine solche Operation ıcht weniger als die Anwendung aller Kräfte der Armee erfordert. General lac Clellan hätte damals, in dem Augenblick, wo ihm die Nachricht von der erstörung des Merrimac zukam, den Feldzugsplan, welchen er auszuführen egonnen, aufgeben und durch einen schrägen Marsch rasch den Jamesriver ge-innen müssen, um seine Operationen mit denen der Marine auf diesem Flusse ı vereinigen. Heute, mit der Erfahrung der spätern Ereignisse, bin ich ge-eigt zu glauben, daß dies das richtigere Verfahren gewesen wäre. Ohne weifel war der Marsch vom Pamunkey an den Jamesriver ein gewagter, der ebergang über den untern Chikahominy oder den Jamesriver, je nachdem man ch entschlossen hätte, auf dem linken oder auf dem rechten Ufer dieses Flusses ı operiren, würde schwierig und bei der Stellung der starken feindlichen Armee ı der Flanke der Unionisten bedenklich gewesen sein. Indeß wäre dies doch esser gewesen als die trübselige Lage, in welcher man sich einen ganzen Monat ndurch in den Morästen des Chikahominy befand. Aber freilich, wer konnte amals, im entscheidenden Moment des Feldzugs, voraussehen, daß Ueber-hwemmungen, in dieser Jahreszeit ohne Beispiel, die Bestrebungen der Potomac-rmee kreuzen und deren Bewegungen lähmen würden, wie dies am Tage der Schlacht bei Fair Oaks geschah? Wer konnte ahnen, daß die 80,000 vor Was-ington vereinigten Unionisten nichts, ja weniger als nichts thun würden, um ieser Armee bei Vereitelung der Concentration jener Streitkräfte zu helfen, elche sich vor dieser Schlacht vollzog?"

Man setzte also den directen Marsch an der Yorkriver-Bahn trotz der von nablässigen Regengüssen aufgeweichten Wege bis an das Ufer des Chikaho-iny fort, und zwar bis an die sogenannte Bottom-Bridge, eine jetzt zerstörte Eisenbahnbrücke, bei der man sich nur noch sechs englische Meilen von Rich-nond befand. Bis dahin war der Feldzug zwar nicht gerade glänzend, aber och fruchtbar an Resultaten gewesen: Yorktown, eine sehr wichtige militärische Position für den Süden war gefallen, Norfolk, das großartige Zeughaus des-elben, aufgegeben worden, der furchtbare Merrimac zerstört; dem General Mac Clellan war es gelungen, ohne Unfall sein Lager vor den Thoren der Haupt ladt des Aufstandes aufzuschlagen, die Conföderirten mußten jetzt, wenn sie nicht ihr Ansehen bei ihren Parteigenossen und der ganzen Welt einbüßen wollten, eine Entscheidungsschlacht annehmen.

„Ich weiß wohl," sagt der Verfasser, „daß Mac Clellan diese Schlacht

gewinnen mußte, aber hier ist die Verantwortlichkeit durchaus nicht blos der Armee und deren Führer zuzuwälzen. Wer waren die Leute, welche, nachdem sie sie zu einem unzeitigen Feldzug genöthigt, dem Feinde das Geheimniß der gegen ihn vorbereiteten Operationen verrathen hatten, bevor man auch nur für die Ausführung bereit war? Hatte Mac Clellan den Mangel an Einheit im Ziel und im Handeln zu verantworten, welcher die Bewegungen der Bundesheere gehindert hatte, seit man ihm den Oberbefehl über alle diese Heere genommen? War endlich Mac Clellan verantwortlich für die systematische Schwächung, die er im Angesicht des Anschwellens der feindlichen Streitkräfte von Beginn des Feldzugs an erfahren hatte? Trotz aller dieser Verkehrtheiten hatte er sein Heer unter die Mauern von Richmond geführt, aber er besaß nicht mehr die Mittel, den großen Schlag zu führen, der sehr wahrscheinlich dem Kriege ein Ende gemacht hätte. In einem feindlichen, mit Wald bedeckten Lande, wo man nichts sieht und sehr wenig weiß was vorgeht, ist man steten Ueberfällen ausgesetzt; was als eine einfache Recognoscirung erscheint, kann in Wirklichkeit ein ernster und allgemeiner Angriff sein. Man braucht viele Leute, um sich gegen solche Ueberfälle zu sichern, man braucht deren außerdem, um eine Communicationslinie herzustellen, welche nicht ohne Gefahr durchbrochen werden kann. So bedurfte es hier offenbar einer Verstärkung der Armee. Konnte man darauf rechnen? Konnten die Föderalisten mit einer mächtigen Concentration antworten auf die, welche sich beim Feinde vollzogen hatte, und welche sowohl durch die Beobachtungen der Luftschiffer als durch das tägliche Zeugniß der Deserteure bestätigt wurde? Das war die Hauptfrage, die man sich vorlegte.

General Wool konnte von Norfolk, Burnside von Nordcarolina einige Truppen zuführen; aber das war unbedeutend, während in Nordvirginien, in der Umgebung von Washington mehr als 80,000 Mann versammelt waren. Von diesen 80,000 Mann war die Hälfte etwa bestimmt, dem Parteigänger Jackson, den man immer als im Shenandoah-Thal erschienen signalisirte, Widerstand zu leisten. Der Rest war unter den Befehlen Mac Dowells zu Fredericksburg, nur zwanzig Lieues nördlich von Richmond vereinigt. Sie hatten die Brücke wieder hergestellt, über welche die vom Potomac nach Richmond führende Eisenbahn den Rappahannock überschreitet. Indem sie dieser Bahn folgten, war es ihnen möglich, sich in drei oder vier Tagen mit dem Heere Mac Clellans zu vereinigen. Es war nicht zu befürchten, daß sie mit dem Abmarsch von Fredericksburg irgend wie eine Blöße gaben, es gab in diesen Gegenden keine Feinde. Ihr Aufenthalt in jener Stadt war ein so notorisch unnützer für die föderale Sache, daß er ein Gegenstand der Neckerei für die Zeitungen der Conföderirten geworden war, wo man dieses Corps das fünfte Rad am Wagen nannte. Man wußte außerdem in der Potomac-Armee, daß General

Mac Dowell den lebhaften Wunsch hegte, diesen Neckereien ein Dementi zu geben und im entscheidenden Augenblick der Sache der Union seine Mitwirkung zuzuführen, welche der Sieg gewesen wäre. Auch war der erste Gedanke Mac Clellans bei seiner Ankunft vor Richmond, sich zu versichern, was er von dieser Seite zu erwarten habe. Keine officielle Benachrichtigung von Washington oder von Mac Dowell selbst hatte jenen von der Anwesenheit der starken unionistischen Streitmacht in Fredericksburg in Kenntniß gesetzt, obwohl dieselbe nur zwanzig Lieues entfernt war, aber die Meinung, daß Mac Dowell sich vor der Bundesarmee befinden müsse, war in letzterer so verbreitet, und diese Bewegung war durch die Umstände so evident geboten, daß der General en Chef sich zu dem Versuch entschloß, sich mit ihm in Verbindung zu setzen."

Er ließ in der Nacht vom 26. zum 27. während eines furchtbaren Unwetters den General Porter mit einer Division Infanterie und etlichen Schwadronen Reiterei nach Hannover Court House, einem etwa 20 englische Meilen nördlich von Richmond gelegenen Dorfe da, wo die von Fredericksburg kommende Eisenbahn den Pamunkey überschreitet, aufbrechen. Diese Truppen marschirten rasch und langten um die Mitte des Tages vor Hannover Court House an, welches sie durch eine feindliche Division unter General Branch bewacht fanden. Sie griffen dieselbe an, schlugen sie, nahmen ihr 500 Gefangne und eine Kanone ab und setzten sich in Besitz der Eisenbahnbrücke, sowie der Brücke, über welche der Weg nach Gordonsville führt. Die Vorposten Mac Dowells standen bei Bowlinggreen, nur fünfzehn englische Meilen von hier. Man brauchte nur zu wollen, und die Vereinigung seines Corps mit dem der Armee Mac Clellans war vollzogen, die Einnahme Richmonds gesichert. Man wollte leider nicht in Washington. Indem man von dort per Telegraph den Befehl ertheilte, die eroberten Brücken zu verbrennen, sagte man der Potomac-Armee deutlich, daß sie auf Unterstützung der in Obervirginien stehenden Truppen nicht zählen dürfe. Der Grund dieser unseligen Maßregel war eine kühne Finte, welche der conföderirte General Jackson am oberen Potomac gewagt hatte. Dieser geschickte Führer hatte nämlich hier die in eine Menge von einander unabhängiger Corps unter Fremont, Banks, Sigel u. A. zersplitterten Unionisten einzeln geschlagen und nach Zurückwerfung des Generals Banks auf die andere Seite des Potomac eine solche Verwirrung angerichtet, daß man schon sein Einrücken in Washington erwartete. Troß der 40,000 Mann, die hier standen, und troß der starken Werke, mit denen die Stadt geschützt war, glaubte man sich nicht sicher, und so rief man in aller Hast Mac Dowell herbei, um bei der Verfolgung Jacksons zu helfen, wozu er natürlich zu spät kam. Der Befehl zur Zerstörung der Brücken war in der Uebereilung der Angst ertheilt worden. Man meinte damit den Feind zu hindern, Jackson Verstärkungen zu senden.

„Aber lassen wir dieses betrübende Schauspiel," so fährt unser Bericht fort, „lassen wir Jackson sich durch blitzschnelle Bewegungen den drei gegnerischen Generalen entziehen. Er hatte seinen Zweck erreicht. Seine kühne Finte hatte die Verbindung Mac Clellans und Mac Dowells in der Stunde vereitelt, wo sie entscheidend war. Von jetzt an hatte die Potomac-Arme nur auf die eigne Kraft zu zählen. Man mußte sich beeilen, zu handeln; denn jeder Tag vermehrte die Ungleichheit zwischen den beiden Gegnern, und es stand zu fürchten, daß die Föderalisten in den Sümpfen des Chikahominy nicht im Stande sein würden, die große Sommerhitze zu ertragen, welche sich bereits ankündigte. Seit einigen Tagen stand man dem Feinde unmittelbar gegenüber. Die föderalistischen Vorposten campirten fünf englische Meilen von Richmond. Täglich kamen Scharmützel vor, und mit Begier sah man auf beiden Seiten einer Hauptaction entgegen. General Mac Clellan erwartete zum Angriff noch zwei Dinge: daß die durch den Regen grundlos gewordenen Straßen wieder fester wurden, und daß die zahlreichen Brücken, welche er über den Chikahominy zu schlagen befohlen, der Vollendung nahe kamen. Die Brücken waren eine unumgängliche Nothwendigkeit; man konnte ohne sie nichts thun. Die Disposition der Orte, die Unmöglichkeit, sich von der Eisenbahn zu entfernen, welche die Lebensader des Heeres war, und die Pflicht, vor einer Schwenkung des Feindes auf der Hut zu sein, hatten den General genöthigt, seine Truppen in zwei Flügel auf den beiden Ufern des Flusses zu theilen. Mit andern Worten: es war von Wichtigkeit, sie rasch, sei es auf dem rechten Ufer zur Offensive gegen die conföderirte Armee vor Richmond, sei es auf dem linken, um sich der erwähnten Schwenkung entgegenzuwerfen, vereinigen zu können. Diese Schwenkung war in der That sehr zu fürchten. Die Conföderirten waren Meister verschiedener Positionen am oberen Chikahominy geblieben, von denen aus sie leicht die vortrefflichen Stellungen, welche dessen linkes Ufer darbot, gewinnen konnten, sobald die Armee des Nordens dieselben aufgab. Sie würden auf diese Weise letztere auf dem rechten Ufer eingeschlossen, blockirt, ausgehungert und folglich in eine ungemein bedenkliche Lage gebracht haben.

Unglücklicher Weise zog sich auf Seiten der Föderalisten Alles in die Länge. Es dauerte lange, ehe die Straßen trockneten, ehe die Brücken fertig wurden. Niemals haben wir ein so regnerisches Jahr erlebt, sagten die stereotypen „ältesten Leute der Gegend". Niemals haben wir Brücken gesehen, die so schwer zu bauen waren, ließen sich die Ingenieure vernehmen. Der verwünschte Fluß spottete aller ihrer Anstrengungen. Zu geraden Laufs, um sich eine Schiffbrücke gefallen zu lassen, zu tief und zu schlammig für eine Bockbrücke, hier nur ein großer Bach von zehn Meter Breite, aber zwischen zwei Bänken von Triebsand fließend, in welchen die Pferde bis zur Brust einsanken, dort in tausend kleine Rinnsale getrennt, über eine Fläche von dreihundert Metres be-

aldeten Sumpflandes voll Schlammlöcher ausgebreitet, endlich alle Tage sein iveau und Bett auf das Launenhafteste ändernd, zerstörte er unaufhörlich die rbeit des vorhergehenden Tages, eine sehr beschwerliche, unter glühender Sonne ıd oft unter dem feindlichen Feuer vollbrachte Arbeit.

So verflossen die Tage, die kostbaren Tage! Vielleicht, sagen wir es frei raus, hatte man es auch nicht so eilig mit dem Handeln, wie man es hätte ben sollen. Auf den Feind loszugehen, ihn auf seinem Gebiet anzugreifen, ır ein keckes Unterfangen, war ein wenig gegen die Gewohnheiten eines ıerikanischen Heeres. Man liebt hier vor Allem den methodischen Krieg, der langsam und vorsichtig bewegt und nichts dem Zufall überläßt. Diese ngsamkeit liegt im Nationalcharakter, und sie ist den Generalen auch bis zu em gewissen Grad durch die Natur ihrer Truppen geboten. Diese Truppen d sehr tapfer, aber, wie wir uns schon zu zeigen bemühten, das Band des horsams ist bei ihnen sehr schwach, und so ist man nie sicher, daß sie genau sführen, was man will. Die Willensmeinungen der Individuen, launisch die Majoritäten im Volk, spielen hierbei eine zu große Rolle. Der Führer genöthigt, sich umzusehen, ob man ihm auch folgt, er hat nicht das Vertuen, daß seine Untergebenen an ihn durch das Band der Mannszucht und Pflicht gefesselt sind. Daher stetes Zögern und in Folge dessen ungünstige hältnisse, wenn es gilt, einen kühnen Schlag auszuführen.

(Schluß in nächster Nummer.)

Kurhessische Briefe.

2. 27. Nov.

In der Zwischenzeit hat das Ministerium seinen Abschied eingereicht und ten, und die Stände sind vertagt. Schon am Schlusse unserer letzten heilung wurde erwähnt, daß die Minister weiter gehende Zugeständnisse ie Landesvertretung für nothwendig hielten als der Kurfürst; namentlich die Budgetvorlage. In diesem Streit des Kurfürsten mit seinen Ministern das Maß der Zugeständnisse sind die letzteren unterlegen. Die nächste

Wirkung dieser Niederlage kann nur sein, daß die königliche Hoheit nunmehr solche Räthe wählt, welche das von ihr beliebte knappste Maß von Zugeständnissen aufrecht erhalten. Waren nun die Zugeständnisse der früheren Minister an die Landesvertretung schon so wenig genügend, daß ein heftiger Kampf zwischen der Regierung und den Ständen bevorstand, der schließlich kaum anders als mit der Anerkennung des guten Rechtes der letztern endigen konnte, so muß dieser Kampf nunmehr einen noch schärferen Charakter annehmen. Vorausgesetzt, daß der regierende Herr jetzt Minister findet, die ihm zu Willen sind — und es ist immerhin möglich, daß er Leute findet, die sehr viel Verwegenheit und sehr wenig Einsicht besitzen — dann wird ein Kampf auf Leben und Tod die unmittelbare Folge sein. In Anbetracht, daß man es zu diesem Aeußersten nicht treiben werde, sollen die bisherigen Departementsvorstände noch immer die Hoffnung hegen, ihre Differenzen mit dem Kurfürsten zur Ausgleichung bringen zu können. Daß Herr von Stiernberg das Vertagungsrescript unterzeichnete, wird schon in diesem Sinne gedeutet. Allerdings hat sich in allen constitutionellen Staaten eine wohlbegründete Praxis festgestellt, wonach in der Zwischenzeit, während ein Ministerium abgetreten, und ein neues noch nicht an dessen Stelle getreten ist, die landständischen Geschäfte ruhen. Diese Praxis würde auch in dem vorliegenden Fall voraussichtlich zur Anwendung gekommen sein. Wenn dann die künftigen Räthe der Krone eine Vertagung für dienlich oder für nothwendig hielten, so war es ihre Sache, die Verantwortlichkeit einer solchen Maßregel zu übernehmen. Daß Herr v. Stiernberg, nach Annahme seiner Entlassung, diese Verantwortlichkeit übernahm — und bei den ganz abnormen Zuständen des Kurstaates läßt sich diese Verantwortlichkeit in ihrem vollen Umfang gar nicht übersehen — war gelinde gesagt, überaus leichtfertig. Herr von Stiernberg scheint überhaupt seine Studien im constitutionellen Staatsrecht erst begonnen zu haben.

Betrachten wir nunmehr die Kriegsrüstung des Landes zur Vertheidigung seiner Rechte, wie sich dieselbe in der dermaligen Landesvertretung darstellt. Denn die jetzige Ständeversammlung, sobald sie wieder einberufen wird, kommt unmittelbar ins Treffen. Im Falle einer Auflösung werden aber die neuen Stände genau mit denselben Elementen aus den Wahlen hervorgehen, welche die jetzige Versammlung bilden. Man kann dieses schon jetzt mit völliger Sicherheit erwarten. Eine allenfallsige Aenderung ist nur in dem Sinne einer Verschärfung denkbar.

Die dermalige Ständeversammlung besteht aus 48 Mitgliedern, und zwar aus 16 Vertretern der Höchstbesteuerten, 16 Abgeordneten der Städte und 16 Abgeordneten der Landgemeinden. Sie gehören sämmtlich der sogenannten constitutionellen Partei an, mit alleiniger Ausnahme des Herrn Trabert, des ersten Abgeordneten der Stadt Hanau, der sich früher selbst der demokrati

fortschrittspartei zuzählte. Als ministeriell in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts, kann nicht ein einziger Abgeordneter bezeichnet werden. — Der Präsident der Ständeversammlung, Oberpostmeister Nebelthau, zweiter Abgeordneter der Residenz, und der Vicepräsident Ziegler, erster Abgeordneter der Stadt Hanau, haben dieselben Stellen bei den „incompetenten Landtagen" bekleidet. Es wäre überflüssig, über diese trefflichen und zu ihren schwierigen Posten durchaus geeigneten Männer dem Bekannten noch ein Wort beizufügen. Drei Mitglieder der Ständeversammlung waren Opfer der Kriegsgerichte zur Zeit der bayrisch-östreichischen Invasion: Herr Henkel, Abgeordneter für Hofgeismar, als Mitglied des landständischen Ausschusses; Herr Hartwig, der hochverdiente Oberbürgermeister von Kassel; und der bereits genannte Herr Grabert, als Herausgeber einer Zeitschrift. Zwei Abgeordnete gehören der althessischen Ritterschaft an: der Geheimrath v. Schenck, Obervorsteher des Landeshospitals Haina, im Jahr 1848 Minister des Auswärtigen, ein Mann, dessen constitutioneller Sinn nicht weniger erprobt ist, als dessen Festigkeit; und Herr v. Bischofshausen, dermalen Regierungsrath zu Fulda früher Obergerichtsrath in Hanau und als solcher 1850 von den Bayern requirirt. Herr v. Bischofshausen präsidirte gerade einer Sitzung des Schwurgerichts in Hanau, als ihm gemeldet ward, daß ein starker Haufe Bayern in seine Wohnung eingedrungen sei. Er schließt die Sitzung sofort in würdigster Form, indem er erklärt, daß ihm unter solchen Verhältnissen diejenige Freiheit fehle, welche das richterliche Amt nicht entbehren könne Er fordert und erhält seinen Abschied. Herr v. Bischofshausen wurde dann im Jahr 1853, in Folge eines besonderen Wunsches des Kurfürsten, in den activen Staatsdienst wieder aufgenommen; derselbe ernannte ihn zu seinem Cabinetsrath, indem er hoffte, damit ein Gegengewicht gegen die allzulästige Minister-Dictatur Hassenpflugs zu schaffen. Hassenpflug, Unrath witternd, fordert von Bischofshausen unbedingte Fügsamkeit in seine Politik, die verweigert wird. Da erhebt Hassenpflug eine Anklage wegen Hochverraths gegen Bischofshausen, weil derselbe im Jahr 1849 eine Adresse an die damalige Reichsgewalt unterzeichnet habe. Der Kurfürst muß sich jetzt dem Willen des Ministers beugen und seinen Cabinetsrath entlassen. Die Anklage wurde dann von den Gerichten in allen Instanzen als unbegründet zurückgewiesen, und, in der Form einer Anklage auf Majestätsbeleidigung erneuert, abermals von allen Instanzen abgeworfen.

Als hervorragende Mitglieder der Ständeversammlung sind außerdem noch zu erwähnen: Oberfinanzrath Zuschlag, erster Abgeordneter der Höchstbesteuerten des Bezirks Kassel, der mit dem Umsturz der Verfassung von seiner Stelle als vortragender Rath im Finanzministerium aus dem Staatsdienst ausschied, und eine ausgezeichnete Befähigung mit großer Geschäftsgewandtheit und einem trefflichen Charakter verbindet. Wiegand, erster Abgeordneter der Höchstbesteuerten

des Bezirks Hanau, welcher nach dem Bundesbeschluß vom 24. Mai m- der Bildung eines verfassungsmäßigen Ministeriums beauftragt war, ist eben- falls ein sehr tüchtiger und begabter Geschäftsmann. Er bekleidete bis 18.. die Stelle eines vortragenden Rathes im Ministerium des Innern, wurde nach dem Umsturz der Verfassung von Hassenpflug in Disponibilität gestellt, und ist jetzt an der Landescreditkasse beschäftigt.

Ferner ist Harnier zu erwähnen, der Abgeordnete der Höchstbesteuerten des Bezirks Fritzlar, der mit dem Eintrittdes Hassenpflugschen Regiments seine Stelle als vortragender Rath im Justizministerium aufgab, um eine Advocatur zu über- nehmen. Endlich ist hiernoch zu nennen Friedrich Oetker, der bekannte Agitator, der verstanden hat, das Verlangen des Landes nach seiner Verfassung zum rechten Ausdruck zu bringen.

Drei Mitglieder der Ständeversammlung haben früher die Stelle von Referen- ten in den Ministerien bekleidet; ein Mitglied, Herr v. Schenck, war früher Minister.

Aus dieser Aufzählung läßt sich schon entnehmen, daß die Kammer je- tüchtige und geschäftsgewandte Kräfte besitzt. Was aber die Anhänglichkeit an die Verfassung anlangt, so wird kaum einem Ständeglied ein Vorzug vor den übrigen eingeräumt werden können. Herr Henkel und Herr Hartwig neh- men in so fern eine hervorragende Stelle ein, als sie, durch die Kriegsgerichte zur Einsperrung auf der Bergfeste Spangenberg verurtheilt, auch Märtyrer der Verfassung geworden sind; ein Schicksal, dem sich Friedrich Oetker in so fern anreiht, als derselbe längere Zeit Schutz unter der brittischen Flagge von Helgoland suchen mußte. — Bedauern hat nur erregt, daß Herr Löbel, Vi- kanzler der Universität Marburg, das einzige Mitglied der frühern ersten Kammer, welches auch in den schlimmsten Zeiten der Reaction standhaft zur Verfassung von 1831 hielt, eine Stelle in der jetzigen Ständeversammlung nicht gefunden hat. Auch wäre einer der verdienten älteren Offiziere, welche für die Verfassung ihre bürgerliche Existenz geopfert haben, in der Kammer ge- wünscht gewesen. Dieser Mangel wird sich hiernächst bei der Berathung des Militärbudgets fühlbar machen.

Von der Regierung wurde nur die Wahl des Herrn Trabert angefochten, weil derselbe zu einer peinlichen Strafe verurtheilt worden sei, was nach der Ver- fassung Wahlunfähigkeit zur Folge haben soll. Aber Herr Trabert war während des verfassungslosen Interregnums von einem verfassungswidrigen Kriegsgericht wegen Preßvergehen 2c. verurtheilt. Hier mußte also der schon früher erwähnte famose Grundsatz der restitutio ex nunc zu einer praktischen Entscheidung kommen, und diese Entscheidung war verfassungsmäßig in die Hände der Stände- versammlung gelegt. Die Ständeversammlung entschied denn auch einstimmig, daß, wenn auch vorliegend eine peinliche Strafe erkannt worden, diese Strafe von einem verfassungswidrigen Gericht ausgesprochen sei, somit eine peinliche

Strafe im Sinne des Gesetzes nicht vorliege. Herr Trabert wurde zugelassen und damit die von der Regierung geforderte Anerkennung der Rechtmäßigkeit des Interregnums von den Ständen verweigert. Ueberhaupt sind bis jetzt alle Beschlüsse der Ständeversammlung einstimmig gefaßt worden, was gewiß den besten Beweis für die in derselben herrschende Einmüthigkeit liefert. Das Ministerium kann nicht über eine einzige Stimme verfügen; noch viel weniger Vilmar und sein Anhang.

Der dermalige landständische Ausschuß, welchem während einer Vertagung oder Auflösung der Ständeversammlung die Wahrung der Rechte derselben obliegt, ist aus folgenden Personen zusammengesetzt: Nebelthau, Hartwig, Zuschlag, Wiegand, Oetker und Henkel. Es sind dieses sämmtlich Männer welche in Beziehung auf Umsicht, Intelligenz und Festigkeit das volle Vertrauen des Landes verdienen und besitzen. Diesem landständischen Ausschuß kann, unter den jetzigen Verhältnissen, eine sehr bedeutsame Aufgabe zufallen.

Die Staatsregierung hat den Ständen bis jetzt nur den Entwurf zu einem neuen Wahlgesetz vorgelegt. Es entspricht dieses genau dem früher erwähnten Vilmarschen Recept. Eine Aenderung des bestehenden Wahlgesetzes ist allerdings durch den Bundesbeschluß vom 24. Mai in so weit geboten, als derselbe eine Berücksichtigung der bundesrechtlich verbürgten Standschaftsrechte der Mediatisirten und der vormaligen Reichsritterschaft fordert. Durch das Wahlgesetz vom 5. April 1849 sind nämlich an die Stelle der Privilegirten — der Prinzen, der Standesherrn, des Erbmarschalls, der ritterschaftlichen Obervorsteher, des Deputirten der Landesuniversität und der Abgeordneten des Adels — sechzehn Abgeordnete der Höchstbesteuerten getreten. Thatsächlich erstreckt sich die Forderung des Bundesbeschlusses auf vier Standesherrn — den Fürsten von Isenburg-Birstein, den Grafen von Isenburg-Wächtersbach und den Grafen von Solms-Rödelheim — und auf sechs vormals reichsritterschaftliche Familien in den Provinzen Fulda und Hanau. Wenn nun die persönliche Landstandschaft der Standesherrn wiederhergestellt wird, und die reichsritterschaftlichen Familien durch einen aus ihrer Mitte gewählten Abgeordneten landständische Vertretung finden; so ist damit jedenfalls dem Bundesbeschluß vollständig Genüge geleistet. Daß dieses geschehen müsse, wird von allen Seiten, sogar von der vorgeschrittenen demokratischen Partei in Hanau, anerkannt. Die Ständeversammlung wird voraussichtlich hiernächst einen derartigen Beschluß einstimmig fassen, wie dieses schon in der Antwort auf die Thronrede angedeutet worden ist.

Nicht in gleicher Weise verhält es sich mit der durch die Regierungsvorlage beabsichtigten Wiedereinsetzung der übrigen Privilegirten, insbesondere der Ritterschaft in ihre früheren landständischen Vorrechte. Die hessische Ritterschaft gehört durchgängig dem landsässigen Adel an. Auf den landsässigen

Adel erstreckt sich jedoch der Artikel 14 der Bundesacte ebenso wenig, wie der Bundesbeschluß vom 24. Mai. Es liegt also durchaus keine rechtliche Nöthigung vor, die auf streng verfassungsmäßigem Weg beseitigten Vorrechte der Ritterschaft ꝛc. wieder herzustellen. Einer derartigen Wiederherstellung wird die Landesvertretung voraussichtlich nicht zustimmen. Der Grund hiervon ist sehr einfach und natürlich. Früher hat eine principielle Abneigung gegen den Adel nicht bestanden, und die Verdienste desselben in alter und neuer Zeit, namentlich auch noch bei Errichtung der Verfassung im Jahr 1831, wurden keineswegs verkannt. Aber seit den letzten Jahren hat ein Umschlag stattgefunden. Die Führer der Ritterschaft sind der Forderung des Landes nach seiner rechtmäßigen Verfassung nicht beigetreten; sie haben sich sogar dieser Forderung feindlich gegenübergestellt. Der von Hassenpflug ausgehängte Köder einer Adelskammer war von einem unwiderstehlichen Reiz. Die Ritterschaft verfiel genau in die Rolle des thörichten Knaben, der den Sperling in der Hand fortfliegen läßt, um der Taube auf dem Dach nachzujagen. Schon die einfachste Klugheit mußte der Ritterschaft rathen, die ihr dargebotene Hand zur Wiederherstellung der Verfassung und zur Wiederherstellung ihrer früheren Vorrechte nicht zurückzuweisen. Diese Hand ist geboten worden, und der Preis war ebenso annehmlich als sicher. Das Anerbieten wurde zurückgewiesen, weil man sich nicht entschließen konnte, den Köder einer ersten Kammer fahren zu lassen. Und doch mußte schon damals auch das blödeste Auge sehen, daß das Hassenpflugsche Machwerk dem Zusammensturz verfallen sei. Jetzt, nachdem die Taube auf dem Dach längst verschwunden ist, will die Ritterschaft den Sperling wieder einfangen, welchen sie in thörichter Verblendung aus der Hand schlüpfen ließ. Ja sie molestirt sogar eine hohe deutsche Bundesversammlung mit langathmigen Bittgesuchen um den verlornen Sperling. Selbst Herr Vilmar konnte es sich nicht versagen, noch jüngst die Ritterschaft wegen ihres Gebahrens mit Hohn zu bewerfen: „sie bemühe sich ganz vergeblich in Frankfurt; sie habe ihre Vorrechte 1849 feige aufgegeben, und sich dann 1852 behaglich in die ihr zugerichtete erste Kammer gebettet; wo sich kein Leben zeige, trete Verwesung ein ꝛc.“ Der fromme Mann ist sehr zornig auf die Ritterschaft, weil sie nicht unbedingt nach seiner Pfeife tanzt.

Die neueste Geschichte dieser hessischen Aristokraten sollte dem gesammten Adel in Deutschland zum warnenden Exempel dienen. Sie zeigt recht handgreiflich wohin es führt, wenn sich der Adel von dem Zusammenhang mit der Nation lossagt und seine besonderen Zwecke verfolgt. Die hessische Ritterschaft als Corporation ist dermalen nur noch eine Pfründenanstalt. Die Gemahlin Kaiser Heinrichs des Zweiten, die unkeusche Kunigunde, deren Grabmal der prächtige Bau des Bamberger Doms umschließt, hat zur Abbüßung ihrer vielen Sünden viel Reichsgut zu frommen Zwecken vertrödelt, darunter auch das

Kloster Kaufungen. Dieses sehr reiche Kloster mit anderem Zubehör wurde nach der Reformation dem hessischen Adel als Ersatz für die verlornen Pfründen gegeben, um daraus seine dürftigen Töchter u. s. w. zu unterstützen. Die Gesammtheit der zur Alimentation aus dem Kloster Kaufungen berechtigten Adelsfamilien bildet diejenige Corporation, welche als die „hessische Ritterschaft" bezeichnet wird. Sonstige Vorrechte besitzt dieselbe nicht, nachdem sie ihr letztes Vorrecht, die bevorzugte Stellung in der Landesvertretung, verloren hat.

Schon früher wurde erwähnt, daß zwei hervorragende Glieder der Ritterschaft in der jetzigen Landesvertretung eine Stelle gefunden haben: Herr v. Schenck und Herr v. Bischofshausen. Es zeigt dieses genau den Weg, welcher der Ritterschaft noch offen steht. Die besseren Elemente in derselben haben nur persönliche Tüchtigkeit und echt patriotische Gesinnungen zu entfalten, um zu Geltung und Einfluß zu gelangen. Sicherlich wäre es ein sehr günstiger Umstand gewesen, wenn sich die Ritterschaft in dem Kampf um die Verfassung nicht von dem Lande getrennt hätte, und wenn gleichzeitig die früheren landständischen Rechte des Adels, in Betracht der von ihm geleisteten guten Dienste, wieder hergestellt worden wären. Aber wie die Dinge jetzt liegen, hat ein derartiger Versuch kaum einige Aussicht auf Erfolg.

Inzwischen hat sich die Scene abermals ganz plötzlich verändert. Das Ministerium bleibt, und die Stände sind auf den 4. December einberufen. Eine „Pression" von Berlin und nothgedrungen auch von Wien hat diese abermalige Schwenkung veranlaßt. An einen dauernden Erfolg glaubt hier Niemand. Aus langjährigen Erfahrungen weiß man zur Genüge, daß die alten Gelüste sofort wieder zum Vorschein kommen, sobald die „Pression" nachläßt. Jedermann fühlt, daß an die Stelle der Pressionen eine gründliche Erledigung treten muß, wenn das Land endlich zum ersehnten Frieden gelangen soll. Ein kurzer Geschichtskalender der letzten acht Tage zeichnet die hiesigen Zustände hinlänglich klar.

19. Nov. Das Ministerium Stiernberg, Dehn-Rothfelser erhält seine Entlassung, weil dasselbe den Ständen das Budget ꝛc. vorlegen will.

20. Nov. Die Stände werden vertagt.

22. Nov. Vilmar schwingt in der Hessenzeitung die Kriegsfahne und erklärt die landesherrliche Verkündigung vom 21. Juni für eine „erzwungene".

23. Nov. Consistorialrath Reimann hält in der Hofkirche, in Gegenwart des Kurfürsten, eine Philippika gegen die Landstände und empfängt dafür, nach dem Schluß der Predigt, vor versammelter Gemeinde den Händedruck Haynau's, des Biedermanns.

24. Nov. Großer Reichstag des Treubundes zu Guntershausen unter der Leitung Vilmar's und Scheffer's, auf welchem eine Adresse an den Kurfürsten unterzeichnet wird.

25\. Nov. Die Häupter des Treubundes erscheinen im Kasseler Schloß. — Ein preußischer Feldjäger mit dringenden Depeschen langt von Berlin an.

Von Wien kommt General Schmerling.

26\. Nov. Schmerling macht seine Visite.

Die auf den folgenden Tag angesagte Hofjagd wird abbestellt.

27\. Nov. Das Ministerium Stiernberg, Dehn-Rothfelser bleibt im Amt.

Die Landstände werden auf den 4. December wieder einberufen.

Nachschrift. Soeben trifft hier noch die Sternzeitung mit der jüngsten preußischen Note ein, worin die Einsetzung einer Regentschaft sehr unzweideutig in Aussicht gestellt wird. Die Sensation, welche dieses Actenstück und die Art seiner Veröffentlichung hervorbringt, ist eine gewaltige.

Literatur.

Geschichte des ersten deutschen Bundesschießens zu Frankfurt am Main. Von Karl Grün. Coburg, Verlag von F. Streits Verlagsbuchhandlung. 1862.

Ein lebendiges Bild der zehn prächtigen und jubelvollen Julitage, mit allen Details ausgestattet; die daran geknüpften Hoffnungen, namentlich in Betreff der Wehrfähigkeit Deutschlands, sanguinischer, als daß wir sie uns aneignen könnten; die Parteifarbe des Verfassers, wenn wir nach seinem Urtheil über den Wildauer'schen Skandal schließen dürfen, im Wesentlichen die unsre. Im Folgenden Einiges von den „Resultaten" am Schlusse des Buchs.

Man könnte meinen, auf Grundlage der (hier mitgetheilten) Preislisten die Schußfertigkeit der einzelnen Landschaften in Zahlen ausdrücken zu können. Das ist indeß unmöglich, und zwar aus verschiedenen Gründen. Von den wichtigsten Scheiben, den Kehrscheiben, weiß man weder die Zahl der Bewerber, noch die der Schüsse jedes Einzelnen, und wüßte man sie, so fehlten noch viele andere Bedingungen für eine genaue und somit gerechte Berechnung. Zuerst fehlte die Gleichheit der Waffe und die gleiche Norm in deren Anwendung. Bei den Feldscheiben sollte gesetzlich nur eine und dieselbe Büchse gebraucht werden, das war jedoch, besonders in den ersten Tagen, keineswegs der Fall. Wer aber verschiedene Büchsen anlegte, war offenbar im Vortheil vor dem, der sich nur einer bediente. In der Standkehr waren mehre Gewehre gestattet, nur nicht auf einem und demselben Stand. Es

ver gingen gewisse Schützen mit drei bis vier Büchsen von Stand zu Stand. ...anche hatten überdies ihre Lader bei sich, so daß sie zwischen Schuß und Schuß ...usruhen konnten und überhaupt nur zu zielen und abzudrücken hatten, eine Be...uemlichkeit, die sich besonders die Schweizer vielfach zu Nutze machten. Die Ti...ler verfuhren am einfachsten, wie der Mann im Felde; doch hatten ihre Stutzen ...cht die gehörige Tragweite für die Feldscheiben.

Dann war das Wettbewerben durchaus kein gleichmäßiges, neben dem Schie...n nahm das Schützenfest viele stark in Anspruch, und wer bankettirte, verlor nicht ...r Zeit, sondern büßte auch an Sicherheit des Armes und des Auges ein. Ein ...ndwerksmäßiger Betrieb des Schießens kam daher auch minder guten ...chützen sehr zu Statten. Bei den Kehrscheiben war Ausdauer die Cardinal...gend. Es galt hier, von Morgens 6 bis Mittags 12, und des Nachmittags ...n 2 bis 8 Uhr gegenwärtig zu sein und auf seinen Schuß zu lauern. Viele ...zen statt dessen lieber in der Festhalle oder machten gar Ausflüge in die Um...gend. Der deutsche Norden, ohnedies schwach vertreten, liebte solches Umher...wärmen besonders, wogegen Bayern und Baden, vorzüglich aber Schweiz ...d Tirol hartnäckig auf ihren Posten blieben, bis der Becher herausgeschossen war. ...n Anfang, als der Eifer am größten war, hatte man Mühe, vier bis sechs Mal ... der Stunde zum Schusse zu kommen, weil überall zwischen zwanzig und dreißig ...chsen auflagen. In den letzten Tagen schoß jeder Anwesende nach Herzenslust, ...s von großem Vortheil ist, da die Uebung selbst den Meister erst sicher macht.

„Endlich ergeben die Nachweise aus der Schießhütte nicht, wie viele Schützen ...n jedem Stamm und Lande bei den Kehrscheiben concurrirt haben, noch wie ...le Schüsse jeder Gewinner gethan hat, um 36 Treffer oder 120 Punkte zu er...en, noch auch wie viele nur auf ein oder zwei Festthaler ausgingen, um nachher ...s Weite zu suchen." „Auch hier wieder hatten die schweizer Schützen alle Um...nde für sich. Sie waren am zahlreichsten und harrten am tapfersten aus. Dann ...nen die Oestreicher, besonders die Tiroler; nach diesen die Bayern, Badner, ...irtemberger und die Schützen aus Frankfurt und Umgegend; hierauf folgten ...emen, Braunschweig, Düsseldorf. Da sich auch in dieser Ordnung die Prämien ...theilt haben, so scheint daraus hervorzugehen, daß die wetteifernden Schützen ...ander werth waren, und daß die Beute unter gleichen Bedingungen ungefähr ...ch vertheilt worden wäre."

„Wenn überhaupt von einer Statistik des Schießens die Rede sein soll, so ...n es sich lediglich von den Kehrscheiben und den Becherprämien handeln. Die ...tscheibe ist, im Grunde genommen, Lotterie und Luxus; in der Schweiz ...erdem noch ein probates Mittel zur Deckung der Gesammtkosten. Jedermann ...ß, daß ganz ausgezeichnete Schützen auf den Festscheiben mit recht hoher Theiler... ...r Punktzahl, oft auch gar nicht herauszukommen pflegen, und daß die Gewin... ... der höchsten Preise nicht nothwendig vollendete Meister in ihrer Kunst sind. ...dem fehlt bei den Festscheiben ein exactes Maß, um Schweizer, überhaupt ...tmitglieder des deutschen Schützenbundes mit den Mitgliedern des letztern zu ...gleichen, welche einzig das Recht hatten, auf die Standfestscheibe Deutschland ... die Feldfestscheibe Heimath zu schießen. Wollte man dennoch den Werth der ...schiedenen Leistungen berechnen, so müßte man entweder jenen Nichtmitgliedern

bei den Standfestscheiben $^1/_6$, bei den Feldfestscheiben $^1/_5$ gutschreiben, oder man dürfte nur je sechs oder vier Scheiben berücksichtigen. Wie dem auch sei, so geben doch die Einsätze auf die Festscheiben das einzige Kriterium für die Betheiligung der einzelnen Stämme und Länder, und was irgend von Statistik möglich ist, lau sich, unter Vorbehalt alles eben Gesagten, nur an jene Einsätze-Verhältnisse an lehnen."

Der Verfasser gibt nun verschiedene Tabellen, in welchen zunächst die Betheiligung der einzelnen Staaten und Provinzen am Schießen, dann, was dieselben nach dem Grade dieser Betheiligung an Prämien hätten haben müssen, endlich was sie wirklich gewannen, angeführt ist, und welche wir im Buche selbst nachzulesen bitten. Dann fährt er fort: „Aus dieser Tabelle geht mit Sicherheit wenigstens so viel hervor, daß die Schweizer tüchtig da waren und tüchtig geschossen haben; daß die eigentliche Concurrenz zwischen den Schweizern, Tyrolern, Bayern, Badenern, Würtembergern und Frankfurtern statt hatte, denen sich noch Bremen und Braunschweig anschlossen; daß die Tiroler und Oestreicher überhaupt bei den Feldscheiben „zu kurz" kamen, was die Schuld ihrer Gewehre war; daß Bremen und Hessen-Darmstadt bei der Feldkehr ihre Revanche für die Standkehr nahmen; daß Schweizer, Hessen-Darmstädter, namentlich die Mainzer, sowie Bremer und Braunschweiger vortrefflich auf weite Distanzen mit freiem Absehen eingerichtet sind: lauter Vorzüge, die in den nächsten zwei Jahren von den Uebrigen eingeholt werden müssen."

Was aus den deutschen Schützenvereinen noch werden kann, geht am besten aus einem Ueberblick über die schweizerischen Schützengenossenschaften hervor, wie ihn der Verfasser am Schlusse gibt. Man ersieht daraus, daß die Schweiz 357 solcher Vereine mit 27,319 Mitgliedern hat, abgesehen von den 28 Vereinen, deren Mitgliederzahl unbekannt ist. Wenn Deutschland, wie es nach seiner Einwohnerzahl könnte, zwanzigmal so viele Vereine und Schützen aufbringt als die Schweiz, so bekommen wir circa 7,700 Vereine mit 550,000 Schützen, „wo es dann," so meint Hr. Grün, „zur thatsächlichen Wahrheit werden wird: Und einer Welt in Waffen trotzen wir." Wir hoffen, daß Hr. Grün neben seiner halben Million Schützen auch auf die eigentlich zur Vertheidigung des Vaterlands berufenen Mannschaften rechnet. Im entgegengesetzten Fall möchte der Versuch, der Welt, oder auch nur einem gut geübten und tüchtig geführten Heere von fünfzigtausend Franzosen zu trotzen, ein trauriges Ende nehmen. (Vergl. die Artikel über Mac Clellan und die Potomac-Armee. D. Red.)

Die Katechismus-Angelegenheit in der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, ihre vorläufige Entscheidung und der Weg zu ihrer endgültigen Erledigung. Ein theologisches Votum von Th. Diestelmann. Celle, Verlag der Schulzeschen Buchhandlung 1862.

Das Beste und Gründlichste, was uns von Schriften über diese Frage vorliegt. Der Verfasser, ein Schüler Lückes, kehrt sich mit seiner Kritik sowohl gegen den alten als gegen den neuen Katechismus. Er zeigt, indem er beide nach Gang und Anordnung, nach ihrer Sprache und endlich nach ihrer Lehre vergleicht, daß beide Mängel haben, der neue aber der bei weitem unvollkommenere ist, und bezeichnet schließlich als den einzig richtigen Weg zur Herstellung des Friedens die Berufung

ner Landessynode, die aber nicht nur über die Katechismusfrage berathen und be-
ließen, sondern auch die Organisation einer Presbyterial- und Synodalverfassung
die Hand nehmen soll. War der alte Katechismus ein Product des greisen-
ften Rationalismus, matt und wässerig in der Sprache, oberflächlich dem Inhalt
ch, so ist der neue ein Erzeugniß der bekannten stark katholisirenden Modeorthodoxie,
n Stil leidet an lächerlicher Alterthümelei, seine Anordnung ist verworren und will-
rlich, seine Lehre Dogmatisterei, das Ganze entspricht in keiner Weise den Anforderun-
ı, die man an ein für die Jugend bestimmtes Lehrbuch zu stellen berechtigt ist, und ist
Grunde nichts als das Ergebniß eines in plumpster Weise angestellten Versuchs, nach
n Grundsatze: „die Wissenschaft muß umkehren", den Religionsunterricht des
lks um dritthalb Jahrhunderte zurückzuschrauben. Wie weit unsre deutschen Puseyi-
mit diesem Streben bereits gediehen sind, bedarf nur einer kurzen Erinnerung.
ite wie Kliefoth, Vilmar, Löhe und Münchmeyer stehen mit dem einen Sieben-
ilenstiefel ihres reactionären Eifers schon jenseits der Lutherischen Bekenntnißschriften
ten in der katholischen Kirche und riechen schon ganz nach Weihrauch und Unfehlbarkeit
s dem Munde dieser kirchlichen Reactionäre vernehmen wir Aeußerungen in der
: „Die katholische Mutterkirche ist die Hälfte unsres eignen Selbst, von der wir
es haben, unser von uns getrenntes Fleisch und Blut, zu der daher möglichst
h zurückzukehren unser bewußtes Streben sein muß. Die katholische Kirche stürzen,
ße den Ast abhauen, auf dem wir sitzen; wo ein römisches Institut fällt, da
t ein Stück Christenthum." Hauptvertreter dieser Partei, welche ihren Gegensatz
en die reformirte Kirche nicht scharf genug betonen kann, sind 1860 mit
r Anzahl Katholiken in Erfurt zu dem Zweck zusammengetreten, „auf Grund
testantischer Einsicht in die sittliche Bedeutung des Papstthums die Wiedervereini-
ıg der getrennten Confessionen anzubahnen", und die Sache zerschlug sich nur,
l sie, zu früh ans Licht der Oeffentlichkeit gelangt, im protestantischen Volk zu
böses Blut machte. Inzwischen versuchen die Herren fleißig, katholische Lehren
das Lutherthum einzuschieben. Sie tragen eine Lehre über das geistliche Amt
welche die Pastoren zu ausschließlich berufenen Vermittlern des Heils an ihre
neinden, also aus Predigern und Seelsorgern zu Priestern macht. Sie reden
der Ordination dieser neuerfundenen protestantischen Priester schon wie von
m dritten, von der Beichte, die sie wieder zur Ohrenbeichte umgestalten möchten,
von einem vierten Sacramente. Einer der Herren (Löhe) versuchte sogar,
letzte Oelung mit Anwendung eines katholischen Formulars wieder einzuführen.
einer Gnadauer Pastoralconferenz im Jahre des Herrn 1861 hoben Vertreter
r Richtung (ein ultramontanes Blatt nannte sie „jene ehrenwerthe Richtung,
he wir innerhalb des Protestantismus als eine zur katholischen Kirche rückläufige
chnen müssen") mit Emphase hervor, wie bevorzugt doch die Kirche Roms sei
wie sehr sie ihren Gliedern doch das Beten erleichtere, indem sie ihren Gliedern
Gebrauch des Rosenkranzes verordne. Selbst der Wunsch ist neuerdings in
n Kreisen laut geworden, daß doch immer mehr Geistliche sich gedrungen fühlen
ten, den „apostolischen Rath" der Ehelosigkeit zu befolgen. Anderes der Art
vermuthlich nachfolgen: Reliquien, Wallfahrten, Heilige, und wir würden,
ı das protestantische Volk nicht gesünder dächte als seine Gottesgelehrten, er-
en können, daß uns alle jene hübschen Dinge wiedergegeben würden und daß

man in hundert Jahren fromme Weiblein im Lande Hannover wallfahrten fü um Reliquien jener neuen Kirchenväter — etwa die Schnupftabacksdose Mündchmeyers zu küssen. Zum Glück läßt unser Herrgott die Bäume nicht in Himmel wachsen, und das garstige Gewächs, welches während des letzten Jahrz erzeugt von der ungesunden Luft der politischen Reaction in der Kirche Hanno Mecklenburgs, Kurhessens und anderwärts zu wuchern begonnen, hat nicht Anspruch auf den Namen von Bäumen. Der erste respectable Windzug, der kräftige Sonnenstrahl wird diesem Pilzgeschlecht ein Ende machen, und solche rungen in der Atmosphäre können nach den Zeichen der Zeit, wohin wir den fas müthigen Widerspruch des hannoverschen Volkes gegen den Allerhöchst prot Katechismus rechnen, nicht lange mehr ausbleiben. Der Schaden aber, der kirchliche Reaction inzwischen anrichten kann, wird reichlich aufgewogen durch Vortheil, der darin liegt, daß der Kampf gegen diese Reaction eine Schule Uebung zum Kampf gegen die politische Reaction namentlich für die Landbev rung sein wird, die nun einmal von Angriffen auf ihren Glauben noch st afficirt wird, als von Angriffen auf ihre politischen Rechte.

Die evangelischen Stände im Lande ob der Enns unter M milian dem Zweiten und Rudolph dem Zweiten 1564—1597. Nach handsch lichen Quellen von Karl Oberleitner. Wien, 1862. Wilhelm Braumüll

Enthält in drei Capiteln Berichte über die Landtage der obderennsischen L schaft unter Maximilian dem Zweiten und Rudolph dem Zweiten, sowie eine S derung des Bauernaufstandes, der in dem letzten Jahrzehnt des sechzehnten J hunderts in Niederöstreich wüthete und mit der Unterwerfung der Bauern u ihre Herren und Zurückführung des Landes in den Schooß der alten Kirche end Beigegeben sind verschiedene Documente, darunter die Kirchenordnung der evang schen Stände ob der Enns vom Jahre 1578. Das Ganze ist ein sorgfältig g beiteter und wohlgeschriebener Beitrag zur Geschichte jener Zeit, die zu den trü und unheilvollsten des Reformationszeitalters gehört.

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzbote** den **XXII. Jahrgang.** Die unterzeichnete Verlagshandlung erla sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und **bemerkt**, daß al Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Leipzig, im Januar 1863. **Fr. Ludw. Herbig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Kurhessische Briefe.

3.

5. December.

Wir müssen noch einmal auf die früher erwähnte angebliche Unzuständigkeit der jetzigen Ständeversammlung zur Vornahme landständischer Geschäfte zurückkommen. Der am Schlusse unseres ersten Briefes abgedruckte Artikel aus der Kasseler Zeitung erklärt diese Unzuständigkeit „im Princip" für begründet und räumt nur ein, daß „Modificationen" eintreten müßten, namentlich in Beziehung auf die Budgetvorlage. Diese Aeußerung stellte sich ursprünglich als eine Art Programm des Ministeriums dar, um dessen Ansicht von der Nothwendigkeit der Budgetvorlage, dem Widerspruch des Kurfürsten gegenüber, zu rechtfertigen. Aber jenes Programm hat auch eine Kehrseite den Ständen gegenüber, und diese Kehrseite tritt jetzt, nachdem die Minister ihr Amt fortführen, in den Vordergrund. Die Stände, welche diesen Ministern in den nächsten Tagen gegenüberstehen werden, können sich nicht gefallen lassen, daß ihre Thätigkeit eine derartige Beschränkung erleide; und zwar um so weniger, als das aufgestellte „Princip" gar keinen inneren Halt hat. Wie es scheint, liegt hier eine Begriffsverwechselung vor, zwischen verfassungsmäßig im Sinne des Landesrechts und bundesmäßig im Sinne des Bundesrechts. Die Minister behaupten: „Nur darum kann es sich handeln, ob der gegenwärtige Landtag ausschließlich oder vorzugsweise die Aufgabe habe, ein neues Wahlgesetz zu vereinbaren." Darum handelt es sich aber ganz und gar nicht. Das Wahlgesetz von 1849 ist genau in den durch die Verfassung des Landes vorgeschriebenen Formen zu Stande gekommen. Dasselbe ist unbestreitbar landesverfassungsmäßig. Folglich ist auch die nach diesem Gesetz gewählte Ständeversammlung eine landesverfassungsmäßige, also eine solche, welche zur Vornahme aller durch die Landesverfassung den Ständen zugewiesenen Functionen berechtigt und verpflichtet ist. Die durch den Bundesbeschluß vom 24. Mai gegebene

Nöthigung die Standschaftsrechte der Mediatisirten und der Reichsritterschaft zu berücksichtigen, ändert hieran überall nichts, wie dieses auch die Kasseler Zeitung selbst mit den Worten einräumt: „die bundeswidrige Zusammensetzung des dermaligen Landtags macht darum seine Handlungen nicht gerade zu rechtsunbeständigen.“ Noch ungeschickter ist die Deduction des Ministerialblattes: „Außerdem gehört zu denjenigen zunächst auf verfassungsmäßigem Wege zu vereinbarenden Abänderungen, welche zur Herstellung der Uebereinstimmung mit den Bundesgesetzen erforderlich sind, offenbar auch die Herstellung einer landständischen Verfassung (Art. 13. der Bundesacte), d. i. eines auf ständischer Gliederung beruhenden Wahlgesetzes.“ Ob die Minister nach den Erlebnissen der letzten acht Tage auch jetzt noch diese Grundsätze aufrecht erhalten wollen, wird man abwarten müssen. Die praktische Bedeutung dieser theoretischen Erörterung ergibt sich aus Folgendem:

Zwischen der Entstehung der Verfassung von 1831 und dem Umsturz derselben im Jahr 1851 liegt ein Zeitraum von zwanzig Jahren. In dieser Zeit ist eine lange Reihe von Gesetzen, Verordnungen und Vollzugsanordnungen entstanden, welche aus der Basis der Verfassung herausgewachsen sind und ihre Wurzeln in das gesammte Leben des Volkes getrieben haben.

Mit dem Umsturz der Verfassung wurden auch die Wurzeln zerstört. Dieses Zerstörungswerk ist mit einem unverkennbaren Behagen betrieben worden. Zunächst nahm man die Bundescommissare zu Hülfe. Auf ihre Veranlassung oder mit ihrer Zustimmung wurde durch sogenannte provisorische Gesetze erst die Verfassung selbst in einzelnen Paragraphen durchlöchert, und dann eine Anzahl verfassungsmäßig entstandener Gesetze theils verstümmelt, theils vernichtet. So das Gesetz vom 17. Juni 1848 über die Anstellung der Mitglieder des Oberappellationsgerichts; das Staatsdienstgesetz vom 8. März 1831; das Gesetz vom 31. October 1848, die Organisation der Rechtspflege ꝛc. betreffend; das Gesetz vom 29. October 1848 über die Verwaltung der Landespolizei ꝛc. Damit dieses Zerstörungswerk gegen alle Anfechtungen gesichert bleibe, wurde „auf Veranlassung“ der Bundescommissare unter dem 30. Juli 1851 durch das Gesetzblatt ausdrücklich verfügt: „daß allen kurfürstlichen Behörden und Beamten ohne Ausnahme jede amtliche Erörterung oder Berührung der Competenzfrage bezüglich der Bundesaction in Kurhessen und der seit Beginn derselben erfolgten Erlasse und Anordnungen der Bundes-Civil-Commissare untersagt ist, sowie ferner jede Cognition über deren rechtliche Gültigkeit und Wirksamkeit, sowie über die Gültigkeit der auf Veranlassung der Bundescommissare erlassenen landesherrlichen Verordnungen und mit ihrer Zustimmung ertheilten provisorischen Gesetze ausgeschlossen bleibt und daß daher jede Amtshandlung oder jedes Verfahren oder jedes sonstige Unternehmen, welches als eine mittelbare oder unmittelbare Zuwiderhandlung gegen diese Bestimmungen sich darstellt, an dem

Schuldigen als Aufruhr kriegsgerichtlich bestraft werden soll." Die rechtliche Unwirksamkeit der von den Bundescommissaren Uhden, Leiningen und Rechberg ausgeübten gesetzgeberischen Gewalt wurde schon in der badischen Denkschrift aus der Ueberschreitung ihrer Vollmacht nachgewiesen und zugleich der dabei entwickelte doctrinäre Eifer scharf gezüchtigt. Diese „provisorischen Gesetze", welche bis auf den heutigen Tag nicht zurückgezogen sind, müssen jetzt feierlich zu Grabe getragen werden.

In Uebereinstimmung mit den nach der sogenannten Verfassung von 1852 gewählten Ständen sind dann weiter verschiedenerlei Gesetze, insbesondere über Besteuerung, Gemeindeverhältnisse 2c. erlassen worden. Diese Gesetze müssen einer Revision durch die verfassungsmäßigen Stände unterworfen werden, einestheils weil sie nicht von der zuständigen Landesvertretung ausgegangen sind, und anderntheils, weil sie von der Grundlage der rechtmäßigen Verfassung abweichen. Letzteres galt insbesondere von demjenigen Gesetz, welches di. Gemeindeordnung, im Widerspruch mit der Verfassung von 1831, abgeändert hat.

Endlich ist noch von Hassenpflug eine ganze Reihe verfassungsmäßig erlassener Gesetze ohne Weiteres mittelst „Verordnungen" aus dem Wege geschafft worden: das Bürgergardegesetz vom 23. Juni 1832, das Gesetz vom 1. Juli 1848, die Aufhebung der Jagdgerechtsame und die Verhütung des Wildschadens betreffend; das Gesetz vom 29. October 1848, die Religionsfreiheit betreffend u. s. w.

Neben den durch das Gesetzblatt veröffentlichten Erlassen der Staatsgewalt kommen hier noch weiter die zahlreichen Vollzugsverordnungen in Betracht, welche lediglich den Behörden mitgetheilt worden sind, aber nicht weniger die Zerstörung der Verfassung gefördert haben.

Man hätte erwarten sollen, daß das erste und nächste Geschäft der Minister, nach Wiederherstellung der Verfassung, darin bestehen würde, überall einen mit der Verfassung übereinstimmenden Zustand herbeizuführen, so weit dieses ohne Zuziehung der erst noch zu wählenden Stände geschehen konnte. Man hätte erwarten müssen, das Ministerium werde den Zusammentritt der Stände möglichst beschleunigen und denselben alsbald alle diejenigen Vorlagen machen, welche zur Herstellung eines verfassungsmäßigen Zustandes erforderlich waren.

Aber nichts von alle dem geschah. Die Stände wurden nicht zusammengerufen, obschon die Wahlen längst beendigt waren. Nachdem endlich ihre Einberufung stattgefunden hatte, wurde denselben auch nicht eine einzige Vorlage gemacht, welche darauf abzielte, den aufgehäuften Berg verfassungswidriger Anordnungen abzutragen. Und doch war dieses nicht allein durch die Verhältnisse selbst dringend geboten, sondern sogar eine durch die landesherrliche Verkün-

digung vom 21. Juni 1862 ausdrücklich übernommene Pflicht der Staatsregierung*).

Ueber diese Verpflichtungen sollte, wie es scheint, die inzwischen erfundene Theorie von einer Ständeversammlung ad hoc, also lediglich für das Wahlgesetz mit Ausschluß aller anderen Gegenstände, hinaushelfen. Auch zur Beseitigung der verfassungswidrigen Zustände, zu deren Remedur die Mitwirkung der Stände nicht erforderlich war, hat das Ministerium fast gar nichts gethan. Wie groß die bornirte Indolenz oder der üble Wille gegenüber der wiederhergestellten Verfassung gewesen ist, davon nur ein Beispiel. Bei einer Behörde ist es zu einer Zeit, als die Verfassung von 1831 bereits wieder hergestellt war, vorgekommen, daß Unterthanen mittelst Strafen angehalten werden sollten, die Beobachtung der sogenannten Verfassung von 1860 eidlich anzugeloben!

Ein von Friedrich Oetker bei den Ständen schon vor der Vertagung eingebrachter Antrag will in diesen faulen Geschichten aufräumen. Wir werden von diesem Oetkerschen Antrag wohl noch hören.

Ein Ereigniß der jüngsten Tage lenkt die Aufmerksamkeit auf die kurhessische Armee. Bekanntlich hat Hassenpflug im Jahre 1850 versucht, die Verfassung zunächst mit Hülfe der inländischen bewaffneten Macht zu stürzen. Der Versuch scheiterte an dem Pflichtgefühl der kurhessischen Offiziere. Angesichts des Conflicts „von Pflichten, welcher ihnen einerseits durch die Pflicht des Gehorsams, anderntheils durch die eidlich übernommene Verpflichtung auf die Verfassung bevorstand," reichten im October 1850 zweihundertundeinundvierzig Offiziere, jeder für sich, den Abschied ein. Darunter befanden sich 4 Generale, 7 Obersten, 20 Oberstlieutenants, 12 Majore, 59 Hauptleute und Rittmeister, 50 Premierlieutenants nnd 89 Secondelieutenants. Etwa ein Dutzend Offiziere hatte sich diesem Schritt nicht angeschlossen. Im November erhielten 47 Offi-

*) Die betreffenden Paragraphen lauten wörtlich also:

§. 4.

Die seit dem 4. September 1850 bis zum Eintritte der Verfassungsurkunde vom 13. April 1852 ergangenen provisorischen Gesetze, deren Beseitigung den gleichzeitigen Erlaß anderweiter Vorschriften im verfassungsmäßigen Wege erfordert, sollen mit den von Uns für erforderlich zu erachtenden Aenderungen demnächst Unseren getreuen Ständen zur verfassungsmäßigen Zustimmung vorgelegt werden, und bleiben einstweilen in unveränderter Wirksamkeit.

§. 5.

Wir werden die unter der Herrschaft der Verfassungsgesetze vom 13. April 1852 und 30. Mai 1860 ergangenen gesetzlichen Erlasse einer Revision unterwerfen und für diejenigen, deren Beseitigung erforderlich erscheint, Gesetzesentwürfe zu deren Abänderung Unseren getreuen Ständen vorlegen lassen.

§. 6.

Zugleich ist es Unser Wille, daß diejenigen landesherrlichen Verordnungen, welche gesetzliche mit landständischer Zustimmung ergangene Anordnungen und Bestimmungen befangen haben, der Ständeversammlung demnächst zur verfassungsmäßigen Zustimmung über deren Fortbestehen oder Abänderung vorgelegt werden sollen.

iere von allen Graden den Abschied, während die „Getreuen" befördert und
it Orden geschmückt wurden; darunter v. Haynau, der damalige Kriegs-
inister, v. Ende, der jüngst abgetretene Kriegsminister, v. Osterhausen, der
tzige Kriegsminister. Die übrigen Offiziere, nahezu zweihundert, wurden erst
ngere Zeit in peinlicher Ungewißheit über ihr künftiges Schicksal gelassen,
nd dann wurde ihnen gesagt, daß ihre Abschiedsgesuche, in welchen die Rechte
es Staatsdienstgesetzes vorbehalten waren, nicht angenommen werden könnten.
leichzeitig kam — die Verfassung war ja inzwischen durch die bayrischen und
streichischen Bajonnete gefallen, — eine neue Eidesformel zur Anwendung.
ie Ableistung dieses neuen Eides verweigerten mehre Offiziere mit Rücksicht
uf ihren früheren Eid. Es traten aus dem Dienst Major Pfister, Haupt-
ann Renouard 2c. Auch Hauptmann Dörr hat bald darauf den Abschied
enommen. Dagegen wurde von den im November 1850 verabschiedeten
ffizieren ein Theil wieder activ, mit Rücksicht auf die veränderten Verhältnisse.
er andere Theil blieb entlassen; darunter der Generalmajor v. Urff, die
berstlieutenants v. Bardeleben, v. Ochs, Görck, Bödicker, der Major Rainer,
ie Hauptleute Bennecke, v. Uslar, Beß u. s. w.

Der Generalmajor v. Urff, einer der ausgezeichnetesten und geachtetsten
ffiziere der Armee, früher von dem Kurfürsten besonders werth gehalten,
arb vor mehren Jahren auf seiner Besitzung in Hessen. Bei der Beerdigung
nden sich Gensdarmen ein, um auf höheren Befehl diejenigen Personen zu
erzeichnen, welche es gewagt hatten, dem in Ungnade Verstorbenen die letzte
hre zu erweisen. Seine Söhne haben außerhalb Kurhessen Dienste nehmen
üssen.

Auch der in den Corpsgeist der Offiziere nicht Eingeweihte wird leicht er-
essen, daß die Harmonie zwischen denjenigen Offizieren, welche sich an den
erfassungseid gebunden gehalten hatten, und den sogenannten „Getreuen"
cht die beste sein konnte. Erstere bildeten die starke Mehrzahl; reichlich neun
ehntheile der Offiziere, letztere waren die Begünstigten. Die „Getreuen"
hlten sich unheimlich; sie hatten Scheu, die ihnen verliehenen Orden anzu-
gen, sie wurden durch einen besondern Befehl dazu genöthigt. Ein „getreuer"
ieutenant mußte seine Versetzung zur Gensdarmerie nachsuchen, weil seine
tellung im Regiment unhaltbar geworden war u. s. w. Zum Ueberfluß
urde dann auch noch später durch Begünstigung und Bevorzugung der „Ge-
euen" dafür gesorgt, daß das unter der Asche glimmende Feuer nicht ver-
schen konnte.

Da erschien nun vor etwa vier Wochen eine Schrift bei Küchler in Frank-
urt unter dem Titel „Staatsdiener und Staatsschwächen der Gegenwart",
elche in einem eigenthümlichen Gewand von staatsrechtlich-philosophischen und
oralphilosophischen Betrachtungen die inneren Zustände der kurhessischen Armee

enthüllte. Der Generallieutenant v. Haynau, Hassenpflugs Kriegsmini-
beim Umsturz der Verfassung, dermalen Höchstcommandirender, war beson-
stark angegriffen. Unter Anführung von Thatsachen war ihm vorgehal-
daß er als Kriegsminister das kurhessische Offiziercorps der Hassenpflug'-
Politik frivol geopfert habe, Hassenpflug selbst habe sich im Wilhelmsbad ge-
äußert: die Sache, um die es sich handele, sei so wichtig, daß dabei nicht
Betracht komme, wenn auch zweihundert kurhessische Offiziere zu Grunde gingen.
Es war weiter dem Generallieutenant v. Haynau der leider nur zu wahre Vor-
wurf ins Gesicht geschleudert, daß er sich als Oberbefehlshaber ungebührliche
Ehrenkränkungen gegen Offiziere erlaubt und dann der geforderten Genugthuung
unter Berufung auf eine erschlichene Allerhöchste Ordre, aus Feigheit
sich entzogen habe rc.

Die Schrift machte eine unbeschreibliche Wirkung, vorzugsweise unter den
Offizieren; die alten noch nicht vernarbten Wunden bluteten von neuem, bis
in die untersten Volksschichten hinab erstreckte sich die Aufregung. In öffentlichen
Localen wurde die Broschüre vorgelesen und verschlungen. Gerade die eigenthüm-
liche moralphilosophische Sprache schien einen besonderen Eindruck zu machen.
Es war brennender Zunder an ein Pulverfaß gelegt.

Der interimistische Kriegsminister Kellermann macht dem Kurfürsten Mel-
dung, der Kurfürst verfügt, Haynau sollte den anonymen Verfasser öffentlich
auffordern, seinen Namen zu nennen. Diese Aufforderung ward auch in ...
der gelesensten Zeitungen" abgedruckt. Sie hat nicht wenig dazu beigetragen,
die Aufmerksamkeit des Auslandes zu erregen.

Man rieth hin und her nach dem Verfasser. Die „Getreuen" und ...
„Mucker" glühten vor Zorn. Es wurden Veranstaltungen eingeleitet, um ...
Chef und Meister zu retten. Ein gewisser Herr wollte eine Art Bescheinigung
des gesammten Offiziercorps zu Gunsten Haynaus zu Stande bringen. ...
der Plan scheiterte an dem verständigen Sinn einiger höheren Offiziere, worunter
sich sogar „Getreue" befanden. Dann wurde von derselben Seite ...
Ehrenrettung in der Kreuzzeitung und durch sie in der Kasseler Zeitung ver-
sucht. Als „Thatsache" ward hingestellt, „daß General v. Specht sowie das
hessische Offiziercorps überhaupt das Dienstverhältniß zu Generallieutenant
v. Haynau unbedenklich fortgesetzt und damit für eine vollständige Erledigung
jener Conflicte Zeugniß abgelegt hat." Und doch mußte dem Verfasser bekannt
sein, daß die überwiegende Mehrzahl der Offiziere mit ihrem durch die dienst-
lichen Verhältnisse gebotenen Stillschweigen keineswegs eine Billigung hätte
ausdrücken wollen. Nicht weniger bekannt mußte ihm sein, daß v. Specht in
Folge eines in die Hand des Kurfürsten abgelegten Versprechens absolut ver-
hindert war, in dieser Sache irgend etwas zu thun. Erst also sollten die Offi-
ziere mittelst des Dienstverhältnisses genöthigt werden zu Gunsten Haynaus ...

rechen; und als dieses nicht gelang, sollte aus dem durch das Dienstver-
ltniß gebotenen Schweigen der Offiziere ein Zeugniß zu Gunsten Haynaus
schmiedet werden. Ein sauberes Beginnen.

Haynau erläßt nun eine zweite Bekanntmachung, worin er dem Verfasser
hne weiteres die Ehrenhaftigkeit abschneidet. Damit kreuzt sich eine Erwie-
rung des Verfassers in der süddeutschen Zeitung: er werde sich nennen
bald Haynau seine alten Ehrenhändel geordnet habe, namentlich diejenigen
it v. Specht und v. Verschuer.

Endlich kommt in der hessischen Morgenzeitung vom 3. December eine
harnischte Erklärung, worin der Verfasser der Schrift seinen Namen nennt
ad zugleich den Herrn v. Haynau auffordert, bevor er die Ehrenhaftigkeit
iderer Leute angreife, „die eigene Ehre in Sicherheit zu bringen".

Der Verfasser ist der schon oben erwähnte Hauptmann Dörr, ein durch-
is unabhängiger Mann von schlichtester Geradheit, tadellosem Charakter und
äftiger Energie. Und zum Ueberfluß ist er noch mit der an Hof wohl an-
sehenen Familie v. Eschwege nahe verwandt. — Die Bekanntmachung des
auptmann Dörr wirkte wie ein Donnerschlag; die gesammte Bevölkerung von
assel war in Gährung. In aufgewecktester Stimmung riefen die Leute auf
r Straße einander zu: „Endlich hat er seinen Mann gefunden." Um das
nglück Haynaus voll zu machen, brachte auch noch die „Hessenzeitung" nach-
äglich eine Ehrenrettung für ihn.

Es handelt sich hier nicht um Scandalgeschichten, wie solche auch sonst
rkommen. Es handelt sich hier um die Wirkungen desjenigen Systems, wel-
es so viel Verderben über das Land gebracht hat. Haynau war, nächst Hassen-
lug, wie kein Anderer bei dem Umsturz der Verfassung thätig. Haynau hat
er die brave, durchaus tüchtige kurhessische Armee erst Jammer und Elend
bracht und dann in derselben diejenigen Zerwürfnisse hervorgerufen, welche
ren Lebensnerv berühren.

Herr v. Dehn hat seine Antwort nach Berlin nunmehr veröffentlicht.
leugnet einen Conflict zwischen der Regierung und dem Landtag; spricht
er gleich darauf die Hoffnung aus, die Regierung werde sich mit dem Land-
g verständigen. Nach seiner Ansicht ist das preußische Cabinet schlecht unter-
htet. Herr v. Dehn erörtert auch die vielberufene Frage eines Landtags
hoc, um sie für eine zweifelhafte zu erklären. Am Schlusse wird Ver-
ihrung gegen die in Aussicht gestellten „dauernden Bürgschaften" eingelegt.
chmerling und das Personal der östreichischen Gesandtschaft hat übrigens Allen,
es hören wollten, gesagt, daß diese „Bürgschaften" durchaus nicht nach dem
eschmack Oestreichs seien. Das wußte man freilich, auch ohne daß es gesag
irde. Was sollte denn auch in einem solchen Fall aus dem östreichischen
nfluß in Kurhessen werden? Das Land ist durch das Jahr 1850 2c. gründ

lich antiöstreichisch gemacht. Es weiß, daß ihm von Oestreich noch nie etwas Gutes gebracht worden ist. Hat doch Hassenpflug für seine der reichischen Politik geleisteten guten Dienste das Großkreuz des Stephansorden erhalten.

Soeben erfahre ich noch, daß den Ständen in der heutigen Sitzung das Budget vorgelegt worden ist. Auch eine theilweise Erledigung des Oetker'schen Antrags wird zugesichert; desgleichen eine Vorlage wegen des Baues der Hanau-Bebra-Eisenbahn.

Die Offiziere wurden heute benachrichtigt, daß Haynau den Hauptmann Dörr gefordert, dieser aber (natürlich) die Forderung nicht angenommen hat. Haynau ist (in Folge dessen) zur heutigen Tafel befohlen.

Die Tragödie von 1850 beginnt von Neuem. Auch ohne prophetische Gabe läßt sich dieses mit Bestimmtheit vorhersagen. Die große Mehrheit der Offiziere betrachtet die Sache mit nichten als erledigt. Haynau, v. Ende und noch zwei seiner Anhänger, lauter höhere Offiziere, sind aus dem Militärcasino ausgetreten, — weil Hauptmann Dörr Mitglied ist. Von den übrigen Offizieren ist bis jetzt keiner gefolgt. Auch ein Zeichen der Zeit.

Ceterum censeo — — —

Ein neues Buch von Fritz Reuter.

Olle Kamellen von Fritz Reuter. Zweiter Theil. Ut mine Festungstid. Wismar und Ludwigslust. Verlag der Hinstorffschen Buchhandlung. 1862.

„Was so'n Mensch alles erleben thut", sagte Vater Rickert — damals lebt' er noch — als sein Johann vom Wallfischfang zurückgekommen war und nun Abends beim Dunkelwerden von Eisbergen und Eisbären erzählte. „Was so'n Mensch alles erleben thut", sagte der alte Schulz Papentin, als er des Abends mit dem alten Baumgarten aus dem Krug nach Hause ging, wo Friedrich Schulz von der Schlacht bei Leipzig erzählt hatte. „Unsereins kann siebzig Jahr alt werden, aber erleben thut er nichts." — „Du hast Recht, Vater", sagte Baumgarten. Ich aber sage: der Schulz hat Unrecht. So still und so sacht fließt kein Lebenslauf, daß er nicht einmal gegen einen Damm stieße und sich im Kreisel drehte, oder daß ihm die Menschen Steine ins

Wasser würfen. Nein, passiren thut jedem etwas, und jedem passirt auch was Merkwürdiges, und wenn sein Lebenslauf auch ganz abgedämmt wird, daß aus dem lebendigen Strom ein stiller See wird; er muß nur dafür sorgen, daß sein Wasser klar bleibt, daß Himmel und Erde sich in ihm spiegeln können."

Mit diesen Worten beginnt der liebenswürdige niederdeutsche Humorist, den wir den ersten jetzt lebenden Meister seiner Art in Deutschland nennen möchten, die Mittheilungen aus dem zweiten Abschnitt seines Lebens, aus der düstern Zeit, wo die damals in Preußen herrschenden Demagogenjäger wie andern braven Jungen, welche nichts verbrochen, als ein wenig für die Zukunft geschwärmt, die jetzt Gegenwart ist, auch ihm mit kalter Faust an's warme Leben griffen. Sieben Jahre saß er auf verschiedenen Festungen. Sieben Jahre lang „war sein Lebenslauf zu solch einem See aufgestaut, und wenn sein Wasser auch nicht ganz ruhig war und ab und zu wilde Wellen schlug, so gab es doch auch Zeiten, wo sich Himmel und Erde in ihm spiegeln konnten."

Von solchen heitern Zeiten erzählt das Buch vorzugsweise. Nur hier und da tritt der dunkle Hintergrund des Kerkerlebens in seiner ganzen grausamen Schwärze hervor, und wir sehen jenen wilden Wellenschlag des gemißhandelten Gefühls. So namentlich im ersten und zweiten sowie im dritten Abschnitt, wo die Erlebnisse auf den Festungen G(logau) und M(agdeburg) und die greuelhafte, die unerhört niederträchtige Weise geschildert sind, auf welche der gefangne Burschenschafter in der Berliner Hausvogtei von Dambachs Bestialität gepeinigt wurde. In den übrigen Stücken erscheint der dunkle Grund dieses Lebensabschnitts unsres Dichters fast nur als Folie zu den Spiegelbildern, welche Himmel und Erde in sein trotz alledem klar gebliebnes Wasser werfen, der Himmel, den ein edles Menschenherz überall mit sich hinträgt, die Erde, die auch hinter eisernen Gardinen Sonnenschein und Blumen hat. Geistige Freiheit hebt über die Erinnerung an die leibliche Unfreiheit hinaus, wie sie früher allmählig die Schwermuth des Kerkers besiegte, und eine sonnige Seele scheint hell hinaus in Noth und Nacht.

Alle Schönheiten, welche der erste Theil der „Olle Kamellen" zeigte, erfreuen uns auch hier. Ueberall dasselbe gute Auge für die äußern und innern Vorgänge im Menschenleben, dasselbe warme Herz, dasselbe tiefe Gemüth, dasselbe Wohlgefallen an der Realität. Durchgehends geistige Gesundheit, kraft plastischer Gestaltung und jener köstliche Humor, der alle Seiten seines Instruments, die derbern wie die zartern, mit gleicher Leichtigkeit und gleichem Behagen rührt. Wohin wir auch geführt werden, allenthalben ist's greifbare Wirklichkeit, die uns umgibt. Alle Personen, die an uns vorübergehen, sind Menschen von Fleisch und Blut mit deutlich ausgeprägten Gesichtszügen und realstem Gebahren. So Vater Kähler, der Schließer, und

der Unteroffizier Altmann, so der Herr Postcommissarius mit seinem General Kalkreuth, der edle Oberst B. und Graf H. „de irste Minschenschinner in M.“ So die kleine Colonie der Mitgefangnen, wie wunderliche Käuze auch darunter sind. So auch der Platzmajor, dem „die Fliegen seinen rothen Kragen wegfressen“ — eine Geschichte, die wir als Probe aus dieser Reihenfolge hochkomischer Bilder auf tragischem Grunde herausgreifen.

Der Gefangene legte sich auf der Festung M. eine Zeit lang aufs Malen, besonders auf Portraits. Er erzählt:

„Mein alter Freund Gr. mußte zuerst dran. Ich habe ihn von rechts und von links, von vorn und von hinten gemalt, mit Bleistift und schwarzer Kreide und auch bunt, dann einmal mit einem blauen Hintergrund, dann einmal ganz in Wolken und einmal wieder mit einem prachtvollen rosenrothen Schein, wie wenn des Abends die Sonne untergeht. Dies Stück hatte mir viel Mühe gekostet, und als es fertig war, sah es gar nicht danach aus.

Als Gr. vollständig ausgenutzt war, kam der Herr Inspector an die Reihe. Das Bild sollte für seine Braut, ich mußte ihn also ein Bischen verschönern und er mußte auch ein Bischen freundlich aussehen. Schwer ist mir's geworden, aber zurecht hab' ich's doch gekriegt. Zum Glück hatte er eine etwas lange Nase, und als ich die gefaßt hatte, dann mußte alles das Andere nach, es mochte wollen oder nicht. — Aber die Freundlichkeit und das liebliche Aussehen? Auch damit kam ich zu Stande; ich knipp ihm die Augen ein wenig zusammen, machte ihm auf die Backen eine kleine Anschwellung, zog den Mund an den beiden Enden ein Viertelzoll in die Höhe und machte ihm da ein paar richtige Falten, daß er aussah wie ein Knopfloch, welches ein tüchtiger Schneider links und rechts gut umstochen hat.

Dieses Bild brachte mir viel Ehre ein. Der Inspector wies es in seiner Herzensfreude bei allen meinen Kameraden herum, und nun wollte jeder von mir gemalt sein. Mit allerlei Künsten wurde der Inspector dazu gebracht, daß er die einzelnen Freunde von mir zu uns hereinließ. Meine Malerwerkstatt war ebenso gut wie jede andere. Das Licht fiel schön von oben herab und war das kühlste Nordlicht, was sich ein Maler wünschen kann. Aber außerdem hatte ich noch einen großen Vortheil vor meinen andern Malercollegen voraus: die Leute, die *mir* saßen, waren das Sitzen gewohnt, sie konnten es auf die Länge aushalten, und wenn ich meinen Tisch ihnen ein bischen knapp auf den Leib schob und Gr's. Stuhl bis auf einen halben Fuß an ihn heranrückte, dann saßen sie wie in einem Schraubstock, und echappiren konnten sie nicht, aushalten mußten sie, denn die Thür war zugeschlossen.

Hier muß ich aber eingestehen, daß ich mich in dieser Zeit sehr gegen das Ebenbild Gottes versündigt habe. Ich habe Gesichter gemalt, die es niemals

gegeben hat und auch niemals nicht geben kann, und das mit Couleuren, die sonst auf der Welt nicht vorkommen. Mit den Schwarzköpfen wurde ich so ziemlich fertig, aber wenn so'n Flachskopf mit unterlief, so war's schlimm. Ich hatte mir's leider Gottes angewöhnt, die Flachshaare mit Grün zu schattiren, und da ich nun auch die dämliche Mode an mir hatte, im Gesicht ein bischen stark mit Rothstein herumzuarbeiten, so sahen meine flachshaarigen Bilder von fern ganz wie 'ne Ananas aus, zumal wenn nach unten hin ein grüner Rock kam.

Meine Bilder wurden nun meistens zu Geburtstagen und Weihnachten an die alten Eltern und an Schwestern und Brüder geschickt, und wenn welche von ihnen noch leben sollten, so will ich bei dieser Gelegenheit um Verzeihung gebeten haben, wenn ich ihnen an solchen Feiertagen einen Schreck eingejagt habe über das Aussehen ihrer lieben Verwandten. Mein alter Vater wenigstens schrieb mir, als ich ihm mein eignes ungeheuer ähnliches Porträt zuschickte, er wäre sehr erschrocken, und ich müßte mich greulich verändert haben.

Das mochte aber nun Alles sein, wie es wollte, dies war doch der Anfang dazu, daß wir einander besuchen konnten, und wenn D. (der Schließer) auch ein sehr schiefes Gesicht dazu machte und manchen Riegel dazwischen schob, so wurde er doch dann und wann durch ein Pfund Tabak schmeidiger, und als ich ihn zuletzt gar dabei attrapirte, wie er meinem Freund G. heimlich über seine Cigarren ging, die ihm ein guter Freund aus Lübeck geschickt hatte, und als sich zuletzt der Herr Platzmajor selbst von mir malen ließ, da war sein Regiment gebrochen, und er ging auf den langen Corridors herum wie ein Cherub, der seinen flammenden Degen in die Scheide gesteckt hat, weil er sich daran das Gefieder versengt hat.

Das Abporträtiren des Herrn Platzmajors war eigentlich in dieser Hinsicht mein Glanzpunkt in M. Ich wurde aus meinem Loch in die Stube des Herrn Inspectors hinunter genöthigt, denn hier sollte die große That geschehen. Ich kam nun mit meinem Malergeschirr an. Ich hatte einen Bogen ausgespannt, der einen sehr schönen grünlichen Schein hatte, und alle meine Stifte waren scharf. Aber als ich in die Stube kam, erschrak ich; denn mein schönes Oberlicht, woran ich gewöhnt war, gab's hier nicht, die Stube hatte ein großes natürliches Fenster. Ich fing nun damit an, daß ich mit dem Herrn Platzmajor in allen Ecken herumexercirte, um das rechte Licht zu finden. Aber es wollte sich nicht machen, bis zuletzt die Bettdecke des Inspectors unten am Fenster festgesteckt wurde. Unglücklicher Weise war der Herr Platzmajor ein Flachskopf und hatte keine Augenbrauen, und ich Unglückswurm hatte es in der Mode, mit den Augenbrauen anzufangen. Was nun? Sonst malte ich zuerst ein paar Augenbrauen hin und ließ die Nase, so lang oder so kurz sie just war, darunter hinbaumeln. Aber was nun? Er hatte keine Augenbrauen

und ich keinen Anfang, und seine Nase war für einen Maler auch nur so so. Ich hatte mich an die Sache gewagt, aber ich war ganz aus der Richte. Anfangen mußte ich, und mit was Haarigem mußt' ich anfangen, das hatte ich mir zu stark angewöhnt; ich fing also mit dem Schnurrbart an.

Das ist mir nicht leid geworden, und wenn einer von meinen Malercollegen 'mal in so 'ne Lage kommen sollte, so kann er mir dreist folgen; denn es währte gar nicht lange, so sagte der Inspector, der mir immer über die Schultern guckte, das Bild würde sehr ähnlich, und der Mann wußte darin Bescheid und hatte Einsicht in die Sache; denn er hatte mir gar oft zugeguckt und hatte sein Urtheil an meinen Arbeiten ausgebildet.

Währt' auch nicht lange, so war das Gesicht fertig, sehr schön, blos mit ein Bischen grünlichem Schein, woran das grüne Papier Schuld sein konnte. Nun kam aber die Uniform, blau mit einem rothen Kragen und dann die goldnen Epauletten und die blanken Knöpfe. Wer das sein Lebtag noch nicht gemacht hat, der wird dabei höllisch in Verlegenheit sein. So ging mir das denn nun auch, aber ich hatte Berlinerblau und Zinnober und Chromgelb in meinem Kasten, ich ging also flott drauflos, und weil ich einmal gelesen hatte: Beiwerke beim Porträt müssen mit einer gewissen flüchtigen Genialität behandelt werden, so that ich das denn auch. Flüchtig genug war's, aber mit der Genialität blieb ich vollständig hängen, denn als ich damit durch war, sagten sie alle beide, der Inspector und der Platzmajor: Ne, das wäre nix! Mit dem berlinerblauen Rock ging's zur Noth, aber die Epauletten und die Knöpfe sähen ja aus, als ob sie sieben Jahr nicht geputzt worden, und der Kragen wäre ja kein Platzmajorkragen, sondern nur ein ganz gewöhnlicher preußischer Postmeisterkragen. — Das ärgerte mich zwar niederträchtig, aber es war richtig, ein Bischen gelblich sah er aus; denn mit dem Zinnober war ich augenscheinlich angeführt, es war eitel rother Mennig, und ich hatte wieder mit dem infamen Rothstein in dem Schatten herumgefuhrwerkt.

Ich hatte indeß so viel von der Malerkunst gelernt, daß ich mich nicht verblüffen ließ, und daß ich sagte, ich wolle das Bild mit mir nehmen und nach ein paar Tagen wollten wir uns wiedersprechen. Und nun setzte ich mich von einem Licht ins andere und putzte dem Herrn Platzmajor seine Epauletten und Knöpfe blank, bis es zuletzt Gr. dauerte und er mir sagte, nun wären sie blank genug. Aber der Kragen! Noch diese Stunde, wenn ich so 'nen preußischen Infanteriekragen sehe, fallen mir alle meine Sünden bei; es wurde nichts und wollte nichts werden. Zuletzt schlug sich der Zufall ins Mittel. Gr.'s Kanarienvogel spritzte mir einen Tropfen Wasser auf den Kragen, und auf diesem Fleck wurde er schön scharlachfarben. Wenn du ihn so mit 'ner Art Firniß anstrichest, dachte ich. Aber nein, der Firniß ist zu ölig, das könnte aussehen wie ein richtiger Fettfleck. Mit Gummi arabicum!

Den hatt' ich aber nicht zur Hand. Ich sann und sann und verfiel zuletzt auf Zucker. Das geht! Ich löste mir also ein paar Stücken Zucker in Wasser auf und fing dann sauber an, die Sache erst an den Kanten mit einem Pinsel zu probiren. Wunderschön! Ich strich dreist weiter, und es dauerte nicht lange, so war mein Kragen so, daß jeder Capitain d'Armes ihn für einen richtigen preußischen Soldatenkragen angesehen hätte.

Gr. sagte freilich, der Kragen wäre zu blank gegen die andere Malerei, aber was verstand Gr. von der Kunst. Ich stellte meinen Platzmajor auf den Tisch, legte mich auf mein Bett und guckte ihn bis Abends Glock neune an, bis die Schildwache „Licht aus!“ rief; 's ist möglich, daß Rafael seine Madonna, wie sie fertig war, auch lange angeguckt hat, aber so verliebt ist er, glaub' ich, nicht in sie gewesen, wie ich in den Herrn Platzmajor. Ich lag noch lange und konnte vor Freude nicht schlafen. Ein preußischer Offizier in voller Uniform, das will was sagen, meine Herrn! Zuletzt schlief ich ein, schlief aber auch bis in den hellen Tag hinein.

Und als ich aufwachte — Gott im hohen Himmel! — Gr. hatte diesmal nicht als Freund gegen mich gehandelt, er hätte es hindern können, — da waren tausend Fliegen dabei und verzehrten den Kragen des Herrn Platzmajors und hatten auch mit dazwischen gemalt und lauter kleine schwarze Punkte in meine schönsten Lichter gesetzt.

So was nenn' ich ein Malheur. — Und was nun? — das Einzige war, ich mußte ihn von frischem wieder überlackiren und die Fliegen abwehren; bis er aus meinen Händen war. Das geschah denn nun auch bald; ich war meine Arbeit los. Was aber die Frau Platzmajorin zu der Aehnlichkeit gesagt hat, und ob der Herr Platzmajor sich mir zum Andenken in seiner Dienstwohnung aufgehängt hat, hab' ich mein Lebtag nicht zu wissen gekriegt.“ —

Mit demselben behaglichen Eingehen auf das Detail sind die übrigen Erlebnisse in M. ausgemalt, und in gleicher Weise schildert der Verfasser sein Leben auf der Festung Gr(audenz). Zunächst die Reise von Berlin dahin und die Figuren der beiden Gensdarmen, die ihn begleiteten, dann die Offiziere der Festung, mit denen er in Berührung kam, besonders den alten braven Commandanten, endlich die wunderliche Gesellschaft der Mitgefangnen und deren Verhältniß zu andern Bewohnern von Gr., namentlich zum schönen Geschlecht. Jenes Behagen am Ausmalen des Kleinen und Einzelnen geht hier an einigen Stellen bis an die Grenze des Erlaubten, vielleicht sogar darüber hinaus, und man möchte die betreffende Geschichte sich etwas rascher entwickeln sehen. Im Uebrigen aber ist gerade dieser Theil des Buchs am reichsten an komischen Charakteren und Situationen. Wie lebendig sind die Aufseher geschildert: der Unteroffizier Bartels mit seinem unaufhörlichen „das muß ich mellen“, und der gutherzige unbehülfliche Lewandowsky, wie erquicklich die Mischung von militärischer

Strammheit und warmer Menschlichkeit im Bilde des Generals T., wie ergötzlich die „Collegen" in der Kasematte, deren kleine Freuden und Leiden, deren Thorheiten und Leidenschaften!

Es ist viel gesagt, aber wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir den Capitän, die Hauptfigur dieser Capitel, für eine Gestalt erklären, wie sie so urkomisch seit dem Don Quixote kaum wieder dagewesen ist. In der That ein prächtiger Bursch, dieses große Kind mit seinem hochdeutschen Pathos, seinem liebebedürftigen Herzen und seinem gewaltigen Schnurrbart, der ihm „gelb und unschuldig über seine beiden Lippen hängt, wie ein neues Strohdach über die beiden halben Thüren eines Kathens, in dem Zufriedenheit und Gutmüthigkeit wohnen". Ein köstliches Kerlchen dann der kleine gelbe Kopernicus, sein siegreicher Nebenbuhler und Widerpart in der Liebesgeschichte mit Aurelia, der Proviantmeisterstochter. Und nicht weniger glänzt der Humor des Verfassers in den andern Porträts: dem langen poetischen Don Juan, der allen Schürzen der Festung nachstellt, dem runden, würdevollen, salbungsreichen und ökonomischen Erzbischof, dem unpraktischen Franzosen, der Bäckersfrau, auf die der Erzbischof ein Auge geworfen, und wie sie Alle heißen mögen. Keine Scene in den beiden Romanen, welche der Capitän aufführt, die uns nicht zu herzlichem Gelächter nöthigte. Bald ist's ein stilles Lächeln, wie bei dem großen Tag, wo der Capitän über sich und den Kopernikus Gericht halten läßt und zuletzt seiner Liebe feierlich entsagt, bald ein baucherschütterndes Lachen wie bei der Milchkur und deren Uebergang in eine Butter- und Käsewirthschaft aus Liebe.

So spinnt sich durch mancherlei anmuthige Zwischenfälle, in denen weiße Mäuse, Posaunenengel und dergleichen mehr die meist derbe bisweilen an Karrikaturmalerei streifende Komik der Scene erhöhen helfen, die Geschichte bis zu dem großen Moment fort, wo der glückliche Kopernikus seiner Aurelia auf einem Kirchgang seine Gefühle ausführlich gestehen kann. Er macht seine Erklärung „im Herzen die frische Liebe, unterm Arm einen geräucherten Schinken", mit dessen Verspeisung sich nachher der alte gute närrische Capitän seinen Liebeskummer vertreibt. Feierliche Verlobung mit Elternsegen, großes Hurrah der Freunde und schließlich fröhliche Kneiperei. Dann bald nachher Abschied von Gr. und Versetzung von da nach der mecklenburgischen Festung Dömitz, wo im Commandanten und dem Leutnant, der das R nicht mehr aussprechen kann, wieder ein paar ergötzliche Naturen der besten Art auftreten. Endlich — endlich die Freiheit!

Der Schluß ist ein melancholischer Blick des Freigegebenen in die Zukunft. So lustig er im Ganzen jetzt von seiner Haft zu berichten weiß, damals lag sie ihm „schwer wie ein Centnerstein auf dem Herzen. In diesen Jahren war nichts geschehen, mir vorwärts zu helfen in der Welt, und was sie mir möglicher Weise genutzt haben, das lag tief unten im Herzen begraben unter Hei-

und Fluch und Greuel. Ich mochte nicht daran rühren. Es war, als sollte ich Gräber aufreißen und meinen Spaß mit Todtengebeinen treiben."

Reuters gute Natur hat dies überwunden. Selbst sein Unglück ist zum Gewinn für ihn und uns geworden. Wir sehen, wenn wir sein Buch lesen, allerdings in ein Grab und eine schmachvoll gemordete Jugend darin, aber über dem Tode schwebt, die düstere Erscheinung verklärend, sie mit Blumen verhüllend, Haß und Fluch versöhnend, der ewig heitere Genius des Humors, und statt zu trauern freuen wir uns der Fügung, die den Dichter auf diesem Wege für sein Volk erzog.

Mac Clellan und die Potomac-Armee.

3. Die Schlachten vor Richmond.

Wir haben die Armee Mac Clellans am Chikahominy, fünf englische Meilen von Richmond verlassen, und zwar in ziemlich unbequemer Lage, einem täglich sich verstärkenden Feinde gegenüber und ohne Hoffnung, selbst bedeutende Verstärkung zu erhalten. Im Folgenden lassen wir unsern Verfasser die Folgen dieser Verhältnisse erzählen:

„Wenn wir nur angegriffen werden und eine Defensivschlacht liefern könnten," hörte ich mehrmals sagen, „so würde das der halbe Sieg sein." Man bekam, was man wünschte. Es war der Feind, der zuerst angriff. Am 31. Mai machte er aller Ungewißheit ein Ende, indem er sich mit seinen gesammten Streitkräften auf die Potomac-Armee stürzte. Der blutige Zusammenstoß, welcher am Abend dieses Tages und am Morgen des nächsten stattfand, hat den Namen der Schlacht bei Fairoaks erhalten.

Im Augenblick dieses Angriffs nahm die Bundesarmee eine Stellung von der Gestalt eines V ein. Die Basis des V ist die Bottom-Bridge, wo die Eisenbahn den Chikahominy überschreitet. Der linke Schenkel streckt sich nach Richmond mit der Eisenbahn und der Straße von dieser Stadt nach Williamsburg. Hier befand sich der linke Flügel, in vier Divisionen formirt, die staffelförmig hinter einander aufgestellt waren und zwischen den Stationen Fairoaks und Savage in dem Walde zu beiden Seiten der Straße

lagerten. Am rechten Schenkel des V, welcher das linke Ufer des Flusses andeutet, stand, aus fünf Divisionen und der Reserve gebildet, der rechte Flügel. Der Zwischenraum zwischen den äußersten Enden dieser beiden Flügel war, wenn man über die Bottom-Bridge ging, sehr groß; es war ein Weg von 12 bis 15 englischen Meilen. In gerader Linie dagegen war er unbedeutend, aber zwischen den beiden Schenkeln des V floß der Chikahominy. Um sie zu verbinden, hatte man drei Brücken, von denen aber an jenem Tage erst eine ganz fertig war, die sich etwa in der Mitte zwischen der Bottom-Bridge und dem am weitesten vorgeschobenen Punkt der föderalistischen Linien befand. Diese eine Brücke bewahrte jetzt die Armee der Union vor einer Niederlage, während der Umstand, daß die beiden andern noch unvollendet waren, die Conföderirten rettete.

Der Hauptangriff des Feindes richtete sich gegen den linken Flügel der Armee, der seine Vorposten bei der Station Fairoaks an der Yorkriver-Eisenbahn und an einem Punkt Namens Seven Pines an der Williamsburger Straße hatte. Hier hatten die Föderalisten auf einer Waldblöße eine Schanze errichtet und einige Verhaue angelegt, um das Lager zu verstärken. Der Rest der Gegend war ganz mit Wald bedeckt. Den Tag vorher hatte ein furchtbares Unwetter mit Strömen von Regen gewüthet, die Wege befanden sich in entsetzlichem Zustand.

Plötzlich, bei düsterem, dunstigem Wetter ließ sich, es war gegen ein Uhr Nachmittags, ein sehr lebhaftes Gewehrfeuer vernehmen. Die Pickets und Feldwachten wurden rasch eingezogen, die Gehölze, welche Fairoaks und Seven Pines umgaben, füllten sich mit Schwärmen feindlicher Plänkler. Die Truppen eilen zu den Waffen und schlagen sich mit verzweifelter Tapferkeit, aber die Streitkräfte der Gegner schwellen unaufhörlich an, ihre Verluste halten sie nicht auf, die Schanze von Seven Pines wird eingeschlossen, ihre Vertheidiger fallen heldenmüthig kämpfend. Als die Schanze genommen, zeigt sich unter den Nordländern einige Unordnung. Umsonst mühen sich die Generale Keyes und Naglee ab, ihre Soldaten zurückzuhalten, man hört nicht auf sie. In diesem Augenblick der Verwirrung bemerken sie ein schwaches französisches Bataillon, die sogenannte Lafayettegarde, die in Ordnung geblieben ist. Sie eilen zu ihm, stellen sich an seine Spitze, stürzen sich auf den Feind und erobern die Batterie zurück. Das Bataillon verliert bei diesem Angriff ein Viertel seines Bestandes, aber als echte Franzosen, immer fidel, schreien sie: „Man kann uns jetzt immerhin die Lafourchettegarde nennen!“ womit sie auf einen schlechten Witz anspielten, den man mit ihrem Namen getrieben.

Jetzt kamen die beiden Divisionen Heintzelmanns zu Hülfe. Die von Kearney erschien im rechten Moment, um den Kampf zum Stehen zu bringen. Die zu derselben gehörige Brigade Berry, aus Regimentern von Michigan und

nem irländischen Bataillon bestehend, rückte fest wie eine Mauer vor in der :rwirrten Masse, die auf dem Schlachtfelde hin und herschwankte, und sie that ırch ihr Beispiel mehr als die mächtigsten Verstärkungen. Man hatte ungefähr ne Meile Terrain, 15 Geschütze und das Lager der von General Casey com andirten Division der Vorhut verloren, aber jetzt hielt man wacker Stand. lan bildete eine Art Schlachtlinie quer durch den Wald in gerader Richtung ıf die Straße und die Eisenbahn, und hier widerstand man den wiederholten ngriffen der feindlichen Massen. Man konnte auf der Linken nicht umgangen erden, da sich hier der White Oak Swamp, ein unpassirbarer Sumpf hin :eckte, wohl aber konnte man auf der Rechten eingeschlossen werden.

In diesem Augenblick schwenkt wirklich eine starke Heersäule der Con derirten nach dieser Seite ab. Gelingt es ihr, sich zwischen die Bottom ridge und die Bundestruppen, die vor Savage-Station halten, einzuschieben, ist der ganze linke Flügel verloren. Er kann sich nicht zurückziehen und uß der Ueberzahl unterliegen. Aber genau in diesem Moment, das heißt :gen sechs Uhr Abends, betreten neue Acteurs die Bühne. General Summer, :m es mit der Division Sedgwick gelungen, den Chikahominy auf der von ım erbauten Brücke zu überschreiten, und welcher als braver Soldat dem Ruf der anonen nach quer durch den Wald marschirt ist, erscheint unerwartet auf der nken Flanke der Colonne, mit welcher der Feind sich bemüht Heintzelmann ıd Keys abzuschneiden. Er pflanzt auf einer Lichtung die mitgebrachte Bat rie auf. Es sind nicht jene gezogenen Kanonen, die man kaltblütig aus eiter Ferne auf unbedecktem Terrain abfeuert, es sind echte Schlachtgeschütze, völfpfündige Haubitzen, die entweder ein großes rundes Projectil, welches cochettirt, oder eine Büchse Kartätschen schleudern. Das einfache und rasche euer dieser Geschütze richtet in den Reihen der Gegner schreckliche Verwüstungen ı. Umsonst entsendet Johnston gegen diese Batterie seine besten Truppen, e von Südcarolina, die Legion von Hampton unter andern, umsonst eilt er lbst herbei; nichts kann die Föderalisten erschüttern, ja beim Einbruch der acht stürzen diese sich sogar, von Summer in Person angeführt, mit dem ajonnet auf den Feind, werfen ihn wüthend zurück, richten ein entsetzliches ·lutbad unter ihm an und treiben ihn bis zur Station Fairoaks fort.

Die Nacht machte dem Kampf ein Ende. Auf beiden Seiten wußte man vom usgang der Schlacht nur, was jeder mit seinen eigenen Augen gesehen. Freunde ıd Feinde, in den Wäldern verloren, die sie nicht kannten, legten sich unter :n Haufen von Todten und Verwundeten da zur Ruhe, wo die Dunkelheit : überrascht hatte. Die Ermüdung, die diesem hartnäckigen Ringen folgte, und ·enso die Finsterniß der Nacht gebot den Kämpfern einen jener stillschweigen :n Waffenstillstände, die im Kriege so häufig sind.

Offenbar hatte sich Johnston geschmeichelt, durch Hinwerfen aller seiner

Streitkräfte auf die vier Divisionen des linken Flügels der Bundestrupp diese zu vernichten, ehe Hülfe vom Gros der Armee ankäme. Aber i den Augenblick war er an dem energischen Widerstand jener vier Divisi nen und der wüthenden und unerwarteten Attake Summers gescheite Ohne Zweifel hatte er darauf gerechnet, daß der furchtbare Regen des vo hergehenden Tages den Chikahominy anschwellen und dieser die Erbauu von Brücken unmöglich machen würde. Aber der launische Fluß mach seine Berechnung zu Schanden, wie er einige Stunden später die sein Gegner zu Schanden machte. Die Wirkung des sündfluthartigen Regens vo vorherigen Tage trat erst nach vierundzwanzig Stunden ein. Machte man diesen unerwarteten Umstand auf Seiten der Föderalisten mit aller wünsche werthen Energie zu Nutze? Es ist dies eine Frage, die stets verschied beantwortet werden wird, wie manche andere in der Geschichte gro Schlachten.

Die Schlacht hatte erst 1 Uhr Nachmittags begonnen. Man konnte wisse daß der Angriff von dieser Seite keine bloße Finte war. Gab es noch ei Ungewißheit darüber, so wurde man durch den Ungestüm des Angriffs und d Berichte der Luftschiffer, welche die ganze conföderirte Armee sich nach de Kampfplatz bewegen sahen, aus derselben gerissen. Man hatte endlich Summ beordert, mit seinen beiden Divisionen den Fluß zu passiren. Man hätt so dachten damals gewisse Leute und sie denken noch heute so, man hätt recht wohl allen Divisionen des rechten Flügels dieselbe Ordre ertheile können, und sie wäre ausführbar gewesen. Stelle man sich vor, was g schehen sein würde, wenn statt 15,000 Mann 50,000 in die Flanke Johnsto geworfen worden wären. Die Brücke Summers hätte dazu nicht ausgereic Um Mitternacht mühten sich die letzten Mannschaften seines Corps noch ab. Pferde und die Artillerie über die von Baumästen erbauten Brücken, die unt jedem Tritt wichen, über schlammige Pfuhle und durch die Finsterniß der Nac welche durch die Schatten der Wipfel des Waldes noch schwärzer gemac wurde, vorwärts zu bringen. Es gab aber andere Brücken, die nahezu fert waren, und die mußte man, ohne eine Minute zu verlieren, vollenden, gle viel, welche Hindernisse der Feind dem Werke in den Weg zu legen sucht Er hatte eine Brigade an den für die Passage günstigsten Punkten aufgestel aber nur als Schreckbild, und das Resultat, das ihm gegenüber zu erreich war, war so wichtig, die Gelegenheit, ein entscheidendes Spiel zu spielen, günstig, daß nichts die Föderalisten hätte hindern sollen, jene Operation versuchen. Hier strafte sich wieder einmal jene amerikanische Langsamkeit, ebenso sehr zum Charakter der Armee als zu dem ihres Führers gehört. Er 7 Uhr Abends gelangte man zu dem Entschluß, ohne Zögern alle Brücken schlagen und das ganze Heer auf das rechte Ufer des Chikahominy geben

sen. Es war zu spät. Vier Stunden waren verloren worden und mit
ien die Gelegenheit. Während der Nacht schwoll der Fluß an, stieg plötzlich
i zwei Fuß, wuchs rasch noch mehr, riß die neuen Brücken weg, richtete Zer-
rungen an der Summerschen an und bedeckte das ganze Thal mit seinen
sgetretenen Wassern. Niemand passirte hinüber.

Beim ersten Tagesgrauen begann der Kampf auf dem linken Flügel von
:uem mit Heftigkeit. Der Feind warf sich in Masse, aber ohne Ordnung und
ethode, auf die Föderalisten, die, sich ihrer numerischen Schwäche bewußt
d ohne Hoffnung auf Unterstützung, sich auf Vertheidigung und Behauptung
es Terrains beschränkten. Man schlug sich von beiden Seiten mit wilder
iergie, ohne Lärm, ohne Geschrei. Fühlte man sich zu sehr bedrängt, so
ichte man einen Bajonnetangriff. Die Artillerie, hinter der Linie in Lich-
igen aufgestellt, feuerte über die Kämpfenden mit Granaten hinweg. Ueberall
iufen von Todten und Verwundeten. Schrecklich der Anblick der Ambulanceen,
: man in den Häusern der Nachbarschaft eingerichtet hatte. Dazwischen ein
:samer Zug amerikanischer Sitte: auf dem Schlachtfelde, mitten im Feuer des
:griffs schrien die „Newsboys“ die neuesten Nummern der Neuyorker Zeitungen
s und fanden Käufer. Gegen Mittag nahm das Feuer allmälig ab, und
Feind zog sich zurück; aber die Bundestruppen waren außer Stande, ihn
verfolgen. Man wußte damals noch nicht, welchen Verlust die Südländer
der Person ihres Führers, des Generals Johnston erlitten, der schwer ver-
ndet worden war. Seiner Abwesenheit verdankte man großentheils das
geordnete der Angriffe, welche am Morgen gegen die föderalistischen Trup-
n gerichtet wurden. Als das Feuer aufhörte, waren die Conföderirten, müde
n dem langen Kampfe und nicht mehr commandirt, wie man sagt (denn in
:sen Wäldern sah man nichts und war aufs Errathen angewiesen), in un-
flöslicher Verwirrung, und nun urtheile man, was geschehen sein würde,
:nn sich jetzt die 35,000 Mann frischer Truppen vom andern Ufer des Chi-
hominy auf die Flanke dieser ungeordneten Masse hätte werfen können.

Es war eine echt amerikanische Schlacht gewesen. Der Kampf hatte viel
lut gekostet: während die Armee des Nordens 5000 Mann verloren, hatte
e des Südens mindestens 8000 eingebüßt, aber auf beiden Seiten war das
rgebniß ein negatives. Die Conföderirten, sehr überlegen an Zahl, hatten
äftig angegriffen, ihre Gegner eine englische Meile weit zurückgetrieben, ihnen
iige Kanonen abgenommen und dann dort Halt gemacht, zufrieden, sich so das
echt erworben zu haben, den Sieg in Anspruch zu nehmen. Die Föderalisten
tten die Defensivschlacht gehabt, die sie gewünscht, hatten den Feind zurück-
worfen, einen General und eine gute Anzahl Andere zu Gefangenen gemacht;
ver, durch natürliche Hindernisse, die vielleicht nicht unübersteiglich waren,
ifgehalten, hatten sie von ihrem Erfolg keinen Nutzen gezogen. Hatten die

Conföderirten stärkere Verluste erlitten als die Bundestruppen, so war d
Stoß doch für die letztern verhängnißvoll. Sie hatten die Gelegenheit verlo
den in ihrer Lage sehr nothwendigen entscheidenden Schlag zu führen.

Nach dieser Schlacht nahm die Bundesarmee genau die Stellung ein, d
sie vor derselben inne gehabt, und blieb fast einen ganzen Monat in dersel
unbeweglich stehen. Diese Zeit wurde von ihr zu gewaltigen Arbeiten na
zwei Seiten hin benutzt. Einmal wurden die Brücken, welche die beiden Fl
gel verbinden sollten, vollendet und zwar sehr solid und in einer Ausdehn
über die ganze Thalsohle, so daß man die Ueberschwemmungen nicht mehr zu für
ten hatte. Dann beeilte man sich, den linken Flügel gegen einen erneu
Angriff des Feindes durch starke Schanzen und andere Vertheidigungswerke z
sichern.

Bei allen diesen Arbeiten entwickelten die Truppen eine bewundernswerth
Energie und Umsicht. In dieser Beziehung ist der amerikanische Soldat oh
Gleichen: abgehärtet gegen Anstrengungen, nie um Hülfsmittel verlegen, e
vortrefflicher Schanzgräber, ein ausgezeichneter Holzschläger, ein geschickt
Zimmermann und selbst ein wenig Civilingenieur. Es geschah wiederholt i
Lauf des Feldzugs, daß man eine Mehl- oder Sägemühle antraf, die durch e
hydraulisches Rad oder eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wurde, un
welche der Feind bei seinem Rückzug arbeitsunfähig gemacht hatte. Man fa
sofort, im ersten besten Regiment, welches ankam, Leute, welche im Stan
waren, sie auszubessern, wieder in Gang zu setzen und dem Nutzen der Arme
dienstbar zu machen. Vor Allem merkwürdig aber war, ein Commando So
daten sich im Walde an die Arbeit machen zu sehen, um einen Verhau zu e
richten. „Ich erinnere mich,“ sagt unser Berichterstatter, „daß einmal ein einzige
Bataillon in einem einzigen Tage vierzig Hectaren uralten Hochwalds von E
chen und anderm harten Holz umhieb.“ Und dabei wurden diese Arbeit
keineswegs in Ruhe und Bequemlichkeit ausgeführt. Vom Himmel bran
eine glühende Sonne herab, sehr häufig fiel wolkenbruchartiger Regen, und u
unaufhörlich erfolgten mehr oder minder ernste Angriffe von Seiten des Feind

Die beiderseitigen Feldwachen und Vorposten beschränkten sich in der R
gel darauf, daß sie einander beobachteten. Bisweilen kam es zwischen ihn
zu freundschaftlichen Mittheilungen, und man tauschte Kleinigkeiten, z. B. Ze
tungen mit einander aus. Ja es geschah eines Tages, daß die föderalistisch
Offiziere von ihren conföderirten Kameraden auf einen Ball nach Richmon
eingeladen wurden, wobei nur die Bedingung gestellt wurde, daß sie sich f
die Hin- und Rückfahrt die Augen verbinden ließen. Aber ein zufällig abg
feuerter Schuß reichte hin, diese guten Beziehungen plötzlich zu unterbrech
man beschoß sich eine Viertelstunde und tödtete oder verwundete gegen hund
Mann, ehe die Ruhe wiederkehrte.

Mitunter geschah es, daß in eine lagernde Gruppe plötzlich ein Hagel von Kugeln hineinprasselte, die einer der Feinde hierher dirigirte, der auf einen Baum gestiegen war und dort die Gelegenheit ausgekundschaftet hatte. Mehrmals erfolgten auch ernstere Angriffe, welche das ganze Lager allarmirten, aber von den Gegnern nur unternommen wurden, um die Bundestruppen zu ermüden und in steter Aufregung zu erhalten. Die Generale des Südens wollten ebenso wenig wie die des Nordens eine vorzeitige allgemeine Action. Jeder Tag mehrte ihre Streitkräfte und sie hatten deren noch mehr zu erwarten. Alle verfügbaren Truppen der Rebellion mußten in Kurzem bei Richmond vereinigt sein. Während dessen richteten im Bundesheere Krankheiten große Verwüstungen an. Die starke Hitze, die Ausdünstungen des Sumpfbodens erzeugten Fieber, welche fast sofort einen typhösen Charakter annahmen. Auch das Urlaubssystem, das in der Armee eingerissen war, schwächte dieselbe beträchtlich; denn mancher, den sein Oberst auf einige Tage beurlaubt, erschien gar nicht wieder. Zwar erhielt Mac Clellan jetzt einige Verstärkungen, indem ihm die Division Mac Call wieder zugeführt wurde und von Fort Monroe einige tausend Mann eintrafen, aber das war nicht genug, um die Lücken auszufüllen, die in seinen Reihen entstanden waren und die jeder Tag erweiterte.

Diese in Unthätigkeit verbrachten Tage hatten noch außerdem die Unbequemlichkeit, die feindlichen Parteigänger zu kühnen Handstreichen zu ermuthigen, von denen nur der bekannte des Obersten Lee erwähnt sein mag, der 1500 conföderirte Reiter in den Rücken der Bundesarmee nach Hannover Court House führte, und hier zwar seinen Zweck, die Yorkriver-Eisenbahn zu zerstören, nicht erreichte, aber doch eine glänzende Razzia unter den Magazinen der Armee anrichtete.

Dergleichen Ueberfälle konnten sich wiederholen; denn Mac Clellan hatte nicht genug Leute mehr, sich dagegen zu schützen. Er besaß eben nur noch zwei Drittheile der Mannschaft, mit der er ins Feld gerückt war, und hatte einen Feind vor sich, der mindestens doppelt so stark war wie er. Er dachte jetzt ernstlich an die Versetzung seiner ganzen Armee an den Jamesriver, um dort eine neue Operationsbasis zu gewinnen und hier eine große Schlacht zu liefern, die er mit Hülfe der Kanonenboote zu gewinnen hoffte. Aber es war bis dahin eine Strecke von siebzehn englischen Meilen zurückzulegen, und die Bewegung hatte ihre Gefahren, ganz abgesehen davon, daß dieser Marsch aussah, als bliese man zum Rückzug.

So wurde der Plan vertagt. Mit der Zähigkeit, welche bei dem Amerikaner neben der obenangeführten Langsamkeit hergeht und dieselbe in gewissem Grade ausgleicht, beschloß man, nicht eher zurückzuweichen, als bis man gehörig verstärkt wäre. Man wollte die angefangnen Operationen, doch traf man wenigstens die weise Vorsichtsmaßregel, die mit Munition und Proviant

beladnen Fahrzeuge nach City Point am Jamesriver zu beordern. Nachdem dies geschehen, bemühte sich General Mac Clellan eine allgemeine Action auf dem Terrain zwischen seiner Armee und Richmond herbeizuführen, welches er durch fleißiges Recognosciren gründlich kennen gelernt hatte. Seine Beobachtungen hatten ihn gelehrt, daß der Feind nicht müßig war und gerade da, wo man es am wenigsten wünschen konnte, Schanzen mit schwerem Geschütz errichtet hatte.

Trotzdem begann das Bundesheer am 24. Juni den Angriff. General Hooker erhielt den Befehl, eine Meile weit bis zu einer großen Waldblöße auf dem geraden Wege nach Richmond vorzurücken. Man dachte so, wenn der Feind Widerstand leiste, die Schlacht von Fairoaks auf demselben Terrain wieder aufzunehmen, aber jetzt, wo alle Brücken fertig waren, unter Mitwirkung des gesammten Heeres. Wurde die Herausforderung nicht angenommen, so hatte man doch einen Schritt vorwärts gethan, am nächsten Tage sollte dann ein zweiter folgen und sofort bis vor die Thore Richmonds. In Betreff des Uebrigen verließ man sich auf seinen guten Stern. Hooker griff entschlossen an und führte, von den Brigadegeneralen Grover und Sickles tapfer unterstützt, die ihm befohlene Bewegung mit einem Verlust von 4—500 Mann aus. Aber während dieses Kampfes waren wichtige Nachrichten eingetroffen. Die Deserteure, die flüchtigen Neger, der Telegraph von Washington, sonst so nüchtern, alle vereinigten sich in derselben Mittheilung. Beauregard war von Corinth eingetroffen, Jackson auf dem Wege nach Hannover-Courthouse, um sich der Yorkriver-Eisenbahn zu bemächtigen. Verstärkt durch die Division Whiting konnte sein Heer 30,000 Mann zählen. Seine Ueberzahl benutzend, bot der Feind jetzt eine Schlacht auf beiden Seiten des Chikahominy an, und zwar hatte er dabei alle Aussichten den Sieg davon zu tragen. An eine Fortsetzung der Bewegung gegen Richmond war also bei der Potomac-Armee nicht mehr zu denken.

Mac Clellans Truppen standen noch in derselben Position, wie bei der Schlacht von Fairoaks, nur jetzt durch Brücken mit einander in Verbindung gesetzt. Das Gros, acht Divisionen, die indeß sehr geschwächt waren, bildete den linken Schenkel des V*), d. h. es befand sich auf dem rechten Ufer des Chikahominy, und zwar in Verschanzungen, welche nach Richmond hinsahen und es hatte, ebenfalls in verschanzter Stellung, die Hauptmasse der Feinde vor sich. Auf dem rechten Schenkel des V, d. h. auf dem linken Ufer des Flusses stand der General Fitz-John Porter mit zwei Divisionen und der Reserve der Regulären, und gegen ihn rückten Jackson und das diesem von Richmond ent-

*) Vergleiche den zweiten Artikel in voriger Nummer.

gegengeschickte Corps des Generals Hill. Oberbefehlshaber der Conföderirten war der General Lee, da Johnston verwundet war. Mac Clellan hatte also zwei Armeen gegen sich, von denen jede für sich der seinen an Stärke gleichkam. Es sind auch unter solchen Umständen Schlachten gewonnen worden, aber man konnte in der Potomac-Armee nicht auf eine solche seltne Gunst des Glückes rechnen. Man konnte nur daran denken, sich gut aus der schwierigen Position zu ziehen, in die man versetzt war. Mit andern Worten: man mußte den Rückzug antreten. Dieser aber war keineswegs leicht. Concentrirte man sich auf dem linken Ufer des Chikahominy, so gab man das Unternehmen gegen Richmond auf und setzte sich einem verhängnißvollen Marsch auf White House und Yorktown aus, wo man die ganze Armee der Conföderirten auf den Fersen und nirgends einen Stützpunkt hatte. Ließ man dagegen alle Truppen auf das rechte Ufer gehen, so hatte man zu erwarten, daß der Feind sich sofort der Eisenbahn bemächtigte, welche die Armee ernährte, indem sie die Verbindungen mit den Depots in White House erhielt. Man mußte sich in diesem Falle neue eröffnen mit dem Jamesriver und zu diesem Zweck die ganze Armee dorthin versetzen. Das war freilich auch ein Rückzug, aber man wich dann nur wenige Meilen und konnte sich schmeicheln, in Kurzem genügend verstärkt und durch die Marine unterstützt die Offensive wieder zu ergreifen, sei es auf dem linken Ufer gegen Richmond oder auf dem rechten gegen Petersburg, dessen Einnahme die von Richmond nach sich gezogen haben würde. Diese Operation hatte ihre Schwierigkeiten, obwohl Mac Clellan verschiedene Vorbereitungen für sie getroffen hatte. Aber es galt hier kein langes Ueberlegen mehr. Der Entschluß mußte auf der Stelle gefaßt und auf der Stelle ausgeführt werden.

Von Fairoaks bis zum Jamesriver war es, wie bemerkt, nur siebzehn englische Meilen, aber man mußte die Geschütze und das Gepäck auf einer einzigen Straße dahin befördern und bot so fortwährend die Flanke einem Feinde, der sich auf verschiedenen Straßen auf sie werfen konnte. Die Raschheit, mit der sich die Bewegung vollzog, vereitelte seine Pläne. Er vermuthete wahrscheinlich, daß man sich nicht schnell entschließen, vielleicht auch, daß Mac Clellan Bedenken tragen würde, seine Verbindung mit White House aufzugeben, und er handelte darnach.

Am 26. Juni griff General Hill, nachdem er bei Meadow-Bridge den Chikahominy überschritten, die Truppen des Bundesgenerals Mac Call an, welche auf dem linken Ufer die Vorposten Porters bildeten; der Kampf, am Nachmittag eröffnet, war sehr heftig, aber Mac Call, der auf dem Beaver Dam, einer Art Hohlweg, der mit schönen blühenden Catalpas bewachsen war, eine gute Stellung inne hatte, wehrte sich mit Erfolg und nöthigte dadurch den Feind, zahlreiche Verstärkungen über den Fluß zu schicken. Gerade das aber hatte Mac Clellan gewünscht. Seine Absicht war, die Aufmerksamkeit

der Conföderirten auf diese Seite zu lenken, während die Bewegung, welche die Armee an den Jamesriver versetzen sollte, sich auf dem rechten Ufer des Chikahominy vorbereitete.

„Die Nacht wurde dazu verwendet, das Gepäck des Corps von Porter auf jenes Ufer zu schaffen und mit dem großen Convoi zu vereinigen, welcher am 27. Abends seinen Marsch beginnen sollte. Dann wurde Befehl gegeben, alle Magazine an der Eisenbahn nach White House wegzuschaffen oder zu zerstören und jenes große Depot zu räumen. General Stoneman mit einer Colonne leichter Truppen wurde angewiesen, diese Operation durch Aufhaltung der feindlichen Streifpartien zu decken und sich dann auf Yorktown zurückzuziehen. Alles dies wurde Punkt für Punkt ausgeführt.

Am 27. früh erhielt Mac Call Ordre, sich auf den gegenüber von Gaines Hill erbauten Brücken über den Chikahominy zurückzuziehen. Rasch verfolgt wie man erwarten konnte, vereinigte er sich mit andern Truppen vom Porterschen Corps, der Division Morell und den von General Sykes befehligten Regulären. Die Aufgabe Porters war, vor den Brücken Widerstand zu leisten, um der allgemeinen Bewegung, welche die Armee machte, Zeit zur Ausführung zu verschaffen. Er sollte jene nicht vor dem Abend des 27. zurückpassiren und sie dann zerstören. Der Angriff gegen diese drei Divisionen begann frühzeitig und das Corps Jacksons, von Hannover Courthouse angekommen, nahm daran Theil. Man schlug sich auf welligem, großentheils bewaldetem Terrain, und der Kampf war sehr lebhaft. Die Bundestruppen leisteten mit Erfolg Widerstand und es gab sogar einen Augenblick, wo Porter sich für den Sieger halten konnte. Dies würde ein großes Glück gewesen sein und die Lage eigenthümlich verändert haben. Auch beeilte sich Mac Clellan in diesem Moment der Hoffnung, alle nicht unumgänglich zur Bewachung der nach Richmond gekehrten föderalistischen Linien nothwendigen Truppen auf das linke Ufer zu bringen. Eine Division, die des Generals Slocum, ging vor vier Uhr über die Brücken und nahm sofort am Gefechte Theil. Eine andere, die von Richardson, traf erst mit Anbruch der Nacht an Ort und Stelle ein. In dem Augenblick, wo diese Verstärkungen sich am Kampfe betheiligten, bot derselbe ein imposantes Schauspiel dar. Wir hatten 35,000 Mann im Gefecht, zum Theil im Walde, zum Theil in offener Fläche, im Ganzen eine anderthalb englische Meilen lange Linie. Eine zahlreiche Artillerie donnerte von allen Seiten. Im Thal des Chikahominy waren Lanzenreiter mit wehenden Fähnchen als Reserve aufgestellt, und dieses so belebte Schlachtbild hatte zum Rahmen eine malerische Landschaft erhellt von den letzten Strahlen der Sonne, die hinter einem blutrothen Horizont versank."

Plötzlich wurde das Gewehrfeuer heftiger. Man ließ die bis dahin in Terrainsenkungen gelagerten Reserven vorrücken, regte sie durch Hurrahs auf und

führte sie in den Wald. Der Feind bedrohte vorzüglich den linken Flügel, und hier hatte man keine Reserven mehr zur Hand. Es war sechs Uhr Abends, und hielt sich die Bundesarmee hier noch eine Stunde, so war die Schlacht gewonnen; denn auf allen übrigen Punkten waren die Gegner zurückgeworfen. Aber es sollte nicht sein. Umsonst kam General Porter in Ermangelureifeln. Infanterie dem bedrängten Flügel mit drei Batterien Artillerie zu Hülfe. Die Leute waren erschöpft, die Reserven der Conföderirten erschienen und stürzten sich auf sie, der linke Flügel schwankt, löst sich auf und theilt endlich seine Unordnung dem Centrum mit.

„Es ist kein panischer Schrecken, man läuft nicht mit der Verstörung der Furcht davon, sondern taub gegen Zureden gehen die Mannschaften wohlbedächtig, die Flinte auf der Schulter, ihrer Wege wie Leute, die an der Geschichte genug haben und nicht mehr an den Erfolg glauben. Umsonst werfen sich ihnen die Generale, die Offiziere des Generalstabes, der Graf von Paris, der Herzog von Chartres mit dem Säbel in der Faust entgegen, um sie aufzuhalten. Die Schlacht bei Gaines Hill ist verloren, es handelt sich nur noch darum ein Unglück zu verhüten. Der Feind rückt immer weiter vor, durchaus in Ordnung, seine Infanterie deployirt regimenterweise in Staffeln und bedrängt die wirre Masse der Bundestruppen immer mehr. Das Gewehr- und Geschützfeuer ist so heftig, daß der Hagel von Geschossen, der den Boden trifft, eine stete Staubwolke aufwirbelt.

Man befahl der Cavallerie anzugreifen. Ich befand mich zufällig bei ihr, als dies geschah, und sah sie mit dem Schwung entschlossener Leute die Säbel ziehen. Als sie sich in Marsch setzte, fragte ich einen jungen Offizier nach dem Namen seines Regimentes. „Es ist das fünfte Regiment", antwortete er, seinen Pallasch mit dem ganzen Stolz seines Corps schwingend. Der arme Junge! Von dem Angriff kamen nur zwei Offiziere zurück, er war nicht dabei. Jener Angriff konnte bei den dichten Bataillonen der feindlichen Infanterie nicht gelingen, und die Trümmer der Regimenter vermehrten nur, durch die Staubwolken zwischen die Geschütze und das fliehende Fußvolk sprengend, die herrschende Verwirrung. Die Pferde der Artillerie sind getödtet, die Geschütze werden von der Mannschaft mit verzweifelter Hartnäckigkeit fortbedient, sie fallen einer nach dem andern. Zwei feuern noch fort, als der Feind schon fast vor ihrer Mündung steht. Dann erlaubt mir die einbrechende Finsterniß nichts mehr zu sehen.

Alle diese Geschütze gingen verloren, nachdem General Butterfield vergebens übermenschliche Anstrengungen gemacht sie zu retten. Man hatte eine englische Meile Terrain weichen müssen, als man die frischen Brigaden Meaghers und Frenchs traf, die in guter Ordnung waren. Sie stießen kräftige Hurrahs aus, und einige neu aufgestellte Batterien eröffneten ihr Feuer auf den Feind, der vor diesem energischen Widerstand Halt machte."

Während der letzten Schüsse dieses Treffens vernahm man lebhaftes Gewehrfeuer bei Fairoaks auf der andern Seite des Flusses. Die Conföderirten griffen die Schanzen der Bundesarmee an, doch war dies nur eine Demonstration, die kräftig zurückgewiesen wurde. Es war ein heißer Tag gewesen: 35,000 Föderalisten hatten 60,000 Conföderirte nicht schlagen können, aber sie hatten sie aufgehalten. In der Nacht ging die Bundesarmee in größter Ordnung über die Brücken des Chikahominy, die sie hinter sich zerstörte. Sie ließ auf dem Wahlplatz eine Menge Todte und Schwerverwundete, ein Dutzend Kanonen und etliche Gefangne zurück, unter letztern den General Reynolds. Das Corps von Keyes, welches die Vorhut gebildet, richtete seinen Marsch ebenfalls nach dem Jamesriver und besetzte die Pässe über den White Oak Swamp, einen großen Sumpf, welcher sich quer über den Weg der Armee und ihrer Verfolger streckte.

Da nur ein Weg vorhanden war, so war es sehr schwierig, den großen Convoi von 5000 Wagen, den Belagerungspark, die Heerde von 2500 Schlachtochsen und andere derartige Gegenstände rasch fortzubringen. Doch lag zwischen dem Heer Mac Clellans und den Conföderirten jetzt der Chikahominy, die Brücken über denselben waren zerstört, und die Verfolger mußten entweder neue bauen, oder einen weiten Umweg über Mechanics Bridge machen. So kam es, daß die Colonnen des Südens erst am 29. vor der Nachhut der Bundestruppen erschienen. Sie eröffneten sofort den Kampf bei Savage Station an der Yorkriver-Eisenbahn, wurden aber kräftig empfangen und nachdem sie zurückgeworfen, setzte man in der Nacht die Bewegung fort. Die letzte Nachricht des nun die Arbeit einstellenden Telegraphen war, daß die Conföderirten sich in den Besitz von White House gesetzt, nachdem die Bundestruppen dasselbe geräumt und Alles, was von dem Material nicht fortzubringen, bis auf drei Belagerungsgeschütze, zerstört hatten. Der ganze übrige Belagerungspark kam wohlbehalten am Jamesriver an. Das einzige Unglück war, daß man sowohl bei Gaines Hill als bei Savage Station und weiterhin auf der Rückzugslinie eine Anzahl Schwerverwundete zurücklassen mußte.

Der Rückzug hatte seine großen Beschwerden. Die Hitze war erdrückend, der Sumpf eine sehr fühlbare Unbequemlichkeit. Aber nichts vermochte die Heiterkeit Mac Clellans zu stören. Am 29. hielt er an, um sich in einem Landhaus ein wenig auszuruhen, und als er hier unter der Veranda saß, kam die Besitzerin und beklagte sich, daß die Soldaten ihre Kirschen äßen. Lächelnd erhob er sich und ging selbst, um dieser Plünderung zu steuern, aber die Haubitzen des Feindes konnte er nicht hindern, bald nachher das Haus seiner hübschen Wirthin in Brand zu schießen. Am 30. hatte der General die Genugthuung, sämmtliche Truppen, das ganze Material und das gesammte Gepäck über den Sumpf geschafft zu sehen. Den Abend vorher waren die Corps von

Keyes und Porter am Jamesriver eingetroffen und hatten sich mit den Kanonenbooten in Verbindung gesetzt. Der Convoi war dieser Bewegung auf verschiedenen Wegen gefolgt, welche Neger, die man als Wegweiser mitgenommen, gezeigt hatten. Das Schwerste war vollbracht. Aber man durfte nicht zweifeln, daß der Feind von Neuem versuchen würde, den Rückzug der Armee zu stören. Auch der Obergeneral nahm zu rechter Zeit seine Maßregeln. Er ließ Summer und Franklin zurück, um die Uebergänge über den White Oak Swamp zu vertheidigen und stellte Heintzelmann mit den Divisionen Hooker, Kearney, Sedgwick und Mac Call quer über den Punkt, wo die verschiedenen von Richmond kommenden Straßen zusammentreffen. Unter dem Schutz dieser Truppen erreichte der Convoi den Jamesriver gerade in dem Augenblick, wo die mit Munition und Proviant beladenen Transportschiffe sammt den Hospitalschiffen, die zehn Tage vorher dahin abgeschickt worden, von Fort Monroe eintrafen.

„Während dieser Zeit waren Franklin und Summer am White Oak Swamp lebhaft angegriffen worden, und etwas später erfolgte auch auf Heintzelmann bei Croß Roads ein Angriff. Jene zogen sich Schritt für Schritt zurück. Dieser kämpfte mit seinen verschiedenen Divisionen mit wechselndem Glück. Die Division Mac Call hatte stark zu leiden und verlor ihren Chef, der in Gefangenschaft gerieth. Aber Hooker und Kearney kamen zu Hülfe, warfen den Feind zurück und brachten ihm schwere Verluste bei. Endlich scheiterte eine letzte gegen Porter gerichtete Attacke vollständig an dem combinirten Feuer der Feldartillerie und der Schiffe.

Die von Porter eingenommene Stellung an einem Punkte, der von den Einen Malvern Hill, von den Andern Turkey Bend genannt wird, war vortrefflich. Es war eine offne Hochfläche, welche sich in sanftem Abfall nach den Straßen senkte, auf welchen der Feind hervorbrechen mußte. Der linke Flügel lehnte sich an den Fluß, auf dem sich der Monitor, die Helena und die Kanonenboote befanden. Die Bundestruppen hatten also von dieser Seite nichts zu fürchten und somit auch nur eine ihrer Flanken zu sichern, die leicht durch Schanzen und Verhaue zu decken war. Am 30. Abends standen alle Divisionen in dieser starken Stellung, das ganze Gepäck und der Belagerungspark waren hier in Sicherheit gebracht. Die Armee endlich befand sich in Verbindung mit den Transportschiffen und den Mitteln der Verproviantirung. Die große und kühne Bewegung, durch welche sie einer schweren Gefahr entgangen war und eine unhaltbare Operationsbasis mit einer sicheren vertauscht hatte, war gelungen. Aber die Truppen waren durch diesen fünftägigen Rückzug, auf dem sie unablässig marschirt und gekämpft hatten, erschöpft. Dazu kam eine grausame Hitze, von der viele wie vom Blitz getroffen zusammenstürzten, andere die Reihen verließen, um sich der Masse der Kranken und Verwundeten anzuschließen, welche dem Heer so gut es gehen wollte folgten. Ohne Zweifel gab es wäh-

rend dieses schwierigen Rückzugs Augenblicke der Unordnung, aber welche Armee wäre unter ähnlichen Umständen der Gefahr vollständig entkommen, und auf alle Fälle bleibt die Thatsache bestehen, daß die Potomac-Armee, in einem Lande, welches nur Hemmnisse für sie bot, und von Streitkräften doppelt so stark als sie selbst angegriffen, glücklich eine Position gewonnen hatte, in der sie außer Gefahr und nach Eintreffen hinreichender Verstärkungen im Stande war, die Offensive wieder zu ergreifen."

Als die Bundestruppen sich sämmtlich auf den Abhängen von Malvern Hill aufgestellt, versuchten die Conföderirten, die sich inzwischen ebenfalls hier concentrirt, einen letzten Angriff. Mac Clellan traf in der Nacht vom 30. Juni auf den 1. Juli die nöthigen Maßregeln, sie wohl zu empfangen. Er stellte die gesammte Artillerie, wenigstens 300 Geschütze, auf diesen Höhen in der Weise auf, daß sie das Feuer der Infanterie über den Abhang hin, welchen die Angreifer ungedeckt zu ersteigen hatten, nicht genirte. Mit dem Feuer dieser Artillerie verbanden sich die hundertpfündigen Bomben der Kanonenboote, welche wie Tags vorher beauftragt waren, die Flanke der Stellung zu decken. Es war Thorheit, sich auf solche Hindernisse zu stürzen. Dennoch versuchten es die Conföderirten. Wiederholt wagten sie den Sturm auf Malvern Hill, aber ohne jemals auch nur einen Augenblick Aussicht auf Erfolg zu haben. Der Tag war für sie nichts als eine nutzlose Schlächterei. Ihre Verluste waren sehr beträchtlich, die der Föderalisten unbedeutend. Dieser Erfolg hatte zwei Ursachen: zunächst die glückliche Voraussicht des Generals, der trotz aller Hindernisse, welche die Natur des Bodens der Fortschaffung seiner zahlreichen Artillerie entgegenstellte, nichts unterließ, sie mit sich fortzubringen, und dann die Festigkeit der Truppen, die er befehligte. Man macht keinen Feldzug wie den, welchen sie durchgemacht hatten, man geht nicht durch Prüfungen, wie die, durch welche sie gegangen waren, ohne mehr oder minder kriegsgewohnt daraus hervorzugehen. Wäre ihre anfängliche Organisation besser gewesen, so würden die, welche diesen rauhen Feldzug überlebten — ich scheue mich nicht es auszusprechen — sich getrost den ersten Soldaten der Welt haben an die Seite stellen können.

Am Abend dieses letzten Kampfes zog sich der Feind erschöpft zurück, um nicht wieder zu erscheinen, und die Potomac-Armee nahm, um sich auszuruhen, Stellung bei Harrisons Bar, einem Orte, der von ihren Ingenieuren und der Marine gewählt worden, weil er die Vertheidigung und Verproviantirung erleichterte. Der Feldzug gegen Richmond war beendigt, ohne Erfolg zwar, aber nicht ohne Ehre. Die Ehre war gerettet, aber die, welche auf den Erfolg gerechnet und von ihm eine rasche Wiederherstellung der großen amerikanischen Union erwartet hatten, sahen ihre Hoffnungen leider getäuscht.

Die Zustände in Preußen.

In dem Kampf der Gegensätze, welcher seit dem Schluß der Sommer
ſion durch Demonſtrationen fortgeführt wurde, iſt eine Pauſe eingetreten.
ie Abgeordneten der Majorität ſind in ihrer Heimath von den Wählern
:udig begrüßt worden, haben ihren Bericht abgeſtattet und bereiten ſich durch
ɔrreſpondenz und ſtille Berathungen auf den Streit des nächſten Jahres vor. Die
eputationen, welche durch die Junkerpartei an das Hoflager des Königs be-
rdert wurden, hängen langſam ihre Feſtröcke an den Nagel und ſuchen ſich
ʒt gegen die Angriffe zu wehren, mit denen ihre Nachbarn nicht ſparſam ſind.

Aber die letzten Wochen ſeit Entlaſſung des Abgeordnetenhauſes ſind
deutſam für die nächſte Zukunft Preußens geworden. Eine conſervative Mi-
ɔrität hat ſich feſt organiſirt und gerüſtet, das gegenwärtige Miniſterium zu
halten, an ihrer Spitze die Hofpartei, die große Mehrzahl der höheren
ffiziere, eine Anzahl Beamter und die Stimmführer des Landadels. Kleiſt-
tzow iſt jetzt einer von den ſtillen Rathgebern der Krone Preußens gewor-
n. Und das Königthum in Preußen hat ſich aller Vortheile, welche das Ver-
ſſungsleben der Krone darbietet, ſelbſtwillig begeben. König Wilhelm hat ſei-
n perſönlichen Willen in der entſchiedenſten und ungewöhnlichſten Weiſe
gen die Majorität ſeiner Volksvertreter geltend gemacht, er ſelbſt hat ſein
olk aufgefordert, zwiſchen königlichem und parlamentariſchem Regiment zu
ählen. Und er hat dadurch dem politiſchen Kampf eine neue Grundlage und
ue Zielpunkte gegeben.

Es handelt ſich in Preußen jetzt durchaus nicht mehr um die Militär-
ganiſation und zweijährige Dienſtzeit, ſondern darum, ob das Regiment
.ch dem zufälligen Willen der Majeſtät und nach den Einwirkungen der königlichen
ngebung, oder ob daſſelbe in geſetzlichen Formen durch die Uebereinſtimmung
r Volksmajorität mit den höchſten Beamten der Krone geleitet werden ſoll.

Die Bemühungen des Königs, durch perſönliche Einwirkung auf Einzelne
: Herzen ſeines Volkes für einen Lieblingsplan zu gewinnen, werden ſich als
rgeblich erweiſen. Der Preuße weiß recht wohl, daß ſein König bei
:ſem gewagten Verſuche nicht ſeinen eigenen Vortheil, ſondern den des Staa-
; vor Augen hatte; es iſt dem Preußen gar nicht gleichgültig, wenn man in
nz Europa die Parteinahme ſeines Königs für Unpopuläres mit dem egoiſti-
jen Widerſtand des Kurfürſten von Heſſen gegen die Verfaſſung auf gleiche
nie ſtellt; ja der Preuße gibt zu, daß ſein König Beharrlichkeit und feſten

Entschluß bewährt hat, um — nach bester Einsicht — eine Verstärkung der preußischen Macht durchzusetzen. Aber ebenso unumstößlich ist im preußischen Volk die Ueberzeugung, daß solches Geltendmachen einer persönlichen Ansicht dem König selbst und dem Staate neue und unübersehbare Gefahren bereitet habe. Der Beherrscher eines Staates, in welchem eine Volksvertretung bei Regelung des Staatshaushaltes und bei jedem Act der Gesetzgebung das Recht zu bewilligen und zu verweigern hat, kann die königliche Würde schon deshalb nicht als ein Agitationsmittel gegen die Majorität seiner Volksvertreter in den Kampf werfen, weil er bei solchem Agitiren allein, ohne Hülfe einer Partei gar nichts durchzusetzen vermag. Denn er hat mit organisirten Parteien zu rechnen. Vielleicht wider seinen Willen wird im Kampf gegen eine Richtung die andere sein Helfer. Unwiderstehlich machen sich Grundsätze und Zielpunkte solcher Bundesgenossen in seiner Umgebung geltend, sie verrücken ihm selbst die Stellung, und verändern, ohne daß er sich dessen bewußt wird, seine Regierungsprincipien, und, was weit wichtiger ist, ihre praktische Anwendung. König Wilhelm gewann seine Popularität, weil sein Volk die Hoffnung hatte durch ihn von der Herrschaft einer vorurtheilsvollen, tief verhaßten Hofcoterie erlöst zu werden. Er ist wenige Jahre nach dem Antritt seiner Regierung in die Lage versetzt, fast nur in den Kreisen des Junkerthums und unter den Schwachen, welche von diesem abhängig sind, Freunde und Anhänger seines Lieblingsplans zu finden; und die ganze unermeßliche Unpopularität dieser Partei, aller Widerwille, Haß und Verachtung, welchen dieselbe während einer früheren Regierung gegen sich aufgeregt hat, legt sich jetzt erkältend und trennend zwischen den König und sein Volk. Hätte vor Jahren Jemand dem Prinzen von Preußen, als derselbe zu Coblenz mit dem damaligen Oberpräsidenten der Rheinprovinz unter einem Dach wohnte, gesagt, daß er einst denselben Mann und seine Partei als die einzigen Helfer und Beförderer seiner Regierungsmaßregeln würde ertragen müssen, der Prinz hätte unwillig solche Ansicht abgewiesen. Und jetzt!

Für einen treuen Anhänger des erlauchten Hauses der Hohenzollern, für jeden, welcher ihre Erhebung aus der unsicheren Stellung ersehnt, welche die letzten hülflosen Regierungen über den Staat gebracht haben, ist in dem gegenwärtigen Streit zwischen Krone und Majorität des Volkes, die Wahl der Partei zweifellos.

Denn die Frage, ob königlich, ob parlamentarisch, enthält in der gegenwärtigen Situation Preußens doch nur folgende Alternative: Soll die Krone Preußens mit Umgehung der gesetzlichen Factoren einen persönlichen Willen gegen die Majorität des Volkes durchsetzen, oder soll sie die Pflicht erkennen, ihren Willen nur so weit in That umzusetzen, als durch gesetzliche Transactionen mit den Vertretern des Volkes möglich wird?

Die rechtliche Entscheidung der Frage ist unzweifelhaft. Preußens Verfssung bietet der Krone einen offenen, gesetzlichen Weg, feste persönliche Ueberugungen der regierenden Gewalt gegenüber einer Oppositionsmajorität gelnd zu machen. Und dieser Weg heißt Auflösung der Kammern, Neuwahl des ›geordnetenhauses. Haben die Berather der Krone die Ueberzeugung, daß ie Neuwahl keine günstigen Resultate geben werde, so wird es unräthlich, ı unzweifelhaftes Recht auszuüben, und der Krone bleibt übrig, die Wege s Auge zu fassen, auf welchen eine aufrichtige Verständigung mit der Vertung des Volkes möglich wird. Das heißt: sie muß einmal einen persönlichen unsch opfern, um ein höheres Gut zu bewahren, den Frieden und das herzie Einverständniß mit ihrem Volk.

Für den Gebieter Preußens aber, wie für den praktischen Staatsmann, diese Frage nicht nur eine Frage des theoretischen Rechts, sondern ebenso r der Zweckmäßigkeit und des Vortheils. Und auch von diesem Standpunkt ıt die gegenwärtige Regierung im Unrecht, und die Ereignisse des letzten mmers haben ihr dies zur Genüge bewiesen. Preußen war fast plötzlich ein flußreicher und gefürchteter Staat geworden, als unter der Regentschaft König lhelms das gute Einvernehmen zwischen Fürsten und Volk in Deutschland › Europa auffällig wurde. Fast zwei Jahre lang schien es, als sollte eußen seine Stellung unter den Großmächten, welche Friedrich Wilhelm der itte an Kaiser Nikolaus und den Fürsten Metternich abgetreten hatte, wieder nehmen. Das ängstliche Mißtrauen der Würzburger, die schlecht verhehlte ndseligkeit Oestreichs, die Sorge Dänemarks, die Bewerbungen des Ausdes um Preußens Freundschaft folgten mit einer gewissen Naturnothwendig- den ersten Aeußerungen der neuen Kraft. Die deutschen Regierungen verrten in unkräftiger Defensive, schon die Ansicht, daß Preußen etwas untermen könnte, lähmte die Cabinete, begann das Volk zu erheben. Noch der ıdelsvertrag mit Frankreich konnte unter der widerwilligen Connivenz der tschen Regierungen geschlossen werden. Wie hat sich das verändert! Preußen auf eine ruhmlose Vertheidigung zurückgeworfen, Oestreich und die Würzger sind zum Angriff übergegangen, der Handelsvertrag und der Bestand Zollvereins sind in ernste Frage gestellt, die Stimme Preußens gilt im he Europas gerade so viel als die eines deutschen Kleinstaates, die Sym›ien der Deutschen und des gebildeten Europas sind der Regierung volldig verloren, der Staat ist in eine Nichtachtung gesunken, wie sie während Krankheit Friedrich Wilhelm des Vierten nicht größer war.

Und was trägt die Schuld? Man sage nur nicht, die Kurzsichtigkeit der ːsvertreter, und man sage nicht, das Auftauchen der alten feindseligen Deratie! Wenn ein Privatmann sich mit solchen Phrasen täuschen will, so er es nur auf die Gefahr hin, sich selbst das Urtheil zu verwirren, wenn

eine Regierung sich damit täuscht, so thut sie es zu ihrem eigenen Bed
und zum Nachtheil ihres Staates. Aber diese Volksvertreter wollen den St
wehrlos machen! Nun, die neue Organisation besteht ja factisch, und wa
Volksvertretung gefordert hat, ist gar nicht Vernichtung, sondern ges
Regelung derselben.

Preußen ist unzweifelhaft sehr wehrhaft und waffentüchtig. Außer den a
Regimentern exercirt eine beträchtliche Zahl neuorganisirter, das stehende
ist ja beinahe verdoppelt, man weiß im Ausland recht gut, daß alle diese
gimenter im Fall eines Krieges marschiren werden, wenn auch die Volksver
bei Bewilligung des Friedensetats Schwierigkeiten machen. Und diese
mehrung des Heeres hat auf die Ansicht, welche die Regierungen von der
Preußens haben, ersichtlich keinen Einfluß ausgeübt. Es ist also doch
nicht eine militärische Schwäche des preußischen Staates, welche die ge
wärtige Nichtachtung veranlaßt. Und militärische Schwäche wäre auch
der Grund solcher Nichtachtung, wenn kein einziges neues Bataillon i
Montirungskammer eingerichtet hätte. Denn die alte Landwehr, wie
vollkommen ihre Organisation sein mochte, galt in ganz Europa für ein
thümliches Institut, für welches die Preußen große Opfer zu bringen ge
waren. Jetzt hat das Ausland vor den neuen Regimentern auch nicht
einen Gran mehr Respect, als früher vor der Landwehrverfassung.

Ja gerade die neue Einrichtung, welcher der König sein herzliches Ein
ständniß mit dem Volke, den besten Theil seiner Popularität geopfert hat, m
leider dazu beitragen, das Ansehn des Staates zu verringern. Und der Gr
der Verringerung des Ansehens ist, daß bei dieser Organisationsfrage ein g
Ungeschick der Regierung in Behandlung des eigenen Volkes, Nichtachtung
Wünsche und Bedürfnisse, veraltete und gefährliche Sympathien für die
vilegirten Classen, zu Tage gekommen sind. Ganz Europa weiß nach
handlung dieser Frage, daß es von der gegenwärtigen Regierung wen
fürchten und wenig zu hoffen hat. Eine Regierung, welche in Un
mit ihrem Volke lebt, die Krone, welche gegen die Majorität der
vertreter ein unpopuläres Ministerium aufrecht erhält, sind schwach un
los, und wenn eine Million Soldaten für sie exerciren und in
Cadettenhäusern armer Adel in Bescheidenheit, Loyalität und Christenthum
richtet wird.

Die Deutschen sind ein gutes Volk, leicht zu regieren, leicht für die
ihres Staates zu begeistern, und in solcher Begeisterung der größten
fähig, aber wer mit ihnen auskommen will, muß verstehn, sie zu erw
Er muß die neuen Wünsche und Forderungen, welche jede Zeit heraustre
seinen eigenen machen, und was darin für das Gemeinwohl nachtheilig
könnte, dadurch abschneiden, daß er sich selbst an die Spitze solcher Bewegun

mit der Kraft sie zu leiten. Wer solche reformatorische Thätigkeit nicht mit seiner Natur vereinigen kann, und es ist nicht seine Schuld, wenn ihm das unmöglich wird, der vermag durch unbefangene Schätzung der Persönlichkeiten, welche in seinem Volke Geltung gewinnen, sich leicht die Männer zu gesellen, welche im Verein mit ihm das schaffen helfen, was sein Volk erhebt, das Gefühl des Fortschritts und junger Kraft in ihm wach erhält. Wer den Deutschen nicht selbst und nicht durch seine Minister solche Wärme mitzutheilen weiß, der wird gerade dies gemüthvolle Volk herabdrücken zu kleinlichem Hader und hartnäckigem Trotz, er wird Widerstand und Feindseligkeiten auch da finden, wo er, sich selbst opfernd, mit dem besten Willen zu arbeiten und zu schaffen versucht.

Aber wie im Ausland, ist auch in Preußen die Empfindung weit verbreitet, daß bei der Militärfrage, welche wie zufällig zwischen Krone und Volk geworfen wurde, so viele Schäden des Staates zu Tage gekommen seien, daß zum Heil des Regentenhauses wie des Landes eine gründliche Besserung Noth thue. Diese Besserung ist nur von einem populären Ministerium zu hoffen, welches im Einklang mit der Majorität der Volksvertretung regiert, und den Widerstand eines reactionären Herrenhauses zu überwinden versteht. Unzweifelhaft hat die Krone das Recht, ihre höchsten Beamten zu wählen, unzweifelhaft hat die Volksvertretung das Recht, innerhalb der Beschränkung, welche die Verfassung auflegt, Staatsausgaben zu genehmigen und zu verweigern. Und die Volksvertretung wird, so lange die Regierung nicht die Selbstüberwindung gewinnt, Minister zu wählen, welche das Vertrauen der Majorität genießen, von ihrem Rechte entschiedenen und rücksichtslosen Gebrauch machen. Und sie wird durch den entschiedenen und rücksichtslosen Gebrauch ihres gesetzlichen Rechtes das höchste Interesse des Staates vertreten, und nicht weniger das höchste und theuerste Interesse des erlauchten Hauses der Hohenzollern. Denn der Preuße wünscht sich sein geliebtes Fürstengeschlecht zu erhalten, und er will nicht, daß es durch falsche Schritte und Verfassungsdeutungen in eine Lage komme, wie andere alte Fürstenhäuser des Continents, welche nicht verstehen wollten, welch dauerhafter Segen in ein ehrliches Rechtsverhältniß zwischen Fürsten und Volk für die Fürsten ist.

Es ist ein hoffnungsloses Unternehmen, welches Herr v. Bismark auf sich geladen hat, eine Versöhnung des Gegensatzes, und wenn dies nicht glückt eine Beseitigung desselben herbeizuführen. Und der Weg, den er beschreitet, wird ebenso lehrreich für die Fürsten und ihre Minister als peinlich für ihn selbst werden. Ohne Zweifel wird er, wenn irgend möglich, die Krone zu einigen Concessionen an die öffentliche Meinung zu bewegen suchen. Aber selbst wenn ihm im letzten Augenblicke gelingt, was noch nicht fest steht, eine widerwillige Genehmigung der zweijährigen Dienstzeit bei der nächsten Session ein-

zubringen, wird er nicht einmal die Militärfrage, noch weniger den tiefen Conflict zwischen Regierung und Volksvertretung versöhnen. — Allerdings, er ist klüger als seine Vorgänger, er hat in Frankfurt und Paris nicht wenig gelernt. Er wird vorläufig versuchen, die öffentliche Meinung ein wenig zu redigiren, durch Beeinflussung der Presse, durch die Urbanität gegen Oppositionsmitglieder, welche dem Minister eines großen Staates so wohl ansteht, und durch ähnliche Hülfsmittel einer chevaleresken Natur. Aber er wird sehr bald erkennen, daß in der gegenwärtigen Lage des Staats diese Mittel ihre helfende Kraft verloren haben. Gegen die geschlossene Masse einer festen, zähen, erbitterten Opposition, welche ihrer eigenen Größe und Kraft sich noch kaum ganz bewußt ist, wird der heitere Schimmer eines weltmännischen Liberalismus, der ihn vor den übrigen Mitgliedern des Ministeriums auszeichnet, wirkungslos glänzen. Ob er eine Ahnung von der souveränen Stimmung hat, mit welcher die Führer der Opposition in Preußen, mit welcher das gesammte Ausland seine leichtherzige Betriebsamkeit betrachtet? Jedermann ist überzeugt, daß er sehr ungern sich zu einem Staatsstreich, und zu dem, was damit zusammenhängt, entschließen wird. Ein geschworener Eid ist immerhin keine kleine Sache, und seine Verletzung mag in irgend einer Zukunft folgenschwer werden. Aber alte Gegner trauen ihm zu, daß ihm dieser Schritt bei Allem, was er Hartnäckigkeit und Unverstand der Volksvertretung nennen mag, zuletzt unerläßlich scheinen wird und daß er das Staatsschiff mit der Leichtigkeit, welche ihn auszeichnet, in die Brandung führen wird. Seit Monaten predigt die Junkerpartei in ihren Blättern unermüdlich, daß eine Aenderung der Verfassung Noth thue, warum sollte er sich nicht zuletzt erinnern, daß er ja doch der Partei angehört, und daß die kleinen Angriffe, welche jetzt extreme Blätter dieser Richtung auf ihn zu machen veranlaßt waren, nicht mehr zeitgemäß sind? Er wird auf das Aussehen eines unbefangenen Beobachters der politischen Zustände verzichten müssen und sich dem ruhigen, gleichmäßigen, durch geistreiche Ideen nicht übermäßig beschwerten Gange einer massiven Reaction einfügen.

Tendenz und Zielpunkte dieser Reaction, welche nicht durch eine einzelne große Persönlichkeit getragen, sondern durch Stimmung und Wünsche sehr verschiedener einflußreicher Individuen geleitet wird, sind jetzt deutlich zu erkennen. Die Presse durch Gewaltmaßregeln abhalten, daß sie nicht die Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Ministerium vermehre, die liberalen Beamten durch Versetzungen und Amtsentlassungen einschüchtern, damit sie sich von dem Verfassungsleben des Volkes entfernt halten, das Haus der Abgeordneten von den besonnenen Mitgliedern, welche im Staatsdienst stehn, säubern, damit die schlechte Gesinnung desselben durch radicale Wahlen um so auffälliger werde und der Regierung ein Recht gebe, dem Volke gegenüber die Unbrauchbarkeit des Abgeordnetenhauses hervor zu heben; in alle einflußreichen

Polizei- und Verwaltungsstellen mit höchster Consequenz eifrige Diener des neuen Systems einsetzen, damit die Ueberwachung des Volkes zuverlässiger und energischer werde, durch solche Mittel den Moment vorbereiten, wo die gegenwärtige Verfassung sich als durchaus unverträglich mit dem Wohl des Staates erweise — so etwa ist der Plan, welcher mit seinen Hintergedanken mehr oder weniger deutlich durchgedacht wurde, für dessen Verwirklichung man bereits kräftige Anläufe genommen hat.

Es ist wahr, der Plan und sein Ziel ist im Ganzen von beschränkten Menschen ausgedacht, und Herr v. Bismark ist weit davon entfernt, eine solche systematische menschenfeindliche Reaction zu wünschen, — wenn sie irgend vermieden werden kann. Sie wird für ihn nicht gar zu vermeiden sein. Er hat auch unter den Altliberalen einzelne Freunde, welche ihm Besseres zutrauen: Daß ihm bei seinen alten Parteigenossen unheimlich werde, daß er unter allen Umständen eine große demonstrative Vernichtung der Verfassung vermeiden werde. Solcher Unthat widerstehe ja auch das wiederholt gegebene Wort des Königs. Man wird die Verfassung nur interpretiren, wie man bereits gethan hat. Man wird versuchen müssen, ohne Budget fortzuregieren. Was das Herrenhaus einmal gethan hat, kann es ja wieder thun. Zuletzt geht darüber Zeit hin und irgend eine äußere Verwickelung bringt Gelegenheit zu der großen Action, von welcher schon seit Jahren die Rede ist, welche Preußens Stellung gänzlich umwirft, die Gegner der Regierung zum Schweigen bringt und wieder eine neue Zeit über Preußen heraufführt.

Wir fürchten, die Aerzte des Staats werden vergebens auf ein äußeres Ereigniß warten, welches wohlthätig den kranken Körper des Staates mit neuer Lebenskraft erfüllt. Es ist eine trostlose und sehr gefährliche Ansicht, vom Auslande eine Heilung innerer Schäden zu erwarten, welche die Regierung in friedlicher Zeit zu heilen nicht im Stande ist. Es ist vergebliche Hoffnung, eine neue Kraftentwickelung, Wärme, Hingabe, Begeisterung von einem Volke zu erhoffen, welches so lebhaft fühlt, daß die Erkrankung eines kräftigen Staates nicht besser gehoben werden kann, als durch Entfernung des gegenwärtigen Ministeriums. Es ist endlich eine sanguinische Annahme, daß die Mächte Europas dem gegenwärtigen Preußen irgend einen selbständigen Antheil an der Regelung irgend welcher europäischen Verhältnisse gestatten werden. Nur falsche Schritte, welche den Staat in neue Gefahren stürzen, werden mit Schadenfreude zugelassen werden. Und nach welcher Richtung will das Ministerium in Deutschland und Europa Thatkraft erweisen? In Hessen? gegen Dänemark? Denn höher hinauf denkt wohl Herr v. Bismark selbst nicht. Nun, wenn ihm gelänge, alles Widerstrebende zu überwinden und einige Armeecorps in Bewegung zu setzen, die tiefe, gewaltige Abneigung, welche die große Majorität der Preußen gegen die gegenwärtige Regierungskunst empfindet, wird er dadurch nicht aufheben. Er würde

selbst durch Erfolge mit dem System, dem er zu dienen bestimmt ist, nicht versöhnen. Und wie sehr man von der Tapferkeit des preußischen Heeres überzeugt sein mag, das Blut wackerer Soldaten wird vergebens vergossen werden, so lange der Gegensatz zwischen Krone und Volk nicht durch aufrichtige und innige Versöhnung beendigt ist. Denn was auch im Felde durch Waffen durchgesetzt werden könnte, das wird gerade wie 1848 und 1849 durch die diplomatischen Niederlagen vereitelt werden. Das gegenwärtige Preußen ist zur Unbedeutendheit nach außen verurtheilt, so lange seine Krankheit, das Uebergewicht des Junkerthums, besteht.

Allerdings sieht Jedermann in Europa das Leiden des preußischen Staates für ein vorübergehendes an. Allerdings zeigt der Staat auch noch in seiner Entwickelungskrankheit ein Wesen, welches Theilnahme und Interesse einflößt. Und betrachtet man unbefangen vom Standpunkt eines preußischen Patrioten die Lebensäußerungen, welche in diesem Jahre von Preußen ausgingen, so sind es nicht die Maßregeln der Krone, welche der Völkerfamilie Europas irgendwie imponirt haben, noch weniger eine Operation des Herrn v. Bismark und seiner Collegen, sondern Intelligenz und Patriotismus, deutsche Gesinnung und Verständniß der Bedürfnisse des Staates, welche an der Opposition, in der Presse, den Abgeordneten und Parteiführern zu achten sind. Die preußische Oppositionspresse hat männlich und unbeirrt durch Verfolgungen, ja zuweilen mit ausgezeichnetem Talent ihre Pflicht gethan. Das preußische Abgeordnetenhaus hat — eine einzige Frage ausgenommen — trotz der großen Anzahl neuer Mitglieder eine Tüchtigkeit und feste Haltung gezeigt, welche überall in Deutschland und im Auslande mit dem lebhaftesten Beifall begrüßt wurde. Während die gegenwärtige Regierung Deutschland gegenüber auf eine ruhmlose Vertheidigung angewiesen ist, haben die Patrioten der preußischen Partei für Idee und Zweck des preußischen Staates, wie sie sein sollten und nicht sind, Tausende von Anhängern gewonnen. Während das Ministerium den wichtigsten innern Organisationsfragen des Staates, wegen einer ungeschickt behandelten Frage rathlos gegenüberstand, oder in falscher Stellung; haben Männer der Opposition für das Wohl der arbeitenden Classen mit einer Hingabe gearbeitet, die von Millionen als die größte Wohlthat und das beste Geschenk, welches die Gegenwart der Zukunft macht, betrachtet wird. Die zahlreichen Aeußerungen des officiellen Preußens, die mündlichen und schriftlichen, welche wir in diesem Halbjahr zu lesen hatten, wiegen schwerlich Werth und Bedeutung der einen Rede auf, welche ein verhaßtes Mitglied der Opposition vor einer Versammlung von Arbeitern hielt. Das Verständniß dessen, was dem Volke Noth thut, und was dem Staate Noth thut, scheint den Deutschen gerade bei der Opposition zu sein, welcher die Hofpartei vorwirft, sie wolle das stehende Heer abschaffen und den Staat ruiniren. Nach der Meinung von ganz Europa ist es diese Opposition, welche jetzt kräftiger als jede andere Gewalt die Mannhaftigkeit des

eußischen Staates vertritt, und das, was noch Vertrauen zu der Zukunft Preu-
ns einflößt.

Das neue Jahr wird die Männer dieser Opposition aufs Neue in der Haupt-
dt versammeln. Was seit dem Ende der vorigen Session geschehen ist, kann sie
ht nachgiebiger gemacht haben. Sie sind durch kleine Concessionen nicht zu ge-
nnen, durch halbe Maßregeln nicht zu versöhnen. Der Kampf, welchen sie
hren, das Gesetz in der Hand, ein maßvolles Rechtsgefühl im Herzen, mag
zere oder längere Zeit dauern, aber er wird enden mit dem Siege der natio-
len Partei und damit, daß Preußen zum Glück und Segen für sein Königs-
us, zum Glück und Segen für das Volk eine durchaus parlamentarische
gierung erhält.

♀

Literatur.

Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische
che. Von Dr. Karl Hase. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und
rtel. 1862.

Eine ausführliche Darstellung und Kritik römisch-katholischer Lehre und Sitte,
cher gegenüber das protestantische Wesen nur insofern berücksichtigt ist, als es da-
den Gegensatz bildet. Veranlaßt wurde die Arbeit zunächst durch Möhlers
ymbolik", die manche Gegenschrift, aber keine solche hervorgerufen hat, welche
dem Werke Möhlers gleichkommende Bedeutung erlangt hätte. Ein Handbuch
Polemik wurde sie genannt, weil sie Alles zusammenfassen sollte, was von Chem-
ius an bis auf die Gegenwart von Seiten des Protestantismus gegen die römi-
Kirche und Lehre Berechtigtes vorgebracht worden ist. Nächst Möhler bekämpft
Buch noch hauptsächlich vier hervorragende katholische Theologen: Bellarmin,
größten Polemiker, den Rom im Jahrhundert der Reformation hatte, Perrone,
ähnliche Bedeutung in der Gegenwart beansprucht, Klee, dessen Dogmatik in der
t des hermesischen Streites das Lob der Rechtgläubigkeit erwarb, endlich Döl-
ger und dessen neueste Streitschrift. Diese Fünf treten in dem Werke in ihrer
genschaft als Advocaten auf. Die Lehre der katholischen Kirche schöpft es zu-
hst aus den Decreten der Synode von Trient und dem tridentinischen Glaubens-
enntniß, dann aus dem Catechismus Romanus, endlich aus den durch ökumenische
ncilien mit päpstlicher Zustimmung als orthodox anerkannten Lehrmeinungen
trientinischer Kirchenväter und Scholastiker. Das Ganze zerfällt in drei Bücher,
en erstes sich mit der römischen Lehre von der Kirche und den Begriffen Katho-
smus, Einheit und Unfehlbarkeit der Kirche, mit deren Privilegium allein selig zu
chen, der Stellung Roms zur Tradition und zur Bibel, den Dogmen vom
esterthum und Cölibat, endlich mit dem Papst als Pontifex Maximus und als
tlichem Herrscher beschäftigt. Das zweite Buch hat es dann mit der Heilslehre

zu thun und kritisirt nach einander die Dogmen von Glauben und Werken, überflüssigen guten Werken, Klöstern und Heiligen, endlich von der heiligen Jungfrau, worauf es in gleicher Weise sich gegen die katholische Lehre von den Sacramenten wendet. Schließlich behandelt ein drittes Buch die Gegensätze der beiden Kirchen auf ethischem, socialem und humanistischem Gebiet, in Cultus, Kunst, Wissenschaft und Literatur, Politik und Nationalität.

Das Werk ist nicht blos für Theologen, sondern für „alle auch nur gewöhnlichen Sinne Gebildeten, die den Ernst einer solchen Untersuchung nicht scheuen" bestimmt, und so setzt es Manches breiter auseinander als für Fachmänner nöthig wäre, und läßt andrerseits persönliche Anschauungen, kleine Erlebnisse und momentane Interessen des Verfassers mehr hervortreten, als in strengwissenschaftlichen Schriften üblich ist. Daß die Arbeit eine gründliche sei, wird man bei Hase auf dem Gebiete der Dogmengeschichte voraussetzen, daß dem gediegnen Inhalt eine schöne Form, eine klare und präcise Darstellung entspreche, ebenfalls. Angenehm berührt auch der durchweg humane Ton, die rücksichtsvolle Sprache seiner Polemik und die gerechte Würdigung dessen, was die katholische Kirche Gutes und Großes besitzt. Ausdrücklich erkennt er in dem, der ihn zu seiner Polemik vorzüglich anregte, in Möhler, einen zarten und edeln Geist an, und als alter Historiker kann er selbstverständlich die Kirche des Papstes in ihrer geschichtlichen Bedeutung nicht gering achten. Erscheint sie ihm „mehr der Vergangenheit anheimgefallen", so verkennt er doch nicht, „daß sie auch jetzt noch für gewisse Nationalitäten und Individuen ein Bedürfniß sei, und daß der Gegensatz beider Kirchen, wieviel Schmerzliches er auch gebracht, zumal über das Vaterland, doch für beide Kirchen (für beide) zum Segen gewesen ist."

Proselyten zu machen durch seine Polemik, hofft und beabsichtigt der Verfasser nicht. Er sagt: „Wir haben für die erste Bekanntschaft ein Vorurtheil gegen Proselyten, auch wenn sie zu uns kommen. Dennoch wenn es ein edles Menschenrecht ist, den Irrthum, in welchen der Zufall der Geburt ihn geworfen, durch freie That zu berichtigen, so muß auch der Uebergang von der einen Kirche zur andern berechtigt sein. So mag denn auch ein Katholik, dem bedenklich geworden ist zu den Heiligen zu beten, geliebte Todte durch bezahlte Messen aus dem Fegfeuer zu erlösen, durch seine Werke den Himmel zu verdienen, oder dem sonst der Gegensatz der h. Schrift und seiner Kirche beängstigend sich aufdrängt, in dieser Polemik zusehen, was an der Sache sei." Und an einer andern Stelle, auf das Allgemeine übergehend: „Geht derzeit ein katholischer Zug durch manche Winkel der protestantischen Kirche, so auch eine protestantische Neigung durch ganze katholische Völker. Indeß wie die Verhältnisse sich geschichtlich festgestellt haben, ist es un- wahrscheinlich, daß die bestehenden protestantischen Kirchen sich durch zahlreiche Uebertritte ausbreiten, als daß aus der katholischen Kirche selbst sich eine neue Gestalt des Christenthums herausarbeite, welche, wie sie auch sich nenne, doch immer eine reformirte und in der Protestation gegen die Unfehlbarkeit der Papstkirche protestantische Kirche sein wird."

Ein letzter Zweck der Schrift endlich ist, den Vertretern der orthodoxen Restauration, der „Phantasie des englischen und des noch verschämten deutschen Puseyismus mit ihrer Traditionskirche und ihrer Amtshierarchie zu zeigen, was ...

e, auf das sie losgehen, finden würden.“ Wir fürchten, der Verfasser täuscht nicht, wenn er sagt, diese Herren werden's ihm schlechten Dank wissen.

Die eigentlich theologischen Capitel des Buchs einer ausführlichen Besprechung unterwerfen, ist in d. Bl. nicht der Ort. Dagegen werden wir aus den Abschnitten r das Papstthum vielleicht auch aus dem dritten Buch in einem der nächsten Hefte züge geben. Den Hoffnungen des Verfassers in Betreff der Zukunft des Christen-ns vermögen wir uns nicht mit Zuversicht anzuschließen, und den theologischen ndpunkt desselben theilen wir nur insofern, als wir mit ihm ebenso gegen amontane Bestrebungen, als gegen das zum Katholicismus zurücktreibende orthodoxe herthum der Vilmar und Kliefoth Front machen. In diesem Sinn unterschreiben bereitwillig den Satz der Vorrede: „Schon in der Zeit seiner Kirchengründung sich der Protestantismus durch ein tragisches Verhängniß und doch auch zur Ent-ung seines reichen Inhalts in zwei große kirchliche Genossenschaften getrennt, und Union, wie die Zeit der Entwickelung sie mit sich gebracht hat, ist von einem le der Kirchengenossen nicht, von einem andern Theile doch in verschiedener Weise kannt: aber gegenüber der römischen Kirche sind wir doch, die wenigen Halb-olischen ausgenommen, Alle unirt.“

Friedrich August Wolf in seinem Verhältniß zum Schulwesen zur Pädagogik dargestellt von Professor Dr. J. F. J. Arnoldt. Zweiter Band. nischer Theil. Mit 2 Beilagen. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. 2.

Ein reicher Schatz pädagogischer Weisheit, mit liebevollem Fleiß aus sporadischen itationen und Aeußerungen gesammelt und mit Geschick und Sachkenntniß ge-et. Nach einer Einleitung, welches Wolfs pädagogischen Standpunkt nach r negativen Seite, d. h. im Gegensatz gegen den Philanthropinismus, wie nach r positiven, wo er Rückkehr zum Alterthum und zu den beiden Regenerations-den des gelehrten Schulwesens, der Zeit der Reformation und Johann Mathias ners Wirken, war, festzustellen versucht, geht der Verfasser zunächst auf Wolfs ndsätze in Betreff der Erziehung und des Jugendunterrichts im Allgemeinen , um in einem ersten Capitel Begriff und Zweck der Pädagogik und Didaktik, Wolf sie auffaßte, darzulegen. Ein zweites Capitel gibt dann die Ansichten des erten Gelehrten über die häusliche Erziehung sowie über die zweckmäßigste Ein-ung der Schule: Schulregiment, Classification des Schülercoetus, Lehrer, äußere tattung und innere Ordnung, allgemeine Grundsätze des Unterrichts, Schul-r u. dgl. Dann folgen Wolfs Meinungen über die Hauptgegenstände zunächst des entarunterrichts (nur wenige Seiten), dann des Unterrichts in Gymnasien. Schluß bilden zwei Beilagen: Ueber Wolfs Stellung zur Theologie und Re-und Nachweis verschiedener in Zeitschriften zerstreuter Aufsätze, die Wolf sicher, theils muthmaßlich zum Verfasser haben. Von besonderem Interesse die Capitel der zweiten Abtheilung S. 114 bis 355, welche sich über Plan Methode der Hauptfächer des Gymnasialunterrichts: Sprachen, Wissenschaften, sche Fertigkeiten, Privatstudium, Unterhaltungslectüre u. s. w. verbreiten. Wolf als Schulmann im Wesentlichen den Standpunkt Ernestis ein, der alle gelehrte ädeutik auf diejenigen Studien zurückführte, die schon Cicero als „humanitatis “ bezeichnet hatte. Mit den Schulmännern jener Periode war er darin ein-

verstanden, daß die alten Sprachen den Mittel- und Schwerpunkt des gelehrten Un-
terrichts bilden (vgl. Seite 114 bis 132 die Aeußerungen Wolfs über den Unter-
richt in der deutschen Sprache), die übrigen Schulwissenschaften diesen nur dienen
und unterstützen sollten, doch mit dem Unterschiede, daß er seiner Wissenschaft
selbständiges Princip zu Grunde legte und „von der Kenntniß der alterthüm-
lichen Menschheit auf wahre Menschenkenntniß, von dieser auf wahre Menschenbil-
dung ausging.“ — „Auf immer,“ so sagt er im Museum der Alterthumswissenschaft,
„dürfen die Alten Anspruch machen, durch die Einfalt und Würde und den großen
umfassenden Sinn, womit sie, was wahr und schön und edel ist, ausdrücken,
Lehrer und Ermunterer jeder Nachwelt zu bleiben. Die Lesung und Betrachtung
ihrer Werke wird in steter Verjüngung auf Geist und Gemüth wirken, nicht
historisch aufgestellte Charaktere, sondern wie die Vertraulichkeit mit geschätzten
gewordenen Personen: so werden sie durch die Gesinnungen und Gefühle, die sie
theilen, in verderbten Zeiten die Gebrechen der Erziehung verbessern und die
schen über die mannigfaltige Beschränktheit der Gegenwart hinausrücken.
öfters gelang es den Musen, die blos in den aus dem Alterthum über
Künsten wohnen, durch ihre Zaubermittel die Rohheit von Völkern zu besiegen
sie der wahren Menschenwürde zu nähern.“ Die Idee, in welcher Alles
was Wolf über Pädagogik ausgesprochen hat, ist die Idee der Humanität,
Streben nach rein menschlicher Bildung und Erhöhung aller Verstandes- und Gemüths-
kräfte zu schöner Harmonie des innern und äußern Menschen. Diese Idee
entschiedenem Gegensatz zu der Tendenz des damaligen pädagogischen Realismus
das Nützliche, zu dem Streben, die Jugend durch Ausrüstung mit allerlei
tischen Kenntnissen für das Leben, für die Zeit zu erziehen. Wider dieses
liegt er in steter Fehde, und wo er mit ihm ein Compromiß eingeht, ist es
nur ein solches, wie es jedes praktische Handeln bedingt, ein Compromiß mit
unabweisbaren Forderungen der Wirklichkeit. Er war nicht in dem Irrthum
fangen, ein gewisser Geist müsse nothwendig in eine gewisse Form gebannt
wenn er an das Herkommen des humanistischen Unterrichts anknüpfte, so
daß er mit seinem alterthumswissenschaftlichen Princip der alten Form einen
Geist eingehaucht hatte. Die neuere Pädagogik ist über ihn hinausgegangen,
sie die Ueberzeugung von der Zusammengehörigkeit der antiken und der national
Elemente, als der Grundfactoren unsrer höhern Bildung, unseres höhern
Lebens gewonnen hat. Niemand aber wird darüber befremdet sein, daß
dieser Hinsicht mit uns nicht den gleichen Standpunkt einnehmen konnte.

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die Grenzboten
den **XXII. Jahrgang.** Die unterzeichnete Verlagshandlung
sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und bemerkt,
Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Leipzig, im Januar 1863. **Fr. Ludw. Herbig**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Preußen und der Bund.

Das Separatvotum, welches Baden in der Delegirtenfrage zu Frankfurt ıbgegeben hat, ist seinem Inhalt nach durch die Tagespresse bekannt gemacht. Baden hat gegenüber den Würzburgern den einzig richtigen Standpunkt ein- enommen, welcher der patriotischen Regierung eines Mittelstaates bei der egenwärtigen Lage Preußens möglich ist; das Votum enthält sich jedes eige- en Organisationsvorschlags, und begnügt sich nachzuweisen, daß die Ausführung es östreichischen Projectes mit dem völkerrechtlichen Charakter des Bundes in nversöhnbarem Gegensatze steht, und denselben nach jeder Richtung alteriren ürde, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen, ja daß jeder Versuch einer aktischen Durchführung die Schwäche und Verwirrung in Deutschland bis s Abenteuerliche steigern müßte.

Ueber die Stellung, welche Preußen in dieser Angelegenheit beim Bunde genüber der Würzburger Majorität einzunehmen gedenkt, ist noch keine sichere rklärung in die Oeffentlichkeit gedrungen. Mit einer Spannung, die nicht ne bange Sorge ist, erwarten die Mitglieder der preußischen Partei die ste Lebensäußerung des gegenwärtigen Ministeriums in einer Angelegenheit n höchster Bedeutung. Und es ist hinreichender Grund zu Befürchtungen. ie bedenkliche, ja verzweifelte Lage des preußischen Ministeriums in dem zenen Lande legt die Muthmaßung nahe, daß Herr v. Bismark diese Frage r großen Politik benutzen wird, um in seiner Weise einen Anlauf zu neh- n, der Freunden und Feinden imponiren soll. Und diese Annahme wird ıhrscheinlich durch einzelne drohende Correspondenzen, welche in der Tages- esse mysteriöse Andeutungen gaben, daß Preußen sich nicht majorisiren se, daß es seine Partei genommen habe, zu handeln entschlossen sei u. s. w. var wären diese Andeutungen gerade dann unvorsichtig, wenn Preußen sich dem entschlossen hätte, was Herr v. Bismark großes Spiel nennen mag. er zufällig und verloren sind sie schwerlich in die Welt gesandt, und wer wenig gewöhnt ist, Luftströmung und Wolkenzug in der deutschen Politik beachten, kann nach solchen Voraussetzungen die Ansicht nicht fern halten, ß etwas Ueberraschendes beabsichtigt wird.

Ueber das Project einer Delegirtenversammlung beim Bunde hat die ge- nmte unabhängige Presse Deutschlands, hat die öffentliche Meinung, hat die ganisirte nationale Partei mit ungewöhnlicher Einstimmigkeit den Stab gebrochen:

daß der Plan für die Nation unannehmbar sei, daß er einen nichtigen Schatten an die Stelle des Wesens setze, daß er die deutsche Entwicklung statt sie zu fördern in gefährlichster Weise aufhalte und auf Abwege bringe. Auch ist Grund zu der Annahme, daß die Würzburger Regierungen selbst weder ... noch mit gutem Vertrauen an die Realisirung dieses Projects gehen würden. Sie alle, fast ohne Ausnahme, betrachten den Plan in der Stille als ... unbequeme und gefährliche Neuerung, die nur so weit ins Auge zu fassen ..., als die aufgeregten Forderungen des Volkes eine gewisse Befriedigung unvermeid-lich machen. Und da die gegenwärtige Uneinigkeit in Preußen, die daraus ... vorgehende Schwäche des Staates und die Unpopularität seiner Regierung gerade jetzt jeden Fortschritt Preußens in Deutschland unmöglich machen, ist ihnen allen sicher an dem Project so wenig gelegen, daß sie es am liebsten durch die Bundesversammlung begraben ließen. Ja die Klügeren der Würz-burger Regierungen meinen wohl, daß jetzt die Zeit gekommen ist, wo man Preußen zu schonen habe. Seine Wagschale ist so hoch in die Höhe gestiegen, und Oestreichs Macht so viel schwerer geworden, daß bereits ein Ausgleich der beiden Gewichte rathsam wird. Der Handelsvertrag mit Frankreich, ... auf die Länge doch nicht zu widerstehen ist, gibt gute Gelegenheit, sich ... gegenwärtigen Regierung Preußens zu nähern, dieselbe zu verpflichten ... dadurch die eigene Zwischenstellung ohne Beeinträchtigung zu erhalten. Es ... reitet keine Gefahr, wenigstens keine naheliegende, den Frieden mit der eigenen Bevölkerung dadurch zu erkaufen, daß man Herrn v. Bismark in dieser popu-lären Frage guten Willen erweist und der östreichischen Regierung zu verstehen gibt, wie man kein willenloser Anhänger ihrer Politik zu sein nöthig habe.

Weit anders steht Oestreich zu der Delegirtenversammlung. Für die deutsche Politik Oestreichs ist es von größter Wichtigkeit, gerade jetzt in Deutsch-land etwas zu schaffen, was von Neuem das Uebergewicht Oestreichs erweist ... Millionen schon dadurch imponirt, weil es durchgesetzt ist; was ferner ein Prä-judiz wird für alle künftigen neuen Schöpfungen, weil es die Deutschen gewöhnt gemeinsam mit den Oestreichern zu reden, zu verhandeln, Beschlüsse zu fassen, was endlich gegenüber fremden Nationen und gegenüber den eigenen Völkern ... Suprematie Oestreichs in Deutschland unzweifelhaft feststellt. Daß das Ganze eine hohle Form ist, daß es in der That keine Resultate geben kann, daß ... in den deutschen Staaten die Verwirrung und Zersplitterung der Parteien ... Interessen noch vergrößern würde, gerade dies muß für die Regierung des Kaiser-staats ein Grund mehr sein, den Plan zu betreiben. Und nie wieder ist ei... solche Gunst der Verhältnisse zu erwarten. In unerhörter Weise ist Preußen aus seiner jungen Popularität herausgehoben und vereinsamt, es hat ... Bundesgenossen, die eifrigsten Anhänger des Staates im deutschen Volke ... durch das, was jetzt in Preußen geschieht, zu Trauer und Schweigen verurth...

ie Regierung hat auffällig bewiesen, daß sie mit dem eigenen Volke nicht fer-ig werden kann, sie hat zuletzt noch in der hessischen Frage bewiesen, daß sie ich selbst bei verhältnißmäßig kleiner Verwickelung ohne Oestreichs Hülfe nsicher fühlt. Es wäre thöricht, eine solche Zeit der augenscheinlichen Schwäche icht zu benutzen. So hat Oestreich die stärkste Veranlassung, den Deutschen ine Delegation von Volksvertretern am Bunde zum Geschenk zu machen und an wird von Wien aus zuverlässig Alles daran setzen, um seinen Willen urchzuführen.

Deshalb ist die Sache ernst und für die Zukunft Preußens wird der Weg olgenschwer, auf dem es einen solchen Angriff Oestreichs abwehrt.

Einer liberalen Regierung in Preußen wäre diese Abwehr eines wun erlichen und im letzten Grunde unausführbaren Projectes Kleinigkeit. In der Versammlung deutscher Volksvertreter würde sie eine Partei, in den meisten ne Majorität als Bundesgenossen ihres Widerstandes finden. Sie würde, ich wenn sie sich nur abwehrend verhalten wollte, einen lauten Ruf des Biderwillens im Volke gegen das östreichische Project aufregen und sogar den enigen Regierungen ihren Entschluß lähmen, welche widerstandslos im öst-ichischen Fahrwasser hintreiben. Aber sie würde den besten Vortheil aus der and geben, wenn sie sich nur in der Defensive halten wollte. Denn dies treichische Project ist für jede populäre Regierung Preußens, für jede, welche erständniß und Wärme für die Ehre des eigenen Landes und das Interesse eutschlands hat, nichts als eine gefährliche Blöße, welche sich die Gegner ge-ben haben. Es gibt der preußischen Regierung die bequemste Veranlassung, m Einfluß Oestreichs einen Hebel unterzulegen, und ihn bei erster Gelegen-it aus Deutschland fortzuschleudern. Eine preußische Regierung, wie sie n sollte, hätte nichts weiter nöthig als ihr völliges und herzliches Einver-ndniß damit zu erklären, daß eine wirkliche Volksvertretung am Bund ge-affen werde. Sie hätte nur nöthig dem östreichischen Plan einen andern gegen-erzustellen, welcher in Wahrheit den Bund in einen Bundesstaat um-ndelt. Und wenn sie von Muth und Verständniß ihres eigenen höchsten tteresses erfüllt wäre, sie hätte nur nöthig auf das einzugehen, was ihr die eußische Partei in diesem Sommer bereits in der öffentlichen Meinung vor-rbeitet hat, und sich mit kurzem Entschluß auf den Standpunkt der Reichs-fassung von 1849 zu stellen. Dadurch wird nicht nur der Streich der gner parirt, ihnen selbst wird eine schwere Niederlage beigebracht. Der nd würde sich erschreckt hinter seine alte Ordnung zurückziehn und Preußen rde Zeit haben, eine günstige Gelegenheit zu erwarten, um dem deutschen aatenbund die volksthümliche Verfassung zu geben. Und diese Anerkennung Reichsverfassung von 1849 hat für eine entschlossene Regierung Preußens nichts Bedenkliches. Denn die Anerkennung dieser Verfassung, bei welcher

übrigens alle liberalen Parteien zu zeitgemäßen Modificationen bereit [illegible] wird früher oder später doch der Durchgangspunkt werden, von welchem [illegible] neue Regelung der deutschen und preußischen Verhältnisse ausgehn muß.

Für eine liberale Regierung wäre die ganze Delegirtenfrage nichts als [illegible] Spuk, ein schüchternes Phantasma, welches durch ein ironisches Lächeln [illegible] Thür hinausgescheucht wird. Der gegenwärtigen Regierung König Wilhelm [illegible] Ersten ist es leider ein vielbedeutendes Ereigniß. Aber da Herr von [illegible] mark einmal Leiter der auswärtigen Angelegenheiten ist, so muß, wer [illegible] preußischen Partei gehört, in diesem Fall wünschen, daß seine auswärtigen [illegible] rationen nicht verderblich für den Staat werden. Und deshalb sei hier die [illegible] gestellt, was kann Herr v. Bismark in dieser Frage im preußischen Inter[illegible] mit Vortheil thun und was darf er nicht thun?

Wer die politische Persönlichkeit des Ministers mit den kleinen Indiscretion[illegible] seiner Presse zusammenhält, der wird sich, wie bemerkt, der Ansicht nicht [illegible] schlagen können, daß er entschlossen ist, Preußen in dieser Frage nicht ma[illegible] siren zu lassen. Er wird zuverlässig nicht auf den Plan der Würzburger [illegible] gehn. Er wird wie Baden den Dissens erklären. Damit ist gewiß [illegible] Preuße einverstanden.

Aber wenn nun, wie vorauszusehen, ein unerhörter Majoritätszwang [illegible] übt wird, und wenn Oestreich mit den übrigen Regierungen Deutschlands [illegible] Einrichtung einer Delegirtenvertretung am Bunde beschließt, was bleibt [illegible] v. Bismark dann übrig? ihm, dem der gute Ausweg verschlossen ist, da [illegible] seiner Parteistellung nichts Positives und Besseres dem deutschen Volke zu [illegible] ten hat? Das Naheliegende ist, er hält an dem Bunde fest, verschmerzt die [illegible] müthigung Preußens — es ist nicht die erste — behandelt die Delegirten[illegible] versammlung fortwährend als einen unglücklichen Einfall und wendet [illegible] Mittel der Bundespraxis an, den Beschluß resultatlos, eine etwaige [illegible] schickung solcher Delegirtenversammlungen durch die anderen Staaten als [illegible] Lächerlichkeit zu erweisen.

Wie weit die preußische Politik in diesem Falle kommen mag, [illegible] wie weit ihr fortgesetzter Widerstand am Bund die Nichtigkeit des Projectes [illegible] weisen kann, hängt weniger von der Geschicklichkeit des preußischen Diploma[illegible] in Frankfurt und von den gewandten Schachzügen des Herrn v. Bismark, [illegible] von der Wendung ab, welche die innern Angelegenheiten Preußens im näch[illegible] Jahre nehmen. Es ist keine bequeme Politik, sie verheißt keine großen Re[illegible] tate, aber sie vermag einen offenen Conflict zu vermeiden. Und wir geste[illegible] daß solches Hinziehen immer noch das Beste ist, was man der preußisch[illegible] Regierung in ihrer Lage wünschen kann.

Wir sind Niederlagen am Bunde bereits gewöhnt und wenigstens in [illegible] Frage kann Preußen auf die Beistimmung der deutschen Bevölkerungen rech[illegible]

und darauf, daß ihm seine diplomatische Niederlage bei einigermaßen geschickter Behandlung nicht zum Nachtheil ausschlagen wird. Der deutsche Bund wird von der ganzen Nation als eine übele Einrichtung deshalb ertragen, weil das Volk selbst mitten in der Arbeit ist, etwas Neues an die Stelle zu setzen. Es ist ein großes Unglück, daß die gegenwärtige Regierung Preußens dies Neue nicht bringen kann, es bleibt ihr immer noch übrig, wie die Nation selbst das Bundesverhältniß als eine unvermeidliche Last fortzudulden.

Wahrscheinlich denkt Herr von Bismark anders. Will er aber einer allerdings unerhörten Majorisirung energisch entgegentreten, so bleibt ihm nach Lage der Dinge nichts weiter übrig, als Preußen von dem Bunde zu lösen. Wenn die Stimmen der Presse nicht täuschen, so ist dies in der That sein Plan. Nun gibt es in Preußen auch unter den Liberalen viele, welcher mit geheimer Freude das Ausscheiden Preußens aus dem deutschen Bunde sehen würden, entweder weil sie die Bundesversammlung zu Frankfurt sehr gering achten, oder weil sie für vortheilhaft halten, daß Preußen in eine Lage komme, welche große Entschlüsse nöthig macht. Es frägt sich nur, ob das gegenwärtige Preußen überhaupt in der Lage ist, große Entschlüsse zu fassen und, was wichtiger ist, gefaßte Entschlüsse mit Entschlossenheit auszuführen.

Daß Preußen allein mit seinem getheilten Gebiet nicht auf die Länge zwischen dem Terrain eines Staatenbundes bestehen kann, welcher durch Oestreich geleitet wird, ist selbstverständlich. Sobald ein preußischer Minister seinen Austritt aus dem Bund erklären wollte, müßte er in der Lage sein, dem Bunde ein Gegenbündniß wenigstens mit seinen Nachbarn gegenüberzustellen. Dazu ist jetzt noch weniger Aussicht als vor dem Tage vor Olmütz. Mit Güte wird kaum eine deutsche Regierung, vielleicht einige kleine Staaten Thüringens ausgenommen, in eine Union treten, welche Herr von Bismark vorschlägt. Er wird sie also mit Gewalt dazu anhalten müssen. Und es ist gar nicht unmöglich, daß in seinem Haupte ein solches Project arbeitet. Ohne Zweifel werden in den militärischen Kreisen Preußens ernste Eventualitäten überlegt. Die Reisen der Corpscommandaten nach Berlin und manches Andere, was an die Zeit der letzten Mobilmachung und der hessischen Demonstration erinnert, legt diese Vermuthung nahe. Ein Versuch aber, mit Gewalt Bundesgenossen in Deutschland zu werben, ist doch nichts Anderes als Krieg mit Oestreich, und zwar ein Krieg, der insofern ungünstig ist, als diesem Staat der gesammte Militärorganismus des Bundes gegen Preußen zur Disposition stehen würde.

Ein Krieg in Deutschland, etwa schon im nächsten Frühjahr, wird wahrscheinlich auch Herrn von Bismark nicht als Kleinigkeit erscheinen, und da er in jedem Falle für diese Katastrophe die kräftige Uebereinstimmung der preußischen Parteien wünschenswerth halten müßte, so möge er, falls er über-

haupt die erwähnten Möglichkeiten ins Auge gefaßt hat, seinen Gegnern eine persönliche Bemerkung für einen immerhin denkbaren Fall gestatten.

Wie man auch sonst von seinem politischen Charakter denken möge, zwei Tugenden eines preußischen Politikers wird ihm die Mehrzahl seiner Gegner zugestehn: den Muth etwas zu wagen und Haß. — Und diese Manneseigenschaften vermögen ihm allerdings auch bei der nationalen Partei in Preußen einige Sympathien zu vermitteln. Man traut ihm jetzt die Keckheit zu, das Aeußerste zu wagen, man hält nicht für ganz unmöglich, daß er seinen Entschluß in der Durchführung bewähren könne. Aber er hat diese Entscheidung nicht allein zu treffen, er ist abhängig von Allem, was neben und über ihm in Preußen regiert. Zunächst von seinen eigenen politischen Freunden und Gönnern. *Möge er richtig den Stoff taxiren, mit welchem er zu arbeiten hat.* Wenn Preußen den Entschluß fassen wollte, sich von dem Bunde zu lösen und mit den Waffen in der Hand einem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen, so wäre doch die nächste Voraussetzung einmüthiger Entschluß das Aeußerste zu wagen, junge Kraft, ein Dictatorwille und eine rücksichtslose Kühnheit in der obersten Staatsleitung, welche die ganze Umgebung der Krone fortreißt. Ist so etwas in dem gegenwärtigen Preußen möglich? Der König, ein maßvoller Herr in höherem Alter, dessen ganze Natur einem äußersten Entschluß widerstrebt, der durchaus nicht geneigt ist, sich auf die Länge einer fremden Ansicht unterzuordnen; in den höhern militärischen Kreisen viele alte Herrn mit hohen Ansprüchen und starkem Eigensinn, keine einzige Autorität, welcher in Wahrheit große kriegerische Erfolge ein Ansehn geben, dazu militärische Höflinge und, was das Schlimmste ist, Parteigenossen, deren ganzem Wesen ein ruhiges Verfolgen egoistischer Interessen viel näher liegt als ein hoher leidenschaftlicher Aufschwung. Seit langer Zeit ist die Berliner Politik dadurch schwach geworden, daß zu viele und verschiedenartige Einflüsse von der geraden Linie eines Entschlusses abgeführt haben. Noch ein Mal sei an die hessische Expedition erinnert. Es war ein verhältnißmäßig kleines Manöver, ohne großes Risico, der Weg war vorgezeichnet, die Gegner am Bunde hatten durch ihre falschen Schritte die Sache für Preußen sehr leicht gemacht. Und doch konnte man nicht auf geradem Wege bleiben, man mußte mitten im Fortschritt sich selbst die Spitze abbrechen, dem Feinde wieder die Brücke bauen, auf welcher er mühelos einen politischen Sieg erreichte. Es fehlt in Preußen nicht an Muth, aber an Entschluß, und im letzten Grund an Selbstvertrauen, und das vermag Herr von Bismark nicht zu geben. Und es ist deutlich voraus zu sagen, was er kann und was er nicht kann. Er mag im Stande sein, einige herausfordernde Schritte durchzusetzen, drohende Worte, verletzende Maßregeln, aber gerade in den Momenten, wo consequentes, rücksichtsloses Vorgehn die einzige Rettung werden kann, wird seinem Entschluß durch irgend eine Gegenströmung, ein

Bedenken einen Einfall die Energie genommen werden, und was rücksichtslos und hochfahrend begonnen wurde, wird bedenklich geendigt. Ihn selbst aber wird der Haß für eine halbe Maßregel und die Blame treffen, welche Jeden vernichtet, der zu keck wagt, was er nicht durchzuführen vermag.

Und welche Aufgabe würde dem Staate selbst durch solche Politik? Krieg in Deutschland oder schmähliche Nachgiebigkeit, weit ärger als jene vor Olmütz. Ein Krieg unter Verhältnissen, welche dem Auslande jede Gelegenheit zur Einmischung gäben, Krieg endlich eines uneinigen Staates, dessen Regierung bei den Völkern ebenso wenig Vertrauen und Autorität genießt als bei den Regierungen. Es wäre eine verzweifelte Operation, welche die innern Schäden Preußens nicht heilen, sondern nur die Katastrophe beschleunigen würde.

Es wurde hier eine Eventualität ins Auge gefaßt, die noch nicht Thatsache geworden ist, die Möglichkeit eines verhängnißvollen Entschlusses, über den wir etwas Sicheres noch nicht wissen. Es war rathsam, bei guter Zeit die Presse, die öffentliche Meinung und wenn dies möglich wäre, die preußische Regierung selbst auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche ein falscher Schritt des auswärtigen Amtes dem Staat am Bunde bereiten kann. Der liberalen Opposition in Preußen aber liegt die Pflicht ob, auch nach dieser Richtung wachsam zu sein.

Die preußische Reaction ist nicht darnach angethan, eine Reihe von Jahren die Geschicke des Staates zu leiten. In den inneren Angelegenheiten wie in den äußeren wird wahrscheinlich schon die nächste Zukunft die Unmöglichkeit erweisen, mit ihr fort zu regieren. Und wie bei jeder Frage, wird auch in der Stellung Preußens zum Bunde die Thatsache für jeden Unbefangenen eindringlich, daß ein liberales Ministerium, welches durch den freudigen Beifall des deutschen Volkes gestützt wird, ohne jede Schwierigkeit Conflicte überwindet, an den jetzt guter Wille, Patriotismus und jede löbliche Eigenschaft, welche der Liberale seinen Gegnern zugestehen mag, ruhmlos und erfolglos, mit der größten Gefahr für den Staat sich abzunutzen bestimmt ist.

Der Anfang des nächsten Jahres wird eine folgenschwere Entscheidung bringen; und, wenn noch Alles unsicher ist, auf das Eine dürfen wir vertrauen: das preußische Volk wird seine Schuldigkeit thun. ♀

Ein städtisches Gemeinwesen im 14. Jahrhundert*).

Es war ohne Zweifel ein sehr glücklicher Gedanke, daß die von dem König Max von Bayern ins Leben gerufene historische Commission als eine der ersten Aufgaben eine Sammlung deutscher Städtechroniken ins Auge faßte. Denn wie sehr sich auch seit dem 14. Jahrhundert die Bedeutung der städtischen Gemeinwesen in Deutschland gehoben hatte, war doch über ihre Geschichte und innere Entwickelung wenig genug bekannt. Es war aber vorauszusehen, daß sich, in ihren Archiven verborgen, eine Menge der bedeutendsten Beiträge zur Kenntniß ihrer Vergangenheit finden mußte. Daß eine solche Annahme nicht getäuscht, im Gegentheile alle Erwartung übertroffen hat, beweist der erste Band dieser Publication, der seit wenigen Wochen vorliegt. Es war beschlossen worden, die Veröffentlichungen mit den Chroniken der oberdeutschen Städte zu beginnen und von den dreien, welche hier die Mittelpunkte städtischer Entwicklung in Bayern, Schwaben und Franken bilden: Regensburg, Augsburg, Nürnberg, die Chroniken der freien Reichsstadt Nürnberg an die Spitze zu stellen. Welcher Freund unserer Vergangenheit, den sein Weg jemals durch diese alte prächtige Stadt geführt hat, sollte es nicht mit Freude begrüßen, wenn nun über die Geschichte derselben die ursprünglichsten Nachrichten zu Tage treten? Nachrichten überdies, die doch nicht nur für die Geschichte der einen Stadt von wesentlichem Interesse sind. Die Aufzeichnungen selbst allerdings die hier im Originale mitgetheilt werden — eine Chronik des Rathsherrn Ulman Stromer aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, eine Chronik aus Kaiser Sigmunds Zeit bis 1434 — suchen, so brauchbare Notizen sie auch zur politischen Geschichte des Reiches beisteuern, ihre hauptsächlichste Bedeutung in den Nachrichten über städtische Ereignisse; da man aber zur Feststellung des Thatsächlichen überall auf Urkunden, Acten, Correspondenzen und Rechnungsbücher zurückging, so wurde daneben ein gewaltiges Material zu Tage gefördert, das von hohem Werthe für die innere Geschichte nicht nur der zunächst interessirten Stadt, sondern überhaupt für die Culturgeschichte des Jahrhunderts ist. Kommt daneben noch in Betracht, daß auch die Sprache der Chroniken von weitgehender Bedeutung für das Studium der deutschen Sprache und ihrer Mundarten ist, und daß man dieselbe Sorgfalt auf die nach den Grundsätzen

*) Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis in's 16. Jahrhundert. Die Chroniken der fränkischen Städte. Nürnberg. I. Band. Leipzig. S. Hirzel. 1862. 8. XLII. und 528 Seiten.

hilologischer Kritik hergestellten Texte, wie auf die historische Behandlung des leberlieferten verwandte, so wird man nicht umhin können, diesen Anfängen ereits einen Platz neben den bedeutendsten monumentalen Publicationen einuräumen.

Die Leitung der Herausgabe war von der Commission dem durch seine lrbeiten auf dem Gebiete der Städtegeschichte rühmlichst bekannten Professor arl Hegel in Erlangen übertragen worden, der seinerseits mehrere jüngere Gelehrte zu dem Unternehmen beizog, von denen bei der Bearbeitung des orliegenden Bandes Dr. von Kern als Historiker, Dr. Lexer als Philolog hätig waren.

Ueber die Chroniken selbst ist es schwierig, einen Bericht zu geben, der uch nur annähernd dasjenige charakterisirte, was ihnen ihren hohen Werth nd Reiz verleiht. Es wird die Bemerkung genügen müssen, daß der Verisser der ersten, Ulman Stromer, einer der Rathsherrn der Stadt, über sich nd sein Geschlecht und über eine Reihe von Ereignissen seiner Zeit Nachricht ibt, die mit seiner Person und seinen Geschäften in Beziehung stehen. Es ar ein bedeutender und einflußreicher Mann. In dem Regiment der Stadt spielte er lange Zeit eine der hervorragendsten Rollen und auch in den uswärtigen Angelegenheiten Nürnbergs wurde er mit Vorliebe verwandt, wie r denn nur im Jahre 1386 vier auswärtige Missionen verrichtet, nachdem er 384 einer der Abgeordneten gewesen war, welche in Nördlingen den Beitritt ürnbergs zum schwäbischen Städtebunde abschlossen. Aber auch als Privatıann war er in seinen Verhältnissen danach angethan, als einer der hervorıgendsten Bürger der Stadt zu gelten.

Die Anlage der ersten Papiermühle in Nürnberg bezeugt seine lebhafte ıdustrielle Thätigkeit, wie denn auch sonst aus seinen Aufzeichnungen hervorеht, „daß er Großhandel mit Waaren aller Art betrieb“, und die großen äuser- und Güterkäufe, von denen er berichtet, beweisen den günstigen rfolg seiner mercantilen Bestrebungen. — Die zweite Chronik, über deren erfasser kein Aufschluß gegeben werden kann, entstand zwischen 1420 und 440 und erhält ihren Werth durch die Glaubwürdigkeit ihres Verfassers als nes Zeitgenossen, der über seine Zeit berichtet. Ihre Bedeutung beruht hauptichlich in der Berichtigung und Aufklärung von Details der Nürnbergischen eschichte, die doch bei dem Zusammenhange mit der politischen Geschichte eutschlands auch eines allgemeinen Nutzens nicht entbehren. —

Wenn die Chroniken selbst als unmittelbare Abbilder der Zeit, in der sie entanden, und als unverändert auch in ihrer äußeren Form, wie sie hier vorgelegt erden, nicht ermangeln, unser lebhaftestes Interesse wach zu rufen, so ist das ohl in noch höherem Grade durch die zahlreichen Beilagen geschehen, deren earbeitung nach dem reichen archivalischen Materiale wir dem Fleiße des

Herausgebers und seiner Mitarbeiter verdanken. Wie die grammati[...] Ausführungen über die Sprache Ulman Stromers und das vortre[...] Glossar*) zu beiden Chroniken überall unsere Kenntniß der älteren Spra[...] des fränkischen Dialektes erweitert, so eröffnen die historischen Beilagen [...] reichen Schatz von Beiträgen zur Geschichte des Handels und Verkehrs, [...] sind ohne Zweifel für den Nationalökonomen von nicht geringerem [...] als für den Historiker.

Indem wir hier, vorzugsweise aus dem Materiale der Beilagen [...] Notizen über die Zustände des Staatshaushaltes der Nürnberger im 14. Ja[...]hunderte zu geben versuchen, wollen wir jeden Freund der deutschen Gesch[...] auf diese wichtige Publication hinweisen, welche — nach den Worten [...] gelehrten Herausgebers — „nicht blos ausschließlich für die Fachgelehrten [...]stimmt ist, sondern auch für andere gebildete Leser, namentlich für [...] Nachkommen jener ehrenfesten Stadtbürger des Mittelalters, von welchen [...] für welche die alten Chroniken ursprünglich geschrieben wurden, nützlich [...] erfreulich sein soll." —

Die Gemeindeverfassung der Stadt Nürnberg wurde, — sie hat [...] ihren Grundzügen erhalten, so lange die staatliche Sonderexistenz dauer[...] — im 14. Jahrhundert ausgebildet. Bis in die Mitte desselben bildeten 26 [...]germeister (13 ältere und 13 jüngere) den kleineren Rath, von denen [...] je zwei, jeden Monat abwechselnd, an der Spitze der laufenden Geschäfte [...]den. Für wichtige Fälle pflegte sich dieser Rath noch der Zustimmung [...] größeren Zahl von Mitbürgern zu versichern, der „Genannten", die ge[...]maßen einen größern Rath bildeten. Eine Reihe von „ehrbaren Geschlecht[...] hatte factisch die Regierung der Stadt in Händen, welche in ihrem Ursp[...] wie man zu vermuthen Grund hat, auf ritterliche Burgmannen zurückzu[...] sind, denen sich andere Ministerialen aus benachbarten Gebieten anschlossen. [...] dem Kreise, der so an der Spitze des städtischen Wesens stand, ist eine [...]fallend starke Bewegung nachweisbar. Von den 118 Familien, welche [...] der um 1390 verfaßten Aufzeichnung Ulman Stromers als „erberg leut" [...] geführt finden, sind gerade hundert Jahre später (nach einem Bericht [...] Hans Haller) nur noch 49 vorhanden, dagegen 63 neue hinzugetreten. [...] wieder 21 Jahre später besteht der Rest jener ältesten Familien aus 37, [...]rend abermals 23 neu erscheinen. Der Stand der „Ehrbaren" war streng [...]gegrenzt. Neben Kaufleuten und — wenn man so sagen darf — Fabrikan[...] welche durchweg mit ihrem Geschäftsbetriebe größeren oder geringeren Gru[...] besitz in der Stadt oder um dieselbe verbanden, erschienen auch Gelehrte, [...]

*) Wir wollen daneben auch die vortrefflichen Register nicht unerwähnt lassen, die [...] dem Fleiße Dr. v. Kerns verdankt, und deren Werth jeder Benutzer des Buches schätzen [...]

id Apotheker, die sich leicht beträchtliches Vermögen sammeln konnten *), als Ehrbare". Aber freilich auch unter diesen fehlte es nicht an mancherlei Abstufungen s Ranges. Im Jahre 1511 zählt ein Holzschuher deren vier auf, von nen die erste Classe das eigentliche sogenannte Patriciat bildete. Nur diesem, s um die genannte Zeit etliche vierzig Familien umschloß, hatte zuerst der us, später auch die Gesetzgebung neben dem vorwiegenden Antheil an der rwaltung der Stadt, der ausschließlichen Rathsfähigkeit, eine Reihe von renrechten eingeräumt. Vor Allem gehörte darunter — was man mit der ffähigkeit des modernen Gesellschaftslebens vergleichen könnte, die Berechtigung, Rathhause zu tanzen. Aber auch hiervon konnte ein für solche officielle ste bestellter Ausschuß einzelne der Standesgenossen aus persönlichen Grün- ı ausschließen, was denn nicht nur wegen unziemlichen Lebenswandels zu heben pflegte, sondern auch wegen Verletzung der standesgemäßen Sitte er- gte. Wer „einen offenen Kram und Handel" hat, wird wohl ausgeschlossen, il er sich damit zu der inferioren Classe der Krämer und Handwerker herun- gegeben hat, ebenso wie ein anderer, „dieweil er ein alter verlebter kindisch an ist" und „ein leichtfertiges wesen und haußhalten" führt. Uebrigens eiteten die Patricier in der That immer lebhafter auf eine gewisse Ex- sivität hin, um sich dadurch der Anerkennung durch den landsässigen Adel rdiger zu machen. Sie behaupteten, gleich diesem, Wappenrecht und Ritter- ßigkeit und veranstalteten, wie der Adel, glänzende Turniere. Von Zeit zu t kommen wohl auch eheliche Bündnisse zwischen Mitgliedern des Patriciats der fränkischen Ritterschaft vor, allein diese wollte doch den Bürgern nie- s die volle Gleichstellung zugestehen, so sehr sie auch jene wünschten und nspruchten. Im Ganzen und Großen war jedoch das Patriciat zu klug berechnend, um über solchen aristokratischen Anwandlungen des Ursprungs er Macht und der Quelle seiner Reichthümer zu vergessen. Es ist doch noch im 16. Jahrhundert den Tucher oder Haller oder Imhoff nicht ein- llen, weil einzelne Mitglieder ihrer Familien im Dienste des Kaisers oder erer Potentaten (wie z. B. ein Holzschuher bei König Emanuel von Por- ıl) die Ritterwürde erlangten, deshalb ihre Handelsbeziehungen nach Frank- , nach Ungarn, nach Italien aufzugeben oder ihre Geschäftshäuser in Lyon, ı und Venedig zu schließen. Als ein Welser von Augsburg nach Nürnberg siedelte, der so grußen Handel nach allen Ländern trieb, „dann nie kein ffmann purger zu Nürnberg getrieben hat", ward er nach kurzem Aufent-

*) Die Rechtsgelehrten, deren Rath die Stadt in Anspruch nahm, wurden gut honorirt. dem Jahre 1384 z. B. ist berichtet, daß „der stat jurist" 261 Gulden unseres Geldes [t. Ein Arzt erhielt in demselben Jahre für die Behandlung eines Beinbruches, den ein ot im Dienste der Stadt erlitten, 13 Gulden — Aerzte erscheinen häufig unter den nen, welche Capitalien bei der Stadt anlegen. Vgl. S. 258.

halte unter das Patriciat aufgenommen. Der Reichthum vieler Patrici
familien war schon im 14. Jahrhundert ein sehr bedeutender. Beweis da
ist z. B. die Summe von 22,677 Gulden (in Silber) *), welche Ulman Strom
in den drei Jahren 1368, 1370 und 1394 für Häuserkäufe und Bauk
verausgabt hat, die Aussteuer von 2666 Gulden, die er seiner Tochter
wogegen deren Schwiegervater 6400 Gulden als Widerlage aussetzte; oder
Verordnung des Rathes aus dem Jahre 1428, welche verbot, für einen
mehr als 3 Mark Silber = 103 Gulden unseres Geldes zu verwenden.

So unbeanstandet den „Ehrbaren" ihre Ehrenvorrechte erhalten blieb
so lebhaft lehnte sich schon in frühen Zeiten der untere Bürgerstand gegen
Regierungsmonopol auf. Im Zusammenhange mit den Thronstreitigkeiten n
dem Tode des bürgerfreundlichen Kaisers Ludwig des Bayern beraubte
seinen Details wenig aufgeklärter Aufstand um Pfingsten 1348 die regieren
„Ehrbaren" ihrer Gewalt. Der Sieg der luxemburgischen Partei, deren
ner Markgraf Ludwig von Brandenburg, Kaiser Ludwigs Sohn, mit
Bewegung gezogen worden war, rief jedoch bald eine Reaction hervor, die a
die Alleinherrschaft der Patricier nicht mehr für immer in der alten Un
schränktheit herzustellen vermochte. Freilich war es nur eine unbedeutende C
cession an die demokratische Partei, daß (um das Ende des 14. Jahrhunder
das Jahr ist nicht genau zu bestimmen) acht Handwerker in den kleinen R
aufgenommen wurden, und sogar gegen diese fand man noch ein Gegengew
in acht „Alten Genannten", die wiederum von den Patriciern in den Rath
zogen wurden. Aber es war doch immerhin das Princip auch der zünft
Repräsentation gewahrt. — Die Mitglieder dieses oligarchischen Rathes
dessen Exclusivität durch eine höchst complicirte Wahlordnung gesichert
wußten stets die wichtigsten Aemter der Stadt in ihrem Kreise festzuhal
So bildeten sieben aus ihnen die sog. „Eltern Herren", einen geheimen Rath
welchem die Vorberathung aller wichtigen Angelegenheiten war", un
diesen wieder waren zwei (die „Losunger") die Vorstände der Finanzverwal
währen ein dritter als der Stadt Kriegshauptmann erscheint.

Ueber das Kriegswesen, sind aus dem Ende des 14. Jahrhunder
aus der Zeit des ersten großen Städtekrieges werthvolle und intere
Notizen erhalten. Im Kriege erscheinen zweierlei Bestandtheile des
die Bürgerwehr und die Söldner. Die erste pflegte sich nur bei
Ausmärschen zu betheiligen, welche sie nicht all zu weit von dem
biete der Stadt entfernten, und selbst dann benutzte eine große Zahl

*) Ich gebe hier der Einfachheit halber in der Regel die Preise nach unserem
Geldwerthe an, will aber Jedermann, der sich dafür näher interessirt, auf Hegels tre
handlung über die Münzverhältnisse Nürnbergs (S. 224 ff.) verwiesen haben.

Bürgern die Möglichkeit, sich von der persönlichen Dienstleistung durch eine Summe Geldes loszukaufen. Das beweist die bedeutende Summe von 12,136 Gulden unsers Geldes, welche die Stadt während des Feldzuges von 1388 von solchen Kriegsunlustigen einnahm. Die Söldner erhielten damals jährlich etwas über 200 Gulden u. G., im Felde das Doppelte, wofür sie sich aber selbst zu beköstigen hatten. So stellte sich die tägliche Ausgabe für einen Söldner im Felde auf etwa 14⅙ Schilling Heller = 3 Fl. 20 Kr. oder 1 Thlr. 27 Sgr. Den Verlust von Waffen und Pferden ersetzte die Stadt. Für ein gutes Pferd rechnete man wohl so viel, wie für den Mann, jährlich 50 Pfund Heller, auch darüber (z. B. in einer Stadtrechnung von 1387 werden für 2 Pferde 119 Pfund Heller = c. 380 Fl. berechnet), während sie natürlich im Frieden weniger galten (1402 finden sich einmal für das Pferd eines Hans v. Redwitz c. 75 Fl., für das eines Wilhelm von Seckendorf 113 Fl., für eines Knechtes Pferd 26 Fl, als Vergütung notirt). Für gefangene Söldner sollte nicht mehr als 13 Heller = etwa 15 Kr. oder 4 Sgr. als Lösegeld gegeben werden. — Neben diesen auf lange Zeit angeworbenen gab es noch andere für einzelne Züge bestellte Kriegsleute, die sog. „Aussöldner", deren Lohn sich für den „Spieß"*) mit 2 Pferden im Jahre 1388 täglich auf 2 Fl. 18 Kr. belief. — Nicht unbedeutend waren auch die Zahlungen an fremde, in den Stadtdienst gezogene Kriegshauptleute. So erhielt z. B. Herr Ulrich von Treutlingen, der 1387 in Dienst genommen wurde und dieses Verhältniß im Mai 1388 wieder löste, 1120 „Guldein" oder (den Guldein zu 4 Fl. 3 Kr. gerechnet) 4536 Fl. Wie denn überhaupt der Militairetat gewaltige Summen verschlang. In den 14 Monaten von Januar 1388 bis incl. Februar 1389 betrug er ungefähr 340,000 Fl. unseres Geldes, „das Dreifache der Gesammtausgabe des Stadthaushaltes in gewöhnlichen Friedensjahren". Bei diesen horrenden Ausgaben war es schwer, auf gewöhnlichen Wegen eine Deckung zu beschaffen. Deshalb schritt man wohl auch zu so „schmählichen Finanzoperationen", wie die Einziehung der Judenschulden im Jahre 1385 war, von welcher Hegel der Ansicht ist, sie sei „nicht etwa blos eine gemeine Geldschneiderei von K. Wenzel gewesen, sondern eine gemeinsame Finanzmaßregel der verbündeten Städte, um sich auf die wohlfeilste Weise das nöthige Geld für den Krieg gegen die Herrn zu verschaffen". Wie gut übrigens die Maßregel ihren Zweck erreichte, ergibt sich aus der Summe von 60,000 „Guldein" oder c. 340,000 Fl. unseres Geldes, welche die Stadt Nürnberg daraus zog. Daneben mußte man aber doch noch zu außerordentlicher Besteuerung auch der christlichen Mitbürger schreiten und Darlehen aufnehmen, welche „durch Verkauf

*) „Schwerbewaffnete Reisige, mit Lanze, Schwert und Harnisch gerüstet, auch Glefer genannt."

von Leibrenten zu 11 $^1/_9$ Procent und von Capitalzinsen, Ewiggeld genannt, zu 5 Procent" realisirt wurden.

Neben solchen außerordentlichen erscheinen übrigens auch ordentliche, regelmäßig erhobene Steuern in dem Budget der Stadt, von welchem eine Probe, die Rechnung vom 2. Januar bis 6. April 1388 in unserer Publication ausführlich mitgetheilt ist. Denn nicht am Ende jedes Jahres fand eine Rechnungsablage statt, sondern bis zum 15. Jahrhundert geschah das „in wechselnden Fristen, bald nach drei, vier Monaten, bald nach längerer Zeit, bisweilen über Jahresfrist hinaus".

Die Abrechnung wurde von den „Losungern" vorgelegt, wie wir gesehen haben, zwei Rathsherren aus dem Kreise der Ehrbaren, denen einer der in den Rath gezogenen Handwerker behülflich war, vor einem Ausschusse des Rathes, der gewöhnlich aus sieben Mitgliedern bestand.

Als Einnahmen ergaben sich: „Abgaben vom Handel, Gewerbe und Verkehr", Erträgnisse der Zölle, Taxen für ertheilte Concessionen und Bürgeraufnahmen; „Erträgnisse vom Grundbesitz und aus dem Gebiete der Stadt", die Einkünfte aus der Stadt Forsten und Weihern; Polizeistrafen*); Judenzins, endlich die eigentlichen Steuern. Hier hatte man zuerst eine indirecte Steuer von den Consumenten erhoben, das sog. „Ungeld", welches auf Getränke, Wein, Bier und Meth gelegt und theils nach der Quantität des Maßes, theils nach der Qualität der Sorte berechnet war, eine bedeutende, aber auch im Volk verhaßte Einnahmequelle, die Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts im Durchschnitt jährlich zwischen 50,000 und 60,000 Fl. unseres Geldes ertrug, wohl „ein Drittel und mehr der Gesammteinnahme der Stadt". Daneben traf dann die directe Steuer, die „Losung", hauptsächlich die wohlhabenden Bürger, vor Allen das Patriciat, dessen Fortbestand gegenüber den Zünften Hegel ganz vorzüglich dieser Selbstbesteuerung zuschreibt. Diese directe Besteuerung, bei welcher sich jeder Bürger „nach Eid und Gewissen selbst schätzte", brachte ungefähr das Doppelte des Ungelds auf.

Endlich erscheinen auch noch Anleihen in der Liste der städtischen Einnahmen, bei denen die Stadt in der Regel 5, häufig auch nur 4 Procent zu geben brauchte.

Die Ausgaben zerfallen natürlich in die gewöhnlichen laufenden und in außerordentliche Besoldungen und „Liebungen", d. h. Geschenke für besondere Bemühung im städlischen Dienste, Bestreitung von Gesandtschaften, „Königssteuer" und Geschenke an fürstliche Personen, öffentliche Bauten u. A. So

---

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit auf eine höchst interessante Publication des Stuttgarter literarischen Vereins (die 63ste) aufmerksam: Nürnbergs Polizeiordnungen aus dem 13.—15. Jahrhundert herausgegeben von Jos. Baader. Stuttgart.

kostete z. B. die Fahrt Ulman Stromers und dreier anderer Rathsherren nach Nördlingen zum Zwecke des Anschlusses an den Städtebund (1384) 98 Pfund = c. 400 Fl. unseres Geldes; so betrug die jährliche Königssteuer, die um Martini (12. November) fällig war, seit 1370: 8000 Fl. u. G.; so erwuchsen der Stadt aus zahlreichen Besuchen des Königs und verschiedener Fürsten, die wohl gerne in der reichen Stadt einsprachen, sehr bedeutende Summen. Ihnen wurden in der Regel silberne oder goldene Becher, „Köpf", mit einer Summe Geldes gefüllt, überreicht.

So erhielt z. B. König Ruprecht, als er am 2. Februar 1401 zum ersten Male Nürnberg besuchte: „Einen Köpf zum Werth von 120 Guldein und darin aar 1000 G.", was eine Summe von etwa 5000 Fl. u. G. repräsentirt. Es varen übrigens Huldigungen, wodurch die Stadt die Last erzwungener Darlehen icht immer von sich abzuwälzen vermochte, unter Anderm nicht, als sie im Jahre 1430 von König Siegmund mit einem Besuche erfreut ward und ihm in Darlehen von 9000 G. = über 36,000 Fl. „von seiner großen flehchen bete wegen" nicht abzuschlagen vermochte, wodurch denn die Ehre des Besuches der guten Stadt im Ganzen 11,815 Pfd. Heller = c. 48,000 Fl. stete. — Für Bauten wurden durchweg große Summen verwandt. Für den Mauerbau, die Hauptbefestigung der Stadt, ist in den Jahren 1384—1389 die Summe von 126,639 Fl. u. G. verausgabt worden.

Durch Ausgaben für Kirchen und Schulen war der Etat der Stadt gar cht in Anspruch genommen, ebenso wenig für Armenwesen. Für all eses hatte der Wohltätigkeitssinn einzelner Bürger durch Begründung reich tirter Stiftungen ausreichende Sorge getroffen. Durch eine Vergleichung r Einnahmen und Ausgaben kommt übrigens Hegel zu dem Ergebniß, ß „die Staatswirthschaft unserer bürgerlichen Altvordern gewiß nicht als eine ushälterische, vorsichtige und sparsame, vielleicht auch nicht einmal als eine wissenhafte" gelten könne. Und er sieht den Hauptgrund dieser Erscheinung rin, daß es der Finanzverwaltung der Geschlechter an der höchst nöthigen ntrole durch die Bürgergemeinde fehlte. Die Stadtkasse zahlte regelmäßig ihre nsen, in dieser Zeit nie mehr als 4 Procent für Ewiggeld und 10 Procent Leibgedinge und fand immer noch gleichen Credit. Wenige mochten wissen, man die Zinsen hauptsächlich nur mit neuen Schulden zahlte und daß die lösung der alten Schuld in keinem Verhältniß stand zu dem Anwachsen der ten. Im Jahre 1433—34 betrugen die Zinsen für Ewiggeld 8292 Pfd., die brenten 10,316 Pfd. Heller; das machte bei einer Gesammtausgabe von 955 Pfd., H. schon bald ein Drittel von dieser und fast das Dreifache von , was die Stadt im J. 1390 für denselben Zweck verausgabte. Im J. —43 hatte sich die Jahresausgabe für die Schuld schon wieder um die fte vermehrt: Zinsen für Ewiggeld 7469 Pfd., Leibrenten 19,641 Pfd., zusam-

men 27,110 Pfd.; an dem, was so allein die Stadtschuld verschlang, fehlten nur noch 3000 Pfd. bis zur Hälfte der Gesammtausgabe von 60,660 Pfd. und nur noch 8000 Pfd. an der Gesammteinnahme des Jahres — wenn man von dieser zu 96,225 Pfd. den Kassarest des Vorjahres mit 42,273 Pfd. und die neu aufgenommene Schuld des laufenden Jahres mit 19,283 Pfd. abrechnet." —

Die Zahlenverhältnisse werden uns noch anschaulicher, wenn wir die Preise der wichtigsten Lebensmittel damit in Parallele setzen, über die wir durch den vorliegenden Band nicht minder interessante Aufschlüsse erhalten.

Nach dem durch reiche Ernte gesegneten Jahre 1372 galt im Jahre 1373: 1 Simmer Korn $2\frac{1}{2}$ Pfd. Heller = 5 Fl. $27\frac{1}{2}$ Kr., 1 Simmer Hafer ebensoviel; dagegen 1375 im Februar: Korn 8 Pfd. = 22 Fl. 8 Kr., Hafer 5 Pfd. = 12 Fl. 35 Kr. und im April Korn 10 Pfd. = 25 Fl. 10 Kr., Hafer 5 Pfd. 5 ß. = 13 Fl. 13 Kr.; in dem Theuerungsjahre 1437 stieg Korn bis auf 33 und 35 Fl.

Daraus ergibt sich im wohlfeilen Jahre 1373 für 1 bayr. Scheffel Korn (100 Nürnb. Kornsimmer = 143,1 bayr. Scheffel) der Preis von 2 Fl. 42 Kr., für 1 bayr. Scheffel Hafer (100 Nürnb. Hafersimmer = 264,6 bayr. Scheffel) 1 Fl. 28 Kr., dagegen in dem Theuerungsjahre 1437: Korn 16 Fl. 21 Kr. Preise übrigens, welche in Vergleichung mit dem Theuerungsjahre 1817 und den wohlfeilen Jahren 1824 und 1826 für Nürnberg nicht die halbe Höhe der modernen erreichten.

Der Wein wurde zum größten Theil aus den rebenreichen Gegenden Frankens, kostbarere Sorten wohl auch aus Welschland bezogen. Von jenem kostete 1373 der Eimer zu 64 Maß 24 Pfd. (12 Pfd. = 37 Fl. 12 Kr. bis 18 Fl. 36 Kr.,) daher ein Maß guten Weines 35 bis $17\frac{1}{2}$ Kr. Es wird aber ausdrücklich hinzugefügt, daß damals ein reicher Herbst war. 1375 dagegen im Februar galt der Wein 70 bis 35 Pfd. = 125 Fl. bis $62\frac{1}{2}$ Fl., daher ein Maß zwischen 2 Fl. und 1 Fl. Von dem welschen Weine berechnet sich ein Maß zu beinahe 30 Kr. Durchweg billigere Preise, als die heutigen. — Die Arbeitslöhne, dem Anscheine nach von den heutigen wenig verschieden, galten in der That mehr, weil das Brodkorn nur halb so theuer war." Hier ergeben sich im Durchschnitt 26 Kr. als Lohn einer Tagesarbeit*). —

Es wird schließlich auch noch von Interesse sein, zu vernehmen, welche Maßregeln der Rath in dem öfter erwähnten Theuerungsjahre 1437 ergriff, um der Noth seiner Untergebenen zu steuern. Da die Ausfuhr in den nächst gelegenen Gegenden verboten worden und auch der Versuch, in entfernteren

---

*) Ueber Preise und Arbeitslöhne finden sich auch wichtige Aufschlüsse in der 64. Publication des Stuttgarter liter. Vereins: Endres Tuchers Baumeisterbuch der Stadt Nürnberg (1464—1475) mit einer Einleitung und sachlichen Anmerkungen von Dr. Fr. v. Weech herausgegeben durch Dr. M. Lexer. Stuttgart, 1862.

große Ankäufe zu machen, gescheitert war, wandte man sich um die Erlaubniß zum Ankaufe größerer Quantitäten Getreides an den Herzog Albrecht von Oestreich, der sie bereitwillig ertheilte. Die Einkäufe wurden dann der Gemeinde zu ermäßigten Preisen, theils zu Brod verbacken, theils in natura abgelassen, wobei der Maximalpreis des Korns auf 26 Pfd. = 26 Fl. u. G. (bei dem hohen Cours des „Guldein", in jenem Jahre = 5 Pfd. 18 dn.) festgesetzt wurde.

Möchten diese Zeilen, die nur auf einen kleinen Theil des Interessanten und Bedeutenden hinzuweisen vermögen, was der vorliegende erste Band dieser Publication bietet, dazu beitragen, auch das größere gebildete Publicum zur näheren Kenntnißnahme unserer alten Städtechroniken anzuregen und mögen die verdienten Bearbeiter Kraft und Ausdauer, die zu ihrem schwierigen und weit ausgedehnten Werke so nöthig sind, nicht verlieren. Bis jetzt scheint das rasche Gedeihen des Werkes auf das beste gesichert, da, wie wir hören, der Druck des zweiten Bandes begonnen hat, der neben verschiedenen kleineren Aufzeichnungen ein „Memorialbuch" von Endres Tucher aus den Jahren 1420—40 und die Beschreibung des Krieges der Stadt mit Markgraf Albrecht Achilles im Jahr 1449—50 enthalten wird.

F. W.

Waitz über Politik.

Grundzüge der Politik nebst einzelnen Ausführungen. Von Georg Waitz. Kiel 1862. Verlag von Ernst Homann.

Der gelehrte Verfasser hat ein gutes Werk nicht nur geschrieben, sondern auch gethan, als er sich entschloß, die Grundzüge des Staatslebens, mit besonderer Rücksicht auf den modernen Staat, welcher eine verfassungsmäßige Ordnung besitzt oder erstrebt, einfach und handlich zusammenzustellen, und einzelne Abschnitte weiter auszuführen in beigefügten Aufsätzen, die gerade nicht zu diesem Zwecke ursprünglich entstanden, wohl schon in Zeitschriften (z. B. in den Preußischen Jahrbüchern) früher verwendet, doch hier recht eigentlich an ihrem Platze sind. Der Beamte, der Abgeordnete, der Schriftsteller, welcher in der Arbeit für die Tagespresse seinen Beruf nicht verfehlt, sondern gewählt hat, der gebildete Bürger, kurz, ein großes Publicum ist es, welchem hier die reifen

Früchte fleißiger und tiefer Forschungen in gedrängter Uebersichtlichkeit und Fülle genießbar vorgesetzt werden. Das Buch ist eine Sammlung von Kernsprüchen, welche, wie Lebensregeln von der Wiege bis zum Grabe für den Menschen, so für jede Erscheinung im Staatsleben zu Rath gezogen werden können.

Wir leben jetzt wieder in einer politisch bewegten Zeit, darum ist das Buch zeitgemäß. Jeder von uns ist veranlaßt, zuweilen gegen seinen Willen genöthigt, seine Aufmerksamkeit dem Staate zuzuwenden; und weil es uns dabei als Leitfaden dient durch die Irrgänge der Theorien, der Systeme, der Thatsachen, darum ist das Buch nützlich.

Unter den Staatsformen wird das Königthum mit Vorliebe behandelt, nicht als gleichbedeutend mit Monarchie — denn Despotie, Theokratie und Imperialismus sind dem Verfasser zwar monarchisch, aber nicht königlich. Das Königthum ist die Herrschaft eines Einzelnen aus eigenem Recht, seinem wahren Wesen entspricht die verfassungsmäßige Ordnung. Die Unumschränktheit gehört weder zu seinem Begriff, noch ist sie historisch das Ursprüngliche; sie hat sich entwickelt im Gegensatz gegen den Feudalstaat und das Uebermaß des aristokratischen Elements; aber sie kann nur ein Uebergang sein zu einer neuen, den lebendigen Verhältnissen des Volkes entsprechenden, auf Mitwirkung desselben am Staatsleben beruhenden Ordnung. Die Unumschränktheit ist die Ausnahme, das Abnorme; der regelmäßige Zustand ist, daß auch das Volk ein bestimmtes Recht hat. Der König ist nichts ohne das Volk; er hat seine Gewalt nicht von dem Volke, aber auch nicht für das Volk, er hat sie so, daß sie wirksam wird in Gemeinschaft mit dem Volke. Zusammenwirken des Königs und des Volkes, das ist das Wesen verfassungsmäßiger Ordnung. Die Vorspiegelungen des Junkerthums in Preußen, als ob die gegenwärtige Mehrheit des Hauses der Abgeordneten, weil sie ihr verfassungsmäßiges Recht bei Feststellung des Staatshaushaltes übt, in die Rechte der Krone übergreife, und als ob das Junkerthum, zur Regierung berufen, diese Rechte in vollstem Umfange wahren und sichern werde, diese Täuschungen können nicht bündiger widerlegt werden, als es an den betreffenden Stellen unseres Buches geschieht. „Das feudale Königthum oder der Lehensstaat" — heißt es unter Anderem — „zeigt noch etwas Anderes als eine ausgedehnte oder eigenthümlich ausgebildete Mitwirkung einzelner Classen des Volks am staatlichen Leben. Sein Wesen ist Uebertragung der staatlichen Rechte an die einzelnen berechtigten Theile und Glieder unter Vorbehalt nur einer, oft sehr unbestimmten und wenig wirkungsreichen Oberherrlichkeit. In Wahrheit liegt darin eine viel größere Beschränkung, ja Beeinträchtigung des Königthums, als in jeder Art von verfassungsmäßiger Ordnung. Dort werden die staatlichen Rechte gänzlich hingegeben, hier ist nur bei ihrer Ausübung eine Mitwirkung Anderer erforderlich. So

das erste gut heißt und lobt, aber das andere verdammt und als dem Begriff des Königthums widerstrebend hinstellt, hat wenig von seiner Bedeutung begriffen." — Auch der in unsern Tagen wieder so stark mißbrauchte Ausdruck „von Gottes Gnaden" wird auf seinen wahren Sinn zurückgeführt. „Der Staat ist eine göttliche Institution, wie Familie und Kirche, aber nicht in dem Sinne, daß Gott dem einzelnen Staat, oder gar der einzelnen Staatsform, der einzelnen Staatsgewalt eine besondere Weihe ertheilt hat." Dann weiter: „Theokratische Vorstellungen (monarchisch, wenn der Herrscher, der an der Spitze des Staates steht, als der unmittelbare Stellvertreter Gottes oder selbst als ein göttliches Wesen angesehen wird) sind mit dem Judenthum zu den christlichen Völkern des Abendlandes gekommen, widersprechen aber, wie dem germanischen Sinn, so auch dem wahren Wesen des Christenthums" . . . „Eine Salbung oder Krönung, wo sie hergebracht, gibt kein anderes oder höheres Recht, als an sich in dem Königthum liegt. Der Ausdruck „von Gottes Gnaden" hat historische Berechtigung, drückt aber richtig verstanden nicht ein besonderes göttliches Recht des Königs aus." Dies sind Stellen aus den Grundzügen. In der zweiten Ausführung kömmt der Verfasser auf die jetzt wieder in Umlauf gesetzten falschen Auslegungen des Ausdruckes zurück und fährt dann fort: „Nicht ein Königthum, sondern nur Könige von Gottes Gnaden kennt die Geschichte. Und es war dies eine Bezeichnung mehr der Demuth als der Erhebung. Der gnädigen Fügung Gottes wurde es zugeschrieben, daß diese bestimmte Person die Herrschaft bekommen, zu der Würde gelangt sei. Es geschah das von dem gewählten wie von dem erblichen König, ebenso wie es von dem Bischof oder mitunter selbst von solchen geschah, die ein Amt aus der Hand des Königs empfangen. Es hatte noch weniger einen Bezug auf das Recht und die Macht des Königs; auch wo wenig Anderes als der Name übrig geblieben, ist jene Bezeichnung ungeändert gelassen. Oft genug sind Könige von Gottes Gnaden von ihren Ländern bekämpft und bewältigt worden. Theokratische, nicht christliche, sondern jüdische Vorstellungen sind es, die man heutzutage manchmal mit jenem Wort verbindet, unklare phantastische Bilder, die man sich von einem Königthum entwirft, das göttlich sein soll, noch in einem andern Sinne als alle Ordnung der menschlichen Dinge göttlich ist — von einem Königthum wie es nie in der Geschichte, am wenigsten in der deutschen Geschichte gewesen ist. Von solchen Täuschungen muß man sich los machen, wenn man endlich die historische Bedeutung des Königthums erfassen und ihm seine wahre Stellung im Leben der Völker anweisen will. Aber indem man es thut, tritt man nicht seiner Würde, seiner Heiligkeit zu nahe, man gibt derselben die rechte Grundlage, indem man ihm die Selbständigkeit vindicirt."

Die Rechte der Krone und der Ausdruck von Gottes Gnaden gehören dem Capitel von der monarchischen Form des Einheitsstaates an und werden

gegenwärtig nur darum häufiger in den Kreis der Erörterung gezogen, weil eine Fraction von Royalisten, welche mehr Könige zu Falle gebracht hat, als die wüthendste Demokratie, sie gegen die verfassungsmäßigen Rechte des Volks in das Feld führt. Von besonderem Interesse sind aber für uns Deutsche diejenigen Staatsformen, welche mehre gleichartige Staatenkörper für gewisse Zwecke ihres Lebens als einen Complex, als ein Ganzes zusammenfassen, während den Gliedern für ihre besonderen Angelegenheiten ihr selbständiges Wesen erhalten bleibt. Mit diesen Formen, dem Gesammtstaate, dem Bundesstaat und dem Staatenbund wurde in den letzten Jahren das Nationalitätsprincip in Verbindung gebracht, um, je nachdem man es brauchen konnte, zu binden oder zu lösen. — Ein kleines Gebiet kann für sich die Aufgaben des modernen Staates nicht mehr lösen; mehre müssen sich zu größern Gruppen vereinigen. Selbst größere Staaten sind genöthigt, sich z. B. für Bedürfnisse des Verkehrs, durch Verträge zu gemeinsamen Anordnungen und Einrichtungen zu verbinden.

Während in Amerika Glieder eines Bundesstaates sich von dem Ganzen mit Gewalt loszutrennen versuchen, haben die italienischen Staaten, welche kein Vertrag zusammenhielt, über die föderative Form hinweg, den kühnen Schritt zum Einheitsstaate gethan. Zwischen Frankreich und Rußland nur locker verbunden, streben die deutschen Stämme nach einem kräftigen Bundesverhältniß, um sich gegen äußere Feinde wehren, und um ihren gemeinsamen Interessen Ordnung und Geltung verschaffen zu können. Die betreffenden Stellen der Grundzüge und die dritte Ausführung „das Wesen des Bundesstaats", werden daher den Leser vorzugsweise ansprechen. Sehr kurz, aber ausreichend, wird die Verfassung des deutschen Bundes bezeichnet als die Verfassung eines losen, unvollkommenen Staatenbundes — nach einer Seite in der Einwirkung auf die Verfassungen der Einzelstaaten über Gebühr ausgebildet. — Auf einen Fortschritt zum Bundesstaate im Wege der Reform hat der Verfasser, wie auch Robert v. Mohl, dessen gewichtiges Buch über Politik wir früher in diesen Blättern besprochen haben, wenig Hoffnung. „Der Bundesstaat, sagt er unter Andern, ist bisher nur auf Grundlage republikanischer Staatsform entwickelt. Doch widerspricht er an sich nicht dem Wesen des Königthums, da das Recht des Einzelstaates und also auch des Königs im Einzelstaat ein selbständiges bleibt, nur dem Umfange nach beschränkt. Ein Bundesstaat bei Königthum in den Einzelstaaten würde an sich ein erbliches Oberhaupt auch für die Gesammtheit fordern. Eine Vereinigung dieser Stellung mit dem Königthum in einem Einzelstaat, zeitweise oder dauernd, kann nicht als ganz unzulässig erscheinen. Es führt aber leicht in andere Verhältnisse hinüber. Uebergänge und Zwischenstufen sind auf diesem Gebiete verschiedene möglich. Die Geschichte kann immer noch neue Formen erzeugen." — In demselben Sinne, wie hier,

auch der Verfasser den Ausdruck Geschichte an einer andern Stelle, wo von
n Störungen im Staatsleben die Rede ist, und schließlich von einer Störung
rch Bruch des Rechtes, von einer Umgestaltung durch die Gewalt. „Hat
Platz gegriffen, so kann erst die Geschichte der neuen Ordnung Halt und
ben geben. Die erwähnte Abhandlung über das Wesen des Bundesstaats
hrt den Gedanken der Grundzüge weiter aus und nimmt Bezug auf den
sgezeichneten Antheil, welchen der Verfasser an den Berathungen des Ver-
ssungsausschusses bei dem Frankfurter Parlament genommen hat. Er gesteht,
ß er nicht mehr auf dem Standpunkt stehe, den er damals eingenommen; er
nnert, daß er auch gegen Manches, was beschlossen wurde, nach Kräften
gekämpft habe. „Aber" — so erklärt er mit ehrenhafter Gesinnung — „ich
eifle sehr, daß die, welche am meisten das Geschehene tadeln, die Dinge
heblich besser gemacht hätten . . . und ich werde auch niemals zu den Leuten
hören, welche meinen, dadurch besondere Einsicht und Weisheit zu bekunden,
enn sie das am meisten schmähen, wofür sie früher am eifrigsten wirkten."

Ein Heimathloser in Mecklenburg.

Ob die nachstehende Thatsache der alleinige zwingende Grund, oder nur
e Veranlassung mehr war, daß Mecklenburg sich der am 15. Juli 1851 ge-
offenen, sogenannten Gothaer Convention „über die gegenseitige Uebernahme
sgewiesener" anschließen mußte, wollen wir unentschieden lassen, da es im
nzen gleichgültig ist, an welchem Beispiele die Misere unserer deutschen
nathsverhältnisse zuerst so recht deutlich ans Tageslicht getreten ist. Es ist
ig, daß dergleichen Fälle — und gewiß nicht vereinzelt — dem Begriff vom
zen, deutschen Vaterlande arge Stöße versetzt haben, und daß das komische
nent, welches wir darin finden müssen, wenn mächtige Regierungen sich mit
sten Noten und drohenden Demonstrationen abquälen, um Bagatellsachen
eseitigen, bei weitem durch die Tragik überboten wird, die das Haupt des
schützten Einzelnen trifft. — Kurz! die Sache wäre lächerlich, wenn sie
so traurig wäre.

Im Jahre 1850 oder 51 wurde auf dem Gute Käseke (Käsch), Demminer
s, Vorpommern, einem Tagelöhner, Krischan Schult, Meier, oder Müller

von dem Gutsinspector P. die Wohnung gekündigt und ihm angezeigt, er dieselbe zu Johannis desselben Jahres zu verlassen habe. Krischan ... zeigt aber an dem festgesetzten Termine dem Inspector an, er habe trotz ... angestellten Nachforschungen keine neue Heimath finden können. „Das ... mich nichts an," sagt der Inspector, „Er ist rechtzeitig gekündigt, die ... nung ist anderweitig vergeben, Er wird auf die Straße gesetzt." — ... der Ordnung! — Es geschieht und Krischan Schult sitzt eines schönen ... tages mit Frau und sieben Kindern inmitten seiner Habseligkeiten auf ... Straße, „den Himmel über sich zum Zelt und um sich her die Nacht."

Aber das geht doch nicht, hier muß doch etwas geschehn. — Krischan Schult meldet sich bei dem Herrn Landrath in Demmin und klagt ihm ... Noth.

„Wie lange hat Er in Käseke gewohnt?" fragt der Herr Landrath. — „Nägen Johr", ist die Antwort. — „Wo hat Er denn früher gewohnt?" — „Wahnt heww ik vördem noch gor nich, ik bün ok so äwer de Grenz ... un heww in Käsch drum frigt." — „Dann ist Er ja ein Mecklenburger." — „Ja, ik bün ut den Jvenackschen, ut Vas'paul." — „Ist Er denn naturalisirt?" — Dat weit ich gor nich, wat dat is." — „Dann haben wir nichts mit ... zu thun, dann muß Er nach Vasepohl wieder zurück."

Der betreffende Befehl wird gegeben, Krischan Schult wird mit Frau ... Kind, mit Sack und Pack aufgeladen und über die Grenze nach Vas..., einem Gute des Grafen Plessen auf Jvenack, gefahren. — Er meldet ... dem Gutsinspector D.: „Gun Dag ok, Herr, nu bün ik wedder hir." — „... is Hei, und wat will Hei?" — „Je, Herr, ik bün den ollen Jochen ...ten sin Sähn und heww in Käsch wahnt; äwer de Preußen wil'n mi ... länger behollen un hewwen mi mit min Fru un Kinner äwer de ... bröcht." — „So? Also Fru und Kinner hett Hei ok noch? — Wo lang' ... Hei denn all in'n Preußschen?" — „Nägen Johr." — „Denn holl ... jo bileiwe nich up! denn sett Hei sik fix wedder up den Wagen, dat ... führen mit kümmt. — Wi nehmen Em hir nich wedder up." — Krischan Schult setzt sich also wieder auf den Wagen und fährt nach Käseke zurück. „So, Herr," sagt er zu dem Inspector P., „wat nu?" — „Je, wat nu," hält er zur Antwort, „ik nem Em hir nich wedder an." — „Na, denn ... ik mi woll wedder en beten an den Herrn Landrath ranneswenken," ... Krischan Schult und geht nach Demmin. — „So, Herr, nu bün ik ... hir," sagt er zum Herrn Landrath. — „Das sehe ich," erhält er zur Antwort, „aber hier bleibt Er nicht, Er muß wieder über die Grenze." — „Je, ... helpt dat nich," sagt Krischan Schult, läßt sich mit Familie und Effecten ... der aufladen, nimmt Abschied von Käseke und hört nur noch, wie ... spector P. dem Fuhrknecht den Befehl gibt, er solle die Gesellschaft über ...

Brücke des Grenzgrabens fahren „un dor ladst du de Saken af und führst lik wedder taurügg, dat de Kirl nich wedder mitkümmt.“ — Das geschieht; leich hinter der preußischen Grammentiner Forst fließt der Grenzgraben; jenseit desselben auf dem Basepohler Feldmark werden die Habseligkeiten abgeladen, er Wagen fährt zurück, und Krischan Schult hat die beste Gelegenheit, sich n Ruhe den mecklenburgischen, wie früher den preußischen, Sternenhimmel anusehn. — Es wird ihm dies jedoch langweilig, oder er sieht nicht recht was Besonderes daran, er meldet sich also wieder bei dem Inspector D. in Basepohl: „So, Herr, nu bün ik wedder hir; un min Saken liggen all up deſ' Sid von de Scheid.“ — „Dor sälen se nich lang' liggen bliwen“ sagt der Inspector, nimmt Mannschaft mit und läßt Kisten und Kasten wieder in's Preußische hinüberwerfen.

Dieser Fall mußte natürlich eine Menge Federn in Bewegung setzen, eine ute Anzahl Noten wurden über die Grenze hinüber und herüber gewechselt. nd während der Zeit ward Krischan Schultens Hausrath auch immer über ie Grenze hinüber und herüber gewechselt, selbst die beabsichtigte Hinüberührung durch einen preußischen Gensdarmen scheiterte an der Wachsamkeit des Inspectors D., der an der Spitze von aufgebotenen Tagelöhnern sich dieser Gewaltmaßregel mit Glück widersetzte.

Aber Krischan Schult? — Oh, der war gut zu Wege; der lag mit den Seinen in der schönsten Jahreszeit im frischen grünen Walde; der Oberförster ı Grammentin „fühlte ein menschliches Rühren“ und gab ihm die Erlaubniß, ch aus Baumästen und Rasenstücken ein Wohnhaus zu bauen; die Umgegend nterstützte ihn mit Kartoffeln, er selbst ging auf Erndtearbeit und Frau und Kiner trieben Wegelagerei, zwar nicht vi, sondern blos precario, und überfielen)renwerthe, ansässige Reisende mit einer schrecklichen Darstellung ihres heiathlosen Zustandes.

Wie die Leute sagten, stand Krischan Schult sich sehr gut dabei, und wir lauben selbst, daß er als freier Mann und unabhängiger Arbeiter in dieser eutschen Polizei-Idylle unter Vogelsang und Wipfelrauschen das schönste Vierljahr seines Lebens verlebte; aber — die Tage der Glücklichen sind gezählt — wie sich der Notenhimmel der Grenzbehörden endlich dahin aufklärte, daß das tterschaftliche Gut Basepohl sich entschieden weigerte, den Ausgestoßenen mit rau und Kindern aufzunehmen, bezog sich der Himmel über dem Grammenner Forst mit schweren Regenwolken, die Vögelmusik zog ab, und der Herbsturm brauste in den Wipfeln der alten Buchen. — Krischan Schult konnte es ı seinem Sommerpalais eines Samojeden nicht länger aushalten, er ging ieder nach Demmin zum Herrn Landrath: „Herr, nu bün ick widder hir“ und rach den dringenden Wunsch aus, von seinem Bivouak in ein regelrechtes Winterıartier geführt zu werden. Der Landrath sah die Dringlichkeit und Gerech-

tigkeit dieses Wunsches ein, und wäre in Verlegenheit gekommen, wenn bei de
Zweckmäßigkeit deutscher Polizeigesetze überhaupt eine deutsche Polizeibehörde i
Verlegenheit kommen könnte oder dürfte. Die Zähigkeit der mecklenburgische
Ritterschaft in Heimathssachen hatte er erprobt, vielleicht war es möglich, da
das großherzogliche Domanium sich fügsamer zeigte. Krischan Schult wurd
also seinem Sommervergnügen entführt, er wurde wieder mit Frau und Kin
und Sack und Pack aufgeladen, nach Demmin gefahren und von dort in Be
gleitung von zwei Gensdarmen, um der Sache mehr Nachdruck zu geben, übe
die östliche Seite von Mecklenburg in das großherzogliche Amt Dargun geschafft.

Die Gensdarmen lieferten Krischan Schulten und ihre Begleitschreiben ab
und ritten davon: „Gott sei Dank, den Kerl wären wir los!"

Aber so schnell geht's nicht. — Die großherzoglichen Beamten sagten
„Was zum Kuckuk! geht uns der Kerl an? er mag tausendmal ein Mecklen
burger sein, wenn er nicht aus dem Domanium gebürtig ist, können wir uns
mit der Sache gar nicht befassen; der Kerl gehört der Ritterschaft an; fort
mit ihm dahin, woher er gekommen ist!"

Die Herren hatten Recht; denn Mecklenburg scheidet sich in drei Landes
theile, großherzogliches Domanium, Ritterschaft und Städte, die unter sich
vice versa die Heimathsgesetzgebung energischer aufrecht erhalten, als dies sogar
einem fremden Staate gegenüber geschieht; aber die Herren hatten auch Glück
der Zufall wollte, daß an diesem Tage des im Flecken Dargun abgehaltenen
Herbstjahrmarktes wegen zwei mecklenburgische Gensdarmen zugegen waren.
Diese wurden nun commandirt, die Familie Schult wurde wieder aufgeladen
und über die preußische Grenze geschafft.

Und da soll nun der höchstbetrübende Fall eingetreten sein, daß zwischen
der bewaffneten Macht zweier befreundeter Staaten auf der Grenze ein kleines
Scharmützel stattgefunden hat, in Folge dessen die mecklenburgischen Gensdarmen
ihre preußischen Herrn Collegen zwangen, die Familie Schult wieder mit nach
Demmin zu nehmen, wo Schult, Vater, denn bei dem Herrn Landrath zum
fünften Mal mit den Worten einrückte: „Na, Herr, nu bün ik wedder hir."

Ein solcher Scandal war denn doch zu groß. Das landräthliche Amt zu
Demmin hatte alle seine Pfeile verschossen, und alle waren machtlos an dem
dreifachen Panzer mecklenburgischer Heimathsgesetzgebung abgeprallt, die Sache
mußte andern Händen, den Händen der Regierung, übergeben werden. Die
preußische Regierung nahm nun auch die Sache auf und fragte bei der mecklen
burgischen an, welche gesetzliche Bestimmungen in Bezug auf die nach Preußen
ausgewanderten und dort nicht naturalisirten Landeskinder in den mecklenbur
gischen Landen geltend wären. — Die Antwort war, daß alle, die zwei Jahre
oder länger abwesend wären, oder im Auslande einen eignen Hausstand begrün
det hätten, als aus dem Unterthanenverbande ausgeschieden betrachtet würden.

Und — fragte Preußen weiter — unter welchen Bedingungen erwerben die diesseitigen Landeskinder das Heimathsrecht in Mecklenburg? — Wenn sie fünfzehn Jahr ununterbrochen an einem und demselben Orte sich aufgehalten hätten, hieß es.

Dies war denn doch ein zu großes Mißverhältniß; die preußische Regierung drang auf gegenseitige Gleichheit in diesen Verhältnissen, und um ihrer Forderung mehr Nachdruck zu geben, drohete sie widrigenfalls alle über die Grenze gegangenen und nicht naturalisirten Mecklenburger, eventualiter mit Frau und Kind ausweisen und in ihr Geburtsland zurücksenden zu wollen. Es wurden auch in Wirklichkeit an der ganzen Grenze herum Recherchen nach den nicht naturalisirten Mecklenburgern angestellt, welche ein Ergebniß von dreißig- bis vierzigtausend Personen geliefert haben sollen, die alle nach mecklenburgischen Gesetzen in ihrem frühern Wohnort das Heimathsrecht verloren und in Preußen kein neues erworben hatten, die also, falls man sie über die Grenze geschickt hätte, als Heimathlose dem mecklenburgischen Landarbeitshause verfallen gewesen wären.

Eine so große Menschenmenge konnten denn doch die allerdings großen Räume des alten Wallenstein-Schlosses zu Güstrow, welches zum Landarbeitshaus umgestaltet ist, nicht fassen. Mecklenburg mußte sich Preußen gegenüber zu einer liberaleren Heimathsgesetzgebung verstehen, wie sie in der Gothaer Convention ausgesprochen ist. In seinen eigenen Eingeweiden aber dauert die alte hartnäckige Verstopfung fort, und von einem lebendigen und erfreulichen Stoffwechsel zwischen Domanium, Ritterschaft und Landschaft ist keine Rede.

Und Krischan Schult? — Nun dessen Schicksale sind nach Obigem leicht zu ermessen. Mecklenburg mußte sich dazu verstehen, Krischan Schulten zurückzunehmen, remonstrirte aber mit Hand und Fuß gegen die Aufnahme von Weib und Kindern, als gebornen Preußen. Die Familie wurde einstweilen zerrissen, Frau und Kinder blieben in Preußen und Krischan Schult wurde über die mecklenburgische Grenze gejagt — endlich mit Erfolg. Das Gut Basepohl weigerte sich, ihn anzunehmen, wozu es auch durchaus nicht verpflichtet war; in dem Domanium und den Städten fand er natürlich erst recht keine Aufnahme, und so war er denn vor dem Gesetz ein heimathloser Vagabund, der ins Landarbeitshaus gehörte, dessen friedliche Räume ihn denn auch aufnahmen.

Ob er später ein anderweitiges Unterkommen gefunden hat, ob er wieder mit seiner Familie vereinigt worden ist, wissen wir nicht. Wir haben diese Geschichte nur so erzählt, wie das allgemeine Interesse, welches begreiflicher Weise dieser eclatante Fall, namentlich bei den Ausgewanderten hervorrufen mußte, sie zu jener Zeit täglich besprach.

Man hat nachträglich behauptet, Krischan Schult sei ein Taugenichts

gewesen, aber, ändert das etwas an der Sache selbst? Und — wäre er ein dreimal geschliffener und facettirter Tugendspiegel gewesen, eingefaßt in den vergüldeten Rahmen frommer Denkungsart, wäre er nicht in dieselbe Lage gekommen? — — —

Deutsche Maler in Rom 1861 und 1862.

Alljährlich in den Monaten Februar, März und April ist an der Piazza del Popolo im Lokale des römischen Kunstvereins eine Ausstellung geöffnet, so mager und kärglich beschickt, daß jede deutsche Mittelstadt von 20 — 30,000 Einwohnern sie glänzender aufzuweisen hat. Da sieht man von wenigen der in Rom lebenden renommirten Künstler einige kleinere Bilder gleichsam als Lockspeise, von der Schaar derjenigen aber, die sich zu einem Rufe oder in das Notizbuch der Lohndiener noch nicht emporgeschwungen haben, die Producte ihrer Sommerstudien ausgestellt. Die Italiener Podesti, Vertumni, Cortesi, Vanutelli, welche sich vergeblich bemühen, den Ruf ihres Vaterlandes aufrecht zu erhalten, hier und da ein aus der Villa Medici versprengter Franzose, vor Allem aber deutsche Anfänger sind es, welche in Summa mit kaum hundert Bildern selten einen Besucher anlocken.

In diesem Jahre sahen wir von deutschen Bildern auf dieser Ausstellung eine kleine, liebliche, sehr patent gemalte Landschaft von Lindemann-Frommelt — eine Scene aus den römischen Octoberfesten von Romaco, frisch und eigenthümlich aufgefaßt, aber roh und unfertig in der Behandlung — von Köhler eine Bäuerin aus dem Sabiner Gebirge und ein am Wasser spielender Knabe, beide voll Naturwahrheit bis ins kleinste Detail, das zuletzt genannte aber kaum über eine Studie emporragend — von O. Brandt ein kleines Genrebildchen — neben diesen genannten aber eine Menge sehr unbedeutender Sachen.

Es ist nun einmal in Rom alte hergebrachte Sitte, daß man den Künstler in seinem Studio aufsuchen muß; so war es vor hundert Jahren, so vor funfzig und so ist es auch noch. Fremde Bilder, d. h. solche, die außerhalb Roms entstanden sind, verirren sich selten dahin. Die römische Regierung be-

kümmert sich gar nicht um Gedeihen und Entwicklung der Kunst, und die römischen Künstler aller Nationen haben ein sehr natürliches Interesse daran, alles Hervorragende, was zu einem Vergleiche Veranlassung geben könnte, von ihrem Markte fern zu halten. Weil nun der Kunst in Rom ein Concentrationspunkt fehlt, weil sie nach allen Richtungen hin auseinandergeht, die Concurrenz ausgeschlossen und seit Jahrzehnten ihr kein leuchtender und leitender Stern aufgegangen ist — so kümmert sie im alten Schlendrian dahin und würde vielleicht ganz ersterben, wenn es nicht gleichsam Tradition unter den Fremden wäre, daß diejenigen, deren Kasse es irgend erschwingen kann, ein Bild aus der Wiege der Kunst mit nach Hause bringen, um es im Salon aufzuhängen und sagen zu können: „Auch ich war in Rom".

Es wird in Rom unendlich viel gemalt; denn es leben dem letzten statistischen Ausweise zu Folge gegen 800 Maler daselbst, und zu ihnen stellt Deutschland das respectabelste Contingent, respectabel nicht blos der Zahl, sondern auch dem Rufe und der Leistungsfähigkeit nach. Auf diese 800 Maler kommen jährlich 35,000 Fremde. Aber es sind schlechte magere Zeiten auch in Rom „Ci sono inglesi, ma sono de quelli cattivi" sagen die Römer d. h. die inglesi (mit welchem Ausdruck überhaupt alle Fremde bezeichnet werden) sind bedeutend zäher und gewitzigter mit ihrem Gelde geworden, vielleicht weil sie finden, daß sie in der Heimath dieselbe Waare besser und billiger erstehen können. Der bilderkaufenden, gut zahlenden und nicht feilschenden Fremden sind jedenfalls weniger geworden. Da kömmt wohl noch zuweilen ein amerikanischer Händler herüber und bestellt bei irgend einem seiner römischen Collegen so und so viel hundert Gemälde von dieser oder jener Größe, Stück für Stück zu diesem oder jenem Preise, in der Art wie man die Soldatenröcke bei dem Lieferanten in Commission gibt, und beide ziehen dann von Atelier zu Atelier, wo sie wissen, daß irgend ein sich kümmerlich nährender Kunstjünger sitzt, der genöthigt ist, seine Bilder à tout prix loszuschlagen, um seine Existenz im lieben Rom zu fristen.

Wie die eine Schwalbe, so macht dieser eine Amerikaner keinen Sommer, aber er bewirkt, daß die Mittelmäßigkeit gedeiht, und daß auch das elendeste Machwerk schließlich noch einen Käufer findet. Will man sich von dieser Wahrheit überzeugen, so braucht man nur in die zahllosen Kunsthandlungen und Trödlerboutiquen hineinzuschauen. Sie sind von oben bis unten gefüllt mit ganz werthlosen modernen Bildern, die in Deutschland nimmermehr einen Käufer finden, und mit schlechten Copien nach alten italienischen Meistern. Viele dieser Kunsthändler haben in den Gallerien irgend einen berühmten Raphael, Tizian, Romano ꝛc. dadurch mit Beschlag belegt, daß sie einen Maler in ihrem Solde halten, der Jahr aus Jahr ein nichts weiter thut, als dieses eine Bild zu copiren, so daß er zuletzt eine große Virtuosität darin erreicht und den

Verkauf derselben zur Domaine seines padrone macht. So sind seit vielen Jahren die Copien von Raphaels Geiger und Fornarina, von Guido Renis Cenci, von Tizians berühmter Madonna, von Domenichinos Sybille und den anderen Gemälden durch ein und dieselbe Hand gefertigt und die betreffenden Kunsthändler sind dadurch reich geworden. Wie massenhaft, wie schnell und wie sicher diese Copienfabrikation sein muß, wurde uns unter Anderem auch dadurch klar, daß man uns eine gar nicht üble Copie der Cenci zum Preis von zwei Scudi anbot.

Neben stümperhaften modernen Machwerken und werthlosen Copien tauchen aber von Zeit zu Zeit bei den Kunsthändlern und Restauratoren Originalgemälde der berühmtesten Meister aus dem Dunkel der Vergessenheit ans Licht, werden sorgsam geflickt, überpinselt und mit einem prächtigen glänzenden Lack überzogen, sodann mit erstaunlicher Frechheit dem Publicum angepriesen. Noch erstaunlicher aber ist es, daß diese mehr oder weniger betrügerischen Producte nicht blos eine Menge Gläubige, sondern auch fast immer ihren Käufer finden. So treiben sich immer einige Raphaels in den Läden herum, und in einem Kunstladen am spanischen Platz konnte man im Sommer 1862 neben vortrefflichen Canalettos ein ungeheures Bild bewundern, bei welchem der Händler nur in Zweifel war, ob es Rembrandts, Rubens oder Van Dyks Meisterhand seinen Ursprung verdanke.

Die Kunst geht überall nach Brod; was nicht gekauft wird, wird nicht gemalt. — Die große Masse der Käufer sucht in Rom Darstellung des römischen Landes und Volkes. Das ist an und für sich ganz gut, wenn nur nicht die stereotypen gelben, rothen und blauen Farben der Landschaft, die conventionellen Pinien und Cypressen und die Modellköpfe von der spanischen Treppe und der Via Felice die gangbarste Waare wären.

Doch, gütiger Leser, willst Du das Vorzüglichere von dem sehen, was in Rom und wie gemalt wird, so laß uns einen Blick in einige Ateliers werfen.

Das Künstlerviertel breitet sich aus über die Ripetta, Via Babuino, Margutti, wo sich kasernenartig Atelier an Atelier reiht, über alle Straßen auf der Höhe des Pincio bis hinauf nach S. Maria Maggiore. Dies ist gleichzeitig das Quartier der Fremden, in welchem fast jedes Haus zum chambre garnie eingerichtet ist und die Ueberschrift an den Hausthüren, camere d'affittare uns mahnt, daß hungrige Hauswirthe auf den Geldbeutel des unermeßlich reichen Nabobs lauern. Willst Du aber in näheren persönlichen Verkehr mit den deutschen Künstlern treten, so begib Dich früh Morgens oder mit Anbruch der abendlichen Dunkelheit in das Café greco in der Via Condotti, da wirst Du einen Tag wie alle Tage, genau um dieselbe Stunde und auf demselben Platze dieselben Leute finden: Riedel, Schweinfurth, O. Bra Wieder, Pollack, Romaco, Pastini, Meyer, Müller und Andere, fast durch-

enswürdige Menschen von vortrefflich conservativer Gesinnung, die mit
tscher Gründlichkeit die Augsburger Allgemeine studiren, und Ruhe und
ede in Rom über Alles lieben. Oder wandle Abends in den deut-
n Verein im Palazzo Poli an der prachtvollen Fontana Trevi, wo
er Deutsche freundliche Aufnahme und in zahlreicher Gesellschaft alle ver-
iedenen Mundarten und Sitten des lieben Vaterlandes vertreten findet.
nn auch sonst nirgend, so wirst Du doch hier deutsche Einigkeit zur Wahr-
t geworden finden. Nur ein kleiner Theil dieser Gesellschaft ist in Rom
il angesessen, der größere regenerirt sich alljährlich. Die guten alten Zeiten
d vorüber, und mancher „alte Römer" hat in den letzten Jahren sein Bün-
geschnürt, um dem heimathlichen Heerde zuzuziehen, so namentlich Villers
Landschaftler, der Nestor der lebensfrischen Elemente unter den deutschen
lern. Aber nach wie vor wandern die Jünger der Kunst über die Alpen,
weder hoffnungsreich und lernbegierig dem gelobten römischen Lande zu,
r von dort zurückkehrend mit dem Stein der Weisen in der Tasche und
der Sehnsucht nach der ewigen Stadt im Herzen. Von dem deutschen
nstlerleben in Rom früherer Jahre ist kaum noch ein Schatten geblieben;
s Cervara-Fest, il carnevale dei Tedeschi, ist durch den letzten italienischen
ieg zu Grabe getragen worden, und nur noch dem Scheidenden wird der
schiedstrank aus der Fontana Trevi gereicht.

Die in Rom stabil angesessenen Maler bilden die Maleraristokratie, welche
Selbstbewußtsein und Verachtung auf den Schwarm der Zugvögel herab-
ut. Sie kennt Rom und römisches Leben von Grund aus, zieht in ihren
en Tagen nur ausnahmsweise hinaus in die Campagna, im Sommer höch-
ns auf einige Wochen nach dem comfortablen Albano oder nach Aricia zum
deren Martorelli, nicht um den alten hergebrachten Schlendrian durch neue
idrücke zu erfrischen, sondern um der Hitze in der Stadt und der aria cat-
a aus dem Wege zu gehen. Diese Maler sind es, deren luxuriös ausgestat-
e Ateliers mit vortheilhaft aufgestellten Bildern und wohl arrangirten Album-
hen den Besuch der Fremden erwarten, welcher so sicher zu ihnen, wie zum
tikan und Colosseum vom Lohndiener geleitet wird. Höchst anständig, meist
t tadellosem porto pranzo (Cylinderhut) und blanken Stiefeln geht diese
istokratie einher, speist in irgend einem Hotel um sechs Uhr zu Mittag und
bringt ihren Abend auf den Routs von Fürsten, Cardinälen und Gesandten.
terhalb dieser Region bewegt sich mit breitrandigem Strohhut, gelben Schuhen,
zwanglosen Manieren der plebejische Haufe der Zugvögel, oft geniale, talent-
le und tüchtige Menschen, die ihre Stipendien verzehren, nie ohne das
izzenbuch zu sehen sind und die Campagna mit ihren weißen Schirmen
eben. In den Sommermonaten füllen sie die Lokanden der entfernteren,
n der Cultur noch wenig angehauchten Ortschaften des Volsker- und Sabiner-

Gebirgslandes, versteigen sich zuweilen sogar in die wilden neapolitanisch
Abruzzen, das non plus ultra aller landschaftlichen Schönheit und Volk
originalität. Oft mischt sich unter sie irgend ein „famoser Kerl“, der da a
kurze Zeit herübergekommen ist, um Studien und Skizzen zu sammel
welche er im nächsten Winter in seiner nordischen Heimath verarbeiten will.

Wenngleich nun der Ankömmling im deutschen „Vereine“ alsbald ei
Art von „zu Hause“ mit gemüthlichem geselligen Verkehr findet, so darf er do
von den einheimischen Künstlern keine Förderung in Bezug auf die Kunst e
warten. Jeder von letzteren geht seinen eigenen Weg, bekümmert sich wen
um den Anderen, und so gern er dem anklopfenden Kauflustigen seine Th
öffnet, wird er eine enttäuschte Miene machen, wenn er statt dessen ein
Lernbegierigen eintreten sieht. Keiner hält in Rom ein Atelier, in welchem
Schüler heranbildet, mit Ausnahme Lindemann Frommelts, doch dieser au
nur für reiche Dilettanten, welche im Stande sind monatlich die Summe vo
30 Scudi d. s. 45 Thlr. zu erlegen, eine Summe, die dem Kunstjünger mei
unerschwinglich ist. In dieselbe Kategorie gehören auch die Unterrichtsstunde
welche Andere außerhalb des Hauses ertheilen. Läßt man sich aber im Som
mer in einer von den Künstlerherbergen zu Olevano oder Subiaco nieder, s
wird man in eine jugendlich frische Malergesellschaft hineingerathen, in welch
doch immer Einige sich befinden, welche Tüchtiges leisten und durch ihr Bei
spiel anregend und fördernd auf die Genossen wirken.

Wenden wir uns zurück zu den deutschen Malerateliers in Rom und be
ginnen wir mit dem Overbecks. Er wohnt auf der Höhe von S. Mari
Maggiore, gegenüber der Kaserne Ravenna, in einem alten Palaste mit zau
berischer Aussicht auf die Albaner Gebirge. Jeden Sonntag von elf bis zw
Uhr hat er seine Ateliers dem Publicum geöffnet und macht dann mit unermüd
licher Liebenswürdigkeit selbst den erklärenden Cicerone. Er ist der König de
„Nazarener“, der, wie Cornelius bei seinem Abschiede von Rom sagte, vermög
der Milde und Güte seines Gemüths nur Engel malen könne. Overbeck
Cartons sind erhaben über jede Kritik, und Hoch und Gering pilgert zu ih
die Darstellung der sieben Sacramente zu bewundern, welche, im Auftrage de
Kaisers von Oestreich für den Stephansdom entworfen, in Folge des durch
den letzten italienischen Krieg hervorgerufenen Geldmangels nicht zur Aus
führung gelangt sind. Ebenso großartig und vollendet, wie diese Compositionen
selbst, erschienen uns lieblich und sinnig die in die umschließenden Arabesken
eingeflochtenen Darstellungen aus dem menschlichen Leben.

Von dem König der Nazarener wenden wir uns zum Fürsten der Natura
listen, zum alten Riedel; von Overbecks ernsten, von tief religiösen Gedanken
getragenen Figuren, von seinem kreidigen, farblosen Colorit, wie wir es a
einer kleinen Madonna sahen, springen wir plötzlich über in das jugendl

ppige Leben nackter Mädchengestalten, in eine Gluth und Wollust der Farbe, elche vollkommen blendend sind. Was Goethe in seiner Farbenlehre theoresch, das hat Riedel praktisch zu einer Kunst entwickelt. Kein anderer Maler versteht wie er durch eigenthümliches Nebeneinandersetzen der anscheinend nander am meisten widersprechenden Farben einen frappanten Effect hervorzuingen. Wir sahen im Frühjahr 1861 in Riedels Atelier ein großes Genreld, die Figuren in Lebensgröße: „badende Mädchen unter einem von den trahlen der Sonne durchleuchteten Dickicht von blühenden Granaten, Oleanrn und Rosen.“ Es war ein fabelhafter Licht- und Farbeneffect in diesem ilde und in den jugendlichen Körperformen der Mädchen, in der Farbe des eisches, in den Reflexen, die auf demselben spielten, ein unbeschreiblicher iz. Dennoch gewährte das Bild nur wenigen der Beschauer eine innere efriedigung und vielfach hörte man die Ansicht aussprechen, daß der Künstler f der äußersten Grenze angekommen sei, wo die Kunst dem rein sinnlichen npfinden zu erliegen beginnt; daß ferner ein so trivialer Inhalt nicht in anspruchsvollem Umfange auftretendürfe. Was im Kleinen lieblich und reizend n mag, das erscheint im Großen vielleicht unschön und überladen, und diese Fülle Leinewand und Farbenpracht hätte wohl einem großartigeren Motive zu Theil rden können, wie Riedel es sonst in seiner Sacontala, Menoka, Sophobe 2c. mit glücklichem Griffe zu finden wußte. Wir sahen dieses Bild spä- auf der Pariser Ausstellung wieder und können versichern, daß es dort gar nen Eindruck hervorbrachte, sondern unter der Masse ähnlicher Motive auch t seiner Farbe und seinem Licht ganz unbeachtet blieb. Aus einem späteren lde von Riedel, einer Sklavin, war zu erkennen, daß der Künstler auf dem ährlichen Wege weiter wandelt.

Riedels Manier hat eine Menge Nachahmer gefunden. Bis zu welchem ade diese sich verirren können, bemerken wir an Pollacks Bildern, eines nstlers, von welchem wir vor mehren Jahren Vortreffliches sahen, der aber ohne Riedels Wissen und Talent bei der Carricatur angekommen ist.

Von W. Wieder's früheren Bildern sind uns nur seine ungemein lebenn und charakteristischen Scenen aus dem römischen Fasching erinnerlich. lerdings sind drei größere Bilder aus seinem Atelier hervorgegangen, welche das historische Genre hineinreichen. Das vorzüglichste derselben hat nicht in Rom die wohlverdiente Anerkennung gefunden, sondern auch ehrenvoll en Platz auf der Pariser Ausstellung behauptet; wir meinen seine „Sündenebung am grünen Donnerstag in S. Peter“, vortrefflich in Wahl des enstandes, Composition und Ausführung. Später vollendete er ein Pen- zu diesem Bilde, „die Einkleidung einer Nonne“. Abgesehen davon, daß Gegenstand schon gar zu oft da gewesen ist, so waren hier die Beziehungen Figuren unter einander doch gar zu trivial. Auch im Ton und im Arran-

gement ließ das Bild Manches zu wünschen übrig, am meisten gelungen sch uns die Architektur, eine Lokalität aus der Kirche von Araceli. Das neuere Bild Wieders sahen wir in Florenz, eine „Arethusa“, die in den Q verwandelte Nymphe; es erregte viel Interesse durch den grünlich wäss Ton, und durch die Harmonie, die über das Ganze ausgegossen waren, durch die tadellos schöne Gestalt der Nymphe. Aber Niemand kam den Katalog darauf, in dieser Figur gerade eine Arethusa zu suchen und brach sich den Kopf, warum an dem schönen, sich wie beim Gähnen reck Mädchen das Wasser herunterlaufe.

Der Wiener Romaco hat sich im Garten der Villa Malta unter Orang Cypressen und Weinlauben idyllisch eingerichtet. Er ist ein Mensch von gro Talent und großer Zukunft. Seine Portraits streifen an Van Dyksche K und alle seine Bilder haben etwas Eigenthümliches und Ursprüngliches, auch etwas Rohes und Unfertiges. Für die Londoner Ausstellung hatte ein Bild bestimmt „Seifenblasen treibende Kinder“, die Figuren über lebensg aber nur bis zum Gürtel sichtbar, im Fleisch kräftig und wahr, auch in Gewandpartbien tadellos. Etwas zu realistisch erschien uns eine „nackte Skla Auch in der Aquarelle leistet Romaco Vortreffliches. „Getreide schüttende Mä chen von Olevano“, „tanzende Mädchen von Trastevere“, „Morraspieler“ riethen in gleichem Maße Talent und Verachtung aller Gesetze der Perspe

O. Brandt's kleine Genrebilder sind das Vollendetste, was wir in Art in Rom gesehen haben; warm und harmonisch im Ton, fein empfun und wiedergegeben zeigen sie Scenen aus dem Leben des Landvolks, und hab besonderen Werth für diejenigen, welche das Volk aus eigener Anschauung nicht blos aus Bildern kennen. Das Landvolk ist nun einmal im gewö lichen Leben zerlumpt und überaus schmutzig und hat eine wesentlich and Physiognomie als die Kopf- und Costüm-Modelle auf der spanischen Trep welche in unzähligen Conterfeien nach allen Richtungen der Welt wande O. Brandt hat eine besondere Vorliebe für Kinderfiguren, malt sowohl Landschaften wie seine Localitäten treu nach der Natur und ist darin viell etwas zu gewissenhaft. Wenn es wahr ist, daß jeder Maler im Grunde nur sich selbst in seinen Bildern wiedergebe, so vermögen wir allerdings denen O. Brandt's dessen eigenes anspruchloses Wesen wieder zu erkennen.

Der Hamburger Lehmann und der geistreiche Natorp, Letzterer mit alten Flor das unermüdliche joviale und belebende Element der Künstlerg keiten, gaben Scenen aus dem Volksleben, meist in großer Landschaft voll lienischer Pracht und Herrlichkeit, das Ganze aber doch entschieden dem Ge angehörend.

Aehnliche Motive, die Landschaft aber überwiegend und das Beste, der Badenser Schweinfurth, ohne deshalb die beiden Zuvorgenannten zu

reichen. Wir sahen von ihm zwei Landschaften aus der Gegend von Grotta Ferrata, ein Motiv aus der Campagna, alle mit reicher Staffage, endlich „Mönche in einem Waldesdickicht", letzteres das am wenigsten gelungene. Will man diesen Künstler in seinen Figurenstudien belauschen, so muß man ihn in Lunghezza, einsam in der öden Campagna zwischen den Albaner und Sabiner Bergen, unfern des classischen See Regillus gelegen, aufsuchen, wo er im Frühjahr und Herbst mit rastlosem Fleiße und unermüdlicher Energie arbeitet. Von seinen meisterhaften Studien und Thonmodellen wünschten wir, daß er sie besser in seinen Landschaften zu verwerthen verstände; wenigstens ist uns nicht erinnerlich in natura Esel mit preußischblauem Schatten im Fell gesehen zu haben.

Thelen malte im Frühjahr 1861 ein Portrait des Cardinal Antonelli, welches allgemein sehr gelobt wurde, wogegen ein anderes Bild: „Der Angriff des päpstlichen Zuavenbataillons in der Affaire von Castelfidardo" wenig Anklang fand.

Kunkel aus München, neuerdings dorthin zurückgekehrt, hatte einen der weiten Säle des verödeten Palastes vor der Porta del Popolo, den das Volk Papa Giulio nennt, in Beschlag genommen und arbeitete darin an einem Bilde von gigantischen Dimensionen, die Figuren im Vordergrunde über lebensgroß: „Die Hermannschlacht". Die Composition erinnerte an die Vatikanische Constantinschlacht; wie in dieser der Kaiser auf weißem Rosse als Hauptfigur einer die Mitte des Bildes einnehmenden Gruppe dem Beschauer entgegentritt, so in dem Kunkelschen Bilde der Arminius; rechts der sich in sein Schwert stürzende Varus; links, aus dem Walde hervorbrechend, die Schaaren der Germanen, deren Weiber von der Höhe der Felsen auf die andringenden Legionen der Römer, welche den größten Theil des Hintergrundes einnehmen, Baumstämme und Steinblöcke herabwälzen; im Vordergrund ein wildes Gewühl von Kämpfenden zu Roß und zu Fuß. Das Bild, die Arbeit fast eines Menschenalters, war noch unvollendet, und wenn gleich im Ton und in der Anordnung der Gruppen vollkommen „zusammen", und in einzelnen Figuren sehr gelungen, machte es doch den Eindruck, als ob der Künstler erst allmälig daran malen gelernt habe, so verschieden war es in seinen Theilen. Aus der Situation konnte man keinen Grund entnehmen, weshalb Varus seine Sache jetzt schon verloren gibt und sich in sein Schwert stürzt, denn die Haufen der Römer sind zahlreicher wie die ihrer Gegner, ihre Fronten fest geschlossen und im Vordringen begriffen, die Schlacht ist augenscheinlich noch nicht auf ihrem Wendepunkt angekommen. Immerhin verrieth das Unternehmen des Künstlers eine großartige Auffassungsweise und diejenigen, welche ihm näher standen, hatten zu seiner Befähigung und Energie das Vertrauen, daß er es zu einem glücklichen Ende führen werde.

Th. Große aus Dresden stellte im deutschen Vereine seine Entwürfe zur Ausschmückung des Leipziger Stadthauses aus, eine Concurrenzarbeit, die den Preis errungen, im Vaterlande die wohlverdiente Anerkennung gefunden, und des Künstlers Ruf gesichert hat.

Wenden wir uns nun zu den Landschaftern, zunächst zu Franz Drewer. Er ist unbestritten zur Zeit der bedeutendste und gediegenste Landschaftsmaler in Rom, ein Mann voll ernsten Strebens, dem es um das wahre Wesen der Kunst zu thun ist. Er malt großartige, ernste und stilvolle Compositionen. Fern von aller Manierirtheit, von der Sucht, durch Effect und complicirten Farbenreiz wirken zu wollen, sind seine Bilder gleich ergreifend durch den Totaleindruck wie durch das Detail der Ausführung und durch Naturwahrheit. Wie Overbecks Compositionen erhaben über denen seiner Nachahmer, so verschwindet als leichte Waare gegen Franz Drewers Bilder, was wir sonst von Landschaftsmalerei in Rom sahen, und uns überkam unwillkührlich der Wunsch, ihn als Lehrer an einer unserer deutschen Kunstschulen wirken zu sehen, um durch seine Richtung unsere deutsche Landschaftsmalerei auf den richtigen Weg zurückzulenken, von welchem sie durch unglückselige Nachahmung französischer Vorbilder und durch die Sucht nach Farbeneffect auf Kosten der Naturwahrheit abgekommen ist. Ein großes Bild in F. Drewers Atelier, eine Landschaft im Charakter des Sabiner Gebirges machte allerdings den Eindruck einer großen Studie, sollte aber auch nichts Anderes sein. Was der Künstler zu leisten vermag, bewiesen ein „Hain mit mythologischer Staffage“ (Hylas mit den Nymphen) und eine „Waldgegend am Fuße des Soracte“.

Ganz entgegengesetzt dem F. Drewer ist Lindemann-Frommelts Richtung. Wie poetisch seine Bilder sind, wie bestechend durch Licht, Duft, Farbe und geschmackvolles Arrangement, so zeigen sie doch eine prononcirte conventionelle Manier, welche sie nicht über das Niveau von Salonbildern sich erheben läßt. Andererseits ist es aber nicht zu leugnen, daß Lindemann-Frommelt die Sehnsucht nach dem Lande voll Sonnenschein, wo im dunklen Laube die Orangen glühen, zu wecken weiß. Sein „Nemi-See“, den wir kürzlich in Deutschland wiederfanden, ist ein zartes und ein duftigweiches Bild, voll italienischer Gluth, aber alles Andere, nur nicht der Nemi-See. Der Maler darf sich gewisse Freiheiten erlauben, er darf aber nie den Charakter einer bestimmten Landschaft total verändern. In Lindemann-Frommelts Atelier in Rom fanden wir zwei große Ansichten von Potsdam, auf Bestellung des Königs von Preußen gemalt. In der That, Potsdam war uns nie so schön erschienen, wie auf diesen Bildern, aber es war dieser Ort mit italienischer Luftperspective, italienischen Baumformen und Terraintönen; wo waren da die Kiefern, Birken, die mageren Sand- und Heideflächen des Brauhausberges und von Novawes? Des Künstlers stärkste Seite sind seine Aquarellen, von denen wir einen ganzen

Cyklus, für die Herzogin von Hamilton bestimmt, sahen. Sein oft wiederholter Sonnenuntergang vom Pincio aus, mit dem Blick auf St. Peter die Höhen des Monte Mario und Gianicolo, in abendliche Gluth gebadet, ist ein Meisterwerk und ein Beispiel, was mit Wasserfarben geleistet werden kann. In Lindemanns Atelier malte der berühmte Belgier Gallait im verflossenen Winter ein Portrait des Papstes und den Kopf der Stella, des zur Zeit in Rom schönsten Modells. Es mag sein, daß man vor ein Bild Gallaits mit zu großen Prätensionen trat; diese beiden entsprachen aber denselben nicht.

Von den deutschen Aquarellmalern ist der Wiener Pastini der hervorragendste; er malt Architektur und Interieurs von Prunkgemächern, mit Staffage, in hoher Vollendung. Auch Meyer leistet in der Landschaftsaquarelle sehr Tüchtiges.

Der junge strebsame Kupferstecher Jacobi aus Berlin hatte nach dem berühmten Sodoma der Farnesina eine bis in das kleinste Detail genaue Aquarelle gefertigt, um danach einen Stich auszuführen, war ferner mit einer gleichen Arbeit nach der Schule von Athen beschäftigt.

Von den Werken derjenigen Künstler, welche sich nur vorübergehend in Rom aufhielten, sahen wir des Hamburger Heilbutt „zwei auf dem Pincio einander begrüßende Cardinäle“ ein Bild voll von Humor und trefflicher Ausführung.

Kurhessische Briefe.

4.

12. Dec.

Endlich hat die Regierung Farbe bekannt. In der den Ständen am 5. Dec. von dem Landtagscommissar abgegebenen Erklärung wird zwar die Aenderung des Wahlgesetzes als eine „ganz hauptsächliche Aufgabe“ des gegenwärtigen Landtages bezeichnet; jedoch soll dessen Thätigkeit hierauf nicht beschränkt sein. Es soll den Ständen alsbald vorgelegt werden: 1. Das Budget für die laufende Finanzperiode 1861—1863; 2. Alles dasjenige, was nach §. 4 und 6 der landesherrlichen Verkündigung erforderlich ist, also die „provisorischen Gesetze“ und „diejenigen Verordnungen, welche gesetzliche, mit landständischer Zustimmung ergangene Anordnungen beseitigt haben“; und 3. die im wohlver-

standenen Interesse der materiellen Wohlfahrt des Landes gebotenen Vorlagen. In letzterer Beziehung wird ausdrücklich zugesagt: die Wiederherstellung der von Hassenpflug beseitigten fünf Obergerichte; die endliche Erledigung der Leihbank-Angelegenheit und der Bau einer Eisenbahn von Bebra über Fulda nach Hanau.

Mit diesen „Modificationen" des aufgestellten Princips werden die Stände schon verhandeln können. Gleichzeitig hat aber auch das Ministerium durch den Mund des Landtagscommissars eröffnen lassen: „die Regierung müsse einer Anschauung entgegentreten, als ob die bisher bestandene Verfassungs- und Rechtsordnung nur einen thatsächlichen Zustand darstellte, dem jede rechtliche Wirksamkeit abging." „Die Staatsregierung hält sich für verpflichtet, unumwunden zu erklären, daß sie einer Ansicht, aus welcher folgerecht so etwas hergeleitet werden könnte, jede praktische Geltung und jeden Einfluß auf ihr eignes Handeln und Wirken versagt, und falls es möglich wäre, einen Zusammenhang dieser Anschauungen mit den Beschlüssen der hohen Versammlung über die Zulassung des zweiten Abgeordneten der Stadt Hanau und die Wahl des Ausschusses für Vorschläge zu Mitgliederstellen des Oberappellationsgerichtes zu unterstellen, so würde ich meine damalige und meine heutige Erklärung als ausdrückliche Wahrung gegen alle Folgerungen dieser Art bezeichnen müssen."

Da wäre also die vielberufene restitutio ex nunc leibhaftig wieder vor uns, und zwar in vollständiger Nacktheit. Freilich können die Stände geschehene Dinge nicht ungeschehen machen. Sie müssen gar Vieles aus der Zeit des verfassungslosen Interregnums nachträglich billigen, weil ein anderer Weg nicht offen steht. Denn die unbedingte Durchführung des Legitimitätsprincips würde hier, wie anderwärts, sehr bedenkliche und gefährliche Consequenzen nach sich ziehen. Eine solche Anerkennung des Geschehenen schließt jedoch überall nicht in sich, daß die Stände auf die Ueberführung des verfassungswidrigen Zustandes der Zwischenzeit in einen verfassungsmäßigen verzichten. Der Grundsatz der restitutio ex nunc, wie er Seitens der Regierung aufgefaßt zu werden scheint, ist für die Stände absolut unannehmbar. Auch hat derselbe in der Trabertschen Angelegenheit eine Abweisung schon erhalten.

Die obenerwähnte Verwahrung des Landtagscommissars gegen die von den Ständen bereits vorgenommene „Wahl eines Ausschusses für Vorschläge zur Besetzung des Oberappellationsgerichtes kann dazu dienen, den Streitpunkt näher zu erörtern. Dabei erhalten zugleich die eigenthümlichen Zustände dieses Gerichtshofes einige Beleuchtung.

Nach der Verfassungsurkunde vom 5. Januar 1831 § 100 sind die Landstände befugt und verpflichtet „diejenigen Vorstände der Ministerien, oder deren Stellvertreter, welche sich einer Verletzung der Verfassung schuldig gemacht haben, vor dem Oberappellationsgericht anzuklagen, welches sodann ohne Verzug

die Untersuchung einzuleiten, selbst zu führen, und nach deren Beendigung in voller Versammlung zu erkennen hat." Dem Oberappellationsgericht sind also verfassungsmäßig die Functionen eines Staatsgerichtshofes zugewiesen. Nun hatte aber früher die Regierung allein das Erneuerungsrecht der Mitglieder des Oberappellationsgerichts. Die Zusammensetzung desjenigen Gerichtshofes, welcher über Verfassungsverletzungen der Minister erkennen sollte, war also lediglich in die Hände dieser Minister gelegt. Die Uebelstände einer solchen Einrichtung kamen bald zu Tage. Alle gegen Hassenpflug in seiner ersten Regierungsperiode erhobenen Anklagen wegen Verfassungsverletzungen wurden mit Hülfe des Ernennungsrechtes glücklich parirt. Er entfernte die ihm bedenklichen Richter und schob dafür gefügige Leute ein. Diese Praxis erhielt sich bis zum Jahr 1848. Schon in den vorhergehenden Jahren waren Anklagen gegen Minister nicht mehr erhoben worden; nicht etwa weil es an genügendem Stoff gefehlt hätte, sondern weil solche Anklagen, bei der Zusammensetzung des Gerichts, aussichtslos waren. Im Jahre 1848 kam dann dieser empfindliche Punkt zur Sprache, und es wurde ein Gesetz vom 17. Juni 1848 erlassen, welches den Ständen das Präsentationsrecht bei der Besetzung der erledigten Stellen des obersten Gerichts einräumt. Dieses Gesetz hat in mehren Fällen Anwendung erhalten, und zwar mit sehr gutem Erfolg. Durch Präsentation tüchtiger Räthe wurde das Ansehen des Gerichtshofes wieder gehoben. Da hat nun Hassenpflug mit Hülfe der Bundescommissare und der von denselben angemaßten dictatorischen Gewalt das Präsentationsrecht der Stände durch ein „provisorisches Gesetz" vom 29. Juni 1851 wiederum beseitigt, und dann den Gerichtshof nach seinem Bedürfniß und nach seinem Geschmack gesäubert. Die ihm bedenklichen Richter wurden entfernt und an deren Stelle Hassenpflugianer vom reinsten Wasser gesetzt. Damit waren zwei Zwecke zugleich erreicht: die Umgestaltung des höchsten Gerichtshofs zu einem dem Herrn und Meister gefügigen Werkzeug und die Belohnung der „Getreuen". — Das gründlich zerstörte Vertrauen zu dem höchsten Gericht ist bis auf den heutigen Tag nicht wieder hergestellt. In der Erwartung, daß der unterbrochene gesetzliche Zustand nunmehr wieder hergestellt werden müsse, haben die Stände denjenigen Ausschuß gewählt, welcher das Präsentationsrecht zu den erledigten Stellen des Oberappellationsgerichts auszuüben hat, sobald die Ständeversammlung selbst nicht thätig sein kann. Jenes Präsentationsrecht kann als eine bundeswidrige Einrichtung nicht betrachtet werden. Dasselbe besteht in Hannover und Mecklenburg schon seit langer Zeit ohne alle Anfechtung. In Sachsen und Würtemberg ist den Ständen sogar ein Ernennungsrecht zum Staatsgerichtshof eingeräumt. Ganz folgerichtig hat denn auch die landesherrliche Verkündigung vom 21. Juni §. 2. unter den „als bundeswidrig anzusehenden Bestimmungen" das Präsentationsrecht der Stände nicht erwähnt, damit also dieses Recht indirect an-

erkannt. Will nun der obenerwähnte Protest der Regierung aussprechen, daß den richterlichen Erkenntnissen des durch Anordnungen der Zwischenzeit geschaffenen Oberappellationsgerichts eine rechtliche Anerkennung nicht versagt werden dürfe, weil sonst die größte Rechtsunsicherheit daraus hervorgehen müsse; so kann dem kaum widersprochen werden. Will aber jener Protest ausdrücken, daß auch die in der Zwischenzeit gegen die ausdrückliche Vorschrift des rechtsbeständig erlassenen Gesetzes zu Stande gebrachte Zusammensetzung des Gerichtshofes, als eine rechtmäßige für die Zukunft anerkannt werden solle, dergestalt, daß die von der Regierung einseitig ernannten Räthe auch künftig als Mitglieder des Staatsgerichtshofs fungiren, so wäre dieses ein völlig ungerechtfertigtes Verlangen, welchem die Stände nun und nimmermehr willfahren können und willfahren werden. Die Verantwortlichkeit der Minister ist die wirksamste Garantie der Verfassung; und diese Garantie wird geradezu vernichtet, sobald die Besetzung desjenigen Gerichtshofs, welcher über Verfassungsverletzungen zu erkennen hat, lediglich von den betreffenden Ministern selbst ausgeht. Wirklich scheint man auf dieses Ziel lossteuern zu wollen. Nachdem der Bundesbeschluß vom 24. Mai bereits erlassen war, also die Verfassung wieder hergestellt werden mußte, hat das vorhinnige Ministerium, unmittelbar vor seinem Abgang noch zwei Stellen des Oberappellationsgerichts besetzt. Darunter befand sich eine Persönlichkeit, welcher kaum ein anderes Verdienst beigemessen werden kann, als blinde Ergebenheit gegen das gestürzte System. Wenn die Regierung für alle Acte der Zwischenzeit unbedingte Rechtsbeständigkeit in Anspruch nimmt, so scheint dabei nicht allein eine verkehrte Rechtsanschauung zu Grunde zu liegen. Es scheinen noch andere Motive wirksam zu sein. Wird jener Grundsatz nicht anerkannt, dann kommt die persönliche Verantwortlichkeit aller derjenigen Personen in Frage, welche den Umsturz der Verfassung veranlaßt haben, oder bei demselben sonst thätig gewesen. Unter diesen Personen befinden sich viele Leute, die man nicht fallen lassen kann und nicht fallen lassen will. Hier wird wohl des Pudels Kern zu suchen sein. Die Stände werden sich nicht beeilen für die Deckung dieser Herren mittelst der Fiction einer unbedingten Rechtsbeständigkeit aller Acte der Zwischenregierung Sorge zu tragen. Sie würden damit nur einen zweiten Hassenpflug und einen zweiten Verfassungsumsturz heraufbeschwören. Ueber die von der Regierung geforderte unbedingte Anerkennung der Rechtmäßigkeit aller Regierungsacte des Interregnums wird sich demnächst voraussichtlich ein heftiger Kampf entspinnen, der kaum anders als mit der Niederlage der Minister endigen kann. Die Regierung wird schließlich genöthigt sein, auch hier „Modificationen" eintreten zu lassen.

Die Affaire Haynau hat inzwischen einen vorläufigen Abschluß erhalten. Zuerst scheint man über diejenigen Offiziere, welche die Sache nicht als erledigt

erachteten, — und es war dieses beinahe die Gesammtheit der Offiziere, ungehalten gewesen zu sein. Dann ist aber doch die Ueberzeugung von dem streng correcten Verhalten der Offiziere durchgedrungen. Haynau wurde vorläufig von dem Obercommando entfernt; und seine definitive Ausscheidung aus der Armee kann nur noch eine Frage der Zeit sein.

Auch Herr von Bismark hat sich in unseren Regierungskreisen durch seine Note vom 4. December abermals unangenehm gemacht. Ueberaus kurz angebunden, bestätigt er darin lediglich den gesammten Inhalt der früheren Note.

Auf der nächsten Tagesordnung der Stände steht der Handelsvertrag mit Frankreich. Ueber diese Sache herrscht im ganzen Lande vollkommene Klarheit und vollkommene Einmüthigkeit. Die Stände werden den Handelsvertrag durchaus willkommen heißen, und zugleich die großen Nachtheile, welche die Verzögerung seiner Durchführung im Gefolge hat, nachdrücklich hervorheben. Das Land wird sprechen. Ob dann die Regierung ihr bisheriges Schweigen fortsetzt, muß sich zeigen.*)

Literatur.

Aus früherer Zeit. Von Arnold Ruge. Erster Band. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1862.

Eine Selbstbiographie, die von den ersten Erinnerungen des Verfassers bis zu der Zeit geht, wo er die Universität Halle bezog, und in der wir recht ansprechenden Bildern von den Zuständen, die in der Franzosenzeit und in den zwanziger Jahren auf Rügen und im ehemaligen schwedischen Pommern herrschten, sowie manchem mit guter Laune erzählten Erlebniß aus der Kindheit und Schulzeit des Verfassers begegnen. Mit Liebe und Glück schildert derselbe namentlich sein Vaterhaus, seine Eltern, die Leute vom besten niederdeutschen Schlag gewesen sein müssen, seine Streiche und Abenteuer in wilder Knabenzeit (vgl. das derbkomische Capitel „die Reform der Schweine"), endlich den Beginn seiner Studien im Pastorhause zu Langenhanshagen. Dazwischen sind Excurse politischen Inhalts eingestreut, Mittheilungen über alte Gebräuche in Pommern, Gespräche über religiöse Fragen (die beiläufig ein wenig an die Composition der Reden bei Livius erinnern) u. d. m. Von den vielen hübschen Anekdoten des Buchs möge eine hier Platz finden. Als 1819 die Nachricht von Sands That nach Stralsund kam, hielt der dortige Conrector Kirchner seinen Primanern eine Rede über den „heldenmüthigen Jüngling", welche die Zuhörer ungemein erbaute. Später, im Jahre 1838 traf Ruge, damals Docent und Mitherausgeber der Hallischen Jahrbücher, mit Kirchner, der inzwischen Rector von Pforta geworden und in politischen Dingen einen andern Sattel bestiegen, in einer Gesellschaft zu Halle zusammen, an der Schmidt, Rector des Waisenhauses,

*) Durch ein Versehen ist in dem vorletzten Brief der Graf von Isenburg-Meerholz aus der Reihe der kurhessischen Standesherrn ausgefallen.

Hermann Niemeyer und der Philolog Meyer theilnahmen. Von den Hallischen Jahrbüchern, die Kirchner sehr lobte, kam man auf Ruges Vergangenheit zu sprechen, und Meyer fragte Kirchner, er habe wohl schon auf der Schule seine Noth mit jenem gehabt, worauf Kirchner erwiderte, keineswegs, er sei ein offner und lebhafter Jüngling gewesen. „Da die Heuchelei einmal Trumpf war" — erzählt Ruge weiter — „so sagte ich: der Herr Rector hat immer eine lebhafte Theilnahme gezeigt für das Ideale und die Ideale einer bewegten Zeit, wie die von 1819, als ich sein Schüler war, und wie die jetzige wieder ist. Ich bin daher gar nicht überrascht, daß er auch an den Jahrbüchern einen regen Antheil nimmt, die ja nur die Ideen verwirklichen wollen, zu der es die Zeit gebracht hat. — Nun, da kommen wir zusammen, sagte Meyer, nahm sein Glas, hielt eine kurze Rede und schloß sie mit dem Trinkspruch: Die sieben Göttinger Professoren! Wir erhoben uns Alle und stießen mit ihm an; nur der Rector von Pforta fand dies zu stark und sagte: Nein, nicht die Sieben! Trinken wir auf die sieben Weisen Griechenlands!" — Schallendes Gelächter, unauslöschliche Heiterkeit. Niemeyer brach einmal über's andere in die Worte aus: das ist in der That classisch. Hätt' es nicht geglaubt, wenn ichs nicht erlebt hätte! Was würde er erst gesagt haben, hätte er Kenntniß von der Rede des würdigen Herrn Rectors über den „heldenmüthigen Jüngling" von 1819 gehabt! —

Weihnachtsliteratur. Erlebtes und Erzähltes für heranwachsende Mädchen von Aurelie. Wien. Rudolf Lechner.

Die Weihnachtsgabe der wohlbekannten Kinderfreundin, deren Festgaben einer fröhlichen Aufnahme sicher sind, enthält kleine Novellen, Bilder, Charakteristiken und Betrachtungen, wie sie den heranwachsenden Töchtern am willkommensten sein müssen. Feine Empfindung für die Bedürfnisse des jugendlichen Geistes und Herzens, gute Auswahl des Belehrenden und Interessanten, gefällige Anordnung zeichnen das Buch vor vielen ähnlichen aus. Unter den Beiträgen, welche die Herausgeberin selbst gearbeitet hat, ist eine kleine Erzählung „der Wunschzettel besonders charakteristisch für ihr schönes Talent, Stimmungen und Wandlungen der weiblichen Seele in einer Fülle hübsch erfundener kleiner Züge lebendig darzustellen. Was uns aber jedes ihrer Bücher besonders werth macht, ist die innere Freiheit ihrer eigenen Seele, die ehrliche Unbefangenheit und rücksichtslose Wahrhaftigkeit, mit welcher sie menschliche Verhältnisse beurtheilt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

